Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
VE
v.30³

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

XXX. Jahrgang 1915/1916

3. Band

Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien

Digitized by Google

Digitized by Google

053
VE
v. 30³

Inhaltsverzeichnis

XXX. Jahrgang 1915/1916. Dritter Band

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes

Boy-Ed, Ida: Gottes Handlanger. Erzählung 231
Bulcke, Carl: Kapellmeister Spatz. Novelle 192
Gerhard, Adele: Die Sprache der Erde. Erzählung 281, 417
Haarhaus, Julius R.: Die Geschichte vom Kalifen und dem Teufel. Ein Märchen 451
Horn, Hermann: Anna vor der Hochzeit. Erzählung 65
Huggenberger, Alfred: Der Glückfinder. Erzählung 359
Kurz, Hermann: Die Nacht in Üsküb. Eine albanische Erzählung 201
Lambrecht, Nanny: In der Mondnacht. Erzählung 97
*Molo, Walter von: Das deutsche Herz in Feldgrau. Mit zwei Schattenriß-Zeichnungen von Carl Tips . . . 290
Sandt, Emil: Wenn Engel sich langweilen. Märchen 43
Supper, Auguste: Andreas Vogels Herbsthaus. Erzählung 483
Trentini, Albert von: Das alte Mädchen. Erzählung 385
Villinger, Hermine: Gestern noch auf stolzen Rossen. Erzählung 528
Weber, Adelheid: Über den Tälern. Ein Frauenleben von damals . . 1, 145, 313
Zobeltitz, Hans Caspar von: Zwei Feinde. Ein Geschehnis 121

Gedichte, Sprüche

Bethge, Hans: Erinnerung an die Provence 76
Brandt, Rolf: Die Schlacht 464
Bröger, Karl: Verwirrte Liebe (Die Unbekannten — Die Entzweiten) . . . 311
Busse, Carl: Meinem Bruder. Ein Requiem 132
Busse-Palma, Georg: Das Wunder des Benediktus. Ballade 298
— — Mit einem Strauß 96
Dauthendey, Max: Der Grasbrand . 176
— — Die Sorge 176
Forstreuter, Hede: Die Fischer 248
Geiger, Albert: Befreite Sklaven. Ballade 429
Hagen-Thürnau, Carl: Die lösende Stunde. Sonett 208
Harder, Agnes: Der Männerbrunnen . 230
Kamieth, Lisa: Und hab' nur eine Sehnsucht 520
Looser, Guido: Nelken 553

Seite

Manz, Gustav: Zwischen den vier Wänden. Aus dem Tagebuch einer jungen Ehe 481
Meißner, Carl: Zum Trost 263
Münchhausen, Börries, Frhr. von: Der Toten 384
— — Futter-Fassen. Ballade . nach 542
— — Mit den Kindern im Garten . . 384
— — Wetterwendische Zeiten 384
Ompteda, Georg Frhr. von: Reue der Nacht 460
Plinke, August H.: Die Orange. Ballade 340
— — Die Truhe. Ballade 127
Rheinsch, Erika: Frühlingserwachen . 126
Schanz, Frida: Brenta-Wellen . . . 450
— — Welch tiefes Träumen 450
Schaukal, Richard: Der alte Gärtner . 372
Silbergleit, Arthur: Der Fluß . . vor 543
Steimann, Antonie: Nocturno . . . 339
Sternberg, Leo: Der Mensch 527
Wagner, Friedrich W.: Die Nebenstraßen 24
Wilcke, Kurt: Champagnefrühling . . 346
Zahn, Ernst: Vergänglichkeit 444
Zimmer, Fritz Alfred: Sommermärchen (1916) 498
Zobeltitz, Hans Caspar von: Zehn Kriegsbilder aus dem Westen . . . 507

Kunst und Literatur

*Eucken, Prof. Dr. Rudolf: Persönliche Erinnerungen an Max Reger. Mit einem Bildnis des Verstorbenen . . 342
*Goecke, Hans von: Ein Jahr durch Polen. Zu siebzehn Ölskizzen und Zeichnungen von Prof. Arnold Busch-Breslau 347
*Illustrierte Rundschau 138, 274, 410, 554
*Ostini, Fritz von: Zu Eduard Grützners 70. Geburtstage. Der Künstler und sein Heim. Mit zwei Einschaltbildern in Faksimile- und Tondruck und dreizehn teilweise mehrfarbigen Textabbildungen 25
*Pernerstorfer, Engelbert: Marie von Ebner-Eschenbach. Mit einem Bildnis der Dichterin 195
*Ponten, Josef: Fritz Erler und Ferdinand Spiegel als Kriegsmaler. Mit zwei Kunstbeilagen in Faksimile- und Tondruck und neun teilweise mehrfarbigen Textbildern 434
*Rummel, Walter von: Kriegsbilder aus dem Woëvregebiet. Mit einem Einschaltbild in Tondruck und acht mehrfarbigen Zeichnungen von Hans Meyerkassel 209

618011

Digitized by Google

Seite

*Servaes, Franz: Erinnerungen an den Wiener Wald. Mit siebzehn teilweise mehrfarbigen Abbildungen nach Gemälden, Stichen und photographischen Naturaufnahmen 109
*Sydow, Dr. Eckart von: Die Kunstgeschichte des europäischen Schachspiels. Mit siebzehn Abbildungen . 249
*Weber, Hans: Wahnfried. Mit drei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen 536
Zobeltitz, Hanns von: Glückwunsch zu Eduard Grützners 70. Geburtstag . 34
Zu unsern Bildern . . 138, 274, 410, 554

Sonstige Aufsätze

*Clemen, Geheimrat Prof. Dr. Paul: Wilna. Mit fünfundzwanzig Abbildungen nach photographischen Naturaufnahmen 465
Delitzsch, Geheimrat Prof. Dr. Friedrich: Die Stellung der Frau in Altbabylonien 365
Ehlers, Wilhelm: H. U. Zur Eröffnung des Frachtverkehrs mit Unterseebooten zwischen Bremen und den Vereinigten Staaten von Amerika . . . . 542—543
*Fred, W.: Lord Northcliffe und seine Presse. Mit einem Bildnis 521
*Fürst, Artur: Die Schönheit der Maschine. Mit zwanzig Abbildungen . 373
*Hersfeld, E. von: Die Seeschlacht vor dem Skagerrak. Eine Betrachtung an Hand der amtlichen Darstellung. Mit zwei Bildnissen und sieben Kartenskizzen . . . . . 312—313
*Heyck, Prof. Dr. Ed.: Bilder aus dem alten Berlin. Mit vierzehn zum Teil mehrfarbigen Abbildungen 299
— — Die deutsche Mode 94
— — Wandlungen der Diplomatie . . 445
*Höffner, Johannes: Das Haus Koburg. Mit einer Stammtafel als Beilage, einem Einschaltbild in Tondruck und siebenundzwanzig Textbildern nach Gemälden und Photographien . . . 177
Hoetzsch, Prof. Dr. Otto: Die Niederlande und die iberische Halbinsel im Weltkriege 241
— — Zeitgeschichtlicher Rückblick 129, 264, 398, 543
Lange, Hauptmann F.: Kriegserlebnisse und Kriegserfahrungen in West und Ost 77
Meißner, Franz Hermann: Nürnberg und 1915 49
Oncken, Prof. Dr. Hermann: Der amerikanische Unabhängigkeitskrieg. Eine Weltkrisis des 18. Jahrhunderts . . 291
Restorff, Major von: Mit Goltz im Frieden und im Felde 257
Rubner, Geheimrat Prof. Dr. Max: Fleischlose Tage 39
*Salzmann, Erich von: Yuanschikai. Mit einem Bildnis 499
Seeberg, Geheimrat Prof. D. Reinhold: Von baltischer Art 219

Seite

Seidel, Geh. Regierungsrat Dr. jur.: Probleme der Lebensmittelversorgung im Kriege 461
*Staby, Dr. Ludwig: Räuber der Luft. Mit elf mehrfarbigen Abbildungen nach Aquarellen von Paul Matzel . 509
*Sternaux, Ludwig: Die deutschen Kriegsgefangenenlager. Mit Faksimile-Wiedergaben von fünf Gemälden von Prof. Friedrich Fehr . . . 55

Neues vom Büchertisch

Babillotte, Arthur: Zwischen den Feinden 408
Böhlau, Helene: Der gewürzige Hund 404
Brennert, Hans: Landsturm 136
Bröger, Karl: Kamerad, als wir marschiert 136
Cloeter, Hermine: Häuser und Menschen von Wien 551
Consentius, Ernst: Meister Johann Dietz erzählt sein Leben 408
Ernst, Paul: Saat auf Hoffnung . . 552
Erträumtes und Erlebtes. Kriegserzählungen 553
Flake, Otto: Horns Ring 552
Flex, Walter: Sonne und Schild . . 135
Frank, Leonhard: Die Ursache . . . 269
Franke, Ilse: Deutsche Treue 137
Friedrichs des Großen Ausgewählte Werke 273
Funke, Berthold: Harfe im Sturm . . 137
Herzog, Rudolf: Ritter, Tod und Teufel 136
Kurz, Isolde: Cora und andere Erzählungen 406
Lersch, Heinrich: Herz, aufglühe dein Blut! 134
Linzen, Karl: Aus Krieg und Frieden 270
Meyrink, Gustav: Der Golem 270
Nathusius, Elsbeth von: Johann Gottlob Nathusius. Ein Pionier deutscher Industrie 549
Paul, Adolf: Die Tänzerin Barberina 272
Perutz, Leo: Die dritte Kugel 271
Prieß, Clara: Daß dir wachsen deiner Seele Schwingen 137
Queri, Georg: Ja, die Bayern! . . . 553
Reuter, Gabriele: Ins neue Land . . 406
Rummel, Walter von: Das erste Jahr. Aus den Erinnerungen eines Kriegsfreiwilligen 553
Schäfer, Wilhelm: Lebenstag eines Menschenfreundes 407
Seidel, Ina: Neben der Trommel her 137
Wöhrle, Oskar: Als ein Soldat in Reih und Glied 136

Kunstbeilagen

Baden, Heinz: Bootsvermieter am Osterdeich in Bremen. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 424 u. 425
Busch, Prof. Arnold: Biwakierendes Feldlazarett. Ölskizze. Faksimiledruck zw. 350 u. 351

Digitized by Google

Seite

Erler, Prof. Fritz: In Reserveſtellung vor Ypern. Gemälde. Faksimiledruck zw. 436 u. 437
Fink, Waldemar: Sommermorgen. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 520 u. 521
Fleiſcher, Prof. Fritz: Die Alte. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 392 u. 393
Froſt, Martin: Träumerei. Aquarellſkizze. Faksimiledruck . . . zw. 72 u. 73
Gooſſens, Joſſe: Karuſſell. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 456 u. 457
Grützner, Eduard: Kirſchenſtilleben. Gemälde. Faksimiledruck . . . zw. 24 u. 25
Herſch, Eugen: Generalfeldmarſchall von Mackenſen. Gemälde. Faksimiledruck zw. 144 u. 145
Jacoby, Meinhard: Holſteiniſches Landhaus. Aquarell. Faksimiledruck zw. 48 u. 49
Lange, Helene: Roſen. Faksimile-Wiedergabe eines Steindrucks zw. 232 u. 233
Mangold, Burkhard: Frühling im Zoologiſchen Garten zu Baſel. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 104 u. 105
Oßwald, Eugen: Schwierige Fahrt. Gemälde. Faksimiledruck . . . zw. 88 u. 89
Rickelt, Karl: Sonnenblumen. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 280 u. 281
Röbbecke, Prof. M.: Am Ammerſee. Ölſtudie. Faksimiledruck . . zw. 320 u. 321
Rumm, Auguſt: Blick aus meinem Gartenhaus. Gemälde. Faksimiledruck Titelbild
Scholtz, Robert F. K.: Bildnis einer Dame. Gemälde. Faksimiledruck zw. 8 u. 9
Schramm-Zittau, Prof. R.: Im Münchener Hirſchgarten. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 152 u. 153
Strützel, Prof. O.: Zimmerecke. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 416 u. 417
Thor, Walter: Leutaſcherin. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 488 u. 489
Vetter, C.: In den Kurfürſtenzimmern der Münchner Reſidenz. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 248 u. 249
Weiſe, Prof. Robert: Frühſtückszimmer. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 16 u. 17

Einſchalt- und Text-Bilder

Bielefeld, Bruno: Der Krögel an der Spree. Aquarell. Faksimiledruck . 304
— — Die Inſelbrücke. Aquarell. Faksimiledruck 306
— — Im Krögel in Berlin. Aquarell. Faksimiledruck 305
— — Kleine Stralauer Straße in Berlin. Aquarell. Faksimiledruck . . . 303
Bochmann, Prof. Gregor von: Garnelenfiſcher. Gemälde. Tondruck zw. 404 u. 405
Buſch, Prof. Arnold: Generalfeldmarſchall von Bülow. Bildniszeichnung 312
— — Ein Fliegeroffizier. Zeichnung . 356
— — Sven Hedin. Bildniszeichnung. Tondruck . . . . . zw. 354 u. 355
— — In der Kirche Jasna Gora zu Czenſtochau. Zeichnung. Tondruck zw. 346 u. 347
Buſch, Prof. Arnold: Generaloberſt von Kluck. Bildniszeichnung 535
— — Kolonnenbiwak. Zeichnung . . 354
— — Landſturmbahnwache bei Neudorf. Zeichnung 348
— — Polniſche Flüchtlinge. Zeichnung 355
— — Polniſcher Jude. Zeichnung . . 350
— — Reitende Jäger auf Patrouille. Ölſkizze. Faksimiledruck 352
— — Ruſſiſcher Gefangener. Zeichnung 353
— — Sanitätsbiwak. Zeichnung . . 354
— — Schleſiſcher Landwehrmann. Ölſkizze. Faksimiledruck 351
— — Schwerverwundete in Zarczyce. Zeichnung 349
— — Soldatenfriedhof in Sulkow. Ölſkizze. Faksimiledruck 358
— — Sternennacht im Schützengraben. Zeichnung 347
— — Übergang über den Bug bei Mielnik. Ölſkizze. Faksimiledruck . 357
— — Zerſchoſſenes Dorf Prſybinow. Zeichnung 347
Cauer, E.: Verwundeter Krieger. Bildwerk. Tondruck . . . . zw. 528 u. 529
Erler, Prof. Fritz: Abendſegen in Herlies. Zeichnung 435
— — Ablöſung. Zeichnung 436
— — Dorf Telhus unter Feuer. Zeichnung 434
— — In der Regennacht werden die Straßen lebendig. Zeichnung. Tondruck . . . . . zw. 444 u. 445
— — In der Zitadelle von Lille. Zeichnung 439
— — Lille November 1914. Zeichnung 441
— — Tod von Ypern. Zeichnung . . 437
— — Wo kommſt du her in dem roten Kleid? Zeichnung 433
Exter, Prof. J.: Auguſt 1914. Triptychon-Gemälde. Tondruck zw. 548 u. 549
Fehr, Prof. Friedrich: Abend in einem Kriegsgefangenenlager. Gemälde. Faksimiledruck 61
— — Am Lagerfeuer in einem Kriegsgefangenenlager. Gemälde. Faksimiledruck 59
— — Barackenbau in einem Lager von franzöſiſchen Kriegsgefangenen. Gemälde. Faksimiledruck 57
— — Engliſches Theater im Kriegsgefangenenlager zu Döberitz. Gemälde. Faksimiledruck 63
— — Zeltinneres in einem Kriegsgefangenenlager. Gemälde. Faksimiledruck 58
Füßli, Johann Heinrich: Beatrice belauſcht Hero und Urſula. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 96 u. 97
Gentz, Wilhelm: Orientaliſcher Kopf. Zeichnung 506
Grützner, Prof. Eduard: Die Tochter des Künſtlers. Gemälde. Tondruck zw. 40 u. 41

Digitized by Google

Seite

Grützner, Prof. Eduard: Kartonzeichnung zum Bilde in der Münchener Neuen Pinakothek: Der schlesische Zecher und der Satan 31
— — Küche eines Tiroler Bauernhauses. Gemälde. Faksimiledruck 30
— — Seine Eminenz. Zeichnung . . 37
— — Tiroler Torggelraum. Gemälde. Faksimiledruck 29
— — Wiener Blumenmädchen. Zeichnung. Faksimiledruck 35
Hengeler, Prof. Adolf: Am Balkon. Gemälde. Tondruck . . . zw. 336 u. 337
Hummel, Joh. Erdmann: Schachpartie. Gemälde 307
Kaulbach, Prof. Fritz Aug. von: Die Töchter des † Herzogs Alfred von Sachsen-Koburg-Gotha. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 192 u. 193
Kellermann, Emil: Inspiration. Elfenbeinbildwerk. Tondruck . zw. 136 u. 137
Klimsch, Prof. Fr.: Olympias. Bronzebildwerk. Tondruck . . . zw. 328 u. 329
Kohlschein, Hans: Ausmarsch der kriegsgefangenen Besatzung von Maubeuge vor dem General von Zwehl. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 80 u. 81
Krüger, Franz: Aus dem Berlin der 1830er Jahre. Gemälde 309
Kugler, Franz: Der Gaukler. Bildwerk. Tondruck . . . . . zw. 272 u. 273
Larwin, Hans: Zur Zeit des Heurigen im Wiener Wald. Gemälde . . . 119
Lipinsky, Siegmund: Meeresstille. Kupferstich 485
Marmorstatue einer Göttin, eine Neuerwerbung des Berliner Museums . 409
Matzel, Paul: Ruhe. Aus dem Berliner Zoologischen Garten. Zeichnung . . 54
Meyerheim, Eduard: Kegelgesellschaft 1834. Gemälde 310
Meyerkassel, Hans: Proviantkolonne auf der Landstraße zwischen Xonville und La Chaussée. Gemälde. Tondruck zw. 208 u. 209
— — Batterie vor dem Abschuß. Zeichnung. Faksimiledruck 210
— — Deutsche Ablösungsmannschaften passieren auf dem Wege zur Front einen zerschossenen französischen Schützengraben. Zeichnung. Faksimiledruck . 213
— — Ein deutscher Schützengraben im Woëvregebiet. Zeichnung. Faksimiledruck 212
— — Flugplatz im Woëvregebiet. Zeichnung. Faksimiledruck 209
— — Offiziersbegräbnis in Hannonville. Zeichnung. Faksimiledruck 217
— — Rast vor einer Fernsprechstelle. Zeichnung. Faksimiledruck 215
— — Straßenbild aus Viéville. Zeichnung. Faksimiledruck 214
— — Strohabgabe bei einem Proviantamt. Zeichnung. Faksimiledruck . . 211

Seite

Muyden, Ev. van: Tierzeichnungen . . 297
Peters, Hela: Damenbildnis. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 160 u. 161
— — Damenbildnis. Zeichnung. Faksimiledruck 165
— — Dieter. Bildniszeichnung. Faksimiledruck 171
— — Schlafende. Radierung 175
Pietzsch, Richard: Am Badestrand. Gemälde. Tondruck . . . zw. 492 u. 493
Schade, Karl: Ein stilles Tal: Frühlingsabend. Gemälde. Faksimiledruck 114
— — Mai im Wiener Wald. Gemälde. Faksimiledruck 115
— — Steg über den Halterbach: Vorfrühling im Wiener Wald. Gemälde. Faksimiledruck 113
— — Wiesenhang im Wiener Wald. Gemälde. Faksimiledruck 116
Schneider-Didam, Wilh.: Damenbildnis. Gemälde. Tondruck zw. 452 u. 453
Schwind, Moritz von: Aufbruch zu einer Landpartie auf den Leopoldsberg. Lithographie 109
— — Schwind und Eduard von Bauernfeld auf einer Fahrt in den Wiener Wald. Gemälde 112
Spiegel, Ferdinand: Über die Aisne. Zeichnung 442
— — Warneton, November 1914. Zeichnung 443
Storch, Prof. Karl: Bildnis eines jungen Mädchens. Gemälde. Tondruck zw. 496 u. 497
Torres, Julio Romero de: Damenbildnis. Gemälde. Tondruck zw. 288 u. 289
Volkert, Hans: Mädchenkopf. Zeichnung 428

Kunst, Kunstgewerbe und anderes

* Beckerath, Adolf von: Aus der Sammlung von 274
* Bildnisse aus dem vom K. u. K. Kriegsministerium herausgegebenen Werke: „Unsere Heerführer“ 280
* „Fliegerhäuschen“, Ein, an der Westfront 277
* Hohlwein, Ludwig: Plakate, Buchumschläge 410
* Kellermann, Emil: Elfenbeinarbeiten . 139
* Kriegsdenkmäler und Heldengräber . 412
* Kriegsschmuck aus Schwäbisch-Gmünd 278
* Kriegsspielkarten, Ältere und neue . . 138
* Marmorstatue einer Göttin (Neuerwerbung des Berliner Museums) . . . 410
* Pelizaeus-Museum in Hildesheim . . 554
* Riemerschmied, Prof. Richard: Wohndielen 415
* Stickereien nach alten Vorlagen und Mustern 559
* Wiener Interieur, Vom neuen . . . 558
* Wohnungseinrichtungen, Neue, der deutschen Werkstätten für Handwerkskunst in Dresden-Hellerau 142

Digitized by Google

Digitized by Google

Blick aus meinem Gartenhaus

Gemälde von Auguſt Rumm

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXX. Jahrgang 1915/1916 Heft 9. Mai 1916

Über den Tälern

Ein Frauenleben von damals. Von Adelheid Weber

(Fortsetzung)

Es war drei Jahre später am Nachmittag eines schönen Oktobertages, als Dorothea Asmus von der Potsdamer Straße in Berlin durch den Tiergarten nach Charlottenburg ging. Man schrieb das Jahr 1870, und es führte schon eine Pferdebahn von Berlin nach Charlottenburg; aber es war Sonntag, und Dorothea hatte Lust, sich wieder einmal ordentlich auszulaufen. Denn am Alltag saß sie in ihrem kleinen Hofstübchen am Klavier, wenn sie nicht Stunde im Sternschen Konservatorium hatte.

Es waren große Veränderungen in ihrem Vaterhause und ihrem Freundeskreise, welche ihr den immer mächtiger werdenden Wunsch nach gründlicher musikalischer Ausbildung verwirklicht hatten. Zuerst war Großmutter gestorben. Die alte Frau hatte bis in ihr neunzigstes Jahr ihr rosiges, glattes Gesicht, ihren klaren Kopf und ihr quickes Temperament behalten. Sie war bis zu einer gewissen Grenze voll guten Humors, hatte es gern, wenn Hans Kuno und die Kunomädels mit Studenten und neugebackenen Doktores hinaufkamen, und der Berg von Jugendlachen erklang. Noch lieber hatte sie das stille Bertchen Eigenfeld, das zuweilen für ein paar Tage zu Gast kam. Sie mochte es leiden, daß der ehrenfeste Hans Kuno, der ganz aus der Familie schlug, das Dorchen wenig aus den Augen ließ. Sie rechnete ihr vor, daß Hans jetzt Assistent an der Universitätsklinik sei und eine ehrenvolle Zukunft vor sich habe. Dorchen bekam dann einen roten Kopf und antwortete irgendeine Dummheit, z. B.: „Aber er kann nicht so schön tanzen wie du, Großmutter," wobei sie die alte Dame umfaßte und trotz ihres Sträubens und Scheltens ein paarmal umdrehte.

„O Großmutter, man kommt nicht um dich 'rum!"

Sie hatte schon ihr Schürzchen abgestreift und maß die Großmutter mit den Bändern.

„Sag' ich's nicht? Zwei Ellen Umfang!"

„Tummes Palg!" schalt Großmutter. „Hab' du mal erst soviel an wie ich! Ein Barchentleibchen über dem Hemd und darüber die Taille und über der die Wolljacke und das kleine, seidene Tuch und das große, wollene. Und die fünf Unterröcke —"

„Und das mitten im Sommer," sagte Dorchen bewundernd.

„Tummes Palg! Hab' du man erst Wasser in den Beinen —"

Das „tumme Palg" war wirklich noch kindisch genug, keinen Begriff davon zu haben, daß Großmutters umfangreiche Mitte und die ebenso umfangreichen Beine am Ende keine ganz harmlose Erscheinung seien.

Aber jetzt wurden Großmutter die Beine sehr unbequem; sie schob es freilich darauf, daß ihr Sohn nun schon seit drei Jahren ihr verwehrte, sich die Ader schlagen zu lassen, wie sie das seit ihrem fünfzehnten

 Nachdruck verboten. Copyright 1916 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

Jahre gewohnt war. Und als der Doktor sich standhaft weigerte, ihr Blut zu entziehen, schickte Großmutter, während er auf Praxis war, heimlich zum Bader hinunter, und der ließ ihr zur Ader.

Als der Doktor nach Hause kam, saß Großmutter auf ihrem Bett — denn liegen konnte sie wegen der geschwollenen Beine nicht — und rief immer, ihr eigener Sohn wolle sie umkommen lassen, weil das viele Blut, das sie habe, sie ersticken müsse. Sie kam nicht mehr zu klarer Besinnung und starb nach langem Todeskampfe.

Nun meinte der Doktor, das siebzehnjährige Dorchen und das siebenjährige Ilschen nicht ohne weibliche Obhut lassen zu dürfen und nahm eine Jugendfreundin seiner Frau, eine vierzigjährige unbescholtene und wirtschaftliche Jungfrau, die in beschränkten Verhältnissen lebte, ins Haus.

Fräulein Amalie war dem Dorchen von vornherein ein Greuel, obwohl sie ihre Antipathie eigentlich nicht verständig begründen konnte. Denn Fräulein Amalie führte das Hauswesen mustergiltig, betreute Ilschen sehr gewissenhaft — zu zärtlich für Dorchens Geschmack — tat süß mit der kleinen Rebellin selber und nahm sie gegen den eigenen Vater in Schutz, wenn der ihre Aufsässigkeit gegen „ihre mütterliche Freundin" bemerkte und ausschalt. Das süße Mädelchen müsse sich erst an das neue Gesicht im Hause gewöhnen, werde aber ihrer unermüdlichen Zuneigung nicht immer widerstehen können, sagte Fräulein Amalie bei solchen Gelegenheiten. Aber das süße Mädelchen gewöhnte sich nicht, war es nun, weil das neue Gesicht für seinen Geschmack zu weißblond war, mit weißen Augenwimpern über wasserblauen Augen, zu spitznäsig, zuviel liebevoll lächelnd, mit schmalem, weitem Munde, oder weil die gar nicht üble Jungfrau dem Hausherrn so beflissen dienstfertig entgegenkam, daß für Dorchens natürliche und gemäßigtere Liebe gar kein Feld zur Betätigung mehr blieb und sie sanft aus allen ihren Positionen hinausgeschoben wurde. Darüber wurde Dorothea in der Herbe ihrer ersten Jungfräulichkeit immer schroffer, während Fräulein Amalie in dem behaglichen Haushalt noch eine Zeitlosenblüte ihres Mädchentums entfaltete.

Dorothea hätte sich wohl noch unglücklicher in diesen Jahren gefühlt, in denen der Überschuß drängender Jugendkräfte ohnehin so oft in einer melancholischen oder heftigen Unzufriedenheit sich Luft macht, hätte sie nicht in immer bewußterer und strengerer Arbeit sich der Musik hingegeben. Karsten in seiner unpersönlichen, nur von der Kunst selbst regierten Strenge war ihr Gewissen, ihr Vorbild und Führer. Aber sie fühlte doch immer deutlicher, daß der rechte Nutzen von seiner tiefen Erfassung der Musik ihr erst dann kommen werde, wenn sie sich der Technik des Klavierspiels bemächtigt hätte, deren er nicht ebenso Meister war wie der der Komposition.

In dieser Zeit gab es auch bei ihren Freunden große Umwälzungen. Frau Eigenfeld kränkelte seit Heinzens Verschwinden, das nicht aufgeklärt worden war, wenngleich Gerüchte ihn bald da, bald dort auftauchen ließen. Da Herr Eigenfeld auch bald starb und die energische Frau einsah, daß sie nicht mehr genug unverbrauchte Kraft für ihre große Wirtschaft einsetzen konnte, verkaufte sie das Gut. Die Familie zog in die Stadt, wo Bertchen Gelegenheit hatte, ihre schöne Altstimme regelrecht auszubilden.

Noch einschneidender waren die Veränderungen bei Kunos. Luise Kuno hatte sich zur Überraschung ihrer Freundinnen ziemlich plötzlich entschlossen, die bisher von ihr nur als Reizmittel für die andern verwendete Werbung Herrn Sanftlebens, des Gehilfen der Universitätsbuchhandlung, zu erhören. Herr Sanftleben richtete mit seinem kleinen Vermögen und einigen tausend Talern von Vater Kuno ein Lädchen in dem damals noch fast unbebauten Teile der Potsdamer Straße in Berlin ein, und das Paar feierte rasch die Hochzeit und zog nach Berlin.

Die Erklärung für diesen überraschenden Schritt der gescheiten Luise gaben schon die nächsten Monate. Da flog das Kunoglück in alle Winde. Das Gut wurde von den Gläubigern subhastiert, Trude ging nach Weimar ins Lehrerinnenseminar, und die Eltern Kuno führten ein kümmerliches Leben. Doch hatte Herr Kuno schon wieder ein neues Projekt im Kopfe, von dem er sich und seinen Gläubigern goldene Berge versprach. Und da Mutter Kuno ihre Möpse und ihr Sofa aus dem Zusammenbruch gerettet hatte, und Hans die Seinen tatkräftig

Digitized by Google

unterstützte, so war das Unglück der leichtherzigen Leutchen am Ende nicht so dunkel, wie die klatschende, aber in diesem Falle gutmütig teilnehmende Stadt es zuerst angesehen hatte. Es wurde bald über die alten Herrschaften, die nicht totzukriegen waren, nachsichtig gelächelt, der notgedrungene Fleiß der armen Trude aufrichtig bedauert, und die Gescheitheit Luisens, die ihr Schifflein so geschickt vor dem Sturm in den Hafen gebracht hatte, überall gelobt. Nur Dorothea wälzte in ihrem Herzen eine bittere Verachtung solcher Klugheit.

Am schlechtesten kam der brave Hans im allgemeinen Urteil weg. Er hatte in seiner stillen und zurückhaltenden Art sich immer minderer Beliebtheit erfreut als seine lustige Familie; nun nahm man es ihm ernstlich übel, daß er sich allen Bezeugungen der Teilnahme entzog und sich in Einsamkeit und Arbeit vergrub.

Auch hier war es wieder Dorothea, die sich zu dem allgemeinen Urteil in Widerspruch setzte und Hans mit einer Wärme verteidigte, der man natürlich die Motive unterschob, die die Allgemeinheit immer annimmt, wo eine Frau für einen Mann eintritt. Dem guten Doktor war diese Annahme keineswegs erfreulich. Zwar glaubte er nicht, daß „das Kind" eigentlich in Hans Kuno verliebt sei; aber er fürchtete, daß Mitleid und Widerspruchssinn Dorothea zu einer Dummheit hinreißen könnten. Denn für eine Dummheit mußte er es ansehen, wenn sich sein Mädel etwa an einen jungen Menschen binden würde, dessen Familie immer als ein schlimmes Anhängsel die Zukunft des armen, allzubraven Kerls belasten würde. Auch dem übrigens so tüchtigen und braven jungen Menschen gönnte er, wie er sagte, eine bessere Partie als sie sein armes Dorchen wäre. Er besprach mit Fräulein Amalie, die ihn zuerst auf die Sache aufmerksam gemacht hatte, wie man einer etwaigen Übereilung der jungen Leute vorbeugen könne, und diese „mütterliche Freundin" wußte einen Rat, „der ihr nach vielen schlaflosen Nächten endlich gekommen war".

Das liebe Kind hatte eine so große Begabung, eine so leidenschaftliche Liebe zur Musik, es wünschte so sehr eine regelrechte Ausbildung: war das nicht der Finger Gottes, der darauf hinwies, Dorchen in eine Stadt zu geben, wo sie diese Ausbildung genießen konnte und damit zugleich der anderen Gefahr entrann?

„Geben Sie dem süßen Kinde die Möglichkeit, seiner Musikleidenschaft zu leben, lieber Freund," sagte Fräulein Amalie, „und es wird die Musik allen Männern der Welt vorziehen."

„Und eins ist so schlimm wie das andere," brummte der Doktor. „Ehe ich das Mädel nach Weimar zu den Liszt-schülern gebe und sie dort auch einen Affen werden lasse wie die andern Affen, eher gebe ich sie einem braven Mann zur Frau, bei dem sie wenigstens nicht verrückt wird."

„Aber muß es denn Weimar sein?" wandte Fräulein Amalie sanft und klug ein. „Sie könnten doch das Kind nach Berlin geben und einen regelrechten Kursus in einem Konservatorium durchmachen lassen. Der würde ihr zugleich eine Zukunft als Musiklehrerin sichern für den ja freilich unwahrscheinlichen Fall, daß sie sich nicht verheiratete."

Der Doktor sträubte sich, aber Fräulein Amalie redete gut auf ihn ein. Und kurz vor dem Sonnenwendfest behauptete sie so überzeugend, daß das Springen über die nächtlichen Feuer mit dem Nachspiel des Heimgeleitens wie nichts anderes geeignet sei, junge Herzen einander zuzuführen und scheue Lippen im Schutz der Nacht beredt zu machen, daß der Doktor seinem Dorchen zugleich mit dem Verbot, mit der anderen Jugend auf den benachbarten Gipfel des Landgrafen zu steigen, die Botschaft verkündete, sie solle zum Herbst nach Berlin ins Konservatorium gehen dürfen.

Dorothea war ganz bestürzt vor Überraschung über diese plötzliche Erfüllung ihres langgehegten Wunsches, und nur einige Nebenumstände dämpften ihr Entzücken zu mäßigerer Freude.

Bertchen Eigenfeld weinte so heftig bei der Nachricht von der bevorstehenden Trennung, daß die Trauer der sonst so Ruhigen, Mäßigen Dorchen zu Herzen ging.

Als Bertchen aber sagte: „Es ist ein großes Unrecht an Hans, das du begehen willst," wehrte sich Dorchen energisch gegen den Vorwurf, gerade weil er eine empfindliche Stelle in ihrem Herzen traf. Aber zugleich fühlte sie dabei zum erstenmal deutlich, daß ihre Zuneigung zu Hans keine

Digitized by Google

zwingende war, und gestand das Bertchen ehrlich ein.

Da machte die gesetzte und artige junge Dame große Augen und weinte noch heftiger über dieses neue, noch schlimmere Unglück des armen Hans, so daß Dorchen zuletzt ärgerlich rief: „Herrgott, so tröste du ihn doch, wenn er dir so leid tut!"

„Du bist schlecht!" rief Bertchen und ging ohne Gruß fort. Seit diesem Tage war ein Riß in der Freundschaft der beiden Mädchen, den Dorothea empfindlich fühlte.

Der zweite Dämpfer auf Dorchens Freude war entgegengesetzter Art. Daß es Fräulein Amaliens verständiges und liebevolles Eindringen in ihren Wunsch gewesen war, welches ihr seine Erfüllung bescherte, war Dorothea beschämend, wie es stets eine Gabe ist, die man annehmen muß, ohne sie dem Geber durch Liebe zu danken. Zwar war sie selbst zu großzügig und darum zu harmlos, als daß ihr der Gedanke gekommen wäre, Fräulein Amalie habe sie „weggelobt"; noch viel weniger kam sie auf den Gedanken, die süßen Augen, die Tante Amalie ihrem Papa machte, hätten einen besonderen Zweck; aber eine gewisse Eifersucht paarte sich doch mit dem Gefühl der Undankbarkeit gegen die allzu Freundwillige, deren Liebenswürdigkeit sie selbst, das herbe Dorchen, gewiß bald bei Papa und Ilse ersetzen, wenn nicht verdrängen werde.

Das war ein scharfer Stachel; aber noch schlimmer für Dorothea war die Bedingung, die Papa für ihren Aufenthalt in Berlin stellte: Sie sollte zu Luise Kuno in Pension. Papa wollte sein Mädel durchaus nicht bei Fremden in der großen Stadt denken; Luise Kuno als alte Bekannte, verständige Person und achtbar verheiratete Frau schien ihm eine gewisse Gewähr für das Wohlbefinden und Wohlverhalten seiner jungen Tochter zu bieten. Dem leisen Einwand Fräulein Amaliens, ob er nicht in Hans Kunos Schwester den Bock zum Gärtner bei Dorchen mache, begegnete er lächelnd: Luise sei viel zu klug, um für ihren Bruder, der jetzt die Familie ernähre, eine Heirat mit einem armen Mädchen zu wünschen. Auch stände sie seit ihrer Hochzeit auf gespanntem Fuß mit ihrem Bruder, und drittens und letztens hätte Hans kein Geld und keine Zeit zu Reisen nach Berlin, wäre zu stolz, eine so deutlich abgebrochene Beziehung wieder anknüpfen zu wollen.

Zu Dorothea, die sich heftig gegen Luise wehrte, sagte der Papa, die Pension bei ihr sei die conditio sine qua non, unter der er das Opfer bringe, Dorchen fortzugeben. Dorchen mußte sich fügen und empfand, wie wir alle, daß die Erfüllung eines Wunsches immer anders aussieht als die Erwartung es möchte.

Als dann endlich alle persönlichen und sachlichen Hindernisse der Berlinreise beseitigt waren, kam eine unvorhergesehene Katastrophe, die den ganzen Zweck aller dieser Opfer wenigstens für den Doktor wegnahm: der deutsch-französische Krieg brach — trotz aller vorangegangenen Prämissen — so plötzlich aus wie die Eruption eines im Inneren glühenden Vulkans, und Hans Kuno mußte ins Feld. Der Grund, aus dem der Doktor seine Älteste fortgab, fiel nun fort, und Papa hatte nicht übel Lust zurückzupfen. Aber die entsetzten Augen, mit denen Dorchen die ersten Andeutungen aufnahm, beschämten den guten Mann, und es blieb bei der Abmachung.

Dann kamen die ungeheuren Aufregungen des Krieges, die jedes Einzelschicksal zum unwesentlichen Erlebnis machten.

Jena war beim Ausbruch des Krieges noch voll von Studenten, von hunderten junger fröhlicher Menschen, bunt von ihren Bändern und Mützen, widerhallend von ihrem Gesang und Lachen. Der Markt war alle Tage besetzt mit Tischen, an denen sie tranken und sangen, vor allen Kellern pokulierten, auf allen Straßen spazierten, in allen Booten, die auf der Saale schwammen, ruderten.

Und nun kam alle paar Stunden eine Stafette — und der Mann mit der Dienstmütze geht zwischen den Bänken durch und schaut sich um. Totenstill ist's geworden. Und nun bleibt er stehen. Und es ist der Kurt Demlow oder der Hans Kuno, den's eben trifft. Und er steht auf, ein wenig blaß, zieht seine Mütze und schwenkt sie: „Hurra für Sachsen und Deutschland!"

Und alle Mützen fliegen von den Köpfen, und es braust über den Markt: „Deutschland, Deutschland über alles!"

Alles singt. Die Mädchen weinen. Jedes hat einen Bruder oder einen Jugendfreund unter den frischen Jungen. Und keiner weiß,

Digitized by Google

wer wiederkommen wird. Aber alle fühlen nicht nur das Einzelschicksal; alle fühlen mit allen, und ihr Herz möchte springen vor Weh und vor Stolz, daß es auch dabei ist in Deutschlands Kriege.

Dann kommt die erste Siegesnachricht. Doktors wohnen ja auf dem Berge und können nicht immer unten in der Stadt sein, Papa kommt auch müde von der Praxis und will seine Behaglichkeit haben. Aber eben weil sie nicht alles mit den andern zugleich erfahren können, lauschen sie eigentlich immer.

Es ist vier Uhr morgens; die Sonne ist aufgegangen, das Fenster steht offen. Da fährt Dorothea aus dem Schlaf. Sie hört's deutlich: die Glocken läuten. In die Kleider, hinaus. Der Berg steht in goldenen Flammen; es ist der Ginster, der mit tausend Kerzen leuchtet. Drunten auf den Dächern liegt die Sonne rot und golden, und drüben die Berge stehen in leuchtendem Morgennebel. Und alle Glocken läuten —

Den Berg hinunter. Unten laufen die Menschen auch alle, und einer sagt zum andern: „Was ist's?" „Wo?"

Und dann sagt einer: „Ein großer Sieg bei Weißenburg." Und alle Glocken brausen in Dorchens Ohren. Es ist eine große, himmlische Freude. Und gleich darauf durchfährt sie's: ‚Wie viele liegen jetzt da unten und sterben!' Sie kann sich kaum nach Hause finden vor Tränen — weiß nicht, ob sie vor Glück weint oder vor Schmerz.

Aber eh' sie noch oben ist, flammen auf allen Bergen die Feuer, und die Flamme steigt stolz und ruhig zur Morgensonne empor. Und die Glocken läuten noch immer.

Dann erschienen die Verlustlisten, und alle Herzen klopften bang, und alle Augen suchten nach Söhnen, Brüdern, Geliebten, Freunden. Auf den Straßen erschienen die ersten Trauerkleider, und jeder sah sie mit ehrfurchtsvollem Mitleid an. Und viele Tränen flossen.

Dann kam Sedan. Es hatte schon tagelang allen im Blut gelegen, daß der entscheidende Schlag fallen würde; alles war in Erwartung von etwas ganz Großem.

Doktors auf ihrem Berge saßen bei Tisch. Der Doktor war sehr ermüdet heimgekommen hatte sich's bequem gemacht. Er sagte gerade: „Dore, sieh ordentlich nach, daß Ilschen keine Gräte erwischt. Denn sie ist noch immer sehr ‚hui'."

Da setzen sich mit einmal alle auf und horchen. Ein Kanonenschuß! Und noch einer und wieder und wieder. Zum erstenmal in diesem Kriege. Sie sind alle aufgesprungen. Und dann fährt's in sie, und sie kommen ins Rennen. Dorchen nimmt Ilse bei der Hand, ohne Hut und Tuch, Fräulein Amalie in der Küchenschürze, Martha mit dem Kochlöffel in der Hand, der Doktor in Schlafrock und gestickten Schuhen: alle rennen. In Minuten sind sie unten, rennen weiter, nach dem Markt. Und mit ihnen, vor ihnen, hinter ihnen ist ganz Jena auf den Beinen. Die zimperlichsten Professorentöchter machen sich gar nichts aus ihren Küchenschürzen. Alles fragt und schreit durcheinander. Und auf dem Markt Kopf an Kopf. Und endlich ringen sich aus dem Rumoren deutliche Worte: „Bei Sedan." „Die ganze Armee gefangen!" „Der Kaiser ist gefangen! — Napoleon! Der Kaiser!"

Immer tönt es „der Kaiser!", schwillt immer mächtiger an, braust wie Meereswogen gegen Klippen: „Der Kaiser!"

Und plötzlich stimmt einer an: „Nun danket alle Gott!"

Und der ganze Markt singt —

Und dann: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall —"

Und erst, als sie das ausgesungen haben, sehen sie sich recht an. Und lachen. Aber geschämt hat sich keiner.

⁂ ⁂ ⁂

So gingen die Sommermonate hin wie Federn im Sturmwind; man bemerkte ihr Fliegen kaum über dem Sturm, der das öffentliche Leben durchbrauste.

Ende September brachte der Doktor sein Dorchen nach Berlin ins Sternsche Konservatorium, damals die berühmteste Lehrstätte in Berlin für Klavierspiel, wo zuerst und zumeist vor den andern klassische Musik gepflegt wurde.

Zugleich wurde Dorchen bei Luise Sanftleben eingerichtet, und die Behaglichkeit und Ordnung in Luisens Hausstand, die heitere Herzlichkeit, mit der sie den alten Freunden entgegenkam, gaben dem Doktor die angenehme Gewißheit, daß sein Dorchen hier zubest aufgehoben sei. Zuletzt fiel ihm noch ein, daß hier um Berlin herum ein früherer

Digitized by Google

Korpsbruder von ihm wohne, Peter Zöllner, der als junger Student mit ihm, dem „alten Herrn“ und jungen Arzt, freundschaftlich und viel verkehrt hatte. Er stellte durch das Adreßbuch fest, daß Peter Zöllner in Charlottenburg wohne, und Luise sagte dem Doktor, daß sein Freund der sehr angesehene und einflußreiche Musikkritiker der größten Berliner Zeitung sei. Da fand es der gute Doktor ganz selbstverständlich, daß, weil er zu einem Besuche bei Zöllner keine Zeit mehr hatte, er in einem burschikos vertraulichen Briefe dem alten Freunde seine Tochter als Schützling empfahl. Er reiste in dem behaglichen Gefühl ab, in jeder Hinsicht dem Kinde den Weg durch den Irrgarten Berlin abgesteckt und gesichert zu haben.

Ein paar Tage nach seiner Abreise räumte Luise während Dorchens Stunden ihr Klavier und ihre Habseligkeiten aus dem großen Vorderzimmer, das sie bewohnt hatte, in ein kleines Hofzimmer, schmückte das aber so hübsch mit Blumen und Deckchen aus und wußte Dorchen so liebenswürdig zu überreden, daß sie dort hinten viel ungestörter üben und arbeiten könne, daß Dorchen sich ihr noch dankbar verpflichtet für den Tausch fühlte.

Es lebte sich gut mit der jungen Frau, die zwar allen Hausgenossen und ihrem Gatten voran gerne eine Nase drehte und stets in ihr eigenes Töpfchen wirtschaftete, alles aber mit so heiterer Selbstverständlichkeit und guter Laune tat, daß sich das ganze Haus gern ihrer listigen Herrschaft unterwarf. „Seine Mona Lisa“ nannte sie ihr Mann, und sie lachte mit dem listigen, verführerisch niederträchtigen Lächeln ihres berühmten Urbildes, mit dem sie in der Tat eine gewisse Ähnlichkeit hatte.

Schon acht Tage nach der Abreise des Doktors kam ein höfliches Kärtchen von Frau Dr. Zöllner, in dem die Dame Dorchen mitteilte, daß sie und ihr Gatte jeden Sonntagabend zu Hause seien und sich freuen würden, Fräulein Asmus unter ihre Besucher zählen zu dürfen. So ging Dorothea schon am nächsten Sonntag nach Charlottenburg.

Die Sanftlebensche Wohnung lag in dem letzten bebauten Teile der Potsdamer Straße, die damals schon bei der Kurfürstenstraße endete. Sehr zur Befriedigung Dorotheens, denn Luise neckte sie immer damit, daß sie Berlin erst schön finde, wo es eigentlich nicht mehr vorhanden sei; nämlich in den kurzen Straßen, die nach dem Tiergarten führten, und in diesem Park selbst. Dorothea wurde auch nie müde, diese Villen mit ihren Säulen und blumengeschmückten, breiten Treppen zu bewundern und sie für den Inbegriff der Baukunst zu halten — denn für den Reiz der alten Häuser ihrer Vaterstadt war sie noch nicht reif. Wohl aber begleitete die Sehnsucht nach Grün und Wasser sie unbewußt nach der Großstadt, und so war sie froh, den Tiergarten einmal von einem Ende bis zum andern zu durchwandern. Der Oktober ist neben dem Mai der schönste Monat Berlins, und der Tiergarten war in seinem Rot und Gold, mit dem träumerischen Glanz über seinen stillen Wassern und dem feinen bräunlichen Erdton zwischen den prangenden Bäumen in der Tat sehr schön. Es gab damals noch baumverwachsene, verschlungene, heimlich stille Pfade abseits vom Getümmel der Heerstraße. Da verhingen das Gold und der Purpur des Herbstlaubes den Himmel und breiteten sich als farbiger Teppich über die Erde, da lief hier und da ein Brücklein über schimmerndes Wasser, und wo es sich ausbuchtete, stand auf braunem Boden eine mächtige Eiche mit Bronzeblättern, oder ein Ahorn streckte in rotem Kupfer brennende Äste über den See. Der Fuß schritt weich im raschelnden Laube, die frische Herbstluft liebkoste die Schläfe, und ein goldener Traum, matt und verklärt, hing über den Zweigen und über der dämmernden Seele.

Dorothea knöpfte ihr Seidenmäntelchen auf; es war ihr wohl und weh, träumerisch und frischlebig, als sollte heut „das Schicksal“, auf das achtzehnjährige Mädchen immer warten, zu ihr kommen, und sie wollte es gern erleben. Es war ja eine fremde Gesellschaft, der sie entgegenschritt. Aber eben, da sie fremd war, konnte sie „das Wunder“ bergen.

Jenseits der großen Brücke begann eine sehr breite, mit Doppelreihen von Bäumen besäumte Straße, die erst aus einzelnen kleinen Häusern und Villen bestand, die tief zurück hinter Vorgärten lagen und größere Gärten in ihrem Rücken zu haben schienen. Schon das dritte Gittertürchen aber trug die

Digitized by Google

Nummer, die Dorothea suchte. Hinter dem Vorgarten, den sie durchschritt, lag auch hier ein kleines Haus, ebenerdig, mit zwei Fenstern in jedem Giebel, weiß gestrichen, mit blaugrüner Tür und ebenso gefärbter Umrahmung der Fenster. Sie zog die Glocke; es dauerte eine Weile, bis man öffnete; ein junges Dienstmädchen antwortete auf Dorotheas Frage: „Frau Doktor schläft noch."

Dorothea errötete peinlich. „Ich bin eingeladen," sagte sie und zog ihre Karte hervor.

„O verzeihen Sie," erwiderte das Mädchen freundlicher; „aber die Herrschaften erwarten ihre Gäste erst zwischen sechs und sieben."

„Ich werde also später wiederkommen," sagte Dorothea beschämt.

Sie hatte den Türdrücker wieder in der Hand, als sich eine Stubentür öffnete und ein großer, schlanker Herr in den Vorraum trat. Er rückte an seinem Kneifer, reckte den Kopf in der Weise der sehr Kurzsichtigen etwas vor und fragte: „Was gibt es, Gustel?"

Das Mädchen reichte ihm die Karte. Er hielt sie dicht vor die Augen.

„O, um Entschuldigung, mein verehrtes Fräulein!" Er trat rasch auf Dorothea zu, blieb aber dicht vor ihr stehen und sagte lächelnd: „Eine so junge Tochter hat mein alter Freund! Er schrieb nur ‚meine Älteste', und ich erwartete eine Dame aus — sagen wir einem früheren Dezennium als dem, was hier vor mir steht."

„Ja, ich bin erst achtzehn," erwiderte Dorothea, etwas mutlos in dem Gefühl ihrer Unbedeutung dem Herrn gegenüber,

„Sie sagen das wie das Geständnis eines Fehlers," gab er lächelnd zurück. „Es ist jedenfalls ein liebenswürdiger. Aber Sie stehen noch immer zwischen Tür und Angel. Wollen Sie, bitte, ablegen. Meine Frau kommt jedenfalls sehr bald; Gustel hat wohl schon verraten, daß sie noch schläft, und ich bitte Sie um Entschuldigung, wenn ich sie nicht gleich wecken lasse; meine Frau hat eine schlechte Nacht gehabt und ist von zarter Gesundheit. — Halt, ein Gedanke: kennen Sie Charlottenburg schon, liebes Fräulein, — erlauben Sie, daß ich die Tochter meines alten Freundes so vertraulich anrede?"

„Ich bitte darum — nein, ich habe mir noch nicht die Zeit zu Ausflügen genommen," beantwortete Dorothea korrekt die beiden Fragen nacheinander und hatte dabei ein sich steigerndes Gefühl, daß sie sich albern und ungeschickt benehme.

„So machen wir, wenn es Ihnen recht ist, einen kleinen Spaziergang durch die Stadt."

„Gern," erwiderte Dorothea.

Als sie so nebeneinander durch die breiten Straßen schritten, sah sie ihren Begleiter verstohlen von der Seite an, während er sprach und sie antwortete.

War er eigentlich alt oder jung?

Sein Bart, der wie das leicht gelockte Haar in Fülle das scharf- und schmalgeschnittene Gesicht umrahmte, hatte graue Strähnen in seinem glänzenden Schwarz; die Haltung der sehr großen, hageren Gestalt war etwas vornübergebeugt; die Stirn trug scharfe, wie eingeschnittene Furchen. Die dunklen Augen, soviel sie davon unter dem Kneifer sah, waren sehr groß und sehr leuchtend; auch die Elfenbeinblässe des Gesichtes leuchtete —

War das alles nun alt oder war es jung?

Sie wußte nur, daß es sie verschüchterte, daß sie sich viel dümmer gab, als sie eigentlich war. Und das alles, obgleich ihr Begleiter sich so freundlich, so menschlich, wie sie es bei sich nannte, zu ihr herabneigte.

Sie fuhr ein wenig zusammen, als Doktor Zöllner nach einer ihr unbewußten Pause des Gesprächs zu ihr sagte: „So schweigsam, Fräulein Dorothea? Darf ich erfahren, woran Sie so intensiv denken?"

Sie errötete.

„O, an gar nichts."

„Verzeihen Sie, wenn ich zweifle. Ihr Gesicht drückt Ihre Gedanken mit einer Lebhaftigkeit aus, daß man fast meint, es sei nur ein Glasfenster, durch das man unmittelbar in Ihre Seele schaue."

„Ach, mein dummes Gesicht!" rief Dorothea ärgerlich. „Es verrät mich nicht nur, es übertreibt mich noch dazu. Wenn ich mich über einen Mückenstich ärgere, so sieht es aus, als sei ich in Verzweiflung, und wenn mir jemand nicht ganz angenehm ist, als wollte ich ihn morden."

„Nun, lebhaft sind Ihre Empfindungen jedenfalls. Es liegt Gefahr darin. Namentlich hier. Sie gehen hier auf Glatteis."

Digitized by Google

Als er das letzte Wort sprach, kam Dorothea eine Szene, die sie nun in den drei Jahren, die darüber hingegangen waren, fast vergessen hatte, mit größter Stärke zurück.

„Ich wehre mich aber!“ sagte sie.

Ihr Begleiter sah sie nachdenklich an.

„Erinnerungen?“ fragte er, brach aber ab, als er gewahrte, daß sie errötete.

„Was ich fragen wollte: In Jena wohnt ein Komponist Karsten; kennen Sie den Mann?“

„Und ob!“ Dorothea lachte erleichtert. „Herr Karsten ist bis jetzt mein Musiklehrer gewesen.“

„Da gratuliere ich Ihnen,“ sagte Zöllner ernsthaft; „Karsten gehört meines Erachtens zu unseren allerersten Komponisten, so wenig bekannt er ist.“

„O, das freut mich! Das freut mich sehr!“

„Daß er es ist, oder daß ich es sage?“

„Beides. Aber woher kennen Sie Herrn Karsten?“

„Persönlich ist er mir völlig unbekannt. Sachlich: ich hörte vor einem Jahre einen herumvagierenden Geiger mit seiner Truppe einige mir ganz unbekannte Sachen vortragen, die mir wegen ihrer originellen, reizvollen und zugleich tiefgründigen Melodik und Harmonisation auffielen. Ich erkundigte mich nach dem Komponisten; der jüngere der Geiger, übrigens auch ein entschieden genialer Kerl, wußte mir Namen und Wohnort des Mannes zu nennen, behauptete aber, nur durch Zufall zu den Musikstücken gekommen zu sein und sonst nichts von dem Komponisten zu wissen. Ich schrieb nun an Karsten — wenn Sie Kritiker im allgemeinen und mich im besonderen erst näher kennen, werden Sie wissen, wie groß mein Interesse gewesen sein muß, um mich zu solcher Tat zu begeistern. Ich forderte den Herrn auf, mir Proben seiner Kunst zu senden — ich vermutete einen ganz jungen Menschen, da ein so großes Talent doch nicht lange im verborgenen blühen könne. Der sonderbare Kauz hat mir gar nicht geantwortet. Nun sollen Sie mir von ihm erzählen.“

Dorothea blieb stehen und sah den Doktor mit dringender Frage an. „Wie sah der junge Geiger aus, Herr Doktor?“ Der besann sich. „Ja, es laufen mir so viele Menschen über den Weg — ich erinnere mich nur, daß es ein schöner Kerl war. — Aber — das brachte mich ja eben auf die Frage nach Ihrem Lehrer — der ältere Geiger der Truppe, so eine Art von Zigeuner — war heut vormittag bei mir und fragte, ob seine Gesellschaft heut abend bei mir konzertieren dürfe. Die Leute mögen irgendwie erfahren haben, daß ich Besuch erwarte. Ich habe zugesagt. Hoffentlich ist bei der Truppe auch der junge Zigeuner — oder was er sonst sein mag; ich frage nicht nach Dingen, die man mir nicht freiwillig mitteilt —“

Sie standen gerade wieder vor Zöllners Hause und fanden es schon hell erleuchtet. Es war aber noch kein Besuch da, und Dorothea hatte so Gelegenheit, auch die Frau des Hauses besser kennen zu lernen, als es unter vielen Gästen der Fall sein konnte. Frau Zöllner war wohl zwanzig Jahre jünger als ihr Gatte und erschien mit ihrer leichten, schlanken Gestalt und ihrem feinen, pikanten Gesichtchen noch jünger als sie war. Dorothea meinte, noch nie eine so vollkommene Weibes-Anmut gesehen zu haben, wie sie dieser Frau in Gestalt und Bewegung, Stimme und Ausdrucksweise eignete. Sie sprach wenig und gab sich eigentlich nicht; sie wirkte nur durch der Gegenwart ruhigen Zauber'. Und es war für Dorothea rührend anzusehen, mit welchem zarten Respekt sich der beherrschende Geist des Mannes der feinen Anmut der Frau fügte.

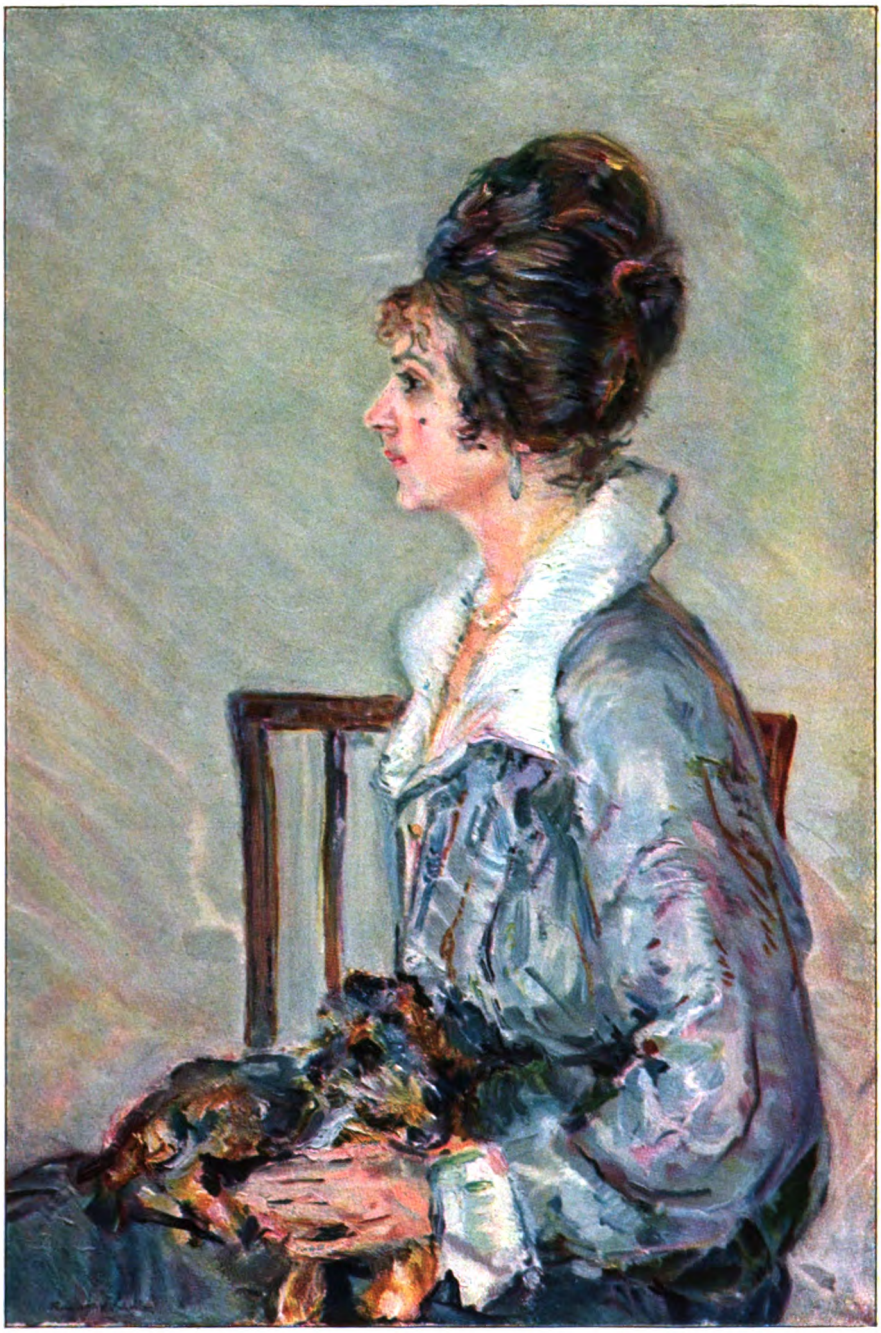
Als dann nach und nach die Gäste eintrafen, die meisten bedeutende und an bedeutender Stelle stehende Männer und Frauen, und eine angeregte, sprühende Unterhaltung einsetzte, folgte ihr Dorothea von ihrem Eckchen aus, in das sie sich duckte, nur von weitem.

„Wirklich ein unbeschriebenes Blatt?“ flüsterte eine pikante Modemalerin Doktor Zöllner zu und lächelte ihn schelmisch an. „Ahnen Sie vielleicht schon, was einmal darauf stehen wird, Doktor?“

„Sie überschätzen mich,“ erwiderte Zöllner mit liebenswürdiger Miene, fügte aber ernster hinzu: „Ich glaube jedoch, was auch einmal darauf stehen wird, wird lesenswert sein.“

„Oho, dachte ich's mir doch,“ sagte Frau Wilma und rief zu Frau Zöllner herüber:

Digitized by Google



Bildnis

Gemälde von Robert F. K. Scholtz

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

„Wissen Sie, daß Ihr Gatte endlich wieder eine neue Liebe hat, Frau Doktor?“

„Das würde mich freuen,“ erwiderte die Frau, die Dorothea bei sich ‚die Anmutreiche‘ getauft hatte. „Eine neue Liebe ist eine neue Anregung.“

„O!“ machte Wilma mit gespielter Bewunderung, „Sie geben stets so feine Antworten, Frau Sanna. Aber Sie fragen ja gar nicht nach Nam' und Art der neuen Anregerin.“

„Ich bitte Sie, gnädige Frau, die junge Dame, die ihr Vater unter meinen Schutz gestellt hat, nicht zu verwirren,“ sagte Zöllner leise.

Aber schon antwortete seine Frau ruhig: „Alles ihn tiefer Berührende teilt mir mein Mann selber mit, gnädige Frau; ich brauche also nie neugierig zu sein.“

Zöllner zog Dorothea nun aber mit in die Unterhaltung und verhalf Dorothea bald zu einer gewissen Sicherheit in diesem ihr fremden und an Welt sehr überlegenen Kreise. Und bald wirkte das Dorchen im Schmuck seiner dicken, schwarzen Flechten, die das schmale, großzügige Gesicht wie ein dunkler Rahmen umgaben, seiner großen, ernsten, strahlenden Blauaugen, seiner weißen, schlanken Glieder, seiner weichen, in der Erregung voller und dunkler werdenden Stimme und in der naiven Offenheit seiner Sprache sehr reizvoll auf die Gäste des Zöllnerschen Hauses.

Nur der Hausherr selber merkte aber, daß sie unruhiger wurde, je mehr der Abend vorschritt, und daß das Geräusch von Fußtritten und Männerstimmen im Vorraum sie zusammenfahren und leicht erbleichen machte. Er stand auf. „Ich glaube, eine kleine Überraschung, die ich meinen Gästen zugedacht habe, meldet sich draußen,“ sagte er im Hinausgehen.

Ein paar Minuten später trat er wieder ein, gefolgt von vier phantastisch zigeunerhaft gekleideten Männern, von denen zwei Geigen, zwei andere Bratsche und Zimbal trugen.

Dorothea war gleich beim Eintritt der Leute von ihrem Platz im Speisezimmer aufgestanden und hatte sich in die dunkelste Ecke des Musiksaales, nahe der Tür gesetzt, während die anderen Gäste sich näher um den Flügel scharten. So konnte sie unter den Zigeunern, von denen die drei kleineren für sie nicht in Betracht kamen, den einen großen, schlanken unbeobachtet ansehen. Ihr Herz klopfte stürmisch. War der Mann ihr Jugendgespiele? War er's nicht? Sie konnte nicht darüber ins reine kommen. Er mußte sehr verändert sein oder sich willkürlich verändert haben, wenn er wirklich Heinz Eigenfeld sein sollte. Nichts von dem Leuchten, dem Goldenen, war in dieser hageren Gestalt im verschnürten Kalpak, in dem dunkelbraunen, scharfen Gesicht, in das schwarzes Haar über Stirn und Schläfe wirr hineinhing. Daß er der Anführer, der Bedeutendste der kleinen Truppe war, stand sofort fest; doch war er der Gesuchte?

Die Zigeuner saßen und standen nun um einen Tisch, der für sie an der Fensterseite des Zimmers bereitgestellt war, und auf den der Zimbalist sein Instrument gelegt hatte. Sie stimmten leise.

Dorothea hatte die Empfindung, daß jemand in ihre Nähe trat. Es war Zöllner. Sie wurde nun gleich ruhiger.

Nun legte der Primas seine Geige unter das Kinn und hob den Bogen. Und an dieser — wie oft gesehenen! — Bewegung erkannte ihn Dorothea. Es war Heinz, o, es war Heinz! Verdüstert, gealtert, vielleicht krank — und in solchem Putz, in solcher Gesellschaft! Aber er war es!

Seine Gestalt floß ihr auseinander, verdunkelt von Tränen, die ihr in die Augen traten, und die sie mit Anstrengung festhielt.

Da merkte sie, daß Zöllner noch näher zu ihr trat. Sie hob die Augen zu ihm auf, in denen die Tränen glänzten.

„Halten Sie ihn fest, erfragen Sie seine Adresse,“ flüsterte sie.

Zöllner nickte.

Das Spiel begann mit einem Czardas, dessen getragene, wehmütige Melodie im Laßlô, dessen pikante, erregende Rhythmen im Frisko mit großer Verve von dem zweiten Geiger gegeben wurden, während das Zimbal jeden Ton erregend in Stücke hämmerte, und die erste Geige die Melodie, welche die zweite trug und festhielt, in viertel- und achteltonigen, auf- und niedersausenden Läufen umspielte oder vielmehr wie Windessausen umbrauste. Alle diese erregenden, der Kulturmusik fremden Virtuosenstücke ließen den anfänglichen Zwei-

Digitized by Google

fel der Hörer an der Echtheit der Zigeuner nicht mehr aufkommen, und selbst Dorothea wurde wieder unsicher.

Sie hatte ihr Gesicht, wie in andächtiger Versunkenheit, mit der Hand beschattet, und war so in ihrem dunklen Winkel vor einem Erkennen seitens Heinzens sicher — wenn der Mann Heinz war. Nun, da der Czardas wieder in die getragene Weise des ersten Teils überging, übernahm die erste Geige die Melodie, während die zweite sie in chromatischen Läufen umspielte. Die erste Geige aber sang. Eine überwältigende Kraft und Süße, eine bis zur elementaren Bosheit gesteigerte Macht zu erschüttern, zu reizen, hinzureißen, war in diesem großen Strich, daß jeder, auch der widerstrebende, ja der unmusikalische Hörer von dem Schauer angerührt wurde, der nur vom Genie ausströmt.

Dorothea hatte das Gesicht in die Hand vergraben.

Er war es — ja, es war Heinz! Und was war er geworden in diesem Vagabundenleben, unter Zigeunern! Ein Erster, ein Großer! Eine ganz köstliche Freude durchströmte sie und war gepaart mit Erbarmen und einem alles durchdringenden Wunsch, ihm zu helfen, ihn auf die Höhe des Lebens ziehen zu können, ihm die Wege zu bahnen.

Die Zigeuner spielten indes Volkslieder und Volkstänze und blieben so im Rahmen ihrer Rolle. Alle hatten Musikfinger und -seelen, wenn sie auch von der ersten Geige unvergleichbar übertroffen wurden.

Aber während die anderen Gäste sich noch arglos an der Musik freuten, wurde Dorotheas feines Ohr schon vom zweiten Stück an durch eine gewisse Unsicherheit der Ausführung irritiert, die von der zweiten Geige ausging und von der ersten nur mit Mühe verdeckt wurde. Diese Unordnung steigerte sich bei den folgenden Stücken, und Dorothea hörte Doktor Zöllner leise neben sich sagen: „Der Kerl ist offenbar betrunken."

Jetzt erst sah sie den Mann ordentlich an. Er war ebenso herausstaffiert wie die anderen, mit roter, von Schaumünzen überdeckter Weste, Schnürenrock, bandumwickelten Strümpfen unter der Kniehose. Aber seine vierschrötige Gestalt paßte schlecht zu der Tracht, und sein Gesicht war unverkennbar mit der dunkelbraunen Farbe nur geschminkt. Jetzt schien der Purpur der ganz unzigeunerischen Gurkennase schon siegreich unter der braunen Schminke durch.

Dorotheas Herz setzte einen Schlag aus. Sie wurde so blaß, daß Zöllner, ihrem Blick folgend, besorgt fragte: „Was ist Ihnen? Kennen Sie den Menschen?"

Da war in Dorothea eine so überwältigende Scham, daß die ersten Regungen ihres Herzens diesem wüsten Vagabunden gehört hatten, eine so bittere Scham über die Entweihung der reinsten Gefühle, daß es ihr war, als solle sie ihr Heiligstes nackt und mit einem häßlichen Mal behaftet vor das Auge des Mannes stellen. Und sie stieß hervor: „Den Trunkenbold da? Wie sollt' ich den kennen?"

Kaum hatte sie die Worte gesprochen, so kam ihr durch eine rasche Ideenverbindung ein Bild wieder, das sie gerade zu jener Zeit ihrer schamvollen Täuschung in sich aufgenommen hatte: Herodes im Kattunmantel mit dem Guckkasten, und auf seiner kleinen Bühne Petrus, der mit tiefer Stimme sagte: „Ich kenne den Menschen nicht," und wie dann der Hahn herspaziert kam und sich vor ihn hinstellte und krähte.

Sie wurde glührot und machte eine unwillkürliche Bewegung aufzustehen, weil sie in dem Augenblick fühlte, der Hahn werde und müsse kommen und ihre Lüge auskrähen.

Aber Zöllner hielt sie fest. „Fassung behalten!" flüsterte er. Und sie wußte, für ihn hatte der Hahn schon gekräht. Sie wagte nicht mehr, sich zu rühren oder die Augen von ihrem Schoße zu heben.

Unterdes war die Unordnung, die der Berauschte in das Spiel brachte, immer größer geworden. Der Primas konnte seine Fehlgriffe nicht mehr verdecken, die Hörer wurden unruhig, der Primas beeilte das Tempo und brachte das Stück rasch zu Ende.

Er nahm dann seine Geige unter den Arm und schritt, die anderen hinter sich, schnell zur Saaltür. Er war rot vor Zorn oder Scham und sah niemand an, während er strebte, sobald wie möglich von der Szene zu verschwinden.

Aber als er eben die Hand zum Türknopfe streckte, trat die Katastrophe ein.

Der Berauschte, der dicht hinter ihm

Digitized by Google

ging, taumelte, fiel halb gegen Dorothea, die unmittelbar neben der Tür saß.

Das junge Mädchen stieß einen leisen Schreckenslaut aus, sprang auf und wich zur Seite.

Der Trunkene griff nach ihrer Stuhllehne, um nicht vollends zu fallen. „Na na," lallte er, „es war nicht bös gemeint; ich bin nur —"

Da aber stockte er mitten im Satz und stierte mit hervorquellenden Augen auf Dorothea, die totenblaß dastand.

„Ei Herrcheses!" rief er und schlug sich mit der linken Hand klatschend auf den Schenkel, während die rechte balancierend die Geige vorstreckte, „das Dorchen Asmus! Wie kommst denn du her, Liebchen —"

Weiter kam er nicht; denn blitzschnell hatte der Primas sich umgewandt, ihn bei der Schulter gepackt und zur Tür hinausgeworfen. Die andern beiden Zigeuner schienen draußen den sich Sträubenden weiter zu befördern, Zöllner hatte sich vor die Tür gestellt.

Der junge Geiger aber kehrte zurück, verbeugte sich tief vor Dorothea und sagte, während eine lautlose Stille jeden Atemzug hörbar machte: „Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein. Ich war damals mit bei der Truppe, als dieser wüste Mensch in Jena von einem mitleidigen Kinde gespeist und beschenkt wurde. In seinem Rausch hat er jetzt die Barmherzigkeit besudelt."

Da schlug Dorothea die Augen voll zu ihm auf. Sie glänzten in einer himmlischen Freude. Mit ihrer vollen, in der Erregung wie eine tiefe Glocke schwingenden Stimme sagte sie: „Ich danke — ich danke Ihnen, mein Herr. Sie irren aber; ich war schon fünfzehn Jahre alt, als ich kindischerweise meinte, weil dieser Mann schöner geigen konnte, als ich es je gehört, müsse er auch ein höherer Mensch sein als die andern."

Sie hatte laut und tapfer, mit weißen Wangen, aber leuchtenden Augen gesprochen, als büße sie mit ihrem Bekenntnis eine Schuld und löse sich von einer Sünde. Dann fügte sie aber rasch, leiser und mit lieblich bittender Bewegung hinzu: „Wenn Sie schon vor drei Jahren mit dieser Truppe waren, so wissen Sie vielleicht von einem Knaben, der etwa zur selben Zeit aus seinem Elternhause verschwand. Die Eltern hatten seiner großen musikalischen Begabung Hindernisse in den Weg gestellt. Da floh er, und wir haben nie wieder von ihm gehört. Wenn Sie ihn kennen, o bitte, sagen Sie ihm, daß seine Mutter aus Gram um ihn hinstirbt, daß seine Schwester sich alle Tage um ihn bangt! Sagen Sie ihm auch, daß ich unserer Kinderfreundschaft immerzu gedenke, und daß er zu mir kommen solle. Ich studiere hier Musik und wohne Potsdamer Straße 124, drei Treppen, bei meiner und seiner Jugendfreundin Luise Kuno, die hier an den Buchhändler Sanftleben verheiratet ist."

Der Geiger verbeugte sich wieder tief, wie in ehrerbietiger Huldigung, vor Dorothea. „Ich werde Ihren Befehl ausführen, wenn ich dazu Gelegenheit haben werde," antwortete er und ging dann rasch fort. Zöllner folgte ihm in den Hausflur.

Die Gesellschaft hatte sich erhoben. Dorothea, wieder von ihrer Schüchternheit befallen, die sie nur in großer Bewegung ganz und gar verließ, saß noch immer in ihrem Türwinkel, während Wilma Frau Zöllner zuflüsterte: „Die junge Dame hat eine interessantere Premiere gegeben, als ich je in einem Theater genossen habe."

„Sie hat den Mut der Unschuld," erwiderte Frau Zöllner mit ihrer sanften Bestimmtheit und ging zu Dorothea. Gleich darauf trat Zöllner wieder ein und blieb mit der Uhr in der Hand vor Dorothea stehen.

„Es tut mir sehr leid, ungastlich erscheinen zu müssen, gnädiges Fräulein," sagte er laut; „aber Sie haben mir bestimmt erklärt, daß Sie um elf durchaus in Ihrer Pension sein müssen. Wenn Sie nicht Ihre Meinung geändert haben, was uns sehr freuen würde, so muß ich Sie leider darauf aufmerksam machen, daß wir in zehn Minuten an der Haltestelle der Pferdebahn sein müssen. Ich begleite Sie natürlich dahin und bitte meine verehrten Gäste, meine kurze Abwesenheit zu entschuldigen."

Als sie schnell nebeneinander hinschritten, sagte Dorothea: „Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Doktor, daß ich fortgehen durfte; aber gesagt habe ich doch nicht, daß ich um elf zu Hause sein müsse?"

Doktor Zöllner lachte. „Aber ich hab's doch gut getroffen. Gelle? wie sie in Jena sagen. Ich dachte, Sie würden sich selbst

Digitized by Google

Wahres und Lieberes zu sagen haben als den Fremden. — Wissen Sie eigentlich auch, wie tapfer Sie gewesen sind, und daß unter der Gesellschaft keiner und namentlich keine ist, die sich nicht ihren Vers auf das Drama von heut abend machen? Und einen pikanten dazu?"

Dorothea blieb stehen. „Sie meinen, ich habe mich bei Ihnen unmöglich gemacht," sagte sie. „Aber ich mußte das sagen."

„Aber — aber, liebes gnädiges Fräulein! Sie waren bis zu Ihren Worten in den Augen der Gleichgültigen ein niedliches, unbeschriebenes Blättchen — jetzt steht eine pikante, reizende Melodie darauf. Sie sollen sehen, wie Ihnen an unserm nächsten Sonntag der Hof wird gemacht werden."

„Wenn aber die Menschen Schlimmes von mir denken!"

„Schlimmes würden vielleicht die Jenenser jetzt hinter Ihren — ein wenig unvorsichtigen — Worten suchen und würden das Kreuz vor Ihnen schlagen; wir Berliner nennen das, was Sie ahnen ließen, menschlich, und wir interessieren uns lebhaft für Menschlichkeiten."

Dorothea schwieg. Die Reaktion nach der Hochspannung ihres Empfindens setzte ein.

Aber Zöllner fuhr fort: „Ich habe mit Ihrem Schützling gesprochen. Er war klug genug, einzusehen, daß er seine Zigeunermaske nicht mehr festhalten könne, und ging bereitwillig auf meinen Vorschlag ein, morgen abend zu einer Besprechung bei mir vorzukommen."

„Er wird nicht kommen! Er wird morgen verschwunden sein, und wir werden ihn nie mehr wiederfinden!" rief Dorothea schmerzlich.

„Das glaube ich nicht. Der junge Mann scheint Verstand zu haben. Er scheint auch des Zigeunerlebens müde zu sein. Was also wünschen Sie, daß ich mit ihm bespreche oder für ihn tue? — O, da kommt Ihre Bahn. — Wissen Sie was, Fräulein Dorothea: Sind Sie morgen nachmittag frei? Ja? So trinken Sie eine Tasse Kaffee bei uns, und wir besprechen dabei unsere Pläne. Meine Frau darf doch eingeweiht werden? Nun also: auf Wiedersehen morgen um vier."

Zwei Tage später kam Dorothea müde und aufgeregt mittags aus dem Konservatorium. Die Klavierlektionen waren noch immer eine hochnotpeinliche Angelegenheit für sie; denn wenn sie auch täglich fünf Stunden an ihrem Klavier saß und Handhaltungs- und Tippübungen mit einer Selbstverleugnung und Ausschließlichkeit machte, die vielleicht mehr als jedes andere Zeichen den Beweis ihrer Bestimmung zum Künstlertum erbrachten, so war diese elementare Mechanik des Klavierspiels nicht in kurzer Zeit nachzuholen; ihr rastloses Üben zeitigte, wie sie glaubte, keinerlei nennenswerte Erfolge. Sie ging zu jeder Stunde mit der Angst, in eine niedrigere Klasse überwiesen zu werden, und erstaunte jedesmal von neuem über die Freundlichkeit, mit der der Professor ihre Fortschritte belobte. Daß sie dem Ensemble- und Quartettspielen der Orchesterklassen beiwohnen durfte und hörte, wie man machen müsse, was sie jetzt weder machen durfte noch konnte, drückte aber ihr Selbstgefühl noch mehr nieder, und wenn nach dem Spiel der Professor sie in ein Gespräch zog, das sie ganz richtig als Verhör einschätzte, und wenn er über ihre Auffassung des Gespielten sichtlich erstaunt war, so half ihr das wenig, da in ihr das Gefühl des echten Künstlers war, Urteilen sei wenig, Können alles. Nur die Kompositionsklasse, in der sie sehr rasch als eine der ersten an Kenntnis und Talent bestand, steifte ihr den Rücken, wenn sie mit zusammengebissenen Zähnen wieder und wieder dieselbe Taste in gleichmäßigen Abständen niederdrückte und hob und wieder niederdrückte oder den Triller im Tempo der Achtel eines Trauermarsches übte. Dieser greuliche Triller, der ihr stets als Verunzierung eines ernsten Satzes erschienen war und ihre Meinung auch verdiente, wenn man ihn so ausführte, wie sie es bisher getan hatte.

Aber gestern hatte sie Hans von Bülow die große C-dur mit dem Kettentriller spielen hören. Welch eine Süßigkeit, welche überwältigende Offenbarung übergroßen Schmerzentzückens war in diesem Triller! Wie perlte, wie schluchzte, wie flüsterte er in leisesten, süßesten, heimlichsten Tönen von dem großen Geheimnis, dem die leidenschaftliche junge Seele zustrebte.

‚Das ist es! Das ist mein geliebtes Land!' rief es in Dorothea. ‚Und ich muß

Digitized by Google

hinkommen und wär's eine Stunde vor meinem Ende!'

Noch ganz und gar erfüllt von dem Nachgefühl dieser Offenbarung, ging Dorothea in sich versenkt den Weg von der Friedrichsstraße, in der damals das Sternsche Konservatorium lag, zu ihrer Wohnung. Etwas störte sie aber in ihrer Versunkenheit, und als sie endlich darauf achtete, war es, daß ein Mann bald unmittelbar hinter, bald ihr zur Seite ging. Das geschah ihr hier ja öfter, und sie hatte von Luise gelernt, daß das Gescheiteste sei, nichts zu hören und zu sehen. Sie setzte nur unwillkürlich ihr hochmütigstes Näschen auf und ging schneller vorwärts.

Da war aber der Mann wieder neben ihr und sagte: „Will mich das Dorchen Asmus denn gar nicht kennen?"

Ihr Kopf fuhr zur Seite.

Ja, da war er: Heinz! Und er leuchtete über und über im Goldschein des Lachens, das ihm um Mund und Augen spielte. Und war nicht mehr geschminkt und herausstaffiert, sondern sah aus wie früher, nur größer, schlanker, schöner und reifer als vor drei Jahren.

„Heinz!" rief sie. „Heinz!" Blieb stehen und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Na also!" sagte er, drückte die Hände und schritt dann weiter, so daß sie auch wieder in Gang kam.

„Wohin gehst du — darf ich noch du sagen, Dorchen?"

„Aber natürlich! Wir sind doch wie Schwester und Bruder, Heinz!"

„Sind wir das? Du liebes Dorchen! Und wie reizend mein Schwesterchen geworden ist! Dorchen, hast du jetzt gleich eine Stunde für mich übrig? Wir müssen uns doch ausplaudern."

„Natürlich! Es ist ja erst zwölf und wir essen um zwei. Kommst du mit in meine Wohnung?"

„O Dorchen, du bist doch noch immer ganz das ahnungslose, schneeweiße Lämmchen von damals."

„Sag' nur Schaf, denn das meinst du doch. Aber warum in diesem Falle?"

Als sie das aber fragte, wurde ihr selber klar, was er meinte.

„Ja so," hastete sie, „das war wirklich ein dummer Vorschlag; Luise — du, sie heißt jetzt Lisa, nach der Mona Lisa, der sie plötzlich ähneln soll — natürlich, Lisa könnte uns im Korridor begegnen und dich erkennen, und das willst du wohl nicht?"

Er lachte. „Nein, das will ich wirklich nicht, auch wenn mir weniger an meinem Inkognito gelegen wäre, als es noch der Fall ist. Aber eine gebildete Unterhaltung zu dritt mit zwei Jugendfreundinnen wäre auch sonst nicht mein Ehrgeiz. Ich will das Dorchen Asmus, das liebe kleine Dorchen aus der Kinderzeit eine Stunde lang ganz allein für mich haben."

Sie nickte mit strahlendem Gesicht. „Ja, Heinz. Gehen wir also in eine Konditorei?"

„Dorchen, auf Rendezvous verstehst du dich wirklich noch gar nicht. So bei zwei Windbeuteln mit Schlagsahne wie ein Backfisch mit seinem Primaner — o Dorchen! Und ich war gestern noch Zigeuner. Nein, dann ist der Tiergarten noch immer vorzuziehen."

„Mit der Zigeunerei ist's jetzt zu Ende, nicht wahr?" fragte Dorchen in ängstlichem Eifer, während sie dem Tiergarten zuschlenderten.

„Fürs erste gewiß. Ob für immer? Der Zigeuner liegt mir nun mal im Blut."

„O Heinz!"

„O Dorchen! Nein, setz' kein tugendboldiges Näschen auf und mach' auch keine so erschrockenen Augen. Warum soll ich denn der Künstlerlust an der Verkleidung nicht frönen — denke an den jungen Goethe! — auch wenn in ihr meine einzige Ähnlichkeit mit ihm bestände? Und warum nicht den Philistern eine Nase drehen? Noch obendrein Geld mit dem lustigen Abenteuer gewinnen und damit den Winter über gehörig studieren können? Denn die Zigeunerei blüht nur im Sommer, der Winter ist dafür zu kalt."

„Wie bist du bloß auf die Idee gekommen?"

„Durch die Not, Dorchen, die Mutter vieler Erfindungen. Du weißt — oder weißt du's nicht? — daß ich nicht ganz planlos ins Blaue hineinlief, als mich die Angst vor Mutters Verbot, jemals wieder geigen zu dürfen, wenn ich durch das Examen fiele, davontrieb.

„Gerade damals war auch dem Hahnke die Luft in Weimar und Umgegend unbekömmlich geworden. Schließlich verloren

Digitized by Google

seine mitleidigsten Gönner die Lust, seine Streiche zu übersehen. Schülerinnen bekam er sowieso nicht mehr. Na, brauchst nicht rot zu werden, Dorchen; er hat mir das kleine Szenchen auf dem Glatteis selbst geschildert, zynisch, aber getreu, und es hat mir einen ordentlichen Respekt vor dir eingeflößt. Solche ‚Schlagfertigkeit' hatte ich dir gar nicht zugetraut. Aber überhaupt, das hab' ich ja neulich wieder gesehen: im Moment der Gefahr bist du ein ganzer Kerl, Mädel!

„Also dem Hahnke war Weimars Boden zu heiß geworden, und als ihm nun gar der beinah allgütige Liszt seine Tür verschloß — da zog Hahnke es vor, ‚sein leichtes Zelt auf minder moralverseuchtem Boden' aufzuschlagen. Das geschah kurz nach Ostern, und da ich mehr als ahnte, daß ich zum Abiturium nicht zugelassen werden würde, machten wir ab, daß wir uns in Berlin treffen wollten — Aber was machst du für ein Gesicht, Dorchen? Ja um Gottes willen, du tröpfelst ja!"

Dorothea schüttelte so energisch den Kopf, daß ihr die Tränen aus den Augen sprangen.

„Du darfst so nicht von diesen Dingen reden!" rief sie hastig. „Nicht in diesem frivolen Ton!"

„Nanu, soll ich etwa auch flennen wie ein altes Weib — pardon, wie eine fein empfindende junge Dame?" gab er sehr gereizt zurück.

„Ja, das sollst du! Das sollst du! Deine Mutter ist fast gestorben an deiner Flucht, ist, seitdem sie nichts mehr, gar nichts mehr von dir erfahren hat, ganz zusammengebrochen. Bertchen und ich, wir haben uns so um dich gegrämt — und du kannst lachenden Mundes von dem allen reden!"

„Soll ich heulen? frag' ich noch einmal. Werden diese Dinge besser davon? Glaubst du nicht, ich habe mir Mut anlachen müssen, als ich weglief, ohne zu wissen, wovon ich leben sollte? Oder was sollt' ich etwa tun? Gehorsam die Schulbank weiter drücken, noch dazu als ein von Mutter geächteter, von euch Mädeln vorwurfsvoll bemitleideter einundzwanzigjähriger Primaner? Und die Hauptsache: sollt' ich meine Geige wegschließen, meine Kunst verlassen, bloß weil eine alte Frau kein Verständnis für ihren eigenen Sohn hatte? Oder sollt' ich ihr ergebenst anzeigen, wo ich mich aufhielt und wovon ich mich ernährte, damit sie den Vagabunden durch die Polizei nach Hause transportieren ließe? Glaubst du, ich habe mir das alles nicht hundertmal gesagt und habe nicht darunter gelitten?"

„Ja, Heinz, ja!" rief Dorchen und lief dem Dahinstürmenden nach. „Wart' doch! Sei mir nicht böse!

Nun blieb er stehen, faßte mit beiden Händen ihre Schultern und schüttelte sie ein wenig. „Du Dorchen," sagte er, „du liebes schneeweißes Dorchen! Man muß dich schütteln, denn du bist ein Tugendbold; man muß dich lieben, denn du bist die Liebe. Und über das alles bist du so reizend, Dorchen!"

„Ach nein, Heinz, erzähl' lieber weiter."

Sie wandelten längst unter den Goldbäumen des Tiergartens, aber die herbstliche Pracht um sie her trat Dorchen nicht ins Bewußtsein. Sie erhöhte nur die Köstlichkeit des warmen Behagens, das sie ganz durchdrang, während Heinz fast ohne Unterbrechung plauderte, als schwelge er in dem Wohlgefühl sich ganz so aufgenommen zu fühlen, wie er sich gab.

„Ja," sagte er, „da ist im großen Ganzen eigentlich nur zu berichten: ich zigeunerte im Sommer und studierte im Winter; ich schwelgte bald, und bald hungerte ich im Sommer und hungerte ohne Einschränkung im Winter; ich hauste einmal in einem Palast und ein andermal auf der Streu oder im Waldmoos im Sommer, und im Winter in irgendeiner Dachkammer; ich war einmal Gast eines Fürsten und ein andermal der Polizei. Im einzelnen könnt' ich dir viel erzählen, Trauriges und Lustiges, aber doch mehr Lustiges; denn wir haben unsere Schicksale von Natur und mit Bewußtsein auf die leichte Achsel genommen. Und ich sage dir, Dorchen: jung sein und seine Sach' auf nichts gestellt haben, und dann mit der Geige auf dem Buckel durch die Welt wandern — 's ist was, Dorle! Siehst, wir sind jetzt im Tiergarten — hast's schon gemerkt? Schön ist er mit seinem gleißenden Gold und brennenden Purpur, mit dem hellen Blau zwischen den Bäumen und dem frühen Goldhauch über dem Wasser. Aber nun denk dir Indien —"

Dorothea blieb stehen und packte seinen Arm. „In Indien warst du?"

„Ja, warum nicht? Diesen Frühling

Digitized by Google

und Sommer. Gast eines Rajah. Denn dort war ich ein deutscher Grafensohn und Hahnke der berühmteste Geiger Europas. Und geglaubt wurde uns immer; wir müssen ein Genie fürs Lügen haben. Und wußten auch so viele intime Anekdoten von Liszt, und der ist auch dort bekannt als eine Art Fürst und Sänger. Auf einem Elefanten des Rajah bin ich auf die Tigerjagd geritten — Hahnke blieb derweil zu Hause, um unsere Geigen zu hüten, die den Indern zu gut gefielen — sagte er. Der Ritt durch den Urwald war schön, den Tiger haben wir nicht gesehen. Zuletzt hat uns der Fürst soviel Gold in den Beutel getan, daß wir davon den halben Winter in Paris hätten leben können. „Aber den Indern Märchen zu erzählen, war nicht halb so spaßhaft, weil leichter und ungefährlicher, als zum Beispiel im vorigen Sommer in Schlesien meinem einstigen Schulkameraden, dem Prinzen von Sorau, eine Nase zu drehen."

Dorothea blieb wieder stehen.

„Du bist bei Prinz Heinrich gewesen? Und der hat dich nicht erkannt?"

„Still doch, Dorchen! Nausikaa hat ihren Odysseus auch nicht unterbrochen. Und d e r hat geschwindelt! Also hör': Wir kamen müd und hungrig in Sorau an, Hahnke, ich und unsere beiden Kleinen, die Würzburger Studenten, die immer in den Universitätsferien mit uns auf die Tour gehen. In der übrigen Zeit zigeunern wir zwei allein und spielen abwechselnd Zimbal und Geige.

„Na also, wir hatten Schlesien abgegrast, aber nicht viel Futter gefunden; denn die Schlesier sind nicht happig auf Zigeuner; im Gegenteil. „Da hören wir im Kretscham, das Schloß sei voll von Gästen. Na, mich sticht der Hafer. Übermäßig begabt war der Prinz nicht, dafür musikwütig wie ich, und wir hielten zusammen. Ich muß mein Lügengenie an ihm probieren. Wir ziehen vors Schloß. Feudal, sag' ich dir; schon die Auffahrt mit prachtvollem schmiedeeisernen Gitter und üppigen Rokokogöttinnen unter den Kugellinden.

„Einer von unsern Kleinen wird 'naufgeschickt, fragen, ob wir den hohen Herrschaften vorspielen dürfen. Der Prinz schickt einen Diener, zu sehen, ob wir anständig angezogen sind, und als der uns inspiziert hat, wird uns gnädigst gestattet — unten vor dem Balkon zu musizieren.

„Na wart', denk' ich. Und wir geigen drauf los. Du, so wie damals hab' ich vor Joachim nicht gespielt. Es dauert denn auch nicht lange, da erscheinen auf dem Balkon die Damen im schönen Kranz, die Herren hinter ihnen. Ein reizendes Prinzeßchen ist darunter, die geig' ich jetzt an, daß sie rot und röter wird. Als wir mit dem Stück fertig sind, tritt mein Prinz vor — sieht noch ganz so unausgebacken semmelblond aus wie vor drei Jahren — und ruft höchst eigenmündig 'runter: ‚Kommt herauf, Leute!'

„Na, wir gestatten uns das Lachen nur innerlich und gehen mit hängenden Schnurrbärten (die gehören dazu!) die Treppe hinauf, von einem braun galonierten Diener durch eine Galerie von scheußlichen Ahnenbildern geleitet. Im Musiksaal haben die Herrschaften Platz genommen — und nun geht's erst los! Ich sag' dir, Dorchen, mich hat damals der Teufel in eigener Person geritten. Meine Geige hat gewimmert, gesaust, geheult wie der Föhn in München und gesungen wie ein verliebtes Mädchen. Die Komtessen und Prinzessen sind geschmolzen in Wehmut und in Lust, und meine Niedliche hat nicht übel Lust gehabt, mir die Rose von ihrer Brust, auf die ich feurig und wehmütig gestarrt habe, hinzuwerfen. Geklatscht haben sie wie besessen und immer mehr hören wollen, bis Hahnke mit großer tragischer Gebärde und ausländischem Akzent gesagt hat: ‚Herrschaften müssen aber verzeihen, wenn Musikanten tot zu Füßen fallen. Haben seit Morgen nix gessen und nix trunken.'

„Darauf hat der Prinz uns vom Lakaien in ein anderes Zimmer führen und uns mit kalter Küche füttern lassen, auch höchstselbst Wein für uns beordert. Und mein Prinzeßchen ist mit einer Schale Champagner gekommen und hat sie vor mich hingestellt: ‚Für den Primas.' Hat dabei rot ausgesehen wie ihre Rose und hat ungeschickt mit der Hand gegen besagte Blume gestoßen, so daß dieselbige geknickt vor meine Füße gefallen ist. Worauf ich sie natürlich aufgehoben, an die Lippen gedrückt und mit langem Blick in die Augen der Holden in mein Wams geschoben habe, dahin, wo nach der Tradition das Herz sitzen soll.

Digitized by Google

„Als wir dann gesammelt haben — das tut immer der Kleinste und macht dazu ein wehmütiges Gesicht — da ist keiner und keine gewesen, die ihm nicht ein Goldstück in die Pudelmütze geworfen hat. Der Prinz hat dann noch persönlich fünf Doppelte dazu gelegt und gesagt, so wie mich habe er nur noch einen Menschen spielen hören, und den möchte er wohl mal wiedersehen. Und hat mich dabei immer angestarrt, als wollt' er fragen: ‚Bist du's oder bist du's nicht?'

„Und ich habe dich gleich erkannt!" rief Dorchen.

„Ja du!" sagte Heinz mit schelmischer Bewunderung.

Dorothea blieb wieder einmal stehen.

„Und das alles ist wortwörtlich wahr?" fragte sie und holte tief Atem.

„Wortwörtlich! — Aber sieh doch bloß den Ahorn, der sich über das Wasser neigt! Steht er nicht wirklich in Flammen?"

„Ja freilich. Wirklich, seine Blätter sind lauter Feuerzungen!"

Heinz lachte. „Wortwörtlich! Faß doch mal an, ob sie dich brennen!"

„Aber Heinz!"

„Aber Dorchen mit dem wortwörtlich. ‚Innere Wahrheit' nennen die Dichter, was sie fabeln. Und mit Recht. Denn innere Wahrheit ist, was sich ergeben würde, wenn das Leben wie der Dichter rein das Fazit aus den Prämissen ziehen würde. Was es natürlich nie tut. Also muß der Erzähler ihm helfen und seine Geschichte hübsch abrunden.

„Ach so!" Es klang ein wenig enttäuscht und verlegen. Und dann dringlich: „Und nun, Heinz?"

„Nun hat mich dein Freund zu Joachim gebracht. Und der nimmt mich zum Schüler —"

„In seiner Meisterklasse — in der Hochschule?"

„Ach was, Klasse. Über die bin ich hinaus. Joachim macht mich zu seinem persönlichen Schüler."

„Heinz! Heinz!"

Sie jubelte es hell hinaus.

Er nahm die Hand, die ihm zunächst war, und küßte sie andächtig.

„Dorchen! Du Liebe! Liebes Dorchen! Nun hör' weiter: Stunden verschafft mir teils Joachim, teils dein Freund, der Doktor Zöllner. Und wenn ich fest im Sattel sitze, schreib' ich an Mutter."

Dorchen blieb ganz still; aber sie sah ihn mit einem Blick an, daß er plötzlich stillstand, sie umfaßte und auf die Augen küßte. Ebenso rasch gab er sie frei und ging mit leuchtendem Gesicht neben ihr.

Sie war sehr blaß geworden.

Er brach das gefährliche Schweigen, indem er in scherzendem Ton sagte: „Das hab' ich dir zu danken, Dorchen. Nicht meiner, sondern deiner schönen Augen wegen nimmt der Doktor solch Interesse an mir. Übrigens ein famoser alter Kerl! Und, glaube ich — nein, ich fürchte mich vor deinen entsetzten Augen und schweige."

„Weißt du," rief Dorothea in kräftigem Ärger, „es kann mich blau giften, daß die Menschen nie reine Motive hinter einer guten Handlung suchen!"

„Weil sie die andern an sich selbst kennen."

„Ja, das Pack. Aber du sollst anders urteilen. Du bist ja anders."

„Ach Dorchen, nehmen wir lieber keine Lupe vors Auge, wenn wir uns betrachten. Wir haben alle Schönheitsfehler."

Dorothea schwieg eine Weile. Dann fiel ihr ein: „Was wird nun aber aus Hahnke?"

Heinz zuckte die Achseln.

„Er muß schon für sich selber sorgen. Ich kann doch nicht immer mit dem alten Lumpen herumziehen."

„Nein, nein. Gewiß nicht. Nur daß ihr doch drei Jahre Glück und Not geteilt habt und du von ihm gelernt hast. Und — mit ihm Streiche gemacht —"

„Dorchen, kennst du die Geschichte vom Prinzen Heinz und Falstaff?"

Sie nickte.

„Nun, was tat Prinz Heinz mit seinem alten Lustgesellen, als er sein Königreich antrat?"

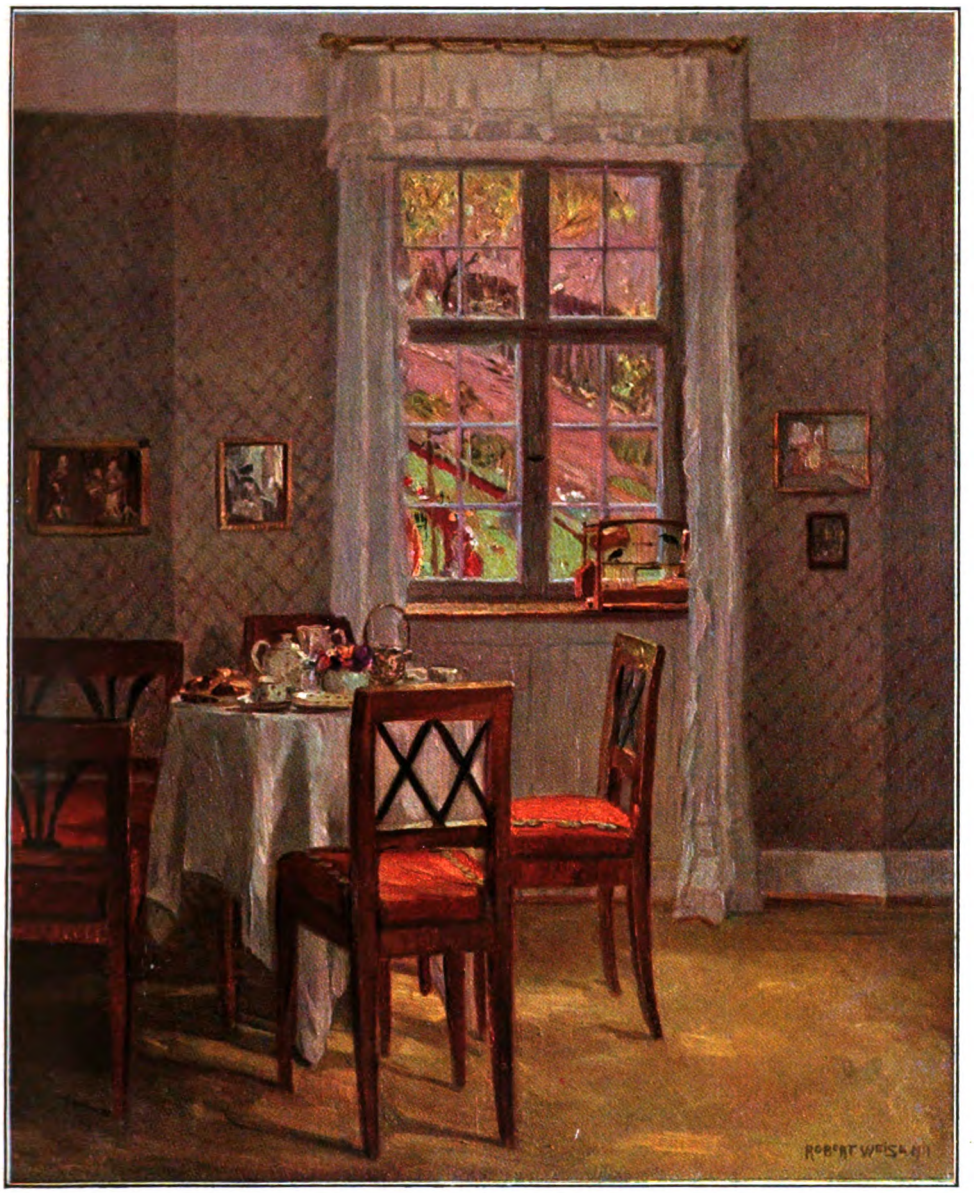
„Ja, Heinz. Aber ich habe das auch nie ganz begriffen. Es schmerzt mich. Daß er den alten Wüstling, der sein Genoß gewesen war, von sich abtat, war recht und mußte sein. Daß er's so unbarmherzig tat, so ganz ohne Herz, das macht mich grauen."

„Er war eben ein Prinz, Dorchen. Und ward König."

Sie schüttelte den Kopf.

„Und du?"

Digitized by Google



Frühstückszimmer
Gemälde von Prof. Robert Weiſe

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

„Ich?“ Er lachte. „Das sagt man nicht, Dorchen. — Aber weißt du, was du bist? Kein Genie. Manchmal glaube ich, daß du's bist. Es klang was aus deinem Spiel, so unfertig es damals war — und es ist noch mehr in deinen Augen. Aber du bist durch und durch gut. Und jedes Genie muß ein Stück Teufel im Leib haben. Und hat's auch.“

⁂ ⁂ ⁂

Sie hatten miteinander besprochen, daß Heinzens Inkognito vor Luise Sanftleben noch bewahrt werden müsse, bis er sich seiner Mutter mitteilen könne. Die Folge davon war für die beiden jungen Menschen, daß sie sich bald hier, bald dort treffen mußten, um den Verkehr miteinander aufrechtzuerhalten, den sie beide als Notwendigkeit empfanden. Zunächst nahmen sie beieinanderliegende Plätze zu einem großem Konzert, das im Opernhause zum Besten der Verwundeten gegeben wurde. Betz sang im ersten Teil des Konzertes neben kleineren Liedern die Hans Sachs-Arie, die Mallinger mit Niemann das Duett der Brautnacht aus dem Lohengrin, Joachim spielte sein berühmtes Beethoven-Konzert. Der zweite Teil des Programmes brachte die Neunte, gespielt vom Opernhausorchester, gesungen vom vereinigten Sternschen und Opernchor.

Dorothea war in großer Erwartung. Sie sollte das erste große Orchesterwerk ihres Lebens hören, und nun gleich die Neunte! In solcher Ausführung! Neben Heinz!

Sie hatte Luise Sanftleben nichts von ihrem Vorhaben gesagt, aus Angst, sie könnte auch ein Billett nehmen wollen. So erschrak sie, als Luise am Tage vor dem Konzert bei Tisch sagte: „Weißt du, Dore, wir könnten uns eigentlich ein paar Galerieplätze zu morgen nehmen; es wird sehr interessant werden.“

„Ich — habe schon einen Platz,“ stotterte Dorchen — „eine Freikarte.“

„So?“ machte Luise und sah sie sehr aufmerksam an. „Seit wann gibt es denn Schülerkarten zu Wohltätigkeitskonzerten? Noch dazu zu solchen erstklassigen? — Aber genier' dich gar nicht, wenn du lieber ohne mich gehen willst; ich ehre deine Gründe, ohne sie zu kennen.“

Das arme Dorchen verstummte. Was sollte sie auch erwidern? Am nächsten Tage hatte sie in ihrer Erwartungsfreude das peinliche Intermezzo fast vergessen, nur schlich sie, um Luise nicht noch einmal Rede stehen zu müssen, eine halbe Stunde vor der Zeit von Hause fort, oder vielmehr, sie wollte sich fortschleichen. Als sie aber auf den Fußspitzen über den bandwurmartigen Berliner Korridor ging, steckte Luise den Kopf zur Wohnstubentür hinaus und sagte freundlich: „So früh schon, Dorchen? Na, viel Vergnügen. Du hast doch den Hausschlüssel? Auf Wiedersehen!“

Der eigen freundliche Ton, in dem sie die letzten Worte sagte, klang in Dorothea nach. Aber alle ihre Besorgnisse flogen davon, als sie schon von weitem Heinz an der Potsdamer Brücke stehen und die Straße hinabspähen sah. Er hielt einen Strauß roter Rosen in der Hand. Beflügelten Schrittes eilte sie auf ihn zu.

Sie legten beide rasch und warm die Hände ineinander. „Dorchen,“ sagte er, „kommst du schon? Haben meine Gedanken dich hergezogen? Herrgott, freu' ich mich!“

„Und ich!“ erwiderte sie.

Sie gingen jetzt nebeneinander die matt erleuchtete Viktoria- und Margaretenstraße entlang, an den hübschen, stillen Villen vorbei, der großen, fast dunkeln Allee des Tiergartens zu, die in die Linden mündet. Ihre Hände ließen einander nicht los.

„Dorchen,“ sagte er, „weißt du das untrüglichste Zeichen, wie man zu einem Menschen innerlich steht?“

Sie blickte ihn fragend an.

„Das Gefühl, das man hat, wenn er einem unvermutet begegnet: Das bezeichnet unser ganzes Verhältnis zu ihm. Und wenn es Freude ist, eine so ungestüme, wie ich sie in dem Augenblick empfand, wo ich dich sah — Dorchen, schau' mich mal an!“

Aber das wagte sie selbst in dieser Dämmerung jetzt nicht. Auch ihr mußte ja die ungestüme Freude aus den Augen blitzen.

Er steckte ihr die Rosen in die Hand. Es waren herrliche Blüten, langstielig, leicht zusammengebunden, wie es damals zur Zeit der gedrahteten Tellerbuketts noch keineswegs Mode war.

Als sie, halb abgewandten Gesichts, nach ihnen griff, fielen einige der roten Blätter zu Boden. Da nahm er ihr rasch die

Digitized by Google

Blumen aus der Hand. „Nein," sagte er, „entblättern dürfen sich dir die Rosen nicht."

Und er zerpflückte sie langsam und streute die roten Blätter vor sie auf den Weg, daß ihre Füße darüber hinschreiten mußten. „Denn die Königin ziehet ein," sagte er lächelnd.

Ein Jauchzen war in ihnen beiden, als sie Hand in Hand durch die dunkeln Alleen schritten.

Sie fanden das Opernhaus trotz des Umweges, den sie gemacht hatten, noch ziemlich leer, als sie ihre Plätze einnahmen.

„Nun, wie gefällt es dir denn? Imponiert es dir?" fragte Heinz.

„O, es ist schön — Aber weißt du, so schön, wie man sich die Dinge gedacht hat, sind sie doch nie."

„Ja, wenn man Phantasie hat. Und doch, ich bin aus grobem Stoff, ich will haben, nicht hoffen. Und es gibt doch Dinge, die in Wirklichkeit noch schöner sind als in unsern Träumen."

„Zum Beispiel?"

„Das Hochgebirge, die Musik und die Liebe."

„Ja?" sagte sie.

„Ja, Schneeweißchen."

Das Haus füllte sich allmählich.

Eine unbestimmte Erwartung durchzitterte die der Kunst geweihten Räume. Als der Vorhang sich hob, stand auf der Bühne eine Kolossalbüste des alten Königs, und obgleich man die jetzt überall erblickte, wirkte sie bei dieser Gelegenheit wie eine Verheißung.

In dieser Stimmung applaudierte man den Kunstgesängen, die vollendet ausgeführt wurden, wohl freudig; aber der Beifall wurde zum Sturm, als Betz mit seiner herrlich weichen und großen Baritonstimme ein Gelegenheitslied sang: „Wie zog der König in den Krieg?"

Das Lied hatte mit der großen Kunst wenig zu tun; aber hinter dem Sänger stand die Büste des alten Königs, und hinter dem Liede stand seine einfache, in ihrer stillen Würde große Gestalt, umgeben von all den Erinnerungen, den Hoffnungen, dem Jubel und dem Jammer des Krieges. Die Augen wurden feucht, die Hände schlugen nach dem Refrain jeder Strophe: „Wie zog der König in den Krieg?" zusammen wie Sturmwetter.

In der dritten Strophe des Liedes wurde Betz unruhig, blickte zur Seite, als ob hinter den Kulissen etwas sich zutrage, das ihn störe oder errege. Und schon erschien ein Herr im Hintergrunde der Bühne, schritt vor — Betz brach seinen Gesang ab —, der Herr trat dicht vor die Rampe, von Totenstille empfangen, und sprach: „Ich habe dem Hause mitzuteilen, daß Metz gefallen ist. Bazaine hat kapituliert."

Totenstille. Und dann plötzlich — wer begann damit? Das Orchester? Der Chor? Das Publikum? Wie ein Sturm brauste es daher: „Heil dir im Siegerkranz."

Das ganze Haus in allen Rängen hatte sich erhoben und sang stehend die Hymne, das Orchester spielte sie, Betz auf der Bühne, das Gesicht der Büste zugewandt, sang sie, der Chor, das Publikum — es war kein Gesang, es war ein Sturm, das Jauchzen einer daherstürmenden Freude, der Jubel, nicht nur über den Fall der großen Festung, nicht nur der Hoffnung über das Ende des Krieges — es war viel mehr: das erschütternde, erlösende, jubelnde Bewußtsein, eins zu sein, einer mit den allen, der einzelne mit dem ganzen großen Vaterlande! Man schluchzte, man jubelte laut, man lachte und weinte und lag einander in den Armen.

Heinz hatte seinen Arm um Dorothea geschlungen, und sie küßten sich zum erstenmal.

Und in diese Stimmung hinein brauste die gewaltige Neunte, in dieses Lachen und Weinen hinein jubelte es: „Alle Menschen werden Brüder", und klang hehr und feierlich: „Brüder, überm Sternenzelt muß ein guter Vater wohnen!"

Und der Mensch erhob sich über sein kleines Selbst, stieg auf zu Gott und kniete nieder.

⁂ ⁂ ⁂

Als Dorothea nach Hause kam — und den Schlüssel so leise wie möglich in der Korridortür umdrehte, erschien Luise in der Tür des Wohnzimmers.

„So spät?" sagte sie freundlich. „Nun, du hattest gute Begleitung."

„Woher weißt du das?" fragte Dorothea, ihre Befangenheit unter Trotz versteckend.

„Ich sah euch von meiner Galerie aus,"

Digitized by Google

erwiderte Luise, immer mit überlegener Freundlichkeit. „Ihr seid ja schon recht vertraut miteinander. Ich konnte leider nur den eleganten Wuchs deines Freundes bewundern; denn er drehte mir konsequent den Rücken. Er hatte zuviel mit dir zu tun. — Wer war denn der junge Herr?“

Dorothea wurde rot und blaß. Es war ihr eine große Demütigung, lügen zu müssen. Aber sie konnte doch Heinz nicht verraten. „Es war ein Mitschüler vom Konservatorium,“ sagte sie so leicht wie möglich. „Wir hatten beide Lust auf das Konzert und nahmen unsere Plätze nebeneinander.“

„Ja, da konntet ihr euch bequem küssen,“ erwiderte Luise.

Dorothea wandte sich zum Gehen, damit Luise die Tränen nicht sähe, die ihr die Demütigung erpreßte. Aber Luise hielt sie fest. „Lauf nicht weg, Dore,“ sagte sie in ganz verändertem, gutmütigen Tone. „Wir sind doch alte Freundinnen, und ich gönne dir dein Glück, solang es dauern will. „O lieb, solang du lieben kannst;“ meinen Segen hast du. Nur für dumm laß' ich mich nicht kaufen.“

Dorothea schlug die nassen Augen zu ihr auf. „Ich darf ja noch nicht sprechen, Liese,“ sagte sie leise.

„Na, denn schweig, Närrchen. 'raus krieg' ich's ja doch.“

„Lisa“ — sie legte die Hände angstvoll ineinander — „verrat uns nicht!“

„Ih, wo werd' ich. Aber du, hör' mal, Dore, daß du mir nicht zu dumme Streiche machst. Ich hab' doch so etwas wie eine Obhut über dich auszuüben.“

„Die brauch' ich nicht, Lisa.“

„Na, na! Du hast was vom Gretchen. Wenn sich wirklich ein Faust zu dir findet — ?“

„Aber Lisa!“

„Komm mal her, altes Mädel!“

Sie setzte sich auf einen Korbsessel im Korridor und zog Dorothea auf ihren Schoß. „Ich will dir was ins Ohr sagen: die Männer taugen alle nichts. Wenn du mußt, so lieb' zu, aber vergiß nie, daß deiner auch nichts taugt. Und namentlich nicht zuviel Liebes verträgt. Zeig' ihm von Zeit zu Zeit die Krallen. Und wenn du mußt, so schenk' ihm, aber laß ihn fühlen, daß er Geschenke bekommt, freie Gabe, kein Muß. Und vor allem, gib dich selbst nie ganz.“

„Lisa!“

„Nein. Weder ganz, was in dir ist, noch ganz, was an dir ist. Er muß immer noch zu hoffen und zu betteln haben.“

„Ach, Liese, schön ist's doch nur, wenn man gar nicht mehr an sich selber denkt —“

„Aber dumm. Er schätzt immer nur das, was er noch nicht hat — aber zu kriegen hofft. Denk' dran.“

„O Liese, ich war so rein, so strahlend glücklich!“

„Na, dann sei's weiter und vergiß, was ich gesagt habe. Es muß ja doch jeder nach seiner Fasson — unglücklich werden. Wenn du mich mal brauchst, ich bin da.“

Von drinnen kam ein mürrischer Ruf: „Kommst du noch nicht schlafen, Lisa?“

Luise schob Dorothea von ihrem Schoß und stand auf. „Mein Alter,“ sagte sie. „Du, Dorchen, wenn du mal von ‚ihm‘ sagen wirst: mein Alter!“

„O Gott, Lisa! Aber auch du! Wenn man einen Mann liebt —“

„Ja, wer sagt dir denn, daß ich ‚einen Mann‘ liebe? Noch dazu Sanftleben! Mit dem roten Schal um den Hals und dem ewigen Husten. — Was machst du denn solch entsetztes Gesicht? Mach' ich meinen Mann glücklich oder nicht?“

„Ja, Lisa, ich glaube.“

„Nimm's für gewiß. Und was kann der strengste Moralfex — zum Beispiel ein gewisses Dorchen — mehr von einer Frau verlangen, als daß sie ihren Mann glücklich mache?“

„Aber du selbst — hast du denn nie geliebt?“

„Verschiedene Male. Einmal sogar heftig. Aber ich war gescheit genug, es den dummen Jungen nicht merken zu lassen.“

„Arme Liese!“

„Gar nicht arm. Das Leben besteht nicht aus Liebe, sondern aus weit härteren Dingen. — Und nun geh träumen.“

Sie gab Dorothea einen herzhaften Kuß.

* * *

Und Dorothea „ging träumen“. Im glücklichen Traum ging sie diese ganze Zeit einher. Ihr war immer, als schwebte sie hoch über allem Erdenstaub. Die Dinge des wirklichen Lebens nahm sie wahr wie durch einen Nebelschleier, unter dem aber

Digitized by Google

ein Leuchten schimmerte und ein köstlicher Duft emporstieg, wie am Frühlingsmorgen, wenn sie auf dem Berge stand und vom Tal der Morgennebel sich löste. Auch den Geliebten sah sie durch diesen duftenden Schleier. Meist schmeichelte, oft rührte, manchmal ärgerte ihn das.

„Du liebst gar nicht mich, sondern das Bild, das du dir von mir machst," sagte er. „Oder sag' mal, was liebst du im Grunde an mir?"

„Was ich an dir liebe? Wie kann ich das definieren? Dich."

„Ich will es dir sagen: du liebst an mir deine Kinderzeit und Kinderstreiche, in die ich untrennbar verwoben bin. Du liebst in mir Bertchen und meine Mutter, die Mühle und den Fluß, die ein Stück deiner Vergangenheit sind. Du liebst in mir die Musik, die deine eigentliche Göttin ist — du liebst vielleicht auch mein Lachen, das dir sehr gefällt, weil du selbst von Grund aus ernsthaft bist, meinen raschen Witz, meine leichte und skrupellose Art, das Leben zu nehmen und zu lenken —"

„Aber all das zusammen macht doch eben deine Person aus!"

„Meinst du? Und liebst du auch meine gefährlichen Seiten, ohne die ich doch nicht der Heinz Eigenfeld wäre? Nein! Denn du siehst sie gar nicht —"

„Nein, Heinz, ich sehe sie und erkenne sie, aber —" sie senkte den Kopf.

„Nun, aber?"

Es kam ganz leise: „Sie gefallen mir auch."

Da nahm er sie beim Kopf und küßte sie und empfand den Rausch des Siegers, wenn er sie in seinen Armen beben und das junge Blut in ihren Adern klopfen fühlte. Er nannte sie dann Rosenrot und meinte, seine Küsse würden das Schneeweißchen in ihr hinwegschmelzen.

Zu seiner Dorothea drollig erscheinenden Eifersucht auf sein eigenes Bild kam aber eine andere hinzu, die er meistens sorgsam vor ihr verbarg, die aber zuweilen zu gewaltsamem Ausbruch kam, der Dorothea erschreckte.

Heinz wurde ja selten mit Dorchen zusammen eingeladen, aber die wenigen Male, wo er zu den Zöllnerschen Sonntagen, die Dorothea oft besuchte, zugezogen wurde, genügten, ihn den großen Reiz erkennen zu lassen, den sie jetzt auf die Männer ausübte, die das heimliche Funkeln und Glühen und den Duft der verborgenen Blüte einer verschwiegenen Liebe in allen Sinnen spüren und an feinen, goldenen Fädchen zu dem Weibe gezogen werden, von dem sie ausgehen.

„Ihr Frauen habt es besser als wir," sagte er einmal ärgerlich, „die Liebe erschließt euren Reiz und macht euch prangen wie junge Rosen im ersten Sonnenglanz."

„Und euch?"

„Uns macht sie lächerlich, wenn wir sie zeigen. Ein verliebter Mann ist ein Kinderspott."

Und es peinigte ihn bis zur Wut, die Huldigungen, die man ihr erwies, mit ansehen zu müssen, ohne seine Rechte auf die Geliebte geltend machen zu können.

Am eifersüchtigsten war er merkwürdigerweise auf Zöllner, obgleich er keinen ersichtlichen Grund dazu hatte und obgleich er Dorothea gegenüber stets betonte, daß der Freund ihres Vaters „ein guter alter Kerl sei" und ihr Vater sein könne. Sie nickte dazu auch einverstanden und harmlos, aber das nützte nur vorübergehend. Freilich tat Zöllner gar nichts, um Heinzens Eifersucht zu rechtfertigen, aber seine eigentümliche, überlegene, ein wenig spöttische und doch fein schmeichelnde Galanterie gegen die Frauen, aus der Dorothea gegenüber manchmal ein echter Herzenston hervorklang, machte Heinz das Blut sieden, und seine unstreitige Überlegenheit über alle anderen Männer, auch über ihn selbst, die Dorothea mit freudigem Vertrauen erkannte, reizte ihn bis zur Wut. Er hatte große Lust, sich an Zöllner zu rächen, indem er seiner Frau den Hof machte; aber „die Anmutreiche" blieb so still gefaßt und liebenswürdig verständnislos seinen Huldigungen gegenüber, daß er das Rennen aufgeben mußte. Dorothea hatte nach solchen Abenden schwere Stunden mit ihm. Glücklicherweise gab es einen Punkt, in dem sie immer zusammentrafen, ein Streben, das sie restlos vereinigte: die Musik.

Dorothea hatte ja bei ihrer Arbeit jetzt auch ein neues Ziel: sich zur Partnerin und Begleiterin des Geliebten heranzubilden, und auch Heinz hatte für sie und sich in der Zukunft diese Möglichkeit im Auge; aber

Digitized by Google

auch ohne dieses Ziel war die Musik zu sehr mit Dorotheas innerstem Leben verwachsen, als daß sie je in ihrem Streben nach Künstlerschaft hätte ermüden können. Sie machte, seit sie die Präliminarien zur künstlerischen Technik überwunden hatte, so erstaunliche Fortschritte, daß sie schon am Schluß des Musikjahres ein „Zeigekind" des Konservatoriums geworden war und im zweiten Jahre in die Meisterklasse aufgenommen wurde. Die Lehrer prophezeiten ihr eine glänzende Zukunft. Nur den einen Schatten hatte ihr Glück, daß sie nicht Heinz ihre Fortschritte zeigen, und daß die Anerkennung, die ihr wurde, nicht ihren Wert in seinen Augen erhöhen konnte. Ihm davon zu erzählen, nutzte nichts; sie fühlte, daß er die Anerkennung anderer Musiker für Schmeichelei hielt, die ihrer Person und nicht ihren Leistungen galt. Sie hatte eine brennende Sehnsucht, mit ihm zusammen spielen, ihr bestes und innerstes Leben in seinem Kernpunkt mit ihm vereinen zu können.

Sie empfand auch sonst eine leise Demütigung und eine Erniedrigung ihrer Liebe in diesen verstohlenen Zusammenkünften und dem Austauschen von Liebkosungen sozusagen hinter der Tür; ihr Bedürfnis nach Klarheit und Offenheit in allen ihren Lebensverhältnissen machte ihr die Heimlichkeiten ihrer Liebe oft zur Pein.

Aber Heinz wollte seiner Mutter nicht schreiben, ehe er sich einen Platz im Musikleben errungen hatte, und Luise durfte natürlich in die Heimlichkeit nicht hineingezogen werden. Was aber Dorothea nicht ahnte, war, daß gerade um Luisens willen Heinz sein Inkognito verlängerte. Besuchte er Dorothea in ihrem Hause, so war es unvermeidlich, daß er seinem Verhältnis mit ihr die Form einer Verlobung gab. Vor dem förmlichen Sichbinden aber scheute Heinz zurück wie ein junges Füllen vor Zaum und Sattel, und er fühlte bei dem bloßen Gedanken daran seine Liebe zu Dorothea, so groß sie jetzt war, verblassen.

Dorothea selbst war ganz ahnungslos über diese seine Empfindungen; sie dachte eigentlich gar nicht an eine Verlobung mit einst daraus folgender Ehe. Aber anderseits war sie, ohne darüber nachzudenken, dessen gewiß, daß ihre Liebe gar nicht aufhören und sie von Heinz gar nicht mehr getrennt werden könnte. Die Ewigkeit der Liebe war für sie die gar nicht von ihr zu lösende Bedingung, unter der sie schön, heilig, groß — nein, unter der sie überhaupt möglich war.

Während die Quellen ihrer seelischen Leiden noch unterirdisch, den Liebenden selbst verborgen, rannen, und nur hin und wieder ein Wässerlein wie eine warnende Kunde von ihrem Dasein an die Oberfläche sandten, trübte eine andere Quelle der Unruhe zuweilen Dorotheas Liebesglück.

Sie war zu Weihnachten nicht zu Hause gewesen; der Doktor selbst hatte ihr geraten, nach so kurzer Zeit des Lernens ihre Studien in Berlin nicht zu unterbrechen. Das hatte Dorothea ein wenig verwundert, ein wenig gekränkt und noch mehr betrübt; aber sie sah die Vernünftigkeit des Ratschlages ein und war im Grunde erleichtert, mit ihrem Geheimnis auf dem Herzen nicht in die Augen ihres Vaters sehen zu müssen. Mit Bangen sah sie dann den Sommerferien entgegen. Sie war nun fast ein Jahr in Berlin; ihres Vaters Mittel waren beschränkt, seine Ansicht von der Kunstübung eines jungen Mädchens unterschied sich nicht wesentlich von der allgemein üblichen; so war zu fürchten, daß er Dorotheas Studium mit dem Ende des Studienjahres, vielleicht schon mit dem Beginn der Ferien für beendet erklären werde. Jetzt aber, halbfertig, jetzt ihr Studium abbrechen zu sollen, wäre für sie einem Stoß ins Innerste ihres Lebens gleichgekommen, auch wenn nicht Heinz im Hintergrunde ihres Lebensplanes gestanden hätte. Aber konnte sie dem Vater sagen, sie wolle eine Künstlerin werden? Wozu? würde er erwidern. Fürs Haus könne sie genug und in der Welt herumvagabundieren und Konzerte geben, würde sie doch hoffentlich nicht wollen. Einem solchen Vorhaben würde er niemals seine Zustimmung geben. Für eine Musiklehrerin wisse sie auch bereits genug — im Hintergrunde stand natürlich die Hoffnung auf Heirat — und gar die Kunst um ihrer selbst willen treiben, hieße einfach, ihrem Vergnügen dringendere Pflichten opfern. Das würde ihres Vaters Meinung sein, und die Gründe, die sie dagegenzusetzen hatte, würde er gar nicht verstehen. Vollends von ihrer Hoffnung, ihrem Geliebten auch in der Kunst eine Gefährtin zu wer-

Digitized by Google

den, durfte der Vater nichts ahnen; für ihn war Heinz ein liederlicher Vagabund und undankbarer Sohn, und er würde alle Zwangsmaßregeln anwenden, um Dorothea an einer Verbindung mit ihm zu hindern. Aber vor allem, er selbst, ihr lieber, guter Papa, würde von solcher Verblendung seiner Ältesten ins Herz getroffen werden. Sie mußte ihre Liebe jetzt noch vor ihm verbergen. Und fühlte das als eine schwer lastende Lüge gegen den besten Vater. So sah sie den Hochsommer mit Bangen herannahen. Unterdes aber schritt das Schicksal von einer ganz anderen Seite und in einer ganz anderen Gestalt, wie sie es erwartete, auf sie zu.

Sie hatte mit Fräulein Amalie von Zeit zu Zeit Briefe gewechselt, die von ihrer Seite sehr höflich, von der Fräulein Amaliens sehr freundlich gewesen waren, aber nie etwas Wesentliches berührt hatten. Jetzt erhielt sie Ende Juni, als sie täglich eine Aufforderung ihres Vaters erwartete, ihre Sachen zu packen und für immer nach Hause zurückzukehren, statt dessen einen langen Brief von Fräulein Amalie, in dem ihr die Dame nach vielen in Kapselsätzen verpackten Zärtlichkeiten schrieb: „Was wirst Du dazu sagen, geliebtes Kind, wenn Du erst jetzt erfährst, daß Dein lieber, verehrter Vater sich seit dem Winter recht oft unwohl gefühlt und namentlich an Kongestionen gelitten hat. Wir wollten Dich, geliebtes Dorchen, nicht durch Nachrichten beunruhigen, die Deinen Fleiß nur stören und Dein Herz betrüben mußten. Auch hat Dein verehrter Vater seine Praxis bis jetzt mit seiner ganzen Energie und Pflichttreue ausgeübt und erst jetzt, ich darf wohl sagen, auf mein inständiges Bitten, ein etwa beginnendes Leiden nicht durch Vernachlässigung einwurzeln zu lassen, sich entschlossen, unserm jungen Freunde Hans Kuno, der, wie Du weißt, nach einer starken Verwundung am Bein aus dem Felddienst entlassen ist — er hinkt noch etwas — seine Vertretung für eine längere Zeit zu übergeben und für sein Leiden in Kissingen Heilung zu suchen. Und ist nach Kunos gewissenhafter Untersuchung Deines lieben Papas Leiden noch ganz im Beginn und zweifellos heilbar. Also beunruhige Dein liebes, zärtliches Herzchen nicht um ihn, Liebling; er wird sich Heilung in Kissingen holen, und werden wir, Doktor Kuno und ich, ihn nach seiner Rückkehr durch die sorgsamste Pflege schon wieder in die Höhe bringen. Da aber die Badereise Deines Papas gerade in Deine Sommerferien fällt, so gebe ich Dir, mein gutes Dorchen, anheim, ob Du Deine Reise zu uns dennoch antreten willst, und würden Ilschen und ich, uns ja sehr über Deinen Besuch freuen. Aber hinwiederum würde Dein lieber Papa, welchen Du jetzt nicht anträfest, doch gern sein Töchterchen wiedersehen und ließe sich Dein Besuch vielleicht auf die Herbst- oder Weihnachtsferien verlegen. Richte also alles so ein, wie Du es für richtig hältst und Dein Herz es gebeut und was Dir im Augenblick bequem ist.

Von unsern und Deinen alten Bekannten geht es Frau Eigenfeld recht schlecht. Bertchen pflegt sie aufs beste und hat Doktor Kuno natürlich auch ihre Behandlung übernommen."

Die dumpfe, unbestimmte Angst vor alle dem, was dieser Brief brachte, und viel mehr noch vor dem, was unter und zwischen den Zeilen undeutlich hindurchschimmerte, trieb Dorothea zu Luise.

„Sag' du, was du von dem Briefe denkst."

Luise las ihn zweimal bedächtig durch, dann sagte sie: „Meinst du die Krankheit deines Vaters? Ja, Mama schrieb mir schon, daß er in der letzten Zeit manchmal schlecht aussähe. Das sind die Jahre, Kind, — und Schonung tut er sich auch nicht an. Ich glaube, Ausspannen und Kissingen wird ihn wieder auf die Beine bringen, und wenn er, wie die Rede geht, Hans zum Assistenten nimmt oder ihm einen Teil seiner Praxis überläßt, wird ihm das sehr gut tun. Dagegen Fräulein Amalias liebevolle Pflege — ich möchte aber nicht unbefugt an gewisse zarte Dinge rühren. Also: soll ich sprechen oder nicht?"

Dorotheens Augen fragten angstvoller als ihr Mund: „Was ist es, Lisa?"

„Na, dir schwant doch wenigstens etwas. Also: ich an deiner Stelle würde im Oktober jedenfalls in Jena nach dem Rechten sehen. Das heißt, wenn du dir vorher ganz klar darüber bist, ob du Fräulein Amaliens Spekulation auf deinen Papa verhindern willst — und kannst."

Digitized by Google

Dorothea wurde so weiß, daß Luise sie vorderhand erst auf einen Stuhl niederzog. Dann fuhr sie fort: „Klar über eine Sache zu werden, die man fürchtet, und aufrichtig mit sich selber reden, ist das erste Erfordernis zum vernünftigen Handeln. Und wenn man das selber noch nicht fertigbringt, soll ein Freund einspringen. Also: Fräulein Amalia will deinen Papa heiraten und ist auf dem Wege, ihr Ziel zu erreichen."

„Es ist nicht möglich, Lisa! Mein Vater!"

„Ja! Und wenn das mir passierte, kratzte ich der Anwärterin auf meine töchterliche Liebe beide Augen aus. Gräßlich! — Ganz abgesehen übrigens von den vermögensrechtlichen Folgen einer zweiten Heirat."

„O Lisa, nur davon nichts!"

„Jetzt, nein, ich begreife dich. Wenn sich einem im Leibe alles umdreht vor Widerwillen."

„Ich bitt' dich, Liese!"

„Na also, du bist, wie ich sehe, entschieden gegen eine Stiefmutter. Ich begreife vollkommen. Nun aber die andere Seite der Sache. Dein Papa wird alt, und deine Schwester ist noch ein Kind. Ilse braucht eine Hüterin, dein Papa braucht nachgerade jemand, der ihn betreut. Ilse ist dafür zu jung, du bist nicht da. Kein Wunder, daß das schlaue Frauenzimmer ihn langsam eingesponnen hat und ihn noch mehr einspinnen wird. Noch ahnt die arme Fliege vielleicht gar nichts von dem Netz, in dem sie zappelt. Du kannst es vielleicht noch zerreißen. Aber, Dorothea Asmus, mach' dir ganz klar: Willst du deinen Vater für dich behalten, so mußt du Dame Amalia an die frische Luft setzen und selbst ihre Stelle einnehmen. Das heißt, du mußt deiner Kunst als Beruf wenigstens für jetzt entsagen. Es gibt für dich nur diese zwei Wege: entweder die Musik und deine Zukunft, oder dein Vater und die Vergangenheit. So, meine liebe Alte, nun denk' selbst nach. Ich kann dir nicht helfen, denn ich bin nicht du. Und leider du nicht ich. Sonst beförderteſt du Amalia und behielteſt die Musik. Aber dazu gehören Mittel, die dir nicht liegen."

Als Dorothea sich mit zitternden Knien erhob, sagte Luise noch: „Der armen Frau Eigenfeld scheint es ja recht übel zu gehen. Ob Bertchen wohl viel erbt?"

Dorothea strich sich verwirrt über ihre Stirn. Luise sah ihre Betroffenheit.

„Dir kommt nun wieder meine praktische Art abscheulich vor. Aber die arme Frau Eigenfeld stirbt darum nicht eher, wenn man die Folgen ihres Todes bedenkt. Und es wird dir nicht unbekannt geblieben sein, daß Bertchen ein Faible für meinen Bruder Hans hat."

„Bertchen!"

Eine plötzliche Helle verbreitete sich über Geschehnisse, die Dorothea nie ganz verstanden hatte. „O das liebe Bertchen!" sagte sie. „Ich wünsche ihr von Herzen einen so guten Mann, wie Hans es ist."

„Danke. Dir war er wohl zu gut? — Na laß! Meine Eitelkeit erstreckt sich nicht auf meinen Bruder. Aber einsehen wirst du doch, daß ein junger Arzt nur heiraten kann, wenn entweder er oder seine Frau Geld hat. Darum frage ich eben, ob die Frau welches hat —"

„Liebt er denn Bertchen?"

„Was nicht ist, kann werden — besonders bei einer gemeinsamen Pflege mit Trostbedürfnis auf der einen, Trösterbedürfnis auf der andern Seite. Übrigens ist Bertchen sehr hübsch, viel hübscher eigentlich als du, Dorchen."

Dorchen nickte einverstanden. Sie selbst war gar nicht ihr eigener Geschmack, sie wunderte sich immer, wenn sie jemand gefiel. Aber ohne daß sie es wußte, kam auch diese Offenbarung dazu, sie zu bedrücken. Sie kam sich so ausgeschlossen, überflüssig, ja verstoßen vor von den Menschen, denen sie doch einmal mehr gewesen war als alle andern.

Als sie am Nachmittag an der Potsdamer Brücke mit Heinz zusammentraf, sagte er, und sein Gesicht strahlte: „Gehen wir ein Stück am Kanal entlang, Liebchen, ich hab' dir was Hübsches zu erzählen."

Es war einsam unter den großen, schon dunkelgrünen Kastanien am stillblinkenden Wasser; unter den Brückenbogen dunkelte es geheimnisvoll, auf dem Inselchen unten neigten die schönen Bäume ihre feinen Zweige tief über das Wasser. Von den Gärten kam Rosenduft und Jasmin in müden Duftwogen, mit leisen Fingern den Liebenden die Wangen zu streicheln. Nur ein großer Kahn wurde mit Stangen von zwei Männern fortbewegt; ein Hündchen

Digitized by Google

rannte auf dem Deck bellend einher, als wolle es seiner Einsamkeit entrinnen.

Heinz schob seinen Arm unter den Dorchens. „Dorchen," sagte er, „wir reisen zusammen nach Jena."

Sie blieb stehen; sie war bleich geworden; ihr Geschick überfiel sie zu plötzlich. Doch sie bezwang sich; sie mußte auf Heinzens Stimmung und seine Gedanken eingehen.

„Was meinst du, Liebster?"

„Was ich sage. Ich fahre mit dir nach Jena. Aber wurzeln wir hier nicht ein, gehen wir weiter. Es kommt noch besser. Also höre: sie nehmen mich zum Korrepetitor an der Weimarer Oper"

„Heinz!"

Es war nun doch ein Jubellaut, der aus ihrer Kehle drang, ein Jubel nur um seinetwillen, ohne jeden Gedanken an sich selbst. Er erkannte das auch und küßte sie rasch.

„Du Liebe! Du bist die Liebe. — Ja, sie brauchen also in Weimar einen Korrepetitor. Es ist natürlich kein fürstlicher Posten, aber einer, der das Sprungbrett für Größeres sein kann. Und wird. Und dann denke: Unter Liszts Augen, von ihm gefördert. Er selbst hat an Joachim geschrieben, ob er einen Ersatz für den eben gestorbenen Korrepetitor wisse, und Joachim hat mich empfohlen.

„Heinz!" jubelte sie.

„Und nun kann ich auch vor Mutter treten; ich bin jetzt immerhin großherzoglicher Beamter und Hofmusikus — das versteht sie."

„Ja, Heinz, es ist Zeit, daß die große Freude für sie kommt. Sie ist krank. — Ach, könnt' ich sehen, wie sie glücklich ist über dich! Aber ich kann ja nicht. Lies."

Sie gab ihm Fräuleins Amaliens Brief. Er las, befangen in seinen eigenen Geschicken, nichts heraus als die Krankheit seiner Mutter und die Vereitelung von seiner und Dorchens gemeinschaftlicher Reise. „Es wird einem doch in jede Freude ein Tintenklecks gemacht," sagte er geärgert.

Da dauerte sie seine kleine Enttäuschung mehr als ihr großer Kummer. Auch daß sie ihn nun verlor, da sie in Berlin blieb, ließ sie gar nicht in ihren Gedanken aufkommen; sie trachtete einzig, sein Gesicht wieder so strahlen zu machen, wie es zuerst gestrahlt hatte. Und sie sprach von dem Großen, das er schon erreicht hatte, allen Hindernissen zum Trotz, von dem Größern, das er erreichen würde, und malte an seiner Zukunft, bis sie in lauter Gold und königlichem Purpur leuchtete, und Heinz lachend, strahlend und im Glück glühend neben ihr schritt.

Erst als sie wieder zu Hause war, stand ihre Verlassenheit grau, trostlos und hoffnungslos vor ihren Augen, und nun war es der Schmerz, der sie in seine Arme nahm. (Fortsetzung folgt)

Die Nebenstraßen

Ich gehe langsam lange Nebenstraßen.
Hier wird es abends rasch sehr still und leer
Ganz weit, weit hört man die Geräusche rasen
Von Autos, Bahnen und dem Menschenheer.

Hier lösen sich die brünstigen Ekstasen
In stille Freude auf, Man fühlt Begehr,
Mit kleinen Kindern lächelnd still zu spaßen,
Und holt aus lang vergangnen Jahren her —

Wie aus vergeßnen und verstaubten Laden
Man alte Briefe zieht und leis den Faden
Wie von Geheimnisvollem zitternd trennt —

Erinnerung an kleine stille Städtchen
Und knabenhaft und scheu geliebte Mädchen,
Von denen man kaum mehr die Namen kennt.

Friedrich W. Wagner

Digitized by Google

Stilleben

Gemälde von Prof. Eduard Grützner

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Zu Eduard Grützners 70. Geburtstage

Der Künstler und sein Heim. Von Fritz von Ostini

Am 26. Mai dieses Jahres wird der Münchener Maler Eduard Grützner 70 Jahre alt — mit dem um ein Jahrzehnt älteren Franz v. Defregger einer der typischen und meistgekannten Künstler aus der Münchener Genremalergruppe, die der Schule Pilotys entwuchs. Es leben nicht mehr allzu viele aus diesem Kreise und die Frischesten, Lebfrohesten von allen sind wohl die zwei eben genannten Meister. Keiner würde Defregger seine achtzig, Grützner seine siebzig zutrauen, weder dem Äußeren nach, noch was die Lust an der geliebten Arbeit und die Genußfähigkeit für die schönen und guten Dinge des Lebens angeht.

Von Eduard Grützners unendlich reichhaltiger Lebensarbeit, von seinen ungezählten Bildern mit Klerikern und bürgerlichen Typen, Bauern, Jägern, Zechern, Komödianten, seinen Kompositionen zu Shakespeare, die seinerzeit in des Dichters Heimat so großes Aufsehen erregten, seinen Bildnissen und Stilleben war hier schon des öfteren die Rede. Er gehört seiner Kunst, wie gesagt, unbekümmert um neu aufgeworfene Probleme und Richtungen, mit der alten Liebe und dem alten Glauben, seinem Humor, der Kunst, Menschen zu schildern, Gestalten und Gesichter treffend zu kennzeichnen und die toten Dinge der Umwelt von Haus und Gerät mit hingebender Meisterschaft wiederzugeben. Ihm ist es heute noch, wie vor vierzig Jahren, nicht nur eine bedeutsame Aufgabe, sondern schlechthin ein Genuß, einen gelungenen Charakterkopf auf die Leinwand zu bringen und das Stoffliche eines Stillebens, etwa von Samtdecken, Silbergefäßen, Möbeln und Kunstsachen im Zimmer eines scharlachgekleideten Kirchenfürsten so täuschend und delikat als nur möglich zu malen. Daß die Jugend andere Ziele auf ihr Panier geschrieben hat, ficht ihn nicht an; er denkt wohl lächelnd für sich, um wieviel schwerer als alle jene „Forderungen des Tages" es für einen Maler ist, ein Bild auszubauen, Figuren und Dinge richtig in einen Raum zu bringen, Menschengesichter zu kennzeichnen.

Und er weiß, wie jeder, der seiner Überzeugung nach schafft, daß es gar nicht darauf ankommt, „Tagesforderungen" gerecht zu werden, die Gott weiß wer aufgestellt

Eduard Grützner. Aufnahme von Franz Grainer in München

Digitized by Google

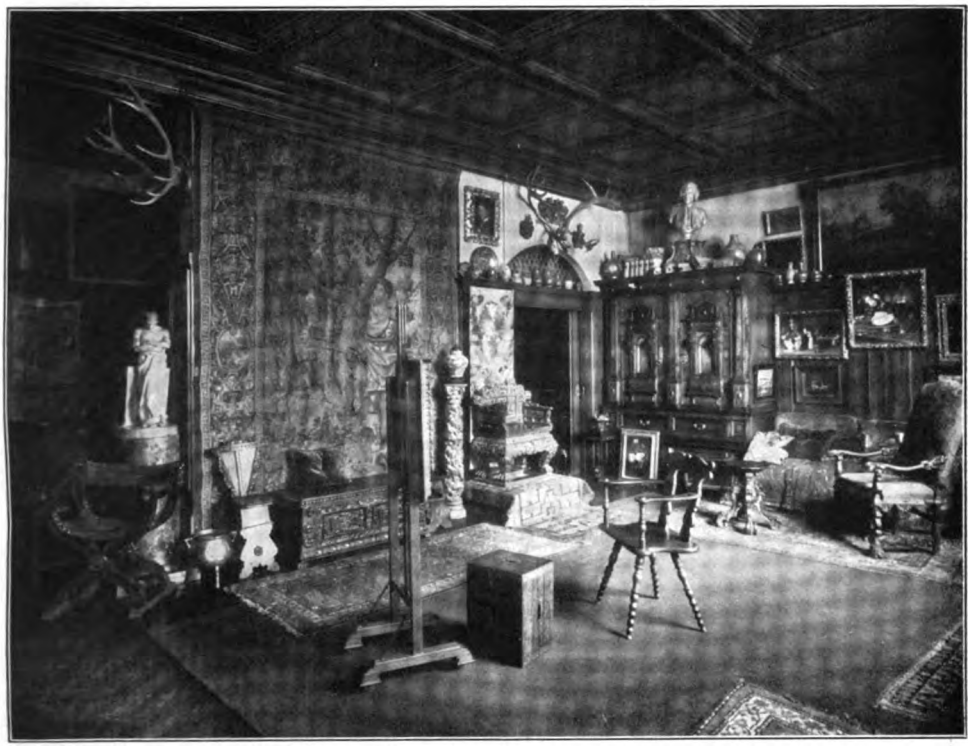
hat, sondern daß die erste Aufgabe des Künstlers ist, sich selber treu zu bleiben, den Forderungen zu folgen, die das eigene Gewissen stellt.

Wie sehr Grützners malerisches Streben und seine Stoffwahl seinem eigensten Wesen entsprach und entspricht — und nicht etwa den Wünschen des Marktes —, wie ja die liebe Mitwelt so gern annimmt, wenn es einmal einem Künstler gut geht, „wenn einmal ein Bankozettel in der Muse Händen blitzt", wie Herwegh in bezug auf Richard Wagner sagt — das offenbart sich jedem Besucher des Künstlerheims. Es ist kein Palazzo von blendender Pracht, wie sich ihn ein paar andere Münchener Künstler unter anderen Umständen geschaffen haben und der ja auch als Spiegelbild einer Künstlerindividualität gelten muß, wie etwa der Lenbachpalast oder die prächtige Villa Stuck. Grützners Heim trägt eher den Charakter eines alten Patrizierhauses, das aber so reich an schönen Dingen aus alter und neuerer Zeit ist, daß es wohl auch als ein Museum bezeichnet werden kann, ein Museum freilich, das zugleich als die denkbar behaglichste Wohnstätte geschaffen ist, bei allem Reichtum ohne Überfüllung, bei aller Mannigfaltigkeit voll Harmonie. Jeder Raum in diesem Hause ist schon für diese Zwecke gebaut, und lange vor dessen Erbauung hatte Grützner die alten Täfelungen, Decken und Möbel gesammelt, die hinein- und zusammengehörten, und um die sein Baumeister dann zuletzt das Haus sozusagen herumbaute. Jedes Gerät, das nur irgendwie in dieser Art und wohlerhalten aufzutreiben war, ist alt und echt, was unumgänglich neu geschaffen werden mußte, ist unauffällig dem Alten angepaßt; und jedes Zierstück hat Kunstwert! Grützner hat sich nicht etwa, wie so viele hier, begnügt, Mittelmäßiges und Minderes in Menge zusammenzutragen — von einem schier beispiellosen Sammlerglück begünstigt, von einem seltenen Kennertum geführt, hat er nur das Beste gewählt und Schätze eingeheimst, um die sich, gäbe er sie heute preis, die Museumsleiter aus aller Welt „schlagen" würden und die zumeist gegenwärtig ein Vielfaches des ursprünglich gegebenen Preises wert, zum Teil aber auch überhaupt kaum abzuschätzen sind, wie gewisse gotische Möbel. Er hatte das Glück, schon in jungen Jahren seiner Liebhaberei nachgehen zu können, als noch nicht jeder alte Winkel von den Händlern ausgekundschaftet war, als die Preise für Altertümer überhaupt noch nicht zu so schwindelnder Höhe hinaufgetrieben waren, wie jetzt. Und aus jener Zeit besitzt er Dinge, die überhaupt der Markt nicht mehr kennt, vor allem köstliche gotische Möbel, die zum Teil besser erhalten sind, als manches Gerät, das vor dreißig Jahren die Tischlerwerkstatt verließ. Später war er, nachdem die Möglichkeit geschwunden war, in Klöstern und alten Schlössern solche Wunderdinge zu entdecken, deren Wert die Eigner nicht hoch einschätzten, in der Lage, seine Sachen langsamer und vorsichtiger auch aus dem Handel zu ergänzen, bewies aber immer den gleichen, sicheren Griff. Und er bewahrte ihn auch noch im letzten Jahrzehnt, als sich seine Vorliebe der alten ostasiatischen Kunst zuwandte, erst der japanischen und dann der chinesischen. Er nennt einen Besitz von solchen Dingen sein Eigen, wie man ihn in Privatsammlungen lange suchen mag. Nur Seltenes, nur Gutes, nichts von dem, was so im allgemeinen die Japanläden feilhalten. Von der heutigen Exportware der Japaner, die ja wohl noch ererbte Geschicklichkeit, aber nichts von der unergründlichen Liebe mehr haben, die ihre alte Kunst auszeichnete, findet sich nicht ein Stück im Grützнerhause.

Selbstbildnis des Künstlers aus den ersten Münchner Jahren

Das Haus selbst ist von dem Architekten Romeis gebaut, der

Digitized by Google



Des Meisters Werkstatt

für manche angesehene Münchener Persönlichkeit ein Heim von altertümelnder Behaglichkeit errichtet hat. Denen, die bei solcher Vorstellung die Nase rümpfen aus Erwägungen des „künstlerischen Fortschritts“ heraus, sei ins Gedächtnis gerufen, daß die Wiederbelebung der alten Stile, gerade was das bürgerliche Wohnhaus angeht, damals eben der Fortschritt war, daß vorher das Chaos, das Nichts herrschte, ein Stil oder besser eine Stillosigkeit, welche die letzten guten Traditionen der Biedermeierzeit verloren und nichts Neues dafür gewonnen hatte. Die trostloseste Bauperiode in München und wohl auch anderswo war die der sechziger Jahre und zu Anfang der siebziger, gekennzeichnet durch Nüchternheit, Gleichgültigkeit gegen gute Verhältnisse, Armut an Schmuck und Gliederung! Das Zurückgreifen zum Alten, die Wiederentdeckung seiner Schönheiten, bot die einzige Rettung, und im Grunde lag der Keim zu dieser schon in dem verfehlten Versuche des Königs Max, einen neuen Stil zu erzwingen. Was nämlich an diesem Stil gut war, ist eben doch auch aus den Schätzen der alten Baukunst entnommen gewesen, nur war das alles leider meist kalt und hart, war alte Formel ohne den alten Geist. Die Versuche, alte Motive mit neuen Bedürfnissen zu paaren, mißlangen, und erst das entschlossene Zurückgreifen zum guten Alten, wie es war, brachte Besserung des Geschmacks. — Das Grützнerhaus steht auf der Höhe, an einer Ecke der Münchener Gasteiganlagen hinter der kreisförmigen Riesenmauer des Münchener Maximilianeums und blickt nach drei Seiten ins Grüne und Freie. Ein malerischer kleiner Hof trennt es vom Nachbaranwesen — so hat das Besitztum also auch seiner Lage nach kaum seinesgleichen in der Großstadt, deren brausendes Leben zu Füßen dieses idyllischen Heims verschäumt. Der freie Blick nach den Anlagen kann dem Künstler nie verbaut oder sonstwie gehindert werden, er haust da, als wäre der gewaltige Park im Süden und Westen samt den Anlagen im Norden sein Eigen. Am Ende einer Sackgasse, deren eine Seite jene Anlagen bilden, steht das Haus — nicht einmal Wagen rollen also vorbei. Es ist still wie auf dem Lande hier, und das Rauschen der nahen Isar stört nicht, nimmt höchstens gelegentliche Geräusche des Tages auf in seinen großen Ton. Von der Praterstraße aus tritt man ein durch ein reiches schmiedeeisernes Torgitter, das einmal Klausurgitter in einem Karmeliterkloster gewesen ist, und gelangt in ein Höfchen, das mit einfachen baulichen Einzelheiten und dem Schmuck einer schönen gotischen Madonna in der Ecke schon die Stimmung des Hauses vorbereitet. Der Glockenzug ist alte Eisenschmiedearbeit, im kleinen Vorplatz grüßt den Eintretenden

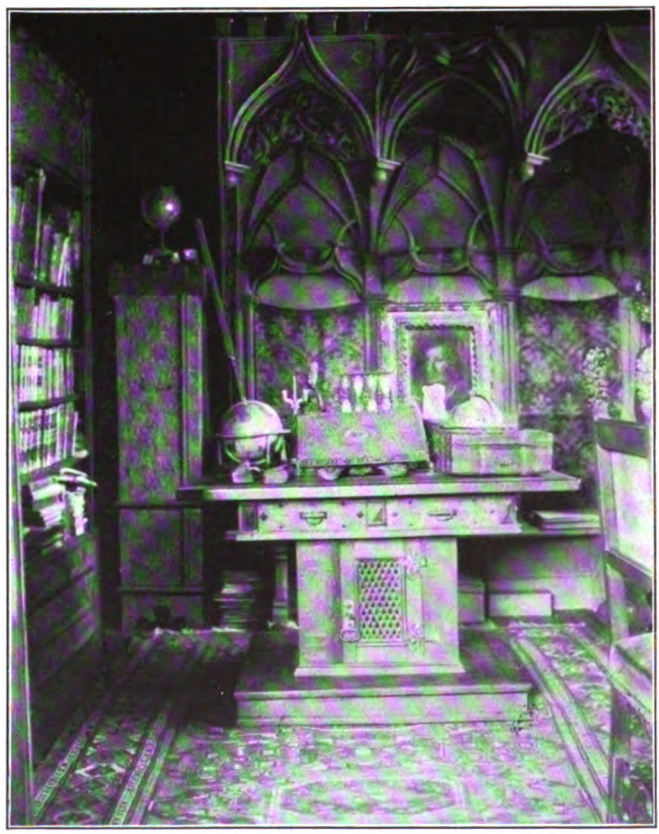
Digitized by Google

schon allerhand Schönes an Bildern und Gerät, und schiebt sich nun das Küchenfenster in die Höhe, weil ein dienstbarer Geist hier den Besucher nach seinem Begehr fragt, so sieht man selbst in der Küche viel merkwürdigen alten Hausrat.

Das Treppenhaus und die darein mündenden Gänge des Erdgeschosses und ersten Stockwerks bilden eine künstlerische Einheit von höchstem Behagen. Ein Gefühl von Wärme, die nicht von dem Dauerbrenner auf der Diele, sondern aus dem Geist des Ganzen stammt, umfängt uns. Hirschgeweihe, ein Elchkopf mit wuchtigen Schaufeln, alte Bilder, Fayencen, ein alter Schüsselrahmen, schwer von blitzendem Zinn, decken zu ebener Erde die weißen Wände. Eine schmale, tief in die Mauer geschnittene Pforte führt hier in das einstmals in ganz München berühmte, jetzt stiller gewordene gotische Kneipstübchen, in dem sich die reiche Geselligkeit des Hauses abspielte. Das Kreuzgewölbe der Decke ist in der Mitte von einem Marmorpfeiler gestützt. Um die Wände läuft eine alte gotische Täfelung, Tiroler Arbeit mit Flachschnitzereien, und was Möbel und Ziergerät angeht, so steht hier ein Museumsstück neben dem anderen. Ein uralter Kachelofen spendet Wärme, von der Kredenz schimmert eine seltene Sammlung köstlicher, zum Teil sehr früher Gläser; Steinbockhorn-Becher, alte zinnerne Landsknechtbecher und Zinnhumpen stehen umher, die den Neid jedes Kenners wecken, darunter Riesenstücke, wie sie wohl selten vorkommen. Und alles von ausgesuchter Güte und Merkwürdigkeit, nicht leicht erreichbares Dekorationszeug. So ist auch der Geweihlüster hier unten, wie etliche andere in den oberen Gemächern, echt und alt in seiner ganzen Montierung — der Fachmann wird wissen, wie selten diese Dinge noch vorkommen.

Hier unten im Kneipstübchen gab es, wie gesagt, einst oft die fröhlichste Geselligkeit; sehr berühmte Leute haben da geweilt, und namentlich die Sterne der Theater- und Musikwelt, die nach München kamen, wurden in diesem Stübchen gefeiert. Von den Jugendfreunden des Künstlers, die einst zum Stamm dieser Gesellschaft gehörten, atmen freilich viele nicht mehr das rosige Licht, und so werden auch die einst so frohen Geister des Raumes immer seltener aus ihrem Schlummer aufgestört.

Schreiten wir die Treppe hinauf, die natürlich ein besonders schönes altes Schmiedeeisengeländer ziert und deren Wände ein wertvoller Wandteppich deckt, so gelangen wir zu den kostbarsten Räumen des Grützner-hauses.



Nebenraum zu des Meisters Werkstatt

Hier sind die Schlafzimmer des Besitzers und seiner Tochter gelegen. Dann die unbeschreiblich trauliche, bis in den letzten Winkel alte und echte gotische Eßstube und der Salon — das welsche Wort Salon will einem kaum aus der Feder, wo sich's um diese reichgetäfelte Renaissancestube aus dem Sommersitz eines Prälaten in Volters handelt! Sie ist zur Schatzkammer des Hauses geworden mit ihrer eingebauten Kredenz, die so schöne alte silberne Pokale von Augsburger und Nürnberger Goldschmieden, Becher, Schüsseln und anderes Tafelgeschirr birgt. Unika darunter, z. B. ein frühgotischer glatter silberner Becher von edelster Form, dessen einziger Schmuck drei kleine Löwen sind, die die Füße bilden. Ein staubsicherer Glasschrank mit Stahlgerippe enthält

Digitized by Google

Tiroler Torggelraum. Gemälde von Prof. Eduard Grützner

Digitized by Google

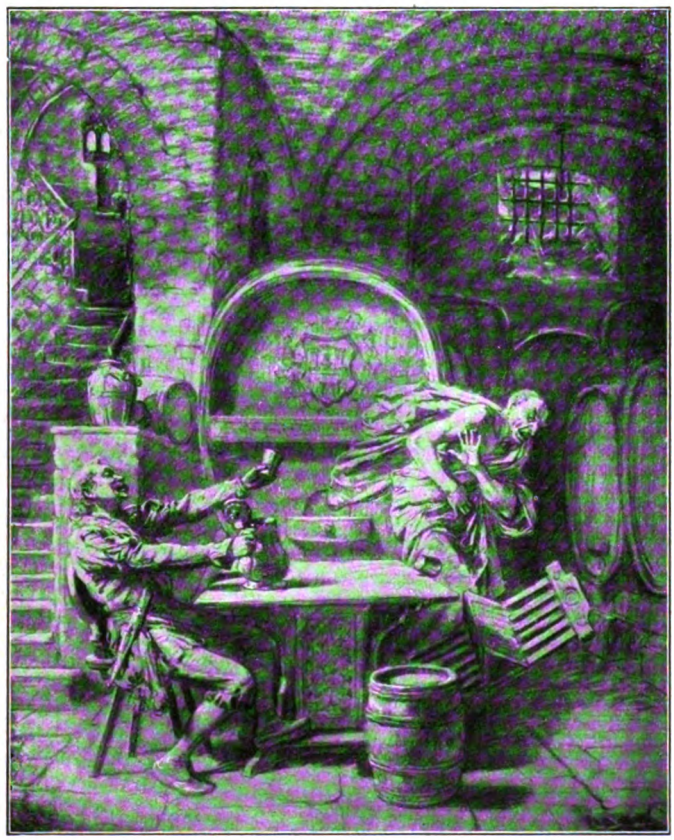
neben den wertvollsten Stücken des Silberschatzes die Perlen ostasiatischer Kleinkunst, die Eduard Grützner seit etwa zehn Jahren gesammelt hat. Hier ist des Staunens wirklich kein Ende, hier möcht' man volle Stunden säumen und würde kaum fertig mit dem Betrachten und tastenden Genießen der größeren und kleineren Dinge, die der unergründliche Kunstfleiß jener östlichen Völker geschaffen, alles erdenkliche Material bewältigend und veredelnd, eine Welt von Gedanken und Sinnbildern ins kleinste hineinarbeitend und in der Ausführung bis zu einer Vollendung gehend, daß auch das bewaffnete Auge nirgends eine Grenze der feinen Ausführung entdeckt. Da sind schwere chinesische Schnitzereien aus rotem Lack, deren Entstehung man sich kaum vorstellen kann, prachtvoll dekorative oder wundersam zarte japanische Lackarbeiten, von denen das Technische ebenso bewundernswert ist, wie die unerschöpfliche poetische Erfindungsgabe; da sind Elfenbein- und Holzschnitzereien, japanische Medizindöschen mit den dazu gehörigen Netsukes, von denen eins künstlicher und geschickter geschnitzt und erfunden ist, als das andere: dann neuere und ältere Cloisonnéarbeiten, keramische Seltenheiten, darunter eine der merkwürdigsten Satsuma-Vasen, die man finden kann — der meisterhaft ausgeführte Schmuck des Gefäßes besteht wieder aus Vasen von allen erdenklichen Formen. Arbeiten aus schönen Steinen fehlen nicht, eine große chinesische Bernsteinschnitzerei, alt, gedunkelt und gegen das Licht gehalten, funkelnd, wie Rubin, ein paar ausgesucht fein geschnitzte Trinkbecher aus Rhinozeroshorn usw. Einen Gipfelpunkt feiner technischer Leistung bedeutet ein zweiteiliger Lichtschirm in Elfenbeinrahmen, der auf Goldlackgrund ein Frühlingsidyll mit Blütenbäumen zeigt, und zu dem alles erdenkliche Material in mikroskopisch feiner Ausführung verwendet ist, Perlmutter, Gold, Karneol und andere Steine. Man meint, ein Geschlecht kunstreicher Zwerge müßte an diesem köstlichen Miniaturrelief geschaffen haben, und menschliche Finger müßten zu grob sein, um diese Dinge auszuführen. Daß der Besitzer solcher Herrlichkeiten auch eine Sammlung von Tsubas (Schwertstichblättern) besitzt, kann man fast selbstverständlich nennen. Sie ist in einem anderen Raum in besonderen Kästen untergebracht und umfaßt mit etwa 180 Stück alle wichtigen Schulen dieses Kunstzweiges, der an Vollendung der Metalltechnik vielleicht alles übertrifft, was sonst in Japan und auf der Welt überhaupt geleistet worden ist. An Tauschierung und Einlegearbeit anderer Art finden sich wahre Wunder und nicht minder

Küche eines Tiroler Bauernhauses. Gemälde von Prof. Eduard Grützner

Digitized by Google

an Eisenschnitt, vor dessen Wie? man schlechthin wie vor einem Rätsel steht. Ein anderes Wunder ist die Phantasie, die sich in den Motiven zu diesen Blättchen kundgibt, von denen keins dem anderen gleicht. Bei manchen Stücken handelt es sich nur um ein einfaches, aber immer geistreich erfundenes, in sich geschlossenes Ornament, bei manchen um die verwickeltste Spitzenarbeit in Eisen, bei vielen schlechthin um Gedichte in Metall, um jene epigrammatisch kurzen, feinen Stimmungsbildchen, wie sie die Japaner in ihrer Poesie pflegten, ehe sie ihre schöne alte Kultur erbarmungslos über Bord warfen, um dafür eine größenwahnsinnige Weltpolitik zu treiben. Auf anderen Stichblättern sind dann wieder in winzigen Figuren ganze Heldensagen dargestellt. Kurzum, ihr Stoffgebiet ist ohne Grenzen. In anderen Gemächern des Grützner-hauses zerstreut finden sich von ostasiatischer Kunst unter anderem in großer Zahl: Prunkwaffen, namentlich schöne Schwerter, Keramik, viele alte Bronzegefäße chinesischen Ursprungs, Vasen und Dekorationsfiguren, Wandbilder und Teppiche, Möbelstücke, z. B. ein prunkvoller chinesischer Thronsessel, Gewebe, Tempel- und Theatermasken und viele Götterfiguren. Im Kirchenraum, von dem noch die Rede sein wird, ist ein ganzer Aufbau von goldschimmernden, erlesen schönen und ehrwürdigen Götterbildern aus Erz und Holz, Tempelgerät usw. errichtet. Wirklich ehrwürdig sieht dieser Winkel aus und stimmt fast zur Andacht — der stille, gütige Gott Buddha in seinen verschiedenen Inkarnationen hat hier im Westen eine Stätte der Ehrung gefunden, nachdem sie drüben im fernen Ostasien das goldene Kalb an seine Stelle gesetzt haben. An sehr frühen hieratischen Tierfiguren, Drachen, Räuchergefäßen aus China, Spiegeln, Laternen und Leuchtern, meist in schwerem Bronzeguß, ist der Besitz Grützners ebenfalls reich. Besonders reizvoll und höchst lebendig ist eine Anzahl bunter chinesischer Majolikafiguren; ihre Anmut war immer schon aufgefallen, bis der Besitzer, als er sich mehr mit der Kunst jener fernen Länder beschäftigt hatte, darauf kam, daß die bisherige Fassung in Ölfarbe und Vergoldung unmöglich echt sein könne. Er wusch diese Farbschicht sorgfältig weg und jetzt glänzen diese Statuetten in der ganzen Pracht ihrer geschmackvollen, ursprünglichen malerischen Glasur. Die Verballhornung durch Ölfarbe mag wohl im 18. Jahrhundert, als man ohne manches Verständnis für Chinoiserien, wie für eine Maskerade schwärmte, verübt worden sein.

Aber zurück zu den Gelassen des ersten Stockwerks. Von jenem Prälatenzimmer



Kartonzeichnung zum Bilde in der Münchener Neuen Pinakothek: Der schlesische Zecher und der Satan

tritt man in eine wundervoll gemütliche Eßstube, mit einer Decke und Täfelung in vornehm schlichter Gotik — das Ganze stammt aus der Burg Landeck in Tirol. Im Fenster glänzen wertvolle alte Wappenscheiben aus einer Kirche in Schwaz mit den Wappen der Frundsberg, deren Burg heute noch dort steht, an der Wand prangen ein paar Bildnisse von Terborch und ein Fruchtstilleben von des Künstlers eigener Hand. Ein gotischer Schubkasten dient als Kredenz, gotisch und höchst merkwürdig ist auch der Eßtisch. Alte, sehr reichgegliederte gotische Vertäfelung gibt auch dem gegenüber liegenden

Digitized by Google

Aus einem Wohnraum des Hauses Grützner. Aufnahme von Franz Grainer

Digitized by Google

Aus dem sogenannten „Kirchenraum," einem Teil der Sammlungen des Künstlers. Aufnahme von Franz Grainer

Digitized by Google

Schlafzimmer des Hausherrn Wärme und Behagen und allerlei Möbelstücke in gleichem Stil, vor allem die ungewöhnlich schön erhaltene und interessante Kommode, werden da jeden Sammler neidisch machen. Ehedem schlief der Künstler auch in einem gotischen Bett, bis er die Liebe zum Alten doch der Bequemlichkeit zum Opfer brachte und sich eine Bettstelle von behaglicherem Ausmaß verschaffte. Unter den alten deutschen Kunstsachen prangen in diesem Zimmer einige der wertvollsten und frühesten chinesischen Bronzen des Grützner'schen Besitzes, und es ist merkwürdig, wie gut da der Osten und Westen zusammenstimmen.

Das Atelier Grützners ist in einem abgesonderten Teil des Hauses im zweiten Stockwerk untergebracht — es ist noch ein Atelier alten Schlages, ausgestattet mit vielen schönen Dingen, die das Auge anregen sollen und dem Maler wohl oft unmittelbar zum Vorbild gedient haben. Heute liebt man eher die vollkommene Nüchternheit, um nicht abgelenkt zu werden, und die Werkstatt manches berühmten Malers ist unmalerisch wie ein Lagerraum oder ein Wagenschuppen. Jeder nach seinem Geschmack! Grützner hat seine Werkstatt mit Prachtstücken aus aller Welt ausgestattet und ein paar Nebenräume dazu. Neben einem kostbaren alten Wandteppich, der sehr drollig die Geschichte der Daphne darstellt, prunkt ein Goldthron aus einem chinesischen Kaiserpalast, daneben wieder ein Kunstschrank aus der Zeit der besten deutschen Renaissance, drüber hängt ein persischer Jagdteppich und davor steht ein — moderner Konzertflügel, freilich immer durch schöne alte Decken verhüllt. Die feine Nußbaumtäfelung der Wand, edelste Renaissancearbeit, stammt aus einem Jesuitenstift; auf ihr hängen Bilder und Studien Grützners und alter Meister, z. B. ein wunderschöner Ostade, und auf dem Sims stehen dicht gedrängt Gläser, Becher, Krüge und Ziergerät aus allem erdenklichen Material und aus allen Zeiten. Alte Stühle, Sessel und Hocker, Plastiken von Wert, z. B. Dichterbüsten von Houdon, erlesene orientalische Teppiche, altchinesische Malereien und gobelinartige Gewebe, ein großes Glasgehäuse mit den buntschillerndsten Schmetterlingen der Tropen zieren weiterhin das Atelier. Es ist groß genug, daß der Mittelraum, dessen Grützner zum Malen seiner, ohnedies meist nicht zu umfangreichen Bilder bedarf, frei und weitläufig genug bleibt. Ein richtiger Museumsraum ist das Kirchenzimmer nebenan mit gotischem Gerät, unter dem sich Unika befinden, z. B. ein reichgeschnitzter Lehnstuhl aus einer Klosterschule, ein hoher Schrank mit vielen Schubladen, in denen Grützners reiche Sammlung alter Stoffe untergebracht ist, ein schweres vierseitiges Kirchenpult für Meßbücher, das Glanzstück von gotischem Gerät in dieser Sammlung, dann die Ecke eines Chorgestühls aus der Münchener Liebfrauenkirche, aus Eichenholz und herb, aber edel in seinen Formen. Einen guten Teil der einen Längswand nimmt ein fünfflügeliger gotischer Altar ein, den Grützner einst auf dem Dachboden einer Kirche in Erfurt entdeckte, alt und echt sind die gotischen Glasfenster, alt und echt ist ein vorzüglich erhaltener französischer Gobelin. Von der Wand blickt unter anderem ein liebliches Madonnenbild von Sassoferrato und manches seltene Stück alten Geräts. In neuerer Zeit hat hier auch jener buddhistische „Altar" mit stillschönen Götterbildern und Kultusgeräten Raum gefunden. Ein anderer Nebenraum des Ateliers ist die malerische Bibliothek mit einem Büchergestell in Tiroler Gotik, dessen besonderer Wert darin liegt, daß die Flachschnitzerei noch die trefflich erhaltene alte Bemalung aufweist. Hier ist außerdem viel Merkwürdiges und Kostbares an ostasiatischer Kunst aufgestapelt, japanische Schwerter und Lanzen, Masken, Götterbilder, chinesische Keramik usw. Für seine Sammlung alter deutscher Waffen hat Grützner in der friedlichen Harmonie seiner bewohnten Räume keinen Platz gefunden — für sie ist eine Art Rüstkammer im Turm des Hauses eingerichtet. Sein Besitz ist nach und nach so reich geworden, daß er ihn wohl selbst kaum mehr auf einmal zu überblicken vermag — er hat fast ein halbes Jahrhundert daran gesammelt, in der Stille gesammelt mit Liebe, Glück und Verständnis und so ist seine Sammlung ein bedeutsamer Teil seines Lebenswerkes geworden, auf den er mit besonderer Befriedigung blicken darf. Und dessen er sich hoffentlich noch recht lange in Gesundheit freuen wird!

Mein lieber alter Freund Grützner!

Eigentlich wollte ich selbst zu Dir kommen, um Dir zu Deinem Siebzigsten Glück zu wünschen. Aber die schwere Zeit, in der wir leben, ist zum fröhlichen Reisen so gar nicht angetan. Eigentlich wollte ich auch die Grüße und die Glückwünsche, die Dir unsere Monatshefte zu Deinem Siebzigsten darbringen, selbst verfassen. Aber es mußte ja darin von Deiner Kunst und Deinen herrlichen Sammlungen gesprochen werden, und davon versteht unser gemeinsamer Freund Ostini mehr, weit mehr als ich. So komme ich denn nur mit einer kleinen bescheidenen Nachschrift, die Dir nur sagen soll: wir alle haben Dich von Herzen lieb! Die Leser unserer Monatshefte, denen Du selbst seit ihrem Bestehen treue Freundschaft hieltest, die ganze Schriftleitung, der Du stets ein liebenswürdiger Helfer warst, und nicht zuletzt der „ergebenst Unterzeichnete".

Wir waren beide ein gut Teil jünger, als ich zum ersten Male bei Dir anklopfte. Im feierlichen Bratenrock, glaub' ich, und in etwas beklommener Stimmung. Es ist nämlich mit den „Atelierbesuchen", wie Du weißt, eine eigene Sache. Man steht da plötzlich vor ein paar großen Staffeleien und fühlt sich verpflichtet, irgend etwas Schönes, Tiefes

Digitized by Google

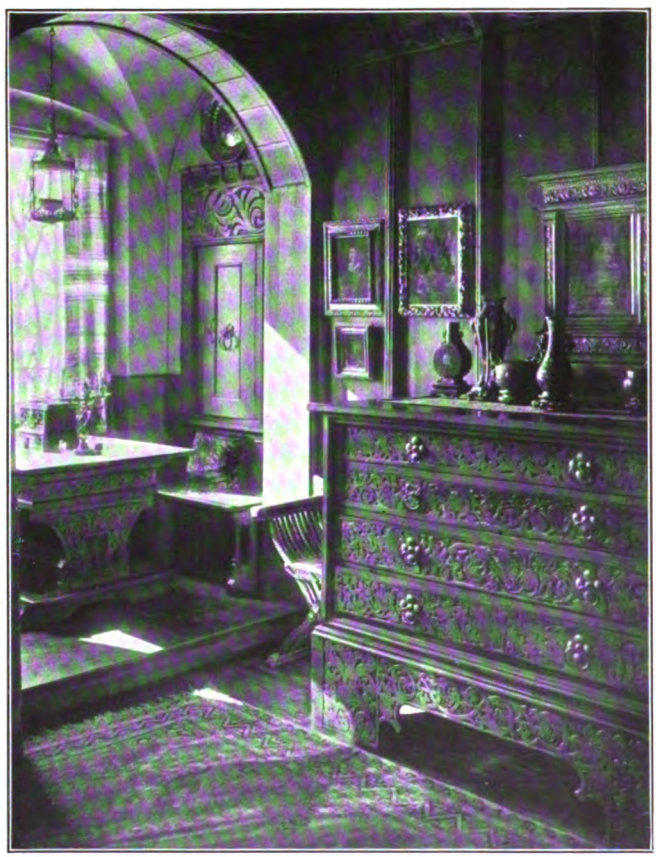
Wiener Blumenmädchen
Zeichnung von Prof. Eduard Grützner

Digitized by Google

über die Schinken zu sagen, die drauf prunken; man tritt ein paar Schritte zurück, einen Schritt seitwärts, legt die Hand über die Augen, wiegt das Haupt — und gibt dann sicher eine recht alltägliche Weisheit zum besten. Worauf man gut tut, sich dem überlegenen Lächeln des Meisters möglichst schnell zu entziehen.

Bei Dir war das ganz anders. Einmal stand freilich bei Dir auch ein „Schinken" auf der Staffelei, umgeben von anderen guten Dingen. Aber dieser Schinken sah so prachtvoll saftig aus — so wie man ihn sich jetzt an fleischlosen Tagen träumt —, daß ich nur sagte, anstatt jeder Weisheit: „Da möcht' man ja gleich hineinbeißen!" Worüber Du nicht überlegen lächeltest, sondern herzlich lachtest. Und dann stand zweitens, zu Füßen eines würdigen Herrn Kardinals, ein gedeckter, richtiger, nicht gemalter Kaffeetisch mit einer gemütlichen Kanne, ein paar Tassen und einem Teller mit Kuchen. Und es war da drittens in Deiner Werkstätte, die so gar nichts vom üblichen Atelier-Schnickschnack hatte, außer uns beiden nur noch ein bildsaubres — nein, sagen wir ehrlich: bildhübsches junges Mädel mit lachenden Augen und einem süßen Stimmchen. Du weißt schon, wer es war und daß mir's das „gnädigste Fräulein" sofort angetan hatte. Deine Tochter Barbara, allen Deinen Freunden kurzweg „Deine liebe Bärbele". Und es dauerte nur wenige Minuten, da saßen wir um den Kaffeetisch und schwatzten das Blaue vom Himmel herunter. Selbstverständlich auch über Kunst, aber ohne jede Fachsimpelei, sondern recht so, wie verständige Leute über eine Sache reden, die sie schätzen und verehren. Wir waren auch verständig genug, außer über Kunst von vielem anderen zu plaudern, wobei mir nur eins gegen den Strich ging, daß Du unser Berlin nicht mochtest und rundweg erklärtest, nicht zehn Pferde würden Dich nach dem Wasserkopf des Deutschen Reiches bringen. Das ist ein Kapitel für sich, das ich noch heut nicht für abgeschlossen halte. Wobei mir Fräulein Bärbele sicher zustimmen wird.

Ich bin damals für einen Atelierbesuch ganz ungehörig lange geblieben. Das kam aber daher, daß Du plötzlich eine Flasche köstlichen alten Pfälzers aufzogst. So köstlich, daß der Pater Kellermeister, der neben dem würdigen Kardinal auf der Staffelei stand, schnüffelte und der Fallstaff in der Ecke lüsterne Augen machte.



Ecke in einem Wohnraum des Grützner'schen Hauses
Aufnahme von Franz Grainer

Oft, oft bin ich seither bei Dir gewesen, allein und mit den Meinen, hab' an Deinem gastlichen Tisch gesessen, hab' mir Deine Sammlungen zeigen lassen und an Deiner Freude darüber meine Freude gehabt. Hab' aber dabei vor allem Dich und Dein Haus und alles, was Dein ist, immer lieber gewonnen.

Vor Jahr und Tag freilich hast Du uns rechte Sorge gemacht. Die Zeitungen behaupteten, Du wärst sehr krank. Da haben Deine Tochter, die Dich so treulich pflegte, und ich ein paar Briefe gewechselt, von denen Du vielleicht gar nichts weißt. Bis Du dann schließlich selber schriebst, frei nach Busch: „Sehr lange war der Künstler krank — jetzt malt er wieder, Gott sei Dank!" Damit wußte ich, daß alles wieder in Ordnung war. Denn wenn unsereinem, der immer sein Heil in der Arbeit suchte, die Schaffensfreudigkeit wiederkehrt, ist es das beste Zeichen völliger Genesung.

Digitized by Google

Seine Eminenz
Zeichnung von Prof. Eduard Grützner

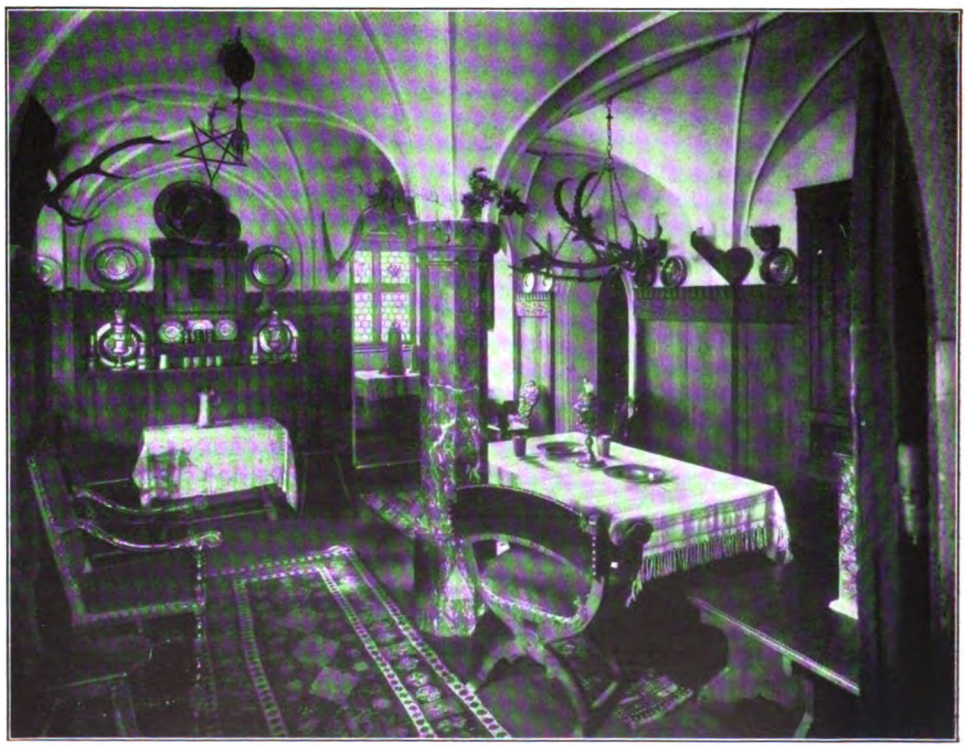
Digitized by Google

Nun sagen die Leute und die Zeitungen schreiben, Du würdest siebzig Jahre alt. Es stimmt wirklich: am 26. Mai — ein richtiges Lenzkind — wurdest Du im Jahre 1846 in Groß-Karlowitz bei Neiße in Schlesien geboren. Da ist nicht zu streiten. Alt und alt ist aber ein Unterschied. Wie ich Dich kenne, lieber Freund Grützner, hast Du Dir ein junges Herz bewahrt, und auf Dich wird immer Mirza Schaffys Spruch passen: „Treibt doch ein alter Baum die Blüte, so frisch wie einst der junge Baum!“ Uns Schaffenden, lieber Freund, ist der Weg vorwärts reichlich mit Dornen und Disteln besäumt; aber das haben wir vor vielen voraus, daß unsere Arbeit nicht von der Last der Jahre, die ich nicht leugnen will, eingeengt ist. Im Gegenteil. Es ist gar nicht so schlimm mit dem Altern, denn: „die Erfahrung krönt's mit mancher Weisheit, die der Jugend mangelt!“

Mir ist's als sähe ich Dich an an Deinem Siebzigsten. Ich sehe Dich durch Dein schönes Haus gehen, von Zimmer zu Zimmer, deren jedes die Frucht Deiner Arbeit ist, sehe Dich vor Deinen Schränken stehen, liebevoll irgendein seltenes Stück herausnehmend, es sorgsam, wie kosend, durch die Hand gleiten lassend. Sehe Dich dann, gelassen und ruhig, fast wie an jedem Tag, vor der Staffelei. Sehe dazwischen plötzlich Dein liebes Töchterchen, Deines Herzens Freude, mit einem duftenden Strauß Frühlingsblumen in der einen Hand, in der anderen einen Brief, einen Brief von dort draußen, aus dem Felde. Ach, Freund Grützner, ich wollte, daß ich bei Dir wäre, Dein frohes Lächeln sehen und Dir sagen könnte: Reich war Dein Leben! Reich soll auch Dein Abend sein! Und dann würden wir beiden Alten sicher wieder einmal eine von den verstaubten Flaschen aus dem Keller holen, deren Duft, sobald sie entkorkt, das ganze Zimmer füllt, würden leise die langstieligen Gläser füllen, leise sie anklingen lassen, und ich würde sagen: Glückauf, Du Lieber! Noch liegt, will's Gott, ein gut Stück Wegs vor uns — noch dürfen wir uns freuen und hoffen: auf den großen Sieg dort draußen, auf den ehrenvollen, den glorreichen Frieden, auf die glückliche Heimkehr derer, die wir im Kampfe wissen! Und darüber hinaus auf eigenes Schaffen und die Kraft dazu — und weiter darüber hinaus, im Sinne meines alten Fontane, auf einen blonden, dicken Zopf an einem zierlichen Köpfchen, auf einen kühlen Trunk Hofbräu, auf ein Stückchen getrüffelte Pute und auf eine gute Zigarre. Und Du, ich weiß es, auf Dein geliebtes Land Tirol und Deinen Sommersitz in den Bergen!

Ich freilich, ich wünsche mir noch etwas besonders: behalte ein wenig lieb, lang über Deinen Siebzigsten hinaus,

Deinen Freund Hanns Zobeltitz



Das Kneipzimmer des Grützner'schen Hauses. Aufnahme von Franz Grainer

Digitized by Google

Fleischlose Tage

Von Geheimrat Prof. Dr. Max Rubner in Berlin

Als eine unerwartete Überraschung ist den Sorglosen die Anordnung der fleischlosen Tage in die Glieder gefahren, weil dadurch alteingebürgerte Gewohnheiten empfindlich getroffen werden. Gute Ratschläge hört man ja sonst sehr willig an, man überläßt aber gemeinhin die Durchführung solcher dem lieben Nachbar; so hat manch Zeitungsleser von der Absicht der Einschränkung des Fleischverbrauchs und den tatsächlichen fleischlosen Tagen in Österreich gehört, ohne sich darum weiter zu bekümmern. Denn Ernährungsvorschläge bekommt man heutzutage ja jeden Tag aufgetischt.

Für den Unterrichteten lag die Sache freilich anders, denn der Fleisch- und Fettmangel waren die Befürchtungen, die bei der Einschränkung der Kraftfuttermittel durch Verhinderung des Importes von Anfang an zu erwarten waren; schon im Herbst 1914 habe ich die Mahnung ausgesprochen, in vernünftiger Selbstzucht und im hygienischen Interesse den Fleischkonsum und den an manchen Orten übertriebenen großen Fettverbrauch zugunsten anderer Nahrungsmittel, die uns damals noch reichlicher zur Verfügung standen, einzuschränken, freilich zugleich mit dem Bewußtsein, daß ein solcher Ruf der Vernunft nur allzuleicht taube Ohren finden werde. Damals wurde jede Mahnung noch als ein Ausfluß übertriebener Ängstlichkeit aufgefaßt. Zu welchem Zeitpunkt für den Staat die unabweisliche Notwendigkeit gewaltsamer Einschränkung kommen werde, ließ sich nicht voraussehen, da man ja mit Futtervorräten unbekannter Menge und mit sonstigen Behelfen der Landwirtschaft rechnen durfte — und auch damit gerechnet hatte, daß das Brotgetreide für den Menschen aufgespart bleibe, während es leider in übergroßen Mengen zur Viehfütterung benutzt wurde. So kam durch den Mangel an gesetzlichen Vorschriften nicht der Fleischmangel als erste Unbequemlichkeit, sondern der Brotmangel, der zur Einführung der Brotkarte geführt hat. Die Brotration ist leider im zweiten Winter dieselbe geblieben, auch jetzt scheint die kleine Ration wesentlich eine Folge starker Verfütterung des Brotgetreides. Schließlich zeigte sich doch, daß der Fleischverbrauch vermindert werden mußte, weil das Tierfutter trotz Heranziehung des Brotgetreides und anderer Mittel nicht zureichte; das führte zu den obligatorischen fleischlosen Tagen in den Gasthäusern und zur Beseitigung des Fleischverkaufes an bestimmten Tagen. Mittelbar soll in dieser Weise auch der Verbrauch in den Familien getroffen werden. Für manche Familie bedarf es freilich einer solchen amtlichen Einschränkung des Fleischverbrauches nicht, denn die Preispolitik, wie sie im letzten halben Jahre sich fühlbar machte, hat längst an allen Wochentagen in vielen Kreisen einen teilweisen Verzicht auf Fleisch erzwungen. Wenn man auch auf eine Fleischknappheit längst vorbereitet war, so müssen doch zu den Gründen des Futtermangels durch Import und der nicht günstigen Futterernte des verflossenen Jahres noch andere weitere Momente hinzugetreten sein. Wahrscheinlich hat die weitgehende Beschränkung der Brot- und Mehlration in vielen Teilen des Reiches zu einem vermehrten Fleischkonsum geführt, man hat sogar öffentlich darauf verwiesen, man könnte sich bei Verminderung der Brotzufuhr durch andere Nahrungsmittel, z. B. durch vermehrten Fleischkonsum, helfen. In höchstem Maße ungünstig erwies sich auch in manchen Landesteilen die starke Beschränkung des Mehlverbrauches, die die gewohnte Ernährung mit Mehlspeisen unmöglich machte und so künstlich die Fleischnahrung begünstigte. Ein anderes Moment für die vermehrten Ansprüche an den Fleischkonsum liegt an der Aufstellung großer Heeresmassen, wodurch Millionen von Männern, die nach ihrer Landessitte einen geringen Fleischkonsum hatten, nun feldmäßig verpflegt werden müssen. Auch der Nahrungskonsum im allgemeinen steigt mit der Einberufung eines Volksheeres, weil unter den Mannschaften unzählige sich finden, die in ihrem früheren bürgerlichen Beruf viel weniger Nahrung notwendig hatten, als in dem körperlich aufreibenden Kriegs-

Digitized by Google

dienst. Es ist auch anzunehmen, daß allmählich das Heer in Feindesland nicht mehr so ergiebig mit den dortigen Nahrungsmitteln wird durchhalten können, wie im ersten Kriegsjahr. Hinter der Front aber befindet sich eine große Masse jener, deren Einkommen sich gegenüber der Friedenszeit erhöht hat; diese verlangen trotz hoher Nahrungsmittelpreise ihren Anteil. Und es ist eine alte Erfahrung, daß eine neu erworbene günstige finanzielle Position stets zu einem Mehraufwand für eine üppigere Ernährung führt. Das Nahrungsbedürfnis der Zivilbevölkerung ist zweifellos gestiegen, weil viele aus dem Dienst ausgeschiedene alte Leute wieder Arbeit angenommen haben und weil vor allem Frauen, die sonst im häuslichen Berufe mit wenig Nahrung auskamen, die Stellen der Männer einnehmen und für reichlichere Ernährung sorgen müssen. Mit diesen erhöhten Ansprüchen an die Ernährung überhaupt, die meistens durch die stärkere Arbeitsleistung begründet ist, hat sich selbstredend auch der Anspruch an dem Fleischverbrauch gesteigert.

Daher ist die Frage berechtigt, ob nicht durch die Einführung der fleischlosen Tage der Nation etwa ein Schaden zugefügt wird. Diese Frage kann man entschieden verneinen; es ist auch sicher, daß in Millionen von Fällen eine Minderung des Fleischverbrauchs, der jetzt durch die Verhältnisse notwendig ist, sogar vorteilhaft sein kann. Um diese Anschauung als berechtigt anzuerkennen, muß ich auf den Fleischkonsum vor dem Kriege etwas näher eingehen. Es sollte bekannt sein, daß der Fleischkonsum in Deutschland seit dem Jahre 1816 bis 1907 sich auf den Kopf um das 3,4-fache gesteigert hat. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ist der Konsum größer geworden, er steigt rascher als die Bevölkerungszunahme. Besonders stark war das Ansteigen zwischen den Jahren 1892 bis 1900, wo der Konsum von 32,5 Kilo auf den Kopf und Jahr auf 43,4 in die Höhe ging; 1913 hatte er 52,3 Kilo auf Kopf und Jahr erreicht. Wir stehen im Fleischverbrauch, wenigstens nach diesen Zahlen beurteilt, bereits etwas höher als England. In Österreich-Ungarn beträgt der Verbrauch 29,0 Kilo pro Kopf und Jahr, in Frankreich 33,6, Belgien und Holland 34,3 Kilo. Ich habe in meinem Buche „Die Wandlungen in der Volksernährung" (Leipzig 1913) diese Verhältnisse auf ihre näheren Ursachen hin untersucht.

Da sich jetzt eine Fleischknappheit herausgebildet hat, so liegt der Gedanke nahe, wenn es nicht anders geht, eine gewaltsame Einschränkung des Verbrauchs vorzunehmen, denn wenn die Fleischmenge auch um ein Drittel kleiner würde, so wäre doch so viel vorhanden, als etwa von 1892 bis 1894 durchschnittlich verzehrt wurde.

Eine Einschränkung ist zweifellos ohne Gefahr für die Nation möglich; man darf aber trotzdem nicht glauben, daß eine solche Rückkehr zu den früheren Verhältnissen sehr einfach sich vollzieht, man muß sich zum mindesten erst klar darüber werden, warum es denn zu einer Erhöhung des Fleischverzehrs gekommen ist.

Die Hauptkonsumenten von Fleisch sind die großen Städte, die im Durchschnitt auf den Kopf etwa das Doppelte von Fleisch verbrauchen als die Leute auf dem Lande.

Es gibt noch Bezirke auf dem Lande, wo Fleisch nur Sonntags gegessen wird, aber es ist unverkennbar, auch die ländliche Bevölkerung verzehrt jetzt bereits mehr Fleisch als vor dreißig bis vierzig Jahren. Die Steigung des Fleischkonsums ist eine Wirkung der Städte- und vor allem der Großstadtbildung; 1870 lebte nur 36 Prozent der Bevölkerung bei uns in Städten, jetzt leben mehr Menschen in den Städten als auf dem Lande. So ist also ein großer Teil der Bevölkerung im Fleischgenuß zu städtischen Gewohnheiten übergegangen, und die Städte machen schon ihren Einfluß auf die ländlichen Bezirke geltend. Auf dem Lande wird das Fleisch vor allem durch Milch und Milchprodukte in der Nahrung ersetzt. In den Städten steigert sich mit den Jahrzehnten zunehmend der Fleischverbrauch durch das Gasthausleben, vor allem dadurch, daß die Gasthäuser nicht nur Schankstätten geblieben sind, sondern daß man ungemein oft außer dem Hause ißt, daß die Hotel- und Gasthausgerichte im wesentlichen Fleischgerichte sind, und daß man diese Eßweise für eine vorbildliche, der häuslichen Küche überlegenere Einrichtung ansieht. Nicht zu verkennen ist aber vor allem der Einfluß, den natürlich auch der allgemein gehobene Wohlstand

Digitized by Google

Die Tochter des Künſtlers
Gemälde von Prof. Eduard Grützner

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

auf das Essen ausübt. Im besser situierten Westen Deutschlands sind auch die Ansprüche der Arbeiter ganz anders als im Osten, auch heute noch. In den Städten konzentrieren sich auch jene Millionen von Menschen, welche körperlich gar keine große Leistung vollziehen, deren Beruf mehr in geistiger Anspannung im weitesten Sinne des Wortes besteht, das sind Personen, denen das, was man den gesunden Appetit nennt, häufig abgeht, weshalb sie auf eine anregende Kost angewiesen sind. All das läßt aber noch nicht das lawinenartige Anschwellen des Fleischverbrauches in den letzten Jahrzehnten völlig erklären. Man muß sich dabei zunächst an die Tatsache erinnern, daß sich in den Fleischqualitäten eine wesentliche Umwandlung vollzogen hat: das Schweinefleisch ist allmählich das dominierende geworden, jetzt besteht der Gesamtfleischkonsum der Nation aus 60 Prozent Schweinefleisch, davon wird zwar ein Teil zum Braten oder seltener zum Kochen verwendet, der größte Teil aber erscheint als Schinken und Wurstwaren im Handel. Die Aufnahmefähigkeit für Schweinefleisch hat sich in den beiden letzten Jahrzehnten durch die rapide sich verbreitende Einführung des belegten Brotes so gesteigert, — das, nebenbei gesagt, auch den Fettverbrauch enorm steigert und die Ursache für die Fettnot in vielen Großstädten darstellt. In den besser situierten Kreisen ist das fleischreiche englische Frühstück eingeführt worden, und ein zweites Frühstück, Brot mit Fleischbelag, dazugekommen; der Fleischbedarf nimmt so zu, daß die Fleischproduktion mit den einheimischen Futtervorräten nicht folgen kann.

Wie sich der Fleischkonsum in Deutschland auf die einzelnen Stände verteilt, wissen wir nicht. In England verzehren allerdings die höheren Stände auf den Kopf berechnet mehr als die anderen, etwa doppelt soviel als der niedere Mittelstand; dem gelernten Arbeiter kommt aber dort der Fleischanteil zu, den er prozentisch beanspruchen kann, diese machen die Hälfte der Nation aus und essen auch fast genau die Hälfte des Fleisches. Da die höheren Stände zu 5 Prozent der Gesamtheit gerechnet werden, so ist es klar, daß diese durch eine Einschränkung ihres Verbrauches den übrigen kaum einen nennenswerten Vorteil bringen können.

Wenn wir vor die Notwendigkeit gestellt werden, den Fleischkonsum einzuschränken, so ist es klar, daß man in erster Linie an die Regulierung der städtischen und großstädtischen Verhältnisse denken wird. Der Verzicht auf Fleisch — Fische rechnen im Sinne der Verordnungen nicht hierher — an einzelnen Wochentagen läßt sich in der Gasthausküche ganz gut durchführen, nur hat man einen Umstand dabei nicht gewürdigt, nämlich die Verschwendung an Fleisch, die allerdings wohl nur in den besseren Restaurants durch die Größe der Fleischportion getrieben wird. Man kann in solchen Häusern eine an sich vollkommen ausreichende Fleischration nicht erhalten, sondern man ist genötigt, eine Portion entgegenzunehmen, das heißt, zu bezahlen, die das zwei- bis dreifache der Fleischmenge ausmacht, welche ein Gesunder beanspruchen kann. Dieser Fleischvergeudung ließe sich recht wohl steuern.

Vor allem aber kommt es darauf an, daß auch in den Familien der fleischlose Tag wirklich durchgeführt wird. Man erinnere sich doch daran, daß ein fleischloser Tag in allen katholischen Familien beobachtet wird; gewiß wird niemand bemerkt haben, daß darunter die Gesundheit leidet, und selbst ein Feinschmecker würde in Friedenszeiten finden, daß dabei die Ästhetik des Essens voll zu ihrem Rechte kommen kann. Die besseren und mittleren Schichten der Bevölkerung verwenden Fleisch in höherem Maße als wünschenswert ist und die ärmeren versorgen sich mit Fleisch in einer Weise, die ihnen doch einen wirklichen Fleischgenuß nicht verschafft. Wie werden die Kinder oft mit Fleischspeisen in jeder Form überfüttert! Das Frühstück mit Fleisch ist für den Erwachsenen völlig entbehrlich, es beruht nur auf Einbildung, daß Leute ohne eigentlichen körperlich anstrengenden Beruf ein solches Frühstück notwendig haben. Auch das zweite Frühstück können erwachsene gesunde Leute ohne gewerbliche Arbeit und körperliche Anstrengungen wohl entbehren.

Die Innehaltung der fleischlosen Tage, die Beseitigung des Fleischgenusses beim Frühstück und in den Zwischenmahlzeiten sind ausreichende Mittel, um unser Budget an Fleisch ins Gleichgewicht zu bringen.

Wenn ich sage, daß man so an verschie-

Digitized by Google

denen Stellen den Konsum von Fleisch einschränken kann und ihm an den fleischlosen Tagen auch entsagen soll, so will ich aber damit nicht den Standpunkt vertreten, daß das Fleisch eine reine Luxuskost sei. Durchaus nicht; wenn man an Fleisch kürzt, muß man entsprechend an einer anderen Stelle ein anderes Nahrungsmittel dafür eintreten lassen; wer sein Frühstück und die Zwischenmahlzeit kürzt, darf bei der Hauptmahlzeit etwas an anderer Nahrung zulegen. Nie ist soviel von Luxusessen gesprochen worden wie heute. Viele Leute stellen sich den Menschen als eine Art Ofen vor, der, je nachdem man schürt, viel oder wenig verbraucht. Diese Vorstellung ist unzutreffend. Im Durchschnitt ißt man das, was man braucht; verzehrt man mehr, so nimmt das Gewicht zu und mit der wachsenden Zunahme an Gewicht braucht man allerdings mehr Nahrung. Das Durchschnittsgewicht der deutschen Nation ist 45 Kilo auf den Kopf, würden wir alle nur ein paar Kilo abmagern, so würde das den Konsum erheblich einschränken; das hat freilich seine Bedenken, Grenzen und Gefahren, auf die ich hier nicht weiter eingehen kann. Wenn jedoch die Fetten und Überdicken etwas von ihrem Übermaß opfern wollen, so wird ihnen selbst das wohl nur bekömmlich sein. Wer aber durch seine körperliche Beschaffenheit nicht in dieser Lage ist, muß für ein Nahrungsmittel, auf das er verzichtet, ein anderes dafür als Ersatz erhalten. Unter den üblichen Friedensproduktionsverhältnissen liefert das Fleisch etwa 17 Prozent allen unseres Nahrungsbedarfes, das ist viel weniger als das Brot in der täglichen Ernährung bedeutet.

Der Fleischersatz wäre spielend leicht völlig durchzuführen durch eine Verstärkung der Mittag- und Abendmahlzeiten durch Milch, Käse, Fische, Eier und dergleichen und Genuß von Mehlspeisen. Die Eier sind zur Zeit so knapp, daß sie von der Erwägung ausscheiden. Solange namentlich Milch und Mehl zur Verfügung stehen, ließe sich sogar eine Aushilfe leicht bringen, über beide Nahrungsmittel verfügen wir aber nicht frei, denn die Mehlration ist festgelegt und die Milchzufuhr ist gleichfalls vorläufig zurückgegangen, bis wieder mit reichlichem Weidegang bessere Verhältnisse kommen. Die uns früher für die ärmere Bevölkerung in Aussicht gestellte Magermilch ist sogar ganz im Handel verschwunden. Es ist unbedingt notwendig, der Hebung der Milchproduktion die ernsteste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Recht wichtig wäre es, wenn die Einfuhr von Mais gesteigert werden könnte, da sich dieser als eine ausgezeichnete Bereicherung unserer Ernährung erweisen würde. Über die kritischste Zeit sind wir in Bälde hinweg. Vorläufig bleiben als vorübergehende Aushilfe hauptsächlich die Gemüse neben der Kartoffel übrig, die bald in reichlichen Mengen und hoffentlich zu billigen Preisen wieder erhältlich sein werden. Leider ist der Preis der frischen Gemüse zur Zeit so gesteigert, daß für die Massenernährung nur wenige Sorten in Betracht kommen können; manche sind ihrem Nährwerte nach beurteilt teurer wie das Fleisch, ja sogar teurer als die Eier. Auch die Trockengemüse, die gerade in der Zeit des Mangels an frischen Gemüsen für letztere Ersatz schaffen sollen, haben meist einen viel zu hohen Preis. An Nahrungsmitteln fehlt es nicht, wenn es gilt, eine Minderung des Fleischverbrauchs im allgemeinen auszugleichen; man muß sich eben mit diesem oder jenem behelfen, und bei verbesserter Erzeugung der Milch vor allem letztere wieder mehr verwenden. Auf die Mehrung der Milch könnte das konsumierende Publikum selbst hinwirken durch Einschränken des Butterverbrauchs. Der Butterverbrauch ist in den einzelnen Teilen Deutschlands ungemein verschieden; äußerst sparsam ist man damit in den süddeutschen Großstädten, während in manchen Städten in Norddeutschland der Verbrauch bis fünfmal höher ist. Man sieht daraus, daß man sich einschränken kann und einschränken muß. Zur Bereitung von 1 Gramm Butter müssen 26 Teile Vollmilch verarbeitet werden; die abfallende Magermilch dient jetzt allgemein zur Tierfütterung. Wird der Butterverbrauch herabgesetzt, so wird mehr Vollmilch frei, wir bekämen auch nicht weniger Fett, sondern letzteres in der erhöhten Milchration und dazu noch die übrigen Bestandteile einer Milch, vor allem auch deren Eiweißstoffe. Butter sparen erleichtert also die Ernährung an fleischlosen Tagen.

Digitized by Google

Wenn Engel sich langweilen

Von Emil Sandt

„Hör' mal," sagte das kleine Engelchen Mirzalinde zu seinem Nachbar Theodor, „das ist eigentlich zum Auswachsen. Die einzige Musik, die wir hier oben zu hören bekommen, die macht Onkel Petrus."

Theodor klappte langsam mit den Flügeln hin und her. „Ja, entweder schnarcht er, oder er klappert mit den Schlüsseln. Ich finde überhaupt, er ist eigentlich schon ein bißchen alt zu dem Posten —"

„Nicht? — Siehst du, die Bemerkung habe ich auch schon gemacht. Ich wollte bloß nichts sagen. Aber wenn er so über die Treppen geht — schön, meine ich, sieht anders aus —"

„Mich kommt immer das Gähnen an oder das Lachen —"

Mirzalinde nickte. „Was —? — wenn er mit den Knien so einknickt. Aber — das Zuschließen vergißt er niemals."

„Nein," stimmte Theodor ein, „das vergißt er nicht."

„So alt ist er leider noch nicht." Mirzalinde legte eine kleine Mißstimmung in ihren Ton.

Die beiden Engelchen legten die Flügel übereinander und falteten bekümmert die kleinen Patschhände. „Und wer weiß, wie lange das noch dauert; — aber man hat's doch eigentlich ganz gut hier —"

„So — o?" fragte Mirzalinde langsam. „Wenn man von einem Gähnen ins andere fällt? — Ich meine, man ist doch eigentlich nicht Engel geworden, damit man immer noch von 'ner Kinderfrau am Schürzenbändel gehalten wird. Und dann noch von solcher, wie Onkel Petrus. — Bist du eigentlich schon mal ausgekniffen?"

„Aus — ge — kniffen? — Was — ist — das?"

„Ach was!" schalt Mirzalinde leise. „Spiel' hier nicht Theater! Du warst doch sogar ein Junge. — Wenn man's hier auch nicht mehr macht, weil man ja nun ein Engel ist, — aber vergessen hat's man doch darum noch lange nicht."

„Also, — wenn ich dir sage — — Auf Ehrenwort! — Ich habe keine Ahnung."

„Ist das eine Unschuld." Das kleine Engelchen schlug die Hände über dem Lockenkopfe zusammen. „Du warst am Ende unten schon ein Engel; so gewissermaßen von vornherein?"

„Meine Mutter hat nie anders zu mir gesagt."

„Na — das war eben nicht richtig. — Engel sind absolut vollkommen. Verstehst du, ab — so — lut voll — kommen," sagte Mirzalinde mit starker Betonung, „das kann man natürlich unten nicht sein. — Hast du behalten, was Onkel Petrus neulich in der Religionsstunde sagte, was ‚vollkommen' ist?"

Theodor faltete die Hände, schlug die Augen nieder und sagte mit andächtiger Stimme: „Vollkommen ist jedes Wesen, das alle Sünden kennt und alle Sünden läßt." Dann schlug der kleine Engelsmann die Augen wieder auf. „Ich tu' doch auch gar keine Sünde!"

„Du tust keine!" klang es eifrig zurück. „Freilich; aber du kennst ja auch nicht alle. Du weißt ja nicht mal, was ‚Auskneifen' ist!" Plötzlich wurden Mirzalindes Augen groß wie Mühlräder. „Ich glaube, du hast dich überhaupt hierher gemogelt!"

Das andere Engelchen schüttelte den Kopf. „Da war ein Mann mit einer großen Hornbrille und ohne Haare auf dem Kopfe. Der kam manchmal und zuletzt sehr oft. Und beim allerletzten Male tippte er mir mit dem langen und kalten Finger auf das Herz und sagte: ‚Das da ist zu schwach zum Schlagen.' — Und du darfst nicht sagen, daß ich mich hierher gemogelt habe. Denn ich schlief mal so recht schön ein; so schön, weißt du, bin ich nie wieder eingeschlafen; und als ich aufwachte, da war ich hier. — Irgend jemand hat mich auf den Arm genommen und hat mich hierher getragen. — Gemogelt habe ich nicht!"

„Na ja, das will ich zugeben. Aber du weißt doch wenigstens, was ‚mogeln' ist?"

„Das weiß ich. Aber — —"

„Ich weiß schon: Aber — und so weiter. Hier kommt es darauf an, daß du wirklich nicht weißt, was ‚Auskneifen' ist?"

Digitized by Google

„Nein — das weiß ich wirklich nicht —“

Mirzalinde sah ihn ernsthaft an. „Theodor, das ist ein Fleck an deiner Vollkommenheit.“

„Was soll ich dabei machen! Ich bin doch nun einmal hier.“

„Ausradieren, Theodor. Ausradieren! — Du kannst hier unmöglich mit solchem innerlichen Fleck herumfliegen. Ganz unmöglich. — Zuerst mußt du also mal wissen, was ‚Auskneifen‘ ist.“

Die beiden flatterten in die Ecke eines Treppenabsatzes und hockten sich dort ganz dicht zueinander. Das eine Engelchen redete sehr eindringlich auf das andere ein. Die Augen wurden bei beiden immer größer, und die Backen sahen zuletzt aus wie aufgeplustert. „— also, das muß gemacht werden,“ sagte am Schlusse Mirzalinde, „wir kommen da nicht drum herum.“

„Wenn's aber einer merkt —“

„Das wird sich schon vermeiden lassen.“

„Und wenn doch?!“

„Ich verstehe dich gar nicht. Es ist doch alles zum Guten! — Wir sagen doch ganz selbstverständlich, wir wollten ganz vollkommen sein. So ist es doch auch. Wir sind doch auf guten Wegen.“

„Eigentlich — ja —“ meinte Theodor, jedes Wort langsam abwägend, „aber —“

„Wieso denn ‚aber‘?“

„Wollen wir es nicht lieber lassen? — Es ist doch gegen das Verbot. Wir sollen doch nun einmal nicht aus dem Himmel heraus? — Und hier ist es doch eigentlich ganz schön.“

„Ach — mit deinem dummen ‚eigentlich‘ —“

„Ist es denn hier nicht ganz schön?“

„Ja, bis du hinausgeworfen wirst! Meinst du, das kann immer verborgen bleiben, daß du nicht vollkommen bist? Und dann — Theodor!! — das kann dir doch selbst nicht recht sein, hier immer mit einer heimlichen Lüge herumzuflattern —“

Theodor stand mannhaft auf. „Da hast du recht. Das gibt den Ausschlag. Ich will hier nicht immer als Unehrlicher herumfliegen.“

Mirzalinde schmiegte sich ganz dicht an ihn. „Und sieh mal, wenn man eine Sünde nur begeht, weil man sie kennen lernen will, um sie dann auf ewig zu vermeiden, das darf doch nicht als Sünde angerechnet werden? — Doch sicher nicht —“

„Auch das leuchtet mir ein. Du hast ganz recht.“

⁂ ⁂ ⁂

Früher hatte Petrus in seinem Torwächterhäuschen immer den Schlaf derer geschlafen, die im Bewußtsein treu erfüllter Pflichten im Schlummer neue Kraft zu neuen Pflichten suchten. Das ging aber seit einiger Zeit nicht mehr. Jetzt schlief er immer nur den Traum der Verantwortlichen. Die Revolution gegen den Himmel zog durch die Welt. Bisher hatte der Himmel als ein überaus herrliches Bauwerk gegolten; als ein Schloß, das zwar wie eine Burg aussah, aber doch in tiefem Frieden weit in das All hineinleuchtete. Das war anders geworden. Und jeder, der im Himmel Pflichten hatte, der hatte das auch bald herausgefühlt. Aus der schloßartigen Burg wurde immer mehr eine Festung. Man empfand, daß sich da draußen etwas zusammenballte. Und Petrus, der eine gewaltige Angst vor der Außenwelt hatte, Petrus, der schon einmal mit Mühe und Not um einen Nasenstüber in seinen Personalakten herumgekommen war, weil er bei einem Ankömmling die eine schwarze Feder am linken Flügel übersehen und ihn trotz ihr eingelassen hatte: Petrus hatte es durchgesetzt, daß um die Festung ein großer Graben gezogen wurde, und daß man ihm vor sein Burgvogthäuschen eine Zugbrücke baute. Die wollte er in Zeiten höllischen, schwarzen Ansturmes aufziehen. Es war eine Sicherung gegen Überfall.

Trotzdem konnte er schon seit einiger Zeit im Schlafe nicht mehr die rechte Erquickung finden. Heute lag er, weit hintenübergebeugt, in seinem Lehnstuhl. Der Kopf war ihm auf die Brust gesunken. Die Beine hatte er in ihrer ganzen Länge nach vorn gestreckt. Eine schwere, warme Decke hüllte seinen Körper bis hinauf zu dem schneeweißen Barte ein. Und auf der Decke lagen seine beiden Arme. Den gekrümmten Fingern war das Schlüsselbund entglitten. Er schnarchte in tiefen, unregelmäßigen Tönen. Ihm träumte, daß sich zwei Schmetterlinge in der Wachtstube tummelten. Zuletzt setzten sie sich auf das Schlüsselbund und zerrten es hin und her. Er wollte dies Zerren verhindern; aber die süße, linde Luft, die ihm die Schmetterlinge mit ihren Flügeln in

Digitized by Google

das Gesicht fächelten, versenkte ihn immer wieder in die Tiefen des Traumlandes. — Als er endlich erwachte, stieg ihm das Bild mit voller Klarheit vor das Bewußtsein. Er griff hastig nach den Schlüsseln; sie waren ihm zwar bis zu den Knien hinuntergerutscht, aber sie waren doch noch da. — Er richtete sich verwirrt auf und sah um sich. Sein Gesicht wurde weißer als sein Bart. Nicht nur die Festungstür war nicht mehr verschlossen, es stand auch ein Mensch mitten in der Wachtstube. Ein lebendiger Mensch!

„Wie bist du hereingekommen?" stöhnte ihn Petrus an. Der Mensch lächelte. „Durch die offene Tür."

In Petri Gehirn wirbelte alles durcheinander: Die Strafe, die er zu gewärtigen hatte; der Paragraph, nach dem jeder, den er über die Schwelle gelassen hatte, Hausrecht in der Himmelsburg besaß. Und dazwischen mischte sich sein Traum von den beiden Schmetterlingen.

„— Aber du bist ja noch gar nicht gestorben!!" Damit wollte er in seiner Angst den Fremdling hinausdrängen. Der aber wich ins Zimmer zurück.

„Ist denn das noch immer nötig, um in den Himmel zu kommen? Und dann — ist es denn hier nicht gestattet einzutreten, da das Tor doch weit offen stand? Ist der Himmel ungastlich?"

Petrus faßte sich gequält an die Stirn. „Sollte ich wirklich vergessen haben, zuzuschließen?"

„Wie hätte ich hineinkommen können! Aber seid darum nicht bekümmert, alter Herr," tröstete ihn der Mensch freundlich, „wär's verschlossen gewesen, hätte ich so lange geläutet, bis Ihr aufgemacht hättet."

„Aber du bist doch noch nicht gestorben. — Du mußt wieder hinaus!"

„Gemach! — Gemach! So behandelt man keinen Gesandten. Und ich bin einer. Die Zeiten sind vorüber, wo wir uns etwas erzählen ließen. Und wo wir allerlei glaubten, wenn es auch noch so unglaubwürdig war. — Wir Menschen wollen ‚wissen'. Wissen! Und deshalb wollen wir ‚sehen' und ‚untersuchen'. Und ‚feststellen'. Das wollen wir. Ich bin delegiert worden, um einen gründlichen Einblick zu nehmen. Damit wir endlich mal wissen, woran wir sind. Und dann werde ich einen Bericht verfassen. Und es wäre wenig empfehlend, wenn ich Übles berichten müßte über die Behandlung, die mir hier zuteil wurde —"

Petrus versuchte einen Ausweg. „Warum gehst du nicht nach der Hölle? Das ist doch ebenso wichtig für euch; und sicher nicht weniger interessant?"

„Bitte," lehnte der Mensch ab, „das ist keine Frage an einen Gesandten. Dorthin will ich selbstverständlich auch noch. — Aber zuerst mal hier. — Also es hilft nichts; nehmt Euer Schlüsselbund, Freund, und führt mich durch das ganze —"

Da nahm der alte Petrus, in dessen Herzen sich zur Angst der fürchterlichste Zorn gesellte, seine ganze Kraft zusammen und warf den Menschen hinaus; und nicht nur hinaus, sondern er drängte und stürzte ihn auch in krampfhaften Stößen über die Brücke bis jenseits des Wallgrabens. Dann sprang er zurück und riß die Zugbrücke hoch.

„So! Das wäre noch mal gerettet." — Er wischte sich den perlenden Schweiß ab. „Nicht nur sofort pensioniert; nein, wahrscheinlich ohne Pension entlassen. — Wo sollte ich altes Wurm noch unterkommen? — Welches Glück, daß niemand was gesehen hat —" Er umklammerte fest das Schlüsselbund und trat, immer noch schwer atmend, seinen Rundgang an.

Draußen stand der hinausgeworfene Mensch. Er schüttelte den Kopf. „Merkwürdige Zustände hier im Himmel!" Er setzte sich in das hohe Riedgras des Wallgrabens und dachte nach. „Und ich habe doch gar nichts Übles gewollt," sagte er halblaut vor sich hin, „kein Unrecht; keine Sünde; nur Wahrheit —"

Da hörte er es dicht bei sich wispern. Er bog die großen Halme auseinander und sah in zwei wunderherrliche, neugierige Augenpaare. Da saßen die beiden Ausreißer vor ihm.

„Wir haben alles gesehen," sagte Mirzalinde mit altkluger Miene.

Theodor wollte nicht zurückbleiben. „Gehört auch —!"

„Natürlich auch gehört," fiel Mirzalinde sofort ein. „Was willst du nun tun? — Weshalb willst du in den Himmel? — Weshalb kannst du nicht warten, bis du geholt wirst? "

„Viel Fragen auf einmal," unterbrach er sie lächelnd und mit Wohlgefallen, „aus welchem Lande stammt ihr denn?"

Digitized by Google

Mirzalinde zeigte mit dem kleinen Daumen schweigend rückwärts.

„Ausgewiesen?“ fragte erstaunt der Mensch.

Theodor schüttelte den Kopf. Ehe er aber antworten konnte, legte Mirzalinde leise den Finger an die Lippen. „Wir wollen uns ver — voll — kommnen. — Nicht wahr, Theodor?“

„Ver — voll — kommnen —!“

„Ver — voll — kommnen?“ Der Mensch war zuerst fassungslos. „Ja, ist denn das noch nötig?“

„Ausnahmsweise,“ belehrte ihn Mirzalinde.

Dem Menschen lief ein Freudenschein über das Gesicht. „Ja, das will ich ja auch! Da passen wir ja großartig zusammen. — Hört mal, ihr kleine Gesellschaft, — könnt ihr mich da hinein bringen?“

Theodor stutzte. Ihm kam die Sache recht wenig geheuer vor. Und er wollte schon ablehnen, da meinte Mirzalinde: „Das können wir wohl tun.“

Theodor zupfte sie am Arm. Sie ließ sich aber nicht beirren. „Du hörst doch, er will sich vervollkommnen. Das kann niemals unrecht sein.“

„Aber Onkel Petrus hat ihn doch hinausgeworfen —“

„Ja,“ wandte sich Mirzalinde an den Menschen, „du hast wahrscheinlich dem Onkel Petrus nicht gesagt, daß du dich vervollkommnen willst —“

„Nein, das habe ich nicht. Ich sagte nur, daß ich mir das da drin mal ansehen wollte —“

„Dann konnte er dich auch nicht hineinlassen,“ erklärte Mirzalinde mit tiefer Einsicht, „das ist dann bloße Neugier. Neugier ist eine Sünde. Du hättest die Wahrheit sagen sollen. — Komm, wir wollen dir helfen. Wir fliegen mit dir über die hohe Mauer. Da hinten bei den Zacken hindurch. Aber du mußt uns dann auch erzählen, wie es jetzt bei euch da unten aussieht.“

Und nun faßten sie jeder den Menschen unter einem Arme und trugen ihn durch die Höhe hinüber. Durch ein hohes Bogenfenster strichen sie in einen großen Flur und dort setzten sie ihn auf dem marmornen Estrich ab. Dann trippelten sie ihm mit den rosigen Füßchen voraus. Er folgte ihnen, jede einzelne der Flurtüren beobachtend. Plötzlich blieb er stehen. „Laboratorium,“ las er halblaut.

„Ich glaube,“ hauchte Mirzalinde, „hier werden die Gewitter gemacht.“

„So — o? Werden die hier oben gemacht? — Das wäre ja schon etwas. Da wollen wir mal hineingehen.“

Mirzalinde fühlte, wie Theodor sie in den Arm kniff. „Sei doch verständig,“ zischelte sie ihm zu, „das gehört doch zum Auskneifen!“ Und er trottete hinterdrein.

Der Mensch ging an den Wänden und Schränken entlang. Da standen große Gläser und kleine Phiolen und Apparate. Hinter einem Apparat lag ein Aktenbündel. Der Mensch las den Aktenschwanz. Da stand geschrieben: „Allgegenwart“.

„Aha!“ sagte er. „Nichts von Gewitter. Aber etwas Besseres. Das wäre gerade das Rechte. — Allgegenwart! — Eines unserer schlimmsten Rätsel — immer behauptet und nie gelöst.“ — Er ließ sich an dem Tische nieder und schlug das Buch auf. Es enthielt eine lange Anweisung. Und über ihr stand geschrieben: „Denn die Ewigkeiten sind ihm wie ein Atemzug. Es entstehet und vergehet; und alles Fleisch verwelket wie Gras. Er aber wohnet in der Tiefe der Meere und die Sterne spiegeln sich in seinem Antlitz. Die Gesteine hallen wider von ihm und sein Odem wallet in allen Fernen.“ — Und dann las der Mensch die Anweisung. Seine Augen wurden immer größer. Die Röte, die über seine Wangen zog, wurde immer tiefer. Seine Blicke glitten nach dem Instrument hinüber, das neben dem Aktenbündel stand. „Fern-Mikroskop“ stand auf einer diamantenen Platte eingeritzt.

„Wie gut,“ sagte er hochatmend zu den beiden kleinen Horchenden, „daß ich Professor der Mathematik bin. Wenige nur würden verstehen, was hier zu sehen ist. Und doch —“, er schlug sich in ausbrechendem Jammer und Zorn die Hände vor das Gesicht, „es ist so einfach! — Warum sind wir da unten nicht auf diesen Gedanken gekommen?“

„Erzähl's uns doch,“ bat Mirzalinde. Sie kniete dicht bei ihm auf dem Tische.

„Ja, ihr sollt auch durch das Rohr sehen. Aber erst: Wißt ihr, kleinen Himmelsseelen, was ein Lichtjahr ist?“

Digitized by Google

Sie wackelten beide mit den Köpfchen.

„Das ist die Strecke, die ein Lichtstrahl in einem Jahr durchschießt. Die ist schrecklich, schrecklich lang. — Wo wart ihr vorher, ehe ihr hierherkamt?“

„Wo sollen wir denn gewesen sein! — Auf der Erde!“

„Ihr könnt ja doch auch auf einem anderen Sterne gewesen sein —“

Mirzalinde senkte die Lider in tiefem Nachdenken. Endlich sagte sie: „Alle, die ich hier gesehen habe, kamen von der Erde.“

„Wie weit ist es bis dahin?“ fragte er. „Doch halt, das können wir ja nachschlagen.“ Und er schlug das Buch auf. „Sechstausend Lichtjahre. Das paßt sehr gut. Nun hört mal genau zu.“

Sie unterbrach ihn. „Du kommst doch selbst daher. Da mußt du doch wissen, wie weit es ist —“

Der Mensch lächelte. „Die Zeit von Millionen Menschenleben reichte nicht aus, eine solche Reise zu machen. Aber wir sind sehr weit vorgeschritten in der Wissenschaft und in unseren Fähigkeiten. Wir lösen uns als Menschen auf und treiben unsere Gedanken in das All. Diese Gedanken sind vieltausendmal schneller als das Licht. Und da, wo wir unsere Gedanken hingeschickt haben, da formen wir uns wieder unser Kleid, den Leib und die Haare; wißt ihr. — Denn das ist ja roher Stoff. Den gibt's überall. So bin ich hergekommen. So geh' ich auch wieder heim.“

Theodor hockte ängstlich zur Seite. „Können wir das Ding nicht lieber stehen lassen?“ Er wies auf das Fernrohr.

„Nein, mein kleiner Kerl. Das will ich ja gerade sehen. Und euch will ich es auch zeigen.“ In die Augen des Menschen trat der Glanz tiefster Erregung des Triumphes. „Das Rohr kann man einstellen — so!“ Er richtete das Visier auf die Erde und las die Skala ab. Sie zeigte auf viertausend Lichtjahre. „Also, jetzt sind wir so weit von der Erde entfernt, daß in unserem Rohre das erscheint, was auf ihr vor viertausend Jahren geschah.“ — Er sah hindurch. Der Atem blieb ihm stehen, seine Finger zitterten. Er trat erschüttert zurück. Auf seinen wortlosen Wink beugte sich Mirzalindes blondes Köpfchen vor das Rohr. — „Ach — wie niedlich!“ rief sie. „Was machen sie da? — Die großen Steine — und die vielen Menschen! Wie das kribbelt, — und da ist einer, — den tragen sie in einer Sänfte. Das ist ein wunderschöner Sessel. — Oh! — Und große Tiere und Fächer —“

„Ja,“ sagte er dumpf, „da unten bauen sie die Pyramiden. Das ist viertausend Jahre her.“ —

„Das will ich auch sehen!“ Theodor drängte Mirzalinde fort.

„Zeig' uns noch mehr,“ bat sie.

Er nickte und stellte die Schrauben ein. „Oh, wie herrlich!“ riefen die kleinen Sterngucker.

„Das ist das Eleusische Fest im alten, sonnigen Griechenland.“ — Er war aus Versehen an die Stellschraube gekommen. Mirzalinde zuckte zurück und schrie schwach auf. Er sah schnell hindurch und verglich die Zahl. „Nur hundert Jahre.“ Schnee und Eis und die funkelnden Kuppeln von Moskau in einem Riesenbrande. Die Flammen loderten zu den Wolken und sanken wieder zurück. Und die goldenen Kuppeln drangen immer wieder siegreich durch den schwelenden Qualm. Ratlos krochen Menschen um das glühende Feuer. Nur einer stand aufrecht. Mit verschränkten Armen und durch ein Schloßfenster schauend, ließ er die Glut sich in seinen rätselhaften Augen widerspiegeln.

Der Mensch sah sich das an. „Noch einen Griff in diese Zeit!“ Er preßte sein Auge gegen das Rohr. „Ja, sie ist es, — es ist die gewaltige Völkerschlacht bei Leipzig. Wahrhaftig, wir sind allgegenwärtig —“ Plötzlich richtete er sich auf. Es war, als ob er die beiden kleinen Engel vergessen hätte. Seine Augen sahen ins Weite. Der Atem pfiff ihm mühsam durch die Zähne. „Es — ist alles, alles nichts, — gegen das eine!“ keuchte er. „Der, an den die halbe Menschheit glaubt; der, bei dessen Namen die andere Hälfte lacht; der, den die einen Gott nennen und die anderen ein Phantom: den will ich sehen. — Ich will die Schöpfung sehen! — Wie steht geschrieben? — Er sagte: ‚Es werde Licht!‘ Und es ward Licht. Und er nahm einen Erdenkloß und hauchte ihm seinen lebendigen Odem ein. Er schuf den Menschen ihm zum Bilde; zum Bilde Gottes schuf er ihn. Ich will den Gott sehen, wie er den Menschen schuf!“

Digitized by Google

Die Engel erzitterten unter dem Sturm, der in den weiten Blicken seiner Augen tobte. Sie sahen, wie er mit wühlenden Fingern die Schrauben drehte; weiter und immer weiter. Sie sahen den verzehrenden Durst zwischen seinen Lidern. Und es überfiel sie eine herzbeklemmende Angst.

Aber die Angst kam zu spät, wie die Reue zu spät kam.

Petrus stand in der Tür. Mit zwei Sätzen war er an dem Tische und mit machtvollem Griffe packte er den Menschen an der Faust. „So!" stieß er hervor. „Ihr beiden — und er? Hin zum Gericht!" Und da sie wie erstarrt vor Schrecken schienen, faßte er sie hart an der Stelle, an der ihnen die Flügel angewachsen waren. Er preßte sie unbarmherzig zusammen und trug sie nun, wie eine Bauersfrau junge Hühnchen trägt. Die kleinen Engelchen zappelten nicht einmal. Sie ließen ihre Beinchen niederhängen; zwischen den Händen, die sie vor das Gesicht geschlagen hatten, sickerten die schweren Tränen hindurch. Und auch der Mensch ging nicht mehr stolz und mit der frohen Zuversicht auf sich selbst einher: Er hatte Verbotenes getan.

* * *

Es war ein Jahr später; und unten auf der Erde.

Da lag eine Mutter in ihren Kissen. Über ihr feines, blasses Gesicht zog ein fragendes Lächeln. „Wie kamst du gerade auf diese Namen, du Lieber? Keiner bei uns heißt doch so —"

Er beugte sich zu ihr hinab und sah dann zu den weißen Spitzen hinüber, die die Köpfchen eines Zwillingspaares umrahmten. „Laß uns sie so nennen. Den Jungen und das Mädel!" — Er fuhr sich mit der Hand über die Augen. „Manchmal zieht einem etwas durch die Erinnerung, — ganz klar, in sicherem, leuchtendem Bilde. Man weiß, geträumt hat man's nicht. Und erlebt kann man's nicht haben. — Dazu ist es zu seltsam. Und doch, und doch! — Man kann's nicht abstreifen. Dazu ist es einem zu tief eingegraben. Trotzdem es ganz losgelöst ist von unserem sonstigen Leben. — Man findet gar keine Brücke dorthin, du kannst grübeln, solange du willst. Du kannst es verwerfen. Es kommt wieder. Und du weißt ganz genau: Gewesen ist es einmal —"

Die Zwillinge fingen an zu schreien. Erst der eine; dann stimmte der andere kräftig ein. „Sie haben Durst," meinte die Mutter lächelnd. Der Mann aber schüttelte den Kopf, als könnte er das nicht begreifen.

Und als ein halbes Jahr um war, schrien sie manchmal um die Wette. „Es sind die Zähnchen!" sagte die Mutter. „Die Mirzalinde scheint es besser aushalten zu können als Theodor."

So gingen die Monate dahin und die Jahre. Die Zwillinge lernten erst stehen, dann trippeln und zuletzt klettern. Sie kletterten überallhin; auf die Stühle, auf das Sofa, auf die Tische. Sie waren stets beisammen, und sie zankten sich stets.

Der Vater hatte sich oben auf seinem Hause ein Observatorium bauen lassen. Eines Abends saß er dort oben und rechnete an den Zahlen der himmlischen Mathematik. Da kam es leise die Treppe herauf, mit unterdrücktem Kichern und mit dem vorsichtigen Patschen weicher Fußsohlen. Und als er sich umwandte, glitten die beiden Ausreißer in ihren langen weißen Nachtkleidchen zu ihm hin, kletterten auf seine Knie und von dort auf den Tisch. Hier hockten sie sich selbstzufrieden neben dem großen Fernrohr nieder.

„Bloß mal durchgucken, — ja?" fragte Mirzalinde.

Er stellte das Rohr auf die leuchtende Mondscheibe ein. Mirzalinde machte ein spitzes Mäulchen und klemmte das Gesicht gegen das Glas. Sie klatschte in die Hände und zupfte ihr Brüderchen am Ärmel. „Komm her, auch mal durchgucken. Oh, wie ist das schön —!"

„Mag nicht!" lehnte Theodor mit einer mißtrauischen Falte zwischen den Augenbrauen ab.

Von unten tönte Lärm herauf. Man hatte die Zwillinge in ihren Betten vermißt und sofort eine Suche und eine Jagd veranstaltet. Endlich fand man sie beim Vater.

Der aber stand vor den beiden. Er strich ihnen liebevoll über die Köpfchen und sah ihnen tief in die großen Kinderaugen. „Euch, lieben, lieben Sterne, habe ich schon früher einmal gesehen. Ganz, ganz sicher!" sagte er tiefatmend, — „wüßt' ich — nur — wo!"

Digitized by Google

Holsteinisches Landhaus
Aquarell von Meinhard Jacoby

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Nürnberg und 1915

Eine Herbst- und Gedächtnisfahrt von Franz Hermann Meißner

Ein schöner und stiller Oktobertag liegt wie das freundliche Lächeln eines lieben alten Gesichts über der weiten Welt. Der Zug überquert eben den Frankenwald. Waldheimlichkeit — weltvergessene Wiesentäler — selten ein Dorf rechts und links. Abgeschiedenheit weitum, in die kein Laut von der furchtbaren Kriegsfurie draußen hineindringt — Schweigsamkeit, als hielte der Bergwald den Atem an, um auf das Stöhnen der Maschine und den Räderschlag zu lauschen. Fast eine Stunde. Die Sekunden schleichen nur so dahin. Dann rieselt das Bächlein am Bahndamm nicht mehr, und die Wasserscheide des Bergzugs ist erreicht. Und nun regt sich ein leises Erzittern und lösendes Aufatmen durch den Zug. In sausender Fahrt geht es in die stille Ebene hinunter — in das weite und nachmittagssonnige Maintal — in diesen unbeschreiblichen Zauber hinein! Kronach mit seinen Schloßbastionen fliegt vorüber — aus dem violetten Duft des Bergeinschnitts links taucht das berühmte Kloster Allerheiligen mit seinen Zwiebeltürmen auf, und dahinter erhebt sich der Staffelstein in die Herbstbläue. Ach — Staffelstein! Wie eine Stimmgabel klingt es plötzlich ganz fein und verstohlen ins Ohr, was Scheffel vor langen Jahren sang: „Zum heil'gen Veit von Staffelstein bin ich emporgestiegen und seh' die Lande um den Main im schönsten Sonnschein liegen" ... welch eine Kunst, die Anmut dieser unvergleichlichen Landschaft und den Ortsheiligen mit neunzehn Worten vor Augen zu stellen!

Jetzt aber werden Türme am Bergzug rechts drüben sichtbar: Bamberg. Der herrliche alte Dom hebt sich ab. Wie oft stand ich dort schon am Grab Heinrichs II. des Heiligen und des deutschen Papstes Clemens' II.! Und dann sieht man auf der Höhe über der Stadt die Türme der Altenburg, auf die der nachmalige Berliner Kammergerichtsrat, Dichter und Schöngeist E. T. A. Hoffmann — sei mir gegrüßt, Heimatklang! — in den schweren Bamberger Kapellmeistertagen oftmals flüchtete. Nun schwindet auch Bamberg — in Duft verrinnt die Altenburg — in toller Fahrt geht es durch die fruchtbare Ebene, denn der Zug will um sechs in Nürnberg und um neun Uhr in München sein, und das Endziel liegt noch weitab.

Vorüber! — Der märkische Ton bleibt bei mir. Sind denn nicht gerade in diesen Tagen 500 Jahre verflossen, seit der erste Zoller von Nürnberg nach Brandenburg zog? Fahre ich nicht in eitel Glorie der Geschichte hinein? — Wie leichte Schwalben huschen meine Gedanken über den Zug hinweg und voraus. Die Amtmannswohnung auf der Burg taucht vor ihnen auf, — dieser enge und gedrückte Rest der alten Zollernburg, die die Wiege einer gewaltigen Laufbahn ward! — 1415. — Und dann schiebt sich die trauliche und — ach — so bescheidene Malerherberge unter der Burg am Tiergärtner Tor vor mein inneres Gesicht. Da hauste zuletzt Albrecht Dürer — so ganz anders als die großen Künstler in Italien, Spanien, Frankreich, den Niederlanden — und fand kaum etwas dabei, wenn er an großen Tagen der Stadt auf der Vorderbank der Malerzunft saß. Etwa hundert Jahre nach dem letzten Nürnberger Zollern. Welche Groteske! — Und ganz von selbst schleicht sich jetzt das dritte Bild in meine Träume — auch das grotesk: in seiner halbdunklen Werkstatt an der hohlen Gasse Kappadocia sitzt der unsterbliche Meistersinger Hans Sachs beim Gaukellicht der Glaskugel und zählt Versfüße zum Takt der Schusterhämmer ab. Welch ein Volk, dessen Größeste das Gewaltige und Tiefe ohne welsche Pose und Geste still, bescheiden und treu um seiner selbst willen vollbrachten und sich selbst dabei völlig vergaßen! Dieser starke Eisenmann, der die reichen Mainlande und seine Güter in Franken und Schwaben verließ, um im Norden aus Sumpf und Sand den Felsengrund für künftige Größe zu schaffen, — dieser schlicht-bürgerliche Maler mit der Schönheit, der Tiefe und der Bildung seiner Kunst — dieser lateinkundige, urwüchsige Schuster, in dessen Poetenseele Sehnsucht und Kraft und Innigkeit seines Volkes wie in einem stillen Wasser sich widerspiegeln — welche Kraft- und Kerngestalten stellen sie vor, — welch ein Volk, aus dem sie erwuchsen! —

War es nicht Anno 9, als eine Handvoll Cherusker unter Armin die gewaltigste Militärmacht der Alten Welt, das stolze Rom, so furchtbar schlug, daß der Riese Rom sich niemals mehr ernstlich nach Germanien hineinwagte? Herrschte das deutsche Volk in den Tagen Karls des Großen nicht als Vormacht über Europa? Und erbebte gerade in Dürers und Sachsens Blütetagen die lateinische Welt nicht unter der gewaltigen Geistesbewegung der deutschen Reformation? Und stehen nicht Goethe, Beethoven und Wagner als Weltherolde am Beginn jener Zeit, die 1914—16 eine mächtige Neugeburt, die Wiederkunft eines Volkes von Siegern, feierte?

Als der Zug in Nürnberg haltmacht, glüht der Herbstabend in tiefen Tinten weitum. Mir aber ist das Herz so voll von all den Bildern, daß ich wie ein Trunkener durch die dunklen alten Gassen wandere und träume ... träume ... träume!

⁂ ⁂ ⁂

Nürnberg liegt ungemein reizvoll. Bergzüge ziehen sich weit herum. Darinnen baut

Digitized by Google

es sich berückend wie die Auslage eines Spielwarenladens vor einem leuchtenden Kinderauge auf. Hoch im Norden ragt die malerische alte Burg und blickt auf die Märchenpoesie der alten Gassen, Häuser und Dächer herab. Und mitten durch die Stadt eilt schnellen Laufes die inselreiche Pegnitz, die dem „Blumenorden der Schäfer an der Pegnitz" einen reifrockrauschenden Namen gab. Die Stadthälfte unter der Burg ist die ältere und vornehmere und heißt die Sebalder — die andere wird die Lorenzer Seite genannt, entstand später, wirkt großzügiger und wuchs sich längst zum Verkehrs-, Geschäfts- und Bahnhofsviertel der Gegenwart aus.

Beide Stadtteile fallen stark zur Pegnitz ab. Davon haben die auf- und absteigenden Straßen und Gassen, die Seitenrampen und Überführungen der Querwege ein lebhaftes, fesselndes, nicht selten überraschendes Gepräge. Fast keine dieser Adern läuft gerade und ohne Knick. Die Fülle der Straßeneindrücke, der Überschneidungen, der schrulligen Launen drückt und verwirrt mitunter, so daß man in dieser Flut von neckischer Willkür, Altertümlichkeit, Farbenreiz — von Denkmalen und Bürgerhäusern unterzugehen vermeint. Aller vorhandene Reichtum an Gesichten scheint noch gesteigert. Aber je mehr man hineindringt und je sicherer man zu überschauen glaubt, um so stärker wird man gepackt: diese Stadt hat ihresgleichen nicht! Auch Rothenburg, Hildesheim, Goslar sind sehr altertümliche und zauberreiche Städte. An der Pegnitz ist nicht nur das Große, sondern auch das Kleinste meist von hoher Kunst, und man muß lange oder häufig dagewesen sein, um sich in diesem Museum voll lauter Kabinettsstücken auszukennen. Hier ragt ein Höhepunkt deutscher Kunst und deutscher Kulturgeschichte ... Nürnberg bleibt die Königin unter allen Schwestern im Reich!

Und die Burg — die Sebalder-Lorenzer-Frauenkirche — das Germanische Museum im alten Kartäuserkloster — alle die vielen, vielen Brunnen, Denkmale, Patrizierhäuser, Friedhöfe — alle diese wunderschönen Dinge inmitten ihres einzigen Rahmens der Mauern, Tore, Türme, Bastionen, Wallgänge, Gärten im Schmuck von Baum und Strauch und Blüte fügen sich ganz von selbst zum Bühnenhintergrund für ein betörendes Festspiel — so scheint es. Man glaubt überall Fanfaren zu hören. Von allen Seiten nahen Herolde und Ritter und Bürger und Harfenisten. Dich überkommt Lust und Laune, Stoff und Namen selbst zu wählen — etwa: Von Nürnberg nach Berlin — oder auch: 1415—1915. Aber du gibst dir unnütze Mühe, denn besser wie der Mann von Bayreuth triffst du es doch nicht. Der kümmerte sich freilich nicht viel um Geschichte und verbriefte Dinge aus alter Zeit. Von den Zollern auf der Burg wußte er nichts mehr und kaum etwas von Dürer. Er kam nur vor langen Jahren einmal her, trank unter altem Hausrat guten Frankenwein, erlebte eine herrliche Prügelei bei Mondenschein, ging in die Katharinenkirche und dann dichtete, sang und jubilierte er aus tiefster Künstlereinfalt das schönste Tonwerk, das man sich denken kann. Einen ganz köstlichen Hans Sachsen setzte er hinein, den keine Überlieferung drückt, und brachte die lange verspöttelten Meistersinger zu Ehren. Nürnberg aber — selbst eine festliche Augenweide! — kam also zu einem Festspiel, nach dem es seit Jahrhunderten vergeblich geschrieen.

⁂ ⁂ ⁂

Hoch aus Waldtälern schaut unweit Eisenach die unvergleichliche Wartburg weit über Thüringens Lande hinaus. Der sagenhafte Sängerkrieg und die rührende Gestalt der heiligen Elisabeth sind mit ihr verbunden. In einer Zelle der Wartburg saß dann ein kühner Augustinermönch aus Wittenberg, übersetzte die Bibel und schuf damit die deutsche Schriftsprache und verjüngte die Heilandslehre — — wie ganz anders ragt in Aussehen und Vergangenheit die Kaiserburg über der Stadt Nürnberg! Sie liegt noch innerhalb der Stadtmauer und nur in Höhe eines guten Steinwurfs. Man kann sie im Widerspiel zur Pegnitzstadt nicht gerade als schön ansprechen. Alter, Patina, Wirklichkeit, Zufall, Laune wirken mehr auf die Phantasie als die Kunst. — Die Kaiserburg am Westende des Felsens macht den Hauptteil aus; zu ihr gehört die Vorburg, wo die kaiserlichen Burgvögte hausten. Dann legte sich die ehemalige Zollernburg davor, von der nur noch die Amtmannswohnung und der fünfeckige Turm stehen. Außerhalb davon liegt die wehrhafte Kaiserstallung — ehemals Kornhaus und Marstall je nach Bedarf. Die Gesamtanlage hat eine gewisse Wucht.

Die alten Kaiser regierten bekanntlich im Umherziehen. Jeder saß auf seiner Stammburg oder in einer Lieblingspfalz, die er oft verließ, um im Reich nach dem Rechten zu sehen. Eine Hauptstadt gab es nicht. Vielleicht verdient Nürnberg diesen Namen. Eine Tafel auf der Burg verrät, daß an 30 deutsche Kaiser hier vorübergehend wohnten. Welche Namen — welcher Glanz der Vergangenheit! Heinrich III. scheint der Gründer um 1050, Barbarossa der Gestalter der heutigen Anlage gewesen zu sein. Der vielgeprüfte Büßer von Canossa muß sich hier ein Jahr vor seinem Tode gegen seinen verräterischen Sohn verteidigen. Ludwig der Bayer und Karl IV. — interessanterweise auch brandenburgische Markgrafen vor den Zollern im Nebenamt — lieben die Pegnitzstadt ganz besonders; der kluge Lützelburger erläßt hier die goldene Bulle und bestimmt darin, daß ein jeder deutscher Kaiser seinen ersten Reichstag in Nürnberg abhalten solle. Auch der „letzte Ritter" Maximilian I. weilte häufig in Stadt und Burg. Ihm zu Ehren dichtete der Propst von St. Sebald, Pfinzing, bekanntlich den „Teuerdank". Alle Kaiser ließen Gnadengeschenke zurück. Von 1424 bis 1796 wurden

Digitized by Google

die Reichskleinodien in der Heiligen Geistkirche aufbewahrt. Durch 600 Jahre, von 1219 bis 1806, war Nürnberg Reichsstadt. Dazu die glückliche Lage an der großen Heerstraße vom Norden nach Italien — freilich auch Tüchtigkeit des Menschenschlags — — es kann nicht wundernehmen, wie schnell Nürnberg hochging.

Weniger sonnig scheint das Verhältnis der Stadt zu den Burggrafen gewesen zu sein. Die saßen als Vertreter und Vertraute der Kaiser in eigener Vorburg, hatten acht auf die Stadt und das Reichsland weitum und waren große Herren. Die letzten 200 Jahre hindurch, von 1192 bis 1427, vererbte sich die Burggrafenschaft bei den Zollern. Zwischen den Grafen und dem Rat wechselte Regen und Sonnenschein. Auf dicke Freundschaft folgte Schikane. Eines Tags bauten die Nürnberger den riesigen Luginsland neben der Kaiserstallung und konnten fortab dem gestrengen Nachbar in die Suppenschüssel sehen. Als Friedrich IV. 1415 mit der Mark Brandenburg belehnt ward und 1420 sein Haus neben der Kaiserburg „niedergebrannt wurde" — der Wortlaut der Chronik läßt hier tief blicken! — war die freundschaftliche Trennung spruchreif. Der Zoller saß offenbar lieber in Brandenburg und Tangermünde; er verkaufte alle seine Rechte um schweres Geld an die Stadt; der Rat wurde jetzt sein eigener Burggraf.

Anscheinend fühlte die Stadt jetzt Ellbogenfreiheit. Ihre alten Geschlechter — etwa 30 bis 40 Familien — die das Regiment in der Hand behielten, legten sich ins Zeug. Man kann noch heute die damals rasch wachsende Bau-, Schmuck- und Prunklust spüren. Hie Sebald — hie Lorenz hieß es. Einer wollte den andern übertrumpfen. Was die Pirkheimer taten, wollten die Holzschuher erst recht und verstanden die Paumgärtner noch viel besser. Und da alle durch den Welthandel mit und über Italien reich wurden, spielte Geld keine Rolle. Die Handwerkerzünfte aber, die weder bauen noch Altartafeln bestellen konnten und doch aus natürlicher Sinnenfreude des fränkischen Schlags dabei sein wollten, warfen sich auf die Meistersingerei.

⁂ ⁂ ⁂

Die Kaiserburg ist das äußere Wahrzeichen der Pegnitzansiedlung. Der Fremde sieht sie beim Näherkommen zuerst. Sie thront über den Hauptstraßen und bildet den natürlichen Kompaß im Gassengewirr. Dürer und seine Mitbrüder wurden nicht müde, sie auf Bildern und Stichen anzubringen. — Die Stadt selbst aber bedeutet ungleich mehr. — Ihre Blüte fällt in die Gotik und in den Übergang zur deutschen Renaissance. Ihre Dome stürmen den Himmel nicht, wie die von Köln und Straßburg, und sind doch Meisterwerke im kleinen. Auf das Feine, Zierliche, Intime, — auf das Reizende, Anmutige, Geistreiche scheint der schöpferische Sinn der Erbauer gerichtet, — alles atmet Gemüt, Innigkeit und das Stillvergnügtsein echter Künstlernatur. Die Nürnberger Art geht viel mehr auf das Kunstgewerbe als auf die hohe Kunst. Der Glanz von St. Sebald ist nicht seine stiledle, blühende Gotik, sondern das weltberühmte Sebaldusgrab der Familie Vischer. Auch die stattlichen Formen von St. Lorenz bezwingen nicht so sehr wie das Sakramentshäuschen von Krafft und der englische Gruß von Stoß im Innern. Sogar die Platzansicht der reizvollen Frauenkirche wird von der Steinmetzarbeit und der Farbenstimmung drinnen übertroffen. Alle diese Kirchen und Kapellen sind angefüllt mit Altarwerken, Bildern, Schnitzereien von hohem Wert — hier wird das Meisterwerk zur Marktware. Auf den Plätzen, in engen Winkeln, auf abgelegenen Höfen stehen Brunnen und Denkmäler von weitem Ruf. An Stadt- und Privathäusern erspäht man fast verschämt dreinschauendes Schnitzwerk aus erster Hand. Die Schöpfer dieser zahllosen Werke aber liefen bei Lebzeiten als biedere Zünftler im Schurzfell umher, als wäre es nichts, derartiges zu schaffen; weder sie noch ihre Zeitgenossen ahnten, daß sie eigentlich verkappte Prinzen von Geistes Gnaden seien. Man bedenke, daß vierhundert Jahre deutscher Klein- und Zierkunst bis in unsere Tage hinein von dem zehrten, was diese Maler, Baumeister, Stecher, Holzschnitzer, Steinmetzen, Gießer, Goldschmiede, Tonformer in unendlicher Fülle schufen und uns hinterließen. Alle diese Dürer, Vischer, Stoß, Krafft, Flötner, Jamnitzer und ein Heer kleiner Sterne verkörpern einen Blütetraum der Augenkünste, wie er in deutschen Landen weder vorher noch nachher so schön und reich und vollkommen — so lieblich und berückend in aller Mannhaftigkeit geträumt worden ist.

Alle aber überragt um Haupteslänge Albrecht Dürer. Er ist der ungekrönte König und blieb doch zeitlebens ein schlichter Bürgersmann wie seine Genossen. Sein Haus am Tiergärtner Tor, dicht unter der Burg, kennzeichnet ihn. Ein wohlhabend gewordener Tünchermeister könnte hier behaglich sitzen. Man tritt mit Rührung und Andacht in die halbdunkle Diele und klimmt enge, rohe, knarrende Treppen in die Wohn- und Arbeitsräume hinauf. Wie dämmrig, schlicht, traulich, versonnen blickt dich alles an ... dies gebrochene und verteilte Licht durch die Butzenscheiben — dieser schwere, aber kunstvolle und doch bequeme Hausrat! An den Wänden und auf Ständern sieht man eine Auslese seiner schönsten Blätter, Zeichnungen, Nachbilder. Und da ist es wundersam, wie weit und groß diese engen Räume plötzlich um dich herum werden — weit und groß wie dein Herz! Ein Gottesgnadenmann steht vor dir, der alles in höchster Vollendung konnte, was er wollte — Malen, Stechen, Holzschneiden, Bücherschreiben — und dessen Auge doch alles, was er erblickte und darstellte, mit heißer Menschenliebe

Digitized by Google

durchdrang. Da lebt ein Adel der Form und eine unbeschreibliche Schönheit, die diesen bescheidenen Nürnberger Maler weit heraushebt aus Stadtheimat und Vaterland, aus Volk und Zeitalter ... dieser Freund und Darsteller von Pirkheimer, Luther, Melanchthon, dieser Zeitgenosse von Lionardo, Michelangelo, Raffael gehört zu den größten Gestalten der Weltgeschichte, so eng sein Lebensrahmen scheint. Welche Ironie — welcher Treppenwitz der Überlieferung, daß er als berühmter und beim Kaiser wohlgelittener Mann und dank seiner feinen Bildung Zutritt bei den Stadtpatriziern hatte, während seiner Frau als einer Zunftmeisterin die Putzstuben der Damen von Nürnberg verschlossen blieben! Aber hinter dieser Lächerlichkeit steckt doch mehr als bloßer Dünkel: ein spartanischer Geist von Ordnung, Selbstzucht und erzwungener Sachlichkeit, der unser Volk groß und reif für die Weltherrschaft gemacht hat. Dieser klaffende Spalt zwischen Lebensstil und Größe ist nürnbergisch. Und im tiefsten Grunde ist Dürer soviel wie Nürnberg und Nürnberg gleich Dürer. Denn nicht St. Sebald oder Hans Sachs sind die Ortsheiligen der Pegnitzstadt, sondern der wundersame Mann am Tiergärtner Tor!

⁂ ⁂ ⁂

Der Oberton von Nürnberg ist die Augenkunst, wie sie Dürer und sein Kreis hinterließen. Noch viel reicher, als auf Straßen und Plätzen, in Kirchen und Häusern und auf den Friedhöfen tritt sie uns im Germanischen Nationalmuseum entgegen. Wer die Pegnitzstadt kennen lernen will, darf daran nicht vorübergehen. Mögen die Sammlungen von Berlin und München heute reicher, umfassender, glänzender sein, — das Germanische Museum — auf alles Deutsche beschränkt und naturgemäß die Ortskunde pflegend — bleibt doch eigenartiger. Hier kommt uns Nürnberg noch einmal und intimer als draußen entgegen. Dazu der packende Ort: das mittelalterliche Kartäuserkloster an der Stadtmauer mit seinen uralten Gärten, Höfen, Kreuzgängen, Zellen, der Kirche und den Kapellen. Wo ehemals die düsteren Gesänge finsterer Mönche vom strengsten deutschen Orden erschallten, wird heute heitere und buntfesselnde Augenschau und Schönheitverehrung sichtbar ... seltsamer Wandel! Wo könnte die einzigartige Grabdenkmälersammlung so am Platze sein, wie hier, wo dein Schritt an den Gewölben widerhallt und die Einsamkeit hörbar macht? Nirgends wirkt das Vergangene so echt und lebendig als in dieser Klosterabgeschiedenheit. Was mitunter an Gunst des Lichts in den dämmerigen Gängen und Zellen fehlt, wird durch die tiefe Stimmung der Räume reichlich wettgemacht. Du findest alles, was du nur suchen magst, und sicher mehr, als du erwartest. Ich ziehe wahllos aus den Zehntausenden von Stücken heraus, was mir einfällt: ein paar Zeilen einer Nibelungenhandschrift — ein Missale aus der Zeit Karls des Großen — den ersten Globus — das erste Fernrohr — die erste Taschenuhr, die ja bekanntlich der Nürnberger Peter Henlein erfand, — einen Pfahl von Cäsars Rheinbrücke — den Reichskleinodienschrein aus der Spitalkirche — eine Alchimistenküche — Apothekengewölbe aus alter Zeit — Trachten und Öfen — Gläser und Waffen — Urkunden von Dürer und Sachs und Luther — Werkzeuge der werdenden Wissenschaften — Möbel und Vorzeitfunde — einen Meisterpokal von Peter Flötner. — Man kann sich durch Tage und Wochen hier verlieren und die Welt und Krieg und Kriegsgeschrei völlig vergessen. Wer zu sehen und zu träumen versteht, kann hier in die Vergangenheit versinken und ihre Erdentage noch einmal vor sich lebendig werden lassen. Der größte Schatz der Sammlung aber bleibt die etwa lebensgroße bemalte Holzfigur der berühmten Nürnberger Madonna, die auch zu den Wahrzeichen der Pegnitzstadt gehört. Die ganze Himmelssehnsucht der Gotik lebt in dieser feinen, schlanken, berückenden Frauengestalt, die im innigen Gebet nach oben blickt. Die Gnadenhand, die sie schuf, kennt man nicht. In die rührende Schönheit der Erscheinung und den unbeschreiblichen Reiz der Linien mischt sich der Zauber des Geheimnisses, der auch um die Venus von Milo und den Nibelungendichter schwebt ... da war ein Mann, der ein unvergleichliches Meisterwerk schuf und dann ruhmlos und vergessen ins Grab stieg. Man riet wegen der Größe der Kunst auf Veit Stoß oder Peter Vischer und gab es doch wieder auf. Aber wer auch der Meister gewesen sei: um dieses Werkes willen sei er gesegnet in seine Grabesruhe hinein!

⁂ ⁂ ⁂

Es gibt noch ein Nürnberg außer dem der alten deutschen Kaiser und der Zollern, — außer dem der Dürer, Stoß, Vischer, Krafft, Jamnitzer, Flötner, — außer dem des Germanischen Museums. Es ist lange nicht so bedeutend wie die Augenkunst-Blüte um 1500. Zu ihr bildet es gleichsam nur einen melodischen, mitklingenden, tragenden Unterton. Der aber heißt Hans Sachs und die ganze Meistersingerei. Die meisten Pegnitz-Fahrer kommen heut wohl gerade unter diesem Lockzeichen nach Nürnberg.

Die Spur von Hans Sachs und seinen Singgenossen tritt freilich spärlich zutage. Ein ganz braves Denkmal auf dem weiten, abseitigen Spitalkirchenplatz — nahebei der reizvolle Dudelsackpfeiferbrunnen nach einem alten Modell aus dem Germanischen Museum — nicht weit davon Sachsens längst zur Fremdenkneipe umgebautes Wohnhaus mit der interessanteren Werkstattrückseite im Gäßchen Kappadocia — die Katharinen- und Marthakirche als alte Singschulstätten — ein paar Gassennamen, die aus dem Register verbriefter Meisterweisen stammen könnten — auf dem Johannisfriedhof ein bescheidenes

Digitized by Google

Grab — in Görlitz zwei Dutzend riesiger Handschriftenbände ... das ist alles, was von Hans Sachsen zurückblieb. Und doch bleibt er in der an Originalen so reichen deutschen Bildungsgeschichte eine merkwürdige Erscheinung und hat in die Breite und Weite des Volks, wohin die Höhensonne der Kunst nur noch dürftig fällt, vielleicht mehr gewirkt als irgendein anderer! Dreiundzwanzig Jahre jünger als Dürer, war er bei dessen Tode Anno 1528 erst vierunddreißig Jahre alt und noch wenig bekannt. Trotz guter Lateinbildung Schuster geworden, sah er sich die Welt fünf Jahre hindurch tüchtig an und kam hierbei nach Salzburg, Frankfurt, Köln, Aachen. Er wurde zweiundachtzig Jahre alt und hinterließ an Meisterweisen, Singschulsprüchen, Fastnachtsschwänken, Dramen, gereimten Erzählungen über sechstausend Stück. Der Ahn aller Reimbolde und Jahrzehnte hindurch das Haupt der Nürnberger Meistersinger — verdichtete er alles, was ihm unter die Hände kam, und machte er dem Volk das Wissen der Zeit und ihre große Hauptbewegung der Reformation mundgerecht. Pirkheimer und Spengler konnten hier kaum mehr wirken. Von einer gewissen Schlagkraft des Ausdrucks, biederem Bürgersinn und beweglicher Gewandtheit im Versemachen geleitet, ist Hans Sachs das Urbild aller neueren Volkspoesie geworden, obgleich seine Dichtungen nur noch in Studierstuben und literarischen Gesellschaften gelesen werden. Das Allermerkwürdigste bleibt, daß außer den berühmten Schlußversen:

Hans Sachs, Schuh-
Macher und Poet dazu

nicht eine Zeile mehr von ihm lebendig ist und daß dennoch sein Name wie ein Schlagwort in aller Munde fortlebt. Der große Meister der Nürnberger Madonna, die in Sachsens Erdentagen entstand, bleibt verschollen, aber sein Werk lebt und ergreift die Nachfahren von Geschlecht zu Geschlecht — der urwüchsige Schuster aus der Gasse Kappadocia errang nicht einem seiner Gedichte, nicht einer seiner Meisterweisen die Unsterblichkeit, die ihm selber zuteil ward. Spiegelt sich doch in ihm die unversiegliche Kraft des deutschen Bürgertums mit seinem Bildungshunger und seiner Weltüberwindungssehnsucht!

Freilich war es Sachsens Glück, daß er einen Heldensänger in Wagner fand. Achill dankt seinem Homer — Faust seinem Goethe die Unsterblichkeit. Ohne Wagners „Meistersinger" wäre Sachsens Ruhm nicht so sehr in die Weite gegangen, wie in der Gegenwart. Auch der Meister von Bayreuth liebte Nürnberg — nicht die Stadt mit der großen Vergangenheit — nicht die berauschende Blüte der Augenkunst um 1500 — sondern die köstliche Festspielbühne mit Mauer und Turm, Gassengewirr, Mondscheinzauber und Fliederduft. Die südliche Luft und das südliche Herz hatten es ihm angetan. Und vom Jubel seiner Weisen umwallt erstand ihm ein so feiner, vornehmer und liebenswürdiger Hans Sachs, daß das Urbild stark gegen ihn absticht. Aber das ist ja Poetenrecht. Und Nürnberg bleibt seinem großen Festspieltondichter ein ragendes Denkmal dafür auch weiterhin schuldig ...

* * *

Auch dieser schöne Traum ging mählig zu Ende ... meine Nürnberger Ferientage neigten sich ... in stiller Rührung stieg ich zu allen mir lieben Stätten umher, um Abschied für ein langes Jahr zu nehmen. Und als dann der Abend nahte, ließ ich die Stadt der Unsterblichen und Lebenden und pilgerte zur Stadt der Toten auf dem berühmten und einzigartigen Johannisfriedhof. Dort glühte der Herbstabend schon mit farbigen Tinten, als ich ankam. Ich aber stand lange gedankenvoll am schlichten Hügel Meister Albrechts und ging dann zu Anselm Feuerbach, um auch diesem stolzen und glücklosen Kämpfer um das Beste der Menschheit ein herzliches Erinnern zu weihen. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis!" summte mir der Weise von Weimar vernehmlich ins Ohr. Menschenschicksale — Völkerschicksale ... welch tiefer Zusammenhang! Dürer wuchs in Italien zur Größe, weil er zu sichten und wählen und auszuscheiden verstand, und steht darum als ragender Fels im Werden deutscher Bildung. Feuerbach vergaß sein deutsches Blut und ging an Rom tragisch zugrunde. Cave canem — hüte dich vor der Wölfin, Sohn Teuts!

Dann kommt rasches Dunkel. Um die schweigsame Pracht der alten Mauern, Türme, Tore kreise ich noch einmal wandernd im weiten Bogen. Am Frauentor drängt sich die Menge fröhlich und ergriffen zugleich und winkt einem Zug junger Krieger zu, der mit schallender Musik zum Bahnhof — in den Kampf zieht. Ich weide mein Auge an den kraftvollen und stolzen Jünglingsgestalten. Dann wandere ich weiter, bis mich die Stille am Burggraben umgibt. Und nun falle ich wegmüde in den spärlich besuchten Ratskeller. Bald sitze ich zu zweien mit einem kreuzbraven Boxbeutel Steinwein und jetzt finden sich mit jedem Glas neue und liebe Gesellen zu mir ... Meister Dürer und Pirkheimer, Hans Sachs, der uralte Veit Stoß und der stämmige Peter Vischer, Flötner und Jamnitzer, der hochehrsame Holzschuher, Muffel, die Paumgärtner, schließlich sogar der gute Kaiser Max ... und mit jedem stoße ich herzfröhlich auf alte Bekanntschaft und Freundschaft, auf die große Zeit draußen und auf Wiedersehen an.

Gegen Mitternacht breche ich auf, — gerade heut möchte ich uralten Brauch nicht lassen. Durch die menschenleeren und schwach erhellten Gassen streiche ich zum Spitalplatz hinüber, winke dem ehernen Schuster auf seinem Schemel — saß er nicht eben bei mir im Ratskeller? — leutselig zu, als gehörte ich zur Beckmessergilde. Dann ziehe ich durch das jetzt ganz ausgestorbene Gäßchen Kappadocia über den Hauptmarkt und an St. Sebald

Digitized by Google

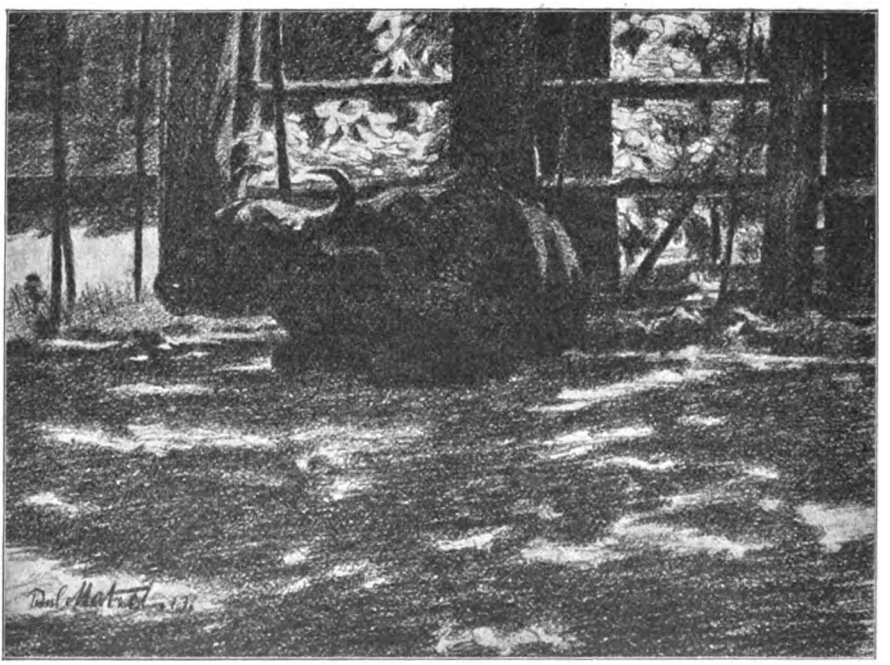
vorbei zur Erdenherberge von Meister Albrecht. Von dort aber geht es über eine winklige Treppe, die Spitzwegs würdig und bei Nacht nicht begehbar wäre, wüßte ich hier nicht seit langem Bescheid, über den Ölberg zur Burg. Und dann durch den malerisch in den Fels geschnittenen, im Dunkel geradezu spukhaften Toreingang zum Ausguck unter dem riesigen Sintwellturm. Hier stand ich schon an manchem Abend — in linder Sommernacht — und wenn der Flieder blühte — und wenn der Weihnachtsschnee unter meinen Füßen knirschte.

Und immer war's der gleiche Zauber wie heut. Tief unten wie eine schlafende Märchenstadt das liebe alte Nürnberg mit seinen verwunschenen Gassen und den mondhellen Spitzdächern und den geheimnisvoll ins Dunkel aufragenden Türmen und dem Mondschein und den glitzernden Sternen darüber. Dieses Nachtschweigen . . . diese ruhigen — großen Atemzüge . . . diese rosigen Träume hinter der Stirn! In mein Schauen aber gleitet jetzt ein Erinnern und macht mir die Seele weit. Wenige Schritt hinter mir liegen die Reste der alten Grafenburg. Von hier zogen die Zollern vor gerade 500 Jahren aus, dem Reich eine Provinz zu erobern . . . in dieser Stunde aber liegt Deutschlands blühende Jugend nach allen Seiten hinaus schon weit in Feindesland wieder unter einem Zollern, um die Heimat gegen Gift und Geifer einer ganzen Welt tückischer Feinde zu schützen!

Jetzt gellt plötzlich vom Bahnhof her ein Pfeifen durch die Nachtstille — ein helles, frohlockendes, übermütiges Pfeifen. Beim Aufschauen erspähe ich am Weststrand des Nachthimmels einen ganz schmalen und tiefen Streifen Abendlohe — rot wie geronnenes Blut — seltsam genug um diese späte Stunde. Da packt es mich. Mit raschem Blick umfasse ich noch einmal die jetzt schlummernde Herrlichkeit zu meinen Füßen. Vor meinem inneren Gesicht rauscht die Größe der Vergangenheit um 1500 auf . . . hallo! — — bin ich nicht Zeitgenosse von viel Gewaltigerem — von einer Waffen- und Männertat ohnegleichen? Geht nicht ein Brausen, Dröhnen und Rauschen durch den deutschen Eichenwald?

Zeichen und Wunder! — Ist die wüste Orgie von Tollwut, Lüge und Aberwitz dort draußen nicht eine furchtbare Rune vom raschen Verfall aller Welschen? . . . Dann aber . . . dieser Blutstreifen am Mitternachtshorizont! — — Zeichen und Wunder! Die Götterdämmerung kündet sich an, das dritte Reich will kommen — — — an uns Germanen fällt das Welterbe der Kelten und Lateiner!

Aus unserer Studienmappe:



Ruhe. Aus dem Berliner Zoologischen Garten. Zeichnung von Paul Matzel

Digitized by Google

Die deutschen Kriegsgefangenenlager

Von Ludwig Sternaux

Gefangen? Kriegsgefangen? Wer von uns wußte denn, was dieses Wort bedeutete und in sich schlösse, als der große Krieg, der jetzt noch tobt, über Deutschland hereinbrach? Ältere Leute, die noch den letzten Krieg gegen Frankreich miterlebt, und sei's auch nur als Kind, erzählten gelegentlich wohl, wie damals die französischen Gefangenen in Deutschland untergebracht gewesen, und ich entsinne mich dunkel, so, wie man sich eines fernen Märchens erinnert, daß meine Mutter, eine Quedlinburgerin, uns Kindern des öfteren geschildert hat, wie die erst.n gefangenen Turkos und Zuaven in die alte Harzstadt gebracht wurden: abends kamen sie an, das unruhige Licht von Fackeln ließ die bunten Uniformen, die glühenden Augen noch greller aufleuchten, ließ das teuflische Schwarz der Gesichter noch schwärzer erscheinen, und monatelang war dann das malerische Lager, das die wilden Söhne Afrikas sich inmitten der gelben Kornfelder Sachsens aufgebaut hatten, eine Sehenswürdigkeit, die nicht genug bestaunt werden konnte ...

Darüber waren vierundvierzig lange Friedensjahre ins Land gegangen, die Geschlechter, die damals den siegreichen Fuß auf das eroberte Paris gesetzt, waren ins Grab gesunken, neue waren gekommen, und der Krieg von 1870/71 war Legende geworden. Und nun sollte das alles auf einmal wieder Wirklichkeit werden und wurde es! Nur mit dem einen Unterschiede, daß die Zeit, groß und strahlend wie keine je vor ihr, all ihre Geschehnisse auch ins Riesenhafte hob: wir hatten nicht mehr wie Anno 1870/71 gegen ein einzelnes Volk zu kämpfen, sondern wir hatten Fehde mit einer Welt; die Heere, die sich gegenüberstanden, zählten nicht mehr nach Hunderttausenden, sondern nach Millionen; die Schlachten nicht mehr nach Stunden, sondern nach Tagen und gar Wochen; und so stiegen auch die Verluste, stieg auch die Zahl der Kriegsgefangenen ins Riesenhafte. Wer hätte je im Ernst daran gedacht, daß Deutschland in einem Kriege einmal vor die Aufgabe gestellt werden würde, für über anderthalb Millionen fremder Menschen für Unterkunft und Verpflegung sorgen zu müssen, noch dazu, wie sich bei der Länge dieses Krieges ergibt, auf Jahr und Tag hinaus? Einen „schwachen" Begriff von dem, was uns bevorstand, erhielten wir, als damals nach der Schlacht bei Tannenberg die russischen Gefangenen gar kein Ende nehmen wollten. Zunächst waren's, glaube ich, nach ersten Meldungen, achtzehntausend Mann. Schon das überwältigte. Dann wurden es dreißigtausend, dann sechzig-, und schließlich waren die hunderttausend voll! Hunderttausend Gefangene in einer einzigen Schlacht ... Damals entstand das hübsche Wort: „Ja, unter dem macht's Hindenburg nicht!" Nun, Hindenburg hat diese Hoffnungen nicht enttäuscht, nicht umsonst hat ihn des Volkes Stimme, die bekanntlich Gottes Stimme ist, zum Blücher dieses Krieges gemacht. Aber auch von allen anderen Stellen unserer Fronten in Ost und West wurden uns unablässig fast unübersehbare Scharen von Gefangenen ins Land geschickt, und die großmäulige Überheblichkeit unserer Feinde, die sich schon wenige Wochen nach Kriegsbeginn im Herzen Deutschlands zu befinden vermaßen, hat an sich allerdings recht behalten. Nur betraten sie den heiligen Boden unseres Vaterlandes nicht als stolze Sieger, wie sie es erträumt hatten, sondern als waffenlose, tief gedemütigte Gefangene ... und manch einer der französischen und russischen Offiziere, die auf ihrem Transport auch durch Berlin kamen, mag mit böse niedergeschlagenen Augen und gerunzelter Stirn an die voreilig siegestrunkenen Führer und Diplomaten seines Volkes gedacht haben, die sich vor dem Kriege in Paris oder Petersburg mit dem frommen Wunsche voneinander verabschiedet hatten: „Auf Wiedersehen in Berlin!" Das war die Ironie der Weltgeschichte! — —

Das Los des Kriegsgefangenen ist kein schönes. Von dem Makel, mit dem frühere Zeiten den in Gefangenschaft geratenen Soldaten brandmarkten, wollen wir allerdings nichts mehr wissen; die Gestaltung des modernen Krieges hat es mit sich gebracht, daß es nun und nimmer ohne weiteres als Schimpf und Schande gelten kann, wenn ein Soldat sich ergibt. Es sprechen da oft Umstände mit, von denen sich der Nichtbeteiligte zu Hause gar keine Vorstellung zu machen vermag. Auch wir haben natürlich im Laufe dieses Krieges in dieser Hinsicht schwere Verluste gehabt. Tausende und Abertausende von unseren Soldaten befinden sich in russischer, französischer und englischer Kriegsgefangenschaft. Aber ich möchte den Deutschen sehen, der es über sich brächte, deshalb gegen irgendeinen davon den Vorwurf der Feigheit oder der Untüchtigkeit zu erheben, ein an sich schon genügend trauriges Schicksal als Makel zu bezeichnen! Ob diese Erwägungen nun für alle Gefangenen zutreffen, bleibe dahingestellt; das bunte Völkergemisch, das unsere Feinde uns, aller Kultur und Gesittung hohnsprechend, auf den Hals gehetzt haben und von dem sich ein nicht unbeträchtlicher Teil jetzt gefangen in unseren Händen befindet, dann auch besonders die fast unübersehbaren Massen russischer Gefangener, deren größte Tugend

Digitized by Google

nicht immer Tapferkeit gewesen, lassen wohl auf den Gedanken kommen, daß man nicht überall mit gleichem Maße messen darf. So erscheinen die Vorschriften des Haager Abkommens, das von jedem kriegführenden Staate für die Kriegsgefangenen die gleiche Verpflegung und, wenn ich nicht irre, auch sogar die gleiche Besoldung verlangt, deren sich die Soldaten dieses Staates erfreuen, zuweilen übertrieben. Was uns betrifft, so haben wir uns trotz der ungeheuren Anzahl von Kriegsgefangenen, die uns ein freundliches Geschick und die Überlegenheit unserer Truppen in die Hand gegeben hat, und trotz der Einsicht, daß ein Teil dieser Gefangenen tatsächlich nicht gerad auf der Kulturhöhe unserer Zeit steht, nach Möglichkeit an diese Vorschriften gehalten. Nachrichten aus feindlichen Gefangenenlagern, die Art und Weise, wie vorzugsweise das edle Frankreich, die „grande Nation", mit unseren Gefa genen umspringt, sie zu entwürdigenden Arbeiten zwingt, sie in Länder mit teuflischem Klima verschickt, haben uns zwar die Gewißheit gegeben, daß wir auch darin ziemlich allein stehen. Aber wenn wir auch in einzelnen Fällen, in denen ein Irrtum ausgeschlossen war, zu Vergeltungsmaßregeln geschritten sind — im großen und ganzen sind wir, soweit es die mißlichen Verhältnisse, in die uns die Aushungerungspolitik unserer lieben Feinde gebracht hat, nur irgendwie gestatteten, dabeigeblieben, die Gefangenen durchaus menschlich und würdig zu behandeln. Und wenn erst einmal wieder ruhigere Zeiten einen ruhigen Überblick über die Geschichte dieses Krieges möglich machen und die systematischen Entstellungs- und Verleumdungsversuche unserer Feinde vor der Wucht der nackten Tatsachen in nichts zergehen werden, wird die Behandlung unserer Kriegsgefangenen ein besonderer Ruhm für Deutschland werden. Dafür werden schon zu ihrem Teil die Kriegsgefangenen selber sorgen, wenn sie erst, in ihren anderthalb Millionen fast ein Volk für sich, den Ihren in der Heimat, von keiner Briefzensur mehr beengt, erzählen können, wie es ihnen bei den Barbaren ergangen ist, deren Lieblingsnahrung nach dem belgischen Dichter Verhaeren in den Füßchen kleiner Kinder besteht ...

Anderthalb Millionen Kriegsgefangene! Wenn man sich vorstellen will, was das eigentlich bedeutet, so denke man nur einmal an den gewaltigen Apparat, der nötig ist, um allen Anforderungen dieser anderthalb Millionen in Unterkunft, Ernährung, Bekleidung und sonstigen Einrichtungen auch nur annähernd zu genügen. Deutschland ist selbstverständlich in diesen Krieg, so plötzlich er dann auch schließlich kam, nicht unvorbereitet hineingegangen; trotzdem sah es sich, und durchaus nicht nur in mititärischer Beziehung, schon sehr rasch nach Kriegsbeginn vor eine solche Fülle neuer Aufgaben gestellt, daß es ihm nur mit Aufbietung aller Mittel und der äußersten Willensanstrengung gelang, all dieser Fragen Herr zu werden. Daß es ihm gelang, wird stets ein unvergängliches Ruhmesblatt der deutschen Geschichte bleiben, das voll und ganz zu würdigen wohl erst unseren Enkeln möglich sein wird ... und nicht die kleinste Aufgabe, vor die es sich so unerwartet, ich möchte sagen, fast über Nacht gestellt sah, war die, die Kriegsgefangenen unterzubringen. Jetzt, wo zwanzig Kriegsmonate hinter uns liegen und wir die gewaltigen Massen von Gefangenen in schönen und gesunden Lagern, die schon mehr kleinen Städten gleichen, schön und gesund untergebracht sehen, wo alles in der dazu nötigen Organisation wie am Schnürchen geht, ist man fast schon wieder versucht, die Unsumme von Arbeit und Energie, die dazu notwendig war, zu unterschätzen. Das fertige Werk verrät ja oft nicht die Mühen, die seine Herstellung gekostet hat ... wer aber einmal Gelegenheit hatte, ein solches Gefangenenlager eingehender zu besichtigen, es nicht nur als malerischen Eindruck, den noch der Reiz der Neuheit, des Niegesehenen unterstützte, auf sich wirken ließ, sondern auch hinter die Kulissen schaute, dem mag wohl, drastisch gesprochen, Hören und Sehen vergangen sein. Prof. Friedrich Fehr, der Maler der Bilder, die diese Zeilen begleiten, gesteht sogar, daß sein Studienaufenthalt in den deutschen Gefangenenlagern zu den interessantesten Abschnitten seines Lebens gehört. Und jeder wird nach dem Besuche eines solchen Lagers wenigstens die Erkenntnis mit nach Hause nehmen, daß auch hier von den Beteiligten Kriegsarbeit im vollsten Sinne des Wortes geleistet wird. Aber nicht nur das: man geht in Deutschland hier und da, nachdem die leidenschaftliche Empörung der ersten Kriegsmonate den Kriegsgefangenen gegenüber einer gewissen Teilnahme gewichen ist, sogar in mancher Hinsicht weit über das hinaus, was eigentlich von Rechts wegen nur zu leisten wäre. Dafür legt wohl die reizende Moschee, die sich die gefangenen Mohammedaner im Halbmondslager Wünsdorf bei Zossen erbauen durften und deren schlankes Minarett nun gar seltsam und abenteuerlich über die Kiefern des märkischen Waldes hinwegblickt, beredtes Zeugnis ab; dafür spricht auch die oft gegebene Erlaubnis zur Veranstaltung von Theatervorstellungen, Konzerten und Vortragsabenden, die in das Einerlei des Lagerlebens ein wenig Abwechslung bringen sollen.

Zuerst hatte man versucht, die Gefangenen auf den zu Kriegsbeginn verwaisten Truppenübungsplätzen und in leerstehenden Kasernen unterzubringen. Als dann nach dem Fall von Maubeuge und Antwerpen, nach der Schlacht bei Tannenberg und der Winterschlacht in Masuren die Gefangenenschübe immer zahlreicher eintrafen, anderseits die Kasernen und Truppenübungsplätze dringend für den eigenen Ersatz benötigt wurden, entschloß man sich, andere Unterkunftsmöglich-

Digitized by Google

Barackenbau in einem Lager von französischen Kriegsgefangenen. Gemälde von Prof. Friedrich Fehr

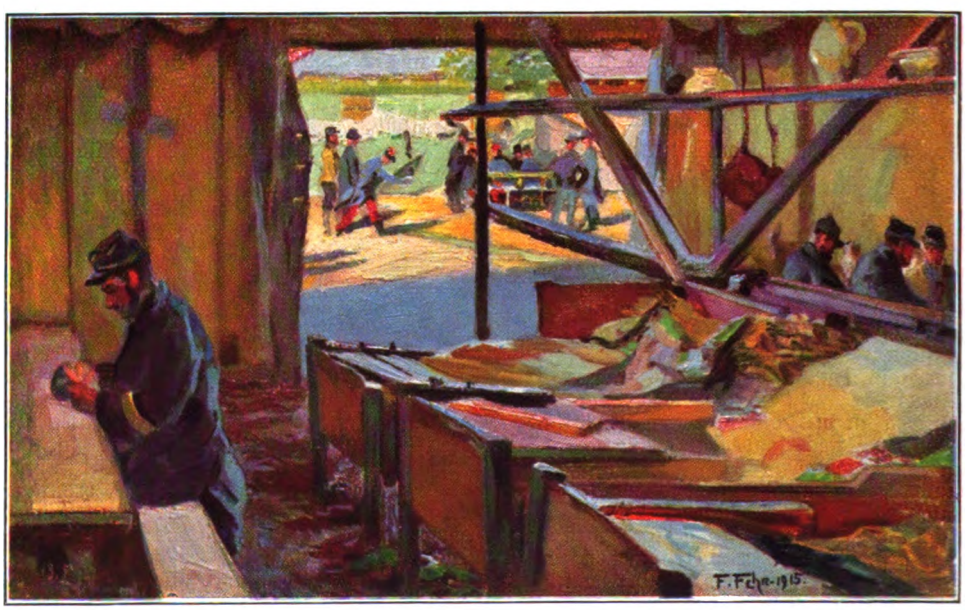
keiten zu suchen. Es entstanden die Gefangenenlager, die jetzt, möglichst gleichmäßig, über ganz Deutschland verteilt sind und auch in ihrer Art der Anlage und ihrer Organisation schnell dem deutschen Volke eine vertraute Erscheinung wurden. Die Tage, da die Berliner nach Zossen und Döberitz pilgerten, wie die Bewohner anderer Städte nach den in ihrer Nähe gelegenen Lagern, um diese wie eine Sehenswürdigkeit zu bestaunen, sind vorbei. Was noch im August 1914 uns allen das Unwahrscheinlichste von der Welt dünkte, was wir, Jahrzehnte hindurch an einen friedlichen internationalen Verkehr gewöhnt, kaum zu fassen vermochten, Angehörige fremder Nationen wie wilde Tiere hinter Stacheldrahtzäunen und unter militärischer Bewachung zu sehen, das wurde rasch zur Gewohnheit. Der Berliner, der jetzt nicht beruflich oder geschäftlich etwas in Zossen oder Döberitz zu suchen hat, kümmert sich den Teufel darum, was dort vorgeht. Höchstens ein Maler pilgert noch einmal, mit Leinwand und Staffelei bewaffnet, dort hinaus, um nach neuen Eindrücken zu suchen, oder ein einsamer Dichter schaut mit tiefen Augen über den trennenden Stacheldraht hinweg in das bunte, wirre Leben hinein, das der Krieg, sonderbar genug allerdings, hier in die märkische Heide gezaubert hat, und kehrt dann, mit tausend fremden Schicksalen fassungslos beladen, in seine stille Wohnung zurück. Und bei der abendlichen Lampe denkt er an den verklungenen fremden Tag: was war es doch, was der französische Sergeant mit den schönen dunklen Augen zu ihm gesagt? Unvergeßlich das Gesicht, in dem jeder Muskel erwartungsvoll gespannt war ... „N'est-ce pas," hatte er leise gefragt, „les alliés ont pris l'offensive?" — „Ja!", hatte der Besucher geantwortet, denn es war gerade nach der großen Offensive der Franzosen im Oktober 1915, „ja, aber es ist ein Mißerfolg gewesen!" Da kam es wie ein Stöhnen von den Lippen des enttäuschten Sergeanten: „Combien de temps faut-il attendre ici?" Und ergriffen begrübelt der Dichter das traurige Los dieses armen Kerls, und all das trostlose Grauen der Gefangeneneinsamkeit überflutet auch ihn, wird ihm Vision und Gedicht ...

Daß solch ein Gefangenenlager nicht allein nur so ein landläufiges Gefangenenlager zu sein braucht, wie es deren jetzt Hunderte gibt, in Danzig so gut wie in Trausnitz, in Ohrdruf i. Thür. wie in Schneidemühl, in Hameln und Holzminden wie in Stralkowo, in Wesel wie in Brandenburg, d. h. ein Ding, in dem man nur den nackten Zweck erkennt, sondern daß man es eben auch mit Dichteraugen ansehen kann, das zeigen die schönen Bilder Professor Fehrs aus Karlsruhe. Die Originale dieser Bilder waren mit vielen anderen noch von desselben Künstlers genialer Hand vor wenigen Monaten in Berlin bei Schulte ausgestellt. Ich sah sie dort, und jäh und plötzlich weckten sie in mir die Erinnerung an einen späten Herbsttag, an dem ich einmal nach dem Wünsdorfer Lager bei Zossen hinausgepilgert war. Dies Lager ist wohl eins der größten, die wir haben, und ich entsinne mich noch deutlich des überwältigenden Eindrucks, den es damals auf mich gemacht. Es war nicht nur

Digitized by Google

das Mustergültige der Anlage, die peinliche Sauberkeit, die in dieser Zelt- und Barackenstadt herrschte, die fabelhafte Ordnung, der sinnvolle Plan des Ganzen, die mich erstaunen ließen; mich packte und fesselte eigentlich viel mehr die malerische Wirkung, die es auf mich ausübte, in seiner Gesamtheit, die von dem flammenden Rot der französischen Uniformen fast augenblendend beherrscht wurde, ebenso wie in manchen Einzelszenen, die ich beobachten konnte. Und nun sah ich auf einmal das, was sich mir so tief und unverlierbar in mein Gedächtnis eingeprägt hatte, im Bilde vor mir, verwandtes Fühlen ging geheimnisvoll und seelenaufwühlend zwischen diesen Bildern und mir hin und her ... vielleicht hatte der Karlsruher Meister ein ganz anderes Lager besucht als ich, der Berliner, dem Zossen am nächsten und bequemsten gelegen gewesen; aber was machte das aus? Auch damals in Wünsdorf waren gefangene Franzosen gerade dabei, sich für den nahenden Winter Holzbaracken zu bauen, truppweise schleppten sie aus dem nahen Walde, um dessen Bronzebraun schon die Herbstnebel geisterten, die weißen, frisch duftenden Holzbalken herbei, und schön standen die Arbeitenden in ihren merkwürdigen blauen Fracks und ihren knallroten Hosen auf dem Barackengerüst gegen den klaren märkischen Himmel. Hammerschlag klang, die Sägen kreischten, und wunderlich war's, inmitten der deutschen Heimat die fremden Laute zu hören, wenn sie durch Zurufe einander in der ungewohnten Arbeit ermutigten. In genau solch ein graugrünes Zelt, wie es Fehr gemalt, führte mich dann ein Rundgang durch das Lager. Belgier bewohnten es, stille, ruhige Leute mit dunklen Augen, sie hatten sich die primitive Behausung so gemütlich wie möglich gemacht: in Reih und Glied standen die dürftigen, selbstgezimmerten Bettgestelle, bunte Decken, die ihnen wohl die „Reichswollwoche" beschert, hoben das triste Einerlei etwas, und wie auf Friedrich Fehrs Bild standen auf den Latten, die das Zeltdach trugen, ihre Eßgeschirre, eine Wasserkanne und, sonderbar anzusehen, eine kunterbunte Kakesbüchse. Zwielicht füllte den Raum, und ich dachte daran, unter welchen ganz anderen Lebensbedingungen vielleicht diese Leute vor wenigen Monaten noch da und dort in dem wundervollen Belgien ihrer Arbeit nachgegangen waren, ehe sie die sinnlose Politik ihrer Regierung in einen Krieg gerissen, in dem es für sie nichts zu gewinnen, aber alles zu verlieren gab. Hatten sie schon alles verloren? Als ich das Zelt verließ, da fühlte ich, wie acht dunkle Augenpaare sehnsüchtig hinter mir, der ich doch in die Freiheit schritt, herbrannten ...

Gefangenenlos! Für den Denkenden ein ungeheures Schicksal, das ruhig zu ertragen eine gewaltige Energie erfordert und das auch dann noch allmählich zermürbt und aufreibt, wenn immer ein Tag hingeht wie der andere in seiner steten Wiederkehr von Essenholen und Appell und Essenholen und Appell. Und man darf doch nicht vergessen, daß unter der Unzahl von einfachen und einfachsten Leuten sich auch sehr viele Gebildete befinden; ist doch Fehr, wie er erzählt, auf seinen Studienfahrten durch die einzelnen Lager unter den Offizieren, die ja allerdings große Vergünstigungen genießen, sogar mit französischen Herzögen, mit feingebildeten



Zeltinneres in einem Kriegsgefangenenlager. Gemälde von Prof. Friedrich Fehr

Digitized by Google

Am Lagerfeuer in einem Kriegsgefangenenlager. Gemälde von Prof. Friedrich Fehr
Im Besitz des Medizinalrats Dr. Compter in Rastatt

Ärzten in Berührung gekommen, denen die deutsche Goethe-Literatur genau so geläufig war wie ihre national-französische. Gewiß, die Masse denkt nicht, und die Herrschaften, die der Zar aus den endlosen Steppen des heiligen Rußlands und den Einöden Sibiriens und des Kaukasus an die Front gejagt, der stumpfsinnige russische Bauer, Kirgisen und Tataren und Mongolen, die fühlen sich in deutscher Ordnung und Sauberkeit, frei von Läusen und Seuchen, in den Himmel versetzt! Wann hätten sie auch je einen solchen Wochenspeisezettel gehabt? Jeden Tag 300 Gramm Brot, zweimal, ja, selbst dreimal in der Woche Fleisch mit Gemüse und Kartoffeln die Hülle und Fülle, dazu Speck und Wurst und Hering und Kaffee und Suppe morgens und abends . . . haben es unsere Soldaten in den Garnisonen, ganz abgesehen von den weit vorgeschobenen Divisionen in Feindesland, besser? Und was für Mengen an Lebensmitteln für diese anderthalb Millionen Gefangener Tag für Tag so draufgehen, das kann sich ein jeder leicht klarmachen, wenn er hört, daß allein 4500 Kochkessel von je 500 Liter Inhalt nötig sind, um eine einzige Mahlzeit herzustellen! Es würde viel zu weit führen, hier auf Einzelheiten einzugehen, was ja auch nicht die Aufgabe dieser Zeilen ist. Einen ganz ausgezeichneten Überblick über diese innere Organisation unserer deutschen Gefangenenlager gibt das mit vielen hübschen Bildern geschmückte Buch von Prof. Backhaus, das kürzlich im Verlage von Hermann Montanus in Siegen erschienen ist. Hier muß die Andeutung genügen, daß in unseren Gefangenenlagern für sämtliche Kriegsgefangene ohne Unterschied der Nation oder Rasse, der sie angehören, nicht nur gut, sondern geradezu glänzend gesorgt ist.

Kleine Einzelheiten aus dem Lagerleben schildert Prof. Fehr, der ja sehr viele Lager besucht hat und dem also große Vergleichsmöglichkeiten zur Verfügung stehen, selbst noch sehr hübsch und anschaulich. In jedem Lager, so erzählt er, gibt es Kantinen, in denen sich die Gefangenen alles mögliche kaufen können, Alkohol natürlich ausgenommen, und es ist ein hübscher Anblick, Franzosen, Engländer, Russen und Belgier so in ihren verschiedenen Uniformen vor der Kantine an kleinen Tischen sitzen zu sehen, Karten, Schach oder Domino spielend, wozu ein kleines Orchester, selbstverständlich ebenfalls aus Gefangenen bestehend, aufspielt, und zwar recht gut aufspielt. Daß für Wasch- und Baderäume, wie überhaupt für Hygiene, vorzüglich gesorgt ist, braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden und wird auch von

Digitized by Google

den Gefangenen allgemein anerkannt. Die sportsfreudigen Engländer sind am häufigsten in den Duschräumen zu finden, während die Russen im Anfang vielfach zum Baden gezwungen werden mußten. Turngeräte sind reichlich vorhanden, werden auch von den Gefangenen selbst angefertigt und werden fleißig benutzt, am wenigsten wieder von den Russen, bei denen man körperliche Spiele und Leibesübungen auch nur sehr selten beobachten kann. Franzosen und Belgier sieht man meist bei Kegel-, Boccia- und Ballspiel, was alles mit großem Stimmaufwand und sehr lustig betrieben wird, während die Engländer jedes Spiel streng sportlich auffassen, überhaupt jede freie Minute dem Sport widmen. Sie spielen hauptsächlich Krocket, immer dicht von Zuschauern umringt, die erste Reihe sitzend, die zweite stehend, stets mehrere hundert Personen, die streng und fachkundig jeden einzelnen Schlag kritisieren, und manchmal schallt das Händeklatschen bei einem guten Schlag wie Kleingewehrfeuer durch das ganze Lager. Wohl die meisten Lager besitzen eine französische und eine englische Bibliothek, die auch recht fleißig benutzt wird. Die Versuche, eine solche bei den Russen einzurichten, sollen an der Interesselosigkeit der russischen Gefangenen gescheitert sein. Was den Russen interessiert, ist fast ausschließlich Musik. Man staunt immer wieder, wie sie mit ihrem meist ganz primitiven Handwerkszeug ihre Musikinstrumente, hauptsächlich Balaleikas, Baß-Balaleikas, Mandolinen, aber auch Violinen, bauen, mit Perlmutter einlegen und polieren ... ein gelernter Instrumentenmacher brächte es nicht besser zuwege! Dabei sind es sehr oft ganz einfache Bauern oder Steppensöhne. Über die russischen Männerchöre und ihre melancholische Schönheit ist schon zuviel geschrieben worden, um das hier noch besonders hervorzuheben. Daß außerdem das religiöse Element bei den Russen am stärksten ausgebildet erscheint, sei nebenbei bemerkt, wenigstens trifft man ihre „Kirchen" oder Beträume nie ganz leer an; immer knieen einige Beter, in tiefste Andacht versunken, vor diesen meist selbst gefertigten, ganz ursprünglichen Altären, die sich freilich selten durch Geschmack auszeichnen.

Was überhaupt im großen und ganzen von gefangenen Künstlern, Malern und Bildhauern in den Gefangenenlagern hervorgebracht wird, ist wenig dazu angetan, besondere Beachtung zu finden, obwohl die Zahl der „Künstler" nicht gering ist. Bei den Russen arger Tiefstand: sie malen komischerweise am liebsten Hindenburgporträts; unter den Franzosen war der Karikaturist eines bekannten Pariser Witzblattes zweiter Güte, der mit recht mäßigem Humor begabt war, während ein Schüler Rodins, dem ein deutscher Arzt Wachs und Ton verschafft hatte, talentvolle Arbeiten schuf. Das Interesse der Gefangenen für die Arbeit Fehrs war indessen, wie der Künstler weiter erzählt, allgemein, es erforderte manchmal gute Nerven, inmitten einer dichten, rauchenden, spuckenden, laut kritisierenden, heftig gestikulierenden Menschenmenge zu arbeiten; gar oft mußte einer unserer wackeren Landsturmmänner mit sanftem Stupfen den Kreis etwas weniger beengend gestalten. Modelle fanden sich verhältnismäßig leicht. Eitelkeit und Langeweile waren die Haupttriebfedern dazu. Ein paarmal wurde dem Künstler aber auch die Bitte, zu einer Studie Modell zu stehen, mit dürren Worten abgeschlagen: „Est-ce que vous êtes allemand?" Und auf Bejahung: „Alors, je regrette!" Engländer vollends ließen auf solche Anfragen hin den Maler stehen, ohne überhaupt Antwort zu geben. Aber im großen ganzen wurde es als eine Art Volksfest betrachtet, den Maler bei der Arbeit beobachten zu dürfen, bald war er selbst auch sehr beliebt. Bei den Aufführungen, in den Theatern, überall bekam er einen Ehrenplatz, man half ihm mit kleinen Handreichungen bei der Arbeit, kurz: er konnte sich nicht beklagen.

Äußerst interessant ist das, was Prof. Fehr über die Entstehung seines hier ja ebenfalls beigefügten Theaterbildes erzählt, so interessant und fesselnd, daß ich mir nicht versagen kann, seine Aufzeichnungen hier wörtlich folgen zu lassen. „Ich erinnere mich," heißt es da, „mit Vergnügen meines ersten Besuches im englischen Theater in D. Auf $^1/_2$7 Uhr eingeladen, kam ich gegen $^3/_4$7 Uhr zu dem Riesen-Tonnenzelt, das Platz für mehrere hundert Zuschauer gewährte. Nachts dient das Zelt natürlich als Schlafraum wie die übrigen Zelte. Ich fand den Eingang dicht belagert von Neugierigen, die ab und zu einen Blick in das geheimnisvolle Innere zu erhaschen erhofften und der Musik lauschten, die aus einer Kapelle von 21 Mann bestand, und von einem Schüler des Konservatoriums in London geleitet wurde und recht gut eingespielt war. Fanden doch jeden Morgen zweistündige Orchesterproben statt! Die Instrumente, zum Teil recht wertvolle, waren sämtlich aus England gekommen. ‚Enter from the other side!' sagt mir da plötzlich einer der in Antwerpen gefangenen Seesoldaten. Ich tue es und sehe mich zu meinem Erstaunen in einer russischen Kirche, der einen Hälfte des Zeltes, mitten unter betenden Russen, die Perlen des Rosenkranzes gehen durch ihre Hände, Kerzen brennen vor dem aus Holz und bunter Pappe hergestellten Altar mit dem Christuskopf von Guido Reni, und wie ein böser Spuk klingen in die wirklich weihevolle, abendliche Stille das Tipperary-Lied herein, dazu ab und zu das knatternde Beifallklatschen der Engländer, die draußen dem Krocketspiel ihrer Landsleute zusehen. Ich bin von dem stimmungsvollen Eindruck der in der Dämmerung betenden Russen, wie sie da in tiefster Inbrunst stehen oder knien, ganz benommen und fasse den festen Vorsatz, die Szene zu malen. Dann reiße ich mich los, eile wieder ins Freie und treffe auch meinen Marinesoldaten, dem ich von meinem vermeintlichen Irrgang

Digitized by Google

Abend in einem Kriegsgefangenenlager. Gemälde von Prof. Friedrich Fehr
Im Besitz des Marine-Oberstabsarztes Prof. Dr. Starck in Karlsruhe

Digitized by Google

erzähle. Er steht vom Boden auf, wortlos, winkt mir und führt mich abermals in die russische Notkirche. Unbekümmert geht er harten Schrittes an den Betern vorbei, gerade noch, daß er seine Tellermütze vom Kopf nimmt, und führt drei harte Schläge mit der Faust an die Holzwand neben dem Altar. Da öffnet sich eine kleine Tür, drei Stufen werden sichtbar, auf die ich sanft hinaufgeschoben werde, und ich stehe inmitten einer Gruppe von geschminkten „Dancing-Girls" mit langen schwarzen und blonden Lockenperücken, schwarzen Seidenstrümpfen und Lackschuhen, die Kerle sehen allerliebst aus; ein paar andere kostümieren sich als „Cow-boys", — ich bin also im Garderobenraum des englischen Theaters, nur durch eine Holzwand getrennt vom Altar der russischen Beter. Welch ein Kontrast! Dort die heißen Gebete der Russen, hier der groteske, zwerchfellerschütternde Clownhumor des englischen Volkes. Mir ist, als ob ich träume, und wie im Traume werde ich über die Bühne geleitet, d. h. durch die Kulissen hindurch, denn auf der Bühne selbst trägt eben ein Athlet einen wagerecht liegenden zweiten auf der Hand und stemmt ihn wiederholt unter tosendem Applaus. Und nun werde ich auf meinen Ehrenplatz geführt, der wirklich gut gewählt ist; ich sitze an einem der wenigen offnen Fenster, gerad neben dem Manne, der ein riesiges, unter der Decke aufgehängtes Plakat, das in vier Sprachen das Rauchen untersagt, wie einen indischen Fächer durch eine Schnur hin und her bewegt. Weiter hinten ist ein zweiter derartiger Riesenfächer in Tätigkeit, und beide sind auch dringend notwendig, denn einige hundert Menschen sitzen dicht gedrängt, hemdärmlig, schwitzend in dem heißen Zelt, und wir sind im Juli! Alle Altersklassen sind unter den Zuschauern vertreten, vom 15jährigen (der Jüngste ist sogar erst 14½ Jahre alt!) bis zum graubärtigen ‚Sergeant major', der seine 15—25 Dienstjahre auf dem Buckel hat, verbracht in Indien, Ägypten, Südafrika usw. Aber die Jugend überwiegt, und leuchtenden Auges, mit fanatischem Beifall, das Händeklatschen dröhnt wie Donner durch die weite Halle, folgt man den Darbietungen der Kameraden; der Beifall ist verdient; denn abgesehen von einzelnen Tenören, die Sentimentalitäten und Schmachtfetzen im besseren ‚Nigger-Song'-Stil vortragen und deren Kehrreim von der Masse begeistert mitgesungen wird, sind die Darbietungen durchaus gut, ähnlich denen in einer Londoner Musikhalle. Sicher waren die Mitwirkenden zum Teil Leute von Beruf. Das Programm, darunter ein Wild-West-Drama im Kinocharakter und eine Burleske, war von zwerchfellerschütternder Wirkung. Mein mit mir eingeladener Kollege, Koch-Gotha, und ich, wir haben Tränen gelacht, und mit sichtlicher Befriedigung wurde aber auch jede unserer Beifallskundgebungen quittiert, wurde fast nach jeder Nummer unser Urteil eingeholt."

Soweit Prof. Fehr. Sein famoses Bild wird im übrigen für sich sprechen, ein Stücklein greller und phantastischer Lustigkeit aus dem großen ungemalten Bilde der Wirklichkeit, in dem die ernsten und verhaltenen Farben vorherrschen und das „Gefangenenleben" heißt. Denn wie der Krieg kein Kinderspiel ist, so bedeutet das Leben der Kriegsgefangenen, wenn es auch der erheiternden Momente, bei uns wenigstens, nicht ganz entbehrt, im allgemeinen auch recht viel ernste Arbeit. Müßiggang ist aller Laster Anfang. Das weiß jeder Lagerkommandant, dem beugt er nach Möglichkeit vor, und wenn auch gelegentlich Zwangsmaßregeln angewandt werden müssen, um Störrische und Faule zur Arbeit zu bewegen, so fügt sich doch die Mehrheit willig, schon um dem drohenden Gespenst der Langeweile zu entgehen. Die gelernten Handwerker unter den Gefangenen, die Schneider und Schuhmacher, die Tischler und Schlosser, hat man in großen Einzelbaracken zu den mannigfachen für das Lager und seine Insassen notwendigen Arbeiten herangezogen, und mit besonderem Vergnügen gehen vor allem die Köche und Schlächter und Bäcker in den riesigen, mit den modernsten Einrichtungen versehenen Küchen, Schlachthäusern und Bäckereien ihrem gewohnten Berufe nach. Sie alle werden natürlich dafür entsprechend bezahlt und können sich so für die Heimkehr, die ja einmal doch erfolgen muß, eine hübsche Summe Geldes zusammensparen. Die anderen weniger brauchbaren Leute werden innerhalb des Lagers z. B. zum Kartoffelsortieren und Kartoffeleinmieten benutzt, wieder andere zur Anlage von Lagerstraßen und gärtnerischen Schmuckplätzen, und wie man schon durch all dies manche recht bemerkbare Lücke ausfüllen konnte, die die fortwährenden Einberufnngen hier und da auch in dem Arbeits- und Bedienungspersonal des Lagers gerissen hatten, so haben die Kriegsgefangenen in ihrer Gesamtheit als Arbeiter in der Landwirtschaft, in der Moorkultur, in der Urbarmachung von Wald und Heide, im Bergbau und Industrie, beim Bau von Eisenbahnen und Chausseen oft vollgültigen Ersatz geleistet für die vielen Hunderttausende, die im Laufe des Krieges noch dem Ruf des Vaterlandes haben folgen müssen. Wenn man weiter berücksichtigt, daß man den Gefangenen nicht nur nicht Turnen und Spiel und Sport allerart erlaubt hat, sondern die Leute in ihrer arbeitsfreien Zeit sogar zum Turnen und Exerzieren unter Leitung ihrer eigenen Unteroffiziere führt, so kann man wohl alles in allem sagen, daß das Menschenmöglichste getan worden ist, um den Gefangenen in den deutschen Lagern ihre Lage zu erleichtern, der verderblichen Langeweile und dem Heimweh tatkräftig entgegenzutreten. Aus zahllosen Briefen, die die Gefangenen nach Hause gerichtet haben, und die selbstverständlich, ohne Ausnahme, erst eine Zensurstelle passieren müssen, haben wir denn

Digitized by Google

Englisches Theater im Kriegsgefangenenlager zu Döberitz. Gemälde von Prof. Friedrich Fehr

Digitized by Google

auch, allen Verleumdungen unserer Feinde zum Trotz, die schöne und erhebende Gewißheit, daß der größte Teil der deutschen Kriegsgefangenen sich bei den Barbaren, soweit das möglich, zufrieden fühlt. Äußerungen, wie etwa die: „It is the best camp in Germany!" oder: „Bien, presque comme chez nous!" gehören durchaus nicht zu den Seltenheiten. Und daß sehr viele sich für die einstige Rückkehr ins Vaterland Erinnerungen an die Zeit ihres Aufenthalts bei den Barbaren kaufen — „Mais oui, un souvenir d'Allemagne!" —, Photographien der Lager oder Städte, wo sie untergebracht sind, silberne Zigarettenetuis mit dem Wappen des Lagers, ja selbst Porzellantabakspfeifen, auf denen Turkos und Zuaven von Bayern „vertobakt" werden, das spricht doch wohl eher für als gegen uns; sind doch unter den Russen sogar manche, die durchaus keine Sehnsucht verspüren, wieder unter die Herrschaft der Knute zurückzukehren und viel lieber nach Beendigung des Krieges hier bei uns bleiben möchten ...

Es wäre töricht, annehmen zu wollen, daß durch alle diese Maßnahmen etwa die Tragik, die das Los des Kriegsgefangenen nun einmal umwittert, illusorisch gemacht werden könnte. Gefangen in fremdem Lande zu weilen, fern von Heimathaus und Familie, tat- und machtlos zusehen zu müssen, wie das wilde Weltgeschehen über das ferne Vaterland dahinbraust, wird immer ein trauriges Schicksal bleiben, ein Schicksal, das der zarter Besaitete stets doppelt hart empfinden wird. So wird es in keinem Lager, es mag zur Unterhaltung und Beschäftigung der Gefangenen getan werden was nur nach Menschenermessen getan werden kann, an melancholischen Stunden fehlen. Das gilt nicht nur für die typischen Kopfhänger, die nirgends fehlen werden, das gilt für all und jeden. Wenn der Abend kommt und die Ruhe nach dem lauten, von Geschäftigkeit erfüllten Tage einkehrt, kommt auch die Sehnsucht und das Heimweh.

Die zwei schönen Stimmungsbilder Friedrich Fehrs, die diesen Zeilen noch beigefügt sind und die uns von solchen Abenden erzählen und besser erzählen, als alle Worte es je könnten, müssen jedem ans Herz greifen. Sie sind beide restlos schön in ihrer weichen und verhaltenen Abendstimmung. Ich habe einmal auch einen solchen Abend in Wünsdorf miterlebt und weiß den Reiz der Bilder vielleicht besser zu würdigen und zu verstehen als viele, die sich nur in die Kunstwerke einzufühlen versuchen müssen; ich habe, während die Sonne hinter den schwarzen Föhrenwäldern unserer Mark versank, mit an solchen Lagerfeuern gestanden, wie sie Fehr gemalt hat: da hockten die Leute, Franzosen und Belgier, melancholisch um die lodernden Flammen, die Pfeife oder die selbstgedrehte Zigarette im Munde, und starrten schweigend in das Feuer, als ob die Glut ihnen von der fernen Heimat, von Frau und Kind, von Mutter und Vater erzählte. Und langsam wurde es Nacht ... Ich habe auch das weite Lager im Mondschein gesehen, wie Fehr es auf dem anderen Bilde malt. Die Schwärze des gestirnten Himmels lag schwer auf den endlosen Zeltreihen und den Barackengerüsten, die um so weißer und gespensterhafter im Licht des Mondes schimmerten, und es war ein geheimnisvolles Hin und Her in dem riesigen, nun kaum mehr übersehbaren Lager. Lichter und kleine Feuer blinkten, und ein Brunnen plätscherte. Aus den dunklen Gruppen aber, die hier und da an Zeltwänden klebten oder unter Bäumen hockten, klangen schwermütige Lieder durch das große Schweigen, klangen Laute und Mundharmonika. „Ein namenloses Heimweh weinte lautlos", sagt Hofmannsthal in einem seiner Gedichte,

„weinte,
Wie einer weint, wenn er auf großem Seeschiff
Mit gelben Riesensegeln gegen Abend
Auf dunkelblauem Wasser an der Stadt,
Der Vaterstadt, vorüberfährt. Da sieht er
Die Gassen, hört die Brunnen rauschen, riecht
Den Duft der Fliederbüsche, sieht sich selber,
Ein Kind, am Ufer stehn, mit Kindesaugen,
Die ängstlich sind und weinen wollen, sieht
Durchs offne Fenster Licht in seinem Zimmer—
Das große Seeschiff aber trägt ihn weiter
Auf dunkelblauem Wasser lautlos gleitend
Mit gelben, fremdgeformten Riesensegeln..."

Ich wüßte nichts, was die Stimmung des Fehrschen Mondscheinbildes so wundervoll wiedergäbe wie diese Verse: da steht, abseits von allen anderen, der blaue Reiter, die dunklen Heimatlieder seiner Kameraden klingen an sein Ohr und rühren seine Seele. Er aber steht und schweigt, und seine dunklen Augen brennen tränenlos in die deutsche Nacht, die ihn umfängt mit tausend guten Stimmen, ohne doch je so süß sprechen zu können, wie eine Heimatnacht des fernen Frankreich. Da macht er sich auf und umwandert einsam das weite Lager, und wie er, so wandern Abend für Abend viele, ohne doch je Ruhe zu finden.

Gefangen? Kriegsgefangen? — Einst ein Märchen, das wir ungläubig belächeln zu dürfen glaubten, der Krieg hat es zur harten Wirklichkeit gemacht. Wir alle wissen nun, was es bedeutet. Möge der Frieden bald wieder in Vergessenheit zurücksinken lassen, was so traurig und ergreifend die Jubelmusik des Sieges begleitet!

Digitized by Google

Anna vor der Hochzeit

Von Hermann Horn in München

Um dreiviertel sieben gab Anna ihre Bluse, an der sie gearbeitet hatte, der Direktrice und machte sich fertig zum Gehen. Sie hatte eine Viertelstunde zum Bahnhof, und um sieben ging schon ihr Zug.

Das ärgerte die andern, und eine meinte spitz zu ihrer Nachbarin, wenn das Geschäft so pressiere, sei's sonderbar, daß eins vor der Zeit immer wegginge. Den Tag über traf eine solche Bemerkung das Mädchen, und sie ward aufgeregt dadurch. Besonders weil sie sich nicht wehren konnte, denn das Reden ging bei ihr erst, wenn sie wußte, daß man ihr wohlwollte. Deshalb war sie still für sich und verkehrte mit keiner von ihren Kameradinnen.

Gegen Abend aber war sie unverwundbar gegen Angriffe. Da war sie von der Arbeit des Tages voll einer inneren Wärme; sie freute sich dann schon auf die Heimfahrt, und ihre Phantasie war erfüllt von den friedlichen Stunden zu Hause oder den paar Augenblicken vor dem Einschlafen, wo man die Glieder dehnte und rasch noch an etwas Schönes dachte.

Wenn sie dann nach Hause ging, gab es immer ein paar Menschen, mit denen sie in einer geheimen Verbindung stand.

An einer Ecke guckte aus dem Fenster eines Kaffees immer ein Student und machte ihr Zeichen. In einer andern Straße ging sie regelmäßig auf ein kleines Ladenfenster zu. Dahinter saß vor einem Tisch ein Mann in einer weißen Jacke und machte Zigaretten. Er hatte schöne, dunkle Augen und ein kleines, schwarzes Schnurrbärtchen. Der sah sie immer traurig an. Er tat ihr leid, und einmal hatte sie ihm leise zugelächelt. Er grüßte sie von jetzt an immer voll Ehrerbietung. Und das tat ihr wohl.

Im Eisenbahnwagen, der nach ihrem Städtchen führte, war es ein anderes „Fräulein", das öfters mit ihr fuhr. Es war auch eine Näherin, ein kleines Dinglein, mit einem blassen Gesichtchen. Sie schütteten sich gegenseitig ihr Herz aus und vertrugen sich deshalb recht gut. Und immer eine Station vorher stieg „das andere Fräulein" aus.

Als die Anna heute ausstieg, hatte sie rote Backen vor freudig-banger Aufregung, denn sie sollte diesen Abend zum Turnerball gehen.

Ihre Leute hatten zwei Häuser. Das eine lag mitten im Ort und war vermietet. Der Vater hatte einen Schusterladen dort und arbeitete da des Tags über. Das andere stand an der Stadtgrenze, wo die Wiese und das Moor begannen, und war von ihnen stubenweise als eine Art Pension an Maler und Malerinnen und einzelne kleine Leute vermietet. Dort wohnten auch sie. Als sie diesmal nach Hause kam, stand ihre Schwester Marie in einem Zuber mitten in der Stube und wusch sich. Auf dem Herde dampfte für sie ein heißer Topf voll Wasser, und auf dem Bett lagen schon ihre frische Wäsche und das weiße Kleid.

Der Vater und die Mutter waren bereits vorausgegangen, damit sie nichts von den Vorführungen der Turner verlören.

Als die beiden Schwestern in ihren weißen Kleidern in den Festsaal kamen, fiel gerade der Vorhang, und alles klatschte Beifall, schwatzte und lachte.

Die Mutter, eine Schwarze mit roten Backen und schwerfälligen Bewegungen, bemerkte sie zuerst. „Da san ja die Madeln," sagte sie — „setzt euch nur her — seid's lustig!"

Der Vater, ein Kleiner im Bratenrock, nickte ihnen zu. Dann wandte er sich an seinen Nachbar: „Ja, da gibt's nix," sagte er, „hochfein machen sie ihr' Sach', mit Akkuratesse und — einfach künstlerisch."

Dann kamen zwei junge Leute, die sich Stühle am Tisch umgelegt hatten. Der eine war der Turnwart. Er war ein zugewanderter Schriftsetzer aus dem Norden, mit rötlichblondem, gelocktem Haar, das er gescheitelt hatte, und trug eine goldene Brille. Er hatte noch seinen Turnertrikot an, und man konnte die gewaltigen Muskeln seiner Arme und Schultern sehen. Der

Digitized by Google

andere, Anfang der Zwanziger, hatte ein bräunlich gelbes Gesicht mit dunklen Augen. Er stammte aus Schwaben und hatte sich zu einer kleinen Anstellung im Kontor einer Fabrik emporgearbeitet. Der Schriftsetzer spielte unter den jungen Turnern wegen seines Könnens eine überragende Rolle. Deswegen hatte er sich ihm angeschlossen und war immer mit ihm. Aber in seinem Herzen war er voll Eifersucht auf ihn.

„Ah," sagte die Mutter, „da kommen's, unsere Herrn. — Allen Respekt, Herr Turnwart, wie's das wieder ferti bracht hab'n — da san unsere Madeln — Jesses, wie's da sitzen, so red's doch!" —

„Ja, Mutter," sagte die Marie unwillig „redst ja du selber immer, wie können denn da wir reden?"

Einen Augenblick sah die Moosmüllerin ihre Tochter starr an, dann sagte sie: „Sixst, jetzt sollt'st schon wieder eine fangen, daß du deiner Mutter so übers Maul fahrst. Hat die Anna ein Wort g'sagt?"

„Oh," erwiderte das Mädchen, „das ist mir nix Neu's, Mutter, daß du die Anna lieber magst, wie mi."

Da wandte sich die alte Frau Moosmüller an die beiden jungen Leute: „Mei," sagte sie, „ma macht halt so seine Beobachtungen, wenn ma Kinder groß zieht. Die Marie is ganz ihr' Großmutter, so hart und habgierig. Da is die Anna a andere. Die hat G'müat, die laßt's Radel lauf'n, wie 's geht. I, wenn i alt wird', i geh zur Anna, und mei' Sach' kriegt's au amal. Des mach' i, wie i will."

Die Marie saß voll Zorn und Scham mit einem roten Köpfchen da und zerdrückte das Wasser in ihren Augen. Anna war ein wenig beschämt und hielt den Blick zu Boden gesenkt.

Der junge Kaufmann, der Gundert hieß, rückte seinen Stuhl etwas näher an das Mädchen, der Schriftsetzer aber guckte kritisch erst das eine, dann das andere der Mädchen an, und meinte darauf: Ja, — der eine Mensch sei so, und der andere so, da könne man nichts dran ändern. Und weil gerade der alte Moosmüller über Religion sprach, wandte er sich dem zu, wobei er Arm und Ellbogen auf den Tisch lehnte und zwei Finger erhob.

„Meine Herrn," sagte er, „Sie behaupten, der Mensch brauche Religion, und könne ohne Religion nicht leben? — Ich habe keine Religion und kann dennoch, wie Sie sehen, sehr gut leben. Religion ist Privatsache, und es ist eine Dummheit der Menschen, daß sie sich von den Pfaffen weismachen lassen, sie könnten ohne denen ihre Religion nicht leben. Das sagen aber die Herrn von allen Religionen, weil jeder von der seinigen lebt!"

Während sie alle noch an diesem Brocken zerrten, wandte sich der Gundert an die Anna. Was die Mutter über sie gesagt, hatte auf ihn Eindruck gemacht; und als ihr jetzt ihr Täschchen herunterfiel, hatte er's rasch aufgehoben. Sie bemerkte einen beinahe ehrfürchtigen Blick seiner Augen. Und da ihr die gefielen, blieb ihr Blick darin haften, bis sie sanft lächelte.

„So ein Fräulein sind Sie," sagte er, und sie verstand sofort, daß sich das auf die Rede ihrer Mutter bezog. Sie wurde rot. Dann sagte sie: „Aber dös is einer, der Herr Turnwart, die Haar und die Brill'n und die Arm', die er hat, oh' mei."

„Ja," er verfiel wie oft in sein Schwäbisches, „des dürft er net höre, der hat kei schlechte Einbildung von sich."

„Nein," sagte sie, und verzog ihr Gesicht, „so ein Mensch!" —

Und das tat ihm sehr wohl.

Sie tanzte diese Nacht viel mit ihm, und wenn sie vom Arm eines andern wieder an den Tisch zurückkam, dann hatte er Orangen und Schokolade parat. Und sie fühlte wohl, wie beglückt er war, daß er glauben konnte, sie gehöre zu ihm.

Als die Eltern aufbrachen, ging er mit. Voran gingen die Schwester Marie mit dem Turnwart und noch einem; man hörte sie laut lachen; dann die Eltern; ganz zuletzt die beiden. Als sie über einen kleinen Steg mußten, kam es ganz von selbst, daß er seinen Arm um sie legte. Sie blieb zögernd einen Augenblick stehen und sah ihm ernsthaft ins Gesicht; dann ließ sie es geschehen. Der Mond lag leuchtend klar auf den noch nicht erwachten Feldern. Und sie gingen still versunken dahin, als hätten sie kein Ziel und seien ihres Zieles doch gewiß.

Endlich kamen sie an die Ecke eines Bretterzauns. Dahinter lag das elterliche Haus des Mädchens. Sie hielten an, sie machte sich los von ihm und gab ihm die

Digitized by Google

Hand. Er hielt sie fest und blickte verlegen darauf in einem Wunsch, dem er nicht Ausdruck geben konnte. Dann lächelte sie plötzlich freundlich, streichelte seine Hand: „Da kommen's halt morgen wieder daher." Und es gab ihr eine stolze und feine Freude, wie sie merkte, wie er beglückt war.

Als der Gundert langsam heimwärts ging, sprach er mit dem Schriftsetzer über die beiden Mädchen. „Ich mein'," sagte er, „die Fräulein Anna ist die schönscht und bescht —"

Der Schriftsetzer blieb gerade an einer Laterne stehen und erklärte in seiner sicheren Weise: „Das glaub' du man ja nicht, die zwei hab' ich studiert, — die Marie, das ist die bessere Rass'!"

Darauf hatte der Gundert nur ein Lächeln, und zum erstenmal fühlte er sich dem Schriftsetzer vollständig über, ohne daß er ein Wort zu sagen brauchte; denn er wußte, daß alles für die Anna sprach.

Inzwischen waren die beiden Mädchen in ihre Kammer gestiegen. Die Marie wollte beginnen über die Menschen von heute zu reden. Aber die Anna legte sich gleich ins Bett. In ihr ging etwas vor, das von Augenblick zu Augenblick mehr Besitz von ihr ergriff. Während das Mondlicht über ihr Bett spielte, lebte sich immer mehr eine sanfte Gewalt in ihr ein...

An jener Ecke des Bretterzaunes traf sie sich fortan jeden Abend mit dem jungen Manne. Dann gingen sie nebeneinander durch die Dämmerung des Frühlings auf drei hohe Bäume zu, die einsam im Moos standen. Wenn die schwarze Nacht sich aus den Wiesen emporreckte und gegen das blutige Rot der scheidenden Sonne abstand, waren sie meist bis an einen Bach gekommen, der seine schwarzen Fluten vor ihnen herwälzte. Sie nahm in der einsetzenden Kühle ernsthaft und schweigend seinen Arm und ging wieder mit ihm zurück.

Es war eine Macht in ihr, die sie früher nie gekannt hatte, und mit der beherrschte sie ihn. Es war ihr, ohne daß sie sich dessen bewußt war, als habe sie etwas Reiches und Beglückendes zu vergeben. Es ward kein Wort von Liebe zwischen ihnen gewechselt, und wenn sie sich küßten, herrschte die Innigkeit ihrer Empfindung vor. Ihre Sinne blieben still.

Noch nie war sie so frei und glücklich gewesen, noch nie hatten ihr die Menschen so wenig anhaben können.

Wenn Gundert spöttisch erzählte, daß der Schriftsetzer gesagt habe, die Marie sei die bessere Rasse, so mußten sie beide darüber lachen, so neu und stark waren sie von ihrem eigenen Leben erfüllt.

Zu Hause war man nicht zufrieden mit der Anna. Die Schwester schämte sich, daß man erzählte, sie ginge mit einem jungen Herrn des Abends im Moos spazieren, und die Mutter ward aufmerksam, daß sie gleich wieder fortging, wenn sie abends heimkam. „A jung's Madel g'hört heim," sagte sie. „Wenn du von der Bahn kommst, bleibst du daheim!" Aber die Anna hörte dem stumm zu, und von nun an ließ sie sich von dem Gundert an der Bahn abholen und ging von da aus mit ihm spazieren.

Die alte Moosmüllerin meinte, sie wisse nicht, was auf einmal in das Mädel hineingefahren sei, sie werde ganz irr an ihr. Sie wollte mit dem Stock dareinfahren und meinte wieder, man kenne seine Familie nicht und er sei noch nicht einmal beim Militär gewesen; ein Schwabe sei er auch, und die seien alle falsch! Schließlich sollte der alte Moosmüller ein Machtwort reden. „Ja," meinte er, „die Madeln san jetzt in die Jahr'n, da is nix z'machen. Soll sie ihn halt mit heimbringen, is halt immer noch besser, als wenn s' miteinander im Moos spazier'n gehn."

So sollte der Gundert in die Familie kommen, und der Anna war's auf einmal, als müsse sie einen Triumph erleben, wenn die anderen sähen, wie sie mit ihm stünde.

Sie war freudig erregt, als sie am andern Abend mit ihm nach dem elterlichen Häuschen ging, und ihre Hand streichelte seine Wange, während sie sich den dunklen Gang entlang tappten, der in die Küche und ins Wohnzimmer führte.

Wie sie vor der Türe standen, hörten sie eine Stimme, die im Tonfalle ruhiger Beweisführung sich immer sicherer verschärfte, und sie blieben stehen und lauschten.

„Es ischt der Turnwart," sagte er, und sie zögerten einzutreten.

„Meinst net," meinte Anna, „wir sollten lieber warten bis er fort is?"

„Wege was?" erwiderte er und öffnete die Türe.

Digitized by Google

„Die Tatsachen, die Statistik, die Wissenschaft, die beweisen's," schloß der Schriftsetzer gerade, als sie eintraten.

Alle standen so unter dem Einfluß dieser Rede, daß sie die beiden kaum beachteten. „Ja," sagte der alte Moosmüller gleich wieder zum Schriftsetzer, „dös is ja schön und gut, aber a Religion und a König muß doch sei', dös halt' doch die ganz' G'schicht z'samm'!"

„Sehen Sie, lieber Herr Moosmüller," erwiderte der Turnwart, „Sie sind Schuster. Brauchen Sie zum Schuhmachen einen König und eine Religion? Sie brauchen Leder, Handwerkszeug und einen, der Ihnen Ihre Ware abnimmt! Der König und die Religion brauchen Sie!"

„Ja —, dös scho —", machte der Schuster, „aber die Gesetzer — —"

„Aber, lieber Mann," versetzte der andere darauf, „die Gesetze?! Um die vernünftig zu machen, hindern uns ja bloß die Religion und die Monarchie!"

Der Gundert bekam da etwas Grünliches in sein Gesicht, und plötzlich stieß er heftig hervor: „So, — ja, aber da isch's Gefühl, — des wellet Ihr aus der Welt schaffe! Und was bleibt no Rescht?"

„Ha," machte der Schriftsetzer, „davon verstehst du nichts, Gundert, — das muß man studiert haben. Aber ich will dir sagen: Dafür sorgt nämlich das ‚Gesetz der Entwicklung', daß die Welt immer die Gefühle bekommt, die sie braucht."

„Natürlich, du weischt ja alles am beschte," antwortete der Gundert und schwieg dann ärgerlich.

Da warf die Schwester Marie plötzlich ihren Kopf zurück, blitzte den Gundert mit seltsamen Augen an: „O, ich kann mir gut ausdenken, warum dem Herrn Gundert 's G'fühl so wichtig ist!"

Der Gundert sah einen Augenblick verdutzt nieder, dann kam ihm das Verständnis und er sagte lächelnd: „Ha ja — ha ja."

„Bei Professor Meiers," sagte die Marie wieder, „hab'n's auch immer über solche Sach'n g'stritt'n. Und da war einer da, mit'm glattrasierten G'sicht, der hat immer g'sagt: „Gefühel ist alles, der Name ist Schall und Rauch." Und der hat auch Maier g'heiß'n. Nacher hab'n's immer g'sagt, er sei der Gefühlsmeier. — O, und das war so ein z'widerer Mensch . . ."

„So," sagte der Gundert, „na bin i also der ‚z'widere Mensch' —"

Da warf die Marie sich ins Sofa und lachte laut. Dann erhob sie sich wieder, ging auf den Gundert zu: „Na, na — g'wiß net, g'wiß net, Herr Gundert. I hab' gar net an Sie denkt dabei."

Der Gundert lachte sie behaglich an, alle andern lachten und scherzten mit der Marie, und die Anna saß allein im Hintergrund und kein's kümmerte sich um sie.

Gegen zehn Uhr brach der Besuch auf. Marie begleitete ihn bis an die Haustüre. Der Gundert hielt zögernd ihre Hand fest, als wollte er nicht fortgehen, und Anna stand mit gesenktem Kopfe daneben. Endlich gab er sich doch einen Ruck, und während Marie, ohne eine Staffel der Haustreppe hinunterzugehen, mit dem Schriftsetzer lachte, gingen Anna und Gundert stumm und mit niedergeschlagenen Augen bis zu jener Stelle, wo sie sich immer getroffen und Abschied genommen hatten.

Da war's dem Mädchen auf einmal, als solle sie für immer dies Schöne und Prächtige verlieren, das sie erst gefunden hatte, und sie fiel dem Geliebten um den Hals.

Aber sie fand selber nicht die Macht und Kraft in sich, nach der sie begehrte, und er stand stumm, als wisse er nicht, was zu tun. Plötzlich umfing er sie, in einer trotzigen Art, küßte sie, wie er sie noch nie geküßt hatte.

Sie erschrak und wollte sich losreißen — aber er hielt sie aufgeregt fest. „Sei doch nicht so dumm," sagte er.

Da brach ein Schmerz in ihr auf, ihn zu verlieren, Sehnsucht packte sie, und sie ward eine Weile von seinem Taumel angesteckt. Mitten drin riß sie sich entsetzt los und sprang in der Dunkelheit davon.

Er lief ihr nach, — da stand sie aber und schluchzte. „Was hast du denn?" frug er ärgerlich.

Aber sie sagte nur: „Nichts — nichts — gute Nacht, gute Nacht —" und reichte ihm die Hand.

„Also," sagte er, „gute Nacht," und ging.

Die Marie war schon in der Nachtjacke, als Anna in die Kammer kam, und kämmte ihr Haar vor einem kleinen Spiegel, den sie an den Leuchter gelehnt hatte.

Digitized by Google

„Jesses," sagte sie, „i tät mi doch a bißl schama, solang' drauß'n 'rumz'stehn — wenn di jemand sieht —"

Da bemerkte sie auf einmal das verweinte Gesicht der Schwester und erschrak.

„Jesses, was hast denn?"

„Nichts —"

„Bist eifersüchtig, weg'n mir?"

„Eifersüchtig," sagte die Anna in bitterem Ton, und setzte sich auf ihr Bett. „Nein, ganz g'wiß net."

Dabei starrte sie grübelnd vor sich hin und die Tränen sickerten ihr langsam in großen Tropfen aus den Augen.

„Du bist aber auch den ganz'n Abend dag'sessen wie a Haubenstock," meinte die Marie, „warum hast denn kei Wort g'red't? Sixst," fuhr sie fort, „i mag ihn ja gar net — ganz g'wiß net — auf mi brauchst net eifersüchtig sein. Überhaupt," sagte sie nach einer Weile, nachdem sie sich wieder gesetzt hatte, „mi will ja der andere!"

Da blickte Anna rasch gepackt auf. „Wie?" sagte sie, „Der Schriftsetzer, der Turnwart?" Und sie guckte ein wenig höhnisch dabei.

„Ja," erwiderte die Schwester.

„Aber der ist doch steinalt, der wird bald dreißig sein, und du bist noch keine zwanzig."

„Dös ist doch kei' Alter," machte die Marie und lachte. „Er verdient fünfundvierzig Mark die Woch'n, hat sich was derspart und ist aus guter Familie, — er hat an Bruder, der ist Tierarzt."

„Ja, magst'n denn du?"

„O mei i mag an jeden und mag kein'n!"

„Dös ist die wahr' Lieb' net," erwiderte Anna eifrig. Aber die Marie zuckte mit den Achseln und meinte, ihr sei's gleich.

Da ward Anna zuversichtlicher. Sie fühlte wieder etwas von ihrer Macht und Kraft in sich und blickte auf ihre Schwester und den Turnwart herab. Sie erschienen ihr wieder als Wesen, die nie so empfinden könnten wie sie.

Am nächsten Abend holte sie der Gundert am Bahnhof ab. Sie hängte sich gleich bei ihm ein und sagte: „Du — weißt es schon, der Turnwart will ja die Marie."

„So," meinte er, dann sah er eine Weile finster vor sich hin.

„Die Pension will er," sagte er dann, „aber des gibt's net. Die Pension müsse mir kriege, dafür muscht du sorge."

Was die Anna sich erwartet hatte, wußte sie nicht, aber sie war wieder so weit weg von dem, was sie fröhlich gemacht hatte, daß ihr die Tränen kamen.

„Herrgott," fuhr er auf, „laß doch des Heule, — 's scheint ja wirklich, daß die Marie die besser' Rass' isch."

Da blieb sie stehen, und schleuderte seinen Arm von sich, den sie gehalten hatte. „So nimm's doch — nimm's doch," fuhr sie auf.

Einen Augenblick sah der Gundert sie erstaunt an, dann verzog er den Mund, und lachte sie spöttisch an. „Eifersucht?" sagte er.

Da kam ein wilder Zorn über sie, daß er nun so zu ihr sprach, und sie hätte ihm ins Gesicht schlagen oder fortlaufen mögen. Aber schließlich war alles so unverständlich, und sie war das Fügen gewöhnt, daß sie nun wieder traurig ward und still neben ihm herschritt.

Dann begann er zu erzählen, heute sei er bei der Musterung gewesen, nun sei er militärfrei, und sie könnten heiraten, und es könnte ganz schön werden, wenn die Eltern ihnen das Häuschen mit der Pension gäben. Vielleicht könnte man ein junges Mädchen engagieren, das die Hausarbeit verrichte, und sie könnte selbst ein Nähgeschäft anfangen. Und der Schriftsetzer mit seinem Geschwätz dürfe das Häuschen nicht kriegen. Das waren die Pläne, die in ihm erwacht waren, für die er jetzt Unterwerfung verlangte.

Traurig hörte das Mädchen ihm zu, ohne von ihrer Sehnsucht lassen zu können, und sagte: „Ja — ja —," und alles, glaubte sie, sei ihm wichtiger als sie selbst.

Als sie dann aber an das Haus kamen, packte sie, bevor sie eintraten, plötzlich seine Hand und sagte zu ihm: „Gelt, sei lieb zu mir."

„Ja — ja," gab er gedehnt zurück, wie sie es vorhin zu ihm gesagt hatte, und ging voran ins Haus.

Der Schriftsetzer war heute nicht da, und das machte sich der Gundert zunutze, um die Familie zu gewinnen. Er erzählte von der Musterung. „Heide nei," er hätte ein halbes Pfund Kaffeebohnen geschluckt,

Digitized by Google

daß sein Herz wie eine Dampfmaschine getan hätte. Der Stabsarzt hätte gesagt: „Anlagen zu Plattfüßen, — das Herz klopft auch verdächtig — Landsturm mit der Waffe.“ — Der Feldwebel hätte gesagt: „Na, Sie können sich gratulieren.“

Die Marie platzte heraus: „Plattfüß' hab'ns — uh je —“

„Ha,“ sagte er, „wann i Plattfüß' han, hent älle Leut' Plattfüß'.“

Er zog seine Stiefel aus.

Ob das Plattfüße seien? Dann hätte die Fräulein Marie auch Plattfüß'.

Nun sollten alle ihre Füße zeigen. Die Marie tat es und lachte, die Mutter auch, nur die Anna wollte nicht.

„I mag net,“ sagte sie.

„Warum net?“ fragte die Mutter scharf.

„Weil i net mag,“ sagte sie wieder und blieb in ihrer Ecke sitzen.

Da sah die Mutter sie zornig an.

„Mit dir ist's schon bald gar nimmer zum Aushalt'n — möcht' schon wissen, wie ma's der Prinzessin rechtmachen soll.“

Der Gundert mischte sich auch ein: „Ja, Mutter, schimpf'n's nur, des kann nix schade.“

Wiewohl die andern lachten, merkte Anna doch, wie er der Mutter und allen zu Gefallen sprach, nur ihr nicht. Er war auf seine Pläne aus. Seltsamerweise sprach er jedoch nicht vom Heiraten. Sie wunderte sich darüber. Es war aber so, daß ihn der Gedanke an die Schwester hemmte. Gestern hatte ihre frische Führung ihn aus der Verlegenheit geholfen, und er war freudig in ihrem Fahrwasser geschwommen. Heute warb er schon in ihrer eigenen Art um ihre Gunst. In dieser Umgebung war er von ihr gepackt, und es bereitete sich der Gedanke in ihm vor, sie und das Häuschen mit der Pension dem Schriftsetzer vor der Nase wegzunehmen.

Als er aber mit der Anna wieder allein im Dunkeln stand, da begann er da wieder, wo er gestern aufgehört hatte, und riß sie rücksichtslos an sich

Marie hatte ein schlechtes Gewissen, als die Schwester still in die Kammer eintrat und sich traurig aufs Bett setzte.

„A Kreuz ist's mit euch,“ sagte sie kopfschüttelnd, — „was ist 's denn?“

„Heiraten will er,“ antwortete Anna.

„Ja, nacher bloß weg'n mir?“

„Na — na — i weiß net — 's is nur auf einmal alles anders —“

Marie schüttelte wieder den Kopf.

„Du machst dir z'viel aus ihm, dös is.“

„I weiß gar nimmer, ob i 'n mag!“

„Geh, hör' auf,“ machte Marie, und dann stand sie plötzlich auf. „Weißt,“ fuhr sie fort, „i mach mir net viel aus dem Schriftsetzer, aber jetzt nimm i ihn. Nur daß d' siehst, i will dein Gundert net.“

Die Anna sah ihre Schwester an.

„Ja,“ fuhr sie dann ein wenig aufgeregter im Tone des Aufzählens fort, „i soll schau'n, daß i des Häusel mit der Pension krieg' und a Nähg'schäft anfang'.“

„Weißt,“ erwiderte die Marie eifrig und überzeugt, „wann i schon den Schriftsetzer nimm, nacher kannst net verlanga, daß i dir 's Häusl auch noch geb'. Dös ist doch a Unsinn, wo du doch gar nix von der Pension verstehst. Und überhaupts, „da heraus'n geht gar kein Nähg'schäft. Dös muß im Ort sein. Im drinnern Häusel kannst gut a ‚Modes‘ aufmach'n.“

„Ja, ja,“ sagte die Anna vor sich hin, und dies schien ihr eine einleuchtende Teilung. Schon öfters hatte die Mutter gesagt, die Pension würde ihr zuviel, und der Vater hätte auch lieber gehabt, daß Wohnung und Werkstatt zusammen gewesen wären. So schien ihr diese Sache erledigt.

Am andern Abend erzählte sie dem Gundert davon. Die Marie nehme jetzt den Turnwart, dafür wolle sie aber auch das heruntere Häusel.

„Warum soll se dafür, daß se den Turnwart nimmt, die Pension kriege?“ fragte er. Eine Weile sah er finster vor sich hin, dann brach er plötzlich aus: „O, du bischt saudumm, saudumm!“

Aber er antwortete nicht auf ihre Frage: „Warum?“, denn der geheime Wunsch tauchte wieder in ihm auf, die Marie und die Pension zu bekommen.

Die Anna wußte gar nicht mehr, wo sie dran war in diesen Wochen. Der Gundert redete nicht mehr mit ihr über das Heiraten. Er war bemüht, in der Familie festen Fuß zu fassen, schmeichelte der Mutter, spielte mit dem Vater Karten, neckte sich mit der Marie und kämpfte einen heimlichen Kampf mit dem Schriftsetzer.

Digitized by Google

Des Mädchens Angste und verlangende Fragen und Forderungen nach einem Zusammenleben drängte er mit seiner rücksichtslosen Zärtlichkeit in den kurzen Abschiedsminuten zurück.

Sie zehrte ab darüber. Wenn sie mit den andern und ihm zusammen war, versuchte sie wohl mitzumachen; aber sie versagte nach kurzer Zeit, und dann saß sie da und grübelte vor sich hin. Alles schüttelte den Kopf über sie und hielt sie für verblendet durch falsche Eifersucht.

Da aber der Gundert immer mit dem Gedanken spielte, am Ende doch noch zu der Marie zu kommen, versäumte er in der Halbheit seiner Empfindungen, trotz seiner Eifersucht auf den Schriftsetzer, sich des Häuschens mit der Pension zu versichern.

Der Schriftsetzer dagegen begann eines Abends plötzlich mit einer Rede. „Ja," sagte er, „ich habe über die ganze Sache scharf nachgedacht, das nützt nichts, daß wir uns immer drum herumdrücken — jetzt oder nie — die Marie und ich sind uns einig übers Heiraten, da muß jetzt einmal Klarheit 'rein. Wo die Vorteile liegen für jeden, das ist alles schon verteilt, man braucht's nur klarzumachen. Die Sache liegt so, daß die Mutter mit der Marie die Pension führt. Wenn die Marie heiratet, kann's die Mutter allein nicht mehr schaffen, und wenn sie fremde Hilfe nehmen muß, geht der ganze Profit zum Teufel. Drinnen im Ort könnte auch der Vater seinen Laden besser umtreiben. Man könnt' auch was einrichten, für die Anna, daß sie ein Nähgeschäft auftun könnte. Da mein' ich, es zielt alles darauf hin, die Eltern ziehen ins andere Haus mit der Anna, und wir pachten ihnen das da ab, mit allem was drum und dran ist. Ich mein', das sei klipp und klar."

Die Marie, die die Alten für diesen Plan schon vorbereitet hatte, war doch während dieser Rede mit einem roten Köpfchen aus der Stube gegangen. Während der alte Moosmüller sagte, er hätte schon daran gedacht und die Mutter solle ihm seine Aufstellung aus der Kommode geben, sah die Anna, daß der Gundert schneeweiß vor Aufregung dasaß. Er hatte den Blick zu Boden gesenkt, seine Lippen zitterten leicht. Auf einmal jedoch sah er auf den Schriftsetzer und die beiden Alten, die sich über die Papiere hergemacht hatten. Es war ein scheuer Blick, mit dem seine Augen über sie hinfuhren, als sähe ein Einbrecher, ob seine Opfer schliefen. Und dann ging er, den Blick immer auf die drei geheftet, nach der Türe zu, der Marie nach.

An Anna hatte er gar nicht gedacht. Aber nun sah die auf einmal klar und wußte, woran sie war.

Der Gundert ging hinaus, um zu sehen, ob er nicht die Marie und die Pension bekommen könne.

Deswegen hatte er die ganze Zeit nicht vom Heiraten gesprochen, deswegen hatte er auch von ihr nicht mehr verlangt, daß sie sich um die Pension bemühe.

Diese Erkenntnis legte sich starr und beruhigend auf sie, wie ein die Nerven stark packendes Mittel.

Nun wollte sie allein sein, und da die drei immer noch vertieft waren, schlich sie sich aus der Stube und dem Haus und setzte sich unter das erleuchtete Fenster, hinter dem die anderen sprachen.

Es war auf der entgegengesetzten Seite der Haustüre, und ein kleines Bänkchen und ein Fliederbusch waren darunter. Sie lehnte sich an die Mauer, die von der Hitze des Tages eine warme Glut ausstrahlte, und blickte in die weiche Schwärze der schweren Sommernacht. Lange saß sie da, ohne mehr zu grübeln, von dem erlangten Einblick in Bann geschlagen.

Sie hörte, wie man nach ihr suchte, wie später der Gundert kam und nach ihr pfiff, hörte ihn mit dem Schriftsetzer fortgehen, und über ihr erlosch das Licht.

Als sie spät in die Kammer kam, stand ihre Schwester noch am Fenster und guckte hinaus. Sie drehte sich rasch um, und Anna sah, daß sie aufgeregt war.

„Wir hab'n dich g'sucht," sagte sie. — „Wo hast denn g'steckt den ganzen Abend? Alle zwei soll'n wir heirat'n im Oktober."

„Was hat denn der Gundert von dir woll'n?" frug Anna und betrachtete sie scharf.

„Der Gundert — von mir?"

Aber ein stockendes Rot überfiel doch ihre Wangen. „A Bier, hat er g'sagt, will er hol'n, wie er 'naus ist."

„So — a Bier," sagte die Anna, betrachtete eine Weile scharf ihre Schwester

Digitized by Google

und weidete sich an deren Verlegenheit. Dann setzte sie sich auf ihr Bett und sah vor sich hin.

„Geh zu," sagte die Schwester und näherte sich ihr, „schau, jetzt wird ja doch alles anders, wenn wir verheirat't sind."

„I hab' kein'n Menschen, dem i trauen kann," sagte die Anna, „kein'n!"

„Geh zu," sagte die Schwester, „er fahrt ja heim morg'n, weg'n die Papier'n."

Sie wollte ihren Arm um die Schwester legen.

„Weg!" sagte die — „wie hast du dir dös Häusel derschlich'n!"

„Dös ist mei gut's Recht," erwiderte trotzig die Marie.

„Solchene wie dir," sagte die Anna, „geht alles 'naus, weil du kei G'fühl und kei G'müt im Leib hast!"

„Geh zu, laß mi aus," erwiderte die Marie. Damit zog sie sich aus und ging ins Bett.

Die Anna wußte gar nicht, was sie tun sollte. Sie schlief ein, und hatte keinen Vorsatz gefaßt.

Am andern Morgen kam ein Brief von Gundert, er enthielt einem Liebesbriefsteller entnommene Redensarten und daß er heimgefahren sei, alles für die Hochzeit vorzubereiten.

Damit wußte das Mädchen nichts anzufangen, aber sie wußte wohl, daß er es so eilig gehabt hatte, fortzukommen, um einer Aussprache mit ihr aus dem Weg zu gehen, gerade so wie es ihm gestern abend recht gewesen war, wo man andeutungsweise über die Zukunft gesprochen hatte, daß sie fortgegangen war.

Es war ihr lieb, daß er in diesen Tagen fort war. Sie hätte ihm nichts zu sagen gehabt und hatte selbst Angst vor einer Aussprache. Zu dem, was ihre Eltern sagten, gab sie ein gedehntes „Ja, ja", und die Interessen an ihrem anderen kleinen Leben begannen wieder mehr Einfluß auf sie zu gewinnen, seit nicht mehr die fremde Macht seiner ihr fern liegenden Pläne auf ihr lasteten.

So gingen die acht Tage herum.

Als sie am Samstagabend nach dem Bahnhof ging, grüßte sie einer, blieb zögernd vor ihr stehen und zwang sie auch zum Aufenthalt. Da war es auf einmal der Mann mit der weißen Jacke, den sie früher hinter dem Fenster Zigaretten hatte drehen sehen. „O, Fräulein, das sind Sie," sagte er mit einer leisen, unterwürfig flehenden Stimme.

„Ja," erwiderte sie, „sind Sie nimmer dort?"

„O nein," sagte er und reckte sich ein wenig. „Ich hab' jetzt selber ein Geschäft."

„Ah," machte sie, „das ist schön."

Sie standen beide da und waren etwas verlegen.

„Bitt' schön," sagte er rasch und flehend, „ich möcht' Sie auf ein'n Kaffee bitten."

„Also," sagte sie, „auf an Kaffee, aber nur bis zum nächsten Zug."

„Ja," erwiderte er eifrig und ging gleich voran in ein naheliegendes großes Kaffee.

Nachdem er ihr bestellt hatte, begann er mit mehr Freiheit zu reden.

„Ja, ich kenn' Sie gut, Fräulein Moosmüller. — Manchmal hab' ich Sie in Ihren Wagen einsteigen sehen. — Sie haben mich wohl nicht gekannt, weil ich nicht die weiße Jacke angehabt habe?"

Sie errötete und sagte: „Nein."

„Überall hab' ich Ihnen nachgefragt."

„Geht's G'schäft gut?" fragte sie in ihrer Verlegenheit.

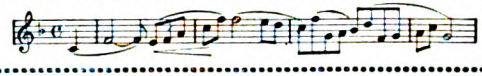
Da ward er ein wenig umständlich, wie ein Österreicher, der er war. „Ja, wissen Sie, das ist so eine Sache. Die ‚Branche' kann gut sein und kann schlecht sein, je nachdem wie man Kapital hat zum Einkauf, und je nachdem, wie man seine Quellen hat. Ich hab's sozusagen sehr gut getroffen und hab' einen sehr schönen Posten Ware hinlegen können. Der Herr Vater hat mir gleich fünftausend bar auf den Tisch gelegt, und erspart hab' ich mir auch was gehabt."

„Da glaub' ich's schon," sagte sie bewundernd. „Hat der Herr Vater auch so a G'schäft?"

„Nein," sagte er. „Der hat eine schöne Bäckerei in Wien stehen. Das ist ganz ein bedeutender Mann! Oft hat er's erzählt, wie er als ein armer Bäckergesell' nach Wien gekommen ist und keinen Kreuzer in der Tasche gehabt hat. Erst hat er's kaum zum Pfeifenrauchen gehabt, dann ist er zu den Zigarren gekommen, und jetzt raucht er nichts mehr wie die feinsten Zigaretten, das Stück zu fünf Heller."

Das Mädchen fühlte sich durch solche

Digitized by Google

Träumerei. Aquarellskizze von Martin Frost 

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Gespräche und seine werbende Bewunderung in eine weiche Wärme gehoben, und die anderthalb Stunden schienen ihr nur ein Augenblick.

Als er ihr zum Abschied die Hand festhielt und streichelte und bat, ob er sie wieder sehen oder ihr schreiben dürfe, da wurde ihr von neuem frei und leicht in dem schönen Gefühl der Macht, daß einer durch sie beglückt zu werden begehrte und sich so um sie bemüht hatte.

Während sie sich auf dem Bahnhof einen Wagen aussuchte und sich dabei wieder so recht erfüllt von diesem Erlebnis fühlte, dachte sie plötzlich: ‚So war der Gundert nie.‘

Im Wagen traf sie ihre kleine Freundin.

„Mein Gott,“ sagte sie und setzte sich neben die Kleine, „wie lang hab' i jetzt Sie nimmer g'seh'n! G'wiß a halbs Jahr net.“

„Ja,“ erwiderte die andere, „i fahr jetzt mit dem spätern Zug da. Von weitem hab' i Sie manchmal g'sehn! — I hab' schon denkt, Sie sind krank, weil S' so bleich und mager g'sehn hab'n.“

„O,“ sagte Anna, „i war verlobt.“

„So — so,“ machte die Kleine, „is wieder ausanandergang'n?“

„I weiß noch net —“ sagte die Anna. „Wissen S', erst war i schon recht, und alles war lieb und gut. Aber nachher, wie er g'merkt hat, daß mei Schwester unser ein's Haus mit der Pension krieg'n soll — Sie wissen ja — da hab' i ihm nimmer g'fall'n woll'n; und er hätt' am liebsten mi und d' Schwester und 's Häusel g'habt. Nachher, wie er 'nunter g'schnappt war bei meiner Schwester — nachher wär' i wieder recht g'wes'n! Aber jetzt mag i nimmer!“

„So — so —“ Die Kleine machte große, neugierige Augen.

„Dös war a Zeit! I hab' überhaupt nix mehr golt'n. Mit meine Leut bin i ansananderkommen. Schrecklich ist's g'wes'n. Wissen S' — so was kann ma gar net erzählen, so was muß ma derlebt hab'n.“

„Nachher sind S' nur froh, daß die G'schicht noch so gut ausgang'n ist,“ meinte die Kleine mit andächtiger Hingabe.

„Ja,“ erwiderte die Anna, „zu dumm ist's! — Wenn ma in so was drin steckt, hört und sieht ma nix! — Da denkt ma gar net, daß 's auch noch andere Männer gibt.“

„Mei Schwester,“ begann die andere wieder, „die war auch vor ihrem jetzigen Mann mit einem andern verlobt. Dös hat mei Vater net g'litten. Da hat's g'meint, sie sollt' ins Wasser gehn. Aber jetzt ist s' so froh — so froh — die tauschet mit keim andern.“

„Ja,“ sagte die Anna.

Nach einer Pause bemerkte die kleine Näherin: „Man muß eb'n auch darin seine Erfahrungen mach'n, nacher ist ma beim Nächsten hübsch klüger — ist's net wahr? Die treiben's selber ja viel schlimmer!“

Es stand fest bei der Anna, als sie an ihrer Station aus dem Wagen stieg, daß sie mit dem Gundert Schluß machen wollte.

Sie war im Nu zu Hause und stand plötzlich vor ihrer Mutter, die mit der Marie in der Küche Eier abzählte.

„Jesses,“ sagte die, „wie du einem derschreckst!“

„So,“ rief sie, „daß des weißt, — i heirat' den Gundert net.“

Die Mutter ließ das Ei fallen, das sie gerade in der Hand hatte, guckte ungewiß mit ihren starren Augen in der Stube umher, guckte auf das Ei am Boden und gab plötzlich dem Mädchen eine Ohrfeige.

„So, daß des weißt,“ sagte sie.

Das Mädchen geriet in eine unbekannte, helle Erregung. „Wenn d' mi auch schlägst, Mutter, dös ändert an der Sach' gar nix. Du kannst bloß zuhau'n! — Er mag mi ja nimmer, der Gundert — bloß dös Haus hat er woll'n, und am Samstag hat er die Marie g'fragt, ob er sie net heirat'n könnt'! — Desweg'n mach' i Schluß!“

Die Marie bekam einen roten Kopf und fuhr dazwischen. „Is ja gar net wahr! — Du red'st ja nur in der Eifersucht!“

„Jawohl, is wahr!“

Die Mutter drehte sich unbeholfen von einer zur andern.

„Woher weißt denn du dös,“ wandte sie sich an die Anna, „daß der Gundert dös zur Marie g'sagt hat?“

„Meinst, dös merkt ma net,“ entgegnete das Mädchen. „Meinst i bin umsonst die ganz Zeit so 'rumg'laufen? Vom ersten Tag, wie er ins Haus komm'n ist, hat dös ang'fang'n! Frag' die Marie!“

„I hab' nie was vom Gundert woll'n,“ erklärte die Marie, „dös bild' sich die Anna bloß ein.“

Digitized by Google

„Entweder kommt der Gundert nimmer ins Haus," rief die Anna, „oder i geh."

„Is gut," rief die Mutter, ging ans Fenster und rief dem Vater, der im Garten arbeitete.

Der Vater legte die Holzpantoffeln, die er bei der Gartenarbeit getragen hatte, draußen ab, und kam auf Strumpfsocken herein. „Was is?" fragte er und betrachtete sie abwechselnd.

„Da, schaug dir's an," sagte die Mutter, „auf einmal möcht's den Gundert nimmer heirat'n!"

„Ja," sagte die Anna, drehte sich um und blickte zu Boden.

„Eifern tut's auf d' Marie," fuhr die alte Moosmüllerin fort, „erst hat's a G'schicht g'habt, bis er im Haus war, — und jetzt möcht's 'n nimmer!"

„Auf Ehr' und Seligkeit," sagte die Marie und trat einen Schritt vor, „i hab' nie was vom Gundert woll'n!"

„Aber am Samstag is er 'naus und hat mit dir g'red't," fuhr die Anna auf.

„Vater, jetzt red' du a Machtwort," sagte die alte Moosmüllerin. „Kannst du dem zuschau'n?"

Der Vater, dessen Blick bisher ungewiß umhergeschweift war, reckte seine kleine Gestalt auf und zeigte plötzlich ein entschlossenes Gesicht. „Da machst, daß d' neikommst," sagte er und deutete mit der Hand nach der Stubentüre.

„Und wenn d' willst, kannst deine Sach'n gleich pack'n," setzte die Mutter hinzu.

„Nachher geh' i halt," antwortete die Anna und kämpfte schon mit den Tränen, während sie sich der Türe zuwandte.

Da sprang die Mutter ihr nach und schlug ihr mit der flachen Hand ein paarmal auf den Rücken, daß es schallte. „Nachher nimmst dös noch mit," schrie sie.

„Laß nur," sagte der Vater, „die wird schon noch selber zur Vernunft komm'n."

Darauf zog er seine Holzpantoffeln an und ging wieder in den Garten.

Die Mutter aber ging dem Mädchen nach, die sich an den Tisch setzte und schluchzend den Kopf in die Arme legte.

„Wer glaubst denn du, wer d' bist?" — schrie sie — „meinst, deine Eltern sind deine Hanswurst'n? Hat ma di desweg'n aufzog'n, daß d' ei'm jetzt Schand' antun willst? Du kommst mir g'rad recht — mit dir wird ma scho no fertig werd'n!"

„I geh fort," schrie die Anna außer sich vor Schmerz und Zorn. „I geh' ins Wasser!"

Da lachte die Mutter beruhigt und ging in den Garten. „O, du Rotznas," sagte sie noch im Abgehen, „dös hab'n scho viele g'sagt!"

Die Anna schluchzte heiß und wild, als wolle sie ihr letztes von sich geben.

Als sie endlich den Kopf aufhob und mit umflorten Augen um sich sah, gewahrte sie ihre Schwester, die mit verkreuzten Armen an der Kommode stand. Die sah mit seltsam glitzernden Augen nach ihr hin. Neugierde mischte sich mit Mitleid und Genugtuung darin.

„Sixtes," sagte sie mit etwas belegter Stimme, „jetzt weißt es amal wie's ist, wenn ma gar nix gilt und ei'm die andern vorzog'n werd'n. Mir hast es nie glaub'n woll'n!"

Aber da die Anna schwieg, drehte sie sich, nachdem sie eine Weile gehorcht hatte, gewandt um und ging mit einem Achselzucken hinaus.

In der Stille, die folgte, hörte die Anna auf einmal am Ofen einen Schemel rücken, und da sah sie die alte Großmutter am Ofen sitzen und sich aufgeregt die Nasenlöcher voll Schnupftabak stopfen.

Um die toten Augen mit der hellen Farbe verzogen sich die Lider der alten Frau, wie sie's in der Gewohnheit hatte, wenn sie mit ihrer gleichgültigen Stimme etwas aus sich herausholte.

„Hö," sagte sie, „er hat doch d' Marie g'fragt, ob s' net lieber ihn nehm'n tät? — I hab's g'hört, drauß'n in der Kuchel — am Samstagabend."

„Hast was g'sagt," fragte sie, mißtrauisch gegen ihre Sinne, als keine Antwort kam.

Und als die Anne wieder nicht antwortete, setzte sie ihre Bierflasche an und trank kollernd ihr Bier. Dann rückte sie sich wieder auf ihrem Schemel zurecht und versank in schweigendes Brüten.

In dem Mädchen war alle Kampflust erloschen, und diese Bestätigung ihrer Annahme nährte nur ihre schwere Trauer.

Alles in ihr stand unter dem Zeichen der Veränderung. Die Liebe ihrer Mutter, die sie früher erhöht, die Freude an sich,

Digitized by Google

die sie froh gemacht hatte, der Stolz und die Innigkeit ihrer Liebe, die einen Mann beherrscht hatten: das war nun alles in Schmerz verwandelt, in dessen dunklem Strome ihre Lebenskräfte dahintrieben. Es war nur richtig, daß diese Gewißheit hinzukam, um ihr zu zeigen, daß sie natürlich und recht empfunden hatte.

Das heutige Erlebnis, das ihr den Ansatz zu einem andern Leben gegeben hatte, war auch untergegangen.

Die Dämmerung hatte langsam eingesetzt, und sie erhob sich still und ging, von niemand aufgehalten, aus dem Hause.

Ganz von selbst schlug sie den Fußweg ein, den sie früher mit dem Gundert immer gegangen war.

Das Korn stand nun hoch ringsum, als ein gelbes, leise flüsterndes Meer, an dessen Ende die Sonne blutigrot unterging.

Das begann ihre Sinne leise von neuem anzuregen und sie zu stillem Ernst zu führen.

Die Erinnerungen an die vergangenen Zeiten gingen mit ihr, und da jetzt in ihr und außer ihr alles anders war, wie früher, erfaßte ihr Gemüt ohne zu denken die Veränderung aller Dinge und kam langsam zu einer entsagenden Anerkennung des Flusses der Erscheinungen, wie er nun einmal ist.

Da wo das Flüßchen ging, das nun ganz versteckt hinter Buschwerk rauschte, setzte sie sich in dem aufkommenden Sternenlicht auf einen Grenzstein und lauschte den stillen Geräuschen der Nacht.

Bald hörte sie einen Schritt, und als sie rückwärts sah, erkannte sie am Gang den Gundert.

Als der Gundert zu ihren Eltern gekommen war, war das Haus in Aufregung gewesen.

Die Anna war vermißt worden, und die Großmutter hatte den Mund aufgetan, und erzählt, was sie dem Mädchen gesagt hatte. — Und ganz bleich sei sie darüber geworden, hätte kein Wort gesagt, und so hätte sie dann das Haus verlassen.

So war die Angst über die Leute gekommen. Die Mutter hatte den Gundert gleich angepackt.

So, da sei er ja —. Er sei ein Schöner! Hätt's das schon auf der weiten Welt gegeb'n? Mit der einen Schwester ginge man, und die andere, die selber verlobt sei, tät man ums Heiraten fragen. Was er denn von ihnen glaub'n tät? Die Anna sei auf und davon. Jetzt soll er nur wieder mach'n, daß er sie herschaffe, und dann könne er sich packen!

Dem hatte der Gundert kein Wort entgegengesetzt, sondern war gleich gegangen, sie zu suchen.

Sein erster Gedanke war gewesen, sie sei diesen Weg gegangen. Wie er sie nun da auf dem Stein sitzen sah, mäßigte er seine Schritte und ging langsam, bis er vor ihr stand.

Er brachte eine Weile nichts hervor.

„Deine Leute suchen dich," sagte er dann.

Ihr war bang und traurig gewesen wie ihm, wie sie ihn hatte kommen sehen. Nun durchschaute sie auf einmal den Zusammenhang. „Hat's die Großmutter erzählt?" fragte sie.

„Ja," erwiderte er und setzte sich zögernd neben sie ins Gras.

Nach einer Weile nahm er zaghaft ihre Hand in die seine und streichelte sie.

„I," sagte er stotternd, — „i, des kann mer net verzähle!"

„Jetzt is scho a so, wie's is," sagte sie.

Da merkte sie, wie von ihm eine Last genommen wurde, wie sie ihn glücklich machte und wie die frühere schöne Zeit wieder Macht über ihn gewann.

„Wir wollet von kei'm Mensche mehr ebbes wisse — von kei'm," sagte er eifrig.

Sie erhob sich.

„Weißt nacher jetzt, wo's d' hing'hörst?" fragte sie.

Er war mit ihr aufgestanden und senkte bei ihren Worten den Kopf.

Dann gingen sie dem Hause zu, und er legte wieder zart und behutsam seinen Arm um ihre Hüfte, wie sie durchs Korn gingen.

Nun vernahmen sie unterwegs die Stimme des alten Moosmüllers.

„Na," rief er, „da komm'n's ja!"

Dann sahen sie die beiden Alten, und dahinter kamen auch der Schriftsetzer mit der Marie.

Da hängte die Anna beim Gundert ein und ging den anderen in rascherem Schritt entgegen.

„Jesses!" rief ihr die Mutter über das Korn zu, das nun schwere Schatten hatte, „wo hast denn g'steckt, Madel?"

Digitized by Google

„Spazier'n bin i halt a biß'l," erwiderte die Anna, und wie sie nun dicht bei der Frau war, sah sie ihr fest und ruhig in die Augen.

„Nacher hast es ja wieder, dei Herzblatterl," sagte die Marie zur Mutter.

„Sei nur du ruhig," erwiderte die, „mit dir red't ma noch — i hab's immer g'sagt, die Anna, die hat's G'müat, — die laßt's Radel lauf'n. Bei der is ein's gut aufg'hob'n."

Den ganzen Abend saßen die Anna und der Gundert Hand in Hand da, während man über die Hochzeit sprach.

Als sie dann später zum Abschied wieder zusammen an ihrem Bretterzaun standen, nahm die Anna dem Gundert den Hut ab und strich ihm mit der Hand über die Haare.

„So ist's wieder gut," sagte sie.

Dann umfaßte sie mit ihren beiden Händen sein Gesicht, versenkte sich mit Inbrunst in dessen Anblick und küßte ihn zärtlich.

Als sie in die Schlafkammer kam, war die Marie noch auf.

Sie schien sie erwartet zu haben.

„Hast es jetzt g'sehn," sagte sie, „daß i nix von dem Gundert will?"

„O mei," erwiderte die Anna, „dös ist doch mir egal! Aber g'log'n hast halt doch!"

„Hätt' i vielleicht was anders sag'n soll'n, daß dei Gundertl g'flog'n wär'? — Oder was hätt'st denn du g'macht, wenn i dir's g'sagt hätt'?"

„Geh zu, hör' auf," machte die Anna, „i hab' mein' Gundert, und du hast dei' Häusel. Nacher hat a jede was's will."

„Meinst," erwiderte die Marie, „i könnt' ihm net doch noch amal mei Hand hinstreck'n?"

„Nacher probier's doch," sagte die Anna und blickte still lächelnd vor sich hin.

Es ging eine solche Sicherheit von ihr aus, daß die Marie nichts darauf erwidern konnte, nur ein überlegenes Lachen versuchte sie, das ein bißchen mißlang.

Bald schliefen die beiden friedlich nebeneinander — ein Stück weiter ihrer Hochzeit entgegen.

Erinnerung an die Provence

Wir ritten, eine vielgeliebte Frau
Und ich, im Mondschein einer Sommernacht
Hin durch das Tal der schimmernden Durance.
Auf schlanken, weißen Hengsten ritten wir
Und schwiegen. Nur zuweilen, wenn der Mond
Uns mild durch der Kastanien Zweige traf,
Schaut' ich in pochender Liebe zu dir hin
Und flüsterte, so leis ich konnt': „Jeannette ..."

Die Schönheit jener Nacht war wie ein Duft
Sehr seltener Blumen, die zu schnell verblühn.
Ich zitterte, als hätt' ich nie ein Glück
So tief gefühlt, und sehe noch das Licht
Des silbernen Monds auf deinem schwarzen Haar.
Ich höre noch das Rauschen der Durance
Wie ferne Lieder aus dem Land des Traums
Und weiß noch, daß ich einmal meinen Hengst
So heftig mit den Sporen stach vor Glück,
Daß er hochauf sich bäumte, trotzigen Augs ...

Hans Bethge

Digitized by Google

Kriegserlebnisse und Kriegserfahrungen in West und Ost

Von Hauptmann F. Lange †

Vor einigen Jahren gewann ein junger Oberleutnant F. Lange in einem, von der Zeitschrift „Daheim“ ausgeschriebenen Erzählungswettstreit den ersten Preis. „Das Fräulein“ hieß die kleine feine Novelle, und der Verfasser nannte sich Hanns Walter. Damals besuchte er die Kriegsakademie — heut deckt ihn fremde Erde. Als Brigadeadjutant und Kompagniechef war er hinausgezogen in den großen Krieg. Im Osten wurde er schwer verwundet, ging, kaum ausgeheilt, wieder an die Front und fand an der Spitze seines Bataillons bei einem Sturmangriff im Osten den Heldentod — — —

Während er als Genesender in der Heimat weilte, hielt er Ende Juli 1915 vor einer großen Versammlung einen Vortrag über seine eigenen vielseitigen Kriegserlebnisse und Erfahrungen. „Wer nicht selbst die Waffe tragen kann, wer daheim seine Pflicht erfüllen muß, den treibt ja doch das Herz, möglichst viel und möglichst genau zu erfahren, wie es uns draußen geht, wie wir leben und leiden, fechten und siegen.“ Das wollte er seinen Zuhörern vermitteln. Die Bilder, die er in seinem Vortrag entwarf, mögen nun auch auf einen weiteren Kreis wirken, als ihn damals der Saal faßte: sie verdienen es, festgehalten zu werden.

Am Sonntag nach unserem Einrücken in das Großherzogtum Luxemburg sah ich zum ersten Male, daß Menschen auf Menschen schossen. Ich war damals Brigade-Adjutant, und wir waren gerade dabei, einen Befehl zu diktieren, als auf einmal ein Kanonenschuß ertönte, dem bald mehrere andere folgten. Alles stehen und liegen lassen und hinauseilen war eins. Oben in dem strahlenden Blau des Sommerhimmels hingen die weißen Paketwölkchen, welche platzende Schrapnells verursachen, sie bildeten eine schnurgerade Linie und vermehrten sich dauernd in deren Verlängerung; und darüber blitzte und schwirrte es wie eine schillernde Libelle — ein Flieger. Mit dem Glase sah man deutlich die blauweißroten Kokarden auf den Tragflächen, die das Abzeichen der französischen Flieger sind. Wir hatten damals alle noch nichts vom blutigen Ernst des Krieges gesehen und es war das erstemal, daß wir sahen, wie zwei Menschen, in gebrechlichem Flugzeuge über dem unermeßlichen Abgrunde hängend, ihr Leben aufs Spiel setzten. Deshalb starrte alles wie gebannt in die strahlende Höhe, wo der Tod sprühte, während unten die Glocken zur Kirche riefen. Es war ein seltsamer Kontrast. Der Flieger wurde übrigens nicht getroffen, sondern zog schwirrend im Sonnenlicht davon.

Später habe ich dies Schauspiel sehr oft gesehen, im Stellungskriege in der Champagne zuweilen täglich. Man stumpft ab dagegen, und wenn das Menschenherz zuerst mit dem Mitleid kämpfen mußte für die kühnen Menschen, deren Leben vom Einschlagen einer einzigen der mehreren hundert Kugeln abhängt, die jedes einzelne der zahlreichen auf sie abgefeuerten Schrapnells enthält, so wandelte sich das später in den brennenden, zuweilen sogar fast verzweifelten Wunsch, daß der Apparat getroffen werden möchte. Das war zu der Zeit, als das Erscheinen des französischen Flugzeuges das Feuer der schweren und leichten französischen Artillerie ankündigte, das zu leiten es bestimmt war. Indessen habe ich nur einmal erlebt, daß solch ein Flugzeug hinter unseren Linien getroffen abstürzte. Wieder zog oben die blitzende Libelle ihre Bahn. Sie trug nicht die Abzeichen Frankreichs, sondern unsere Eisernen Kreuze. Die Franzosen haben oder hatten wenigstens damals unter ihren Tragflächen jalousieartige Vorhänge, auf die nach unten zu das deutsche Abzeichen gemalt war. Solange sie über ihren eigenen Linien flogen, zeigten sie die dreifarbigen Kreise und verdeckten sie durch das Kreuz, wenn sie sich unseren Stellungen näherten. Diese List kann nicht als unerlaubt angesehen werden, denn der Flieger trägt die Abzeichen ja nicht für den Feind, sondern zur Benachrichtigung der eigenen Truppen über seine Nationalität. Es wäre zuviel verlangt, wenn er sich dem Gegner auch noch besonders kenntlich machen sollte. In späterer Zeit erkannte man die Flieger ja auch unschwer an den Typen der Apparate. Indessen sind wenige Flieger nicht von eigenen Truppen beschossen worden.

Der französische Flieger aber war als solcher unverkennbar. Es war der sogenannte „Bauernschreck“ und Tausende von Augen folgten damals in der Champagne in Schützengräben und Unterständen den Linien der weißen Geschoßwolken am trüben Novemberhimmel. Und auf einmal jubelte, schrie, brüllte das Land auf Kilometer und Kilometer weit wie ein einziger Schrei. Statt

Digitized by Google

des blanken Gestänges inmitten der weißen Wölkchen ein Feuerschein, eine schwarze Rauchwolke und das Flattern einiger Fetzen und Trümmer, als ob Papierstückchen von einem Turm herabgeworfen werden. Hinter dem Walde stürzte es zu Boden, und von allen Seiten eilten Unbeschäftigte dahin. Beide Flieger waren tot und bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Der Jubelschrei von Tausenden angesichts dieses ernsten Ereignisses erschien nicht nur mir so grimmig, sondern ich hörte manchen, dem die Furchtbarkeit des Krieges mit seiner unmenschlich harten Notwendigkeit ans Herz griff. Die zerrissenen Menschen, die aus einer Höhe von über 1000 Meter hinabgestürzt waren, trugen zum Teil noch im Tode die Bomben in der Hand, mit denen sie von oben den Tod auf Menschen hatten schleudern wollen, die sie nie gesehen und die ihnen persönlich nie etwas Böses getan hatten. C'est la guerre! — — —

Die Tage in Luxemburg waren arbeitsreich und glühend heiß. Unser Armeekorps wurde nach Norden geschoben, und meine Brigade verlor die ersten Toten durch Hitzschlag und beim Baden in jenen Tagen. Diese Todesfälle machten damals noch Aufsehen. Nachdem wir dann noch einige Tage in den schönen Teilen Nord-Luxemburgs geübt und unsere Ausrüstung nun in wirklich kriegsgemäßer Weise verstärkt hatten, traten wir endlich den lang erwarteten Vormarsch an.

Am 19. August 9 Uhr morgens überschritt ich bei Ober-Wampach die belgische Grenze unter dem sich immer wieder wiederholenden Hurraruf einer jeden Kompagnie, welche den Grenzpfahl passierte. Wenige hundert Meter weiter bewiesen die ersten umgehauenen Chausseebäume, die quer über die Straße geworfen gewesen, nun aber schon wieder weggeräumt waren, daß wir uns in Feindesland befanden.

Jeder der Leser entsinnt sich wohl der aufgeregten Stimmung und der manchmal beinahe wahnsinnigen Gerüchte, die gehört, weitererzählt und geglaubt wurden, ehe die ersten wirklichen Nachrichten vom Kriegsschauplatz eintrafen. Wieviel harmlose Menschen sollten als Spione erschossen worden sein, was hörte man alles über Goldautomobile, geheimnisvolle Reisende usw. Dem lag manchmal wohl ein Körnchen Wahrheit zugrunde, aber oft nur ein ganz kleines. Vor Beginn der eigentlichen Kriegsereignisse aber ist der Soldat besonders empfänglich. Überhaupt flogen Gerüchte allerart hin und her.

Die nächsten Tage führten uns in schönen Märschen durch die Ardennen in der Richtung auf die französische Festung Givet an der Maas zu, vor der wir am 22. August abends anlangten.

Der 23. August brachte uns die erste Schlacht. Diese eingehender zu schildern, sei mir gestattet, nicht nur weil sie sich meinem Gedächtnis besonders eingeprägt hat, sondern auch weil sie ein Bild gibt von den August- und Septemberschlachten des Bewegungskriegs im Westen, bis die Schützengräben beide Gegner an dieselbe Stelle bannten.

Todmüde war ich am Morgen des 23. August gegen ½2 Uhr morgens im Begriff, mich für eine Stunde oder zwei im Gasthof zu Beauring östlich Givet ins Bett zu legen. Unsere Brigade sollte am nächsten Tage zur Deckung der linken Flanke der Sachsen hier stehen bleiben, während diese bei Dinant den Flußübergang erzwingen wollten. Da wurde ich in die Gaststube gerufen; der Divisionskommandeur mit dem Generalstabsoffizier waren soeben im Auto eingetroffen. Die Armee, zu der wir gehörten, war am vorhergehenden Tage am Semois in einen schweren Kampf gegen Franzosen und Belgier getreten, und unser Armeekorps hatte bereits einen großen Teil seiner Kräfte nach Süden eingedreht, um, wenn möglich, die feindliche Flanke zu fassen. Nun sollte auch unsere Brigade sofort nach Süden aufbrechen und gegen Givet nur ein Bataillon stehen lassen. Die Nächte sind im Bewegungskriege für einen Adjutanten von der Brigade abwärts immer nur kurz, und ich hatte in den vorhergehenden nie mehr als eine oder zwei Stunden geschlafen und, wenn es möglich war, unterwegs im Chausseegraben etwas nachgeholt. Dies war am vergangenen Tage auch nicht möglich gewesen, und ich empfand die Störung der endlich in greifbarerer Nähe winkenden Bettruhe ziemlich bitter. Hätte ich gewußt, daß dies Bett, in das ich nicht hineingekommen war, das letzte sein sollte, welches ich bis zum 20. Dezember zu sehen bekam, so wäre die Trennung noch bitterer gewesen. Nun aber elektrisierte der erhaltene Befehl. Wie der Blitz war man wieder angezogen und ausgerüstet, und ich saß im Auto, um die Regimentskommandeure aufzusuchen in ihren Biwaks und die Truppe zu alarmieren. Noch in vollkommener Dunkelheit wurde abmarschiert, und als es Tag wurde, erreichten wir bereits das Ende der vor uns marschierenden anderen Teile der Division. Allerlei Nachrichten schwirrten durch die Luft, und ferner Kanonendonner schallte herüber. Artilleriefeuer in der Ferne hat immer etwas Beunruhigendes und Erregendes; während das Gebrüll der Geschütze in der Nähe meist allmählich gar nicht mehr gehört wird. Hier gingen wir der ersten Schlacht entgegen, und „an die Rippen pocht das Männerherz".

Ich habe an mir selbst die Beobachtung gemacht, daß der natürliche Trieb der Selbsterhaltung sich immer wieder geltend machen will. Im Gefecht selbst hatte ich aber auch im ärgsten Artillerie- und Infanteriefeuer niemals auch nur das Gefühl von Gefahr gehabt. Die Passion, das Interesse und die Tätigkeit ließen keinen anderen Gedanken aufkommen, als den an den Feind und an den Sieg.

Das Artilleriefeuer kam immer näher, vorn war nun auch schon das Knattern von

Digitized by Google

Gewehren zu vernehmen, und unsere Divisions-Artillerie wurde vorgezogen. Ich ritt voraus, um die Verbindung mit dem Divisionsstabe aufzunehmen, bog um eine Chausseebiegung und sah plötzlich rechts vor mir ein Gutshaus in Feuer aufgehen. Rauch und Flammen schlugen in den hellen Sonntagmorgen, und hinter dem Gutshofe rasselte das Infanteriefeuer; da war also das Gefecht schon im Gange. Bei dem Gehöft Gibelle stand der Divisionskommandeur und gab den Befehl, daß die Brigade im weiteren Vormarsch nach Süden bleiben solle. Daneben standen fünf Männer und eine Frau mit dem Gesicht nach der Wand und auf den Rücken gebundenen Händen, bewacht von Soldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr. „Franktireurs" hieß es. Es waren die unglücklichen Besitzer des abbrennenden Hofes, welcher von abgesessener französischer Kavallerie verteidigt worden war. Es war ein trauriges Bild.

Weiter reitend stießen wir im Walde auf eine unserer Radfahrer-Patrouillen, die jubelnd und siegestrunken zurückkam, geschmückt mit Tschakos und Karabinern französischer Reiter, welche sie vor dem Walde zusammengeschossen hatten. Es wurde also nun auch hier ernst.

Hinter dem Walde lag das erste erschossene französische Kavalleriepferd in seinem Blute. Unsere Pferde quittierten den Anblick mit Schnarchen und Schaudern. Sie haben sich später auch daran gewöhnt. Im Graben lagen rechts und links je ein französischer Husar. Der eine tot, der andere verwundet und wachsbleich angstvoll zu uns aufschauend, als erwarte er den Todesstoß. Wenige Schritte weiter umpfiffen uns die ersten Kugeln, und schleunigst suchten wir den schützenden Waldrand wieder auf. Abgesessene französische Husaren hielten noch im Walde rechts der Straße und räumten ihre Stellung erst, als Maschinengewehre und Artillerie gesprochen hatten. Die ersten uns um die Ohren pfeifenden Infanteriegeschosse erregten mehr neugieriges Erstaunen als Besorgnis; und ein großer Teil der so überaus schweren Verluste, zumal in den ersten Schlachten, ist darauf zurückzuführen, daß das Infanteriegeschoß so harmlos erscheint, wenn es nicht gerade trifft. Man denkt nicht daran, sich hinzulegen, um der Wirkung zu entgehen, man wundert sich, daß Leute rechts und links fallen, und man muß es sich erst klarmachen: ‚Ach so, die sind getroffen.' Bei vielen wird das später erheblich anders, aber zu Anfang ist's immer mehr Erstaunen als Besorgnis, mit dem die Truppe die pfeifenden Kugeln begrüßt. Im ersten Gefecht in Rußland saß ich neben meinen auf nahe Entfernung feuernden Leuten, als mich plötzlich der neben mir kniende Mann, ein frischer junger Kriegsfreiwilliger, fragte: „Herr Hauptmann, ich hab' was ans Bein bekommen, ist das verwundet?" Dabei zeigte er mir das Loch in dem Stiefelschaft, aus dem das Blut floß.

Da inzwischen sichere Nachricht eingegangen war, daß wir nicht nur, wie wir erst gedacht, eine feindliche Kavallerie-Division vor uns hätten, sondern daß das Dorf Bièvre von Infanterie besetzt sei, blieben wir im Vormarsch auf der Chaussee, bis wir am Bahnwärterhause lebhaftes Feuer aus Bièvre bekamen. Wir stiegen ab, ließen die Pferde hinter dem Hause, und mein Kommandeur gewann mit mir und dem Ordonnanzoffizier den Rand eines Hohlweges an der Chaussee, von wo aus wir das Vorgehen unserer Infanterie gegen das Dorf beobachten konnten. Der Stab befand sich erheblich zu weit vorn, wie das in den ersten Gefechten fast überall der Fall war. Man wollte sehen. Daran, daß man getroffen werden könnte, dachte, wie gesagt, kein Mensch, und die Verluste erst lehrten uns größere, oft nur mit allergrößter Selbstbeherrschung geübte Zurückhaltung. Neben uns stand der Regimentskommandeur des vorderen Regiments mit Adjutanten, Ordonnanzoffizier und Regiments-Unterstab. Keiner von diesem Stabe blieb unverwundet.

Unser braves vorderstes Bataillon blieb in schneidigem Vorgehen, wurde aber bald durch die eintretenden großen Verluste gezwungen, erst die Wirkung des eigenen Feuers und desjenigen der Artillerie abzuwarten, ehe es weiter vordrang. Der Gegner hielt Bièvre und den Rand des Dorfes, sowie die Straße nach Houdremont besetzt und dehnte seine Stellung dann über Houdremont bis Gedinne aus, wo die andere Brigade der Division focht. Wir ahnten davon nichts, sondern hatten Bièvre vor uns, in dessen Hecken man mit dem Glase deutlich die Schützenlöcher erkennen konnte, welche die Franzosen hineingeschnitten hatten. Unsere Artillerie begann schon früh zu feuern und überschüttete sie mit Geschossen.

Hell hing die Sommersonne über dem Lande, der Hafer stand noch gelb auf den Feldern, hier und da schmale Stoppelstreifen, in der Hauptsache aber vor dem Dorfe Wiesen und Weiden, durch Drahtzäune und Hecken voneinander getrennt. Prachtvolles, schwarzweißes und weißes Vieh belebte die liebliche Landschaft bis zu den Wäldern hinten am Horizont. Im blauen strahlenden Himmel schwammen hier und da Wolkenschiffchen, und der leichte Wind hob den weißen Chausseesand in kleinen Tromben. Das Dorf bot inmitten der dichten Gärten, aus denen zum Teil zweistöckige Steinhäuser mit Schieferdächern emporragten, das Bild des Wohlstandes und des Fleißes seiner Einwohner. Und dann schlug eine Rauchwolke auf, Flammen loderten empor, es brannte unten im Ort. Immer dichter häuften sich die weißen Schrapnellwolken um den Kirchturm. Jetzt brannte es am anderen Ende. Weshalb begann das Vieh in einer der Koppeln so seltsam zu springen, sich zu wälzen und zu brül-

Digitized by Google

len? Um Mittag sah ich den Grund. Immer heftiger wird das Artilleriefeuer, immer lebhafter rasselt das Maschinengewehr und knallt das Feuergefecht. Man sieht drüben blaurote Gestalten lang im grünen Grase liegen. Sie bewegen sich nicht, aber aus den Hecken kracht und prasselt es uns pfeifend entgegen. Die Franzosen wehren sich.

Und näher und näher arbeiteten unsere Schützen sich heran, aber sie verloren allmählich immer mehr Leute tot und verwundet, und ich wurde zurückgeschickt, um die Division um Verstärkung zu bitten, weil wir hier bei Bièvre mehr als anscheinend das Doppelte unserer eigenen Stärke angegriffen hatten. Im Chausseegraben lief ich zurück bis an das Bahnwärterhaus, wo unsere Pferde standen; dort hatten sich inzwischen schon eine so große Menge von Pferden zusammengefunden, daß längst nicht mehr alle Deckung fanden und alle Augenblicke eins getroffen wurde. Im Bahnwärterhaus selbst war ein Verbandplatz angelegt, und ich sah dort zum erstenmal die Massenhaftigkeit der allerdings meist leichten Verwundungen eines modernen Feuergefechts, bei dem es uns allerdings zugute kam, daß die Franzosen uns gegenüber nicht über Artillerie verfügten. Immerhin schien mir die Stube in Blut zu schwimmen, und die große Anzahl der meist stöhnenden und mehr oder weniger entkleideten Verwundeten in den engen Räumen, während Gewehrgeschosse an die Wand und durch die Fenster schlugen, schien noch größer, als sie wirklich schon war. Ich saß auf und ritt die Chaussee entlang zurück zur Division, die am Waldrande hielt, um das Ganze nicht aus dem Auge zu verlieren. Während ich mit dem Trompeter hinter mir die Straße entlang trabte, sah sie schon erheblich anders aus als vor zwei Stunden. Tote Pferde, Gewehre, Tornister, Lanzen, Helme lagen bereits in größerer Anzahl an und auf der Chaussee, Verwundete versuchten beiderseits in den Gräben und neben den Böschungen der Hohlwege zurückzukommen, und in den Gräben lag eine Menge von Ordonnanzen und Pferdehaltern sich deckend an den Boden gedrückt. Mich ärgerte das ein bißchen, und ich rief im Vorbeireiten einer besonders flach an die Erde gedrückten Gruppe lachend zu: „Na, so schlimm ist es doch auch nicht!“ Etwas beschämt erhoben einige den Kopf. In demselben Augenblick aber begann es um mich zu sausen und zu zischen, zu pfeifen und zu schwirren, als sei ich in einen Bienenschwarm geraten. Mein Pferd sprang mit allen vieren in die Luft und schlug mit dem Kopf nach den unheimlichen Bremsen, und der Trompeter hinter mir schrie mir etwas zu und begann zu galoppieren, als sei er von Sinnen. Da erst wurde mir klar, was los war; immer dichter und so nahe, daß ich den Luftzug spürte, und es mir ordentlich heiß wurde, umsausten mich und mein Pferd die französischen Geschosse und begleiteten uns in dem schärfsten Galopp, den mein braver Ilsebill je gelaufen ist, bis wir in Deckung waren. Anscheinend hatte eine französische Patrouille aus dem Walde rechts der Straße die beiden Reiter auf der Chaussee unter Feuer genommen. Ich brachte meinen Gaul erst im Walde zum Halten und sah mit Staunen, daß wir beide Reiter und beide Pferde unversehrt waren. Genau vierzehn Tage später, wieder am Sonntag, trug mich bei Vitry dasselbe meiner Pferde wieder auf allernächste Entfernung aus dem feindlichen Infanteriefeuer, während neben ihm das Tier des Ordonnanzoffiziers diesem unter dem Leibe erschossen wurde. Aber am 26. September bekam die Stute in meiner unmittelbaren Nähe drei Kugeln aus einem Schrapnell, und eine andere Kugel aus demselben Geschoß schlug den braven Trompeter tot. Nur ich blieb von uns vieren ganz verschont, bis mich endlich in Rußland auch das Soldatenlos ereilte.

Wir ritten denselben Weg gemächlich zurück, ohne wieder beschossen zu werden, und fanden vorn unsere Kompagnie nahe vor bzw. schon in Bièvre eingedrungen. Ich eilte nun zu Fuß in das Dorf, um den Befehl zu bringen, daß hier weiter hinaus nicht vorgegangen werden sollte, und geriet so in ein Ortsgefecht hinein, das noch mit Erbitterung geführt wurde.

Vor dem Dorfe fand ich eine ganze Anzahl der Unsrigen, die dem ersten Angriff nicht zu folgen vermocht hatten, und diese sammelte ich um mich und eilte an ihrer Spitze über die Barrikade, auf und hinter der die ersten Franzosenleichen lagen, in das brennende Dorf. Die Straße war besät mit toten und verwundeten Preußen und Franzosen, einzelne Häuser brannten lichterloh, andere fingen an zu qualmen, Fenster klirrten, Türen wurden erbrochen, und Vieh, vor allem Schweine, lief herrenlos umher; Hunde heulten an der Kette, und dazwischen schlugen die Granaten unserer Artillerie schmetternd und krachend in die massiven Wände und auf die Schieferdächer, Eisen und Erde emporreißend und in todbringenden Kaskaden herabstürzend.

Über noch zwei Barrikaden hinweg ging's rasch weiter. Da lag mein Freund, der Adjutant des Regiments, mit dem ich vor einer halben Stunde noch ein Scherzwort gewechselt, tot auf dem Gesicht mitten auf der Straße. Auf dem Kirchplatz wurde noch lebhaft gefochten. Alles drückte sich an die Hausmauern und unter die Kirchtür. Man rief mir etwas zu, was ich nicht verstand, und ich wollte auf die Kirchtür zulaufen, weil ich dort den ältesten Stabsoffizier stehen sah. Ein allgemeiner Schrei und Winken warnten mich, aber ich verstand immer noch nicht, weil sich dies alles in Sekunden abspielte. Da lief einer von meinen Leuten hinüber; aus einer Kellerluke brach ein scharfer Knall, der Mann griff nach der Brust und schlug hin, wie vom Blitz getroffen. Jetzt verstand ich. Der Franzose ist in der Verteidi-

Digitized by Google

Ausmarsch der kriegsgefangenen Besatzung von Maubeuge vor dem General v. Zwehl. Gemälde von H. Kohlschein

Aus der Kriegsbilder-Ausstellung in der Kgl. Akademie der Künste zu Berlin

Einzelkunstblätter im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

gung äußerst zähe, und hier hielten sie sich noch lange in den Kellern und auf den Böden; ja ein Maschinengewehr, das die Hauptstraße entlang fegte, wurde erst in dem Augenblick zum Schweigen gebracht, als das Haus in Flammen aufging.

Ich gab meinen Befehl ab und eilte zurück. Hinter der vordersten Linie war eine ganze Anzahl von Mannschaften damit beschäftigt, die Häuser auf Eß- und Trinkbares zu untersuchen, die Axt öffnete die verschlossenen Türen. Da und dort knallte es, verborgene Franzosen wehrten sich in dem Augenblick ihrer Entdeckung, oder ein von seinem Funde Überraschter schoß ins Dunkel des Kellers hinein. An einer Straßenbiegung stand ein großes massives Haus, wohl das Pfarrhaus. Da drangen, gerade als ich vorbeilief, Feldgraue hinein und schrien heraus, daß Bauern darin seien. Sofort hieß es: „Alle raus! Hände hoch!" und ich blieb einen Augenblick stehen, um Voreiligkeiten der erregten Menschen zu verhindern. Nun kam eine Anzahl Männer, Frauen und Mädchen in Todesangst aus der Tür und die kleine Treppe hinab, alle beide Arme in die Höhe haltend, ein jämmerliches Bild. Eine junge Frau hielt mit der einen Hand ihr Baby in die Höhe und mit der anderen die Milchflasche, die sie dem Kinde wohl eben gereicht hatte, eine Greisin wurde von einem älteren Manne geführt und bemühte sich umsonst, den freien Arm in die Höhe zu halten. Unsere Leute hatten eben das Dorf, in dem noch gekämpft wurde, im Sturm genommen, die Häuser brannten, Granaten und Schrapnells zischten und heulten von allen Seiten heran und herüber, aber die schweißbedeckten, wilden Gestalten riefen, noch ehe ich einzugreifen brauchte, von allen Seiten: „Die Frau mit dem Kinde wieder ins Haus! Und die Großmutter auch!" Vom Barbarentum war wenig zu sehen.

Kaum zurückgekommen, hieß es aufs Pferd und den siegreichen Truppen in die eroberten Stellungen folgen, um sie neu zu ordnen und das weiter Erforderliche zu veranlassen. Die Schrapnellwolken unserer Artillerie standen nun über den Waldrändern hinter dem genommenen Dorfe, man sah Schwärme von Rothosen über die grünen Weiden dem schützenden Dickicht zueilen, hier und da Front machend und sich hinwerfend, um den Abzug in Ruhe und Ordnung herstellen zu können. Sofort standen wieder die weißen Ballen über den blauroten Linien, und sie sprangen wenig später auf, um weiterzulaufen, hier und da blieb einer liegen, dort in Gruppen, dort sich schleppend. Die weiten Wiesen schienen wie bestreut mit großen bunten Blumen. Und wieder schlugen unsere Granaten in den Waldrand.

In schnellster Gangart ging's über das immer noch von Infanteriegeschossen gefegte Schlachtfeld. Überall, wo unsere Schützenlinien gelegen hatten, Tote und Verwundete. Im hohen Hafer liegt ein Offizier auf dem Rücken, das Gesicht unkenntlich durch mehrere Schüsse, den Degen in der Hand. Matte Stimmen rufen aus dem hohen Getreide um Hilfe, Krankenträger sind schon an der Arbeit, und in einem Hohlweg liegen ganze Haufen von Verwundeten, die sich dorthin geschleppt haben. Auf den Weiden liegt der größte Teil des schönen Viehs erschossen, sei es durch die hagelnden Schrapnellkugeln, sei es durch Infanteriegeschosse. Manche Tiere quälen sich noch herum mit zerschossenen Beinen. Es findet sich eine mitleidige Kugel.

Nun hinein in das Dorf, hinweg über den feindlichen Schützengraben, und wir befinden uns in der genommenen französischen Stellung. Dicht, fast Mann an Mann, liegen die Leichen. Blaurote Infanteristen der Regimenter 77 und 125, blaue Pioniere. Sie haben die Stellungen in wunderbar gewandter Weise verstärkt. Mit der Schere sind runde Löcher in die Hecken geschnitten, und manche Schützen sitzen noch als Leiche auf der Astgabel und dem Bretterstitz, von dem aus sie gefeuert haben, ohne daran zu denken, daß die Hecke, die sie verteidigten, sehr gut von weither zu erkennen war, und daß eine Hecke keinen Schutz bietet gegen Infanterie- und Artilleriefeuer, so niedlich und mit soviel Liebe die einzelnen Schützenstände auch angelegt sind. Im Graben beiderseits der Straße, auf und hinter der Chaussee liegen die Gefallenen, ein Offizier, anscheinend im Tode vom Starrkrampf ereilt, hängt halb in dem Buschwerk seines Standes und hält das Glas noch vor die Augen. Andere Leichen liegen zusammengekrümmt wie in namenloser Qual, das sind Unterleibsschüsse; wieder andere lächeln und liegen wie in tiefer Ruhe, noch andere sind von Blut unkenntlich und alle von Staub und Erde besudelt. Verwundete sind nur wenige da, meist Leute mit Beinschüssen, die anderen sind davongekommen, indem die Überlebenden sie mitnahmen. Alle Verwundeten, die ich sah, zeigten eine würdige Haltung. Ich habe nur einmal einen verwundeten Franzosen jammern und schreien hören, nie einen Deutschen, außer Hilferufen vergessener oder nicht aufgefundener in der Nacht, aber sehr oft, fast immer, die Russen. Einmal hörten wir das laute Schreien der zahlreichen russischen Verwundeten kilometerweit, stundenlang.

Hier waren viele bereits verbunden, andere befanden sich in der Hand unserer Sanitäter, die meisten hatten eine Zigarette im Munde und salutierten, wenn man sie ansprach, und antworteten militärisch: „Oui, mon capitaine!" Sie waren angenehm enttäuscht über die Behandlung, die sie erfuhren.

Unendlich lang war die Linie der Toten. Gegen 500 schätze ich ihre Zahl, wofür ich ihre Reihe mehrmals abreiten mußte, bis die am Sturm beteiligt gewesenen Teile der Brigade gesammelt waren. Und angesichts dieser gräßlichen Reihe der Besiegten jauchzten

Digitized by Google

und schrien die Sieger ihr stolzes „Hurra!“ und sangen sie ihr jubelndes „Deutschland, Deutschland über alles!“ Es war ein großer Augenblick, den ich nie vergessen werde: Hier in der eroberten Stellung des geschlagenen Feindes zu stehen, seine Freunde zu begrüßen, festzustellen, daß der und jener noch lebe und daß so mancher gefallen und verwundet war, den man noch am Morgen gesprochen und mit dem man in der Zukunft herumgeschmiedet hatte.

Die Tornister der gefallenen Franzosen wurden geöffnet, ihr Inhalt zerstreut, der Soldat sucht Eßwaren und Trinkbares, wo es nur irgend zu vermuten. Briefe und Bilder fliegen herum, ein schwarzbärtiger Franzose hielt das Bild von Weib und Kind noch in der starren Hand. Mein General sprach aus, was ich dachte: „Könnte man doch die Leute, die diesen Krieg auf dem Gewissen haben, nur einmal an dieser Straße hier auf- und abführen! Ob sie dann wohl noch schlafen könnten?“ Jubelnd trabte unsere Artillerie vorbei, hinweg über die nicht fortgeräumten Leichen, denen unsere Pferde aus dem Wege gegangen waren, wo es möglich war. Ein Jungengesicht voll Staub und Begeisterung brüllte mir sein „Hurra!“ ins Gesicht. Ich hatte ihn noch vor kurzem als Kadetten unter meiner Obhut. Nun ist er ein Mann! Ein Mann, der Tod und wieder Tod gesehen hat. Und das macht Männer! Uns alle packt die Lust, zu schreien und zu jubeln, den Degen zu schwingen und einander zu umarmen! Sieg! Sieg! Gerechter Sieg!

Während die hier eingesetzten Teile der Brigade sich sammeln und zwischen den Toten sich lagern, reite ich mit meinem Trompeter hinüber nach Houdremont, um Befehle zu holen. Immer entlang an der Totenallee, am Walde vorbei, über die Beine einiger toter Pferde hinweg, die unsere müden, seit gestern mittag nicht mehr getränkten Pferde nicht beachten, ins Dorf hinein. Auch dort immer wieder tote Franzosen. Ihre Zahl ist fünf- bis sechsmal so groß wie die unserer Toten. Vor dem Dorf kommen einige ledige Handpferde aus dem Walde gejagt mit den schweren Satteltaschen der Sanitätspferde, dahinter mit Geschrei Husaren. Ich will den vorderen Schimmel auffangen, da verstehe ich endlich das Rufen der Husaren: „Französische Kavallerie! Französische Kavallerie!“ Zuletzt der Offizier. Er allein zwingt sein Pferd zu einer eleganten Volte, während seine Patrouille weiterjagt und unsere Pioniere gegen den Wald ausschwärmen. Mein Trompeter und ich werden mitgerissen, die zwanzig Gäule gehen davon wie ein einziges durchgegangenes Pferd. Vergebens schreie und kommandiere ich, da gibt's im Dorfeingang ein Klirren, mein Trompeter ist in das dort stehende leere Auto hineingeworfen. Der Chauffeur springt hinzu: „Schneller kommst du damit auch nicht weg,“ schreit er höhnisch. Da sind wir zwei allein, meine brave Korvette blutet aus zerschnittenen Vorderbeinen, es ist mit ihr zu Ende als Ordonnanzpferd. Ich muß allein weiter.

In Houdremont sieht es aus wie in Bièvre, nur brennt es nicht so stark. Dort treffe ich den Kommandeur unseres anderen Regiments. Voller Siegesjubel und stolz über sein schönes Regiment, das er zum Sturm geführt hat wie auf dem Exerzierplatz. Drei Tage später sah ich seine blutig entstellte Leiche hinter der Maas bei Donchery unter einer Zeltbahn liegen.

Es dunkelte schon, als ich endlich abreiten durfte mit den Befehlen für die Nacht. Langsam trabte ich jetzt, von einem Ordonnanz-Unteroffizier gefolgt, wieder den Totenweg entlang, in der rasch hereinbrechenden Dunkelheit gewann das Totenfeld etwas Gespenstisches. Aber ich blieb in raschem Reiten und fand den Platz, auf dem die hier gesammelten Teile unserer Brigade gerastet hatten, verlassen. Lang und wie aus Stein lagen noch die drei toten Franzosen am Wege, bei denen man zum Lagerplatz abbiegen mußte, aber nichts Lebendes war mehr da, und ich ahnte nicht, wohin die Bataillone marschiert waren, und mit ihnen mein Kommandeur. Ich überlegte kurz und ritt dann quer über die Wiesen hinüber nach der Straße von Bièvre nach Bresse, von wo Geräusch herüberschallte und wo ich meine Leute vielleicht vermuten konnte. Langsam ging mein todmüdes Pferd, es wurde immer dunkler, rings am Horizont und in der Nähe brannten lodernd die Dörfer, weiß und gespensterhaft leuchteten die Körper der erschossenen Rinder auf den Weiden, ein einsames Füllen kam hinter mir her und schloß sich mir an. Signale, Kanonenschüsse in der Ferne, ab und an ein Schrapnellblitz am Himmel niedrig über dem Horizont. Das Brüllen des eingeschlossenen und von niemand gefütterten Viehs, das Blöken der Schafe und das Heulen der an ihrer Kette von den Flammen bedrohten Hunde griff mit schwermütigem Herzeleid an die Brust; ab und an stieß der Huf des stolpernden Pferdes an einen Gefallenen, den das Geschoß noch auf der Flucht erreicht hatte und dessen stummes Antlitz zum sommerlichen Sternenhimmel schrie. Es ist etwas so Tröstliches für ein empfindendes Herz, daß die Schöpfung keinen Anteil nimmt an dem, was der Mensch auf Erden tut und leidet. Die Nachtigall sang mir in Rußland ihr erstes Lied inmitten einer wundervollen Maiennacht, aus der das Gebrüll der angreifenden Russen, das Maschinengewehrfeuer unserer Leute und der Schrei unserer Geschütze hinüberschallten, während brennende Dörfer, Granaten und Schrapnells die Dunkelheit zerschnitten mit unbarmherzigem Leuchten. Hier an jenem Sonntagabend in Belgien legte ich dem Pferde die Zügel auf den Hals und hielt einen Augenblick still. Aber das Herz ist nicht groß genug für alle

Digitized by Google

Eindrücke, die sich auf uns stürzen in solchen Augenblicken. Ich mochte nicht allein bleiben. Das Hilfegeschrei der schuldlosen Kreatur klang gar zu jämmerlich durch die sinkende Nacht.

Ich fand nach langem Suchen meinen Kommandeur und die Bataillone der Brigade, die er bei sich gehabt hatte. Alles lag an einer Wegkreuzung im Graben rechts und links der Straße und war halten geblieben, weil die Kolonne plötzlich von vorn Artilleriefeuer erhalten hatte, das einen Feldwebel und einige Leute getötet hatte.

Es war stockfinstere Nacht, alles schlief wie tot, nur mein Kommandeur ging auf und nieder und lauschte auf die vielfachen Stimmen der Nacht. Aus gar nicht weiter Ferne klangen fremdartige Trompetensignale herüber, dumpfes Geräusch allerart rauschte aus den Wäldern, über denen die Blitze der Artilleriegeschosse aufleuchteten und verschwanden; plötzlich rasendes Gewehrfeuer, das ebenso schnell wieder verstummte, und daneben das Atmen und Schnarchen von Hunderten von Männern. Ich war müde zum Umfallen, aber es half nichts, ich mußte nochmal zurück nach Houdremont, um zu melden, daß wir hier noch französische Stellungen vor uns hätten und daß wir den uns angegebenen Ort für das Biwak nicht erreichen könnten. So ritt ich gegen Mitternacht wieder los. Wieder begleitete mich mein Trompeter, der ein anderes Pferd bestiegen hatte. Mir war es nicht mehr möglich anzutraben, denn ich hatte nur das eine Pferd zur Hand, das zwar gesoffen hatte, aber nicht gefüttert war, es konnte eben nicht mehr weiter. In Houdremont traf ich niemand und entschloß mich, zurückzureiten, um meinem Herrn Kommandeur zu raten, dort, wo wir waren, den Morgen abzuwarten. Nun aber packte mich die Erschöpfung so, wie es nur im Kriege möglich ist. Ich schlief dauernd auf meinem Pferde ein; es blieb dann immer stehen und ich sank ihm auf den Hals, dann wachte ich auf, riß mich zusammen und es ging weiter, bis sich dasselbe wiederholte. Ich kam nicht vorwärts und stieg ab, ließ mein Pferd durch den Trompeter, der ein paar Stunden geschlafen hatte, führen und hielt mich am Steigbügel fest, mich schleppen lassend und mich so zum Gehen zwingend. Es ging auch ganz gut, bis ich plötzlich einen heftigen Schlag ins Gesicht und vor den Leib erhielt und den Helm verlor. Ich war im Gehen eingeschlafen und lag auf einem Haufen geschlagener Chausseesteine, über den ich gefallen war. Es war nun so dunkel, daß der Trompeter mich suchen mußte und mir aufhalf, aber er mußte mich dazu erst wieder aufwecken, denn ich schlief schon wieder wie tot. Wir fanden nur mit Mühe meinen Helm. Zum Glück kam da gerade ein Auto des Husarenregiments, das dort biwakierte, wo ich hin wollte, und der Wagen nahm mich mit. Ich konnte kaum mehr sprechen, warf mich oder fiel mehr in den Graben neben den Ordonnanzoffizier unter eine Zeltbahn und kam erst wieder zu mir, als die Sonne über den Horizont emporstieg. Mein Tag hatte nach einer Nachtruhe von zwei Stunden 46 Stunden gedauert.

Die Müdigkeit ist für gesunde Menschen etwas ganz wunderbar Schönes, denn es schläft sich so wundervoll, wie nie sonst im Leben, sei es, wo es solle. Nur für übermüdete Nerven ist es schlimm, denn wer müde ist und dabei doch nicht schlafen kann, der leidet Höllenqualen. Damals aber waren wir alle noch gesund.

Am Morgen sahen wir, daß wir dicht vor einer französischen Schützengrabenstellung geschlafen hatten, und es wurden noch viele Gefangene gemacht, die in den Wäldern versprengt waren. Wir benutzten den Tag zur Ordnung und zum Ruhen, die Franzosen zogen fluchtartig ab. Wir packten sie zwei Tage später bei Sedan und Donchery an der Maas aufs neue.

Weiter dann kamen die Kämpfe bei Sedan, der rasend schnelle Vormarsch über die Aisne bis zur Marne mit seinen täglichen Gefechten und dem nächtlichen Sturm bei Somme-Py. Es kam die viertägige Schlacht bei Vitry-le-François, die wir abbrechen mußten, um den uns damals ganz unbegreiflichen Rückzug anzutreten in die Champagne, wo unser Armeekorps dann nahezu ein halbes Jahr in den Gräben gelegen hat, die wir anlegten in der sicheren Erwartung, daß wir in drei, spätestens sechs Tagen wieder vordringen würden. Es kamen einige schwere Angriffe unsererseits im September und viele Angriffe der Franzosen mit dem täglichen, fast zur selben Stunde einsetzenden Artilleriefeuer. Das Laub fiel, es wurde Herbst. Mit Schlackerwetter und Regen kam der Winter. Die Wetten, die behauptet hatten, der Krieg werde zu Ende sein, wenn die Blätter fielen, waren längst verloren, aber wir hatten immer noch das sichere Gefühl der französischen Unterlegenheit, als Anfang November die Nachricht kam, die Franzosen benähmen sich gegenüber dem ‚Blinddarm' so sonderbar.

Unsere Gräben westlich des in der Champagneschlacht soviel genannten Perthes hatten zur Beherrschung des Waldrandes eine Art von Sackgasse bilden müssen, die man später, als man in den richtigen Stellungskrieg eintrat, nicht hatte aufgeben können, um dem Gegner nicht ohne Kampf einen Geländegewinn zukommen zu lassen. Der französische Schützengraben lag im Waldrande und bog dann weiter östlich weit zurück, während er im Walde sich parallel nahe dahinzog. Jetzt begannen die Franzosen plötzlich an mehreren Stellen zu graben, und wunderbarerweise näherten sich die von ihnen ausgeführten Arbeiten in der Erde unseren Verschanzungen. Es waren Sappen, mit denen sie sich vorarbeiteten. Als wir zu der Erkenntnis kamen, daß es sich um mehr handele als um das Vorschieben sogenannter

Digitized by Google

Horchposten, wie sie überall bis vor das Drahthindernis vorgeschoben werden, um Versuche, dies Hindernis zu zerschneiden, abzuwehren, waren die gegnerischen Sappen schon soweit heran, daß es beinahe unmöglich war, Gegensappen vorzutreiben, aber es wurde versucht, und unsere braven Pioniere arbeiteten an verschiedenen Stellen mit derselben Todesverachtung, wie es die Franzosen taten. Denn tapfer und todesverachtend waren sie, die feindlichen Sappeure. Es war allmählich zum Sport geworden für uns, morgens früh, ehe das Artilleriefeuer begann, das einen für den ganzen Tag in die Unterstände gefesselt hätte, in die Gräben der vorderen Stellung zu gehen und festzustellen, wie weit die Sappen seit gestern nähergekommen waren.

Es hatte etwas Unheimliches, zu sehen, wie sie unaufhaltsam näher kamen. Wer Lust hatte, schoß auf jeden sich zeigenden Uniformzipfel; aber ohne einen Augenblick Unterbrechung sah man den Boden von dem feindlichen Spaten über den Rand fliegen, und nur ab und zu tauchte ein Spatenblatt aus der Tiefe und wurde spöttisch hin- und hergeschwenkt, zum Zeichen, daß der Schuß fehlgegangen war. Anfang Dezember waren aus den vier Sappen deren sechs geworden, und die vordersten hatten sich bis auf vierzig bis fünfzig Schritt dem Graben genähert. Umsonst feuerte unsere leichte und schwere Artillerie fast täglich längere Zeit auf die Stelle. Das ganze Land bildete allmählich einen weißen, zerwühlten Haufen aus dem weißen Kalklehm der Champagne. Die Drahthindernisse wurden in Stücke zerfetzt und immer wieder dadurch erneuert, daß man Holzgestelle nach Art der spanischen Reiter mit Stacheldraht bespannte und bei Nacht über die Böschung nach vorn stieß; die Minenwerfer feuerten bei Tag und Nacht ihre furchtbaren Geschosse: es half alles nichts, unaufhaltsam schippte der fast gespenstische Spaten hinter der vorwärts wandernden Böschung. Minenwerfer sind kurze Kanonen, die Geschosse mit vielen Kilogramm Granatfüllung auf kurze Strecken mit einer unheimlichen Treffsicherheit verschießen. Die Minen fliegen so langsam, daß man sie im Fluge mit den Blicken verfolgen kann, und es hatte etwas Atemraubendes, solch einen Koffer (wie die großen Minen genannt werden) beim Einschlag zu sehen. Es ist, als ob ein Berg explodiert, die Erde wird mehr als haushoch emporgeschleudert und alles Leben wird auf viele Meter im Umkreise vernichtet. Die Wirkung in die Erde hinein ist aber nur gering, und wenn solch eine Mine nicht unmittelbar in die Sappe hineinfällt, wirkt sie mehr auf die Nerven als auf den Körper. Die Franzosen hatten zunächst diese Minenwerfer nicht, und diejenigen, die sie nun konstruiert haben, kommen den unseren in keiner Weise nahe. Sie schossen aus alten kurzen Blechmörsern alte runde eiserne Bomben mit heraushängender, vor dem Abschuß angezündeter Lunte. Auch sie kamen langsam angeflogen, und ihre Wirkung war überaus gering. Unsere Leute nannten sie wegen der glühend nahegezogenen Lunte „Rotschwänzchen" und lachten über sie. Wenn die Artillerie schoß, mußten die Gräben geräumt werden, weil die beiderseitigen Arbeiten nun schon so nahe aneinander lagen, daß die Gefahr sehr groß war, mit einem Schuß in beide Gräben hineinzutreffen. Wenn die Kanonen, Mörser und Haubitzen sprachen, blieben nur die Artilleriebeobachter in den Gräben und hatten dort einen in keiner Weise beneidenswerten Posten. Sobald das Schießen beendet war, rückten die Kompagnien wieder in die Gräben, stellten diese wieder her, soweit es ging und nötig war, und beobachteten die Wirkung der Beschießung beim Feinde. Und immer wieder war der Schluß der danach erstatteten Meldung: „An den feindlichen Sappen wird weiter gearbeitet."

Artillerie ist im Stellungskriege eine der Hauptwaffen. Aber die Wirkung der Geschütze reicht nicht soweit, wie man oft meint. Unsere Flachbahngeschütze (Kanonen) haben eine zu gestreckte Flugbahn, um von oben in die Gräben hineintreffen zu können, und auch die Haubitzen und Mörser müssen ganz besonders vom Glück begünstigt sein, wenn es ihnen gelingen soll, auf eine Entfernung von mehreren tausend Metern einen Graben zu treffen, dessen obere Ränder etwa eineinhalb Meter voneinander entfernt sind. Da muß es die Masse bringen. Und die Franzosen waren in der Gegend von Perthes niemals sparsam mit der Munition. Unsere Gräben waren, wie auf dem größten Teil unserer ganzen Westfront, in dem Gedanken angelegt, in ihnen nur wenige Tage Widerstand zu leisten und dann wieder vorzubrechen. Darum lagen sie meist auf dem vorderen Abhange der Höhenzüge und waren von weither zu sehen. Die Franzosen legten ihre Hauptgräben weit zurück und meist hinter Wäldern und Höhen an, da bei einem Schützengraben mit starkem Hindernis ein Schußfeld von zwanzig, ja von zehn Schritten ausreicht, um jeden Angriff im Feuer zusammenbrechen zu lassen. Da sie unsere Gräben von ihren ausgezeichneten Beobachtungspunkten sehen konnten wie Striche auf der Landkarte, so waren ihre Artilleriebeschießungen kein Spaß. Jeden Tag gab es auch an den Tagen, an denen sich die Infanterie nur — wie meist — auf Feuer der Posten beschränkte, stundenlanges Artilleriefeuer gerade auf diesen Grabenabschnitt, und unsere Leute nannten und nennen dieses Stück den „Hexenkessel". Manchmal trafen mehrere Geschosse hintereinander oder nebeneinander die Böschung oder den Graben und schlugen auch in die Unterstände. Zur Ersparnis von Arbeit und Material hatten wir zunächst nur wenige große unterirdische Räume, sogenannte Unterstände angelegt, waren aber rasch davon abgekommen, als

Digitized by Google

einige Volltreffer hineinschlugen und gleich eine erhebliche Anzahl von Leuten außer Gefecht setzten. Später wurden und werden nur kleine Unterstände immer für wenige Mann angelegt. Aber diese Unterstände wurden auch während der Artilleriebeschießung geräumt. Stundenlang liegt dann alles — bis auf die Posten — im Graben dicht an die vordere Wand gepreßt und hält Spaten bereit, um etwa vom Feuer Verschüttete auszugraben. Die feindliche Artillerie streut, d. h. sie sendet ihre Geschosse, systematisch von einem Ende der Gräben anfangend, über alle Teile, und es kostet Nerven, stundenlang tatenlos auf der Erde zu liegen und abzuwarten, wie es gehen wird, wenn man wieder herankommt. Dazwischen Geschrei und Hilferufe aus der Ferne und aus der Nähe, und unerbittlich folgen sich die Granaten und die Schrapnells — stundenlang.

Das alles kann aber die Pioniere nicht aufhalten, und da wir nun nicht länger warten konnten, ging es mit unseren Sappen dem Feinde entgegen. Man wollte die feindlichen Sappen zerquetschen dadurch, daß man ihnen in Sappen entgegenging, diese, sobald man nahe genug am Feinde war, lud und sprengte. Dann waren die feindlichen Arbeiter tot oder verwundet, und man konnte durch den Sprengtrichter, der nun beide Sappen ineinanderlaufen ließ, in die gegnerische Sappe eindringen und dadurch ihre weitere Benutzung unmöglich machen. Minen werden in die Erde gegraben, Sappen sind oben offen und werden bei größerer Annäherung an den Feind in ihren vordersten Teilen mit Bohlen oder Schutzschilden zugedeckt, um die Arbeiter gegen leichtere Minen und Handgranaten zu sichern. Handgranaten sind, was ihr Name sagt, teils runde eiserne Hohlkugeln, die mit Jagdpulver gefüllt sind, und einer Zündvorrichtung, die das Pulver fünf Sekunden nach Inbrandsetzung zur Detonation bringt. Diese Handgranaten verwendeten wir in Rußland viel; dabei erwies es sich, eine wie lange Zeit fünf Sekunden sein können, denn es kam wiederholt vor, daß die anstürmenden Russen, denen solche Granaten entgegengeworfen wurden, sie aufhoben und zurückwarfen, worauf sie in unserem Graben platzten — und das tat weh. Andere Handgranaten explodieren wie die Seeminen durch Anstoßen, andere durch Aufschlag. Die Russen benutzten die Handgranaten in großer Zahl, und in ihren Sturmkolonnen befanden sich immer eine große Anzahl Leute, die Säcke mit Handgranaten umgehängt hatten, und alle anderen Mannschaften hatten die Taschen voll. Die Franzosen hatten anfangs weniger davon, lernten aber von uns und machten sich Handgranaten, indem sie Dynamitkörper auf Holzbrettchen mit einem Stiel anbanden und beim Abwerfen eine kurze Lunte ansteckten.

Allen nur zum Trotz arbeiteten beide Parteien in den Sappen weiter, und in den ersten Dezembertagen sprengten unsere Pioniere die nächste und gefährlichste feindliche Sappe. Sie brachen hinterher in den feindlichen Gang ein und nahmen eine Strecke davon in Besitz. Hier wurden rasch Sandsäcke aufeinandergepackt, und man saß sich auf drei Schritte gegenüber. Ich kauerte hinter der Sandsackpackung und sah drei Schritte vor mir die feindliche. Ein seltsamer Augenblick. Wir wollten nun in dem engen Gang ein Maschinengewehr aufstellen, die feindlichen Sandsäcke mit langen Haken auseinanderreißen oder wenn das nicht ging, sie mit dem Maschinengewehr zerschießen, das den dicksten Baum in wenigen Sekunden umlegt, und dann weiterdringen. Aber ein Leutnant kletterte mit drei Freiwilligen über die Packungen und stürzte in den feindlichen Teil. Zwei Leute wurden totgeschossen, einer kam verwundet, der Offizier durch ein Wunder unverletzt zurück mit der Meldung, daß der Graben der Franzosen bald hinter den Sandsäcken eine Biegung mache und daß dort hinten Stahlpanzerplatten eingebaut seien. So war hier mit Sappen nichts mehr zu machen, und beide Teile gingen nun, ohne daß das tägliche Artilleriefeuer dadurch beeinträchtigt wurde, zu Minen in der Erde über. Das Artilleriefeuer lag aber nicht nur auf den vorderen Gräben, das ganze Land dahinter, die Aufstellungspunkte der Reserven, die Dörfer und Straßen hinter der Front lagen bis auf viele Kilometer täglich und immer zu anderen Zeiten, bei Tag und bei Nacht, unter schwerem und leichtem Artilleriefeuer. Die Feldküchen konnten monatelang immer nur in der Dunkelheit herangeführt werden, und es geschah ganz hinten bei den Reserven, daß eine schwere französische Granate in eine Kompagnie schlug, die sich bei der Essenausgabe um die geliebte Gulaschkanone scharte; mit einem einzigen Schlage wurden 17 Mann getötet und 36 verwundet, während der Rest, wie der Rheinländer sagt, „laufen ging". Die Leute werden sorglos. Sie hatten drei schwere Granaten, die der verhängnisvollen voranging, mit Hohnlachen begrüßt, wie sie in der Erde starben — die vierte aber traf.

Minen in der Erde werden in Stollen, unterirdischen Gängen zur Entzündung gebracht. Die Pioniere gehen dabei bergmännisch vor und versuchen unter die feindlichen Gräben zu kommen, um sie zu sprengen, oder, wenn es nicht gelingt, unter die Gräben zu kommen, sie aus möglichster Nähe zu zerquetschen. In dem durchlässigen Kalkboden hörte man jeden Schlag, der beim Gegner geführt wird, und dauernd liegen Pioniere auf Posten, um das Fortschreiten des Feindes zu beobachten. Das ist nicht so leicht, denn um sich dem Behorchtwerden zu entziehen, läßt man Mannschaften dauernd an einer Stelle auf die Erde hämmern und arbeitet anderswo weiter, während der laute Schlag des Pochenden die anderen Geräusche übertönt.

Immer näher kam der Gegner, und unsere

Digitized by Google

Arbeiten gediehen nicht so ganz nach Wunsch, weil unsere vortrefflichen Pioniere damals noch nicht so im Minendienst geübt waren wie die des Feindes. Es kamen erst von anderswoher solche Spezialisten. Der Hauptmann dieser Mineure kam zu uns in die Erdhöhle, in der gerade heiter gestimmter Rat abgehalten wurde, was zu tun sei.

Es war ein starker Herr mit rötlichem Gesicht, der sich bekannt machte und nun gleich in die Lage eingeweiht wurde. Er sagte wenig, und alles sah ihn erwartungsvoll an wie den Mann, von dem das Heil kommen sollte. Er sagte immer noch nichts, und während da draußen gerade eine schwere Granate einschlug, daß der Boden dröhnte, fragte ich ihn schließlich, um das Schweigen zu brechen, was er denn zu der Sache sage. Unter allgemeinem Schweigen sprach er das klassische Wort: „Na, wir wer'n det Kind schon schaukeln", und alle Gesichter wurden hell.

Und er hat das Kind auch geschaukelt. Zunächst aber kam es doch etwas anders, denn er war einen Tag zu spät eingetroffen.

Am 8. Dezember regnete es fast den ganzen Tag über, wie Schleier lag es über dem Lande, und die Artillerietätigkeit war ziemlich gering. Der Feind arbeitete in Sappen und Minen in der Erde, und unsere Pioniere begannen ihre Arbeit mit aller Kraft. Nichts ließ auf ein besonderes Ereignis schließen. Da brach auf einmal gegen drei Uhr nachmittags ein feindliches Artilleriefeuer los, wie ich es bis dahin noch niemals gehört hatte. Die Erde dröhnte und schütterte, man sah den dunklen Himmel dauernd taghell erleuchtet von den immer zu mehreren zugleich über dem Hexenkessel platzenden Geschossen; man konnte bald nicht mehr den Knall der einzelnen Schüsse mit dem Gehör unterscheiden, sondern alles ging unter in einem einzigen, ununterbrochen rasenden Dröhnen und Brüllen eines ungeheuren Maschinengewehrs. Und das hagelte zwei Stunden lang auf die armen beiden Kompagnien, die jenes Grabenstück besetzt hatten. Mit einem Schlage brach das Feuer ab, ein gewaltiger dumpfer Knall war zu hören und dann ein rasendes Infanteriefeuer. Immer heftiger, immer wilder, während die feindliche Artillerie hinter die Gräben schoß, und dann abflaute, bis es allmählich sich wieder in die Einzelschüsse der Posten auflöste. Es war schon dunkel, als die Meldung kam: „Ein mit etwa vier Bataillonen gemachter Angriff des Feindes ist vollkommen zusammengebrochen; eigene Verluste schwer. Zahlreiche Franzosen gefangen. An einer Stelle sitzen sie noch im Graben!"

Erst im Lauf der Nacht und am anderen Morgen klärte sich die Lage, als ich nach vorn ging, um mich durch Augenschein zu überzeugen, was los gewesen war.

Die Gräben sahen entsetzlich aus, große Stücke waren verschüttet und eingeebnet, Granaten und Schrapnells lagen unkrepiert und in Splittern in Mengen herum, und je weiter man nach vorn kam, desto mehr häuften sich die Leichen der unsrigen. Zwischen den Toten aber standen unsere Leute hinter ihren Scharten und feuerten langsam Schuß auf Schuß in die Gräben des Gegners, die in dem allgemeinen Gewirr von Draht, Holz und Kalklehm kaum zu erkennen waren. Ich sprach hier und da mit den Leuten und gab hin und her aufmunternde und die Gedanken anderswohin lenkende Worte. Neben Leichen von uns stand ein junger Mensch, der mir dadurch auffiel, daß neben ihm ein besonders großer Haufen von abgeschossenen Patronenhülsen lag. Ich fragte ihn, seit wann er denn hier stehe: „Seit vorgestern abend!" Sein jugendliches Gesicht und seine nette Art fielen mir auf. „Wie alt sind Sie denn?" „Sechzehn Jahre!" Obertertianer war er gewesen, Kriegsfreiwilliger, aus dem Hunsrück! — Und er schoß weiter, Schuß auf Schuß. Die französischen Geschosse sausten, pfiffen nnd heulten über die Gräben hinweg, sie schlugen patschend, hämmernd, klappernd in die Grabenwand; Handgranaten, Gewehrgranaten und Rotschwänzchen kamen ohne Unterlaß, und dazwischen hier und da Granaten schwerer Artillerie, während eigene Artilleriegeschosse über uns hinwegbrausten, um nahe vor uns brüllend und tosend zu zerspringen. Uud der sechzehnjährige Obertertianer stand da und feuerte Schuß auf Schuß wie ein Alter. Deutschland über alles!

Und in dem vordersten Graben wieder ein Jüngling. Ein siebzehnjähriger Fähnrich! Schon Anfang Oktober mit dem Kreuz erster Klasse geschmückt, weil er mit seinem Zuge vier Geschütze im Feuer genommen hatte! Hier stand er den Franzosen, die sich im äußersten Ende des Blinddarms mit bewundernswerter Zähigkeit festgesetzt hatten und hielten, auf zwanzig Schritte gegenüber und hielt sein Stück gegen das Feuer der Maschinenwaffe, welche die Franzosen eingebaut hatten. Alle Sandsäcke wurden im Augenblick von der Geschoßgarbe zerschnitten, die wie ein Bohrer in den Lehm einer Schulterwehr sich eingrub, bis sie hindurchschlug. Man konnte unmittelbar neben der verderbensprühenden Garbe stehen, man konnte darunter hinwegkriechen, es war wie eine dauernd lodernde Stichflamme, allerdings lag der Graben voller Toter, welche überrascht worden waren. Der kleine Fähnrich hüpfte und kroch in dem Graben unter der Garbe umher wie ein Kind, lachte und jubelte, weil ein stärkerer und größerer sich duckend verkriechen mußte. Vielleicht hatte nur ein kindliches Gemüt das durchmachen können, was hinter ihm lag, ohne zermürbt zu werden an Geist, Nerven und Körper.

Ohne irgendwelche vorherigen Anzeichen hatte das rasende Artilleriefeuer der Franzosen begonnen und hatte zwei Stunden lang die Gräben überschüttet wie Hagelschlag. Und jedes Hagelkorn war eine Gra-

Digitized by Google

nate oder ein Schrapnell, das seinerseits brüllend und feuerspeiend Tod und Entsetzen um sich warf. Zwei Stunden lang. Dann war es plötzlich still geworden, die Erde aber war donnernd und bebend geborsten, die Grabenwände waren zusammengedrückt, der Boden emporgehoben worden, Menschen und Material waren wirbelnd in die Luft gerissen und zerfetzt zu Boden geschmettert worden. Die große Mine der Franzosen war explodiert, und in all dieses Chaos von Eisen, Blut, Fetzen, Lehm, Kalk, Staub und Regenströmen hinein kam nun der schneidige Ansturm der Franzosen. Unter lautem Geschrei, Signalen und wilden Rufen brachen dichte und lange Linien aus dem Walde und stürzten sich auf die Trümmer unserer Stellung. In den unversehrt gebliebenen Gräben, in den Löchern, die die Granaten geschlagen, in den Trichtern der Sprengungen hielten sich die überlebenden Deutschen. Die Unterstützungskompagnien konnten nicht so schnell heran, da die Gräben verschüttet waren und voll Toter und Verwundeter lagen. Feuer von Feldartillerie lag nun auf dem Gelände, durch welches die Reserven vor mußten, und der Stand des Bataillonsführers war verschüttet, er selbst schwer verletzt. Und doch wurde der Angriff abgeschlagen. Die blauroten Leichen, nun beschmutzt durch den weißen Lehm, in dem auch die Feinde lagen, hingen in den Drahthindernissen zu Dutzenden, einzelne lagen ganz vorn an der Böschung unserer Gräben und wieder andere sogar dahinter. Nur in einer Breite von etwa vierzig Metern waren die Stürmer eingedrungen und hatten alles, was sich von unseren Leuten dort noch lebend befunden haben mochte, außer Gefecht gesetzt. Und nun war es dem einzigen Offizier vom Bataillon, der dort noch vorhanden war, dem Bataillonsadjutanten gelungen, sich aus dem verschütteten Unterstand herausarbeiten zu lassen. Er war über eine Stunde lang vollkommen begraben gewesen und hatte das Leben nur dadurch erhalten, daß sein Kopf in einem Hohlraum steckte. Jetzt aber warf er sich mit einigen Reserven auf den vom Feinde genommenen Grabenteil und nahm ihn mit dem Bajonnett wieder. Vierzig Franzosen ergaben sich. Und unser Fähnrich hielt inzwischen den vordersten Teil ganz rechts, — während der Besetzung des linken Grabenteils von allem abgeschnitten — bis endlich, endlich eine einzige Kompagnie, die noch zur Verfügung stand, weil ja auch die anderen Teile der Stellung bedroht waren, eingeschoben werden konnte. Damit war die größte Gefahr beseitigt, und wenn es auch nicht sofort gelang, die Franzosen aus dem „Franzosennest" im Blinddarm völlig zu vertreiben, so konnten doch die Pioniere ihre Tätigkeit wieder aufnehmen. Wenige Tage später flog das Grabenende mit seiner Besatzung in die Luft, und der ganze, nun nicht mehr als Graben erkennbare Blinddarm wurde aufgegeben.

Als ich zurückkam, besuchte ich den Verbandplatz im Walde. Mehrere Sanitätswagen wollten eben abfahren. Auf dem Bock saßen einige Leute, die ich befragte, wo sie verwundet seien. Sie antworteten nicht. Der eine war taub geworden, die beiden anderen hatten die Besinnung verloren und waren vollkommen verständnislos.

Und dieser Sturm war doch erst der Anfang des eigentlichen Durchbruchversuches der Franzosen, der zu Weihnachten in hundert- und im Februar in tausendfach verstärktem Maße unsere Truppen traf in der Champagneschlacht. Ich habe dieses Gefecht eingehender beschrieben, um Ihnen ein Bild davon zu geben, was es bedeutet, wenn der Generalstabsbericht sagt: „Da und da drangen die Franzosen nach starker Artillerievorbereitung in unsere Gräben ein! Sie wurden bald darauf wieder hinausgeworfen." Wer diese kurzen Worte in Ruhe liest, der wolle daran denken, welche Anforderungen an Herz und Nerven unserer Brüder draußen im Westen gestellt werden und was sie aushalten müssen, um unseren Brüdern im Osten Zeit und Sicherheit zu gewähren für die Besiegung der Russen.

Ganz unvorhergesehen wurde ich gegen Weihnachten aus dem Westen fortgenommen und nach einer Zeit der Friedensausbildung neu organisierter Truppen Anfang Februar in jene kriegerische Operation hineinversetzt, welche uns immer als etwas ganz besonders schwer zu Ertragendes geschildert worden war. Ein Winterfeldzug in Rußland. Und ich will es gleich vorweg sagen: es ist die angenehmste Enttäuschung meines Lebens gewesen, dieser Winterfeldzug in Rußland. Zwar war es kein Spaß. Er war nicht ohne Opfer, aber er war hundertmal leichter als der Stellungskrieg in Frankreich.

In Frankreich habe ich in der Zeit vom 22. August bis zum 20. Dezember kein Bett gesehen und nur wenige Nächte ein Hausdach über dem Kopf gehabt. Monatelang saßen wir in der Erde in einer Hütte, ähnlich der, an der wir als Knaben beim Indianerspielen unsere Freude hatten. In Rußland habe ich etwa vier oder fünf Wochen lang kein Hausdach über mir gehabt, aber ich besaß meinen Schlafsack, den ich oft habe auf einer Bettstelle ausbreiten können. Doch das sind rein materielle und selbstsüchtige Vorteile. Im Gefecht besaß man von vornherein das Bewußtsein der Überlegenheit. Immer fochten wir zwar zum wenigsten 1 gegen 4, aber es war immer Arbeit, deren Erfolg wir sahen. Als wir an einem Abend des frühen Februar bei Eydtkuhnen die Grenze überschritten, standen an der Straße 6000 soeben gefangengenommene Russen: das nahm ich als ein gutes Omen, und es hat sein Versprechen gehalten. Als ich verwundet aus Rußland herausfuhr, überholte mein Wagen vor Tauroggen einen Zug von 2000 gefangenen Russen, und dicht an der

Digitized by Google

Grenze bei Laugszargen saßen hinter einem Stacheldrahtzaun weitere 1000. Im Augenblick meiner Verwundung sah ich das Land mit fliehenden Russen bedeckt und nahm selbst mit etwa 400 Mann über 1000 gefangen. Man hatte etwas für seine Arbeit. Die russische Artillerie war nur schwach an Zahl im Vergleich zu der französischen, und wir alle sagten und hörten immer wieder nur den Ausdruck der Freude darüber, daß wir nicht in Frankreich verwendet worden waren.

Außerdem macht das Sitzen in den Schützengräben sich insofern unangenehm geltend, als es die Nerven angreift und das Gemüt bedrückt. Man kann aus den Briefen eines Soldaten, den man gar nicht kennt und dessen Zeilen nichts darüber enthalten, entnehmen, ob er sich im offenen Kriege befindet oder in Schützengräben sitzen muß.

Und dennoch möchte ich gerade jetzt ein Bild aus den Schützengräben zeichnen, um die russische Fechtweise der Jetztzeit besonders klar darzustellen und einen Vergleich mit den eben gehörten Verhältnissen in Frankreich zu ermöglichen.

Wir hatten die Masurenschlacht und die ihr folgenden Operationen und Gefechte östlich der Linie Kowno-Grodno mit Erfolg beendet, wurden am 17. März in Suwalki verladen und mit der Eisenbahn über Margrabowa nach Puppen, nördlich Mysciniec, befördert. Dort wurden wir bei sinkendem Abend mit Autos an die Grenze geworfen, und, nachdem wir die Nacht über in Mysciniec gelegen hatten, am anderen Tage südwestlich des Dorfes Bandysie in einer verstärkten Stellung eingesetzt. Wir lösten ein Regiment ab im Tale des Flusses Omulew und hatten, zumal bei meinem Bataillon, eine sehr günstige Stellung. In recht gut angelegten Schützengräben lagen wir auf einem Zuge von Sanddünen, die sich dort überall in den flachen, weiten Flußtälern erheben wie Inseln in ausgetrockneten Seen. Unsere Dünen bildeten gleichzeitig den Südrand eines schmalen, aber ziemlich tiefen Waldstreifens. Sie waren mit hohen und alten, durch früheres Artilleriefeuer sehr zerfetzten Kiefern bestanden. Viele Gräber und Haufen von Kriegsgerät zeugten von hier stattgehabten Gefechten. Alles war noch von Schnee bedeckt, und die Sümpfe, vor allem der Große Karaskasumpf in der linken Flanke der Stellung meines Regiments, sowie die Teiche und Seen vor und hinter der Front waren gefroren und völlig gangbar. Indessen trat sehr rasch nach unserer Ankunft Tauwetter ein und machte unsere Stellung täglich stärker. Der schwächste Teil der Stellung war der linke Flügel, wo die Karaskasümpfe unseren Flügel mehrere Kilometer weit von dem der nächsten Nachbarabteilung trennten. Hier schob sich der gegenüberliegende Wald auf wenige hundert Meter an uns heran, und aus dem Walde trat noch ein Dünenzug so dicht an unsere Stellung heran, daß sich ein Gegner dieser bis auf 100 Meter nähern konnte, ehe er entdeckt wurde. Vor der Front meines Bataillons lag es viel günstiger. Hier bog der vom Feinde besetzte Waldrand scharf nach Süden zurück, und die hier vorspringende Dünenzunge konnte auf ihre ganze Länge übersehen und bestrichen werden. Der Feind hatte auf dieser Zunge eine vorgeschobene Stellung zwischen den Resten von abgebrannten Häusern und Gehöften. Eine hohe einsame Kiefer bezeichnete die Spitze der Düne, die links von einem breiten Sumpf- und Teichstreifen begleitet war. Der Feind saß uns gegenüber im Walde und auf den bezeichneten Dünenstreifen, man schoß auf die Wasserholer und was sich sonst zeigte, es gab auch hier und da aus sehr weiter Entfernung Artilleriefeuer, welches immer genau dieselbe, natürlich leere Stelle traf, aber sonst geschah wenig. Ich hatte den rechten Flügel auf diesem wahrhaft idealen Dünenzuge, meine Feldküche konnte bei Tage bis unmittelbar hinter meine Stellung fahren, und vor der Front lag vollkommen ebenes, freies Land bis an das ziemlich breite und, wie mir schien, starke Hindernis. Ich mußte die ganze Kompagnie einsetzen, und zwar mit zwei Zügen in der Front, während der dritte Zug die große Lücke schloß zwischen meinem und dem Nachbar-Bataillon, das mit seiner linken Flügelkompagnie 400 Meter seitwärtsrückwärts auf einer ähnlichen Sanddüne verschanzt lag.

Die Lücke war nur durch ein Drahthindernis geschlossen, vor dem ein Haus als Fanal vorbereitet und besetzt war. Die Russen waren hier vor etwa zehn Tagen eingebrochen, aber abgeschlagen worden, allerdings unter sehr schweren Verlusten.

Ich selbst lag als der älteste vorn befindliche Offizier in einem recht hübschen und starken Unterstand etwa 200 Meter hinter der Mitte der Stellung in einer kleinen, aber tiefen Waldschlucht zusammen mit dem Führer der unmittelbar vor dem Unterstand liegenden Kompagnie.

Jede Nacht ging ich mehrmals selbst die Posten revidieren, und bei Tage war im allgemeinen Ruhe, weil ein feindlicher Angriff ja hier ganz unmöglich war, solange man Büchsenlicht hatte. Die Leute befanden sich sehr wohl in diesen Stellungen, wo immer einige zusammen nette und bequeme Unterstände hatten; nur war bei ihrer sehr geringen Zahl stets die Hälfte auf Posten erforderlich.

Der Abend des 22. März war ruhig verlaufen, und wir saßen abends ganz vergnügt in meinem Unterstand bei einer eingetroffnen Postsendung von allerlei Leckerbissen. Dies war uns immer besonders angenehm, weil wir zwar wohl immer satt gemacht wurden aus der Feldküche, aber immerzu Rindfleisch von russischen Rindern macht Kiefer und Magen müde, und so waren uns Delikatessen vor allem etwas pikanter Art hochwillkommen.

Ich ging ziemlich früh in meinen Schlaf-

Digitized by Google

Schwierige Fahrt. Gemälde von Eugen Oßwald

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

sack, weil mir nicht ganz wohl war, und wollte die Posten erst gegen Morgen nachsehen, da ich meinen vortrefflichen Offiziersstellvertreter vorn wußte.

Plötzlich weckte man mich. Draußen fielen Schüsse, aber es war noch stockdunkel. Rasch waren wir auf und gefechtsbereit, mit kurzem Gruß lief jeder zu seiner Kompagnie. Als ich, so schnell ich konnte, in meine Stellung eilte, hörte ich von links herüber sehr heftiges Schießen, die Geschosse pfiffen mir hageldicht um die Ohren, und dazwischen klang der russische Hurraschrei. Seltsamerweise rufen sie „Hurri!" In den schweren Stiefeln und dem dicken Mantel kam ich außer Atem in meiner Stellung an und fand zwar die Posten wachend, aber die Kompagnie nicht so alarmbereit, wie ich es gewünscht hätte. Der Soldat wird unglaublich schnell sorglos. Mir ist es passiert, daß mir ein Mann in hoher Gefahr sagte, als ich ihm zuschrie, er solle seinen Platz in der Feuerlinie einnehmen und dazu den Unterstand, in dem er lag, verlassen: „Ich bin schonungskrank, Herr Hauptmann!" Die Russen hätten wenig danach gefragt.

Während das Feuer immer heftiger, das Geschrei immer wilder wurde, brachte ich die Kompagnie auf die Beine. Jeder stand auf seinem Posten, und mein braver Offizierstellvertreter schoß eine Leuchtkugel ab, die mir das Gelände vor meiner Stellung ungefährdet zeigte. Ich blieb neben dem eingebauten Maschinengewehr stehen und lauschte auf das Feuergefecht weiter links, wo auch Feldartillerie mit eingriff; immer heftiger kamen verlorene Kugeln von dort herüber. Dann auf einmal brach unmittelbar vor mir ein wütendes Gebrüll von russischen Sturmkolonnen los, welche in der Finsternis mein Drahthindernis erreicht hatten. Auf dem halbweggetauten Schnee hoben sich dichte, dunkle Kolonnen ab, die einen Augenblick am Hindernis stutzten. „Schießt, Kinder, schießt!" Das war alles, was man kommandieren konnte. Ich selbst sprang an das Maschinengewehr, das ich in einem früheren Gefecht handhaben gelernt hatte, und wollte in die dichten Haufen hineinfegen. Der Platz war gut gewählt, nicht ein Mann wäre davongekommen, wenn die Waffe funktioniert hätte! Trotz verzweifelten Arbeitens der Bedienung, trotz meines Scheltens und Drohens: der Wind hatte den Dünensand in die diffizilen Schloßteile geweht, es ging nicht ein Schuß los! Und ähnlich ging es mit den Gewehren der Mannschaft! Meinem Nebenmann versagte das seine, ich gab ihm meines! Und brüllend, Handgranaten werfend und ihre Bajonette schwingend, stürzten die Russen über unsere Hindernisse hinweg wie über eine Buchsbaumhecke und erstiegen unsere Böschung. Wir kamen durch den Laufgraben zurück; es war der schlimmste Moment meines ganzen militärischen und kriegerischen Lebens.

Umsaust von russischen Geschossen, verfolgt von ihrem Siegesgeschrei, ging es in großer Eile über den Sturzacker, so daß ich jeden Augenblick dachte, nun geht es nicht weiter. Ich erreichte endlich die zweite Stellung, als es bereits heller wurde, und sah hier, daß die Russen mir nicht unmittelbar gefolgt waren. Aber was aus den Hauptteilen meiner Kompagnie weiter rechts geworden war, wußte ich nicht, denn bei mir waren höchstens zehn Mann.

Ich traf einen Offizier der Kompagnie, die ganz auf dem linken Flügel gelegen hatte und, wie er mir sagte, über den Karaskasumpf umfaßt und beinahe aufgerieben war. Ihm befahl ich, mit allen Leuten seiner und meiner Kompagnie, die hier zur Hand waren, die Stellung unter allen Umständen zu halten, während ich selbst zur Nachbarkompagnie weiter rechts lief, um mit dieser einen Stoß in die Flanke des nachfolgenden Feindes zu machen und damit das Schicksal des Tages wieder zu wenden.

Da, wo ich eben gestanden hatte, schlug in dem Augenblick, als ich forteilte, die erste schwere russische Granate ein. Schwerfällig kam sie angebraust, aber ihre Wirkung war entsetzlich. Schmetternd schlug sie ein, der nervenerschütternde Krach, eine zwanzig Meter hohe Staub- und Eisenfontäne im Halbdunkel des Morgens, weiter sah und hörte ich nichts.

Vorderhand konnte ich daran nicht denken. Ich eilte davon und entdeckte, in der Verschanzung angekommen, daß die Russen nicht gefolgt waren, sondern sich in unseren Gräben festgesetzt hatten und sich neu eingruben. So war es nichts mit dem Gegenstoß. Im Walde und anscheinend in anderen Stellen unserer alten Gräben wurde noch gefochten, und ich versuchte vergeblich Verbindung aufzunehmen mit meinem Bataillonskommandeur und Freunde Horn aus Gnoien in Mecklenburg, einem Offizier, wie wir der Armee viele wünschen wollen. Ich wäre bei dem Versuch, über das deckungslose Gelände hinter meiner neuen Stellung, wohin ich auch die anderen Teile meiner Kompagnie gezogen hatte, in den Wald zu kommen, in der inzwischen eingetretenen Tageshelle, mehrmals um ein Haar erschossen worden und mußte es zunächst aufgeben, da auch Artilleriefeuer über der Gegend lag. So lagen wir in den Gräben beim Lerchentriller des ersten Frühlings und lauschten dem Artilleriekampf, der über uns hinweg zischte und heulte. Unsere Schrapnells saßen gut über unseren Gräben. Endlich kam Nachricht von Horn. Er hatte mit vier Mann, seinen Gefechtsordonnanzen, allein den hohen Hügel, hinter dem mein Unterstand gelegen hatte, gehalten und sich hier um so schneller eingraben können, als erhebliche Teile der Front nicht angegriffen und deshalb auch nicht durchbrochen waren. Auch bei mir wäre es anders gekommen, wenn nicht unsere Waffen uns den Streich gespielt hätten und wenn ich mich nicht an

Digitized by Google

der Stelle befunden hätte, wo gerade der Einbruch erfolgte: dadurch wurde der Führer zu einem bloßen Gewehrträger und es konnte eine Leitung nicht mehr stattfinden.

Mein Offizierstellvertreter hatte zum Glück eine Waffe, die in Ordnung war. Er hatte sich vor den Graben gelegt, durch den er als letzter mit uns entkommen war. Die weiter rechts stehenden Teile seiner Kompagnie waren auf ähnliche Weise zurückgekommen und zogen sich zu mir in die Verschanzung der Nachbarkompagnie.

Nun beschloß ich anzugreifen, sobald sich Gelegenheit dazu bot. Ich wußte, daß Major Horn mein Vorbrechen mit Feuer unterstützen würde, und sah auch, daß sein Feuer bisher schon erheblichen Erfolg gehabt hatte. Es lagen zahlreiche Russen diesseits unserer Stellung, und alle Augenblicke schlug wieder einer hin.

Gegen Mittag war's, als ich mit zwei Zügen der meinen und zweien der Nachbarkompagnie zum Sturm antrat. Es war doch ein kritischer Augenblick, als wir Offiziere die Verschanzung verließen, denn die ganze Sturmkompagnie mußte um die Ecke des Drahthindernisses auf dem Eise des Sees herum laufen und sich dabei zusammendrängen. Aber es gelang. Und noch etwas viel Seltsameres geschah. Die Russen schossen nicht! Sie wehten mit Tüchern und streckten die Hände in die Höhe. Sie ergaben sich. Wir nahmen etwa 600 Mann gefangen, darunter einige Offiziere. Sie warfen ihre Waffen weg, entledigten sich all ihres Gepäcks, so schnell sie konnten, und traten schon ohne Befehl zusammen, um abtransportiert zu werden. Weit weniger entgegenkommend benahm sich ein Offizier von ausgesprochen unsympathischem Äußeren, der sich weigerte, seinerseits dazu beizutragen, die Gefangenen zu rangieren. Nun ließ ich ihn in Reih und Glied stellen zusammen mit den gefangenen Mannschaften. Hätte ich gewußt, daß er meine Gefechtsordonnanz, die in seine Hände gefallen war, halbtot geprügelt hatte, weil er das Maschinengewehr, das wir hatten liegen lassen müssen, nicht gegen uns anwenden konnte, da er es erstens nicht verstand und weil die treulose Maschine ihn ebenso im Stiche gelassen haben würde wie uns, ich hätte ihn unzweifelhaft und mit Recht erschießen lassen. Jetzt aber bin ich recht froh, das nicht gewußt zu haben.

Wir besetzten unsere Gräben wieder und säuberten sie, so gut es ging. Alle unsere Unterstände waren durchwühlt und ausgeplündert, überall lagen tote und verwundete Russen und leider auch Deutsche. Der eine angegriffene Teil meiner schwachen Kompagnie hatte 20 Mann tot und verwundet verloren.

Vor unserer Stellung sah es furchtbar aus, die ganze Gegend bis zum Walde war bestreut und vor unseren Gräben besät mit toten und verwundeten Russen. Die, die nahe bei uns lagen, winkten und riefen, und sofort waren auch meine braven Kerle dabei, sie zu holen. Ich sehe noch einen winzig kleinen Tambour einen riesigen Russen Huckepack schleppen. Aber es wurde übel gelohnt. Weiter links war das Gefecht immer noch heftig im Gange, und sofort eröffneten russische Schützen aus dem Waldrande ein lebhaftes Feuer auf die Hilfreichen: drei Mann wurden verwundet. Da gaben wir es auf. Im Graben gab es auch noch genug zu tun mit Verbinden und Abtransport von Verwundeten beider Parteien und mit dem Sammeln der russischen Gewehre und Ausrüstungsstücke.

Wir standen dann den ganzen Tag in unseren Gräben, machten Maschinengewehre und Gewehre wieder schußbereit und hielten sie von da ab dauernd eingewickelt. Die Maschinengewehre schossen alle paar Stunden einige Schüsse, um ihre Brauchbarkeit zu beweisen. Weiter links dauerte es den ganzen Tag, bis die letzten russischen Angriffe abgeschlagen waren. Man hörte das Schreien der Verwundeten die ganze Nacht hindurch.

Erst am nächsten Morgen konnte man sich ein klares Bild machen von dem, was geschehen war. Die Russen waren in völliger Dunkelheit in zwei Sturmkolonnen vorgegangen. Die eine hatte den linken Flügel der meinen und den rechten Flügel der Nachbarkompagnie getroffen. Der Führer dieser Kompagnie war durch den Kopf geschossen worden und war sofort tot. Aber der größte Teil der Kompagnie hatte gehalten, und nun hatte sich in den Gräben ein Handgranatenkampf abgespielt, der furchtbar gewesen war. Es lagen neunzehn tote, halbverbrannte Russen und siebzehn ebenso zugerichtete Deutsche dort in dem Dünensand, der sie bereits halb verweht hatte, so daß nur hier und da ein bleiches, blutiges Antlitz zum Himmel starrte. Manche wurden gar nicht mehr verlegt, sondern es wurde nur etwas mehr Sand daraufgeworfen, und das Grab war zu. Diese, meine Nachbarkompagnie, hatte erheblich mehr Verluste als die meinige.

Viel schwerer aber war es unserem linken Flügel ergangen. Da waren die Russen im Dunkel der Nacht mit der anderen Sturmkolonne über den Karaskasumpf herangekommen und beinahe von hinten her eingebrochen. Zwei Kompagnien von uns waren nahezu aufgerieben worden, zwei Kompagniechefs waren tot, einer verwundet; bei meinem Bataillon war ein Kompagnieführer gefallen, einer durch das linke Auge geschossen und zunächst vollkommen blind. Ein Auge ist ihm erhalten geblieben.

Die Russen waren vollkommen auch in unserem Rücken gewesen. In meinem Unterstand hatte unser Doktor seinen Verbandplatz eingerichtet gehabt. Auf einmal schossen die Russen von draußen herein. Der junge Arzt sprang heraus und zeigte seine Neutralitätsbinde. Da drangen acht Kerle hinein, durchstöberten alles und nahmen mit, was ihnen gut schien, unter anderem meinen schönen

Digitized by Google

roten Käse, den der Doktor aber vor ihren Augen kosten mußte, um zu beweisen, daß er nicht vergiftet war.

Dann waren sie mit dem Doktor in den Wald gezogen und hatten ihn immer nach der Seite getrieben, von wo das russische Feuer herüberschallte. Auf einmal aber kam ihnen eine deutsche Schützenlinie über einen Hügel entgegen. Sofort warfen die Russen ihre Gewehre fort, fielen dem Arzt zu Füßen, küßten ihm Rock und Mantel unter dem Geschrei „Parduhn, Panie, Parduhn", und der Doktor meldete sich stolz mit acht Gefangenen bei Major Horn aus der Gefangenschaft zurück; im ganzen hatten wir achtzehnhundert Gefangene gemacht. Sie jubelten und tanzten, warfen die Pelzmützen in die Höhe und waren außer sich vor Freude, daß sie nun aus aller Not waren. An einzelnen Stellen waren sie in die Gräben gesprungen und hatten sofort die Hände hochgestreckt und sich ergeben. Sie hatten entsetzliche Furcht vor ihren Offizieren und den Maschinengewehren, mit denen diese von hinten ihrem Tatendrang Nachschub leisteten.

Das Gefechtsfeld vor unseren Hindernissen hatte sich am nächsten Morgen wesentlich geleert. Alle Russen, die sich nur totgestellt hatten, oder die Verwundeten, die sich noch schleppen konnten, sowie eine große Anzahl von Leichen waren entfernt worden, aber es blieben noch genug. Auf unseren Böschungen, unter den Drähten und im Vorgelände lagen noch über dreihundert Leichen und einige Verwundete, die in dieser und den nächsten Nächten geholt wurden. Was möglich, begruben wir. Etwa hundert Leichen aber lagen zwölf Tage in der Sonne, bis die Russen am zweiten Osterfeiertage einen Waffenstillstand erbaten und wir die toten Russen in Haufen begraben konnten.

Nach sicheren Angaben von gefangenen Offizieren hatten die Russen mit etwa fünftausend Mann angegriffen. Davon waren sechshundert tot, ebensoviele verwundet, achtzehnhundert gefangen. Wir sammelten gegen dreitausend Gewehre, und man kann wohl sagen, daß der Angriff unter schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen war. Wir hatten etwa tausend Mann im Gefecht gehabt.

Von da ab waren wir wachsamer. Jede Nacht habe ich vom 23. März bis 5. April auf Posten gestanden, und meist waren es nur eine bis anderthalb Stunden, in denen ich die Wache meinem guten Zugführer überlassen konnte und mußte. Vor unserer Front lagen einige Gehöfte, die wurden nun sparsam abgebrannt. Immer ein Haus nach dem anderen ging in Flammen auf, sobald der Mond unterging, und das Feuer leuchtete dann die paar Stunden bis Tagesanbruch.

Wir hatten von da ab im allgemeinen nachts Ruhe, aber nur insofern, als kein Infanterieangriff uns unmittelbar traf. Rechts und links gab es immer und immer Anstürme, und Artilleriefeuer bekamen wir nahezu täg- und nächtlich.

So waren wir ganz froh, als wir hier fortgenommen wurden und die deutsche Grenze überschritten, um anderswo verwendet zu werden.

Wir machten den Vorstoß nach Schaulen mit, und mein Bataillon kam so weit vor gegen Mitau, daß wir schon damit rechneten, Riga zu nehmen. Wir hatten den Auftrag, möglichst starke Kräfte auf uns zu ziehen und dadurch an der Teilnahme an den wenig später beginnenden Operationen in Galizien zu verhindern. Das gelang uns so gut, daß wir sehr bald erheblich stärkere russische Massen uns gegenüber hatten und daß wir bis zum Eintreffen unserer Verstärkungen in keiner schönen Lage waren. Wir mußten Schaulen räumen, und die Versuche es wiederzunehmen glückten nicht, weil die Stadt inmitten von Sümpfen, sumpfigen Wäldern und Höhenzügen liegt, die wir selbst auf das beste zur Verteidigung eingerichtet hatten und die wir, mangels der Möglichkeit zu umgehen, nicht wieder nehmen konnten.

Da aber die deutsche Linie bis an die Dubissa vorgeschoben werden sollte, einen kleinen Fluß, der in tief eingeschnittenem Tal von Norden her in die Memel fällt und durch den Windawskikanal mit der Windau verbunden ist, so mußten die Russen, die wiederum auch hier, von Kowno her, starke Kräfte eingesetzt hatten, überall auf das Ostufer des Flüßchens geworfen werden. Das war im südlichsten Teil des Flüßchens noch nicht geschehen, und so mußten unsere schwachen Truppen, welche hier standen, dadurch entlastet werden, daß die fest eingegrabene russische Front durchbrochen wurde. Dazu wurde auch mein Regiment bestimmt und wir gingen am Abend des 26. Mai hier in mein letztes Gefecht, denn ich wurde hier verwundet.

Auch dies Gefecht ist typisch.

Der Russe ist in der Verteidigung unsagbar zähe, sobald seine Flanken und sein Rücken gesichert sind. „Man muß sie dann erst umstoßen, wenn man sie totgeschossen hat," meinten unsere Leute mit denselben Worten, die Friedrich der Große nach der Schlacht bei Zorndorf über denselben Gegner sprach. Die Russen haben immer mehrere Linien hintereinander besetzt, und die Besatzung der vorderen Gräben wird durch die der hinteren, welche sie beim Zurückgehen mit Feuer empfängt, im Schach gehalten und an der Flucht verhindert. Die Offiziere befinden sich immer in den hinteren oder hintersten Gräben, um auch die letzten Leute zum Festhalten zu zwingen. Daher ist die Zahl der gefangenen Offiziere immer so winzig klein im Verhältnis zu der der Mannschaften.

Sieht sich der Russe umgangen oder in seiner Rückzugslinie bedroht, dann ist er sofort bereit und eifrig, eine Umgruppierung der Kräfte vorzunehmen, d. h. er reißt aus und die Offiziere gehen mit, weil ja auch sie umfaßt sind. Deshalb greift man eine

Digitized by Google

russische Stellung nur dann in der Front an, wenn es, wie in Galizien, gar nicht anders geht, weil der Raum oder das Gelände für eine Umfassung fehlt.

Ich will offen gestehen, daß der Gedanke an unsere Aufgabe für den 27. Mai uns allen nicht angenehm war.

In der Nacht zu diesem Tage nahmen wir unsere Stellungen ein, indem wir Landsturm, der hier nur verteidigend gelegen hatte, ablösten. Wir bekamen schon beim Hinmarsch verlorenes Feuer von weit her, und mein braver Hornist und Schildknappe wurde durch den Leib geschossen. Dann lagen wir und warteten, bis es Tag wurde. Unsere Artillerie schoß lebhaft, und gegen halb fünf Uhr brachen die beiden Kompagnien meines Bataillons, die unsere vorderste Linie bilden sollten, schneidig aus den Gräben vor, bekamen aber sofort so heftiges Feuer aus mehreren Reihen von Gräben hintereinander, welche wir erst jetzt deutlich erkennen konnten, daß an ein Vorwärtskommen nicht zu denken war; um so weniger, als ein kleines Wäldchen vor unserem linken Flügel, in dem Russen vermutet wurden, während diese ihre Stellung dahinter hatten, irrtümlich von unserer Artillerie beschossen wurde. So mußte unsere dort vorgedrungene Kompagnie unter ziemlichen Verlusten zurückgehen, und die Russen begleiteten jeden Einschlag eines unserer Artilleriegeschosse in unseren Linien mit lautem Hohn- und Jubelgeschrei. Vor mir befand sich ein Wiesengrund, der 1000 Meter weiter gegen das Dorf Surmonty hin wieder anstieg, man sah deutlich drei Reihen von besetzten Gräben und im Dorfrand eine vierte Verteidigungslinie. Das Dorf war zum großen Teile abgebrannt, aber die blühenden Obstbäume sahen herrlich aus. Unsere Artilleriebeobachter wurden nun nach vorn zu uns in die Gräben entsandt, und von Mittag ab wurde das Feuer erheblich wirksamer. Man sah viele Russen hin- und herlaufen, und die Einschläge unserer Feldartilleriegeschosse waren von einer Wirkung, die Mitleid weckte für den Gegner, den es traf und der sich nicht mit Artillerie verteidigen konnte, weil er nur wenig hatte.

Nachmittags kam der Befehl, wir sollten gegen halb fünf Uhr nachmittags doch den Sturm durchführen. Nun kamen die Kompagnien in vorderste Linie, welche morgens in zweiter Linie hatten angreifen sollen. Meine Kompagnie bildete den rechten Flügel unseres Regiments und hatte wieder zwei Züge in erster Linie, einer folgte. Dabei nahmen wir die Teile der anderen Kompagnie mit, die seit morgens vor uns lag und nicht weiter vorgekommen war. Sie hatte sich eingegraben.

Es wurde nahezu fünf Uhr, als wir vorbrachen. Die Russen feuerten heftig, aber es ging wie immer, wenn sie die blanke Waffe sehen: der vorderste Graben war bald erreicht, die Russen warfen die Gewehre fort, hoben die Hände hoch und warfen sich uns mit lautem Pardubngeschrei entgegen. Wir konnten uns nicht aufhalten. Ich hatte keine Zeit und keine Leute zum Sammeln und zum Rücktransport. Wir feuerten sie durch einige wohlgemeinte Jagdhiebe an, ihren Lauf nach hinten fortzusetzen, dort wurden sie ja doch aufgegriffen. In unaufhaltsamem Lauf wurde der zweite Graben genommen, dort ging's ebenso, dann der dritte, und wir waren im Dorfe. Etwa tausend Mann hatten sich in den wenigen Minuten, die solch ein Sturmlauf dauern kann, ergeben. Nun sammelte ich, was ich zur Hand hatte, und stieß durch das Dorf hindurch. Rechts sah man das Land kilometerweit von fliehenden Russen bedeckt, die in rasender Eile dem langen Waldstreifen zustrebten, der sich hinter ihren Stellungen hinzog. Es war ein Bild, welches dem siegreichen Krieger wohltut. Die Russen mußten ihre von unseren Nachbartruppen angegriffene Stellung aufgeben, weil unser rascher Vorstoß sie flankierte.

Unsere Leute feuerten hinterher, was aus den Gewehren herausging, aber das Niederschießen Fliehender liegt dem Deutschen nun einmal nicht. Wir überließen es den dazu bestimmten Nachbartruppen und stießen weiter vor gegen den Wald. Ich war der älteste Offizier hier vorn und übernahm selbstverständlich den Befehl über alles, was zur Hand war. Ich wollte den Waldrand erreichen, aber nicht in den Wald hineinstoßen, weil man nie wissen kann, was darin steckt. Waldgefechte sind sehr unangenehm, weil man den Überblick verliert über Freund und Feind, weil man sich leicht mit eigenen Truppen gegenseitig beschießt, und weil Umgehungen möglich sind. Wir eilten vorwärts und bekamen plötzlich sehr heftiges Feuer aus einem starken Schützengraben am Waldrande, wo die Russen eine sogenannte Aufnahmestellung genommen hatten. Ich befand mich etwas seitwärts dieser Stellung und wollte der Nebenkompagnie dadurch wieder vorhelfen, daß wir die Russen flankierten. Aber wir bekamen selbst Feuer aus dem Walde vor uns, und während ich sah, daß einige Russen winkten und sich ergeben wollten, schossen andere desto heftiger.

Es wird bei uns so häufig über Falschheit der Russen geklagt, die da mit Tüchern winkten, um sich scheinbar zu ergeben und dann die sich harmlos nähernden Deutschen abzuschießen. Das ist an manchen Stellen wohl auch vorgekommen; meistens aber ist es sehr leicht damit zu erklären, daß in ihrer Linie keine Übereinstimmung herrscht. Feiglinge wollen sich ergeben, Offiziere und tapfere Leute wollen es nicht. Diese schießen dann und haben ein um so leichteres Ziel, weil unsere Leute zuweilen von einer kaum verständlichen Harmlosigkeit sind. Im übrigen sind die Russen doch ein nur wenig von Kultur beleckes Volk, das vollkommen von Augenblickseindrücken abhängt. Sie schießen bis auf allernächste Entfernung wie rasend, werfen dann die Waffen weg und ergeben

Digitized by Google

sich. Von dem Augenblick an sind sie gutwillige, freundliche Kinder, die ganz vergessen haben, was sie eben noch taten. Dazu kommt ihre Angst vor den Vorgesetzten. Eine Grabenbesatzung, die sich ergibt, rennt wie ums Leben dem Angreifer entgegen, um sich dem Feuer aus den eigenen hinteren Gräben zu entziehen. Es sieht dann aus, als machten sie einen Sturmangriff, und ihr Pardauhngeschrei wird oft mißverstanden.

Hier bei uns pfiffen die Kugeln hageldicht, ich hatte ganz vergessen, daß wir nicht aus Eisen sind, sah nur den Graben, den wir haben mußten, und schoß dauernd im Knien mit dem Karabiner hinüber, als mir auf einmal die Waffe aus der Hand flog und ich einen Schlag gegen die rechte Schulter bekam, der mich mehr wunderte als schmerzte. Ich rief meiner Ordonnanz zu, ich sei verwundet, meine Leute suchten sich mir zu nähern, und die Russen erkannten wohl, daß sich hier ein Offizier befände, denn sie feuerten so heftig auf unsere Gruppe, daß wir ganz eingehüllt waren in den Staub der um uns einschlagenden Geschosse. Ich versuchte zurückzukommen und bekam nun einen zweiten Schuß, der von hinten durch den linken Oberarm ging, den Brustbeutel durchschlug und den Hals verletzte: dreimal 'rein und dreimal 'raus. Dieser Schuß schmerzte erheblich mehr, es war, als ob man mit großer Kraft gegen den sogenannten Musikantenknochen geschlagen wurde. Zum Glück bekam ich in diesem Augenblick eine Furche zu fassen, in der ich liegen blieb. Dann sah ich, wie die linke Nachbarkompagnie aufsprang und angriff, und wie die Russen sich ihr entgegenwarfen ohne Gewehre, um sich gefangen zu geben. So hörte das Feuer auf, und meine Leute brachten mich zurück. Ein Wunder Gottes ist mir diese Rettung, denn die Russen schossen auf 80 bis 100 Meter auf mich.

Ich kam zurück — und befinde mich nun auf dem Sprunge, wieder herauszugehen, nachdem die Wunden geheilt und die angegriffenen Nerven wieder gekräftigt sind. Mag meine Verwendung sein, wo sie wolle, möchte sie nur zum Siege sein.

Ich will schließen. Ich habe versucht, die Fechtweise unserer Gegner im Westen und Osten zu schildern. Natürlich konnte das nie erschöpfend sein. Ich habe dreißig Schlachten und Gefechte auf beiden Kriegsschauplätzen hinter mir und fast täglich Artillerie- und Infanterieschießereien in den befestigten Stellungen gehabt: immer war es anders, und ich könnte tagelang reden, ohne das Thema auszuschöpfen und ohne meinen Lesern noch von Land und Leuten erzählt zu haben. Daran lag mir auch weniger als daran, das Interesse für unsere Armee wach zu halten und zu beleben. Nie darf Deutschland vergessen, was es Gott und seiner Armee an Dank schuldet, dafür, daß nur ein kleiner Teil unseres Vaterlandes den Feind im Land gehabt hat, daß die unzählbare Übermacht unserer Feinde es nicht vermocht hat, den Krieg in unser Land hineinzutragen!! Wer Städte und Dörfer zu Hunderten hat in Flammen aufgehen sehen, wer Greise und Kinder hat in den Flammen umkommen sehen müssen, wer die Habseligkeiten der Besitzer in den nicht verbrannten Gehöften von roher oder auch unwissender Hand zerstreut, beschmutzt, durchwühlt und vernichtet sah: den berührt eine deutsche Klage über Steigerung der Preise und über Beschränkungen ebenso seltsam, wie ihn ein Blick auf das Leben in den großen Städten staunen läßt darüber, daß es immer noch so viele Menschen geben muß, die der Zerstreuung und des lustigen Zeitvertreibes bedürfen. — — —

Der Krieg ist entschieden. Keiner unserer Feinde kann uns jetzt noch besiegen, wenn nicht überirdische, ganz besondere Gewalten sich gegen uns kehren. Die Russen sind nicht nur überall geschlagen, sie haben nicht nur Galizien wieder verloren, sondern sie sehen sich im Besitze von ganz Polen auf das äußerste bedroht, ihre mehr orientalisch indolente als charakterfeste Zähigkeit hat zwar den vollkommenen Zusammenbruch der Armee bisher verhindert, aber zu angriffsweisem Vorgehen größeren Stils sind sie meines Erachtens jetzt nicht imstande. Vergebens versuchen Franzosen, Engländer und Belgier unter Aufwendung aller ihrer starken Kräfte die Teile unseres Heeres, welche ihnen im Westen gegenüberstehen, zu durchbrechen. Ihre Siegesberichte haben sie keinen Kilometer weitergebracht. Wir können dort ruhig, wenn es sein muß, noch Jahre stehen, und wir leben aus dem fremden Lande und sie sehen das unsere nur als Gefangene.

Nach den großen Opfern an teurem Blut, die wir gebracht haben, können wir und dürfen wir einen Frieden nur dann schließen, wenn unser siegreiches Schwert die Bedingungen diktiert. Es kommt für uns alle nur auf das eine an: Durchhalten. Möchten wir daheim darin nicht weniger stark sein, als unsere Brüder draußen!

Im schönen Coblenz, von wo aus ich in nun schon so fern erscheinender Zeit ins Feld zog, ragt beim Zusammenfluß von Rhein und Mosel ein Denkmal unseres alten Kaisers empor. Oft habe ich die in mächtigen Buchstaben eingemeißelte Inschrift gelesen, und ich ahnte nicht, wie bald ich deren Wahrheit erleben und mitbestätigen sollte. Möchte uns allen die nächst Gottes Schutz so starke Wurzel unserer nationalen Kraft auch heute abend klar und deutlich zeigen: „Nimmer wird das Reich zerstöret, so ihr einig seid und treu!“

Einig durch die gemeinsame Not, treu uns selbst und treu einander, treu wie unsere Armee es ist, die unser Volk darstellt. Dann werden unsere Feinde die Wahrheit des Wortes des großen Friedrichs erleben: „Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als unser Vaterland auf den Bajonetten einer solchen Armee!“

Digitized by Google

Die deutsche Mode

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Die Mode ist der beständige vergebliche Versuch oberer Schichten, sich von der Allgemeinheit durch eine Neuerung zu unterscheiden. Weil dies nur jeweils auf kürzeste Frist gelingen kann, haben wir den immerwährenden Wechsel, deswegen auch die Unbesinnlichkeit, etwas Hübsches zugunsten des Geschmacklosen aufzugeben; die Neuheit ist entscheidend, sie ist um so willkommener, je unwahrscheinlicher sie ist. In Deutschland, auch in Nord- und Osteuropa ist man ferner daran gewöhnt, sie nur als Mädchen aus der Fremde zu begrüßen. Ohne die Mode genügte ein Bruchteil der vorhandenen Fabriken und Verkaufsgeschäfte für unsere Bekleidung. Sie muß also schon, um wirtschaftliche Erschütterungen zu vermeiden, am Ruder bleiben. So lautet auch die gegenwärtige Forderung nicht deutsche Tracht, sondern deutsche Mode.

Über dies Thema haben sich seit Jahrzehnten die feinsten Federn stumpf geschrieben. Ästhetiker vom ersten Range wollten den Weg zum Schöneren zeigen, sie klärten das Publikum auf, welche „Zynismen" — bleiben wir bei Fr. Th. Vischers Fremdwort — es in seinem fremdseligen Modeeifer mitmache, und mit dem einen richteten sie so wenig aus, wie mit dem andern. So weit sie sich auch aus ihren gewohnten Geistesgebieten herniederließen, gingen sie noch immer von einer zu hohen Voraussetzung aus, als ob man in der Mode nach dem Schönen trachte und sich darin nur oft aus Unverstand vergreife. Die Modebewegung fällt aber nicht in den Kreis der Bestrebung des Schönen, noch in den der Moral, sondern sie gehört in die Gesellschaftslehre. Die Kleidung ist seit ihrem Bestehen auch eine Anzeigerin des Standes, und darin wurde sie früher durch Strafen, Gesetze, Sitten- und Kleiderordnungen geschützt. Seit dies in der Zivilkleidung nicht mehr geschieht, dafür der Geschäftsgeist die gleiche Modeform in allen Preislagen möglich macht, bleibt der beeilte Wettlauf das hauptsächliche Mittel. Fragen der Mode können nur bemessen und gedeutet werden, wenn man eine erfahrungsmäßige Lebenskundigkeit zugrunde legt.

Eine deutsche Mode, aus wirtschaftlichen und anderen Gründen ebenso wünschenswert, wie aus denen des sittlichen Hausrechts, ist nicht befreit davon, mit den herkömmlichen psychologischen Bedingungen zu rechnen. Wie gesagt, durch die Form seiner Kleidung will man sich soviel wie möglich zu den weltmännischen Leuten erheben, der Deutsche so gut wie andere; der ganze Strudel strebt nach oben. Wenn daher von den einen eine betonte deutsche Mode getragen werden wird, so werden noch immer genug sein, die sich dann erst recht pariserisch kleiden, in der Absicht, jene an Feinheit zu übertrumpfen. Wer dem großen Teil unserer Frauen und Jungfrauen diese Fähigkeit bestreiten will, der sage mir, wo er bisher gelebt hat. Die Betreffenden haben subjektiv auch einmal nicht so unrecht, insofern als in Deutschland so manche Nebenerscheinungen in der Töchtererziehung, im Betrieb des Sprachunterrichts, in höfischen, diplomatischen Überlieferungen, im Theaterwesen, kurzum eine Unmenge von Neigungen und Modebeflissenheiten (außerhalb der Kleidung) dahin wirkten, dem Französischen einen höheren Nimbus beizulegen. Gegen diese vielgestaltig eingeimpfte weibliche Denkweise, die mitten im feindseligsten Kriege gegen unser Vaterland sich verschiedentlich aus dem Unwillkürlichen bis ins Schmachvolle zu verirren imstande war, müßten zuvor stärkere Stöße geführt sein, als es vorerst überhaupt möglich ist. Ähnliches gilt, nur nicht in solchem Grade, von der männlichen Hinneigung zur Engländerei in den Modeformen, in den vornehmeren Kreisen so gut wie in denen der alleinseligmachenden Sportmütze.

Sodann sind da nicht geringe Schwierigkeiten, die deutsche Mode zu finden. Greift nur hinein in die deutsche Vergangenheit, werden viele denken. Das hat man 1813 unternommen, doch mit sehr kurzlebigem Ergebnis. Es dürfte auch niemals in der Weise geschehen, daß die wiederbelebten Trachten „historisch" wirken. Dann werden sie Maskerade, Anzüge für Fastnachtsfeste. Daß man aus diesen reichen und schönen Geschichtlichkeiten sich freie Anregungen entnehme und diese lebendig zu machen, in die Gegenwart hineinzuleiten verstehe, wäre nur zu wünschen. Sieht man von zeitweiligen Narreteien und Stutzer-Unsinnigkeiten ab, die hauptsächlich ein ungebildeter städtischer Reichtum verschuldete, so ist in den älteren Trachten beneidenswert viel Schönheitssinn zum Ausdruck gekommen, der glücklichen Kunstzeiten entsprach und Maler, zu deren Werken wir heute wallfahrten, zu Erziehern hatte.

Außer den deutschen unter ihnen, wie Holbein, lehrten aber mittelbar auch die Italiener der Renaissance und die Franzosen. Und letzten Endes sogar die Antike. Denn — das muß gesagt werden — eine ganz richtige, deutsch-ursprüngliche Tracht hat es auch in den tausend Jahren vor uns nicht gegeben. Zur deutschen Eigenentwicklung ist es noch nie gekommen. Von der Gegenwart bis zu Ludwig XIV. rückwärts bestimmten uns sehr stark die Franzosen, davor liegt eine Periode, wo je nach den kirchlichen Bekenntnissen mehr Spanien oder noch eine in die deutschen höfischen oder reichsstädtischen Verhältnisse hineingepaßte Renaissancetracht herüberwirk-

Digitized by Google

ten, ferner die der Niederländer, die aber auch nichts Urheimisches ist. Mit drei Worten läßt sich dies alles nicht sagen. Z. B. ist der neuere Frack englischer Herkunft; er ist aber auch keine Erfindung der Angelsachsen, sondern ein im 18. Jahrhundert fürs Reiten zurückgeschlagener und schließlich weggeschnittener französischer Überrock mit Wetterkragen, d. h. Klappkragen am Halse. Die mittelalterliche Burgfrau, das Vorbild der deutschen Gretchenkostüme, im anliegenden Kleid um den Oberkörper, mit fließendem Rock und tiefem, lang-endig verknoteten Gürtel, kleidet sich romanisch, wie überhaupt auf das gesamte höfische und gesellschaftliche Mittelalter bei uns Frankreich einen kaum später noch wieder so gesteigerten Einfluß übt. Endlich, kurz gesagt, führt schon in altgermanischer Zeit unser weibliches Kleidersystem auf das der Römerinnen mit der tunica zurück.

Eine lebensfähige deutsche Mode müßte aus unserer lebendigen Gegenwart entspringen, diese gleichsam versinnbildlichen und ihr einen äußeren, wohltuend wahrhaftigen Ausdruck finden. Dabei müßte die deutsche Kulturgegenwart sich so kraftvoll national und schöpferisch erweisen, daß der unumgängliche Modewechsel nicht schon die ersten Versuche wieder zerstören würde. Bleibt die Frage, wie dahin gelangen?

Nun, wird man antworten, was ist da viel zu fragen, man wendet sich an die Sachverständigen (oder die dafür gehalten werden)! Das ist allerdings seit etwa 1870 das mit Vorliebe angewandte Verfahren. Wir sind dabei in allem, was sich gut systematisieren läßt, bewundernswert aufwärts gekommen, in anderm auch wieder erschreckend abwärts. Zur gemeinsamen Kultur wird doch immer nur werden, was aus dem Erdschoß der volklichen Entwicklung kommt; Professoren und beratende Ausschüsse können die Blumen da nicht wachsen lassen und den Frühling machen. Selbst eine freie und schöne Kultur, wie die der Renaissance in Italien, ging wieder bald zugrunde, wie eine getriebene Warmhauspflanze, weil sie sich allein auf einen bestimmten Gesellschaftskreis erstreckte. Wir hatten in den spät sechziger und siebziger Jahren eine Betätigungszeit der freudigen nationalen Ungeduld und gesetzgeberischen Neuerschaffung, die in ihrem abstrakt-wissenschaftlichen Wesen recht dadurch gekennzeichnet wird, daß sie, vom Dezi- und Dekameter bis zum Zivilprozeß, eine vorwiegend römisch-griechische, denkbequeme, aber auch denkfaule, anschauungsleere, wirklichkeitsentfremdete Sprache als die ihr auf den Leib geschnittene anzuwenden pflegte. Es ist ein kleines, sprachliches Gleichnis, aber eines von leidig inhaltvoller Tragweite, wie damals von höherer Wissenschaft die selbstgewachsenen, bildhaften in ihrem Ursprung erlebten volksdeutschen Ausdrücke beseitigt wurden, Fuß, Klafter, Rute, Tagwerk, Morgen. In dieser siebziger Treibhaus-Maienzeit, die „Rom" mit Gesetzen bekämpfte und es nicht sah, wie sehr viel verrömerter, auf andere Art, sie im eigenen Wesen war, sind eine Unmenge von volksdeutschen, volkslebendigen Überlieferungen achtlos in den Boden getreten worden. Erst nach Jahrzehnten ist eine Klärung, Wiederannäherung eingetreten; das Junge, nachdem es das Nationale lange nur verhöhnt und befehdet, hat die Freude am „Heimatlichen" gefunden, das im Geschmack und in den Künsten sich fröhlich deutsch entfaltet; nach dem widersinnigen „Altdeutsch" zeigen sich die Anläufe zu einem zeitlebendigen Stil, und neben der siebziger Zivilprozeßordnung, die in warmherzigen, verstandesfrischen Richtern ihre schärfsten Kritiker findet, kommen schon das „Volkliche" und der selbstwüchsige gute Verstand zu ihrem Recht in den neueren, wirklichkeitsgeborenen Kaufmanns- und Gewerbegerichten.

Dinge der lebendigen Kultur brauchen ihre Zeit, sie müssen auskeimen und bei Wind und Sonne wachsen, ehe man die Frucht bekommt; man kann sie nicht im Hui fabrizieren. Gerade die neuere Geschichte der Kleidung enthält hierfür anschauliche Belege. Man verlangte schon länger nach etwas Gesunderem, Schönerem, Würdigerem und somit auch Deutscherem und war gerne bereit, eine gebildete „Reform" mit Parteinahme zu begrüßen. Dadurch, durch seinen Namen, machte das Reformwerk Glück. Aber auch nicht länger, als der durch diese Vorspiegelung erweckte Glaube vorhielt. Das Gefühl für häßlich und schön sah, daß die Reform-Säcke unglücklich wirkten. Der gebildete Wille sagte sich, daß die erstrebte „Körperkultur" schlecht durch eine Unform aus nonnenhaft ungraziösem Stoff gefördert werde, die das Unschöne in Haltung, Gang, Gerüstbau verdeckte, auf das eigene Konto sozusagen nahm. Erzieherisch wird immer am meisten die Tracht sein, die am notwendigsten zwingt, auf sich zu achten, und dies auch der Mühe wert macht. Wenn sie damit natürlich nicht alles erreicht, so erzielt sie doch den Willen und die Richtung, die von den weiteren Generationen aufgenommen und in ihnen schon physiologisch bemerkbar werden. Die Bürgerinnen um 1795, die die antikisierenden Musselinkleider anlegten, waren recht ausnahmsweise schön, aber um 1815 zeigt sich ein auffallend guter Durchschnitt der Gestalten, der Haltungen und sogar der Köpfe und Profile. Um das nicht ungesagt zu lassen, die Kostümgeschichte beweist nicht nur das altgriechische Beispiel, daß ernsthaft gebildete Bekleidungen auch edel wirken. Ganz von selber werden die Kleidungen anmutiger und vernünftiger, je weniger sie aufgeputzter, naturwidriger Selbstzweck sein wollen, je weniger auch sie ein theoretisches, gedankliches Prinzip durchführen, sei es der Freiheitsrausch der Revolutionsgesellschaft oder der Vernunftgedanke der von Paris befreienden Reformtrachten. Kleidung und Moden sind eine unbewußte Sprache. Sie ist am wohllautendsten, je absichtsloser sie sich

Digitized by Google

mit der natürlichen, gesunden Persönlichkeit in Einklang halten. Man denke an die ländlich lebenden vornehmen Engländerinnen der Zeit Gainsboroughs († 1788). Was hier aus der guten Wirklichkeit sich unvermerkt und ohne Theorien zu entwickeln im Begriff stand, eine natürliche, leichte, anmutig schöne Gesellschaftstracht, haben dann französischer Prinzipienkult und wissenschaftlich aufgeputzte Phrase verwirrt, übersteigert und verdorben.

Immerhin hat das Frankreich der Revolutionsjahre, bei allen Verirrungen und Kindereien der Incroyables, sich auf die eigentlichste Totgeburt im Kostüm nicht eingelassen. Das waren die Pläne des Malers, amtlichen Sachverständigen und eifrigen Verfechters der Zeitideen J. J. David. Ein nachdenkliches Beispiel, daß ein an sich bedeutender, von Augenmaß und Formensinn geleiteter Künstler noch längst kein glücklicher Finder von Kostümideen ist. Es stecken in solchen Entwürfen oft diese und jene guten Einzelgedanken, aber im großen und ganzen kranken sie um so mehr an Gesuchtheit und falschen Augenmaßen, je anspruchsvoller die betreffenden Herren und Damen sich dem einfachen Kleidergewerbe überlegen fühlen.

Die gute Sachverständigkeit in der Kleiderpolitik läßt sich nicht improvisieren. Sie erfordert Geschmack, der von keinem zu erjagen ist, Kundigkeit im körperlichen Bau, in den menschlichen Ausdrucksbewegungen, erfordert den richtigen Takt für den guten verlangenden Willen in einem Volke und in einer Zeit, ein gesundes, natürliches, dabei künstlerisch befähigtes Mitempfinden, eine überblickende geistige Weltbildung, die sich auf fachliche Kenntnis der Kunst- und Kostümgeschichte nicht verläßt, wohl aber sie als Lehre, Vergleichung, Erfahrungsschatz verwendet. — Wenn das in einem einzelnen kaum jemals so zusammenkommt, daß es ihn zum öffentlich vorbildlichen Erschaffen fähig macht, so ist das kein Verlust. Dann wirken eben die Zeitwünsche, ohne daß sich ein Vermittler ihrer annimmt, langsam und untheoretisch aus sich selber, jedenfalls nicht verkünstelt und verstudiert. In Kulturdingen, die hauptsächlich Gefühlssache sind, ist dies oftmals die glücklichere Entwicklung gewesen, weil der untere naive Ungeschmack nie dem Ganzen so gefährlich ist, als der unehrliche Geschmack der haltlos von einer Suggestion zur andern wehenden Mache. Die Neuerung setzt sich dann nicht von heute auf morgen durch, sondern im allmählichen Walten unverbildeter Anschauungen und Instinkte, durch ein stetiges Sichten und Sieben, Versuchen und Weiterkommen. Die Bedingungen, die ein Einzelschöpfer alle aufs feinste kennen müßte, liegen als Material in den Menschen als Gesamtheit, und wenn auch unbegriffen, werden sie unmittelbar handelnd, wirken als Antrieb und Kritik, bis schließlich doch das, was dem Zeitwillen entspricht, zustande kommt.

Sorgen wir, daß unsere Männer und Frauen nicht auf eine modehafte Eintagsweise deutsch sind, sondern im wahren Empfinden und sittlichen Denken, so hat es mit der deutschen Tracht keine so überstürzte, geschäftige Eile. Sie wird dann, statt auf erquälte, im Dauererfolg nur fragliche Weise, als eine zugehörige, logische Nebenerscheinung kommen. Nicht durch ausgeklügelte, wesensleere Abänderungen besiegen wir den Franzosensinn unserer Modedamen, die Gent-Gelüste unserer Hausbesitzerssöhne. Der Kampf, der hier zu führen ist, entscheidet sich auf anderen Gebieten. Ein Deutschland, das die ihm bisher so vorbildlich anlockenden Nationen nicht nur an technischer Tüchtigkeit, sondern auch an würdiger Willensbildung und Gesittung sieghaft überflügelt, wird die andere im ruhigen Verlauf der Zeit entweder wie abgestreifte Behinderungen hinter sich zurücklassen oder sie noch ins Schlepptau nehmen.

Mit einem Strauß

Ach, daß sich nichts erfüllt im Leben!
Nehmt, Fräulein, meinen letzten Strauß!
Aus roten, heißen Rosen heben
Schneekühl zwei weiße sich heraus!

Nehmt das Symbol, wie ich es deute,
So stolz und eitel Ihr auch seid:
Die weißen sind mein Herz von heute,
Die roten sind Vergangenheit!

Ihr lachtet, als ich heiß gelitten.
Nur Scherz war's, was Ihr mit mir triebt.
Die weiße Rose will Euch bitten:
Vergiß, daß ich dich je geliebt!

Georg Busse-Palma

Digitized by Google

Beatrice belauſcht Hero und Urſula

Szene aus Shakeſpeares „Viel Lärm um Nichts“

Gemälde von Johann Heinrich Füßli

(Im Beſitz des Freiherrn W. von Stumm in Berlin)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

In der Mondnacht. Von Nanny Lambrecht

Kalterherberg!“

In die verschlafene Stille prallte der Ruf des Schaffners. Die Tannen knistern. Durch den dunklen Wald gellt der Nachhall des schrillen Lokomotivenpfiffs. Ein Bauer mit einem Henkelkorb am Arm steigt aus.

In alten Zeiten hat hier die einsame Schenke in der öden Eifel gestanden, die kalte Herberge, wo die Postwagen im Schnee steckenblieben.

Und jetzt war's im Hochsommer 1914.

„Abfahren. — Fertig.“

Pfff . . . zsch, zsch . . . nimmt das Eifelbähnchen einen Ruck, langsam rollen die Räder an — halt! halt! halt!!

Einer keucht an, einer will noch mit. Einer aus Malmedy, man kennt ihn, man wird ihm doch nicht vor der Nase wegfahren.

Hinter ihm noch zwei, ein Paar. Hand in Hand laufen sie. Er in rasenden Sprüngen, hellgraue Hosen, schwarze, kurze Jacke, blauer Schlips, den verbeulten Panama tief in der Stirne — zerrt sie hinter sich her, im flatternden weißen Rock, der helle Sonnenschirm wie ein angeschossener Fesselballon über ihrer Schulter.

Sie lachen, lachen, stolpern und lachen, hinstürmende, ganz tolle, liebselige Jugend.

Ihre dünnflehende Stimme: „Gaston, ich sterbe . . . ich sterbe . . .“

„Pas encore, pas encore!“ ruft er mit pathetischem belgischen Akzent, hebt sie aufs Trittbrett; ihr Bruder langt schon aus dem Abteil heraus — schwupp, fliegt der weiße Wirbel in die Wagenecke, fast einem Unteroffizier aus dem nahen Truppenübungsplatz Elsenborn auf den Schoß. „Pardon, Monsieur!“ das Mädchen lacht hellauf.

„Warum denn?“ fragt schmunzelnd der Unteroffizier. „Wenn's Ihnen nichts macht, — mir auch nicht.“

„Da kommen noch Ausflügler von Montjoie her,“ rief ihr Bruder Armand und lehnte sich zum Fenster des Abteils hinaus.

„Eh bien? — Kommst du nicht hierher?“ rief der Belgier das Mädchen, das neben dem Unteroffizier niedergeplumpst war, an, rief es scharf und herrisch. Lächelnd sprang das Mädchen auf und zu ihm auf den Sitz gegenüber. Er war abscheulich eifersüchtig, ihr zierlicher Gaston. Aber er konnte so nett „schmachten“, wenn er abbitten mußte, der süße Tyrann.

Er nahm sie in den Arm, er hielt sich nicht vor den Leuten zurück. Was gingen ihn die Leute an?

Aber da saß doch noch eine Dame, eine Lehrerin aus Aachen, die nach Malmedy zur Erholung reiste, zur Trinkkur.

Julienne löste sich aus seinem Arm, saß kerzengerade. Aber er zog seinen Arm nicht von ihren Hüften weg. Dann blitzten ihre Zähne zwischen den roten, schwellenden Lippen und doch hatte sie ein Gesicht, das von jäher Melancholie überschattet wurde, wenn es nicht lachte. Sie nahm den Hut ab, brachte das bauschende dunkle Haar in Ordnung.

„Julienne,“ sagte Armand, „zieh dein Jackett an, es wird kühler,“ sagte er besorgt.

„Verzeihen Sie — nähern wir uns dem Venn?“ fragte die Lehrerin im lautersten Buchfranzösisch.

„Das Venn?“ sagte Armand höflich, wies zum Fenster hinaus, „das Venn liegt dort drüben. Wollen Sie mal die Hand herausstrecken — so? Spüren Sie, wie es kühl wird? Das kommt vom Hochmoor, vom Venn. Wenn Sie hinauf wollen, müssen Sie in Sourbrodt aussteigen, nächste Station. — Julienne, es zieht. Wenn du wieder Zahnweh bekommst — und da drüben liegt der Camp von Elsenborn, Mademoiselle.“

Julienne sah nach ihm hin, lächelte. Der gute Armand, der so gern Auskunft gab. Und da nun die Aufmerksamkeit der Mitreisenden abgelenkt war, drückte sie sich wieder ein bißchen in Gastons Arm.

„Dann wären wir ja jetzt in dem wallonisch sprechenden Teil der Eifel?“ fragte wissensdurstig die Lehrerin.

Da sagte der Unteroffizier aus seiner Ecke heraus: „Die können auch ganz gut deutsch sprechen.“ Stand auf, machte sich zum Aussteigen zurecht.

„O ja,“ nickte Armand, begann deutsch zu sprechen, „wir lernen das in die Schule. Zu meine Zeit noch wenig viel. Aber meine kleine Didi. Und er geht erst von die Ostern

Digitized by Google

an in der Schule und er spricht schon fast so gut wie ich."

— „sie," verbesserte Julienne.

Sourbrodt!

Militär. Kommandorufe. Die kleine Station überflutet von Soldaten und Ausflüglern. Und fern an der Horizontlinie die flache Hochebene, das Hohe Venn. Die Zone des Schweigens.

Der Unteroffizier stieg aus. Das bleiche, verweichlichte Gesicht des Belgiers starrte ihm nach. Verächtlich zuckt die Lippe mit dem schwarzen Schnurrbärtchen. Die massige Kraft dieses Deutschen ärgert ihn.

„Boche!" zischte er ihm nach.

Julienne stieß ihm erschrocken in die Seite: „Méchant!"

Beim nächsten Krieg werden sie von diesem verdammten Camp aus, den sie uns da vor die Nase gesetzt haben, acht Armeekorps über die Grenze werfen. Wir wissen das, und sie werden uns nicht wehrlos finden, oh non, dada," stieß er es heraus. Und unterstrich das „uns" mit einem Druck seines Armes um ihre Hüften. Uns! Als ziehe sich nicht der Grenzstrich zwischen ihm, dem belgischen Wallonen, und ihr, der Preußenwallonin, hin. Nicht im geringsten denkt er dran. Sie redet seine Sprache, sie ist seiner Art, ah jawohl.

Draußen Gelächter und froher Lärm. Man drängt nach den Abteilen. Julienne sprang auf. „O schnell, breit in die Tür stellen, sonst strömen sie alle herein."

Wie ein Ball wippte er auf und mit einem Sprung ihr nach, stellte sich mit breitverschränkten Armen neben ihr auf. Armand mußte sich hinter beide stellen und über ihre Köpfe wegsehen. Vor diesem „überfüllten" Abteil wichen alle zurück. Nur einer in einer Gruppe von Damen stutzte.

„Ah sacrebleu, Gaston?"

Freunde aus dem belgischen Grenzstädtchen Stavelot, Ausflügler nach dem Camp. Man will den preußischen Drill sehen, man will davon erzählen können, wie die preußischen Beine im Takt fliegen, linksum, rechtsum, kehrt, marsch . . .

Die Damen sind entzückt. Gaston hier, Gaston da, Gaston von Mund zu Mund. Die ganze Schar erstürmt das Abteil. Wallonische Heiterkeit. Man summt, man pfeift, man singt.

Armand möchte die Lehrerin aus Aachen, die so nett zuhören kann, nicht ganz links liegen lassen, wirft ihr spottend ein paar Worte hin: „Das sind Staveloter. Wenn die so lang wären, wie sie klug sind, könnten sie bald aus der Dachrinne saufen."

„Was sagt die quareie tièsse?" rief einer der Herren.

‚Quareie tièsses' nennen sie die Malmedyer, auf gut deutsch: ‚Quadratköppe'.

Jetzt fliegt Wort an Wort auf wallonisch, und wenn's auf wallonisch geht, wird's derb. Die Lehrerin sitzt steif und still. In Aachen macht man nicht solchen Radau. Welch ein Völkchen! Sie sagt Armand, daß sie auch nach Stavelot zu gehen beabsichtige. Sie kenne die eigenartige Geschichte der Schwesterstädte Stavelot und Malmedy ganz genau. Die ehemals durchs ganze Abendland berühmte Fürstabtei Stavelot-Malmedy; dann durch die Franzosenherrschaft dem Krummstab entrissen und dann vor hundert Jahren durch den Grenzstrich getrennt; zehntausend Wallonen mit dem Hauptstädtchen Malmedy kamen an die Krone Preußens.

„Weismes — umsteigen." Das Bähnchen nach Malmedy stand schon bereit. Sobald es auslief, begann anhaltend das Glockensignal zu tönen. Tinkitinki. —

„Wir haben sofort Anschluß nach Stavelot, hein," sagten die Belgier. „Kommen Sie mit, Gaston?"

„Nein, Gaston will auf einige Tage zur Tant' Aurelie nach Francorchamps."

„Geht denn die Bahn jetzt weiter bis Stavelot?" fragte die Lehrerin.

„Sacredieu," murrte Gaston zwischen den Zähnen, „man weiß doch, warum sie sie gebaut haben."

Am Bahnhof Malmedy stand die Türe des Wartesaales offen. Einige Lederfabrikanten hatten dort ihren Stammtisch. Ein Makler aus Frankfurt saß bei ihnen, redete leise und dringend auf sie ein. Sie hatten noch gutes Grubenleder, die Malmedyer Gerber, prächtiges Sohlleder, lohgegerbt.

Sie kannten die Staveloter, die da dem Bähnchen entstiegen. Bekannte Namen, alteingesessene Familien. Ah, Salut! Ob man sich gut amüsiert habe? Ob es im Camp interessant gewesen sei?

Da streckte ein Staveloter den Kopf durch die Türe, hielt seinen Strohhut vor den Mund, rief: „Die deutschen Stiefel!"

Digitized by Google

„Oho! Wieso die deutschen Stiefel?"

„Bien — weil wir uns dachten: Was werdet ihr beim nächsten Krieg verdienen, meine Herren Lohbarone." Grüßte und eilte den anderen nach.

Am Stammtisch sah man sich kopfschüttelnd an. „Ridikül — diese Spielerei mit dem ‚nächsten Krieg'!"

Julienne henkelte sich an den Arm Gastons. Der hatte beide Hände tief in den Hosentaschen, Zigarette im Mundwinkel, schlenderte in der lässigen Art der Belgier.

Sie schritten die Straße hinunter zum Tal. Ringsum die leuchtenden Waldhöhen. Auf ihren Abhängen die weißen Pavillons, die Gartenhäuschen, die blühenden Lauben, wie ausgeschüttet aus einer Spielzeugschachtel. Zwischen ihnen der imposante Neubau des Krankenhauses. Julienne wies hinüber über die blauschimmernden Dächer und nach der überhängenden Felsnase der Anhöhe hinauf.

„Sag' du, Joujou, wollen wir noch eine Promenade dorthin machen? Die Sonne untergehen sehen? Und dann in der Dämmerung am Calvaire herunter, ja?"

Er schüttelt seine schmächtigen Schultern. Dieser Kalvarienberg! Halsbrecherisch in Fels und Geröll. Nein, Dädä, er wird sich jetzt gleich zu Tant' Aurelie nach Francorchamps auf die Sohlen machen. Und er muß dort schon einen veritablen Berg erklettern. Oh ça, dann wird Julienne ihn ein Stückchen Wegs begleiten.

„Nur bis zur Wirtschaft auf der Höhe, weißt du," warnt er.

Aber freilich wird sie nicht bis in den Wald hinein mit ihm gehen. Es ist gar nicht geheuer dort, gar nicht. Aber schön war's doch, als man da einmal zum Tanzfest nach Francorchamps ging. — In einer Mondnacht, oh, einer wunderbaren Mondnacht. Und am deutschen Zollhaus Rotwasser hatte Gaston sie geküßt und ihr die Liebe erklärt.

Jetzt wird er sie am Wirtshaus auf der Höhe küssen, und die Liebe braucht er ihr nicht mehr zu erklären, denn er brennt ja vor lichterloher Liebe.

Sie überschreiten die weit ausladende Steinbrücke zu dem winkeligen Vorörtchen Outre-le-pont. Auf der Brücke flegeln die Gerbereiarbeiter. Aber sie grüßen, sie sind sehr höflich. „Bodjou!"

Als das Paar vorüber ist, können sie ihre Zunge nicht halten, die wallonische Zunge. „Sie hängt an ihm, wie ein Zigarrenbändchen an einer Leberwurst!"

„Der ist doch ein Staveloter, qwai?"

„Ja, ein Sohn vom Advokaten Ribot."

Ein Gebrüll von der Landstraße herüber, die aus dem Tal von Bevercé führt. Wieder ein Trupp belgischer Ausflügler.

Eintönig und unermüdlich der immer wiederholte Singsang:

„Vive André edikedikedäne — ..."

Und dann in den Spottvers auf die Vlamen übertönend; aber sie ändern ihn auf die Deutschen ab.

»Oh yes, oh yes,
Qu'u les Allemands sont bièsses.«
(Was die Deutschen Rindviecher sind.)

Die auf der Brücke pfeifen's mit. Es denkt sich hierorts keiner dabei etwas. Aber die Gesichter der Belgier glühen. Es scheint ihnen nicht zum Bewußtsein zu kommen, daß sie hier hinter dem schwarzweißen Grenzpfahl sind.

Von der Brücke aus zweigen sich rechts und links die Häuserchen des Vororts dem Flußufer entlang ab. Geradeaus aber schlängelt sich das Gäßchen den Berg nach Francorchamps, den Thier (sprich Tschärr), hinauf. Feierabend. Die Leute sitzen vor den Häusern, die Kinder wälzen sich im Sand. Auf der flachen Höhe hin läuft die Landstraße in den düstern Wald hinein.

„Bitte, bitte, noch zwanzig Schritte weiter," bettelte Julienne, „nein, dreißig ... nein fünfzig Schritte weiter."

„Bon — bis zum Meilenstein — hier. Und jetzt: auf Wiedersehen, süße, kleine Fliege!" Er schlang beide Arme um sie, wollte sie küssen. Da fragte sie schnell: „Wann kommst du wieder, sag'?"

„Wart' — laß mal nachzählen. Du weißt ja, daß ich mit der ‚Sinfonie' zum Konkurs nach Jemappe muß. Eh bien, also Wiedersehen Sonntag in acht Tagen."

„Sonntag in — ? Oh du." Sie hämmerte ihm mit beiden Fäustchen gegen die Brust. „Das sind ja eins, zwei, drei, vier — par exemple! das sind zwölf Tage."

„Jajaja, aber denk mal an, was die ‚Sinfonie' sagen würde, wenn ich den Konkurs nach Jemappe nicht mitmachte. Also, Chérie, Sonntag in acht Tagen."

Digitized by Google

„Der wievielte ist das?“ Die Strahlen in ihren Augen erloschen.

„Der erste August.“

„Eh bien, dann nicht Sonntag in acht Tagen, sondern: Wiedersehen am ersten August. Es klingt nicht so weit.“

Da küßte er sie, gleich ein dutzendmal küßte er sie. Sie kam nicht mehr zu Atem, und er wurde nicht satt.

„Mahlzeit!“ rief's aus dem Wirtshaus herüber.

Ein deutsches „Mahlzeit“. Ein Grünrock, der Grenzwächter, stand am Fenster. Gastons Augen wurden hart. Ein feindseliges Leuchten darin. Mit einer verächtlichen Gebärde stieß er's zwischen den Zähnen heraus: „Ce cochon!“

Errötend hatte Julienne sich von ihm losgemacht und ging. Winkte noch zurück, winkte immerzu. Sie knotete sich am Meilenstein das Schuhband fest, knotete lange, nur um immer wieder, immer wieder ihm nachschauen zu können. Die Schatten wurden dichter. Der schwarze Klumpen des Waldes schob näher. Langsam, fast widerwillig machte Julienne sich dann auf den Heimweg. Das liebliche Lächeln schwand aus ihrem Gesicht. Wie düstere, graue Schleier kroch es über sie. Aus ihren Augen stierte die plötzliche Melancholie ihrer jungen unbefriedigten Seele. Ach Gott, jetzt geht sie nach Hause sich langweilen.

Es war wohl so, wie ihre Schwägerin gesagt hatte, daß der gute Armand sie verwöhnte. Als die Eltern früh gestorben waren, nahm er sie zu sich in sein kleines Heim. Sie hatte ja doch sonst niemand als ihn.

Herrgott, und jetzt hatte sie den Gaston. Aber — den Armand gab sie noch nicht her, den guten Armand, der sie trotzdem noch ein bißchen verwöhnen muß. Sie forderte noch ihr Anrecht auf ihn, vielleicht mehr, als der Schwägerin lieb war.

Patata, die soll nur warten, bis Gaston sie als seine kleine, scharmante Frau heimholt. Dann braucht die Julienne keinen Menschen mehr.

Sie lief fast die steilen Gäßchen hinunter und war nun wieder auf der Brücke. Den Weg durch die Stadt zurück wollte sie nicht, sie wollte einsam sein und ihren Gaston mit lieben Gedanken begleiten. Daher bog sie auf die Landstraße ein und dann auf den Feldweg, der zum Kalvarienberg hinlenkte.

Wenn sie den Weg am Fuße Calvarias weiter verfolgte, konnte sie auch in das Haus ihres Bruders durch das Terrassengärtchen gelangen. Aber die Dunkelheit wallte dichter, und die Böschung fiel jäh in die Gärten hinunter. Ausgleiten und hinunterstürzen — nein, merci, das wollte sie ihrem Gaston nicht antun.

Und stand doch wieder unschlüssig. Ob er sich sehr, sehr grämen würde? ... Ach, nun ja, wenn sie hinabstürzt, ist alles aus, alles. Vielleicht muß sie noch viel um ihn leiden... Merkwürdig, daß sie das immer denkt, wenn er nicht bei ihr ist. Dieu, wie dumm, dumm, dumm sie ist.

Hastig biegt sie in die Straße hinunter ab. Die Leute schlendern gemächlich durch die Straßen, bleiben ab und zu an den Häusern stehen, sprechen durchs Fenster hinein. Eine Frau kommt an die Tür und ruft dem schönen François nach. Der schöne François ist so groß wie ein mäßiger Schulknabe, wackelt auf runden Beinen und trägt lange Schoßröcke. Er kommt von der belgischen Grenze, der François, und verkauft Eier, frische Eier. Aber die Frau sagt, daß sie ein faules darunter gefunden habe, und er habe ihr doch auf einen Schwur versichert, daß sie frisch seien.

„Madame,“ sagt ihr der schöne François mit knarrender Stimme, „der erste Bauer, der seine Ware blamierte, mußte sich aufhängen gehen.“

Da rief ein Mann aus dem Fenster des ersten Stocks herunter: „Wißt ihr, daß Krieg droht?“

Krieg? Das Wochenblatt brachte ja schon so eine Nachricht. Auch die belgischen Zeitungen, besonders der „Soir“, führten da allerhand Redensarten, aber wer glaubt diesen Rattattas denn?

Doch erscheint nun da und dort ein neugieriger Kopf am Fenster. Die Meinungen fliegen laut und von heftigen Handbewegungen begleitet herüber und hinüber.

„Er wird die Affäre wohl schon zur Ruhe bringen, le Keizer.“

„Le Keizer“ sagen sie. Und sagen es sehr unbesorgt, denn er wird wohl schon die Welt zur Ruhe bringen: le Keizer.

Als Julienne weiter die Straße hinauf-

Digitized by Google

steigt, sieht sie auch Armand auf der Haustreppe stehen. Ein deutscher Beamter steht bei ihm und sagt: „Wenn Österreich losschlägt, müssen wir natürlich mit."

„— und Frankreich marschiert mit Rußland, alors, dann haben wir hier die famose Omelette."

„Wieso denn?"

„Weil Deutschland es wird marschieren in Belgien nach Frankreich."

Julienne schlüpft an ihm vorüber ins Haus. Im Gang bleibt sie stehen. Ihr Herz klopft plötzlich rasend.

Da hört sie ihren Bruder neckend den schönen François anrufen. „Aaah, François, es gibt Krieg? Mit wem hältst du es nun, mit den Russen, oder den Franzosen, oder —"

„Ich halte es mit meinen Eiern," brummte François, wackelte zwischen seinen Eierkörben weiter.

Julienne wartete noch im Hausflur, fuhr erregt den Bruder an: „Du bist wohl ein bißchen verrückt, Armand. Warum werden wir hier die Omelette haben?"

„Bien — ich denke, man wird doch die Grenze hier besetzen."

„Wenn Krieg kommt, flüchte ich nach Belgien. Belgien ist neutral."

Er griff sie lachend um die Schulter, zog sie mit sich fort: „Du willst wohl zu dem neutralen Gaston flüchten?"

Die Magd kam ihnen entgegen und fragte, ob Monsieur im Garten soupieren wolle. „Aber gewiß."

Aus dem Schlafzimmer heraus schallte ein Kinderstimmchen in den Hof herunter: „Bist du da, lieber, kleiner Papa?"

„Ah ja, mein Engel, schon zu Bett?"

Und nun flogen zärtliche Worte hinauf und hinunter. „Gut amüsiert, mon papa?"

„Merci, Liebchen, und du?"

„Oh, ich hab' mit Jules gespielt, und er hat mich gekratzt."

„Oh, oh, soll ich kommen und Küküschen draufgeben?"

Da trat die junge Frau aus der Küche und hinter ihr das Mädchen mit dem Speisebrett. „Nein, nein, Didi," rief sie, „Papa muß jetzt essen."

Und das dünne Stimmchen aus dem Bett heraus: „Wohl! — dann amüsiert euch gut."

Man mußte durch die Waschküche und eine in den Hügel gehauene hohe Treppe hinauf, um in das Terrassengärtchen zu gelangen. Da hörten sie wieder die schrille Stimme Didis: „Petit papa, petit papa!"

„Laß sie schreien," sagte die Frau, „das Essen wird kalt."

„Ich werd' sie doch nicht schreien lassen," sagte Armand, lief wieder zurück.

„Was gibt's denn heut abend zum souper, kleiner Papa?"

„Maman," rief er seiner Frau nach, „Didi will wissen, was es zum souper gibt."

Und tief aus dem Garten heraus: „Buchweizenpfannkuchen mit Sirup!"

„Dann iß dich gut satt, lieber, kleiner Papa."

„Merci, petite."

Die Abendluft raschelte durch die Blätter. Hinter den Gärten stieg steil die Waldhöhe von Calvaria an. Verlorene Stimmen hallten herab. Auf der Felsplatte ein pathetischer Sänger, ein weicher Tenor. Er sang das wallonische Volkslied:

»Oh quéle belle nutte,
Qu'u l'nutte du maye
Qwand ons a l'bonheur d'esse aimé.«
(Welch schöne Nacht, die Maiennacht,
Wenn uns das Glück der Liebe lacht.)

Von der Pfarrkirche her setzte mit lieblichem Tinklinklink das Glockenspiel ein. Ein Käuzchen schrie schrill in der Nacht.

Julienne wurde das Herz schwer, so voll Tränen. Sie war froh, daß die Schwägerin sagte, es werde kühl, man wolle schlafen gehen.

»Oh quéle belle nutte,
Qu'u l'nutte du maye . . .«

Lange noch lag Julienne wach. Die Wolken hatten sich verzogen. Der Mond leuchtete taghell. Ihre Hände lagen gefaltet auf der Bettdecke, sie wollte beten. Da wurden es die immer wiederholten Worte: ‚Am ersten August wird er kommen . . .

⁂ ⁂ ⁂

In diesen Tage sprach im Hause Armands eine angeheiratete Base vor, Belgierin von Geburt. Eine Base von der guten alten Art, der es noch nicht für unfein galt, wallonisch zu sprechen. Daher nannte man sie auch auf wallonisch die Cusenne.

Die Cusenne kam und brachte von belgischen Verwandten die Nachricht, die Lütticher Infanteriereserve sei einberufen.

Digitized by Google

Julienne horchte auf. Ihre Augen wurden weit. Dann schüttelte sie heftig den Kopf. „Eine Blague, Cusenne, eine Blague!"

Die Cusenne zog die spitzen Schultern hoch, machte ein peinliches Gesicht. Es war gräßlich, diese wichtige Hinterhältigkeit der Cusenne. Julienne sprang auf und ging hinaus. Dummes Geschwätz. Wenn in Belgien das Militär eingezogen wäre, ging die ‚Sinfonie' doch nicht auf Konkurs. Und wenn die ‚Sinfonie' nicht auf Konkurs ging, hätte Gaston geschrieben, wär' schon vielleicht herübergekommen. — Eijeijei, kommt vielleicht heute? Aber gewiß morgen. O, wer weiß ...

Da brachen die Ereignisse herein wie stürzende Felsen: Kriegszustand und Mobilmachung bevorstehend.

Also Sonntag. Am Sonntagmorgen wird sie Gaston bis auf den Tschärr hinauf entgegengehen, denn er wollte von Francorchamps herkommen ... Guter Gott, wie ihr Herz schreit ... Sie drückt beide Hände wider die Brust, flüstert in wilden, angstvollen Hauchtönen: „Er wird nicht kommen, er wird nicht kommen ..."

Da eilt sie aus dem Hause, hinter den Gärten her läuft sie, steigt den Tschärr hinauf und starrt die Höhe entlang bis zum Wald hin. — Alles ruhig. Ein lichtvoller Himmel über einer friedlichen Flur.

Wie gejagt kehrt sie heim, sagt Armand, er soll mit ihr hinüberkommen nach Francorchamps. Erschreckt herrscht er sie an: „Bist du sotte? Wir kommen nicht durch." Sie wird kreidebleich, sie klammert sich an ihn: „Er kommt nicht mehr durch. Gaston ... Gaston ..."

Er streichelt sie, will ihr zureden — fort ist sie. Er geht ihr nach. Da sieht er sie den Weg zur Post nehmen. Schreiben will sie Gaston, eine Eilkarte will sie schreiben: er muß kommen, muß, muß.

Am Schalter drängt man sich. Laut die Stimme des Beamten: „Telegramme nach Belgien nicht mehr angenommen."

„Auch keine Briefe?"

„Nein."

Ein Herr öffnet Julienne die Tür. Sie dankt ihm nicht, sie weiß nicht, was um sie vorgeht. Die Knie sind ihr steif, sie möchte sich auf die Steintreppe des Postamts hinsetzen. Aber sie spürt, daß da mit einemmal große Unruhe um sie ist. Vorübergehende rufen sich an.

Langsam kehrt sie zurück. Und wie sie nun geht, Schritt für Schritt, glaubt sie, daß hinter ihr ein Abgrund sich auftut, Schritt für Schritt, ein Abgrund, der zwischen Malmedy und Francorchamps liegt. und weiter und tiefer und schauriger wird, Schritt für Schritt ... und hinter diesem Abgrund steht Gaston und kann nicht zu ihr herüber ... Und sie nicht zu ihm.

Sie will ins Haus schleichen, in ihr Zimmer hinauf, da wird hinter ihr in den Straßen ein jäh aufpulsender Lärm.

„Mobilmachung! ..."

Sie sitzen bis in die Nacht hinein, Julienne mit der Schwägerin, das schlafende Kind auf dem Schoß. Tief und gepreßt murmelt die junge Frau: „Armand muß gleich mit ..."

Sie sitzen, sie warten, sie wissen nicht, ob es schon Tag ist. Wenn Armand doch zurückkommen wollte! Draußen in den Straßen ist's wie am Tag. Und da hört man's schon von Haus zu Haus hinüber und herüber: Unser Henry hat schon den Gestellungsbefehl. Auch meiner. —

Die Sonntagsglocken läuten. Armand kam zurück, die Augen in fieberndem Zorn. Ohne sein fröhliches „Guten Tag" schlägt der leichtherzige Armand mit der Faust auf den Tisch, daß das Kind auf dem Schoße der Frau erwacht: „Vola! nun ist's so weit. Keine Ruh' haben sie gehabt ... Revanche, Revanche ... bis das Unglück in der Welt ist ... Au nom du Diu! verdammte französische Bande," wieder sauste die Faust auf den Tisch. „Die sind die Hetzer, die sind's! Ich erwürge sie!"

Griff in seine Brusttasche, schob seinen Gestellungsbefehl auf den Tisch. Entsetzt ließ die Frau das Kind vom Schoß gleiten, sie brachte kein Wort hervor.

Didi rieb sich die Augen: „Mais, mais, — bist du betrunken, lieber, kleiner Papa?"

Das Kind, ach Gott, das Kind. Er konnte sich nicht mehr halten, stürmte die Treppe hinauf ins Schlafzimmer.

Es schellte, man hörte die Stimme der Cusenne im Hausflur. Die Frau eilte zu ihr hinaus. „Guter Gott, Cusenne, er muß fort, der Armand."

Die Cusenne machte ihr peinlichstes Gesicht. „Dann sag' ihm, daß er sich zu den

Digitized by Google

Russen verschicken läßt, er wird doch nicht gegen die rasse latine —"

Weiter kam sie nicht. Die Treppe herunter polterten Schritte. „Rasse latine!" schrie Armand wütend, packte die Cusenne an beiden Schultern, drehte sie so um und schob sie so durch den Hausflur und zur Tür hinaus; riegelte die Tür hinter ihr zu. In stummer Wut tat er's. Und ebenso gewalttätig-stumm trat er ins Zimmer zurück, wo Julienne starr und steif saß. Sein Blick fiel auf die Napoleonstatuette auf dem Kaminsims. — Krach! warf er sie zu Boden, daß die Scherben spritzten, und seine stumme Erschütterung befreite sich durch ein Wort, ein einziges: „Saligaud!"

Den Hut stülpte er auf und war wieder davon. Hinter ihm zwängte sich Didi zur Tür hinaus.

Draußen zogen Trupps durch die Straßen, winkten nach allen Seiten hin. Sie waren einberufen, nahmen Abschied von den Freunden, von den Verwandten, sie waren alle untereinander verwandt, die Cousins, die Cousinen.

Die Frauen lehnen sich weit aus den Fenstern heraus, mit geballten Fäusten: „Schlagt sie tot, schlagt sie tot, die schmutzigen Franzosen!" Und schlagen die Hände vors Gesicht und weinen und weinen.

Trrromdododomm ... Kindertrommeln und Knabenstimmen, ein langer Zug. Wallonische Jugend mit Trommelschlag und Trompetenschall. Sie ziehen vors Bürgermeistereiamt und singen. Sie singen: „Heil dir im Siegerkranz!" Und weiter zum Landratamt. Trrromdododomm ... „Ich hatt' einen Kameraden ..."

Julienne drückt das Gesicht an die Scheiben. Die Stadt wie durch Zauberschlag verwandelt. Da ziehen die Jungen vorüber, eine schrille Mädchenstimme in ihrem Sang, Didi neben dem Trommler... „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein ..."

Immer mehr Menschen in den Straßen. Die Häuser leer. In brennendem Rot geht die Sonne unter.

Da — was war das? Ein Schrei: „Die Franzosen auf der Landstraße —!!"

„Wo? Wo auf der Landstraße?! Guter Gott, ob von Belgien her? — Niemand" weiß — alle laufen irr und wirr — Barmherziger Gott, jetzt flüchten — wohin —?

Armand stürzt ins Haus zurück. „Wir werden Barrikaden errichten!" Die Frau reißt ihn am Arm: „Schaff' uns fort, versteck' uns um der Liebe Gottes willen!"

Fortschaffen, ja! Nicht den verdammten Franzosen in die Hände! Aber wohin, wohin? In den Bergen ist da doch die tiefe Zwergenhöhle — o jaja! Fort mit Weib und Kind in die Zwergenhöhle!

In den Straßen Hilfeschrei und Angstweinen. Die Franzosen, die Franzosen! Guter Gott, hilf uns! Rette uns!

Soldaten, die noch auf Urlaub, eilten die Straße herauf. Ein Offiziersstellvertreter der Feldartillerie, auch einer von den Dragonern — sie winken, sie rufen — sie lachen. Falscher Alarm. Ein Bauer hatte auf der Grenze eine belgische Patrouille gesehen. Das war's.

Aber man kam nicht zur Ruhe. Stunde auf Stunde die Ereignisse. Soldaten kommen! Die deutschen Regimenter! O arme Soldaten, wie sie verstaubt sind. Ob sie Limonade wollen? Ob sie Kaffee wollen? — Jawohl, jawohl, schleppt nur alles 'raus!

Und Wasser für die Pferde. Eimer, Bütten 'raus! ... Es braust ein Ruf wie Donnerhall! ... Hurra! ...

So flutete es in das wallonische Land hinein mit Klirrklarr, Trab und Marsch. Deutschlands prächtige Regimenter. Ihre Begeisterung jauchzte, schallte, hallte wider in dem lieblichen Tal an der Grenze.

„Ich weiß nicht, ob wir Armand zur Bahn bringen sollen," sagte die Frau zu Julienne, „es wird so hart für mich sein."

Mit dem Mittagszug fuhren die Reservisten.

„Par exemple!" sagte Armand. „Ich will feierlichst zur Bahn gebracht sein. Aber das Kind — nein, Didi nehmt nicht mit."

Er will nicht zweimal Abschied von dem Kinde nehmen, auch für das Kind wird's aufregend sein. Man soll es nebenan zu den Nachbarn bringen.

Sie setzten sich zu Tisch, man wollte hastig etwas essen und dann fort, endlich fort. Wenn's überstanden ist —

Draußen rief die Magd nach Didi; jetzt brachte sie das Kind fort. Armand legte das Besteck nieder, er konnte nicht mehr essen. Wenn Didi bloß schon fort wär'!

Im Hausflur das helle, harmlose Stimmchen. Da springt er auf, er kann's eben nicht, kann's nicht, kann das Kind nicht so

Digitized by Google

von sich lassen. Reißt es zu sich hoch, erdrückt es fast, er will sprechen, da schluchzt er los, wie ein dummer Knabe schluchzt er.

Julienne geht zu ihm hinaus. Ausschimpfen will sie ihn, den großen dummen Kerl, platscht ihm auf den Rücken.

„Mach' doch das Kind nicht weinen —"

Da überfällt sie plötzlich die große Einsamkeit, die sein wird, wenn er nicht mehr da ist. Sie drückt den Kopf an seine Schulter, eine zärtliche Anhänglichkeit wallt in ihr auf, sie hat ja nun nur noch ihn allein! Mit zitternden Armen umfängt sie ihn und das Kind —

Ein solch treusorgender, guter Mensch muß nun hinaus — vielleicht hielt man ihn jetzt zum letztenmal im Arm. Heiß quoll es ihr auf, der Zorn brannte ihr Gesicht rot. Wie emporgestoßen schnellte sie neben dem Bruder auf, sprühte es ihm ins Gesicht: „Erwürgen wolltest du sie — jajaja, tu das! Tu das! Hör' du, Armand! Du darfst nicht weich werden, du Guter — du darfst nicht! Und wenn du schreibst, daß du wie ein Wilder drauflosgeschossen hast, dann will ich mich freuen, hörst du — ich freue mich!"

„Wenn nun auch du noch anfängst —" rief die Frau aus dem Zimmer. Da ließ Julienne von dem Bruder ab, strich hastig das Haar zurück, sagte wirr: „Ah, neinnein, ich weine ja nicht."

Als sie vor die Haustür traten, setzte das Glockenspiel ein. Die ganze Straße war in Aufruhr. Militär und abreisende Reservisten. Armand rief einige, die er kannte, an, und ging mit ihnen.

Klingklang sang das Glockenspiel. Sie horchten auf. Einer summte mit, ein anderer auch, und noch einer . . . ‚Deutschland über alles' klang es aus dem Glockenspiel. Und alle und die ganze Straße herauf ein einziger Sang:

„Deutschland, Deutschland, über alles,
Über alles in der Welt . . ."

So zogen sie aus, um für ihr deutsches Vaterland zu kämpfen. — — — — —

Und Klirrklarr . . . wieder neue Regimenter. Ein Prinz sollte mitkommen. Eingeweihte sagten, es sei ein Kaisersohn. Man machte ihm Quartier in einem Patrizierhause. Aber dann wieder neue Nachricht: der Prinz kam nicht.

Eine deutsche Beamtenfrau, Berlinerin, drängte sich an die Reitergruppe heran.

„Das ist ein Hohenzollerngesicht," rief sie.

„Prinz Joachim von Preußen!" sprang der Ruf auf.

Und er war doch gekommen. Aber nun lag in seinem Quartier schon ein alter General. Es gab einige Aufregung, man lief hin und her.

„Zunächst mal absteigen," sagte lachend der Prinz, „ich werde schon unterkommen."

Eine Schar Kinder um ihn. Da setzte er sich auf die hohe Steintreppe vor dem Patrizierhaus am Markt, setzte sich wahrhaftig — die entzückend wallonischen Kindlein um ihn in ihrer naiven zwanglosen Art. Ein Mädel trat vor, eins mit glitzernden Augen, sie wird's wagen —

„Darf ich Königliche Hoheit knipsen?"

„Gewiß, mein schönes Kind."

⁂ ⁂ ⁂

Trab und Marsch über die Grenze hinüber. Die Kinder hinterher, sie stiegen auf den Tschärr hinauf, ob sie vielleicht hinterm Wald von dem Einmarsch in Belgien etwas sehen könnten. Am Abend stiegen auch die Erwachsenen hinauf. Ihre Blicke spähten durch die Nacht.

Sie redeten noch nachbarlich miteinander, als da plötzlich in der Dunstweite Schüsse fielen, ein-, zweimal heftig hintereinander. Von der Grenze herüber. Schuß auf Schuß. Rufe, Schreie — immer näherkommend — Frauen mit aufgelöstem Haar, flüchtend, schreiend ... les Prussiens, les Prussiens...

In Francorchamps lichterlohbrennende Häuser — Häuser, aus denen der Überfall auf deutsche Truppen geschah. —

Das war am Abend, als Juliennes Schulfreundin Lucie, die als Rote-Kreuz-Schwester im Krankenhaus auf der Höhe, das nun als Lazarett eingerichtet war, Dienst tat, kam und Julienne zuredete, auch Krankenpflegerin zu werden.

„Wir haben auch schon belgische Verwundete," erzählte sie.

Dann sah man die Lucie lange nicht mehr, denn es gab viel zu tun droben im Krankenhaus auf der Höhe. In der Nacht, so hörte man, sollte ein verwundeter belgischer Leutnant der Karabiniers eingebracht worden sein, den ganzen Kopf im Verband. Auf keine Frage gäbe er Antwort.

Mitten in der Nacht schreckte sie auf. Sie hatte fürchterlich geträumt. Von dem Belgier mit dem schrecklich verwundeten

Digitized by Google

Frühling im zoologiſchen Garten zu Baſel

Gemälde von Burkhard Mangold

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Kopf hatte sie geträumt. Sie saß im Bett, ihre Wangen glühten. Im Dunkel um sie sieht sie den weißen Kopfverband und ein todbleiches Gesicht — Schaudernd birgt sie den Kopf im Kissen. In ihrem unterdrückten Schrei ringt sich ein Name los ... Gaston ... sie wollte nicht mehr an ihn denken, wollte nicht ... es tat zu weh! Damals bei dem schrecklichen Abschied von ihrem Bruder, als sie das viele Leid um sich sah, da erschien ihr mit einem Male das eigene klein — sie drängte es gewaltsam zurück. Und trug das nun in sich, schweigend und verschüchtert und in heimlichem Grauen.

Didi kam und plauderte Tant' Julienne aus, daß Lucie bei Maman gewesen sei.

„Was wollte Lucie bei dir?" fragte Julienne die Schwägerin.

„Bais — ein bißchen erzählen aus dem Krankenhaus droben."

Und sie ging eilfertig zur Küche. Da hörte sie, wie Julienne ihr nachkam. Die blieb in der Küchentür stehn, schien etwas fragen zu wollen, zögerte, sagte es dann schnell heraus: „Hör' mal — sprach sie von einem, der mit schrecklichem Kopfverband eingeliefert wurde — das Gesicht wie ein Toter —" Wieder kam das Schauerfrösteln über sie.

Die Schwägerin schmeckte das Gemüse ab und sagte so zwischendurch: „Ach jaja. Ein Belgier, ja."

Da fühlte sie von rückwärts ihren Arm ergriffen, gepreßt. „— Gaston ...?"

„Nun ja, einmal mußt du es doch wissen — obschon —"

„Obschon?"

„— er Lucie nicht gesagt hat, daß sie dich rufen soll."

Da ging das Mädchen leise von ihr. In sein Zimmer wollte es gehen, kam aber nur bis zur Küchentür, mußte sich an dem Türpfosten halten und weinte laut. Es weinte nicht, daß er sie nicht rufen ließ, er brauchte sie nicht zu rufen, sie wird ja zu ihm laufen — sie weinte aus überstandenem Schreck. Er lebt! Gaston lebt!

Die Schwägerin brachte das Mädchen ins Wohnzimmer, redete ihm zu: so mir nichts, dir nichts ins Krankenhaus hinauflaufen durfte sie nicht, Gaston war doch nun Gefangener. Aber man würde das schon machen, Armand war beliebt, man brauchte sich nur auf Armand zu berufen.

Julienne saß unbeweglich, die Hände im Schoß. Und als die Schwägerin ihre lange Rede beendet hatte, sagte sie geistesabwesend: „— er hat mich nicht rufen lassen..." Sie schlief nicht mehr, sie aß nicht mehr, sie verließ das Haus nicht mehr: sie schämte sich.

Dann kam Lucie in der Mittagspause, brachte die Nachricht, Gaston habe die Erlaubnis, sie zu empfangen.

Julienne nahm sich zusammen: „Wünscht er das?"

„Fragst du aber dumm!"

Am Nachmittag eilte sie die grüne Höhe hinauf. Ihre Knie wankten. Im Sonnendunst die weißen Mauern des Krankenhauses. Schwarze Gestalten, die schweren raschelnden Gewänder der Schwestern. Sie sah die Reihe der Betten, ein Sonnenstreif quer darüber —

„Bist du da, Chérie?"

Ein Mann lag da, ein fremder Mann, Kopf und die Hälfte des Gesichtes im Verband. Nur die Augen ... die Augen in dem fremden Gesicht ... ach Gott! Sie tastete über die Bettdecke zu ihm hin, verstört, halb betäubt, fast mechanisch seine eigene Frage wiederholend: „Bist du das, joujou?"

Da griffen ihre beiden Hände ineinander, wurden warm ineinander, klammerten sich in heißem Druck zusammen.

Er sagte ihr, daß eine Kugel dicht über dem Auge eingedrungen sei. Und über die Wange habe er auch einen Streifschuß bekommen, an der linken Hand auch. Aber die Wunden verheilten schnell.

„Und, nicht wahr, man ist hier sehr, sehr gut mit dir, ja, joujou?"

Seine Blicke fielen zu Boden, er antwortete nicht gleich. Da sagte einer, auch ein Belgier, vom Nebenbett her: „Ah, oui, très bien, fort bien, savez-vous!"

Gaston sagte noch immer nichts, ein verbissener Zug, der das zerschossene Gesicht drohend machte. Sie ließ sanft ihre Hand über die gesunde Wange gleiten. „Armer kleiner Liebling, sag's doch, wenn du zufrieden bist."

Sein Atem sprühte ihr ins Gesicht. Sie sog ihn ein, wie eine ferne, süße Erinnerung sog sie ihn ein, sein Atem, der seinem Kusse vorausging — einst ...

„Armand sagte, wenn ihr uns ungestört in Belgien einziehen gelassen hättet —"

Digitized by Google

Er gab keine Antwort.

Die Schwester rief durch den Saal, der Herr Doktor wolle seine Besuche machen.

„Alles 'raus!" klang es scherzend aus den Betten.

Julienne mußte gehen. Einen Kuß nur noch — Hastig nahm sie Abschied. — —

Nach einigen Wochen war Gaston so weit, daß er in der Sonne sitzen durfte. Man ließ ihn vor dem Hause allein.

„Mit diesem Kopf läuft er uns nicht fort," sagte Lucie. Julienne hielt die Enteilende fest.

„Du sagst das sehr drollig, Lucie."

Da winkte ihr Gaston schon. In seinem Blick war eine fiebernde Unruhe. Er streckte ihr die Hand entgegen, sie war heiß und feucht. Aber er lächelte, ein zuckendes, nervöses Lächeln. „Du bleibst lange, Chérie, du hast wohl keine Sehnsucht zu erfahren, wie es mir heute geht?"

In stürmischer Freude drückte sie seine Hand an ihre Brust. „Ich sehe ja, wie gut es dir geht, du hast sogar rote Bäckchen."

„Das kommt von der Sonne. Wir wollen aus der Sonne gehen. Parbleu — ich möchte auch mit dir allein sein."

„Wenn du das bloß nicht so fürchterlich sagen wolltest. Tiens? — Gib mir deine Hand."

Er sah um sich, sein düsterlauernder Blick flitzte zu den Fenstern hinauf. Dann eine blitzschnelle Handbewegung nach seinem Ohr hin — und dann lag's in der Hand Juliennes: ein Papierkügelchen, fest zerknüllt. Er zischte ihr zu: „Tu das weg, verschließ es in deinem Zimmer. Niemand soll davon wissen, hörst du, niemand!" Sie begriff nicht, sie sah ihn unsicher an, da wurde er heftig. — „Steck's in die Tasche! Hör' doch!"

Erschreckt, hastig versenkte sie es in die Tasche. Und wirr ging ihr Blick nach ihm.

„Du ... nahmst das ... aus dem Ohr ..."

„Eh ja, man nimmt solche Dinge aus dem Ohr."

„Du bist sehr, sehr aufgeregt, joujou ..."

„Wenn Chérie kommt, bin ich immer aufgeregt, bitte." Da haschte sie hastig nach seiner Hand. „Sei doch aufrichtig!"

Seine Augen fielen zu, sie sah seinen Blick nicht mehr. Aber sein Gesicht nahe dem ihren. „Bien — also aufrichtig. Bleib aber ruhig, mach's nicht auffällig. — Du kannst dir doch denken, daß ich die ganze Zeit nicht stumpfsinnig hier gelegen, daß ich Augen und Ohren offen hielt ... die mit mir verwundeten Prussiens haben da manches gesagt ... ich hab's mir notiert, auf Seidenpapier, du hattest die Blumen, die du mir schicktest, darin eingehüllt. Zerknüllt steckte ich es als Wattepfröpfchen ins Ohr ... du wirst das jetzt besorgen —"

„Ich soll —"

„Ich werde dir eine Adresse geben ... ein Holländer, der auf den Markt nach Aachen liefert. Dem wirst du das übergeben, du selbst ... er besorgt es weiter —"

„Du willst —"

„In Holland warten unsere Freunde —"

„Gaston!"

„Auf diesem Weg kann ich sie immer mit Nachrichten versorgen, durch dich —"

„Durch mich —"

„Schweig doch!" Er warf den Arm um sie, sah sich noch spähend um, wollte sie küssen.

Und in dieser fiebernd blitzhaften Sekunde sah sie es zwischen sich und ihm auftauchen, das Gesicht Armands, der da auszog zu kämpfen und zu sterben; das Gesicht der Schwägerin, das vergrämt und alt wurde, des Kindes Gesicht, das unter Tränen nach dem Vater schrie.

Und diese drei Gesichter schlossen sich in den Begriff Vaterland zusammen. Das Vaterland, das sie mit einemmal in diesem aufstrahlenden Augenblick, liebte wie die drei trauten Gesichter, leidenschaftlich, angstvoll, in kühner, zornvoller Freude.

Sie rief's ihm fast in den zu ihr geneigten Mund: „Ich soll mein Vaterland verraten?! ... Gaston ..."

Da küßte er sie. Er küßte sie wild und gewalttätig. Sie sah in seine weitoffenen Augen, sie sah das darin glimmen — sah das — o Gott! sah das ... die weißgleißende Feindseligkeit! Er küßte sie mit dieser mörderischen Feindseligkeit! Er küßte sie mit der Wut gegen sie im Herzen!

Sie stieß ihn wider die Brust. „Nie! Nie!"

Wie sei ein Blitzstrahl zwischen sie gefahren und habe einen tiefen Spalt zwischen ihnen gerissen. So war es. Sie griff mit beiden Händen um ihre Knie, so schüttelte ihr Körper. Er saß ruhig. Eine stumme Weile. Dann faßte er in die Brusttasche, steckte sich eine Zigarette zwischen die Lippen.

Digitized by Google

„Pardon — ich vergaß, daß dein Vaterland — Deutschland ist.“ Sagte es kühl und gelassen. Es war ihr wie ein Stoß ans Herz. „Willst du mir Feuer geben? Meine Hand ist noch verletzt. Merci bien.— Sei so gut und mache ein mehr harmloses Gesicht. Das wenigstens kannst du für mich tun. Du dachtest wohl, daß wir hier immer beisammensitzen und schäkern würden. Du dachtest wohl kaum daran, daß sie mich eines Tages holen und in ein Gefangenlager sperren werden, bis mich nach Jahr und Tag irgendeine Krankheit dahingerafft hat. — Siehst du, wie du zitterst. Also daran dachtest du nicht, bon. Aber du kennst mich soweit, daß du weißt, ich fresse lieber Rattengift, als das über mich ergehen zu lassen. Ich —“ er flüsterte es kaum hörbar — „werde ihnen entwischen wie eine Maus ins Loch — fliehen werde ich, dumm werde ich sie machen, dumm. — Jetzt bist du an der Reihe, Chérie, eh?“

„Ich? — — Was soll ich tun?“

„Was man für einen tut, den man lieb hat, ihn retten — bring mir den Mantel deines Bruders, hörst du? Du mußt! Bring mir ihn an das Wirtshaus auf dem Tschärr, hörst du? Morgen! Hörst du? Sag' jetzt nicht nein — ich müßte dich sonst erdrosseln. Ich muß den Mantel haben, ich kann doch nicht in meiner Uniform davonlaufen. Und, Chérie —“ er packte fest ihren Arm. „Du wirst das mitbringen, das, was ich dir gegeben habe, ich kann das nicht bei mir tragen, auch nicht im Ohr, es könnte mir im Schlaf herausfallen. Und ich habe noch keine Lust, mich hängen zu lassen.“ Er sah sie scharf an. „Oder nein, gib es mir zurück, gib!“

Er griff an ihre Tasche.

Sie wich zurück. „Man kommt —“

Julienne rief der langsam daherkommenden Nonne entgegen: „Suchen Sie Ihren kleinen Belge, Schwester?“

„Morgen Nacht — nach elf — oder du siehst mich nie wieder!“ zischte er.

Das Bad wär' bereit, sagte die Schwester und nahm Gaston mit sich fort.

Julienne stieg den Abhang hinunter, sie schob sich weiter, jeder Schritt stieß an ihr Herz. Morgen ... morgen ... das Fürchterliche ... oder — ‚du siehst mich nie wieder‘ ... Waren sie nicht jetzt schon auf ewig einander verloren? Sie möcht' sich da an den Weg hinhocken und liegen bleiben, bis man sie wegschleppt, irgendwohin. Man soll sie schlagen und stoßen, sie wird sich quälen lassen, um die seelische Qual nicht so entsetzlich zu empfinden.

Sie schleicht durch den Garten ins Haus und auf ihr Zimmer, schließt sich ein und sagt, sie möge nichts essen. Man läßt sie bis zum Abend, da klopft die Schwägerin an die Tür.

Eine müde, starre Stimme: „Laßt mich doch ruhig.“

‚Sie hat wohl mit Gaston eine kleine Affäre,‘ dachte die Schwägerin und schickte ihr am andern Morgen das Frühstück ans Bett. Die Magd aber brachte es zurück, Mademoiselle könne nichts nehmen.

Da rüttelte die Schwägerin kräftig an der Tür, drohte, sie würde die Tür aufbrechen lassen. — Dann erst drinnen ein schwankender Schritt, der Schlüssel dreht sich. Die Schwägerin mußte das Mädchen auffangen. Sein Gesicht war entstellt, das Haar hing in dicken Strähnen über dem Nachtkleid.

„Um der Liebe Gottes willen!“ rief die Schwägerin entsetzt, „ich werde zum Arzt schicken.“

Julienne sah sie in hilfloser Traurigkeit an: „Mir kann doch kein Arzt helfen —“ und schwieg jäh, es war nichts mehr aus ihr herauszubringen.

Die Schwägerin blieb bei ihr am Bett sitzen, holte ihr Handarbeitstäschchen her und stickte. Am Nachmittag brachte sie auch Didi mit. Wenn Didi ihren holden Blödsinn schwatzte, würde Julienne schon auf andere Gedanken kommen. Sie lag jetzt still oder die Augen plötzlich weit offen, die Hände klammernd ins Leere greifend. Einmal ein wehwunder, flehender Aufschrei: „Laßt mich doch ruhig!!“

Entsetzt packte die Schwägerin ihre Stickssache zusammen, ging stumm hinaus. Nun ja, also ließ man sie ruhig.

Kaum, daß die Tür sich geschlossen hatte, warf Julienne die Bettdecke ab, sprang auf die Tür zu, schloß ab, sank auf einen Stuhl nieder. Vor ihr auf dem Waschtisch das Weckerührchen mit leisem, eilendem Tickitickitickit

der Zeiger. Und immer dichter das Zimmer verschattet — Das Glockenspiel tinkte. Acht Uhr. — Um elf Uhr wird es sein — das Grauenhafte —

Dann wird er warten am Wirtshaus auf dem Tschärr. Wenn sie nicht kam — sie wird nicht gehen, wird nicht, wird nicht! . . . Wenn sie nicht kam — —

Neun Uhr . . .

Eine kalte, ruhige Klarheit floß über sie. Mit einem Male. Je näher die Stunde rückte. Was ist sie im Begriff zu tun? Mitschuldig zu werden an einem Verbrechen gegen das Vaterland!

Die Kälte kriecht an ihr herauf. Die Arme über der Brust gekreuzt sitzt sie in sich zusammengekauert, weint es still vor sich hin: „Aber ich lieb' ihn doch, ich lieb' ihn, ich lieb' ihn —"

Zehn Uhr . . .

Da steht sie auf, zieht sich an. Als sie auf die Tür zugehen will, scheint's ihr, als ob jemand sie am Kleid festhalte, zerrende Hände. Halt! Bleib zurück!

Sie brach in den Knien zusammen, sie drückte die Fäuste in den zuckenden Mund, sie stöhnte: „Ich kann ihn doch nicht in sein Unglück laufen lassen!"

Sie wird ihm ja nicht helfen, ach Gott, nein, nein, sie wird — hör'! Schlägt's schon ein Viertel nach? Sie wird ihn beschwören, sie wird sich an ihn klammern, sie wird — o Gott! der Zeiger rückt, ist sie denn noch immer hier? — Jetzt hinunter. Leise, auf Hausschuhen — jaja, Armands Mantel — greift sie nach ihm? Nein — ja — Wer steht da? Ist er es — Armand? Steht da im Mantel, das Gesicht blutend — Armand!! Nein, nein, nein, nicht den Mantel — jetzt hinaus durch den Garten, den Pfad entlang am Kalvarienberg.

Die Käuzchen schreien. Grünblasses Mondlicht liegt über dem heiligen Berg. Die weißen Leidensstationen leuchten.

Seigneur, der du für uns dein Kreuz getragen hast . . . Wenn sie zu spät kam, wenn er schon . . . Seigneur, der für uns ist gekreuzigt worden . . . Weiter, weiter . . . Die Brücke . . . der Berg . . . Wenn sie zu spät kam . . . wenn er die Grenzwache passiert hatte, verschwunden in den lauernden Verstecken des unsicheren Belgierlandes . . . guter Gott, guter Gott, sie hatte keine Schuld daran . . . Er kann ja nicht durchkommen, kann's nicht! Mit der belgischen Uniform, nein, nein!

Stand jäh still. Wenn sie also nicht mit dem Mantel kam, konnte er nicht fliehen.

Sie preßte beide Hände auf die Brust, stöhnte nach Luft. Das Mondlicht blitzte auf sie nieder. Lang lag ihr Schatten über die weiße Straße. Da sprang sie zur Seite, drückte sich an den Häuserchen entlang. Stieg höher — spähte. Ein Hund fing an zu bellen. Da lief sie erschreckt bis übers Wirtshaus hinaus, sprang seitwärts die Böschung hinauf und warf sich zu Boden. Lauerte. Wartete, wartete. — Kein Schatten, kein Geräusch. Aber dort — um die Ecke des Wirts hauses — guter Gott! — ein Schatten über die Straße — neinneinnein — der Hund, der schnuppernd daherkam. Sie sprang auf, rannte auf der Böschung weiter, das Haar löste sich — weiter in die Nacht! Wenn er schon am Wirtshaus vorüber . . . Der Wald, der schreckliche Wald . . . Schritte hinter ihr — o, Gaston! Gaston! . . . Still, niemand . . .

Das ist doch noch nicht das Zollhaus — ? Grenzpfähle! Sie kann ruhig sein, ganz ruhig, ja, guter Gott, wie ruhig sie ist: er ist nicht gekommen . . . Vaterland, ihr Vaterland . . . Armand . . . Wie ist ihr denn — ? O, ihr ist wohl, wie wohl! Gaston ist nicht gekommen . . .

„Je vous remercie, Seigneur . . ."

— — Ein Ruf durch die Nacht — — Halt! — — Ein Schuß . . .

Sie jagt den Abhang hinunter, am Zollhaus vorüber, taumelt gegen etwas, ist's ein Baum —.

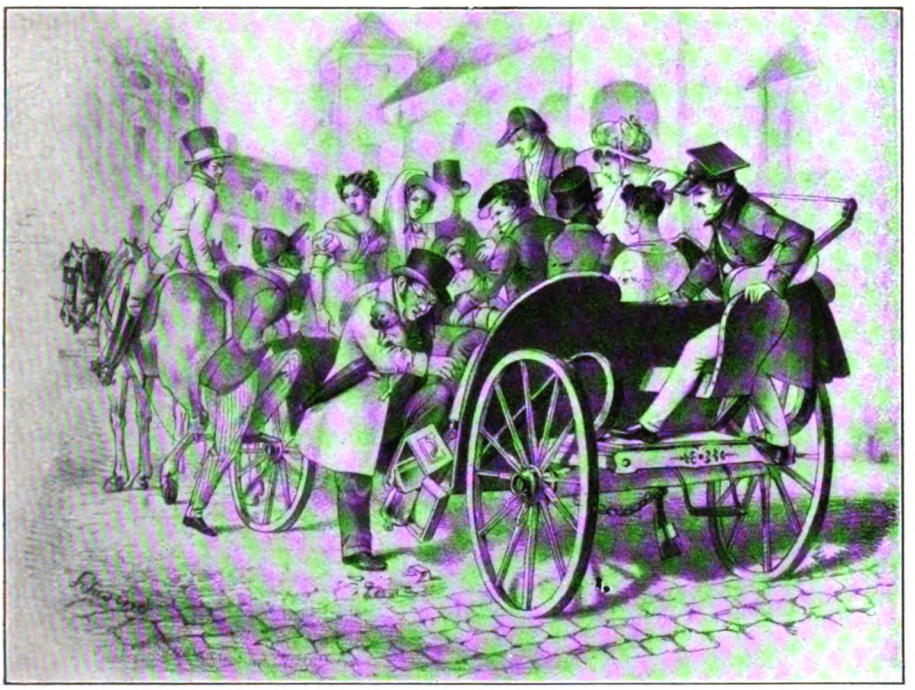
Man fand sie erstarrt, angeklammert an den schwarz-weißen Grenzpfahl.

In der Mondnacht lag ein Toter. — —

Julienne schrie wirr auf, als sie aus ihrer Erstarrung erwachte und sah, daß sie in ihr Zimmer gebettet war. Sie tastete irr und wirr nach ihren Kleidern, griff in die Tasche, krampfte es in die Hand hinein — das zerknüllte Papierröllchen, das er ihr gab.

Und während die Schwägerin um sie besorgt war, rissen ihre zitternden Finger unter der Bettdecke das verräterische Papier in Fetzen. Über ihre zuckenden Lippen stürzte heimliches Schluchzen: „. . . Vaterland . . . Vaterland . . ."

Digitized by Google



Aufbruch zu einer Landpartie auf den Leopoldsberg. Von Moritz v. Schwind
Erstes Blatt einer Folge von Lithographien aus den 1820er Jahren

Erinnerungen an den Wiener Wald

Von Franz Servaes

Berlin, im März.

Jetzt will es hier im Norden Frühling werden. Mit stillem Grausen denkt man an blutgetränkte Fluren, fern in der Champagne oder in Albanien. „Frühjahrs-Offensive“: das ist jetzt das Wort, das uns das Wiederaufleben der Natur ankündet. Schwer davon loszukommen. Und doch muß man's. Wir in der Heimat Gebliebenen müssen die Werke und die Gesinnungen des Friedens pflegen. Wann wirklich einmal wieder Frieden sein wird, dann wird man uns fragen, was wir an Friedenswerten zu erhalten gewußt haben ...

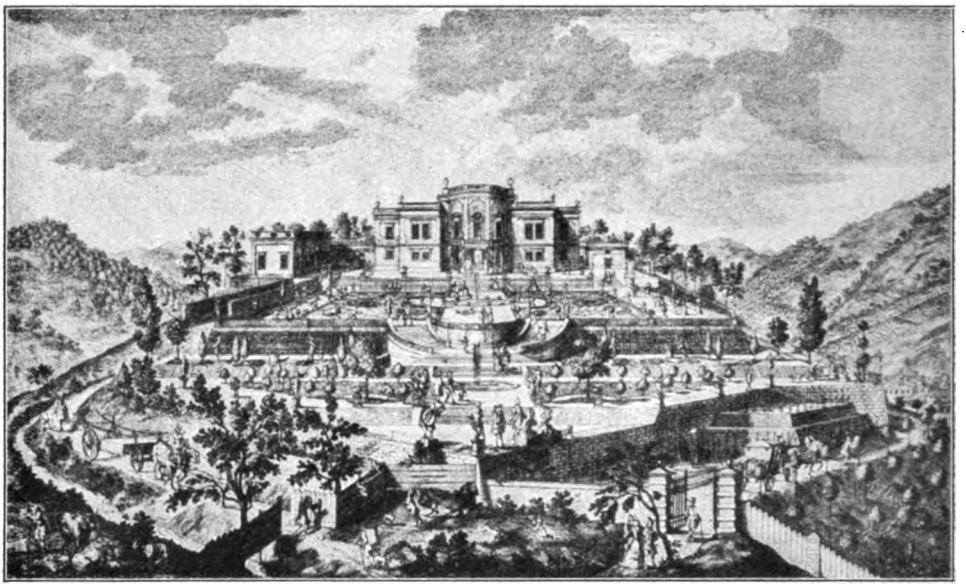
Und darum, wenn es jetzt Frühling wird, so laßt uns von friedlichen Dingen reden. Und dieweil wir im kalten, rauhen Norden sitzen, so laßt uns des wärmeren, weicheren Südens gedenken. Fünf Jahre wohnte ich im Wiener Wald. Die Zeit wird mir unvergeßlich bleiben. Davon will ich erzählen.

Wenn ich denke, wie schön jene Zeit für mich und die Meinen war, so kann ich vor allem kaum verstehen, warum die Wiener selbst so selten sich die gleiche Wohltat erweisen. Allein, ganz in den Wiener Wald hinauszuziehen und alle Jahreszeiten hindurch dort zu wohnen, das bringt der richtige Wiener schwer über sich. Ja, für ein paar Monate, auf Sommerfrische, geht er wohl hin — wofern er es nicht vorzieht, weiter hinaus sich anzusiedeln, im Semmeringgebiet oder in der Steiermark, an den oberösterreichischen und salzburgischen Seen, in Kärnten, in Tirol oder an der Adria. Der so nahe gelegene hügelige Wald gilt mehr als Tummelfeld für Nachmittagsausflüge oder Sonntagswanderungen. Oder die ganz Feinen nehmen sich ein Auto, rasen durch den Staub einer Landstraße an hundert lieblichen Naturschönheiten vorüber und „jausenen“ oder „nachtmahlen“ irgendwo im Freien — versteht sich, wo es die entsprechende gute Verpflegung gibt.

Wie eine weichgeschwungene Arena von sanften Hügeln legt sich das laubreiche, wiesenduftende Waldgebirge rings um die Stadtsiedelung, gleitet von vielen Seiten allmählich und schier unmerkbar in die Wohngegenden hinein, so daß man oft kaum sagen kann, wo die Stadt aufhört und der Wald beginnt. Die Natur liegt vor den Toren und lockt und wirbt, nicht bloß zu flüchtigem Besuch, sondern zu dauerndem Aufenthalt. Doch für die eigentlichen Wiener ist das nichts. Sie lieben nicht die Unbequemlichkeiten des Hinein- und Hinausfahrens mit der Stadtbahn. Und vor allem sind sie nicht gern zuweit von ihrem Kaffeehaus und vom Theater entfernt.

Aber den Wiener Wald lieben sie natürlich dennoch und lieben ihn sehr. Lieben ihn mit jener etwas sentimentalen, poetisierenden

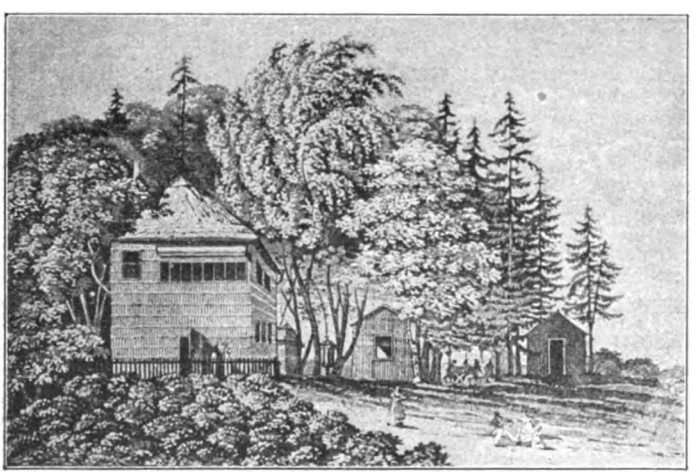
Digitized by Google



Das Lustgebäude in Neuwaldegg bei Dornbach um 1630
Stich von Delsenbach nach Fischer v. Erlach (Historisches Museum der Stadt Wien)

und weinseligen Zärtlichkeit, die ihnen so schön zu Herzen und zu Munde steht und die sich namentlich dann gern einstellt, wenn Männlein und Weiblein beim Heurigen sitzen und sich immer tiefer in Begeisterung reden. Oder besser und leichter noch, wenn in einem dieser „Weingartln" ein beliebter Volkssänger auftritt und das Lob des Wiener Herzens und der Wiener Landschaft in einem bald feurigen, bald schmachtenden, bald launigen G'stanzl hinausschmettern läßt. Solcher Heurigenschenken und Kaffeehausgärten gibt es am Rande des Wiener Waldes und in seinen schmalen, lieblichen Seitentälern ungezählte Mengen, und wenn auch nicht überall gleich Volkssänger zur Stelle sind: „a Musi" fehlt doch selten, weder ein volltönender Hornist, noch ein schmelzender Geigenspieler oder ein bravouröser Zitherklimperer. Dann sitzen die biederen Leutlein etwa im Schatten einer breitästigen Kastanie oder sonstwie im Laub versteckt an einfachen, mit Pfählen in die Erde gerammten Tischen und vor ihnen breitet sich ein Zug jener wiesenreichen und hügelweichen Landschaft aus, die die Wiener Umgebung so anheimelnd macht.

Manche fahren im billigen Wägelchen zu ihrem gastlichen Zielpunkt, die meisten aber, wenn sie von der Elektrischen oder der Stadtbahn an ihren Ausgangspunkt gebracht worden sind, geben sich rüstig ans Wandern und ziehen hemdärmelig und kragenlos oder auch mit breitumgelegtem Sportkragen wakker ihres Weges. Und natürlich fehlen auch niemals die Frauen und Madeln. Der Wiener ist stets für das andere Geschlecht — und die Wienerin erst recht. Und so ziehen denn in Massen Liebespärchen hinaus: der Wiener Wald ist ihnen ein gütiger Wirt und bietet viele hunderte lauschiger und versteck-

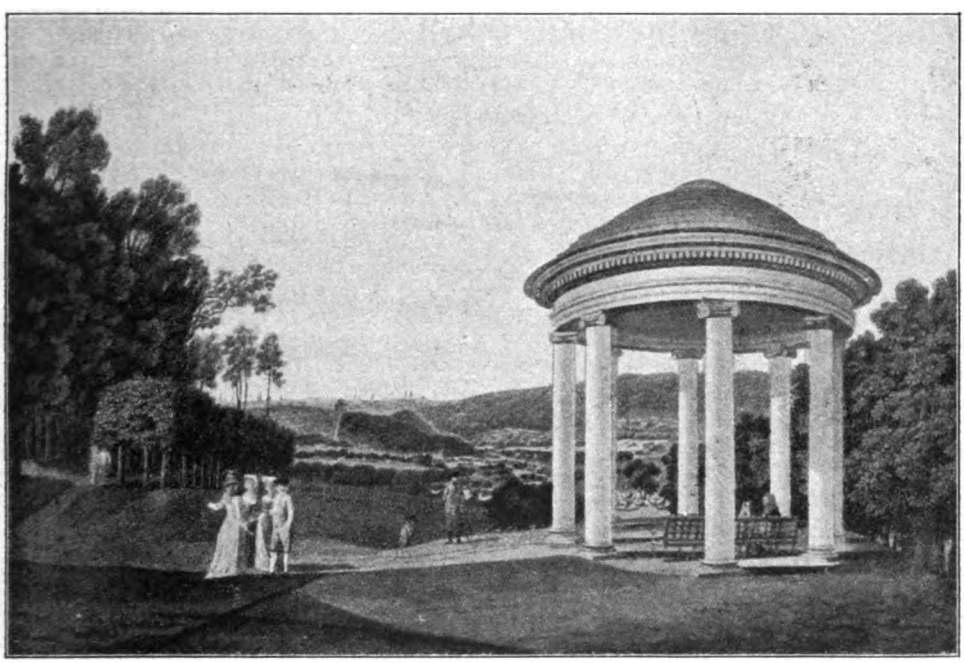


Das einstige „Hameau" in Neuwaldegg
Nach einem anonymen Stich im Historischen Museum der Stadt Wien

Digitized by Google

ter Plätzchen, an denen sich lagern und ruhen und ein zärtliches G'spusi machen läßt. Unmöglich, beim Durchstreifen des Wiener Waldes nicht dutzendweise auf stille, verliebte Weltflüchtlinge zu stoßen, die entweder, selig umschlungen und keiner Menschenseele achtend, gemächlichsten Schrittes dahinschlendern oder aber es sich irgendwo bequem gemacht haben, manchmal abgesondert, nicht selten auch drei, vier befreundete Pärlein beieinander, und die dann in aller Harmlosigkeit irgendwo hocken oder liegen, bald still und wortlos entrückt, bald im neckischen, lachfrohen Geplauder. Und auch ganze Gesellschaften ziehen hinaus, suchen sich eine einsame Waldwiese, packen ihre Mundvorräte aus und beginnen lagernd zu schmausen. Oder sie stellen sich im Kreise auf, lassen ihre frohen und wehmütigen Lieder steigen oder tun sich zu lauten Gesellschaftsspielen zusammen, mit Wettlaufen und Haschen, Blindekuh und Händeklatschen. Die dieses tun, sind meist Tschechen. Mag man es nun loben oder beklagen, ohne das tschechische Volk, das so naturliebend und spielbedürftig ist, scheint der Wiener Wald kaum noch denkbar. Wie oft ist es mir passiert, wenn ich vergnügtes Lachen und munteres Geschrei schon von weither durch die Büsche schallen hörte, daß ich dann, hinzutretend, bei den Lauten der fremden Sprache stutzte und trotzdem für diese Menschen, die in der Natur sich so kindlich zu geben wußten, eine unwillkürliche Sympathie empfand.

Ob für Deutsche oder Tschechen, für Juden, Welsche oder Polen, diese lieblichen und gesegneten Waldgegenden, in unmittelbarster Nähe einer modernen Weltstadt, sind mit ihren vielen Spazierwegen und weithin sich verzweigenden Seitenpfaden ein echter und unveräußerlicher Besitz des gesamten Wiener Volkes. Und wenn der kluge Bürgermeister Lueger es sich angelegen sein ließ, eine breite Zone unbebaubaren Landes als Wald- und Wiesengürtel um die Wienerstadt zu legen, so wußte er, was er tat und kannte genau den Wert des unvergleichlichen Geschenkes, das er seinen Wienern damit machte. Doch zieht sich der Wiener Wald über diesen Gürtel natürlich noch beträchtlich weit hinaus. Dutzende von Ortschaften sind in seinen weiten Talgründen gelegen, alle noch von köstlich-ländlichem Urcharakter, wenn auch leider hier und da und in allmählich steigendem Maße großstädtisch übertüncht. Über jedes städtische Haus, das in diesen anspruchslosen Gemeinden errichtet wird und damit in die bescheidene Idylle einen falschen Ton hineinträgt, möchten die wahren Naturfreunde am liebsten gleich Tränen weinen und nicht selten erheben sich in den Seufzerecken der Zeitungen ihre Klagen. Es wird ja kaum hintanzuhalten sein, daß der großstädtische Zug unserer Zeit sich mehr und mehr auch auf die Wiener Wald-Gemeinden ausdehnt: aber einstweilen haben sie das überlieferte Gesicht noch ziemlich getreu sich bewahrt und machen lange



Jetzt nicht mehr vorhandenes Tempelchen im Park von Neuwaldegg. Nach einem Stich von J. Ziegler aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. (Historisches Museum der Stadt Wien)

Die drei Abbildungen auf S. 110 und S. 111 sind entnommen dem unlängst erschienenen reizvollen Buche von Hermine Cloeter „Häuser und Menschen in Wien" (Verlag von Anton Schroll & Co. in Wien)

Digitized by Google

nicht so den Eindruck künstlicher Gründungen wie in der Umgegend von Berlin. Freilich geht es darum auch viel einfacher, ja mitunter primitiv dort zu und es fehlt fast durchaus an jenem verführerischen und verwöhnenden „Komfort", ohne den der moderne Großstadtmensch nicht mehr glaubt auskommen zu können.

Groß ist der Wiener Wald und wer ihn in seiner vollen Ausdehnung durchstreifen möchte, der brauchte eine ziemliche Anzahl von Tagen. Hierbei soll der weitere Umkreis noch nicht einmal mitgerechnet werden und nur dasjenige zählen, was wirklich noch den nahen Hauch und Einfluß der großen Donau- und Kaiserstadt verspürt. Es ist wahrlich nicht wenig.

In der Donaugegend beginnt es. Bei Nußdorf, Heiligenstadt und Grinzing, sämtlich noch zu Wien gehörig, doch vielfach schon merkwürdig ländlich anmutend. Längs der Straßenbahn fangen allmählich die Häuser an immer kleiner und die Gärten größer zu werden. Strecken unbebauten Landes schieben sich dazwischen, der Boden beginnt sich sachte zu heben, unfern grüßen Berge. Gleichsam als erster Auftakt der Natur erscheint ein entzückendes Kleintal mit einem Bach. Freilich ist es nicht mehr so einsam und abgelegen wie ehemals, als Beethoven noch hindurchschritt und sich wohl auch manchmal trotzig zu Boden warf, sein Notizbuch hervorzog, um es mit Noten zu bekritzeln. Dieses stille Stück Natur wird jenem Großen zu Ehren, dem man daselbst ein bescheidenes Denkmal gesetzt hat, noch einigermaßen unberührt erhalten; doch schon drängen sich zu beiden Seiten moderne Villen mit ihren Gärten und unfern knattert die Zahnradbahn, die den Kahlenberg hinaufkeucht. Deren erste Station heißt Krapfenwaldl und wer ein wenig Geduld und Zeit hat, der steige hier aus. Er braucht nicht unbedingt das große Volksrestaurant zu besuchen, das hier vor ein paar Jahren errichtet wurde. Er kann auch gleich weiterwandern, sich in den hier besonders herrlichen Wald schlagen, um in bequemem Anstieg das prächtige alte Schloß Cobenzl zu erreichen, das neuerdings die Stadt zu einem vornehmen Hotel ausgestaltet hat. Dünkt ihm dieses zu teuer, so findet er in der Nähe sowohl eine Meierei wie auch einen breit terrassierten Wirtsgarten, in dem man besonders gegen Abend wohlig sitzen und in die fächerartig sich senkende Ebene mit der sich zärtlich einschmiegenden, im Lichterglanz funkelnden Stadt hinunterschauen kann.

Umfassender noch und großartiger ist der Blick vom Kahlenberg aus, dem vielbesungenen und vielgepriesenen, der, ähnlich wie der Drachenfels am Rhein, doch stiller und ruhiger, an die Donau hingelagert ist und mit seinem Nachbar, dem Leopoldsberg, das weite Land ringsumher beherrscht. Auf dem Kahlenberg wollen wir die Nacht zubringen. Erstens zecht sich's dort wundervoll bis in die späten Abendstunden hinein, und dann wollen wir doch auch, wenn wir, vielleicht etwas mühsam, aus den Federn uns erheben, von hier aus den prachtvollen Sonnenaufgang genießen. Freilich darf man hier, wie im ganzen Wiener Wald, nichts „Sensationelles" erwarten. Der Reiz dieser Landschaft ist durchaus unaufdringlich. Er erschüttert weder durch wilde Felsenstürze noch durch

Schwind und Eduard von Bauernfeld auf einer Fahrt in den Wiener Wald
Gemälde von Moritz von Schwind im Besitz von Fräulein F. von Wertheimstein in Wien

Digitized by Google

Steg über den Halterbach: Vorfrühling im Wiener Wald. Gemälde von Karl Schade

pittoreske Burgenromantik. Aber er gewinnt und erobert uns durch Schlichtheit, Wohllaut und Innigkeit. Es ist alles so wahr, so natürlich und unverkünstelt hier. Der Mensch hat hier zwar Wege angelegt und sich hier und da angesiedelt, aber er hat nichts hinzugefügt, um einen Knalleffekt zu erzielen oder um durch Kulturfirnis zu blenden. Diese rührende Bescheidenheit, die, wie in der Landschaft, so oft auch in den Menschen hier zu finden ist, darf uns aber nicht abblenden gegen den eigentümlichen, liebenswürdigen Reiz und Reichtum, der überall ausgebreitet ist und sich unbefangen regt. Freilich müssen wir auch von uns aus ein wenig hingeben, um es zu genießen: ein Stücklein von unserem Herzen ...

Die deutschen Soldaten, die ich bei meinem Abschiedsbesuch auf dem Kahlenberg oben traf, und die von ein paar österreichischen Kameraden freundwillig geleitet wurden, gehörten jedenfalls zu denen, die diese Landschaft warmfühlend in sich aufzunehmen vermögen. Sie sagten nicht viel, aber sie schauten tief. Standen so brav und treuherzig da, daß sie das Entzücken eines jungen Wiener Dichters erregten, der sich aus der Begleitung dreier reizender Damen losriß, zu den deutschen Waffenbrüdern hineilte, wie verliebt um sie herumscharwenzelte und ihnen am liebsten offen gehuldigt hätte. So sehr ergriff und rührte ihn deren andächtige Hingegebenheit an seine vielgeliebte heimatliche Landschaft. Er hätte sie am liebsten auf jede Einzelheit hingewiesen; auf das zutraulich an den Berg geschmiegte Kahlenberger Dörfl; auf die Donau, die breit und stattlich dort vorüberfließt; dann rückwärts auf Klosterneuburg mit seinem berühmten alten und schätzereichen Stift; und hätte ihnen gesagt, wie zwischen Kahlenberg und Klosterneuburg das langgestreckte und lieblich gewundene Tal des Weidlingbaches sich hinzieht mit seinen lauschig gelegenen Siedelungen. Am liebsten aber natürlich hätte er ihnen laut, und womöglich gleich in Versen, vorgeschwärmt von der gesegneten Lage seiner weit die Ebene füllenden Wienerstadt, mit ihrem wie eine Bleistiftspitze herausragenden altehrwürdigen „Steffel". Und hätte ihnen gezeigt, wie von der inneren Stadt aus so ziemlich alle Wege, nach allerhand unschuldigen Schlängelungen und Kreuzungen, zum Gebirge hinstreben; und wie eine Reihe halbländlicher Ortschaften, noch im Bereiche der Weltstadt, sich dem Walde freundlich nähern, außer den genannten noch Döbling und Sievering, Salmannsdorf und Neustift am Walde, Pötzleinsdorf, Dornbach und Neuwaldegg, so schön und anheimelnd alle wie ihre Namen, dem Auge wie dem Ohre gleich wohltuend.

Dornbach, das eben genannte, im Nordwesten der Stadt gelegen, bietet einen weiteren Ausgangspunkt für Ausflüge. Es hat ein Schloß und einen herrlichen, gepflegten Park, der langsam ins Waldige hinübergeleitet. Man kann von dort auf breitem,

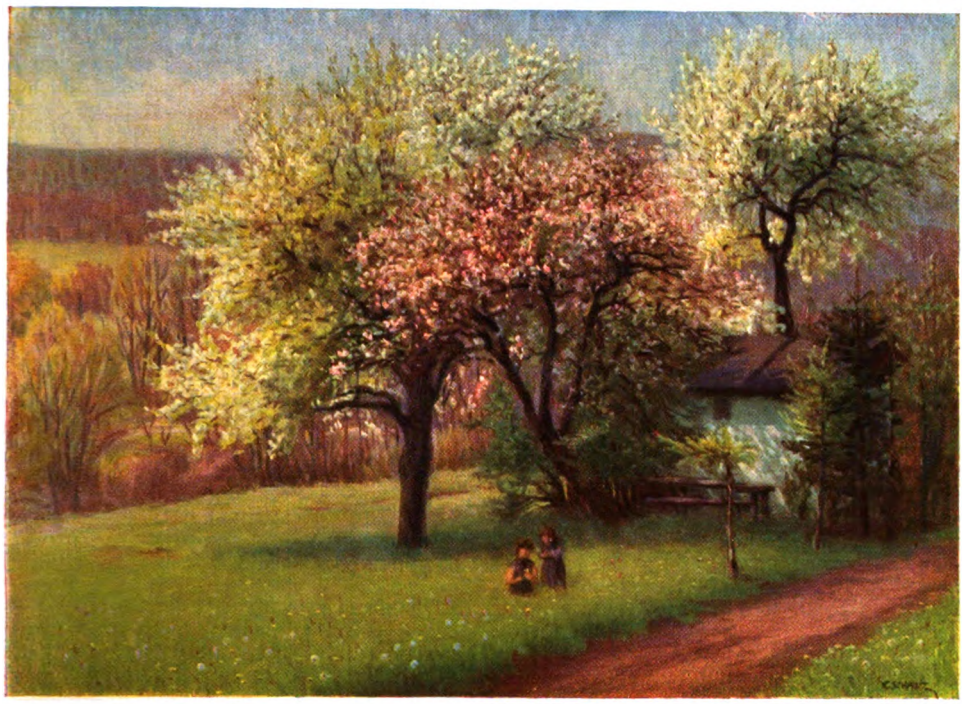
Digitized by Google

vielbefahrenem Waldwege, an dem verschwiegen gelegenen Schottenhof vorüber, etwa in die Hütteldorfer Talsenkung hinabgelangen, und so durch das villenbesetzte Halterbachtal an den westlichen Flügel der Stadt gelangen. Doch wollen wir lieber noch weiter ins Gebirge schweifen. Die an der Wegscheide zwischen Wald und Stadt gelegene Rohrerhütte zieht uns an, wo man (für Wien stets eine Hauptsache) unter schattigen Bäumen vorzüglich speist. Und von dort wollen wir dann weiter, auf dem Umwege über das Holländerdörfl zur Sophienalpe, deren Name, da sie nur 471 Meter über dem Meeresspiegel gelegen ist, allerdings etwas zuviel verspricht. Aber schön ist's dennoch dort, namentlich wenn man zur Franz Karl-Fernsicht gelangt, von der aus man bis zur Raxalpe und dem Schneeberg hin die Blicke schweifen lassen kann. Und eine Wiese gibt's dort, endlos gedehnt, auf der gibt's jetzt im Frühling soviel wildblühende Veilchen zu pflücken, daß man ganz Berlin damit versehen könnte. Wir aber legen uns mitten unter die Veilchen auf den Rücken ins Gras, lassen Bienen und Schmetterlinge um uns gaukeln und die weißen Wölklein friedlich am hohen Himmelsblau entlang segeln. Ausgeruht, steigen wir durch den finsteren Kasgraben, in dem (einstweilen gottlob noch ohne Geruch) in Millionen weißblühenden Stenglein der Knoblauch wuchert, durch diesen Kasgraben also, der beinahe eine Wolfsschlucht sein könnte, steigen wir gemächlich und Lieder singend zum lieblichen Weidlingau herab — von dem ich jedoch einstweilen noch nichts sagen will, weil ich es mir aus ganz besonderem Grunde für später aufzusparen gedenke. Die Welt und der Wiener Wald sind hier noch lange nicht zu Ende. Vielmehr sind wir gerade recht hübsch mitten drin. Wir können von hier nach Purkersdorf, Tullnerbach, Preßbaum, Rekawinkel weiterschweifen, das ist die villenübersäte Westbahnstrecke entlang. Wir können auch in Seitentäler abbiegen und etwa über Gablitz und die Hochramalpe (wo meine Kinder Esel reiten und „Schinakel", das ist Kahn fahren können) bis zum Troppberg gelangen, der mit seinen 540 Meter Höhe die bedeutendste Bodenerhebung dieser Gegend ist. Oder wir bleiben im Tal und wandern über Vorder- und Hinterhainbach nach dem beinahe romantisch gelegenen Mauerbach, wo uns die vielen uns entgegenhumpelnden und freundlich grüßenden alten Männlein und Weiblein das Vorhandensein eines vielgerühmten Altersheimes schon von weither ankündigen.

Jetzt aber schiebt sich plötzlich ein Riegel in den Wiener Wald. Wenigstens für uns Spaziergänger. Gegenüber Hütteldorf und

Ein stilles Tal: Frühlingsabend. Gemälde von Karl Schade

Digitized by Google



Mai im Wiener Wald. Gemälde von Karl Schade

Weidlingau erhebt sich nämlich, kilometerweit von einer Mauer umschlossen, der nur sehr schwer zugängliche k. k. Lainzer Tierpark, ein Jagdbesitz des österreichischen Kaisers, mit ganzen Rudeln von Hirschen und Sauen und mit einer Reihe entzückend gelegener Jagdvillen. Um diesen Tierpark müssen wir uns herumdrücken, wenn wir in den mehr südlich gelagerten Teil der Wiener Waldlandschaft gelangen wollen. Wir müssen sogar ein wenig in die Ebene hinaus, in das sonnige Mauer und das altertümliche Rodaun (wo Hoffmannsthal sein Dichterzepter schwingt). Doch hier grüßen schon wieder die Wälder; und das berühmte Jesuitenkollegium des nahegelegenen Kalksburg, eine palastartig breitgeschobene Gebäudekulisse, die feudalste der österreichischen Erziehungsstätten, mag natürlich auf landschaftliche Reize nicht verzichten und liegt zwischen langgeschweiften Hügelketten. Nochmals sammelt sich jetzt die Landschaft zu besonderem Aufschwung. Die am meisten von der Sonne geliebten Gegenden des Wiener Waldes heben an und der Sonne folgen selbstredend auch die Wiener und haben hier in Scharen ihre Sommervillen: in Perchtoldsdorf und Brunn am Gebirge, in der Vorderbrühl und der Hinterbrühl und in Kaltenleutgeben. Auch Hotels und Sanatorien haben sich hier angesiedelt, die Gegend ist durchaus komfortabel. Und reichgesegnet an bequemen und lieblichen Spazierwegen. Doch es steigert sich noch weiter. Das Land beherrschend, erhebt sich, diesmal gar bis zu einer Höhe von 674 Meter, der Anninger, natürlich gekrönt von einem vorzüglichen Gasthaus, in dem man sommers und winters sich gleichermaßen drängen muß, um mit Mühe eine Tischecke zu erobern. Dafür ist's dann auch schön hier, mit malerisch geschichteten Weitblicken und mit einem gutgehaltenen Serpentinenweg, der im Winter eine vielbesuchte und keineswegs gefahrlose Rodelbahn abgibt. Zu den Füßen des Anninger aber liegen zwei berühmte Orte, Mödling und Baden und zwischen ihnen das weingesegnete Gumpoldskirchen. Soll ich nun auch noch aufzählen, was man von Baden aus alles unternehmen kann? Südlich bis nach Vöslau hinunter, westlich in den Wald hinein bis nach Heiligenkreuz, Alland, Mayerling und weiter, immer weiter? Ich will mich damit begnügen, an das sanft-liebliche Helenental zu erinnern, und wie zum Beginne der Wanderung, so auch bei deren Abschluß den Namen Beethovens nennen, der hier, an der Pastoralsinfonie dichtend, den Vogelstimmen gelauscht hat. Doch auch Schuberts Namen ist unlösbar mit diesen Gegenden verknüpft. Der Genius der Musik und der Genius der Landschaft wandeln hier engumschlungen miteinander.

Zu derlei Frühlingswanderungen lassen die lieben Wiener, wenn die erste warme Sonne lockt, sich von Jahr zu Jahr mit Wonne verleiten. Aber wer von der Landschaft nicht

Digitized by Google

bloß naſchen, ſondern ſich ganz hineinverſenken will, der darf ſich nicht ſcheuen, das ganze Jahr in ihr zu wohnen und auch die trüben Tage in ihr zu begehen. Um ſo dankbarer iſt er für jeden Sonnenblick, der ihn ſogleich vor die Tür hinauszieht, und ſei's auch bloß in den geduldig harrenden Garten, hinter dem der Wald wie ein dunkles Geheimnis gen Himmel ſtarrt.

Das Haus Servaes in Weidlingau

Doch der unwirſchen Tage, an denen man völlig an ſeine Wohnung gebannt iſt, ſind im ganzen Jahr äußerſt wenige. Faſt jeder bietet wenigſtens ein Stündchen, wo man hinausſchlüpfen und in der Natur ſein kann. So hielt ich es in meinem geliebten Weidlingau, dem ich nun ſo oft in Sehnſucht nachdenke. Klein war ja nur mein Landhäuschen und einfach wie eine Bauernwohnung — und doch lag ein Hauch darüber von etwas Eigenartigem, Poetiſchem. Auf halber Höhe eines Bergzuges gelegen, ſtieg der Garten ununterbrochen langſam an, bis er mit ſeiner oberen Grenze gegen den Wald anſtieß. Dort ſtand, aus Baumſtämmen errichtet und mit Teerpappe zugedeckt, ein nach vorn offenes Luſthaus, von dem man, über das Tal hinüber, einen belebenden Blick auf die gegenüberliegenden Höhenzüge des Lainzer Tierparkes genoß. Dort mit Freunden zu ſitzen, bei Speiſe, Trank und guten Geſprächen, war einfach ſchwelgeriſch; ſich verſtohlen dorthin zurückzuziehen und bedächtig, eifrig Bogen um Bogen mit Schriftzügen zu bemalen, war ſüß wie ein verbotenes Laſter. Vor mir ſtanden zwei junge Kaſtanienbäume,

Wieſenhang im Wiener Wald. Gemälde von Karl Schade

Digitized by Google

Fahrstraße im Tannenforst

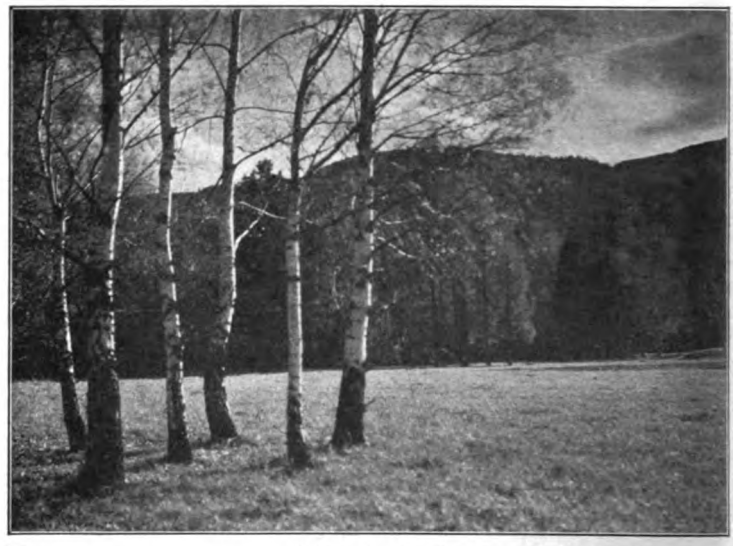
gepflanzt von meiner Hand, zwischen ihnen lag mein mächtiger, treuer Bernhardiner und auf der Wiese davor tummelte sich lachend mein jüngstes Töchterchen mit der huschigen Hauskatze. Genug hiervon! Das Herz könnt's einem abdrücken, wenn man daran denkt . . .

Ja, solch ein Garten im Wiener Wald ist wie ein stiller, redlicher, unermüdlich spendender Freund. Man kannte, möcht' ich sagen, jeden Grashalm, jedes Blattknöspchen, jedes Wiesenblümchen. Und an jedem Morgen im Frühling läuft man hinaus und sieht zu, ob etwas Neues gewachsen ist. Doch das tut man auch schon im Winter, wenn dicke Schneemassen auf den Wegen liegen und die Zweige der Bäume unter ihrer Last niedersinken. Dann keimt schon in der Erde neues Leben. Stets fanden wir bereits im Januar hinter unserem Hause die ersten Schneerosen, schneeig und rosig zugleich, wie ihr Name sagt, und mit holdem Grüßen dem Frühling voraneilend. Anfang März gab es dann überall Primeln und Leberblümchen und bald darauf auch Veigerln und Anemonen, die man in Österreich so anmutend Buschwindröschen nennt. Welche Freude aber erst, wenn auch der Flieder und der Jasmin anfingen zu blühen und ihre süßen Düfte uns durch die Fenster schickten. Und überm Weg am Waldesrand breitete der „Holler" (Holunder) seine großen Dolden aus, nach denen die Dorfweiber und Kinder immer in die Höhe sprangen, um sie zu sich niederzuziehen und abzureißen. Wie festlich aber sah der Garten erst aus, wenn nach und nach unsere Obstbäume, zuerst Pfirsiche und Marillen, später auch Äpfel, Weichseln und Kirschen sich mit dem lichten Zauber ihrer Blüten bedeckten und wenn dann wieder die Nadelhölzer, wie Blautannen und Tränenföhren, ihre Frühlingstriebe herausstreckten, erst unter sanfter Hülle, dann, als diese sprang, mit hellen, gesträubten Büscheln!

Etwas langsamer kam der Wald nach. Ich konnte sein stilles Wachstum aus dem oberen Hinterfenster meines Hauses gut beobachten. Als Allererstes meldeten sich, unwahrscheinlich früh, natürlich die Weidenkätzchen. Dann fingen die weißstämmigen, zarten Birken an, sich mit einem ungemein lichten Grün zu bekleiden. Etwas später folgten die dunklern Buchen und ganz zuletzt die Eichen, die ihr braunes Winterlaub so zäh festhalten und es erst dem sehr energischen Rütteln des Spätfrühlingswindes und dem Drängen der inneren Triebkraft opfern. Mit einem Male, im Mai, war dann der ganze Wald belaubt, die Wiesen voller Grün und bunter Blumenstickerei, die Wege, anfangs oft weich und schlammig, von hurtig rieselnden Bächlein durchfurcht, oft genug auch von stehenden Gewässern streckenweise über-

Heuernte im Wiener Wald

Digitized by Google



Birken im Herbst

schwemmt. Doch wer ließ sich durch derlei abhalten! Selig stürmte man hinaus, streifte stundenlang umher, berauschte sich am Sonnenglanz und silberfeinen Nebelduft, hörte die Holzfäller im Walde und das Geschmetter der Vögel in den Lüften und in den Zweigen. Oft konnte ich so stundenlang umherlaufen, fast ohne je einem Menschen zu begegnen. Denn auch die Wiener haben ihre Heerstraßen, die sie gewohnheitsmäßig ziehen, und es gibt in ihrer nächsten Umgebung manche bezaubernde Naturschönheit, die sie nicht kennen, weil sie in unwegsamer Verborgenheit sich entfaltet. Wie oft konnte ich in der landschaftlichen Umgebung meines Weidlingau die eingeborensten Wiener in ein verschämtes Staunen versetzen, wenn ich sie an Punkte führte, wo ihnen sich Blicke von nie geahntem, intimem Reiz erschlossen! Da war etwa die Waldkanzel, kaum fünf Minuten von meinem Haus entfernt. Ein halbkreisförmig vorspringendes Stück Erdreich, über einem jäh abfallenden Steinbruch. Zu Füßen ein stilles Waldbachtal mit Weiden, Birken, Buchen und ganz jung angepflanzten Tannen. Dahinter ein breit hingewölbter Bergrücken mit dichtbewuchertem Kamm. Eine ganz in sich abgeschlossene, tief in sich versunkene Welt. Fast jeden Morgen stand ich da, schaute und träumte. Ein innerer Friede überkam mich dann, der oft einen Kraftvorrat bedeutete für den ganzen Tag. Nie ging ich fort, ohne neue Schönheit in mich eingesogen zu haben. Und kein Laut der Menschenwelt dort. Erhabene, schweigende Natur.

Wintertag im Wiener Wald

Und doch ging's in unserer Wiener Wald-Gemeinde oft schäumend und lärmend und lustig zu, etwa wenn dicht bei Weidlingau der Mariabrunner Kirta (Kirchtag) abgehalten wurde. Dann ist's, als sei ein Stück Wurstelprater dorthin ausgewandert. Allerhand Buden mit federbuntem Schnickschnack, Spielzeug und Lebzelten reihen sich aneinander, Schießbuden und Ringelspiele (Karussells) machen ihren Heidenlärm, am späten Nachmittag und Abend findet in der großen Kastanienallee eine eifrige Korian-

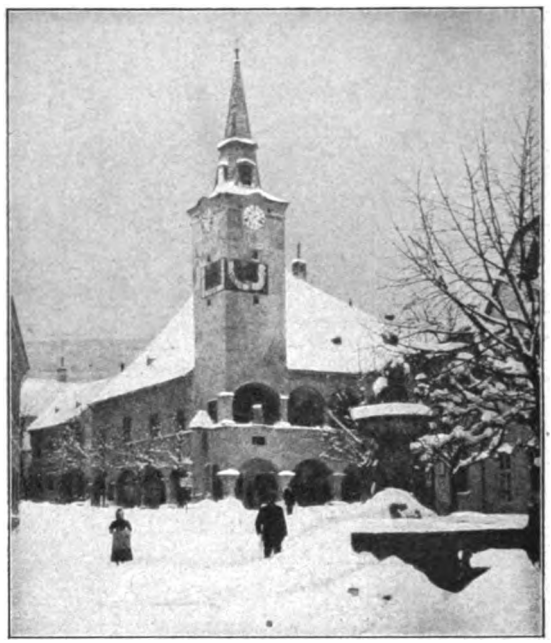
Digitized by Google

Zur Zeit des Heurigen im Wiener Wald. Gemälde von Hans Larwin

Digitized by Google

dolischlacht statt, bis alle jungen Mädel in ihren Haaren die bunten Papierschnitzel herumtragen. In den Gasthäusern aber sitzen sie, Madeln und Buben, Tisch an Tisch, es wird musiziert und gesungen und mit dem Pracker (Ausklopfer) der Takt dazu geschlagen. So geht's bis in die Nacht und zum frühen Morgen, und oft hörten wir das Juchezen und Musizieren bis tief in unseren Schlaf.

Dann kamen jedoch Mittsommertage, da erhielt die ganze Gegend, erhielt auch der Wiener Wald ein völlig neues und ungewohntes Gesicht. Da rollten ununterbrochen lange Eisenbahnzüge durch das wälderreiche Tal der Wien und aus allen Wagenfenstern schauten österreichische Soldaten heraus und schrien Hurra und winkten mit Taschentüchern. Und an den Wegrändern der Bahn, und auch auf den hügeligen Höhen noch, standen Hunderte von Menschen, schrien gleichfalls Hurra und winkten mit den Taschentüchern. Tag und Nacht ging das so, in schier ununterbrochener Kette. Und nie wurde die Bevölkerung müde, unablässig die ins Feld ziehenden, laubgeschmückten jungen Krieger stürmisch zu begrüßen. Welch Tosen aber erst, wenn auf unserer kleinen Station solch ein Zug hielt, die Soldaten ausstiegen, sich bewirten, bejubeln und mit Blumen schmücken ließen, herrliche, hochgewachsene, wetterbraune Menschen mit lachenden Augen, jene Tiroler etwa, die dann vor Lemberg so jäh sich opfern mußten und an denen bei uns noch so mancher schwärmende Mädchenblick feurig hing.



Rathaus in Gumpoldskirchen

Das war, als der Krieg ausbrach, derselbe furchtbare Krieg, in dem wir immer noch stehen.

Auch mich hat er fortgeweht. Doch er meinte es gut, er wehte mich in meine deutsche Heimat zurück. Und er meinte es schlimm, denn er nahm mir mein Haus und meinen lieben Garten. Doch was gibt man nicht hin in solchen Zeiten! Immer aber, so oft der Frühling ins Land kommt, wird mich jetzt unruhige Erinnerung beschleichen. Dann höre ich in der Ferne den Wiener Wald rauschen ...

Durch den Wiener Wald Mittsommer 1914

Digitized by Google

Zwei Feinde

Ein Geschehnis. Von Hans Caspar von Zobeltitz

Claude Levencheur stand vor der Tür des roten Arbeiterhauses, als das zweite Bataillon des Infanterie-Regiments 245 in St. Martin au Bac einzog. Sie musterte die Reihen der Vorüberziehenden mit ruhigem, stetem Blick. Sie kannte diese Mannschaften alle schon, es war ja immer dasselbe. Heute früh war das eine Regiment fortgezogen, nun rückte das andere an und bezog die Baracken, die auf dem freien Platz fünfzig Schritt von ihrem Hause standen. Nach vier Wochen oder nach achten würde wieder ein anderer Truppenteil kommen. So ging es nun schon über ein Jahr. So würde es weiter gehen. Wie lange noch? Darüber dachte Claude nicht mehr nach.

Die Reihen zogen an ihr vorüber. Ein Mann war wie der andere, jeder ging etwas gebückt unter der Last des schweren Tornisters, jeder schleppte gleichmäßig an den schweren Stiefeln und schlürfte deshalb, fast jeder gaffte sie im Vorbeigehen an. Dieser und jener nickte ihr wohl zu, rief etwas, was sie nicht verstand. Dann wandte sie sich ab.

Sie haßte diese Menschen, einen wie den andern. Sie haßte sie, weil sie jene in ihnen sah, die die Granaten in den Ort geworfen hatten, die französischen Granaten, die die Fensterscheiben ihres Hauses zertrümmert hatten, weil für sie jene daran schuld waren, daß ihr Bruder schon Jahr und Tag irgendwo kämpfte, ohne daß man etwas von ihm hörte, daß man ihren Vater fortgeschafft hatte, daß die Lebensmittel so teuer waren, daß man kaum noch Brot hatte und kaum Arbeit fand. Diese Menschen, die da vorbeizogen, waren die Bringer all des Übels. Haßte sie sie als Feinde ihres Vaterlandes? Nein: Vaterland — patrie, war kein Begriff für Claude. Vaterland war etwas für die Männer. „Patrie“ hatten immer nur die Männer geschrien und gesungen. Am allertollsten in jenen Tagen, als der Krieg ausbrach. Claude wußte nicht recht, was das bedeutete. Sie kannte St. Martin und Aubert, das Fabriknest, sie kannte ihre Arbeit in der Spinnerei, die nun geschlossen war, weil die boches im Lande saßen. Sonst wußte sie nichts.

Claude war neunzehn Jahr, schlank, mittelgroß und nicht häßlich. Claude lebte mit der Mutter und dem achtjährigen nachgebornen Bruder zusammen. Sie hausten immer noch in der Arbeiterwohnung, die Vater vor dem Kriege gemietet hatte. Miete zahlten sie jetzt nicht mehr. Der Besitzer war verschwunden, keiner forderte das ein — sie hätten es auch nicht geben können, denn sie hatten nichts. Mutter arbeitete in Aubert in der deutschen Militärflickerei, wo man ihr einen kärglichen Lohn in den schmutzigsten Papierfetzen auszahlte, die jetzt hier Geld bedeuten. Aber was wichtiger war: Mutter bekam dort warmes Essen, Tag für Tag, auch Fleisch. Frühmorgens ging sie fort, spätabends kam sie heim. Aubert lag fast zwei Wegstunden von St. Martin.

Claude tat eigentlich nichts. Sie suchte wohl einmal nach Arbeit, fand auch hier und da einen Verdienst, der ein paar Centimes abwarf: eine Stelle als Reinemacherin in einem Estaminet, das noch im Gange war, oder Waschарbeit, oder einen Laufgang nach Aubert. Lange konnte sie nie fortbleiben, denn wer sollte für den kleinen Bruder sorgen, wenn sie nicht da war, wer das Brot aus der Ausgabestelle der amerikanischen Unterstützungsgesellschaft holen? Die paar Centimes reichten auch immer eine ganze Weile für ein bißchen Suppe und ein paar Kartoffeln. Claude hatte sich schon an den Hunger gewöhnt — aber der Kleine! Der war nie satt zu bekommen. Das schmerzte Claude, denn sie liebte den Bruder.

Sie hatten fortziehen wollen, sie, die Mutter und der Bruder. Irgendwohin, wo keine Granaten hinschlugen und wo sie bessere Arbeit fanden. Es war aber immer beim Beraten und Planen geblieben. Sie wußten keinen Weg; die Männer waren ja fort. —

Die siebente Kompagnie setzte die Gewehre zusammen. Der Kompagnieführer

Digitized by Google

richtete ein paar Worte an die Truppe. Dann trugen die Leute ihre Torniſter in die Baracke, in der Strohſäcke auf großen Holzgeſtellen aus rohen Brettern lagen. Es war faſt wie in der Kaſerne: ſie fanden ſich ſchnell in dem neuen Raume zurecht. Das hatten ſie gelernt. Es gab ja faſt jeden Monat ein anderes Quartier im Kriege — manchmal jeden Tag. Da lernt man ſchnell, überall zu Hauſe zu ſein. Schön warm war es drinnen, man war geſchützt vor dem ſcharfen, naſſen Januarwind. Es war drei Uhr nachmittags. Um acht Uhr ſollte zur Arbeit in den Stellungen vorne abgerückt werden, hatte der Kompagnieführer geſagt, vorher gab es noch Kaffee an der Feldküche.

Claus Regenhorſt wuchtete den Torniſter ab und warf ihn auf den Tiſch. Dann holte er mit den anderen Leuten der Korporalſchaft die Gewehre herein und machte ſich gleich daran, ſeine Flinte trocken zu reiben. Er war ein ordentlicher Soldat. Zu Beginn des Krieges war er aktiv geweſen, hatte ſchon in Polen gekämpft und war dort vor einem halben Jahre bei irgendeinem kleinen Neſt, deſſen Namen er ſich nicht merken konnte, verwundet worden, als ſie die Ruſſen aus einer Stellung warfen. Es war ein leichter Bruſtſchuß geweſen. Die Infanteriekugel war platt durchgeſchlagen, kaum weh hatte es getan. Im Lazarett in Münſter war die Wunde ſchnell geheilt. Jetzt war er wieder ſeit acht Wochen bei der Kompagnie. Er war ein weſtfäliſcher Bauernjunge, ſtark, breitſchultrig und etwas ſchwerfällig. Sie hatten ihm die Gefreitenknöpfe gegeben, aber zum Unteroffizier langte es nicht. Der Feldwebel hatte abgeraten, als der Hauptmann ihn befördern wollte, weil er immer ſo brav draufging. Dafür hatte er aber geſchickte Hände. Wenn es irgendwo ein paar Bretter zuſammenzuſchlagen gab, holte ihn der Korporalſchaftsführer ſicher heran. Aber auch bei anderen Unteroffizieren mußte er in ſolchen Fällen mit zugreifen. Und er tat es gerne. Müdigkeit kannte er nicht.

Der Januarſturm hatte am Arbeiterhaus ein Brett, das die zerſprungenen Fenſter ſchloß, abgeriſſen. Claude nagelte es wieder feſt. Es war eine ſchwere Arbeit für ſie, ſie erreichte nicht die Höhe, wo die oberſten Nägel eingeſchlagen werden mußten. Dazu fing ſich der Wind immer von neuem hinter dem Brett und riß es wieder herab. Die Nägel waren krumm und roſtig und drangen nur ſchwer durchs Holz. Als Claus Regenhorſt an Claude vorüberkam, fiel ihr das Brett zum dritten Male herab. Claus griff zu. Er ſchob Claude beiſeite, brummte ein „Laß mich man machen!“ und griff nach ihrer Hand, die den Hammer hielt. Claude wich aus. Sie ſah den langen Deutſchen einen Augenblick an, ſchob die Unterlippe vor, umklammerte den Hammer feſter. Dann drehte ſie ſich um und ging ins Haus.

Claus ſah ihr nach, ſchüttelte den Kopf: „Na, denn nich'!“ und ging ſeines Wegs weiter. Als er nach einer halben Stunde zurückkehrte, hing das Brett noch immer an den umgebogenen unterſten Nägeln und klappte im Winde gegen die Hausmauer. Der feine Regen ſtiebte in die Stube hinein. Claus ärgerte ſich über die Unordnung. So etwas vertrug ſein gerader Sinn nicht. Er holte ſich ein paar Nägel und einen Hammer. Mit einigen feſten Schlägen brachte er die Sache in Ordnung.

Claude trat vors Haus. Sie war erſtaunt. Er nickte ihr zu: „Na, warum denn nich' gleich, Fräulein,“ ſagte er und lachte. Sie ſchob wieder die Unterlippe vor. Sie ballte die Hände. Am liebſten hätte ſie das Brett wieder herabgeriſſen. Nicht mal ein „Merci“ brachte ſie heraus. Da nickte Claus noch einmal ihr zu und ging mit ſeinen ſchweren Schritten zur Baracke zurück. —

Die Feldküche ſtand in einem Schuppen, ein paar Minuten von der Baracke entfernt. Der Schuppen war mit einem Sandſackwall umgeben und mit Sandſäcken bedacht als Schutz gegen Granatſplitter. Wenn die Leute vom Eſſenholen kamen, mußten ſie an dem roten Arbeiterhaus vorbei — auch wenn ſie abends zur Arbeit gingen und morgens aus der vorderſten Linie zurückkamen, führte ſie ihr Weg dort vorüber. Claus blickte dann jedesmal nach ſeinem Brett und ſchmunzelte. Wie fein feſt es ſaß. Das puſtete kein Wind mehr herunter.

Als er am dritten Tage mit ſeinem Kochgeſchirr voll Rindfleiſch und Erbſen an Claudes Haus vorüberkam, hockte Claudes

Digitized by Google

Bruder auf der Türschwelle. Er trat heran, bückte sich etwas und strich dem Jungen über den Kopf. „Gut ist mein Brett, was, Bengel?“ fragte er. „Nun regnet's euch nich' mehr in die Stube?“ Der Junge sah ihn verständnislos an. Dann klopfte er gegen das Kochgeschirr und sagte: „Essen!“ Er hatte schon des öfteren von den Deutschen etwas abbekommen. Claus nickte: „Hast e Hunger, Jung'?“ Er holte seinen Löffel heraus und begann den Knaben zu futtern. Da kam Claude herzu. — Sie packte ihren Bruder am Ärmel: „Viens, Jean!“ und wollte ihn fortziehen. Aber Claus ließ sich nicht abhalten. Er fuhr mit seiner großen Hand ein paarmal abwehrend durch die Luft, hielt den Jungen auch seinerseits fest und gab ihm den Löffel in die Hand. Der Junge stopfte das warme Essen heißhungrig in sich hinein. Die beiden Erwachsenen standen sich dicht gegenüber, sahen auf das Kind herab, sahen sich dann an. Claus lachte wieder sein breites, lautloses Lachen. Ihr Gesicht war steinern. Der Junge löffelte tapfer drauflos. Als Claus sah, daß fast die Hälfte seiner Portion verschwunden war, sagte er: „Na, nun ist's aber genug.“ Er nahm Kochgeschirr und Löffel an sich und stapfte davon. Claude zog den Bruder hastig ins Haus.

Als Claus in Reih und Glied abends zur Arbeit rückte und als er morgens zurückkam, stand Claude vor der Tür. Er nickte ihr zu. Sie sah ihn wohl an, erkannte ihn auch unter den andern, aber sie erwiderte seinen Gruß nicht. ‚Na, denn nich'!‘ dachte Claus. Die andern sangen, er stimmte ein: „Haltet aus — haltet aus im Sturmgebraus!“

Claude trat ins Haus zurück, holte Jean aus dem Keller, wo sie der Granaten wegen schliefen, und kochte dann den dünnen Kaffee auf. Sie summte dabei die Melodie des Liedes, das die Soldaten im Vorbeiziehen gesungen hatten. Auch dies kannte sie schon lange. Die andern hatten es auch immer gesungen. Schon vor einem Jahr. Sie summte es heute zum erstenmal.

Mittags kam Claus von der Feldküche. Jean hockte wieder vorm Hause. Er stand auf, als er Claus sah. Er hatte ihn nicht vergessen. „Aha,“ brummte Claus, „der denkt: alle Tage ist nicht Sonntag.“ ‚Er kann wieder etwas bekommen,‘ dachte er weiter, ‚aber nicht wieder meine halbe Mahlzeit.‘ Er ging auf den wartenden Jungen zu. „Hast keinen Teller?“ Der Junge verstand ihn nicht. Da ließ er ihn wieder löffeln. Später fragte er einen Mann, der französisch konnte, was der Teller hieße. „L'assiette“. Gut: l'assiette. Am nächsten Tage sagte Claus das fremde Wort zu Jean. Er hatte sich das Wort immerzu wiederholt, auf dem Wege zum Graben, bei der Schaufelarbeit und beim Brettertragen außerhalb der Deckung, wo die verirrten Kugeln pfiffen, manchmal ganze Reihen: pitsch — pitsch — pitsch, wenn vorne ein französisches Maschinengewehr tackte. Immer wieder hatte er sich das „l'assiette“ vorgesagt. Bis es festsaß.

Jean begriff jetzt gleich. Er lief ins Haus und kam mit einem Teller wieder. Hinter ihm Claude. Claus füllte den Teller voll, nickte Claude zu und ging weiter.

So ging es ein paar Tage. Jedesmal stand Jean mit dem Teller bereit, Claude wartete hinter ihm. Wortlos goß Claus einen Teil seiner Feldküchensuppe in den Teller, nickte zu Claude herüber und lachte breit und zufrieden. Er wurde auch so satt. Am dritten Tage nickte Claude zurück. Da freute sich Claus.

Die Franzosen begannen wieder nach St. Martin hineinzuschießen. Gerade um die Mittagszeit. Die Granaten kamen pfeifend angesaust, schlugen in ein Dach, rissen ein halbes Haus nieder, krepierten auf der Straße, warfen ihre Sprengstücke gegen die Mauern und in die Stuben, zerbrachen die paar Scheiben, die noch heil geblieben waren. Auch die Baracke war gefährdet. Die Kompagnie wurde in große, betonierte Keller einquartiert, wo die Leute enggepfercht zusammenlagen. Dort mußte auch gegessen werden. Auf der Straße durfte sich keiner zeigen. Das dauerte vier Tage, dann hörte die Schießerei wieder auf. Claus hatte in der Zeit oft an seine beiden Essenfreunde gedacht. Ob die wohl einen sicheren Keller hätten? Ob eine Granate in ihr Haus geschlagen wäre und ob sein Brett noch fest vor dem Fenster säße? Nachsehen durfte er nicht. Das Betreten der Straße war verboten.

Am vierten Tage zogen sie wieder in die Baracke zurück. Claus sah gleich nach

Digitized by Google

dem Haus. Es war unzerstört, aber kein Mensch zeigte sich vor ihm. Auch als er mittags mit seinem Kochgeschirr vorbeikam, war die Türschwelle leer. Er klinkte auf und trat ein. ‚Der arme Bengel hat sicher die vier Tage nichts zu essen bekommen,‘ dachte er. In dem einfachen, fliesenbelegten Raume standen ein paar Stühle, ein Tisch, in der Ecke der gußeiserne Herd. An der Wand hing ein Gestell mit einigen Tellern und Tassen. Claude und Jean waren nicht da. „Heda!“ rief Claus und noch einmal: „Heda!“ Er stampfte mit dem Fuß auf. Da erschien Claudes schwarzer Kopf im Winkel, wo sich die Kellertüre befand. Claus winkte ihr näherzukommen, zeigte auf sein Kochgeschirr und hob die flache Hand zu der Höhe, bis zu der Jeans Kopf reichte. „Essen,“ sagte er.

Im Raume war es halbdunkel. Nur wenig Licht fiel durch die Spalten zwischen den Brettern vor dem Fenster. Claude sah blaß aus. Sie hatte die Tage der Beschießung kaum etwas gegessen. Das wenige Brot, was im Hause war, hatte der Bruder bekommen. In die Küche herauf hatte sie sich nicht gewagt.

Jetzt rief sie etwas in den Keller hinab, Jeans Kinderstimme antwortete. Claude nickte Claus zu, wies mit dem Zeigefinger ein paarmal auf den Boden: er solle bleiben. Dann stieg sie wieder in den Keller.

Claus nahm einen Teller vom Wandgestell und stellte ihn auf den Tisch, goß seine Suppe hinein. Er fand auch einen Löffel; den legte er in den Teller. Dann setzte er sich an den Tisch und wartete. Unten hörte er Claudes Stimme. Worte, die er nicht verstand. Er begann seine Suppe zu löffeln.

Da kam Claude mit Jean.

Der Junge stürzte sich gleich an den Tisch, zog einen Stuhl heran, sprang herauf und begann zu essen. Voller Heißhunger. Claude setzte sich auch und sah dem Essenden zu. Sie legte das Kinn in die Hände und stemmte die Ellenbogen auf den Tisch. Ihre Augen weiteten sich. Plötzlich quälte sie der Hunger.

Claus sah das. Er begriff. Er holte einen zweiten Teller, kippte ihn aus seinem Kochgeschirr voll und stellte ihn vor Claude hin. Sie schüttelte den Kopf: „Non — non — merci!“

„Ach Quatsch — hab' dich nich',“ sagte Claus. Er nahm den Löffel und führte ihn zu ihrem Munde. Sie preßte die Zähne zusammen, sie wollte nichts annehmen. Dabei stiegen ihr vor Wut und Hunger die Tränen in die Augen. Claus strich ihr über den Kopf, klopfte ihr auf die Schulter, sprach ganz weich auf sie ein: „Na — iß doch, Kleine. Brauchst dich doch nich' zu genieren.“

Claude hob die Augen, in denen die großen Tränen standen, und sah ihn an. „Na, man zu,“ sagte Claus, „man zu!“

Und wieder führte er den Löffel an ihre Lippen. Da machte sie den Mund auf und schlürfte gierig. Im gleichen Augenblick wurde sie über und über rot. Sie riß ihm den Löffel aus der Hand; füttern wollte sie sich nicht lassen. Da setzte sich Claus auf seinen Platz. Die drei aßen nun schweigend.

Als Claude ihren Teller leer hatte, ging sie an den Herd. Claus lehnte sich zurück, streckte die Beine von sich und sah ihr zu. Jean hockte in einem Winkel und spielte mit einer Pappschachtel.

„Café?“ sagte Claude und blickte fragend zu Claus hinüber. Der nickte. Claude ging hin und her, machte Feuer, setzte Wasser auf, stieg in den Keller, kam mit einer Tüte zurück. Es begann nach Kaffee zu riechen. Claus schnupperte, sah alles mit an und fühlte sich äußerst behaglich. —

Von dem Tage ab aßen sie zu dreien. Claus wußte es einzurichten, daß er an der Feldküche etwas mehr bekam. Er wartete immer und ging als letzter die Straße entlang zur Baracke, drückte sich vorher plötzlich ins Haus. Er war Gefreiter und „alter Krieger“, wie man so sagt, da fragte der Korporalschaftsführer nicht viel nach ihm, wenn er in der Baracke fehlte. Die andern vermißten ihn kaum. Er war ein stiller Mensch, der oft seine eigenen Wege ging.

Jean und Claude warteten nicht mehr vor der Tür. Claude hielt den Kaffee schon bereit. Claus trat ein und goß die Teller voll, die schon auf dem sauberen Tische standen. Er hatte jetzt auch einen Teller, Löffel, Messer und Gabel. Und es schmeckte ihm besser so. Sie aßen schweigend, tranken schweigend ihren Kaffee. Alles war selbstverständlich.

Nur wenn die Kompagnie morgens von der Arbeit kam, stand Claude vor der Tür und musterte die Reihen. Es lag etwas

Digitized by Google

von ängstlicher Spannung in ihrem Blick. Wenn sie Claus entdeckt hatte, drehte sie sich um und ging ins Haus. Manchmal stand sie auch schon an der Straßenecke, wenn die Kompagnie einrückte.

Die 245er waren vier Wochen in St. Martin. Es hatte bei den nächtlichen Arbeiten verhältnismäßig wenig Verluste gegeben. Jetzt, wo der Mond sich immer mehr rundete, mehrten sich auch die Verluste. Die Franzosen schossen mit Schrapnells gegen die Arbeitstrupps.

In der fünften Woche saß Claus eines Tages wie immer vor seinem Suppenteller in Claudes Küche. Plötzlich tönte das ihnen bekannte Pfeifen, unmittelbar darauf erfolgte die Explosion. Es mußte in unmittelbarer Nähe eingeschlagen haben. Die Bretter an den Fenstern klappten, eine Tasse fiel vom Bord auf die Fliesen, die Ringe sprangen im Herd aus der Rundung. Draußen stürmte Claus' Kompagnie die Straße entlang, den Kellern zu. Claus sprang zur Türe. Claude hielt ihn fest. Sie war bis unter die Haarwurzeln erbleicht, zitterte am ganzen Körper. Er wollte sich freimachen. Sie ließ ihn nicht. „Non — non — non," stammelte sie — „restez ici!" Dann folgte eine Flut hastender Worte, heiser geflüstert — bittend, zitternd vor Angst. Ein zweites Pfeifen — ein zweiter Schlag. Ein Granatsplitter schlug an die Tür; die Füllung splitterte. Da drängte sich Claude an den Deutschen heran, der ganz ruhig dastand. Er hatte schon mehr Granaten gehört. Sie schob ihn vor sich her, drängte ihn in den Winkel, wo die Kellertreppe war. Immer noch sprudelten die Worte.

Die Kompagnie war längst vorübergerast. Claus stieg in den sicheren Keller herab. Claude folgte.

Unten war es stockfinster. Er mußte sich zurechtfühlen, griff in die Tasche, entzündete ein Streichholz. Ein paar Strohsäcke lagen auf dem Boden, Kleider hingen an der Wand. Ein Stuhl, auf dem ein Topf stand. Winzig war der Raum. Claus konnte sich nicht aufrichten. So hockte er sich auf den Strohsack nieder.

Die Flamme verlosch. Hier unten drang das Pfeifen des fliegenden Geschosses nur gedämpft her. Ferner klang der Knall der Detonation. Aber das Gewölbe bebte und schütterte. Granate folgte auf Granate.

Claude hatte sich neben Claus niedergehockt. Sie umklammerte seinen Arm, zuckte bei jedem Schlag, der draußen ertönte, zusammen. Als eine Granate in unmittelbarer Nähe barst, die Erschütterung so groß war, daß der blecherne Topf mit Gepolter vom Stuhl fiel, umklammerte sie Claus in Todesangst. Sie begann zu weinen. Ihr Körper schütterte.

Da nahm Claus ihren kleinen Kopf zwischen seine großen Hände und küßte sie. Da wurde sie ruhiger, aber immer noch zitterte ihr Körper, der dicht an Claus gedrängt war.

Das Feuer hatte aufgehört. Für Minuten, vielleicht für eine Viertelstunde. Sie lauschten, sie warteten auf das nächste heulende Pfeifen, auf den nächsten Knall. Und als er dann kam, krachend, berstend, gewaltig — drängte sich Claude hart an den Mann. Sie suchte seine Lippen, klammerte sich an seinem großen Körper fest, drückte ihn nieder. Und Claus zog sie an sich und hielt ihren zuckenden, angstzitternden Körper.

Plötzlich schreckte Claude auf. Sie stieß den Mann zurück, sprang empor. „Le petit!" schrie sie — „où est le petit?" Sie stürmte die Treppe empor, stolperte auf den Stufen, fiel und sprang wieder vorwärts. „Jean — Jean!"

Claus folgte. Oben hockte der Junge ängstlich in die Ecke hinter dem Herde gedrückt. Claude hob ihn empor, küßte und liebkoste ihn. „O mon petit — mon pauvre petit!"

Claus stand dabei. Er wußte nicht, was sagen, was tun. Dem Jungen war nichts geschehen. Schließlich trat er zu den Geschwistern, streichelte den Jungen und sagte immer wieder: „Es ist ja gut — es ist ja gut."

Es dämmerte draußen. Das Feuer hatte aufgehört. Claus hörte, wie die Leute seiner Kompagnie die Straße wieder herunterkamen, von den Kellern zur Baracke. Er faßte Claude um die Schultern. Sie setzte das Kind auf den Boden und hob den Kopf empor. Da küßte er sie wieder. Dann ging er zu seinen Leuten. —

Die Wochen gingen. Die Franzosen ließen St. Martin wieder zufrieden. Claus,

Digitized by Google

Jean und Claude aßen zusammen, tranken ihren Kaffee. Oft küßten sie sich in der Dämmerung der Küche, in die nur das Licht durch die Ritzen zwischen den deckenden Brettern fiel.

Eines Morgens stand Claude vor dem Hause, als die Kompagnie nach St. Martin zurückkehrte. Sie sah in jedes Gesicht. Aber sie fand Claus nicht. Eine maßlose Angst stieg in ihr empor, schnürte ihr die Kehle zu. Sie lief die lange Reihe entlang, ließ noch einmal die Mannschaften an sich vorbeiziehen. Dann setzte sie sich auf die Schwelle und wartete. Er würde später kommen. Er war schon einmal später gekommen. Gewiß — er würde später kommen. Sie stierte vor sich hin — sie lief bis zur Straßenecke — kehrte zurück, hockte sich wieder nieder und stierte. Er kann nicht. Sie umschlich die Baracke. Sie wollte sich auf einen der Soldaten dort stürzen, um ihn zu fragen. Aber sie scheute sich. Er verstand sie ja doch nicht.

Am Abend, als die Kompagnie herauszog, hockte sie wieder auf der Türschwelle. Jean stand neben ihr, zupfte sie am Ärmel und heulte. Sie schüttelte ihn unwirsch ab, schob die Unterlippe vor.

Sie suchte wieder die Reihen der Vorüberziehenden ab; der alte Haß gegen diese Menschen stieg in ihr empor. Sie waren es, die ihr den Mann nahmen, auf den sie den ganzen Tag gewartet hatte.

Plötzlich schreckte sie zusammen. Am Ende der Kolonne marschierte einer, der zwei einfache Holzkreuze über der Schulter trug. Da wurde es Claude klar: er ist tot — sie haben ihn erschossen. Und dann wieder: es ist nicht wahr, es ist nicht wahr!

Sie lief den Davonziehenden nach. Sie folgte ihnen hinaus vor den Ort, hinein in Dämmerung. Ein leichter Regen fiel. Sie zog das Tuch fester um sich. Ein paar Soldaten kamen ihr entgegen, sie drückte sich in den Straßengraben, sie wußte, daß sie hier nicht mehr gehen durfte, an jeder Straßenecke war es angeschlagen.

Aber es zog sie hinter den Leuten her, zwischen denen er gestern herausgegangen war. Warum nur? Sie wußte es nicht. Vielleicht fand sie ihn doch noch dort oben. Auf zweihundert, dreihundert Meter folgte sie. Immer wieder mußte sie sich ducken und verstecken vor Mannschaften, die nach St. Martin zurückkehrten. Sie glaubte oft schon die Kolonne verloren zu haben, dann eilte sie vorwärts, daß ihr fast der Atem verging. Ihre Röcke klebten voll Schmutz. Sie war völlig durchnäßt.

Dann sah sie im Scheine der Leuchtkugeln, die an der vordersten Linie aufflammten, wieder die Kompagnie und atmete auf.

Ein Posten rief sie an. Er stand wie ein Riesenstein mitten auf dem Wege. Claude duckte sich, barg sich hinter einem Baum.

Eine Leuchtkugel flammte auf. Noch sah sie die Kolonne, aber sie rückte ferner und ferner. Claude mußte nach. Sie schlich seitwärts auf den Acker, ging gebückt vorwärts. Der Posten rief wieder. Claude eilte weiter. Ein dritter Ruf. Claude hörte ihn nicht. Da fiel der Schuß.

Man fand die Leiche einer unbekannten Frauensperson, deren Personalien nicht festzustellen waren. Sie hatte keine Papiere bei sich. Da sie versucht hatte, zu den vordersten Linien durchzudringen, war unzweifelhaft, daß sie eine mündliche Botschaft hatte. Eine Spionin, wie sie auf dem Kriegsschauplatz häufig sind. Sie wurde auf dem kleinen Soldatenfriedhof hinter der vordersten Linie beerdigt.

Frühlingserwachen

Hier, in dieser Frühlingsbläue
Über dem erstaunten Blick,
Seele, freue und erneue
Dich in hellem Hoffnungsglück!

Zwischen diesen weißen Glocken,
Die mit tausendfachem Schein
Aus noch kahlen Büschen locken,
Seele, werde jung und rein!

Über alles, was vergangen,
Breite einen grünen Flor,
Und mit sprossendem Verlangen
Tritt nun aus dir selbst hervor!

Alles will sich nun gestalten,
Was in deinen Träumen glüht,
Manche Knospe sich entfalten,
Die noch nie in dir geblüht!

Erika Rheinsch

Digitized by Google

Die Truhe

Ballade von August H. Plinke

Die Rechte lüpft den Dolch in ſeiner Scheide,
Die Linke hebt den Vorhang — und er lauſcht:
Von drinnen Kniſterton aus ſtarrer Seide,
Der leiſ' in ein verträumtes Singen rauſcht.
Den Rücken wie geduckt zu jähem Sprunge,
Die Augen heiß von Wut, die Stirn gekrauſt, —
So lauert er, — und jetzt mit wildem Schwunge
Auffliegt der Vorhang unter ſeiner Fauſt.
Zwei Schritte vorwärts — und mit wirren Blicken
Späht er umher: wo ſie ihn nur verbarg?
Die ſchöne Gattin grüßt mit leiſem Nicken,
Die Augen lachen ohne Falſch und Arg:
„Frederigo, endlich! Faſt wär' ich erſchrocken;
Wie dringſt Du ungeſtüm zu mir herein!"
Er ſtreicht von feuchter Stirn die ſchwarzen Locken
Und ſchaut wie irr ſie an: „Ihr ſeid allein?"
Auch ſchwache Weiber ſchlagen ihre Schlachten,
Und wo die Kraft verſagt, ſiegt Trug und Liſt.
Aus dunkelen Augen blitzt ein heißes Schmachten:
„Ich bin allein, wenn Du nicht bei mir biſt!"
Er aber denkt nur immer jenes Andern —
Sah ihm der Späher Handſchlag nicht und Schwur?
Wie Hunde auf des Wildes Fährte wandern
Die wilden Augen auf des Feindes Spur, —
Sehn aus des Zimmers Dunkel in die Helle,
Hinaus auf den Balkon im Sonnengold,
Darunter der Kanal die träge Welle
Mit leichtem Klatſchen längs der Mauer rollt. —
Der Wille zwingt ſein heißes Blut zur Ruhe. —
Ach was, — es lügen Alle, die da ſpäh'n —
Da ſieht er auf dem Altan eine Truhe,
Die ſeine Augen nie vordem geſeh'n.
Vor'm dunklen Holz der Lade gleißt das Eiſen,
Das ihren langgeſtreckten Leib umſpannt.

Digitized by Google

Er hebt die Hand: „Madame will verreisen?"
„Nein, nein! Der Koffer ist voll altem Tand:
Vergessene, halbverblichene Gewänder,
Die lang sich bargen in der Schränke Nacht,
Zerschlissene Schuhe und vergilbte Bänder; — —
Des Klosters Armen sind sie zugedacht!"
Er fährt empor: „Was, diesen Leib umschmiegend,
Einst Eurer Schönheit zärtlich sich vermählt,
Was horchend sich zu Eurem Herzen biegend,
Die Schläge seines heißen Bluts gezählt,
Hier soll es sein verspieltes Leben lassen,
Es tut nicht gut, wenn Eine gönnt und gibt
Des Marktes grellem Licht, dem Schmutz der Gassen,
Was heimlich nur die stille Nacht geliebt.
Nie dürfen Lumpen sich da draußen brüsten,
Daß sie gekos't mit Eurem goldenen Haar,
Daß sie der Glieder Pracht verlangend küßten,
Die meiner Augen süße Wonne war!" —
Die Rechte faßt den Griff — ein leises Stöhnen —,
Er probt und hebt, die Muskeln hart gestrafft, —
Und läßt den Griff: die Truhe fällt mit Dröhnen:
„Der Tand ist schwer! — Doch nicht für meine Kraft!"
Und aufwärts schwingt er mit gewaltigen Armen
Die Lade hoch wie einen leichten Ball.
Zu seinen Füßen wimmert es: „Erbarmen!" —
Aufrauscht das Wasser unter jähem Fall. — —
Sie lauschen beide in die tiefe Stille:
Nichts! — doch: ein Schrei der gurgelnd matt erstirbt.
Das Weib lacht hart: „Des Bösen böser Wille,
Der bessern Wollens gute Tat verdirbt!" —
Der Fürst geht stumm zur Tür: „Heda Ettore!
Bereite mir zur Fahrt das schwarze Boot! —
Zur Beichte nach San Giorgio Maggiore:
Ihr wißt, Madame, — beichten tut uns not!
Und lasset Eure Güte nicht vergessen,
Daß man auch Toten die Vergebung kauft:
Zahlt Eurem Priester fünfzig Seelenmessen
Für jenen — Tand, — — den eben ich ersäuft!"

* * *

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 12. April 1916

Am 7. April hat der große Feldherr des Ostens, Generalfeldmarschall von Hindenburg, sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum als Soldat gefeiert. Was das deutsche Volk an diesem Tage bewegte, das hat am besten Hindenburgs Generalstabschef, General Ludendorff, in dem markigen Satze zusammengefaßt: „Der Weg von Tannenberg bis zu den Schlachten am Narotschsee und vor Dünaburg und Jakobstadt machte Ihren Namen unsterblich, er hat Sie dem Herzen des deutschen Volkes zugeführt, das an Sie glaubt und auf Sie hofft.“ Wie eine wunderbare Fügung des Schicksals war es, daß diese Worte unmittelbar vor dem Feiertage wieder eine herrliche Bestätigung gefunden hatten. In der Absicht einer sogenannten Entlastungsoffensive hatten die Russen vom 18. bis 28. März große Abschnitte der Heeresgruppe angegriffen, die dem Feldmarschall v. Hindenburg unterstellt ist. Sie wollten mit diesen Angriffen ihrem französischen Bundesgenossen etwas Luft schaffen, in der Erwartung, daß, wenn schon nicht ein Durchbruch durch die deutsche Front gelänge, die Deutschen wenigstens Truppen aus dem Westen wegziehen müßten und so gehindert wären, dort weiter gegen die französischen Stellungen vorzugehen.

Um ihrem Verbündeten zu helfen, haben die Russen, im Drange ihrer Not also, einen Zeitpunkt für diese Angriffe gewählt, wie er ungünstiger nicht gedacht werden konnte. Sie griffen nämlich in einer Jahreszeit an, in der von einem Tage zum anderen Tauwetter eintreten konnte, das die Operationen schlechthin unmöglich machte und von vornherein dem Verteidiger große Chancen sicherte. Große Truppenmassen — unser Heeresbericht sprach von 30 Divisionen, gleich 500 000 Mann — wurden immer und immer wieder gegen den nördlichen Teil unserer Ostfront herangeführt und griffen mit einer gewaltigen Verschwendung von Munition in der Zeit vom 18. bis 28. März an. In der Gegend von Widsy hat diese Offensive begonnen, die dann immer weiter nach Norden ausgedehnt und fortwährend gesteigert bei Jakobstadt, Dünaburg, Postawy, Widsy und besonders am Narotschsee fortgeführt wurde. Aber alle diese Angriffe sind ohne den leisesten Erfolg gescheitert, die Front der Deutschen hat sich als völlig undurchbrechbar erwiesen und die ungeheuren russischen Verluste, die nach vorsichtiger Schätzung auf 140 000 Mann berechnet wurden, waren umsonst gebracht. In Sumpf und Blut, so sagte unser Heeresbericht, wurde diese große russische Frühjahrsoffensive erstickt.

Wieder hat das deutsche Volk stärkste Veranlassung, mit heißem Dank zu dem Feldmarschall im Osten aufzusehen, der diesmal in der Defensive diese strahlenden Erfolge errungen hat. Ein unbeschreiblich wohltuendes Gefühl der Sicherheit lebt in uns allen, daß diese Mauer im Osten, Hunderte von Kilometern von der bisherigen Reichsgrenze, schlechterdings unerschütterlich ist, weil sich zu ihrer Verteidigung die glänzendste Feldherrngabe mit zähester Tapferkeit und Pflichterfüllung bis zum letzten Mann paart.

Auch im Süden der Ostfront, gegen die Stellungen unserer Bundesgenossen, sind wieder russische Angriffe unternommen worden, an den schon oft berannten Punkten am Korminbach und an der Strypa, während die Mitte der Stellung, also vor allem die Armee des Prinzen Leopold von Bayern, in Ruhe blieb. Und auch dort hatten die Russen keine Erfolge zu verzeichnen, auch dort haben sich die Stellungen unserer Bundesgenossen als unangreifbar erwiesen. Wenn der Oberkommandierende der russischen Westfront, der General Ewert (gegen Hindenburg führt bekanntlich die russische Nordwestfront der aus dem japanischem Kriege bekannte Kuropatkin), als Ziel der russischen Offensive die Vertreibung des Feindes aus den Grenzen bezeichnete, so ist er in seiner Erwartung aufs schmählichste enttäuscht worden.

⁂ ⁂ ⁂

Zur gleichen Zeit sind die Ereignisse vor Verdun ihren systematischen und methodischen Gang weiter gegangen. Am 12. März griffen deutsche Flieger schon die Eisenbahn Clermont-Verdun an, am 14. wurde links der Maas die Höhe „Toter Mann“ erstürmt, am 20. die Stellung Avaucourt, am 24. die Stadt Verdun selbst in Brand geschossen, am 30. westlich der Maas das Dorf Malancourt, am 5. April Haucourt im Sturm genommen. Die Gründe, warum diese Operationen langsam vorangehen, wurden schon dargelegt; sie gelten nach wie vor. Daß aber auch dieses langsame Zeitmaß uns sehr voranbringt, zeigen folgende Zahlen: Die größte Entfernung, in der unsere Truppen von der Festung Verdun heute stehen, beträgt nur noch 14 Kilometer, die Höhe „Toter Mann“ ist 11 Kilometer von Verdun entfernt und auf der Nordostseite stehen wir Verdun am allernächsten im Caillette-Wald, der nur 6 Kilometer vom eigentlichen Festungsrayon

Digitized by Google

entfernt ist. Natürlich befinden sich in ihm noch die stärksten Stützpunkte der Festung selbst, aber unheimlich sicher, die feindlichen physischen und moralischen Kräfte auf das stärkste zermürbend, schreitet der Angriff der Deutschen weiter, bis er das Ziel erreicht hat.

⁂ ⁂ ⁂

Während auf den übrigen Teilen der Landfront nur heftig geschossen wurde, wurde in diesem Monat der Angriff auf England selbst mit äußerster Energie in Angriff genommen. Am 19. März fand an der flandrischen Küste ein Seegefecht statt zwischen deutschen Torpedobooten und englischen Zerstörern, in dem sich die letzteren zurückzogen. Und dann setzte unter der Gunst der Witterung eine ganze Reihe wuchtiger Angriffe durch die Marineluftschiffe ein. Von der Nacht zum 1. April an bewarfen sie in fünf aufeinanderfolgenden Fahrten und Angriffen mit Bomben: London und mehrere Plätze der englischen Südostküste, Hochöfen, Eisenwerke und Industrieanlagen am Südufer des Tee-Flusses, sowie die Hafenanlagen bei Middlesborough und Sunderland, den nördlichen Teil der englischen Ostküste und die schottische Küste (Edinburgh und Leith mit den Dockanlagen am Firth of Forth, New Castle und die Werftanlagen, Hochöfen, Fabriken am Tynefluß), Yarmouth und das Gebiet von Whitby, Hull und Leeds. Das sind alles ganz außerordentliche Unternehmungen und Erfolge. Man sehe sich auf der Karte an, wie viele Punkte der englischen Küste von London bis nördlich Edinburghs getroffen wurden, und man kann sich eine Vorstellung machen, welche Aufregung durch diese fortwährenden Angriffe in England entsteht. Man hat wohl in früheren Jahrer in England die Gefahr einer feindlichen Invasion erörtert, aber wer hätte vor dem Kriege in England daran gedacht, daß das Herz des Weltreiches, die City von London zwischen London- und Tower-Bridge, aus der Luft mit Bomben beworfen werden würde? Schon der materielle Schaden ist natürlich ungeheuer; ihn zu übersehen sind wir freilich außerstande, da England diese Verluste aufs allerschärfste geheimhält. Wirksamer noch ist der moralische Erfolg, die Erregung und Unsicherheit, die durch diese Art der Angriffe im englischen Volk selbst hervorgerufen wird. Jetzt kann der greise Graf Zeppelin, der natürlich nicht ohne Grund gerade in diesen Tagen im Großen Hauptquartier weilte, mit vollster Befriedigung auf sein Lebenswerk blicken, mit dem er seinem Vaterlande gegen einen so schwer angreifbaren Gegner solch ein Rüstzeug verschafft hat. Und wir freuen uns, daß alle Bedenken gegen diese Zeppelinangriffe zurückgestellt worden sind. Wir sind im Kampf um die Existenz unseres Reiches und haben nicht nur das Recht, sondern einfach die Pflicht, so gut wie beim U-Boot auch mit dem Zeppelinluftschiff alle Möglichkeiten, dem Gegner zu schaden, zu erschöpfen.

⁂ ⁂ ⁂

Unsere österreichisch-ungarischen Bundesgenossen hatten, wie erwähnt, Angriffe der Russen abzuschlagen und haben italienische Angriffe vom 13. bis 16. März gleichfalls mit Erfolg abgewiesen. Die Erörterungen in der feindlichen Presse zeigen, daß Italien aber mehr erwartet oder besser fürchtet: es rechnet mit einer österreichisch-ungarischen Offensive gegen seine Stellungen.

Die Schauplätze, auf denen die türkische Armee kämpft, haben keine wesentliche Veränderung gesehen. In Armenien scheint der russische Vormarsch langsam voranzugehen, ohne neue bemerkenswerte Punkte erreicht zu haben. In Persien hat der Vormarsch der Russen am 19. März Isfahan, einen außerordentlich wichtigen Punkt, gewonnen, womit sie aber ihren Freunden, den Engländern, unangenehmer und gefährlicher geworden sind, als den Türken. In Mesopotamien hält sich das englische Heer in Kut el Amara immer noch, während von der Yemenfront gute türkische Erfolge gemeldet wurden. Vom Suezkanal ist im letzten Monat keine Rede gewesen.

⁂ ⁂ ⁂

Am 31. März wurden von der niederländischen Regierung Maßnahmen erhöhter militärischer Bereitschaft getroffen, die in Holland selbst eine vorübergehende Panik und Spannung hervorriefen. Da daraus zunächst noch nichts Weiteres erfolgt ist, sei es gestattet, die allgemeinen Zusammenhänge der Stellung Hollands zum Weltkriege, die damit wachgerufen wurden, an anderer Stelle selbständig zu behandeln.

Der Entschluß der niederländischen Regierung war eine Folge von Beschlüssen der Konferenz, die die Entente am 27. und 28. März in Paris abhielt. Noch nie hat eine Versammlung unserer Gegner stattgefunden, die so zahlreich von Staatsmännern und Generalen besucht war, wie diese, und die Zusammenkunft hat auch in sich größere Bedeutung als es nach den ziemlich nichtssagenden Berichten über ihre Ergebnisse und nach der Art schien, wie unsere Presse sie behandelt hat. Schon daß man zusammenkommt, die Maßnahmen beredet, immer wieder die Geschlossenheit des eigenen Bundes versichert, ist nicht ohne Bedeutung. Aus Rußland haben sich die Anzeichen gemehrt, daß dort die Stimmung für den Krieg sehr nachläßt: der vollständige Fehlschlag der Märzoffensive muß ja niederdrückend wirken, die Teuerung und Unordnung im Inneren desgleichen; Rußland war auch in Paris am schwächsten vertreten. Darum aber ist es für England, das den Mittelpunkt der Entente darstellt, immer wieder ein Gewinn, wenn es bei solchen Besprechungen die uns feindliche Koalition erneut fest zusammenballen kann und seine Staatsmänner immer

Digitized by Google

und immer wieder mit Erfolg die Gemeinsamkeit und Einigkeit betonen können.

Die Erörterungen über einen Wirtschaftskrieg nach dem Kriege nehmen wir nicht allzuernst, weil es sich dabei um Verhältnisse dreht, die heute noch gar nicht zu übersehen sind, und um Entfernungen und wirtschaftliche Unterschiede, die nicht so aus der Hand überwunden werden können. Bedeutsam war der Beschluß der Konferenz, die Verproviantierung des Feindes noch stärker als bisher einzuengen. Denn wir wollen uns nicht darüber täuschen, daß auf diesem Gebiet für die Entente noch Möglichkeiten vorliegen, die jedenfalls England rücksichtslos auszunutzen entschlossen ist.

Militärisch freilich sind Ergebnisse der Pariser Konferenz nicht bekannt geworden. Sie hatte zugegebenermaßen den Zweck, Italien zu einer stärkeren militärischen Hilfeleistung heranzuziehen, die in der Bereitstellung italienischer Truppen auf französischem Boden und in der Kriegserklärung Italiens gegen Deutschland bestehen sollte. Das ist nicht durchgesetzt worden, und möglicherweise ist, um dies zu erreichen, der englische Ministerpräsident nach der Konferenz nach Rom gefahren, obwohl die Verhältnisse daheim ihm alle Veranlassung boten, sich ihnen in erster Linie zu widmen. Denn das ist keine Frage, daß die inneren englischen Verhältnisse immer schwieriger werden und die Stellung des jetzigen Kabinetts sehr bedrohen. Um so mehr muß sich dieses bemühen, den Zusammenhalt der Entente festzuhalten und dazu ist ihm die Haltung der Vereinigten Staaten von besonderem Wert.

Seit dem Beschluß des Repräsentantenhauses am 7. März, das in die Politik Wilsons nicht hereinreden will, haben wir von der amerikanischen Politik Europa gegenüber nichts gehört. Sie verharrt auf ihrem Standpunkte, die Verhandlungen mit Deutschland in die Länge zu ziehen und dadurch den Krieg zu verlängern, obwohl Deutschland deutlich genug zu erkennen gegeben hat, welchen Wert es der Stellung der Vereinigten Staaten beimißt, und obwohl es zu diesem Zwecke Zugeständnisse in der Art seiner Seekriegführung gemacht hat. Die amerikanische Politik bleibt sich gleichwohl in ihrer Haltung *gegen* Deutschland getreu und ist ebenso konsequent in dem Streben, deshalb das Verhältnis zu Japan und Mexiko möglichst zu ignorieren.

Beides wird ihr allzulange nicht mehr möglich sein. In Mexiko hat sich Anfang März der Präsident Villa erhoben und bereits amerikanisches Gebiet betreten und verletzt. So unangenehm es den Vereinigten Staaten ist, sie müssen nun gegen das fürchterliche mexikanische Chaos vorgehen, das sowohl ihre zerfahrene mexikanische Politik wie die eigensüchtigen Interessen des amerikanischen Kapitals selbst mit hervorgerufen haben. Und die Revolution in China — anders kann man die Bewegung gegen den Präsidenten Juanschikai nicht bezeichnen — kann jeden Tag zu einem Eingriff Japans führen, das damit die amerikanischen Interessen unmittelbar berührt.

* * *

In Deutschland brachte dieser Monat sehr bedeutungsvolle Ereignisse: die vierte Kriegsanleihe im Betrage von $10^3/_4$ Milliarden Mark, die Auseinandersetzung um die U-Bootskriegführung, den Auseinanderbruch der Sozialdemokratie, der in offener Reichstagssitzung am 24. März erfolgte, und vor allem die Rede des Reichskanzlers am 5. April.

Das Ergebnis der Kriegsanleihe zeigte wiederum die gewaltigen finanziellen Kräfte unseres Volkes, und daß wir sie auch in der Form der Steuerzahlung bewähren werden und müssen, darüber sind wir uns einig. Daß die großen Fragen der gewaltigen Zeit die Sozialdemokratie so im Kern treffen, war zu erwarten: die deutsche Arbeiterschaft wurde mit dem Kriege vor die schwerste Frage gestellt, ob sie nämlich zuerst dem Vaterlande dienen wolle oder ihrer Partei, die grundsätzlich, wenigstens in ihren allgemeinen Programmsätzen, das Vaterland und den eigenen Staat leugnete und bekämpfte. In der Frage der U-Bootskriegführung kam die heiße Sorge patriotischer Männer zum Ausdruck, daß nicht diese wertvolle Waffe, die im Kriege gegen England so ungeheure Erfolge erzielen kann, uns durch die Verhandlungen mit den neutralen Staaten abgestumpft und aus der Hand geschlagen werde. In der Entschließung des Reichstages darüber, die von allen Parteien gefaßt wurde, ist das einmütig und unzweideutig ausgesprochen worden. Danach hat nun der Reichskanzler am 5. April zum ersten Male die deutschen Kriegsziele genauer bezeichnet. Er betonte unter allseitiger Zustimmung den unerschütterlichen Willen des deutschen Volkes, trotz wachsender Schwierigkeiten den Kampf bis zum notwendigen Ende zu führen, und gab in bezug auf Belgien und den Osten allgemeine Richtlinien, in denen sich die deutschen Ziele eines Friedens nach diesem Kriege bewegen werden. Damit ist der feste Wille des deutschen Volkes erneut ausgesprochen, aber freilich auch gesagt, daß der Friede in sehr weiter Ferne steht. Denn aus der ganzen Anlage der Kanzlerrede ging hervor, daß er an einen Auseinanderbruch der Entente nicht glaubt, woraus sich für uns die Folge ergibt, daß der Kampf mit England, als dem eigentlichen Träger der Entente, weitergeführt werden muß. Deshalb betonten auch die Redner fast aller Parteien, daß die für *diesen* Kampf notwendigen und vorhandenen Kampfmittel auch rücksichtslos eingesetzt werden müßten. Denn ohne dies ist es nicht möglich, den Kampf gegen England so zu Ende zu bringen, wie wir es brauchen, wenn wir die vom Kanzler bezeichneten Kriegsziele Deutschlands erreichen wollen.

Digitized by Google

Meinem Bruder

Ein Requiem. Von Carl Busse

I.

Einst gewiegt von gleicher Wiege,
Jung verwaist und Weggenossen,
Frühe Wunden, frühe Siege,
Später Hagelschlag und Schlossen.

Herbstwind nun durch Kranz und Schleife —
Schmales Grab, bist du das Ende?
Wenn ich tastend nach dir greife,
Siebt nur Sand durch meine Hände.

II.

Sprich, warum eiltest du so?

Immer als Ältester
Wies ich euch Brüdern die Bahn.
Bald auch
Hätt' ich den letzten
Weg ohne Weiser geprobt.

Du aber

Dünktest mich stets wie ein schmächtiger Knabe noch.

Masslos und heftig
Drängtest du ungestüm
Nun wie ein Knabe voran.

Mir doch, du Schlafender,
Hätte der Vortritt gebührt.

Sprich, mein Bruder, was eiltest du so?

III.

Hüte mir, Birke, das Grab!
Nicht sollst du es hüten vor Eis und Schnee,
Nur vor den singenden Vögeln,
Wenn droben der Frühling fährt.

Sie singen zu jubelnd und laut!
Am Abend flöten die Amseln noch,
Und Sprosser schlagen in Nächten,
In Fliedernächten bis früh.

Dann, Birke, schüttle dein Kleid!
Dann schreck' und scheuch' die geflügelte Schar!
O, nur kein Klingen nach drunten,
Nach drunten zu Traum und Schlaf!

Ich weiss, sonst könnten im Sarg
Die armen Füsse nicht still mehr sein —
Sie würden sich qualvoll heben
In Wandersehnsucht und Weh!

IV.

Wer ganz in Geist und Glut gelebt,
Den duldet es im Grabe nicht,
In ungestümer Sehnsucht strebt
Verwandelt er zum Licht... zum Licht.

Die Form verwest, der Sarg zerbirst,
Die Sonne sollst du wiedersehn:
In Käfern und in Kerfen wirst
Du auferstehn ...

V.

Ewige Sehnsucht
Wecken die Feurigen!
Wohl hat der Lebenden
Heftige Flamme
Oft ihre Nächsten versengt.
Doch die verbrauste,
Siehe, sie leuchtet uns nur!

VI.

Liegst du tief im Schoss der Erden,
Bruder, auf dem letzten Kissen:
Aus dem Ring von Sein und Werden
Bist du dennoch nicht gerissen!

Immer bleibt der Kreis beständig,
Und du selbst bist ewig während:

Gestern heiss noch und lebendig,
Heute kühl und Leben nährend.

Tausend Jahre ziehn und rauschen —
Bist du Scholle? Bist du Schaft?
Frucht und Feld muss ewig tauschen,
Aber ewig bleibst du Kraft!

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Neue Kriegslyrik: Heinrich Lersch, Herz, aufglühe dein Blut! — Walter Flex, Sonne und Schild — Karl Bröger, Kamerad, als wir marschiert — Oskar Wöhrle, Als ein Soldat in Reih und Glied — Rudolf Herzog, Ritter, Tod und Teufel — Hans Brennert, Landsturm — Ina Seidel, Neben der Trommel her — Ilse Franke, Deutsche Treue — Clara Prieß, Daß dir wachsen deiner Seele Schwingen — Berthold Funke, Harfe im Sturm

Der Krieg ist alt geworden, und die lyrische Sintflut, die seine Jugend begleitete, ist längst verbraust. Wo sind die unzähligen Lieder, die in den heißen Stunden von 1914 emporstiegen? Es war gut und schön, daß wir sie hatten. Es ist nicht minder gut und schön, daß wir sie los wurden. Ihre Stunde ging vorbei. Die üblichen Zeit- und Zweckgedichte müssen wie die Kartoffelpuffer sofort genossen werden, wenn sie heiß vom Feuer kommen.

Mit größerer Schnelligkeit, als es sonst in der Dichtung geschieht, vollzieht sich hier die natürliche Auslese des Besten und Stärksten. Zuerst sah alle Welt auf die alten Kranzträger der Lyrik, obwohl uns eigentlich jede historische Erfahrung hätte lehren müssen, daß neue Bewegungen auch neue Dichter verlangen. Umsonst warf sich Dehmel mit Leib und Seele an das Herz des Krieges: man erkennt immer sicherer, daß er über eine heftige Gewaltdichterei nur selten hinauskam. Auch unsere übrigen Lyriker mühten sich vergebens. Was die Nation bei Kriegsbeginn aus dem erstickenden Liedersegen aufnahm, waren ein paar Einzelstücke von volkstümlicher Schönheit, wie etwa das „Österreichische Reiterlied" Zuckermanns, oder Tendenzgedichte, die wie Lissauers „Haßgesang" scharf eine weitverbreitete Anschauung formulierten. Es blieben zufällige Treffer.

Die eigentlichen Dichter dieses furchtbaren Völkerringens konnten nur langsam hervortreten, da sie sich in, mit und aus dem Kriege erst entfalteten. Allmählich zeichnen sie sich deutlicher ab, und neugierig überfliegt das Auge ihre Reihe. Man hatte sich theoretisch ja schon allerlei zurechtgelegt. Da ist man gespannt, was die Wirklichkeit davon wahr macht und gelten läßt.

Drei Punkte, auf die alle Vermutungen hindrängten, möchte ich hier hervorheben.

Erstens: Der Dichter, den wir erwarteten, mußte notgedrungen ein Sänger sein. Die stärkste sinnliche Anschauung und die kunstvollste Formung — Dinge, die allenfalls zu Schilderung und Ballade reichen — hätten es nicht getan. Nur durch das Volkstümliche (sagen wir besser: das Volkhafte) und durch das Liedmäßige (sagen wir besser: durch innere Melodie) konnte er zum Mund der Nation werden.

Zweitens: Dichtung, die uns schütteln soll, quillt nicht aus der Phantasie, sondern aus dem Erlebnis. Es ist deshalb eine unmögliche Vorstellung, sich den oder die Sänger des Weltkrieges hinter der Front zu denken. Nein, wenn man sie suchen will, so suche man sie vorn in den Schützengräben, so suche man sie dort, wo der Kampf tobt, so suche man sie unter den Zwanzig- oder höchstens Dreißigjährigen, die in erster Linie unsere Schlachten schlagen und deren noch unverbrauchte, formungsfähige Seele das ungeheure Erlebnis dieses Krieges am reinsten aufnehmen wird.

Drittens: Die Geschichte lehrt immer wieder, daß die dichterischen Vertreter großer Zeitbewegungen gewöhnlich jener Gesellschaftsschicht entstammen, auf der die Hauptlast der Bewegung ruht und für deren Zukunft das zeitliche Geschehen am wichtigsten ist. Nun hat gewiß diesmal, wo das Blut des Fürstensohnes und des ärmsten Knechtleins zusammen geflossen ist, kein Stand den anderen an Opferwilligkeit und Hingabe übertroffen. Aber da dieser Krieg wie kein früherer Millionenheere in Bewegung gesetzt hat, so ist auch noch keiner gewesen, in dem das Volk der Tiefe allein schon durch Zahl und Masse zu einem so entscheidenden Faktor geworden wäre. Wir wissen alle, wie sehr auch die Regierungen darauf Rücksicht nehmen. So erschien es von vornherein wahrscheinlich, daß auch die repräsentativen Sänger dieses Krieges aus der großen Tiefenschicht emporsteigen würden. Schon im Vorjahr wies ich auf die Arbeiterdichter hin, die in Deutschland und Österreich aufstanden. Indem die Arbeiterheere zum erstenmal in gleichem Schritt und Tritt mit der Gesamtnation marschierten, konnte ihre Poesie aus der bisherigen Verengung einer bloßen Standespoesie sich befreien und in die allgemeine Volks- und Nationalpoesie einmünden.

Der Dichter, den ich hier an die Spitze stellen will, ist ein Arbeiter, ist ein Mitkämpfer, ist ein Sänger. Er bestätigt also alle Erwartungen. Sein Name, Heinrich Lersch, hat unser Ohr schon einmal erreicht. Es handelt sich um jenen jungen Kesselschmied aus München-Gladbach, dessen „Soldaten-

Digitized by Google

abschied" bei Kriegsbeginn durch ganz Deutschland flog:

„Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!
All das Weinen kann uns nichts mehr nützen,
Denn wir gehn, das Vaterland zu schützen!
Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!
Deinen letzten Gruß will ich vom Mund dir küssen:
Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!"

Am ersten Mobilmachungstage ist dieses echt volkstümliche Lied entstanden. Aber mochte es auch gefühlsstark, voll innerer Melodie und drängender Bewegung sein: noch konnte niemand danach sagen, ob sein Verfasser zu höherer Bedeutung aufwachsen und sich als dichterische Persönlichkeit ausweisen würde. Ja, mancherlei Anzeichen drängten sogar zu der Vermutung, daß auch hier nur ein glücklicher Fund vorlag.

Nun jedoch hat Heinrich Lersch seine Kriegsgedichte in einem ganzen Bande gesammelt. Der Titel „Herz! Aufglühe dein Blut" klingt reichlich gesucht, aber das bei Eugen Diederichs in Jena erschienene Buch wird zum bisher stärksten lyrischen Erlebnis des großen Völkerkampfes. An diesem jungen Menschen, der aus der Kesselschmiede in die Champagneschlacht marschiert ist, hat der Krieg offenbar ein Wunder gewirkt. Wohl kann auch das ungeheuerste Erleben keinem Sterblichen etwas verleihen, was nicht in den Anlagen vorher schon dagewesen wäre, doch es hat hier mit einer jähen und übermächtigen Gewalt die vorhandenen Keime herausgelockt und emporgetrieben, es hat alle verstreuten Kräfte der jungen Seele auf einen Mittelpunkt bezogen und geeint, es hat sich selbst gleichsam das Instrument geschaffen, worauf es die wogende Melodie des größten aller Kriege spielen kann. Dieser Heinrich Lersch ist nicht wie Dehmel und die meisten anderen ein Dichter im Kriege — deshalb war es sehr wenig geschickt, seine Verse als „Gedichte im Kriege" zu bezeichnen —, sondern er ist der vom Krieg selbst erweckte, aus ihm heraus entwickelte, nur durch ihn vollendete Sänger unserer jetzigen Kampfzeit, ihr tönendes Herz. Manchmal hat man fast zum Erschrecken das Gefühl: nicht er singt, sondern es singt aus ihm heraus. Manchmal wieder stürzt er glatt und ohne Übergang ins Dilettantische und Prosaische: ein Zeichen seiner verhältnismäßig geringen literarischen Schulung. Aber seine alles durchglühende Gefühlskraft, die seinen sonstigen Vorzügen erst rechten Wert gibt, reißt über jede Hemmung, jeden Widerstand im Weg fort, und ergriffen, geschüttelt empfindet man: ja, hier ist ein echter Sänger unseres Krieges, gewiß nicht der einzige, wohl aber ein sehr wichtiger und nachwirkender ...

Es wird keinen wundern, es ist fast selbstverständlich, daß er ein ganz religiöser Mensch ist. Denn der gewaltige Durchbruch des religiösen Gefühls war ja eine der mächtigsten Begleiterscheinungen des beginnenden Krieges, und ein nicht vom gleichen Empfinden und Glauben bewegter Dichter brauchte zwar noch nichts von seiner Größe zu verlieren, aber er wäre keinesfalls mehr der vollkommene Ausdruck der Nation und der Zeit. Es ist dabei gleichgültig, in welchem besonderen Bekenntnis das religiöse Gefühl Halt gewinnt. Lersch ist zufällig Katholik. Aber jede konfessionelle Enge ist überwunden; immer lebendig, immer nahe ist Gott allein; aus ihm kommen, in ihn münden wir; er ruft uns zum Kampf, er nimmt die Gefallenen zu sich; er ist in allem, und noch „im Artilleriefeuer" wird er gepriesen:

„Du bist in der Treue, du bist im Harren, im Sieg,
Dich lobt das Leben, der Tod, die Schlacht und der Krieg."

Gerade dieses tiefe Verbundensein mit Gott schützt Lersch davor, aus dem Herrn der Welt einen kleinen deutschen Nationalgott zu machen. Es schützt ihn davor, in Chauvinismus und Nationalhaß auszuschweifen. Er schießt deshalb nicht schlechter auf den Feind als jeder andere, aber er vergißt nicht, daß der „Kamerad Franzos" gleich ihm „durch Gottes Blut erlöst" ist und jeder von ihnen für seines Reiches Herrlichkeit einsteht. So blüht aus seiner innigen Religiosität jene reine leuchtende Menschlichkeit empor, ohne die ein wahrhafter Dichter nicht denkbar ist. In einem Gedicht „Brüder" erzählt er, daß schon lange vor dem Drahtverhau ein Toter lag, in dem seine Augen einen gefallenen Bruder zu erkennen glaubten. Da holt er ihn nachts trotz aller Kugeln und begräbt ihn: es ist ein fremder Kamerad, ein Franzose.

„Es irrten meine Augen. — Mein Herz, du irrst dich nicht:
Es hat ein jeder Toter des Bruders Angesicht."

Das Göttliche und Menschliche strahlt durch alle Masken. In inniger Gottesknechtschaft spricht der religiöse Mensch und schürft in tiefen Schachten; in glühender Vaterlandsliebe redet der Deutsche; in Bildern, die aus dem Handwerk geholt sind, malt der Arbeiter den Krieg; aus seinen Schreckensstunden im Trommelfeuer der winterlichen Champagneschlacht erzählt der Soldat. Aber das ist das Herrliche: der religiöse Mensch ist ohne konfessionelle, der Deutsche ohne nationalistische, der Arbeiter ohne partei- und standeshafte, der Soldat ohne militärische Verengung. Und der Dichter ohne literarische. Ich will statt weiterer Worte ein Gedicht hierhersetzen, das „Ein Kamerad" heißt und das in seiner schlichten Menschlichkeit unbeschreiblich schön ist:

„Den langen Herbst und Winter hielt er getreulich stand,
Schuf sich aus Krieg und Fremde Heimat und Vaterland.

Digitized by Google

Sein Heimweh tranken die Sterne, es floß in die ruhende Nacht,
Am Tage hat er der Heimat wie einer Toten gedacht.
Doch als der Frühling mit erstem Scheine die Luft erfüllt,
Da war sein hartleuchtend Auge von dunkler Trauer umhüllt.
Da stöhnte er tief im Schlafe und wußte es selber nicht,
Da welkte in Träumen und Sehnen sein hartes Kriegergesicht.
Und eines Morgens im Dämmer, da sang es über das Land —
Da stand er, bebenden Mundes, sein Antlitz zum Himmel gewandt.
Da war eine erste Lerche, die sang zwischen Krachen und Graus,
Da floh die gefangene Seele aus ihres Willens Haus.
Da weinte er. Weinte vor Qual: Jetzt sah er erst Tod und Schlacht,
Sah, was des halben Jahres Krieg über die Erde gebracht.
Er griff nicht mehr zum Gewehre, er hat seine Wacht versäumt,
Und stand er auf seinem Posten, da hat er geschwärmt und geträumt.
Er küßte die nackte Erde und warf sich an ihre Brust,
Hat nichts mehr von aller Beschwerde, nichts mehr vom Kriege gewußt.
Er hörte auf kein Kommando, nicht, wenn ein Schrapnell zersprang,
Kein Schießen, kein Stürmen, kein Rufen — nur: daß die Lerche sang."

Wer das liest und nicht eine ganz große, ganz reine Freude daran hat wie vor einem schönen Himmelsgeschenk, der mag sonst ein guter Mensch sein, aber den Sinn für Lyrik hat ihm der Schöpfer aller Dinge nicht gegeben. Und wie prachtvoll ist „Der deutsche Soldat" — ein Gedicht, das sich ebenbürtig neben Liliencrons berühmte Oktaven am Schlusse der „Adjutantenritte" stellt! Wie prägt sich das Lied des Granatendrehers ein: „Ich schrubbe dich, ich bohre dich, werdende Granate!" Zu welcher visionären Macht erheben sich andere Gedichte! Aber wie hart fallen auch plötzlich nackte Prosaismen in den uns wiegenden Melodienstrom, und wie verblüfft ist man, wenn man in diesem außerordentlichen Buche eine „Ballade" findet, die nicht leicht dilettantischer und konventioneller gegeben werden kann. Doch das muß man eben in den Kauf nehmen: junge Bergströme bringen Geröll mit. Genug: der Heinrich Lersch dürfte seinen Nachruhm in der Tasche haben. Wir wollen ihm wünschen, daß er selbst dadurch nicht entwurzelt wird.

Ich wüßte keinen Ebenbürtigen, den ich anschließen könnte. Wählen wir unter den übrigen aus dem Reiz des Gegensatzes heraus einmal eine ganz verschiedene Natur: den feldgrauen Leutnant Walter Flex, der seine Kriegsgesänge unter dem Titel „Sonne und Schild" veröffentlichte (Braunschweig, George Westermann).

Er ist frisch, gläubig, kräftig, begeistert, oft voll schwungvoller Rhetorik — dem eigentlichen Theodor Körner-Ideal vielleicht noch am meisten entsprechend. Als der Sohn eines guten Bürgerhauses, erzogen in den streng nationalen Anschauungen gewisser beamteter Mittelschichten, beheimatet in der Ostmark, auf deren umstrittenem Boden sein Nationalgefühl noch mehr geschärft, ja wohl ein wenig überreizt worden ist, hat er sich mit schöner Begeisterung als Kriegsfreiwilliger in den großen Kampf um unsere Zukunft gestürzt — nicht nur wie wir alle von der weltgeschichtlichen, sondern auch von einer Art welterlösenden Sendung des Deutschtums überzeugt. Bei Lersch steht das religiöse Gefühl im Mittelpunkt des Wesens; bei dem Bismärcker und Burschenschaftler Flex der nationale Wille, der ein festes Programm hat. Aber Programm ist Verengung; den Politiker mag es zieren, den Dichter nicht. Gott und Welt werden dadurch verkleinert. Auf den lieben Gott legt Flex Beschlag als auf einen deutschen Nationalgott, so daß allen übrigen Völkern nur der Teufel bleibt, der z. B. die britische Königskrone aus Katzengold schuf. Folgerichtig betrachtet unser feldgrauer Dichter Deutschlands Feinde auch als Feinde Gottes. Der Gedanke, daß sie sich auch für ihr Vaterland opfern, liegt ihm meilenfern. Sie sind ihm einfach eine feige, tückische Brut, feiles Gesindel, Mordbrenner, Räuber, Pöbel. Er bekennt, daß er sie schon vor dem Kriege gehaßt hat und daß sich Deutschland nachher gegen sie und den fremden Affen- und Aftergeist hochmütig abschließen solle.

Nun, man braucht mit solchen Anschauungen, die etwas in den heutigen Zeitungsstil fallen, nicht mitzugehn, aber sie sind dichterisch oft mit großer Energie geprägt.

„Hört ihr im West die Füchse bell'n,
Es heult der Wolf im Osten.
Wir woll'n dem Raubzeug Eisen stell'n,
Des Schärfe soll'n sie kosten!
Laßt nur im Nord
Den Hai auf Mord
Blutspur durchs Weltmeer reißen,
Er muß uns doch ins Eisen!"

Lersch ist ganz unpolitisch; er spricht, glaube ich, nie von England; es wäre ganz unmöglich, ihn einer Partei zuzuweisen; er ist der allgemein Deutsche. Flex hat ganz politischen Instinkt, wirft den zornigen Fluch vor allem auf die Briten als auf den gefährlichsten Feind und ist auch als Dichter der ausgesprochene Vertreter jener Schichten, die man als „nationale Kreise" bezeichnet. Durch sein Deutschtum schlägt stark eine preußische Note:

„Ich habe dem König von Preußen geschworen
Einen leiblichen Eid.
Der König von Preußen hat mich erkoren

Digitized by Google

Als Helfer im Streit.
Wer will dem König von Preußen schaden,
Den will ich vor meine Waffen laden
Vor Tau und Tag, bei Nacht und Tag.
Die Hand führt guten, gerechten Schlag,
Die zum Schwur auf der preußischen Fahne lag!"

Am schönsten von seinen Gedichten, die oft zu viel reden, sind daneben manche kürzere aus dem Felde: „Auf Horchposten", „Patrouille" u. ä. Auch dem Opfergedanken gibt er oft schönen Ausdruck. Sein Vers ist energisch und männlich, aber da sein Wille stärker ist als seine Gefühlskraft, hat er nicht die schwebende Melodie, die erlöst. In der Reihe unserer Kriegsdichter wird man ihn jedenfalls nicht vermissen wollen.

Ein dritter Mann stellt sich in Karl Bröger vor, von dem ich im Maiheft des Vorjahres das schöne „Bekenntnis" an Deutschland hier zitierte: „Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt". Damals wußte ich seinen Namen noch nicht; es hieß, das Gedicht stamme von einem Arbeiter. Er hat nun seine gesamte, nicht besonders zahlreiche Kriegslyrik in einem Bande gesammelt: „Kamerad, als wir marschiert" (Jena, Eugen Diederichs). Da steht das Bekenntnis, wie es recht und billig ist, an erster Stelle, und es hat auch keinen ganz ebenbürtigen Genossen gefunden. Aber es lohnt sich dennoch, die Gedichte anzusehn. Die anschauliche Schilderung eines Schützengrabens läuft leider sehr prosaisch verlegen aus. Auch sonst ist oft die Darstellung nicht durchglüht genug vom Gefühl, so daß ein beschreibender Rest bleibt, der nicht in reine Poesie gelöst ist. Nachtgefechte, Sturmangriffe, kleine Felderlebnisse ziehen an uns vorbei, Kanonen, Maschinengewehre, Gewehre sprechen, aber inniger und schöner als diese Kriegsdarstellungen klingt der Feldbrief der Soldatenfrau:

„Du bist Soldat; doch auch ich steh'
Bei einer herrlichen, großen Armee,
Einer Armee von Kindern und Fraun,
Die an der Zukunft weiterbaun.
So wird wohl einst noch alles gut,
Wenn nur jeder das Seine tut."

Sein süddeutscher Landsmann Oskar Wöhrle ist als Artillerist ins Feld gezogen und singt „Als ein Soldat in Reih und Glied" seine „Bumserlieder" (Berlin, E. Fleischel & Co.). Sie scheinen oft genug im Marschieren entstanden zu sein und haben schon dadurch vor den Gedichten der Heimkrieger viel voraus. Zwar werden sie selten ganz rund, aber wenn sie im Skizzenhaften stecken bleiben, so wirken sie doch auch mit der Lebendigkeit und Unmittelbarkeit einer Skizze. Man kann sich ohne weiteres vorstellen, daß die Soldaten sie wirklich singen. Kein papiernes Bedenken hält Oskar Wöhrle davon ab, etwa mit dem Reim nach Gutdünken zu wirtschaften; unbekümmert, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, im derben Volkston stimmt er das „Lied vom braven Hauptmann" an, der seinen Soldaten Wein kauft, und wie hübsche Kehrreime er in Anlehnung an altes Volksgut schafft, beweist der Schluß jeder Strophe von „Buhler und Braut":

„Ein Buhler zu sein'm Mädchen sprach:
Das war die Lust. Was kommt danach?
Lacht mir das Leben weiterhin,
Oder muß ich als Toter blühn
In Rußlands Schnee,
Auf Frankreichs Höh,
Oder in Englands schaumiger See?"

Wenn man von hier zu Rudolf Herzogs Kriegsgedichten „Ritter, Tod und Teufel" übergeht (Leipzig, Quelle & Meyer), so fühlt man sofort die bedenkliche Glätte eines Talents, dessen größte Gefahr das Virtuosentum ist. Und selbst die ehrlichste Begeisterung bekommt leicht etwas allzu Glattes, wenn sie in gar zu abgeschliffenen Formen auftritt. Das muß man vorausschicken, doch im übrigen wird man dem rheinischen Dichter diesmal gern begegnen. Das Gedicht von dem riesenhaften Fahnenreiter „zwischen Metz und den Vogesen" ist nicht das einzige, das erfreut. Auch in vielen andern ist ein flottes Vorwärtsdrängen, ein aufspringender Rhythmus, und wenn nicht das Volk, so wird doch die Schule manches aufnehmen, was hier an klangvoller Rhetorik geboten wird.

Mehr auf das Populäre drängt Hans Brennert in seinen Kriegsgesängen „Landsturm" hin (Berlin, August Scherl). Ich sage mit Absicht: auf das Populäre, da der Ausdruck „volkstümlich" nicht recht stimmen würde. Was Brennert sucht und geben will, sind „Schlager". Es ist ihm ja auch wirklich gelungen, mit Hilfe der Melodie ein paar seiner Gedichte allgemein bekannt zu machen, etwa „Die Garde marschiert — Grenadier, Füsilier!" oder noch mehr den „Berliner Landsturm": „Es pfeift die Eisenbahne! Adieu, Frau Nachbar Schmidt!" Manches ist ganz koupletartig; über das Lied vom „General Kluck, Kluck, Kluck" dürfte ja die Literatur etwas entsetzt sein, aber diese in ihren Wirkungsmitteln höchst unwählerische „Feste druff"-Poesie hat in ihrer kecken, berlinisch-schnodderigen Art zweifellos etwas sehr Einprägsames. Und da sie Erfolg hat, hat sie recht. Nichts ist überflüssiger als eine Kriegsdichtung, die in Büchern verstaubt. Übrigens beweisen ein paar andere Brennertsche Gedichte, daß ihr Verfasser sein Musenroß auch im Paradeschritt gehen lassen kann. Mit dem Nachruf an Weddigen, mit Strophen wie „Das Jahr" wird er die Masse und die Gasse zwar weniger erobern, aber er fängt sich damit wohl manchen einzelnen. —

Unter den Frauen, die Dichtungen aus dem Kriege geschaffen haben, nimmt — neben Isolde Kurz — Ina Seidel bei weitem die erste Stelle ein. Sie ist ein ganz

Digitized by Google

ursprüngliches Talent, das sich an der ästhetisch-romantischen Kunstlyrik der Zeit vor 1914 wohl gebildet hat, ohne sich ihr doch ganz gefangen zu geben. Das große Erlebnis des Krieges hat die märchenhaft-phantastischen Elemente ihrer Lyrik dann zurückgedrängt und ihr eine breitere Wirkung verschafft. So werden einige ihrer schönen Lieder gewiß noch lebendig sein, wenn die Waffen längst wieder ruhen.

Man findet diese Lieder zum größten Teil in ihrem Versbuch „Neben der Trommel her" (Berlin, E. Fleischel & Co.). Da gibt es Klänge voll dunkler Süße, die uns nicht aus dem Ohr kommen. Wenn sie einsetzt (und an der Volltönigkeit des Einsatzes erkennt man den geborenen Lyriker fast am sichersten):

„Zwei sind gestorben in Frankreich,
Zwei sind gestorben in Frankreich,
In Frankreich vor dem Feind" —

so weiß jeder, der Sinn für Lyrik hat, schon nach den wenigen Worten Bescheid. In der Zeile, die sich da eintönig schwebend wiederholt, liegt eine schwermütige Melodie beschlossen, zu der das Gedicht immer wieder zurückkehrt:

„Sie liegen tief und stille,
Der Vater Tod läßt sie nicht los.
Sie liegen in einer Erde,
Wie einst in einer Mutter Schoß.
Blauäugig, blond von Haaren
Und jung — ach, jung an Jahren ...
Sie sind gestorben in Frankreich,
In Frankreich vor dem Feind."

Hier, wie überall, wird der etwas in Verruf geratene Kehrreim von Ina Seidel meisterhaft behandelt. Niemals kommt es dabei zu der naheliegenden Gefahr der bloßen Klingelei; immer behält der Vers sein dunkles Läuten. Und mit feinstem Gefühl ist oft die Reimbindung vermieden, die der inneren süßen Melodie zu viel äußere Gesüßtheit geben könnte. Die „Klage der Mädchen", die nun Todesbräute anstatt Mütter wurden, die vier Strophen „Neben der Trommel her" mit dem schönen Schluß, der in der rhythmischen Abstufung sehr feine „Bruder Tod", manche Frühlingsgedichte von 1915 — sie geben dem Buche Ina Seidels, das auch ausgezeichnete Lyrik zeitlosen Charakters enthält, einen dauernden Wert.

Von sonstiger Frauenlyrik zum Kriege möge Ilse Frankes „Deutsche Treue" (Leipzig, Hesse & Becker) wenigstens erwähnt sein. Wir wollen diesen warmherzigen Kriegsliedern nachrühmen, daß sie bei allem Hochgefühl und aller vaterländischen Glut nie vergessen, was des Weibes reinstes Wesen und schönstes Recht ausmacht: helfend die Hände auszustrecken, Weh und Wunden zu heilen, Tränen zu trocknen.

„Denn wir sind Mütter. Alle Kämpfer sind,
Wenn sie uns brauchen, unsrer Seele Kind."

Gute Nachbarschaft mit diesem Büchlein hält ein andres, das die Lübeckerin Clara Prieß veröffentlicht hat. Es führt den etwas umständlichen Titel: „Daß dir wachsen deiner Seele Schwingen" (Stuttgart, J. F. Steinkopf), aber ich kann versichern, daß die Gedichte selbst keine Umstände machen, sondern schlicht und rein zu unserem Herzen sprechen. Statt aller weiteren Worte eine Probe:

„Und auch dies wird einst vorübergehn,
Blumen werden auf den Gräbern stehn,
Kinder werden um die Gräber spielen,
Vieles wird vergessen sein von vielen.

Nur daß Wunden sind, die nie verbluten,
Tränen, die des Nachts aufs neue fluten.
Träume, die aus tiefem Schlummer schrecken,
Worte, die uns alte Sehnsucht wecken ...

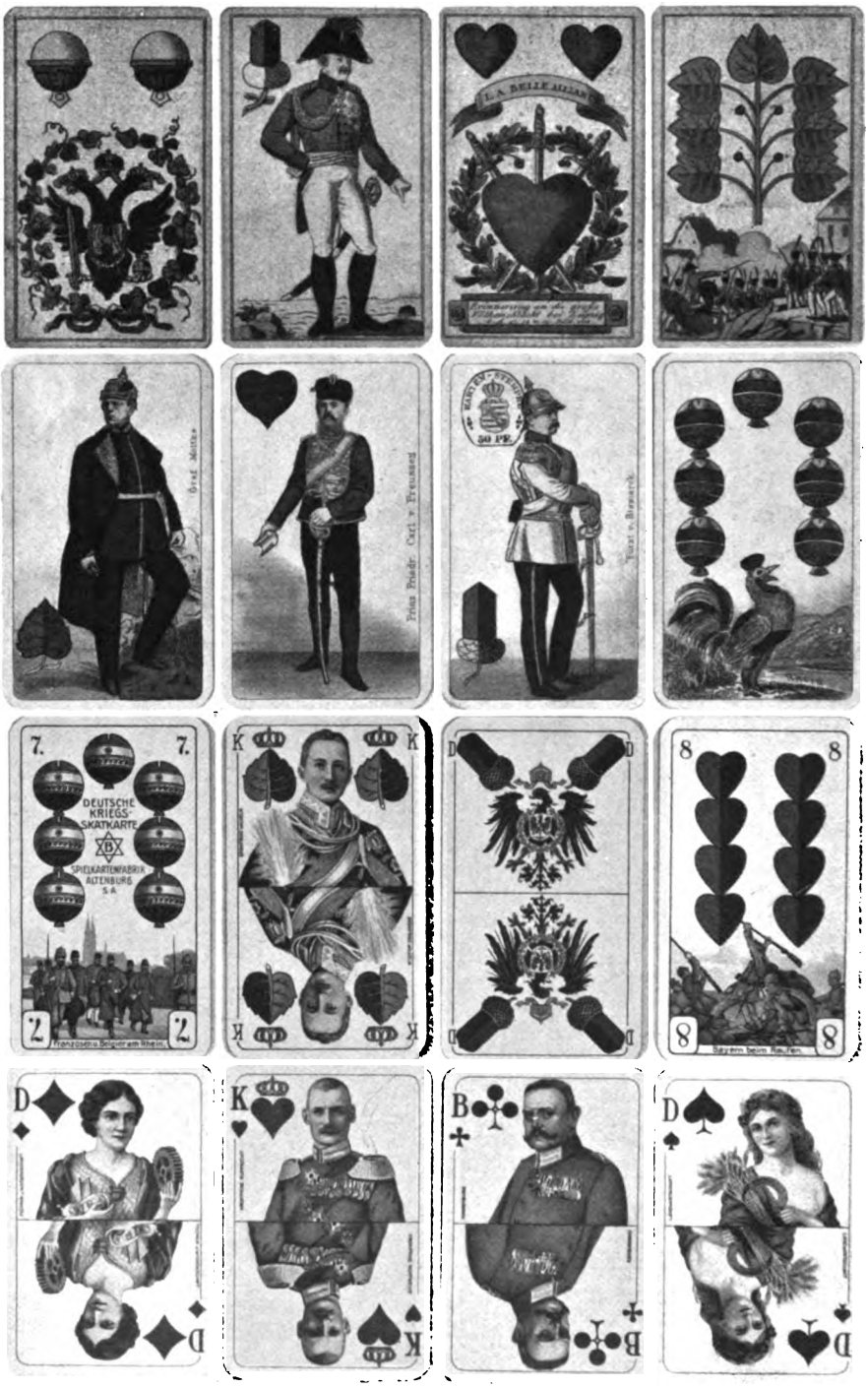
Doch der Glockenschlag der neuen Zeit
Übertönt das müdgewordne Leid.
Kraftvoll gibt ein kriegsgezeugt Geschlecht
Seinem jungen Tag sein junges Recht,
Erbt den Segen, den wir schwer erstritten,
Und vergißt, wieviel darum gelitten."

Damit sollte ich wohl von der Kriegslyrik scheiden. Aber wenn ich die Berge von großen und kleinen Büchlein ansehe, in denen allen gewiß echtes Gefühl, ob auch häufig in unechten Formen, nach Ausdruck rang, dann tut es mir fast leid, den Schlußstrich zu ziehen. Da schickt mir z. B. ein Friseur aus der Stadt Krupps, namens Berthold Funke, sein Büchlein „Harfe im Sturm" (Leipzig, Xenien-Verlag). Ich schlage auf und finde ein Gedicht:

„Auf Abruf stehen wir bereit
Hart an des Schicksals Stufen;
Zu gleichem Ziel im grauen Kleid
Als Rüstzeug einer großen Zeit
Berufen."

In schlichten und schönen Strophen geht das Gedicht weiter, wohl wert, daß man es aufhebt. Und in wieviel anderen Büchern steckt ähnliches! Wieviel Glaube, Glut, Idealismus, wieviel Liebe zur Dichtung lebt in unserem Volke! Auch das haben uns die blutigen Jahre doch herrlich gezeigt. Ich hoffe, daß das Volk auch weiter die Dichtung nicht vergißt. Und ich hoffe noch mehr, daß die Dichtung sich nicht wieder unter die Glasglocke setzt und Ästhetenkünste treibt, sondern daß sie niemals, niemals das Volk vergißt — den einzigen, aber auch unerschöpflichen Ackerboden, aus dem sie sich stets erfrischen kann.

Digitized by Google



Patriotische Spielkarten

Oberste Reihe aus 1813; zweite Reihe aus 1870; dritte und vierte Reihe, entworfen von F. v. L. 1915, ausgeführt in der Spielkartenfabrik Altenburg, S.-A.

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Ältere und neue Kriegsspielkarten — Elfenbeinarbeiten von Emil Kellermann in Nürnberg — Neue Wohnungseinrichtungen der Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst in Dresden-Hellerau — Zu unsern Bildern

Den vielen Sammlern unter unsern Lesern wird der Hinweis auf ältere und neueste Kriegskarten willkommen sein: Kriegsspielkarten, wohlverstanden — nicht Landkarten. Das Sammeln von Kriegserinnerungen ist ja zu einem ganz besonderen Gebiet geworden, wird sich noch weiter entwickeln und hoffentlich vertiefen. Wertvoll, steigend wertvoll werden solche Sammlungen, wenn sie planmäßig und einsichtsvoll durchgeführt wurden, immer. Die erste Reihe unserer Spielkarten-Abbildungen umfaßt Karten aus den Befreiungskriegen, mit Eichel Ober — Blücher — und Rot Daus — Belle-Alliance — in der Mitte. Die zweite Reihe stammt aus dem Kriege 1870/71; in ihr finden wir Grün Unter — Moltke —, Rot Ober — Prinz Friedrich Karl —, Eichel Unter — Bismarck — und Schellen 7 mit dem gallischen Hahn. Die untersten beiden Reihen stammen aus unsern Tagen und sind ein technisch trefflich ausgeführtes Erzeugnis der bekannten Altenburger Spielkartenfabrik. „Die deutsche Kriegsskatkarte" ist in der vorletzten Reihe vertreten: selbstverständlich „Skatkarte", denn um Altenburg sitzen unseres Wissens die festesten Jünger der edlen Kunst des „Dreschens". Hübsch aber sind diese Karten mit dem Kronprinzen Wilhelm (Grün König), den raufenden Bayern (Rot 8) usw. — Endlich möchten wir noch der „Reichskarte" gedenken (in der untersten Reihe), in der die „Könige" durch die vier Heerführer aus königlichem Geblüt, die „Damen" durch die Kaiserin und Allegorien der Wissenschaft, der Fürsorgetätigkeit, der Landwirtschaft, der Technik dargestellt sind, während vier große Feldherren die Buben und die Wappen der vier deutschen Königreiche die Asse vertreten. Die Farben dieser (nicht französischen) Karten heißen selbstverständlich jetzt nicht mehr Coeur, Carreau, Pique und Treff, sondern Herz, Eckern, Schippen und Kreuz. Alles in allem: im grundlegenden Entwurf sehr hübsch, in der Ausführung höchst achtungsvoll. Von den Kriegskarten druckt man z. Z. das — zweite Hunderttausend Spiele.

Die schöne feine Kunst der Elfenbein-Bildhauerei war lange Zeit bei uns ziemlich in Vergessenheit geraten, um nicht zu sagen: in Mißachtung. Es wurde zwar immer noch in Elfenbein geschnitzt, aber selten erhob sich ein Erzeugnis aus dem Gebiet handwerksmäßiger, vielfach keineswegs schlechter Technik zu wirklich künstlerischer Tat; bestenfalls wurden alte Originale wiederholt, das eigene selbständige Schaffen blieb auf Ausnahmen beschränkt. Erfahrene Kenner sahen die Gründe zum großen Teil in den Schwierigkeiten, die das Elfenbein der Bearbeitung bietet: in der verschiedenen Lagerung der harten und weichen Stellen, in der Behandlung des Zahnkerns, in der Sprödigkeit des Materials, in dessen Rissen und anderen Schäden, die vielfach erst während der Arbeit offenbar werden. Sei dem nun, wie ihm sei: jedenfalls müssen wir einen Mann freudig begrüßen, der wieder einmal die gute Technik des Elfenbeinschnitzens ganz beherrscht, weit darüber hinaus aber wahrhaft

Handspiegel in Makassar-Ebenholz. Elfenbein mit Edelsteinen und Vergoldung. Zwei Medaillons in Elfenbein. Von Emil Kellermann

Digitized by Google

künstlerisch, aus dem vollen schöpfend, mit feinstem Verständnis für die Eigenart des Stoffes, schafft. Das trifft auf den Nürnberger Bildhauer Emil Kellermann in jeder Beziehung zu. Jedes Stück, das seine Werkstätte verläßt, zeigt neue Vorzüge, ist erfüllt von schönstem Idealismus, von Begeisterung für seine Kunst. Meisterhaft belebt er die sanfte, glatte Kühle des Elfenbeins durch Verbindung mit Metallen und farbigen Steinen, ohne doch je zu vergessen, daß das Bein das beherrschende Material bleiben muß; er drückt dessen Wirkung nie herab, sondern erhöht sie nur. Wir sind sicher, daß

Anhänger in Elfenbein. Von Emil Kellermann

der unendlich strebsame Meister das Verständnis finden wird, das er verdient.

Auch in der Kriegszeit müssen so manche Wohnungen neu eingerichtet werden. Nicht nur für die, welchen besondere Kriegsgewinne beschert worden sind; auch für so manche, die sich gerade jetzt ein junges neues Heim gründen. Und es ist gut, daß dem so ist: die Tätigkeit unserer Gewerbe darf nimmer ruhen, sie haben Hunderttausenden Lohn und Brot zu schaffen. So bringen wir auch gern eine Reihe besonders hübscher Abbildungen neuer Inneneinrichtungen, die in den „Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst" (Dresden-Hellerau) nach Entwürfen von Professor Rich. Riemerschmid, A. von Salzmann, Adelb. Niemeyer und H. Walther ausgeführt wurden. Eine der Zeit entsprechende Einfachheit zeichnet sie vorteilhaft aus, ohne daß der sogenannte „Kastenstil" aufdringlich hervortritt. Auf das Praktische, auf den täglichen Gebrauch war ohne Zweifel der Sinn der Künstler gerichtet; aber das macht ja gerade den Künstler, der gute Wohnungseinrichtungen schaffen soll: daß er Schlichtheit mit Schönheit und Anmut zu verbinden wissen muß! Es wird soviel gewissenlos geschaffen — genau soviel, wie gewissenlos gekauft wird! Der Käufer und die Käuferin (die letztere überwiegt beim Einkauf von Wohnungseinrichtungen wohl bedeutend) gehen durch die Räume eines Kaufhauses und lassen sich durch den ersten Anblick allzu leicht bestechen: es ist ja so leicht für einen Fabrikanten, viel mehr vorzutäuschen, als er eigentlich bietet — und wenn er das tut, ist er darum lange noch nicht ein Betrüger. Versteht es nun gar ein Geschäft, die Möbel hübsch zusammenzustellen, mit all den nötigen Zutaten von Teppichen, Vorhängen, Bildern und Schnickschnack aufzuputzen, so ist der Kauf leicht abzuschließen. Allzuwenig wird dabei erwogen: ob es sich denn in dem Zimmer auch dauernd behaglich wohnen lassen kann? Und nun gar: wer prüft vor dem Kauf, ob ein Stuhl gut, klar und richtig auf seinen vier Beinen steht? Ob die Schubfächer nicht klemmen? Ob die Türen glatt schließen und die Schlüssel ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit tun?! Das ganze Augenmerk ist auf den äußeren Eindruck gerichtet — und erst hinterher, oft erst nach Wochen oder Monaten, kommen die Beschwerden an den Verkäufer, der dann, auch den besten Willen vorausgesetzt, Grund oder Nichtgrund nicht immer ermitteln, auch selten Abhilfe ohne eigenen Schaden schaffen kann! — — —

Unser Maiheft liegt vor. Immer war es uns Freude und Stolz, das Maiheft besonders reich, gefällig und vielseitig auszustatten, bildlich und textlich. Es sollte eine frohe Stimmung wecken, Licht und Sonne

Digitized by Google

Toilette-Garnitur. Elfenbein und Silber. Von Emil Kellermann, die Silberarbeit von J. Rosenmaier in Nürnberg. (Im Besitz der Bayerischen Landesgewerbe-Anstalt ebenda)

verbreiten. In dieser schweren Zeit, wo unsere Lieben draußen im Felde stehen, im blutigen Ringen um den Sieg und um die Erhaltung des teuren Vaterlandes, um einen guten Frieden kämpfend, ist es nicht leicht, ein Heft auf den gleichen Ton abzustimmen, den wir ihm ehedem stets zu geben strebten. Wir haben es trotzdem versucht, mit gutem Gewissen: denn wir dürfen nicht kopfhängerisch werden, aufrecht und mutig müssen wir durch diese Tage gehen, immer wieder das Herz fest fassen und halten. Am Schönen uns freuen und auch einmal lächeln, wenn uns eine gute Stunde beschert wird! Unsere braven Feldgrauen, unsere lieben, wackeren Jungens von der Flotte lehren uns, daß man das darf und kann. —

Gleich unser Titelbild soll als richtiger Auftakt wirken. Der Mai ruft uns einen Gruß aus dem schönen Bilde von August Rumm, dem jungen Karlsruher Künstler, entgegen. Weit dehnt sich der See, grüne Felder und blaue Vorberge lagern im Hintergrund. Wir aber sitzen am Ufer in der blütenumrankten Laube und freuen uns der lieben Heimat, die wir so wohl geschützt wissen. **Wohlgeschützt! Denn ganz hat der Maler die Zeit, in der wir leben,** doch nicht vergessen: hoch am Himmel, winzig klein eingezeichnet, zieht ein Zeppelin ruhig, majestätisch und stolz seines Weges. —

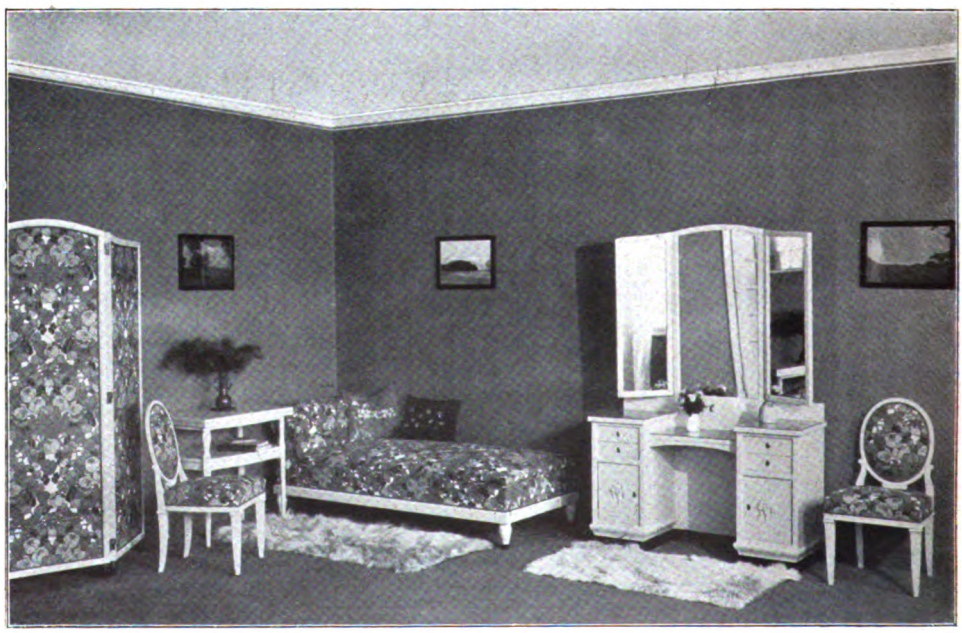
Äußerst reizvoll wirkt unser zweites farbiges Blatt, das Frauenbildnis von R. F. K. Scholtz, der in Berlin lebt, das wir nach Seite 8 einfügten. Reizvoll für mich — doch das ist Geschmackssache — nicht so durch das pikante Gesichtchen und die beneidenswerte Haarfülle: der künstlerische Reiz liegt meines Erachtens hauptsächlich in der Farbe! Glänzend ist das herausgebracht: das zarte, duftige Blau der Bluse (man kommt doch um die Fremdwörter nicht herum!), der weiße breite Kragen, die Tönung des Fleisches und das blauschwarze Haar; das alles auf den graugrünen Hintergrund gestellt. Es liegt viel Feinempfinden in dem Gemälde; eine ganz besondere „koloristische" Begabung, hätte man früher gesagt. — Der letzte Satz gilt auch, in vollstem Maße, für das „Frühstückszimmer" von Prof. Robert Weise in Weimar (zwischen Seite 16 und 17 eingeschaltet). Hier vereinen sich scheinbare Gegensätze zu vollstem Einklang: vor allem das fast krasse Grün **des Fußbodens, ein kräftiges Orange, ein schönes sattes Braun und ein sehr**

Freimaurer-Hammer. Elfenbein vergoldet und mit Karneolsteinen Von Emil Kellermann

Digitized by Google

Wohnzimmer eines Junggesellen. Entworfen von E. H. Walther, ausgeführt von den Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst in Dresden-Hellerau

feines Grau. Ganz eigenartig ist auch der Blick durch das geschlossene Fenster in eine rechte, zart angedeutete Frühlingslandschaft; und selbst der kleine Käfig mit den Piepmätzen an diesem Fenster schmiegt sich ebenso stimmungsvoll in den Gesamtrahmen des Gemäldes, wie die schlichten Bilder an der Wand. Ein Gemälde ist es, das ich gern besitzen möchte. — Meinhard Jacoby, ein geborener Wiener, aber jetzt in Charlottenburg tätig, gab uns sein „Holsteinisches Landhaus“ (nach Seite 48) — auch als ein rechtes Frühlingsbild mit dem lichten Grün und dem kleinen Haus mit dem steilen, hohen Dach. Und nun noch eine Landschaft, auch ein Lenzbild: „Der Frühling im Zoologischen Garten zu Basel“ von Burkhard Mangold (zwischen Seite 104 und 105). Der Vergleich mit dem Jacobyschen Bilde ist fesselnd. Beide Künstler sind in demselben Jahre, 1873, geboren, also gleich alt; aber sie sind recht verschiedene Wege gegangen. Aus dem Mangoldschen Bild spricht eine neue Kunst zu uns mit neuen Reizen. Mit fröhlicher Keckheit sind scheinbar die Farben nebeneinandergesetzt, und nicht minder keck scheinen die vielen kleinen Figürchen in das Bild hineingestellt. Und doch ist in Wirklichkeit alles auf das sorgsamste abgewogen, fein abgestimmt: man muß sich nur die Mühe geben — immer wieder sei die Mahnung wiederholt! — das Bild in richtiger



Ankleidezimmer. Entworfen von A. von Salzmann, ausgeführt von den Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst in Dresden-Hellerau

Digitized by Google

Wohn- und Empfangszimmer. Entworfen von Prof. Rich. Riemerschmid, ausgeführt von den Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst in Dresden-Hellerau

Entfernung vor Augen und nicht allzuflüchtig zu betrachten. — Nun zwei farbige Blätter von ganz anderer Art und Richtung, zwei Bilder, die recht eigentlich der Zeit entstammen. Eine Aquarellskizze — Skizze — das eine, ein Augenblicksbild möcht' ich's nennen, flott hingeworfen und dabei die Stimmung eines größern Kreises wiedergebend: „Träumerei" von Martin Frost: Offiziere im Felde, im Quartier zu kurzer Ruhe eingekehrt, der Musik lauschend (Schumanns „Träumerei" — man weiß nicht, woher sie kommt); der Heimat gedenkend mit all ihrer Liebe die einen, die anderen vielleicht an Ringen im Kampf, vergangenen oder kommenden. Für unser zweites farbiges Bild aus dem Kriege „Schwierige Fahrt" (nach Seite 88) schöpfte Eugen Oßwald den Vorwurf aus seinen eigenen Kriegsfahrten im Gebiet der Armeeabteilung des Generals der Infanterie Gaede, die fast seit Kriegsbeginn treue Wacht in den Vogesen hält. Ein Sanitätswagen arbeitet sich mühevoll vorwärts; die armen Gäule keuchen, tief sinken die Räder in den Kot; scharf weht dazu der Sturm, daß sich die Leute den Kragen ganz hochgeschlagen haben. Man sieht das, man fühlt es, man erlebt es mit. — —

Zu den Kriegsepisoden, über die uns schon jetzt die oberste Heeresleitung eine ausführ-

Schlafzimmer. Entworfen von Prof. Rich. Riemerschmid, ausgeführt von den Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst in Dresden-Hellerau

Digitized by Google

lichere Darstellung geschenkt hat, gehört die Einnahme von Maubeuge und, mit großer Lebhaftigkeit und Wärme geschildert, der Vorbeimarsch der Gefangenen vor dem Eroberer, General v. Zwehl, Kommandeur des VII. Reservekorps. Einen packenden Ausschnitt aus diesem Ereignis hat sich Hans Kohlschein in Düsseldorf zum Vorwurf seines Gemäldes (zwischen Seite 80 u. 81) gewählt. General v. Zwehl steht links, erhöht, am leichtesten kenntlich am weißen Schnurrbart. — Shakespeare wurde uns, gerade während des Krieges, immer mehr, so seltsam es klingen mag, zu einem unserer Dichter; freilich war er ja schon seit länger als einem Menschenalter in deutschen Landen gefeierter, als drüben, jenseits des Kanals, wo man ihn eigentlich nur gern in äußerlich aufgeputzten Vorführungen zu sehen liebte. So können wir ohne Bedenken auch das Gemälde aus „Viel Lärm um Nichts" bringen, eines der anerkannt schönsten Werke von Heinrich Füßli, den die Engländer Füseli nennen; wahrscheinlich um seine Herkunft aus der deutschen Schweiz zu verhüllen; er war nämlich 1742 in Zürich geboren, ging dann, ursprünglich Theologe, aber als Übersetzer Shakespeares bekannt geworden, nach England; erst später widmete er sich der Malerei, brachte es jedoch in London zu solchem Ansehen, daß man ihn unmittelbar neben seinen Zeitgenossen Reynolds stellte; 1825 ist er gestorben. — —

Über dem Phantasus-Gedicht von Arno Holz im Märzheft dieses Jahrgangs, S. 363, hat ein kleiner Unstern gewaltet, die Schlußzeile fehlt. Aber nicht, wie wir ausdrücklich feststellen, durch die Schuld der Schriftleitung oder ein Versehen der Druckerei: der verehrte Herr Verfasser selbst hatte diese Zeile auf der Urschrift hinzuzufügen vergessen. Und da unserer unmaßgeblichen Meinung nach das Gedicht auch ohne diese Zeile einen Sinn ergab, hatten wir es ohne sie abgedruckt. Auf den dringenden Wunsch des Dichters ergänzen wir nun aber gern: „Immer wieder die Ufer! Immer wieder das Lied!"

H. v. Sp.

Speisezimmer. Entworfen von Adelbert Niemeyer, ausgeführt von den Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst in Dresden-Hellerau

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50 — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Feldmarschall von Mackensen

Gemälde von Eugen Hersch

Im Besitz des Vaterländischen Museums der Stadt Hannover

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXX. Jahrgang 1915/1916 — Heft 10. Juni 1916

Über den Tälern

Ein Frauenleben von damals. Von Adelheid Weber

(Fortsetzung)

Dieser Sommer wurde auch wirklich ein einziger grauer, endloser Regentag für Dorothea. Fast zugleich mit Heinz war Luise nach Jena gefahren, wo sie einige Wochen bei den Ihren zubringen wollte. Sie hatte Dorothea den Vorschlag gemacht, ihrem Manne Gesellschaft zu leisten, und Dorothea hatte die Einladung einer Konservatoriumsfreundin aufs Land ausgeschlagen und war in Berlin geblieben, um die kurze Frist, die ihr vielleicht nur noch für ihr Studium gegönnt war, voll auszunutzen. Sie übte nun vom Morgen bis zum Abend und lächelte nur, wenn Herr Sanftleben fand, daß ihre Wangen von der übermäßigen Klavierspielerei — bei der Hitze! — immer blässer würden. Sie wußte, daß die Arbeit ihre einzige Trösterin sei, die einzige Ablenkung von der Sehnsucht und dem Bangen um Heinz, der zwiefachen Sorge um den Vater, der Gewissensnot und dem Zweifel um das, was sie wählen solle und müsse. Herrn Sanftlebens Gesellschaft während der halben Stunde der Mahlzeiten hatte keine wohltätige Wirkung. Ob sich nun beginnende Krankheit bei ihm anzeigte, wie seine lederfarbene Haut und sein fortwährendes Hüsteln Dorothea zu seiner Entschuldigung annehmen ließen, oder ob nur sein eigentliches Temperament zum Ausdruck kam: er war eine große Geduldprobe für Dorothea durch seine gallige Laune, seine spießbürgerliche Lebensanschauung, sein fortwährendes absprechendes Urteil. Dorothea bewunderte immer mehr ihre Freundin, die diesen Mann mit so gutem Humor ertrug. Sie mühte sich vergebens, mit dem galligen Manne wenigstens äußerlich in Frieden und Güte auszukommen; er durchschaute die Anstrengung, die sie machte, und ärgerte sich darüber, daß sie sie machen mußte. Wie der preußische Soldatenkönig hätte er mit dem Stock hinter ihr herlaufen mögen: ‚Ihr sollt euch nicht vor mir fürchten, lieben sollt ihr mich, Kanaillen!‘

Ihre andern Bekannten, auch Zöllners, waren mit dem Eintritt der Hitze in alle Winde gestoben, und Berlin, sonst für Dorothea immer schön und glänzend, war eine heiße, graue Staub- und Steinwüste während dieser Wochen des Hochsommers. Selbst der Tiergarten war grau und seufzte unter dem Druck der Schwüle, die den Brodem der Großstadt auf seine grünen Blätter und Gräser herabdrückte und seine blinkenden Wasser mit häßlichen Algen überzog.

Von draußen kamen spärliche Briefe. Heinz hatte fast sofort nach seiner Ankunft in Jena an sie geschrieben — einen Brief voller Zärtlichkeiten, aber flüchtig und zurückhaltend in allem, was ihn innerlich berührte. Die Versöhnung mit der Mutter war erfolgt; aber er schrieb nur die Tatsache und faßte das Wie in die wenigen Worte zusammen: „Du kennst —

 Nachdruck verboten. Copyright 1916 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

oder kennst vielleicht noch nicht — meine Scheu, innere Wunden mit Worten zu betasten, und so will ich über meine Auseinandersetzungen mit Mutter nur sagen, daß sie uns beiden ein Stück Leben gekostet, aber mit einer Versöhnung geendet haben. Mit Versöhnung, nicht mit Verständnis. Die Kluft, die zwischen ihrem und meinem Denken und Empfinden liegt, kann keine Liebe und kein guter Wille schließen. Schon daß Mutter Reue von mir fordert, und ich nicht bereuen kann, was mit Naturnotwendigkeit aus mir heraus geschah und mich für meine Bestimmung rettete, zeigt, daß wir nicht zusammenkommen können. Ich habe aber Mutter so krank gefunden, daß ich alles tue, was ihr mütterlicher Stolz von mir verlangt, außer freilich dem einen, mich als verlorenen Sohn aufzuspielen. Bertchen mit ihrem gesegnet schlichten Verstande und ihrer Liebe weiß uns beiden bittere Pillen mundgerecht zu machen, die wir einer um des andern willen schlucken.

Sie ist übrigens sehr hübsch geworden, unser Bertchen; selbst meine brüderliche Kritik muß vor ihrer blonden Stattlichkeit kapitulieren. Ich sage es ja, ihr Mädchen habt es gut, euch kleidet das Verliebtsein vortrefflich. Du hörst bald mehr; ich habe mein Wort gegeben, solange den Mund, will hier sagen, die Feder zu halten, bis sie die offizielle Kunde von ihrem Liebessiege in die Welt schickt. Seid ihr Mädchen darin komisch, daß es euch so sehr um den Ring am Finger zu tun ist, als könnte der so etwas Feines und Flüchtiges halten, wie es die Liebe ist, oder als raubte das allgemeine Wissen um euer Glück ihm nicht Duft und Keuschheit. Aber ich sollte nicht schreiben: Ihr! Mein Lieb ist anders. Du liebe Glaubende, du holde Adoranta."

Er fügte hinzu, daß er in wenigen Tagen nach Weimar übersiedele, was für alle Teile das Richtige sei. Er hatte den Brief einige Tage unabgeschickt liegen lassen und dann hinzugefügt: „Nur noch etwas Komisches. Ich habe, wie Du weißt, Mona Lisa, geb. Kuno, verehelichte Sanftleben, ein Jahr lang in Berlin mit Erfolg vermieden; hier läuft sie mir schon am zweiten Tage meines Hierseins über den Weg. Die Erkennung war erbaulich. Sie, nach dem ersten Stutzen, mit verklärtem Gesicht und ausgestreckter Hand: „Nein, Heinz — Herr Eigenfeld — welche Überraschung! Wie geht es Ihnen?"

Ich: „Wie Sie sehen, Liese — gnädige Frau — vorzüglich, denn ich bin Ihnen begegnet."

Darauf sie mit schelmisch emporgezogenen Brauen: „So verschaffen Sie sich hoffentlich diesen Vorzug öfter, indem Sie die alten Freunde besuchen."

Und ich mit dem ehrlichsten Gesicht: „O wie gern, gnädige Frau Liese — so oft es mein Amt in Weimar gestattet."

Darauf zog sie die Brauen, diesmal in ehrlichem Erstaunen, wieder hoch, und wir schieden mit freundschaftlichem Händedruck.

Du hast mir übrigens gar nicht gesagt, daß auch Mona Lisa sich sehr verschönt hat; sie hat in der Tat Ähnlichkeit mit der spitzbübischen Renaissancedame bekommen. Mädels, ihr kommt alle so ins Blühen hinein, daß man sich ordentlich vor euch hüten muß. Weißt Du übrigens, daß ich in Mona Lisa einmal arg verschossen war? Damals, als sich ein gewisses Dorchen Asmus gar nicht um mich kümmerte und meine aufgrünende Jugendeselei nach einem Objekt verlangte. Tempi passati! Jetzt hält mich meine liebe Göttin an Händen und Füßen gefesselt in unlöslichen Banden."

Dieser Brief tat Dorothea mehr weh als wohl, ja, der spielerische Ton, in dem auch die folgenden Briefe Heinzens gehalten waren, verletzten ihr Feingefühl, ohne daß sie sich selbst das Recht zur Empfindlichkeit gab; denn Heinzens Zärtlichkeit brach doch, oft genug leidenschaftlich, durch die scherzende Einkleidung durch. Es war vielleicht nur ihr Sinn für den ungekünstelten Herzenston, der sich an der künstlichen Umhüllung seiner Liebesblüten stieß, wie an den Drahtstielen schöner Rosen.

Übrigens war Heinz viel besorgter um die Geheimhaltung ihres Bundes als ihr selbst eingefallen wäre. Er sandte seine Briefe an sie stets postlagernd und schrieb ihr auch, er habe bei Kunos bald Besuch gemacht, einzig zu dem Zwecke, Lisas Verdacht, falls er schon erwacht wäre, wieder einzuschläfern. So habe er ihr denn erzählt, was sie ja doch bald in Jena erfahren hätte, daß er seit Weihnachten (seit Weihnachten, merk dir's, Dorchen!) auf Joachims Rat die Orchesterklasse der Hochschule besucht habe, und natürlich bald

Digitized by Google

Dorchen begegnet sei. Da er aber aus den bekannten Gründen seine Mutter noch nicht von sich habe wissen lassen, habe er von Dorchen erbeten, daß sie ihn an niemand von den alten Freunden verraten solle, und das gute Mädchen habe, wie er sehe, wirklich reinen Mund gehalten. Er habe sein Lieb dann gegen Kunos so unbefangen freundschaftlich gelobt, daß selbst die Schlauheit Lisas vor seiner noch größeren Geriebenheit die Segel streichen müsse.

Dorothea aber wartete mit Sehnsucht auf den Herbst, wo denn alle quälenden Heimlichkeiten sich wenigstens zu einer, wenn auch schmerzlichen, Bestimmtheit der Verhältnisse durchsetzen würden. Die Nähe des Geliebten schwächte auch ihre Angst vor einem Stocken ihrer Studien, falls ihre Rückkehr nach Jena unvermeidlich wäre; sie redete sich ein, mit Hilfe von Karsten und gelegentlichen kürzeren Studienaufenthalten in Berlin, in ihrer Kunst jetzt wohl schon weiter ohne die Schule kommen zu können. Heinzens Briefe brachten ihr Karstens große Musikmeisterschaft und seine reine Persönlichkeit wieder ganz nahe; denn Heinz fuhr zweimal in der Woche nach Jena, um mit Karsten Musik zu treiben und zu studieren. Und während er von Liszts beherrschender und gütiger Persönlichkeit mit Entzücken sprach, fand er doch die echtesten und wahrhaftigsten Worte, wenn er von Karstens schlichter Größe redete. — — —

Das Zusammenleben mit Luise aber wurde für Dorothea noch schwerer als sie es gefürchtet hatte. Luise war aus Jena sehr verändert heimgekommen. Ihre „Wurschtigkeit", wie sie selbst ihr glücklich-gleichgültiges Temperament bezeichnete, war einer rasch von Ausgelassenheit zur Traurigkeit hinüberwechselnden Laune, einer ungewohnten Empfindlichkeit gegen die kleinen Ärgernisse ihres Lebens gewichen, ihre Geduld gegen die Unliebenswürdigkeiten ihres Mannes machte jetzt oft einem schroffen Erwidern Platz, die vor Dorotheens Gegenwart nicht haltmachten.

„Ich bin eben in Jena wieder inne geworden, daß ich noch jung bin und Rechte an das Leben habe," erwiderte sie ihrem Gatten auf seine Vorwürfe. „Meine schönsten Jahre mit Kleinarbeit im Hause zu vergeuden, mir jedes Vergnügen zu verkneifen, weil es etwas kostet — und weil du keine Jugend hast, das fällt mir sauer, seit ich die Welt wieder im Jugendglanz gesehen habe. Also verschaff' mir hier mehr Abwechslung, oder laß mich öfter nach Jena; das wird meine Laune besser wiederherstellen als alle Moralpredigten, die noch niemand gegen das Fieber geholfen haben."

War Luise aber gegen ihren Mann heftig, so begegnete sie jetzt Dorotheen mit einem gewissen Neid auf ihre ungefesselte Freiheit, der sich als Spott äußerte. Das Quälendste für Dorothea aber war, wenn Luise mit der größten Unbefangenheit Dorotheen erzählte, wie beliebt Heinz bei den Weimarer Damen sei, wie man ihm schon Don Juan-Abenteuer nachsage, die aber seine fast rätselhafte Anziehung der Frauen nur noch mehrten. Er habe auch eine besondere Gabe der Huldigung, die jede Frau bezaubere, und dabei, wie es scheine, la bonne bouche, der nehme, was er kriegen könne. Wenn sie Dorothea mit solchen Reden genug gepeinigt hatte, rühmte sie Bertchens und ihres Bruders Glück, von dem in diesen Tagen eine Verlobungsanzeige Kunde gebracht hatte. Sie rühmte Bertchens blühende Schönheit, ihre Gutherzigkeit, ihre wirtschaftlichen Talente, die Bescheidenheit, mit der sie ihr Glück in gebahnten Wegen suche und finde, und namentlich die gegenseitige Verliebtheit der Brautleute so sehr, als wolle sie Dorotheens zurzeit recht blassen Wangen, ihrem Mangel an praktischen Geschick, ein lehrreiches Beispiel entgegenstellen. Freilich konnte auf solche Reden Dorothea mit voller Aufrichtigkeit antworten, daß sie Bertchen immer als unerreichbares Muster betrachtet und sehr lieb habe; aber wenn Luise wollte, daß ihr durch den Vergleich mit Bertchens Lage ihre eigene noch quälender erscheinen sollte, so erreichte sie doch zuweilen ihr Ziel.

Dorothea konnte nur still dulden und immer sehnlicher den Herbst herbeiwünschen, der allen diesen Quälereien ein Ende machen sollte. Sonderbarerweise wurde Luise immer unruhiger, je näher die Ferienzeit heranrückte. Sie machte sogar den Versuch, Dorothea nach Jena zu begleiten, wurde aber zu Dorchens großer Erleichterung durch den sehr entschiedenen Einspruch ihres

Digitized by Google

Mannes an der Ausführung ihres Vorhabens gehindert.

88 88 88

Endlich erschien der Morgen, an dem Dorothea ihren Fuß auf das Trittbrett des Zuges setzte. Bis zuletzt hatte sie geglaubt, daß irgend etwas, und sei es der Weltuntergang, ihre Reise noch im letzten Augenblick verhindern werde. Aber es ereignete sich nichts, als daß die Droschke, die Luise selbst tags zuvor bestellt hatte, nicht ankam, und Dorothea Hals über Kopf, mit Zurücklassung alles Reisegepäcks außer einem Handköfferchen, noch auf die Pferdebahn sprang, die sie knapp vor der Abfahrtszeit nach dem Bahnhof beförderte.

Fauchend und stöhnend rollte der Zug durch die Bahnhofshalle, vorbei an wehenden Taschentüchern, an stehenden Wagenzügen, an Bahngebäuden, an Kohlenlagern, an Fabriken, an Hinterhäusern, durch Unter- und Überführungen, über Brücken, durch Vororte mit gelogener Natur und solche mit gar keiner. Und nun war er draußen. War auf kahlem Feld, lief durch Kieferwälder mit dürrem Boden und dünnen Stämmen, lief durch Gehölze von bunten Laubbäumen, lief über grüne Wiesen und zwischen violettbraunen Äckern, über blinkende Wasser und zwischen wirklichen, echten Bauernhäusern, zog seinen Rauch nach sich als graue Schleppe, schickte ihn in die Höhe als blaue, sonnendurchglänzte Fahne, schrie und pfiff nicht mehr, stöhnte nicht mehr, sondern rannte voll Freuden in die weite Welt, in die Morgensonne und den Herbstatem hinein.

Draußen die Landschaft wurde schöner und schöner. Jetzt war sie schon auf Heimaterde. Die Saale blinkte auf, die lieblichen Berge und Schluchten Thüringens, die tannendunklen Höhen mit ihrem Saum von rotglühenden Laubbäumen, die Burgen, die bei jeder Krümmung der Saale überraschend von hoher Steile herabdräuten, all der farbige, liebliche, abwechslungsreiche Reiz der geliebten sächsischen Lande machte Dorotheas Herz wachsen vor Freude und Leid.

Dann kam die letzte Stunde der Fahrt. Es war alles schon so vertraut, als hätte sie's lebenslang gesehen. Nun kam Dornburg. Die drei Schlösser auf hohem Fels, die uralte Herzogsburg, das hübsche neue Rokokoschlößchen, darin zu Karl Augusts Zeiten so oft der Hof zu Jagd und Tanz eingezogen war, das große, einfache, gelbe Haus, aus dem Goethes götterklare Augen über die weinberankten, rosenumblühten Terrassen auf dem glänzenden Band der Saale geruht und empor zu den jenseitigen Höhen und weiter empor, zu Wolken und Sternen, geschaut hatten.

Den Felsen kannte, das Haus liebte Dorothea seit jenen Tagen, wo sie mit Feuereifer jede Kunde von dem göttergleichen Jüngling, dem allumspannenden Mann, dem mild und doch unnahbar, unfaßbar thronenden Greise verschlungen, und diese nur in Träumen zu erschauende Vollkommenheit des Menschen „Goethe" genannt hatte.

Sie stand am offenen Fenster, das sie siegreich gegen alle Angriffe verteidigte. Als nun der Zug im Bahnhof unterhalb der Schlösser einlief, sah sie auf dem Bahnsteig einen Herrn stehen und sehr eifrig mit einem weißen Tuche winken. Gleichgültig blickte sie hin — und dann stockte ihr der Atem: es war Heinz, der dort stand! Er rief ihr nun zu: „Rasch aussteigen! Gepäck mitnehmen!" Und sie ergriff ihr Handköfferchen und kletterte aus dem Zuge, der unmittelbar darauf weiterfuhr.

Sie lag an Heinzens Halse. Er ging rasch mit ihr durch das Bahngebäude. Dort, wo es ganz menschenleer war, nahm er sie fest in die Arme und überschauerte sie mit Küssen. Auch sie gab sich zum erstenmal ohne Rückhalt der leidenschaftlichen Freude des Wiedersehens hin.

Nun überschritten sie die Saalebrücke und kletterten auf engem Pfade zwischen buntblättrigem Gestrüpp den Fels hinauf, Heinz voran, Dorchen hinter ihm. Alle paar Schritte wandte er sich um, und auf die Gefahr hin, sich den Hals zu brechen, küßten sie sich lachend. Manchmal jauchzte sie auf, und er drohte ihr: „Still, Wagehals, daß uns niemand entdeckt!"

Sie waren schon auf halber Höhe und schauten rastend hinunter ins Saaletal, atemlos vom Klettern und von Jubel, da rief Dorothea: „Herrgott, was werden sie zu Hause sagen?"

„Vorsicht ist die Mutter der heimlichen Liebe," erwiderte er. „Ich habe in Dorn-

Digitized by Google

burg telegraphiert: ‚Zug versäumt. Dorothea.‘“

„Papa wird gut schelten! Und Fräulein Amalie war vielleicht schon unterwegs nach dem Bahnhof!“

„Sollte mich besonders freuen, wenn Fräulein Amaliens Schlankheit durch das Klettern sich verbesserte.“

„Pfui, Heinz!“

„Ich gönne ihr ja von Herzen alles Gute. Aber diese Stunden wenigstens wollen wir ganz für uns allein haben. Du Liebe, Schöne, meine schwarze Sonne, mein warmer Eiszapfen, mein blaues Sternauge! Du Alles, was gegensätzlich und unglaublich ist und einen Mann verrückt machen kann vor Liebe und Ärger. Wir wollen den Tag ausnutzen. Gott sei Dank geht der nächste Zug erst gegen acht.“

Sie waren jetzt auf der Höhe, rot, atemlos und lachend, gingen den Park hinauf zu den Terrassen, welche die drei Schlösser verbinden. Rotes Weinlaub, reife Trauben, Dahlien, Astern in quellender Fülle. Vor dem Goethefenster das Saaletal und die dunklen Höhen im Mittagsglanze.

Fein gesittet und andächtig, wie es der Ort heischte, standen und gingen sie nebeneinander, durchschritten den Garten, kletterten hinunter und wieder hinauf zur Pappelallee. Und dann waren sie in heimlichen Schluchten, wo nur die roten Hagebutten an den Heiderosensträuchern ihre Liebe sahen. Blaue Stille über Berg und Tal und Busch und zwei seligen Menschenkindern.

Heinz hatte Proviant mitgenommen, damit sie nicht vom Hunger vor der Zeit in den Ort zurückgetrieben würden, und ihre Liebe war, wie er sagte, schon genügend vom Himmel zur Erde gestiegen, um sie auch hungrig werden zu lassen.

Dorothea nickte und lachte, aß und trank; aber heimlich war sie doch mit Kopf und Herzen im Himmel, in einem glückseligen Rausche, in dem sie immerfort den Kettentriller aus der großen C-dur in sich klingen hörte. Doch sprachen sie auch verständig miteinander. Heinz erzählte von Amt und Pflicht in Weimar, die ihm nicht so eingingen, wie Dorothea gehofft hatte. „Ich bin kein Pflichtenmensch, und Ketten drücken mich,“ sagte er. Er vervollkommne aber unermüdlich sein Geigenspiel, und sprach mit Enthusiasmus von seinen Studien mit Karsten. „Der ist ein Musiker und ein Mensch, wie es eigentlich gar keinen geben kann,“ sagte er. „Ich habe bloß Angst, wenn du erst den Verstand dazu hast, läßt du mich laufen und trägst deine Liebe zu ihm; denn er ist hundertmal soviel wert als ich.“

Auch von Luise und ihrem neuerdings so feindlichen Verhalten gegen Dorothea sprachen sie. Heinz horchte auf.

„Sonderbar!“ sagte er. „Auch gegen mich war sie merkwürdig wechselnd, bald kokett — und wie! — bald spitz und animos! Wäre sie nicht, wie du sagst, eine exemplarische Gattin —“

„Aber sie ist gar nicht mehr gut gegen ihren Mann,“ unterbrach ihn Dorothea.

„So?“ erwiderte Heinz und blieb eine Weile nachdenklich.

Spät und zögernd berührte Dorothea die Lage, die sie zu Hause zu treffen fürchtete. Aber Heinz erwiderte: „Darüber mußt du quittieren, Kind, und dir klarmachen: ein alternder Mann, der einer gewissen Pflege und Wärme im Hause bedarf, und ein Mädchen, das nicht alte Jungfer bleiben möchte — was von ihrem Standpunkt aus doch auch natürlich ist — die werden in kürzerer oder längerer Zeit, wenn nichts dazwischen kommt, doch aus diesen Voraussetzungen das Fazit ziehen.“

„Aber wenn jemand dazwischen käme?“ warf Dorothea schüchtern ein. „Wenn ich nach Hause käme und Papa betreute? Wäre das nicht schöner und natürlicher?“

Sie hatten eben am Abhange eines Hügels gesessen und ins Tal geschaut. Jetzt stand Heinz auf und tat ein paar Schritte. Dann blieb er bei Dorothea stehen und schaute auf sie nieder. Der Ausdruck seines Gesichtes war Spannung, als mache er sich auf etwas Unangenehmes gefaßt. Er blieb eine Weile stumm und forschte in ihrem Gesicht. Als er nichts darin fand wie gläubiges Vertrauen, strich er ihr über das Haar. Es glänzte in der Sonne bläulich wie Rabenflügel, und die Augen blühten blau und rein wie Kornblumen unter den schwarzen Wimpern.

„Gott, wie schön!“ sagte er. „Und du möchtest hierbleiben, Augentrost?“

In ihren Blick kam ein inbrünstiges Leuchten.

Digitized by Google

Er kniete neben ihr nieder und küßte sie auf die Augen. „Möchtest du?“ wiederholte er. „Und die Zukunft für die Gegenwart hinwerfen? Ich auch, Süße. Aber ich muß für zwei denken, weil es die eine in ihrem holden Weibtum nicht will und nicht kann. Möchtest dem Liebsten die Kunst opfern? — Aber du sollst die Kunst doch für den Liebsten üben. Hast du unsere Zukunftspläne vergessen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, Heinz. Aber ich könnte zu Hause üben — und könnte mich mit dir einspielen.“

„Mit mir —?“ Er stand auf. Nun sah er wieder auf sie herab. „Wie denkst du dir das, Kind? Und wie, denkst du, sollten wir in Jena auch nur vier Wochen lang verheimlichen, daß wir uns lieben?“

Über den Glanz in ihren blauen Augen legte sich ein Schatten, aber sie blickte noch immer in gläubigem Vertrauen zu ihm auf. Auf ihre Wangen kam ein tieferes Rot; aber sie fragte doch: „Müssen wir es verheimlichen, Liebster?“

Er tat wieder einige Schritte von ihr fort, kehrte wieder zurück. Sein Gesicht hatte sich verfinstert.

„— als mit dem Ring am Finger,“ sagte er. „Natürlich. Ich ertrage aber die Kette eines langen Brautstandes nicht, Dorothea. — Oder meinst du, wir sollten uns Hals über Kopf heiraten? Eine Künstlerehe: sie hat nichts, und er ist Musiker? Korrepetitor oder meinetwegen nach Jahren Kapellmeister in Weimar oder ähnlichen interessanten Dörfern? Denn weiter kommt ein Ehemann nicht. Ärger mit unmusikalischen Tenoren und größenwahnsinnigen Primadonnen, mit Kunstbanausen oben und Handwerkermusikanten unten, schreiende Kinder, eine rasch in Sorgen und grober Arbeit verkümmernde Frau — Gott im hohen Himmel, wir sind doch nicht mehr im vorigen Jahrhundert, wo ein Schiller die Tapeten für sein Schlafzimmer auf ihre Billigkeit hin aussuchte und seine Kinder wahrscheinlich eigenhändig wickelte! Und ein Sebastian Bach, so ein Ganzgroßer, Ganzeinfacher, bin ich erst recht nicht. In solchen Verhältnissen verkümmert meine Liebe und ich mit.“

Auch Dorothea hatte sich erhoben. Ihr war kalt geworden unter seinen Worten. Aber auch Zorn waren in ihr und verletzter Stolz. Die gaben ihrem Ton Resonanz, als sie fragte: „Und wie dachtest du dir die Zukunft?“

Er wurde auch zornig. „Gar nicht dachte ich sie mir bis jetzt. Ein Mann ist nicht so vorbedenklich, wenn er liebt.“

Dorotheens Augen sprühten. „Dann liebt er eben nicht. Liebe ohne Gefühl ihrer Ewigkeit ist keine, sie ist eine Beleidigung für das Weib.“

„So, eine Beleidigung. Ihr tugendhaften Seelchen! Pflanzt nur die Rose in euer Gemüsebeet, damit sie einen guten Salat für die Küche gebe! Eine Beleidigung, wenn ein Mann ein Weib so liebt, daß er sein Leben für ihren Besitz gäbe, und doch vor ihr niederkniet und sie anbetet wie eine unberührbare Heilige. O ihr engen Seelen mit euren Nutzgärten und Küchenfeuern!“

Dorothea wandte sich wortlos zum Gehen. So zornig war sie, so beleidigt, daß sie nichts wollte wie ihm den Rücken kehren.

Er ließ sie eine Strecke gehen; aber mit ein paar Sprüngen war er wieder neben ihr. „Dorchen,“ sagte er und lachte wie ein Knabe, „nun hab' ich dich doch mal böse gesehen! War mir interessant, wie du dich im Zorn gebärdetest. Jeder Zoll eine Königin!“

Sie schritt noch rascher vorwärts; ihr Herz brannte.

Da sagte er in verändertem Ton: „Jetzt sei vernünftig, Dore. Hast du vergessen, was ich von unserer Zukunft sagte? Oder meinst du, wenn ich an unsere Kunstreisen denke, will ich als Zigeuner mit dir als Zigeunerin auf die Wanderschaft gehen? Wie heißt ein erwachsenes Lamm, du? — Aber du bist ja gar kein Lamm. Sie haben doch ein Teufelchen im Leibe, mein Fräulein! — Na?“

Sie ging langsamer vorwärts, aber sie wandte das Gesicht noch immer ab. Jetzt, damit er die Tränen nicht sähe, die über ihre Wangen rollten. Er aber umfing sie und küßte das glühende Gesicht.

„Der Ring soll ja kommen, Liebste,“ flüsterte er ihr ins Ohr. „Aber später, wenn wir beide mit unserer Vorbereitung fertig sind. — Ohne drei Dutzend selbstgenähter Hemden geht kein ordentliches Mädchen in die Ehe,“ sprang er wieder in den lustigen Ton zurück.

Digitized by Google

Da ließ sie sich ihr erstes Gefühl von seinen Worten und Küssen rauben, meinte, ihm unrecht getan zu haben und schämte sich, als die zur Ehe drängende vor ihm dazustehen. Und ließ sich das Netz der heimlichen Zusammenkünfte wieder über den Kopf werfen. Als sie den Fels hinab zur Bahn kletterten, hatten sie verabredet, daß sie sich während Dorchens Ferien jeden zweiten Nachmittag oben auf dem Landgrafen im Walde treffen wollten.

Sie trennten sich schon vor dem Bahnhofe, und Dorothea fuhr allein nach Jena, während Heinz einen späteren Zug benutzte. Wollten sie ihr Geheimnis wahren, so durften sie es nicht einer zufälligen Begegnung mit Bekannten aussetzen.

So kam Dorothea allein in Jena an und spähte klopfenden Herzens den spärlich beleuchteten Bahnsteig entlang, ob sie jemand von Hause abhole. Es schien niemand da zu sein, und obgleich sie es erleichterte, die Lüge, die ihr Heinz sorgfältig eingelernt hatte, noch vorschieben zu können, so fiel ihr ihr verlassenes Ankommen im alten Nest doch aufs Herz und machte ihr Angst. Hinter der Bahnsperre stand ein Mädchen, das eine Laterne trug. Es war nicht Martha — ein fremdes Gesicht empfing sie — aber das Laternchen erkannte sie; es war das alte, das sie so oft den Berg hinauf- und hinuntergetragen hatte.

Sie nannte dem Mädchen ihren Namen, nahm ihm die Laterne ab, gab ihm den Koffer und ging durch die halbdunkeln Straßen dem stockfinstern Berge zu. Der Lichtschein der kleinen Leuchte fiel immer nur ein paar Schritte vor sie hin, so daß sie jedes Fleckchen Erde wie neu entdeckte. Aber gerade das umfing sie mit dem ruhigen Reize alter Gewohnheit.

Sie fand endlich den Mut, die neue Magd zu fragen, ob zu Hause „alle" gesund seien.

„O, sehr gesund und vergnügt, besonders das Fräulein," erwiderte die Magd in einem Tone, der ihren Wunsch verriet, weiter befragt zu werden.

Das widerte Dorothea an, und sie brach die Unterhaltung ab. Weil sie aber nicht durch völliges Schweigen unfreundlich scheinen wollte, fragte sie nach einer Weile, ob das neue Mädchen an die Stelle Marthas getreten sei.

„Jawohl, Fräulein," erwiderte die Magd; „Martha ist ja Knall und Fall fortgeschickt worden, weil sie ein böses Maul gegen das Fräulein gehabt und gesagt hat —"

„Das erfahre ich wohl von dem Fräulein selbst," brach nun Dorothea endgültig das Gespräch ab und wurde in der Dunkelheit rot, weil sie ahnte, was Martha gesagt haben mochte.

Nun war die Steigung überwunden; ein schmaler Weg führte zwischen dunkeln Kastanien hart am Abhang vorbei zum Hause. Es war nicht zu sehen, da die Tannen des Vorgartens es ganz verdeckten; nur ein ungewisser Lichtschimmer verriet die Stelle, die Dorotheens Kinderglück umspielt hatte.

Sie öffnete die Gartenpforte — die knarrte wie früher! — gab der Magd die Laterne und stieg rasch durch das Dunkel die bekannten Stufen hinan. Nun ein Absatz. Dorotheens Hand griff nach den hohen Schierlingsstauden, die hier wie kleine Bäume wuchsen und blühten; aber sie griff ins Leere. Der kleine Umstand bestürzte sie beinahe; aber jetzt sah sie das Haus — heller Lichtschein fiel durch die Fenster der Eßstube — eins öffnete sich —

„Papa!" schrie Dorothea und lief das letzte Treppchen im Sturm hinauf.

Nun öffnete sich die Haustür. Zwei große Gestalten und eine kleine hoben sich auf der dunklen Veranda von dem Lichtschein ab, der von der Diele hinausfiel.

Ilschen schrie: „Dorchen!"

Und Dorothea war oben und lag dem Vater am Halse.

Er küßte ihr Haar; dann drängte er sie sanft von sich. „Na na," sagte er, und eine gewisse Unsicherheit war im Ton seiner sonst so kräftigen Stimme, „bist noch immer der alte Sturmwind, Kind? Da sind noch andere, die dich begrüßen wollen —"

„Ich, Dorchen!" schrie Ilse, und Dorothea küßte das Schwesterchen auf den frischen Mund, strich ihr mit beiden Händen über die krausen Locken.

„Ich möchte dir auch guten Abend sagen, liebes Kind," ließ sich Fräulein Amaliens Stimme etwas spitz vernehmen. „Ich war heut mittag schon am Bahnhof —"

Digitized by Google

Da konnte Dorothea ihre Lüge im Dunkel hersagen.

„Daß sie in Dornburg ausstieg, um die erste altbekannte Bahnhofshalle zu begrüßen und darüber den Zug vorbeifahren ließ, ähnelt unserer alten Dore," sagte Papa mit einem verzeihenden Lachen; aber Fräulein Amalie hatte den Koffer in Dorotheas Hand entdeckt und fiel spitz ein: „Nahmst du zu der Begrüßung deinen Koffer mit, Dorchen?"

„Den warf mir eine freundliche alte Dame nach, als der Zug sich in Bewegung setzte," erwiderte Dorothea rasch; denn diese Ausflucht hatte der alles bedenkende Heinz ihr auch eingelernt. Und sie war froh, daß die Dunkelheit ihre brennenden Wangen verhüllte.

Fräulein Amalie räusperte sich, aber der Doktor sagte: „Nun kommt vor allen Dingen ins Haus, Kinder. Du wirst ja wohl hungrig sein, Dorchen?"

Sie bejahte eifrig, konnte aber die guten Bissen, die Papa ihr auf den Teller legte, bei dem besten Willen nicht hinunterbringen. Als sie so alle unter der Hängelampe um den Tisch saßen, wie in alten Zeiten, legte sich der Druck der Veränderung der Menschen wie ein Alp über sie. Sie sah sich zu dritt mit Papa und Ilschen am Tisch; das Vor- und Nachher war in ihrem Gedächtnis versunken; diese beste, herzlichste Zeit mit den beiden Menschen, die ihr solange die liebsten gewesen, war lebendig geblieben. Nie hatte sie an eine Veränderung ihres Verhältnisses zu ihnen gedacht. Nun war Ilschen viel größer geworden und befleißigte sich merkwürdig ehrbarer und höflicher Manieren, namentlich gegen Fräulein Amalie.

Aber was war diese Veränderung gegen die, welche mit Papa vorgegangen war! Papa war ein alter Mann geworden; er war abgemagert, seine braunrote Gesichtsfarbe war gelb, sein Haar weiß geworden. Und seine Stimme, seine laute, frisch wie der Wind von der Höhe dreinfahrende Stimme war bedeckt, unsicher wie sein ganzes Gebaren. Dorothea hatte ihren Papa immer alt gedacht; jetzt erst sah sie, daß er alt war.

Dagegen war Fräulein Amalie jünger geworden — o viel jünger! Sie trug eine lebhafte, buntkarierte Seidenbluse; sie hatte ihr Haar gekräuselt, sie lächelte süß und hatte jugendliche Bewegungen, wenn sie mit Papa sprach und ihn bediente — was sie mit viel mehr Sorgsamkeit tat als früher die Kinder — sie tänzelte rasch vom Tisch und wieder zum Tisch mit der gestopften Pfeife und hielt zierlich den brennenden Fidibus zwischen Daumen und Zeigefinger: sie war abscheulich — o wie abscheulich sie war! Dorothea hätte sie leichten Herzens erdrosseln können, wie es ihr schien. Statt dessen erdrosselte Fräulein Amalie jede Unbefangenheit zwischen Vater und Kind, erstickte jedes herzliche Wort auf den Lippen, trug das Unbehagen, das Mißtrauen an den hübsch gedeckten Tisch, demütigte, reizte Dorothea mit jedem Lächeln und jeder Bewegung, die sie an den Papa richtete, und in denen Einverständnis und Sicherheit des Triumphes unter Demut und Dienstfertigkeit hervorgrinsten.

Das Licht, das von ihr auf Papa fiel, auf Dorotheas guten, alten, geliebten Papa! Und in dem Dorothea ihn von jetzt an immer sehen sollte: als einen alten Mann, der auf Freiersfüßen ging. — Nein, tausendmal nein! Was auch Heinz sagen mochte und ob alle alten Männer wieder lieben und heiraten wollten, ihr Papa, ihr Vater durfte seinen Heiligenschein nicht von Fräulein Amaliens süß gespitzten Lippen fortblasen lassen! Mit der ganzen Selbstsucht der Jugend, der Tochter wollte Dorothea, daß ihr Papa nicht an dem Altar rüttele, den sie ihm in ihrem Herzen gebaut hatte, wollte ihm kein eigenes, karges, letztes Liebesglück zugestehen. Wenn er lieben wollte, hatte er seine Kinder.

Als sie dann um zehn von Fräulein Amalie freundlich gebeten wurde, mit Ilschen hinaufzugehen — Papa brauche Ruhe —, und als sie dann im Bett lag, steckte sie den Kopf tief in die Kissen und schluchzte. Da strich im Finstern ein Händchen über ihr Haar, und Ilschen flüsterte: „Laß mich zu dir 'nein, Dorchen!"

Da lag das Kindeskörperchen an sie geschmiegt, und sie fühlte die Wärme eines Menschleins, das zu ihr gehörte. „Du, Dorchen," flüsterte die Kleine, „wein' doch nicht so. Weißt, sie ist gar nicht so bös. Ich muß bloß immer gleich tun, wie sie's sagt; nachher kann ich machen, was ich

Digitized by Google

Im Münchner Hirschgarten. Gemälde von Prof. Rudolf Schramm-Zittau

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

will. Und wenn ich zu ihr sag': ‚Schöne Mammi', dann küßt sie mich und gibt mir Birnen und Pflaumen, soviel ich will."

Dorothea erschrak so heftig, daß sie zuerst ganz stillschweigen mußte. War das Kind, ihr kleines, unschuldiges Schwesterchen, schon von dem Eindringling verdorben?

„Warum sagst du ‚Mammi' zu ihr?" fragte sie endlich leise, damit Ilse das Beben ihrer Stimme nicht höre. „Unsere Mama ist tot, Ilschen."

„Ich sag' ja auch bloß ‚Mammi'," verteidigte sich die Kleine. „‚Mama' ist doch was andres. Und Anna sagt, wenn Papa sie erst geheiratet hat, ist sie unsre Mama."

„Was weißt du denn von solchen Dingen!" fuhr Dorothea sie an. „Schwatz nicht, was du nicht verstehst."

„Ich weiß mehr als du," begehrte die Kleine auf. „Ich werd' immer nach Tisch in die Küche geschickt, und Anna lacht und sagt, ich soll nicht sehn, wie Papa und Mammi sich küssen."

„Mein Gott!" schrie Dorothea auf. „Ich ertrag's nicht!"

„Du bist aber gar nicht nett zu mir," erklärte Ilschen, „und ich bin doch zu dir gekommen, daß du nicht weinst. Und jetzt schreist du mich an, und Tante sagt auch zu Papa, du bist bös und denkst bloß an dich. Und sie sagt auch, du wirst nie verstehen. Und wer nichts versteht, der ist dumm — und das bist du!"

Damit kletterte sie empört aus Dorotheens Bett und begab sich in ihr eigenes.

Ja, die Tage wurden für Dorothea noch schwerer als sie gefürchtet hatte. Der Riß zwischen ihr und dem Vater erweiterte sich, statt sich zu schließen; beide hielten Scheu und Scham auseinander, und ihre Liebe äußerte sich nur als Schmerz, oft als Zorn. Die Zusammengehörigkeit war fort. Der Doktor war gedrückt in Gegenwart seiner großen Tochter, und es war ihr bald klar, daß er sie heimlich wieder fortwünschte. Sie war eine Verlegenheit und ein Hindernis für die Ihren geworden, und selbst Ilschen wich ihr nach dem Nachtgespräch aus, während Fräulein Amalie das Kind zärtlich verwöhnte.

Fremd war Dorothea auch der alte, geliebte Berg geworden. Die leise Betroffenheit, mit der sie bei der Ankunft im Dunkel nach den Schierlingsstauden gegriffen hatte, wandelte sich zum tiefen Schrecken, als sie am nächsten Morgen die Terrassen zur Höhe hinaufstieg. Fräulein Amaliens wirtschaftlicher Sinn hatte aus dem alten, blühenden Unkrautparadies einen Küchengarten gemacht. Fort waren Steinklee und Wicken und die Wildlinge allerart, fort die wilden Rosensträucher, die verwachsenen Pfade, die ganze Poesie ihrer Kindheit. Die unnützen Tannen waren geschlagen; Gemüsebeete zierten die Hügel. Mit Haß im Herzen kehrte Dorothea ins Haus zurück und fand dort dieselbe unbescheidene Ordnung. Wie die alten Möbel anders gestellt und gerückt, die farbigen Decken durch weiße Häkeleien ersetzt waren, wie Ilschen durch ein buntkariertes Kleid und geölte Zöpfe in ein Spießbürgerkind verwandelt worden: all das wandte Dorothea das Herz um und würgte sie im Halse.

Sie war fremd unter den Ihren, fremd in der Heimat. Sie hätte die Tage der Ferien sehnlich gezählt, wären nicht die Zusammenkünfte im Bergwald gewesen. Da fühlte sie in den Armen des einen, daß sie ein Heim und eine Zuflucht hatte in seiner Liebe, da hörte sie nach kalter Höflichkeit und schweigendem Tadel, daß sie Wert und Reiz und Schönheit hatte für den liebsten Menschen.

Es war oben im schweigenden Fichtenwald ganz einsam und ganz still. Nur die Sonne umglühte die roten Stämme und lag wie ein glänzendes, weitmaschiges Netz auf dem dürren, spiegelglatten Boden. Unten die Stadt prunkte im herbstlichen Kranz ihrer goldenen Gärten. Niemand begegnete ihnen, wenn sie, einer vom andern umschlungen, die Anhöhen hinauf- und hinabtollten, keiner sah sie, wenn sie unten in der Schlucht saßen, behütet von den roten Laubbäumen.

Aber einmal, als sie eng aneinandergedrückt den schmalen Felspfad über der Stadt hinwanderten, stand Karsten vor ihnen, so nah, daß sie einander nicht ausweichen konnten.

Dorothea wurde glührot und trat so hastig zurück, daß Heinz sie eng umfassen mußte, um einen Sturz zu verhüten. So mit dem Arm um ihre Schulter, bot er Karsten die Hand.

„Sie verraten uns nicht," sagte er mit

Digitized by Google

dem offenen Blick und Lächeln, mit dem er bezauberte, wen er wollte.

Karsten sah die beiden freundlich an.

„Ich freue mich, daß gerade Sie beide sich gefunden haben," antwortete er. „Wollen Sie mich nicht mit Fräulein Dorothea besuchen, Heinz? Ich möchte gern die Fortschritte meiner Schülerin sehen."

„Es weiß aber niemand von unserem Bunde," sagte Heinz schnell.

„Von mir erfährt's keiner," erwiderte Karsten ruhig. „Wollen Sie in den nächsten Tagen kommen, Fräulein Dorothea?"

„Ja, gern! Übermorgen gegen Abend," antwortete Dorothea. „Ist's dir recht, Heinz? Ich sage zu Hause von meinem Besuch bei Herrn Karsten und daß ich dich dort getroffen habe."

Heinz schien Bedenken zu haben, aber er willigte ein. Es wurde ein köstlicher Abend. Dorothea spielte das Prestissimo aus der kleinen F-moll, und wenn auch der verhältnismäßig leichte Satz nicht viel Gelegenheit zur Entfaltung der Technik bot, waren doch beide Männer überrascht von der Leidenschaft, die sie in die rollenden Triolen des Basses, die scharf abgebrochenen Akkorde der Melodie legte, und als dann der Klaviergesang anhob, sang das alte Klavier unter ihren Händen das Weinen zwischen den Kämpfen und dem Trotz wie eine menschliche Stimme. Und dann wieder Kampf und Schmerzensschreie und Gesang, süß „wie einen seine Mutter tröstet", und wieder die jagende Verzweiflung, bis sich die Triolen des Basses in den Abgrund stürzten, in das große Schweigen.

Als Dorothea die Hände von den Tasten sinken ließ, war Heinz hinter sie getreten. Er nahm ihren Kopf zwischen beide Hände und hob ihn zu sich auf. Vor den Augen Karstens, der still am Fenster saß, küßte er sie auf den Mund.

„Du bist mein," sagte er.

Dorothea saß ganz still und ließ sich von der Glückseligkeit überschauern.

Auch Karsten saß noch immer still am Fenster und schaute in das Abendrot hinaus, von dem ein ferner, unirdischer Glanz zwischen den Bäumen herschimmerte und das kleine, ärmliche Zimmer und die beiden schönen Glücklichen verklärte. Erst nach einer Weile kehrte Karsten ihnen sein Gesicht zu. Es war nun, vom Licht abgewendet, dunkel; nur die hagere, edle Profillinie wurde deutlich.

„Daß Sie die Musik in sich trugen, wußte ich, Fräulein Dorothea," sagte er mit leiser, etwas tonloser Stimme. „Aber Sie haben in Berlin gelernt, was ich Sie nicht lehren konnte: durch eine tadellose Technik dem Inhalt die Form und die reine Wirkung zu geben. Und nun spielt etwas zusammen, Kinder — ich will sehen, wie die beiden Musikanten zusammen marschieren."

„Sie täuschen sich in den Voraussetzungen, Meister," erwiderte Heinz, „wir beide haben nie miteinander spielen können."

„Aber ich habe mich für das Händelsche Larghetto geübt, das du so gern spieltest," fiel Dorothea rasch ein.

Da antwortete Heinz gar nichts, sondern holte seine Geige hervor. „Nun los!" sagte er.

Es ging herrlich. So ganz hatte Dorothea Heinzens Art und Auffassung sich gemerkt — so selbstverständlich schmiegte sie sich ihm an und ein, daß es war, als ob nur ein einziger Mensch spielte, als ob Dorothea nur die Hand, ja das Instrument sei, mittels dessen Heinz seine künstlerische Intuition vollkommen zur Ausführung brachte. Und doch war dieses Instrument, wo es allein zu Worte kam, feurig wie ein junges Füllen, sanft und zart wie Harfenklang, süß und sehnsüchtig wie Nachtigallensang. Es beflügelte seinen Partner und Herrn zu immer größerem und freierem Schwunge, so daß Heinz die heißeste aller Wonnen genoß, die, sich selbst ganz auszugeben und zu genießen.

Als sie geendet hatten, legte er die Geige fort, kniete neben Dorothea nieder und umschlang sie. „Mein!" sagte er wieder. Nur dies eine Wort. Aber es war, als ob die Erfüllung des schönsten Menschentraumes vom Himmel auf Dorothea herabgesunken wäre.

Sie saßen dann beide in der Dämmerung Hand in Hand, eng aneinander geschmiegt, und während die Schatten tiefer hinabsanken und das Zimmer sich langsam mit Dunkelheit füllte, lauschten sie Karsten, der ihnen, so dünkte es sie, am Klaviere ihre Liebe sang, verklärt durch vollendete Kunst. Es mochte wohl sein, daß er ihnen nur Gelegenheit geben wollte, die Stunde

Digitized by Google

allein miteinander auszukosten, daß er meinte, sie hörten sein Spiel nur so, wie man Vogelsang fast unbewußt nur als Erhöhung der eigenen Stimmung genießt, wenn man zu zweien im Frühling durch den Wald geht.

Aber gerade, weil er mit sich allein zu sein glaubte, spielte er auch so, wie einer nur spielt, wenn er mit seiner Seele allein ist oder mit der Geliebten. Und nach und nach erwachten die Liebenden vom unbewußten zum bewußten Hören und fühlten, daß der einsame, in sich versunkene Mann einer von den ganz, ganz Echten war. In Dorothea aber trieb es die Künstlerin, in die Weite hineinzurufen, was sie erfüllte, und ihr Wunsch wurde so lebhaft, daß sie ausrief: „Warum sagen Sie nicht allen Menschen, der ganzen, großen Welt, womit Sie jetzt uns beide entzückt und erschüttert haben? Warum verschließen Sie Ihre Schätze?"

Karsten antwortete nicht. Er stand vom Klavier auf, schloß den Deckel, ging dann zur alten Kommode und entzündete eine kleine Petroleumlampe, die ihr spärliches Licht über die Stube ergoß. Er ließ sie auf ihrem Platz in der Zimmerecke stehen, so daß die Gesichter der auf dem Sofa Sitzenden im Halbdämmer blieben, und setzte sich ihnen gegenüber auf einen Stuhl.

Dann erst antwortete er: „Ich könnte Ihnen mit Goethe erwidern, man schaffe doch eigentlich nur für ein paar Freunde — am besten vielleicht für einen, setze ich hinzu. Aber wenn das auch nicht so wäre, wie sollte ich einsamer, unbekannter, einflußloser Mann es anfangen, die Öffentlichkeit mit mir zu beschäftigen? Selbst meine Arbeiten ihr vorspielen? Ich bin ja kein Virtuos, und sie würde mich gar nicht erst anhören wollen. Und zudem schreibe ich wenig eigentliche Klaviermusik, sondern vertiefe mich lieber in Instrumentalwerke."

„Und die hören Sie nie erklingen!" sagte Dorothea bewegt.

„O doch, ich höre sie — vollkommener gewiß, als wirkliche Instrumente — oder vielmehr wirkliche, mit Mängeln behaftete Spieler sie je ausführen könnten."

„Aber wir spielen sie doch, so viele deren für uns beide da sind," rief Heinz. „Wenn wir in die Welt ziehen, nicht wahr, Liebste?"

Sie empfing mit Wonne die Hoffnung in ihrem Herzen. „Wenn Sie uns für würdig halten, Ihre Schöpfungen zu spielen," sagte sie demütig. Und gleich darauf fiel ihr ein und sie fragte: „Warum haben Sie eigentlich Doktor Zöllner nicht etwas von Ihren Kompositionen geschickt?"

Karsten dachte eine Weile nach.

„Ja richtig, der Mann hieß ja wohl Zöllner, der mir vor zwei Jahren ganz kurz schrieb, ich möchte ihm einige von meinen Arbeiten einsenden; er hätte eine gehört und interessiere sich für mich. Ich fand das Verlangen seitens eines mir ganz Unbekannten seltsam, zumal er doch unmöglich etwas von mir kennen konnte. Ich antwortete ihm gar nicht."

„O Sie weltfremder Herr Karsten!" rief Dorothea. „Doktor Zöllner ist der erste Musikkritiker in Berlin und hätte gewiß irgendeinem Musikkörper etwas von Ihnen zur Aufführung empfohlen."

Karsten machte große Augen. „Das wußte ich freilich nicht," sagte er leise. Aber nach einer kleinen Pause in frischerem Ton: „Woher kennt mich denn der Herr?"

„Der Verräter war ich," erwiderte Heinz rasch; sein Blut wallte immer, wenn Zöllner, und sei es nur durch Nennung seines Namens, in irgendeine Beziehung zu Dorothea trat. „Ich spielte einmal, als ich noch Zigeuner war, ein paar Lieder und eine Chaconne von Ihnen. — Aber lassen wir Doktor Zöllner; solche Herren haben ein schwaches Gedächtnis und ihr Wohlwollen ist ebenso rasch verspielt wie erregt. Warten Sie noch ein, zwei Jahre, dann spielen wir Sie in die Welt hinein."

„Aber ich könnte Doktor Zöllner doch eine Ihrer Arbeiten mitnehmen," drängte Dorothea. „Ein Jahr zu gewinnen, ist doch ein Vorteil."

Wieder schwieg Karsten eine Weile. Dann aber antwortete er: „Ich glaube, Heinz hat recht. Ich sitze auch gerade bei einer neuen, großen Arbeit, einer Symphonie. Da habe ich kein rechtes Interesse für das, was ich schon von mir abgelebt habe, und jede Kritik oder gar die Anforderung, eine ältere Arbeit dem Publikum mundgerecht zu machen, würde mich wieder in die abgelebten Gedanken hinein und aus meinen neuen hinaus drängen. Warten wir noch ein Jahr, Fräulein Dorothea." — — —

Digitized by Google

Draußen küßte Heinz Dorothea heftig.

„Du bist mein," sagte er, „und hast dich um keinen Mann weiter zu kümmern. Ich bin so ein eifersüchtiger Gott wie der alte Jehova. Hörst du?"

„Aber auf Karsten!"

„Auf ihn und Zöllner und alle, auf die du nur einen Gedanken und einen Blick wendest. Sie sind Männer und ich traue keinem Manne."

„Weil du selber einer bist?"

„Ja freilich. Aber schau' an: wenn du Welt bekommst, wird die Lage für mich gefährlich, denn ich muß dich an sehr verlängerter Kette laufen lassen, meine — nur meine Dorothea."

Noch ein Asyl gab es in Jena, wohin Dorothea sich vor den Mißständen in ihrem Elternhause flüchten konnte: das Elternhaus Heinzens. Ihr altes, gutes, vertrauendes Verhältnis zu Frau Eigenfeld und Bertchen hatte sich schon bei ihrem ersten Besuche wiederhergestellt. Sie hatte das Brautpaar beisammen getroffen, und Hans wie Bertchen waren zuerst so befangen gewesen, als hätten sie etwas wie eine Untreue an Dorchen auf dem Gewissen. Aber Dorotheens herzlichem Entgegenkommen war ihre Befangenheit bald gewichen. Und als Dorothea sagte, sie hätte noch nie ein Brautpaar gesehen, das ihr so vom Schicksal füreinander vorausbestimmt erschienen sei, da nickten die beiden guten Menschen ernsthaft dazu. Sie waren auch wirklich zwei gleiche Hälften eines Ganzen, die beiden verständigen, korrekten, in der Mäßigkeit ihres Wesens wohlwollenden Naturen. Da würden keine aufregenden, himmelfliegenden, beseligten Kapitel in ihrer Ehe sein, aber getreue Kameradschaft, unbedingte Sicherheit, ein ruhiges, stilles Glück, das die Gewähr seiner Dauer in sich trug. Dorothea hatte — jetzt — keinen Neid auf diese Art von Glück, deshalb konnte sie sich mit den Freunden von Herzen freuen.

Hans war auch der einzige Mensch, der unbefangen und herzlich mit Dorothea über ihren Vater sprechen konnte. Seine große Hochschätzung und genaue Kenntnis des Doktors, der ihm einen großen Teil seiner Praxis und seine Vertretung für den Notfall übertragen hatte, berechtigten ihn zu einem sicheren und liebevollen Urteil. Auch er redete Dorothea fast mit denselben Gründen wie Heinz zu, die Heirat ihres Vaters als für ihn berechtigt gelten zu lassen; aber er hatte mehr Verständnis für ihr Empfinden. Er riet ihr, erst wieder nach Hause zu kommen, wenn alle Verhältnisse in das Geleis der Alltäglichkeit gekommen wären, und versprach ihr, während ihrer Abwesenheit nach dem Rechten zu sehen, verschwieg aber zartfühlend sein Mißtrauen gegen die materiellen Absichten des Fräuleins.

Wenn solche Unterredungen trotz des Taktes, mit dem Hans sie führte, auf Dorotheens Gesicht glühendes Rot und in ihre Augen Tränen lockten, dann strich Bertchen mit ihrer großen, schlanken, etwas schweren Hand über ihr Haar und brummte: „Na na, Alte!" und das Brummen und die gar nicht sanfte Liebkosung hatten immer die Wirkung, Dorothea einen Stoß zur aufrechten Fassung zu geben.

Für Frau Eigenfeld gab es kein Kompromiß und keine Entschuldigung; sie fand das Tun des Doktors närrisch für ihn und unrecht gegen seine Kinder, und Fräulein Amalie fand erst recht keine Gnade vor ihren Augen. Das Mitleid erregte aber ihre Sympathie für Dorothea um so stärker. Dazu kam noch ihr sichtliches Hinsiechen, um Dorotheens Herz mit töchterlicher Neigung für sie zu erfüllen. Sie war, da das Vaterhaus sie weder brauchen noch fesseln konnte, viel unten in der Stadt, spazierte mit Bertchen in den alten Gassen und zwischen den Saalewiesen des „Paradieses" und sah erst jetzt recht mit Bewußtsein, wie jung und fröhlich das Städtchen war, wie das Leben, das in Berlin rauschte und eilte, hier plätscherte und von lauter grüner Schönheit leuchtete. Vor den Häusern lachten und prangten die Blumengärtchen mit bunten Georginen und Herbstastern, und wo ein Haus kein Fleckchen Erde sein nannte, da hatte es hinter grünen Gittern rote und violette Bethunien in Fensterkästen und gefleckte Pantoffelblumen und lila oder rosa Geranien hinter den Scheiben, oder es hatte einen alten Müllkasten neben die Tür gestellt und ihn über und über mit Ranken und Blumen besteckt. Auf dem Markt und in den Gassen leuchtete es von bunten Mützen und Bändern, schallte es von Liedern und Becherklingen,

Digitized by Google

und wenn die Studenten ihre Umzüge hielten, fuhren sie immer erst dreimal um den guten, dicken Hannfried, die Statue Johann Friedrichs, herum; unter seinem Schutze saß auch zweimal in der Woche die Musik, und die Studenten spazierten bei ihren Klängen auf der einen, die hübschen Bürgermädchen auf der andern Seite des Marktes und sandten die Blicke her- und hinüber. Gewerkschaften und Vereine wanderten mit bunten Fahnen und Kränzen auf die Berge oder landeten vor irgendeinem Keller, und alles sang, leuchtete und lachte. Noch das greise Mütterchen unter der schweren Traglast lachte und gab launige Antwort auf scherzende Frage. Jedes Haus backte Berge von Kuchen, jedes Kind wußte Massen von Liedern und Geschichten, und die Burschen und Mädchen zogen abends singend durch die Gassen. Zahllose alte, reizende Häuschen, unvermutete Torwege, Durchgänge, Brückchen, Winkel machten das kleine Nest immer überraschend neu und riefen ein frohes Lächeln auf Dorotheens Lippen, die jünger, röter und wärmer blühten denn je im Leben. Die niederdrückenden Gedanken, die sie von Hause mitbrachte, fielen von ihr ab, wenn sie mit Bertchen in den Gassen und im Paradiese umherschlenderte, und sie wandelten sich gar in singende Vögel mit glänzenden weißen und blauen Flügeln in der Mittagsstunde im Bergwald und am Abend im musikerfüllten Berghäuschen.

Das Leben hatte für sie jetzt seine vollblühende Stunde.

⁂ ⁂ ⁂

Die Stunde flog rasch vorüber, und Dorothea war wieder in Berlin. Das Glück in Jena war ein Traum, der ausgeträumt war und nie so wiederkehren konnte, wie er einmal erlebt worden war.

In Berlin vergrub sich Dorothea so ganz in die Arbeit, daß die Arbeit ihr eigentliches Leben wurde.

Nur zu den Briefen an Heinz fand sie noch Viertelstunden und tröstete sich über die Knappheit, die ihr Briefwechsel mit ihm annahm, mit dem Gedanken, daß sie ja füreinander arbeiteten, daß der Zeitpunkt ihrer Vereinigung zum großen Teil von dem Eifer abhinge, mit welcher sie beide an ihrer Vervollkommnung arbeiteten.

Gegen Weihnachten hin hatte sie zwei Hochzeitsbriefe zu schreiben, einen herzlichen und freudigen Glückwunsch an Hans und Bertchen, einen trotz allen aufrichtigen Bemühens gezwungenen Pflichtbrief an den Vater. Er antwortete ihr mit wenigen, ebenso gezwungenen Zeilen. Mit einem Nagen im Herzen machte sich Dorothea klar, daß sie kein Elternhaus und keinen Vater mehr hatte, und daß ihr auch das Schwesterchen in seiner großen und leicht zu beeinflussenden Jugend von Frau Amalie entfremdet werden würde. Sie wußte kaum mehr, wie es den Ihrigen in Wahrheit ging; denn auch Bertchen beschränkte sich auf knappe Mitteilungen. Nur Frau Eigenfeld schrieb einmal, es ginge mit der Gesundheit des Doktors nicht besonders; auch sage man, daß Dame Amalie sich nicht so als liebenswürdige Ehegattin erweise, wie die Wartezeit versprochen habe. Die von einer so vorbedenkenden Frau gewiß nicht ohne Absicht gemachte Bemerkung beunruhigte Dorothea stark, aber sie fand trotz allen Nachsinnens kein Mittel, wie sie dem Vater nützen und helfen könne, da er sie doch geflissentlich von sich fernhielt.

Die Zeit floß mit ihrem Lebensboot uferlos, ohne Marksteine und Merkzeichen dahin. Tief dagegen und schwer war die Spur der beiden Sommerbesuche Heinzens. Er kam in den Theaterferien, um von Joachim sein Geigenspiel „nachsehen und ausbessern zu lassen". Im ersten Sommer war er wieder „inkognito" da, wenigstens für Luise, und Dorothea traf ihn auf der Straße und machte ein paar Ausflüge mit ihm. Und da war es seltsam, wie fremd er ihr jedesmal zuerst erschien — viel fremder als früher, wo sie nur ihren Kindheitsfreund in ihm gesehen hatte. Es war fast jedesmal, als müsse sie sich zu ihm zwingen, als stehe, mit unsichtbaren Armen sie voneinander haltend, ein kühles Etwas zwischen ihnen. Vielleicht war es nur, daß Heinzens Leuchten so sehr verdunkelt war durch einen Mißmut, eine Unzufriedenheit mit seiner Weimarer Aufgabe. „Ich komme zurück, statt vorwärts," sagte er; „Joachim findet das auch und redet mir doch zu, zu bleiben, damit ich erst einen festen Grund für mein Sein gewänne."

Digitized by Google

Und jedesmal war es Dorotheen bei seinen Klagen, als färbe seine Unzufriedenheit auf seine Liebe ab, ja, als mache er sie im geheimen verantwortlich dafür. Dann erhob sich der Stolz in ihr und machte sie kühl und fremd gegen ihn. Erst wenn sie draußen in den stillen Kiefernwäldern und an den träumenden Seen, wenn sie in Sanssoucis von großer Vergangenheit flüsterndem Park stundenlang miteinander gewesen waren, sprang ihre Liebe leuchtend unter den Verfinsterungen hervor und schlug Stolz, Mißtrauen, Erkaltung in die Flucht.

Als Heinz im zweiten Sommer nach ihrer großen Trennung wiederkam, war er eben Kapellmeister in Weimar geworden, und die Genugtuung über dieses schnelle Aufrücken ließ ihn wieder als den strahlenden, leichtgemuteten Sonnenmenschen erscheinen. Er hielt Dorotheen, die nach dem Wildpark gekommen war, ihm zu begegnen, lachend in den Armen und sang ihr leise ins Ohr „von Hochzeit und nächstem Jahr", und seine Liebe und Leidenschaft wollte alle Grenzen überfliegen, die sie ihr ziehen mußte. Da mußte sie wehren, und er schalt und bettelte, und diesmal trennten sie sich in Mißmut.

Als sie auf der Potsdamer Brücke voneinander wortkarg Abschied nahmen — Dorothea tief bedrückt und er trotzend und ärgerlich —, sagte er, er müsse diesmal bei Sanftlebens Besuch machen; denn Kunos hätten ihn wissen lassen, Luise würde sich schwer gekränkt fühlen, wenn er auch diesmal ohne Gruß an ihr vorbeiginge.

Dorothea durchfuhr ein Schrecken, aber sie ließ ihn nicht merken und verabredete mit Heinz, daß er sich zu einem der nächsten Abende bei Luise anmelden solle.

Es kam, wie ihr eine undeutliche Ahnung vorhergesagt hatte. Der Zwang der Verheimlichung lag zwischen ihnen. Dazu kam Luise, die verführerisch schön aussah und das heimlich verständnisvolle Lächeln der Mona Lisa mit Erfolg nachahmte, Heinz mit einer Koketterie entgegen, die bis zur Grenze des Möglichen ging und von ihm mit scherzender, übermütiger Galanterie erwidert wurde. Vielleicht verbarg sich unter Heinzens lustiger Laune die Begier, Dorotheen den Stachel der Eifersucht ins Fleisch zu stoßen. Auf ihrem ausdrucksvollen Gesicht, das, wie sie ja geklagt hatte, immer noch mehr verriet, als da war, prägten sich diese Empfindungen als zornige Verachtung aus, und die kecke Luise fragte sie lachend, ob die Trauben für sie denn gar so hoch hingen, daß sie sie so sehr verachten müsse.

Dorothea richtete sich auf und fragte sehr von oben herab: „Welche Trauben meinst du?"

„O," erwiderte Luise, „vielleicht die des leichtbeweglichen Geistes, der den anderen leichtbeweglichen Geist reizt."

„Ja, die verachte ich wirklich," sagte Dorothea.

„Und ich auch," kam unerwartet Herrn Sanftlebens zittrige Stimme zum Vorschein. Da lachte Luise in toller Ausgelassenheit. Und Dorothea schämte sich.

Heinz fand es nun doch geraten, seinen Besuch bald zu beendigen, und da Herr Sanftleben zu Luisens Einladung, ihn zu wiederholen, eisiges Schweigen beobachtete, kam er natürlich nicht wieder.

Ganze acht Tage trotzten sie miteinander durch Schweigen, dann schrieb Heinz, er erwarte Dorotheen an der Potsdamer Brücke, um von ihr Abschied zu nehmen. Sie nahm sich vor, weder zu antworten, noch zu erscheinen, aber als der Zeiger der Uhr auf sieben stand, war sie doch an der Brücke.

Heinz stand am Kanal. Als er sie sah, ging er rasch auf sie zu, nahm ihre Hand und drückte sie. „Mein?" fragte er.

Sie nickte. Die Tränen stürzten ihr aus den Augen. Sie gingen am Ufer unter den dunklen Bäumen auf und nieder. Sie sprachen nicht von dem verhängnisvollen Abend. Sie waren gut miteinander. Als sie unter die niederhängenden Weiden des Inselchens kamen, fielen sie einander in die Arme und küßten sich.

Aber schwerer lastete von nun an ihr Leben auf der armen Dorothea. Von ihrem Zuhause getrennt und verlassen, in ihrer Liebe unsicher geworden, mit Luise auf schweigendem Kriegsfuß, von der Arbeit fast erdrückt, hätte sie in ihrer Spannkraft doch vielleicht nachgelassen und die Arme sinken lassen, wäre ihrer Tapferkeit nicht wie durch ein Wunder Hilfe gekommen.

Eines Tages erhielt sie eine kurze Benachrichtigung von Doktor Zöllner, Gott-

Digitized by Google

fried Kinkel käme zum erstenmal seit seiner berühmten Flucht aus Spandau wieder nach Berlin und hielte einen Vortrag über die Kultur der alten Ägypter. Er, Doktor Zöllner, habe eine Karte für Dorothea und würde mit seiner Frau kommen, sie zur Vorlesung abzuholen.

Das war ein Abend, den Dorothea nie vergaß, solange sie lebte. Auf dem Podium der schöne alte Mann, Haar und Bart flockig wie Schnee, die Erscheinung eines Dichters, wie sie sich ein junges Mädchen träumt. Und dieser Dichter hatte für sein Freiheitsideal gekämpft, war zum Tode verurteilt, hatte mit seinen feinen Gelehrtenhänden Wolle in der Zuchthauszelle gesponnen. Und dann, durch einen kühnen Mann errettet, geflüchtet, hatte er mit seiner tapferen Johanna das Brot des Verbannten lange Jahre in Not gegessen, und die tapfere Gefährtin seines Lebens war der Schwere ihres Lebens erlegen. Nun aber war der Dichtertraum erfüllt: Deutschland war einig und frei, und wie die verkörperte Vergangenheit, aus der die glorreiche Gegenwart entsprossen war, stand der alte Dichter vor seinem Volke. Er erzählte von der Kultur, dem Ernst und der Würde, mit denen die Alten ihr Leben lebten und kämpften, erzählte von dem Totengericht, das die Taten der Toten wägte und sie mit der Ewigkeit oder dem Auslöschen ihres Daseins lohnte oder strafte. Und mit seiner tiefen, ungebrochenen Stimme, hochaufgerichtet, schloß der schicksalsreiche Mann: „So sprich am Abend deines Lebens: Ich bin gewandert und nicht müde geworden, ich habe gekämpft und bin nicht mutlos geworden. Gebt mir, ihr Götter, die Krone des ewigen Lebens!"

Das war der Abend, das waren die Worte, die Dorothea nie vergaß. An ihnen richtete sie sich auf, wenn ihr Mut und Kraft zu erlahmen drohten; sie gruben sich in ihre Seele; sie wurden die unsichtbare Richtschnur, an die sich ihr Leben hielt.

⁂ ⁂ ⁂

Wieder jährte sich Weihnachten, und wieder richtete Dorothea sich darauf ein, es fern von Hause zu feiern. Da, am heiligen Abend, als sie mit Luise den Baum schmückte, kam ein Telegramm an Luise. Sie las es, wurde blaß und ging rasch damit hinaus, die Treppen hinunter zum Buchladen, in dem ihr Mann noch beschäftigt war.

Dorothea blieb betroffen zurück und erwartete, ob wohl ein Unglück über die Freundin gekommen wäre. Nach einer Weile kehrte Luise wieder; sie sprach noch nicht, hantierte mit dem Baumschmuck. Endlich, ohne Dorothea anzusehen, sagte sie leise: „Um elf fährt ein Zug nach Jena; ich packe dir das Nötigste ein, Dorchen; du mußt nach Hause fahren."

Dorothea fielen die Goldkugeln aus der Hand und zerbrachen am Boden.

„Wer — ist krank?"

Luise trat zu ihr und legte den Arm um sie. „Dein Papa, Dorchen."

„Papa! — Luise! Ist er tot?"

„Ja, Dorchen."

Es war zu schnell gekommen, zu unvorbereitet jäh; der Jammer packte Dorothea und schüttelte sie hart. Luise versuchte, sie zu trösten; als sie sah, daß Dorothea nicht auf sie hörte, war sie taktvoll genug, sie mit ihren Tränen allein zu lassen.

Gegen elf brachte Luise sie zur Bahn; Zärtlichkeit lag nicht in ihrem Wesen; aber sie hüllte Dorothea warm ein, besorgte ihr Fahrkarte und Gepäck und schob sie in den Wagen.

So fuhr Dorothea durch die lange Winternacht dem toten Vater entgegen.

Als sie am frühen Morgen in völliger Dunkelheit aus dem Zuge stieg, stand Hans auf dem Bahnsteig. Er drückte ihr die Hand, nahm ihr Köfferchen — die Laterne trug er in der Linken — und sagte nur: „Ich dachte, daß du jetzt ankommen werdest, Bertchen kommt bald nach."

Und ohne sie mit Trostesworten zu quälen, fand er in seiner Herzensfeinheit, was ihrem Schmerz lindernd eingehen mußte; er erzählte von ihres Vaters letzten Lebenstagen, wo sein Leiden stillzustehen schien und dann ganz plötzlich mit unerwartetem, sanftem Tode endete. Er erzählte auch, wie der Vater an seiner Kinder Zukunft gedacht und die äußeren Verhältnisse für sie liebevoll geordnet habe. Nichts Näheres; was er sprach, sollte nur aus Dorotheens Herzen den Stachel ziehen, den die Entfremdung des Toten von ihr hatte hineinsenken müssen. Sie verstand ihn auch und war ihm dankbar, ohne Worte, die er auch nicht erwartete.

Digitized by Google

Das Haus war dunkel und schlief, als sie ankamen; aber Hans hatte den Schlüssel und öffnete geräuschlos. Er leuchtete mit seiner Laterne die Treppe hinauf. Als sie oben ankamen, faßte er Dorotheens Hand. „Er liegt in seinem Arbeitszimmer," sagte er leise. „Es ist Licht hinnen. Du erlaubst, daß ich dich hineinführe."

Er hatte an dem Beben von Dorotheens eiskalter Hand gemerkt, daß sie sich fürchtete. Und wirklich verdrängte das eiskalte Grauen vor dem Anblick, dem sie entgegenging, augenblicklich jeden andern Gedanken aus dem jungen Herzen.

Als sie dann an dem Bett stand, auf dem der Tote noch lag, und Hans mit leiser Hand das Tuch von seinem Gesicht hob, war das Grauen fort.

Denn der Tote war ihr lieber Papa, wie sie ihn als Kind gekannt, und er hatte einen Ausdruck von Erlöstsein, ja von Freude in den von allem Erdenleid entspannten Zügen. Nun war das liebe Gesicht wie das marmorne Ideal des lebenden, und es lag ein Zug von Hoheit darauf, den der Tod ihm geschenkt hatte.

Erst als Hans sie wieder nach unten geleitet und auf dem Sofa des Eßzimmers, sorglich eingehüllt, gebettet hatte, kamen die Tränen. Aber sie waren lind, und es war das Gefühl in Dorothea, sie habe den guten Papa wiedergefunden, den sie lange Zeit verloren hatte.

Dies Gefühl durchdrang allen Schmerz in den kommenden Tagen, so daß Dorothea die traurigen Zeremonien und Geschäfte, die mit grausamer Unerbittlichkeit dem Tode auf der Schleppe sitzen, mit viel größerer Fassung bestand als Frau Amalie, deren Schluchzen das Haus erfüllte. Mit wehmütigem Glücksgefühl aber trat Dorothea dem Schwesterchen wieder näher, das seltsam verschüchtert sich der Stiefmutter dienstbar erwies, aber sichtlich aufatmete, wenn es sich aus ihrer Nähe stehlen konnte. Die Trauer um den Vater schien in dem Kinde erst zu erwachen, wenn Dorothea es auf die Knie zog und liebkoste. Da schmiegte es sich weinend an die große Schwester wie an einen Halt und Schutz. —

Das Begräbnis war vorüber; die Schwestern waren miteinander allein auf dem Berge. Denn Hans Kuno war mit einem Testament des Verstorbenen hervorgetreten, bei dem gewiß der Fürsorgliche dem Kranken geraten hatte. In diesem Schreiben aber war der Berg und das Haus mit allem, was dazu gehörte, den Schwestern vermacht und seiner „lieben Ältesten, Dorothea zur freien Verwaltung übergeben". Die eben mündig Gewordene war auch zur Vormünderin Ilsens ernannt und ihr Hans Kuno zum Gegenvormund gesetzt, bei dem sie allezeit brüderlichen Rat und Hilfe finden werde. Frau Amalie empfing einiges Barvermögen, das nur wenig den gesetzlichen Pflichtteil überstieg.

Dorothea war nun allein mit Ilse und der großen, für ihre Jugend sehr schweren Aufgabe, das heranwachsende Kind zu erziehen und das Haus und kleine Vermögen zu verwalten. Es war für sie, die nie etwas halb tat und das Schwere sich noch besonders schwer zu machen pflegte, selbstverständlich, daß sie gar nicht mehr nach Berlin zurückkehrte. Sie hatte in den drei Jahren ihre Ausbildung vollenden können, und gedachte sich mit Karstens Hilfe selber weiterzubringen, bis sie mit Heinz zusammen über ihre Zukunft bestimmen konnte.

Hier aber lag der schwierige und schmerzhafte Teil ihrer Lage. Heinz hatte ihr nach dem Tode ihres Vaters nur geschrieben — warm und liebevoll — aber er war nicht gekommen, hatte sie nicht in die Arme genommen und empfinden lassen, daß ihre Heimat bei ihm sei. Das Begräbnis traf auf die Proben zu einer neuen Oper; Heinz war also nicht abkömmlich; aber tief empfand es Dorothea, daß er sich nicht offen zu ihr stellte, als ihr natürlicher Beschützer, als — ihr Verlobter.

Dann betrat er freilich, zum erstenmal seit sie sich liebten, ihr Haus. Das konnte er nicht nur, das mußte er sogar als Sohn und Bruder so Nahestehender.

Dorothea saß nachmittags am Klavier und übte. Ilschen und Anna machten große Augen, als sie den Deckel von den Tasten hob; aber Dorothea achtete nicht der dummen Forderung, welche Musik als „ein Vergnügen" für die erste Trauerzeit verbot, und die technische Arbeit an ihrer Kunst tat ihr wohl.

Sie schrak heftig zusammen, als Ilse hereinstürmte: „Du, Dora, der Heinz Eigenfeld kommt eben die Gartentreppe 'rauf."

Digitized by Google

Bildnis

Gemälde von Hela Peters

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Ihre erste Regung war, ihm entgegen zu eilen, ihren Kopf an seine Brust zu betten. Aber gleich kam ihr der Gedanke: ‚Würde er das denn wollen?‘

Ilschen stürzte hinaus, ihm entgegen; denn so wenig sie ihn kannte, so sehr entzückte sie seine ungewöhnliche Erscheinung. Dorothea hörte ihn in einem mitleidigen Tone sprechen, der ihr fremd an ihm war. Sie war am Klavier sitzen geblieben. Ihre Wangen waren weiß, ihre Knie bebten.

Jetzt öffnete Heinz die Tür, ließ aber Ilschen den Vortritt. Dorothea erhob sich langsam, blieb aber stehen und stützte sich mit der linken Hand auf die Seitenlehne der Tasten. Ihre Haltung mußte auch ihr etwas Fremdes für Heinz geben. Er schien aber eher erleichtert, daß sie sich so gab, kam rasch auf sie zu, ergriff ihre rechte Hand, die wie leblos in den schwarzen Falten ihres Trauerkleides hing, drückte sie rasch und stark und führte sie dann ehrerbietig an seine Lippen.

Als er den Kopf wieder hob und einen raschen Blick auf ihr Gesicht warf, sah er, daß auch die Lippen in diesem schneeweißen Gesicht farblos waren und zitterten. Sie sah in diesem Augenblick so zart und hilflos aus, daß er eine Bewegung machte, sie in seine Arme zu nehmen.

Aber Ilschen hatte sich neben die Schwester gestellt und sah neugierig von ihm zu ihr. Heinz trat ein wenig zurück und murmelte ein paar Worte. Was sie sagten, wußte weder er noch sie; was er *nicht* sprach, entschied. Dorothea richtete sich hoch auf; mit stolzer Gebärde bot sie ihm Platz an, setzte sich wieder in ihren Klavierstuhl und fragte nach seinem Ergehen.

Sie fanden kein echtes Wort und keinen natürlichen Ton für einander; sie waren beide sehr blaß, beider Lippen bebten; in Dorotheens Augen glomm eine jammervolle Sehnsucht, in die seinen kam ein böser Trotz. So führten sie ein paar Minuten lang eine Unterhaltung, in der sie sich auseinander schwiegen; dann erhob sich Heinz. Sie berührten einander nur die eiskalten Finger und verbeugten sich wie Fremde.

Als sich die Tür hinter seiner schlanken Gestalt schloß, sagte es in Dorothea mit jammervoller Deutlichkeit: ‚Es ist aus.‘

Aber sie blieb ganz aufrecht, sprach mit Ilschen, besorgte das Abendbrot und gab Anna Weisungen für den nächsten Morgen. Sie räumte mit dem Mädchen ihr Bett aus dem Schwesternstübchen in das anstoßende Arbeitszimmer des Vaters; sie tat und sprach alles planvoll und gehalten, und nichts war ungewöhnlich in ihrem Benehmen, als daß sie tief in die Nacht hinein aufblieb und herumarbeitete, als ob sie sich vor dem Augenblicke fürchtete, wo sie allein mit sich selbst in ihrem Bette sein werde. Endlich ging sie hinauf in ihr neues Zimmer, das keine persönlichen Erinnerungen für sie hatte, setzte sich an ihres Vaters Schreibtisch und nahm eine Generalbaßlehre in die Hand, in der sie mit gewaltsamer Anspannung ihres Willens so lange las, bis ihr Kopf auf die Platte des Schreibtisches sank. So schlief sie ein paar Stunden schwer und tief und erwachte erst, als der Wecker in Ilschens Zimmer lärmte. Sie kühlte rasch die Augen mit Wasser, warf die Kissen ihres Bettes ein wenig durcheinander, um den Anschein zu erwecken, daß sie darauf geruht habe, und ging dann, Ilschen beim Ankleiden zu helfen.

So planvoll, alles bedenkend und mit Energie und Folge ausführend, arbeitete sie zwei Tage lang und dachte doch eigentlich nichts anderes wie: ‚Es ist aus,‘ und wußte genau: die Stunde mußte kommen, wo die Verzweiflung sie packen würde.

Nach zwei Tagen kam ein Billett von Heinz: „Ich muß Dich sprechen, Dorothea. Aber allein. Bestimme Ort und Zeit. Dein Heinz.“

Sie antwortete sofort: „Nur bei mir. Dorothea Asmus.“

Sie brachte den Brief selbst zum Kasten und trug den Kopf dabei hoch, als habe sie sich Genugtuung verschafft.

Dann schrieb Heinz: „Du hast mir nicht die Stunde genannt, in der ich Dich *allein* finde. Dienstag und Donnerstag habe ich vormittags keine Proben. Wenn Du nicht abschreibst, komme ich Dienstag um zehn. Dann ist Ilse in der Schule, und das Mädchen kannst Du entfernen.“

Wie sie das las, brannten ihre Wangen, aber sie sagte zu sich selbst: ‚Es ist das letztemal, daß ich ihn heimlich empfange.‘ Und dann rechnete sie gleich: ‚Über — übermorgen ist Dienstag.‘

Digitized by Google

Als der Tag gekommen war, schickte sie Anna um halb zehn Uhr über Land zu einem Weber, der früher Handtücher für Großmutter gewebt hatte. Dann stand sie am Fenster und spähte den verschneiten Abhang hinunter. Sie konnte aber nichts sehen, denn die Tannen, die vor dem Hause standen, verdeckten die Aussicht. Da kam ihr der Gedanke, den Berg hinauf bis zur zweiten Terrasse zu steigen, von wo man das letzte Stück Weg und das Gartenpförtchen sehen konnte. Rasch warf sie ein weißes Tuch über ihr schwarzes Kleid, lief um das Haus, stapfte durch den tiefen Schnee und war nun oben. Unter ihr lag die Pracht des hellen Januartages — die Tannen mit ihrem weißen Pelzmantel, der Boden mit der bläulich schimmernden Decke, auf der Millionen Kristalle in der Sonne blitzten. Sie sah heute nicht mit offenen Augen die Schönheit vor ihr, aber der Glanz und die Frische durchdrangen ihr Unterbewußtsein, daß der Grund ihres Wesens hell wurde und von Kraft erfüllt.

Kaum minutenlang stand sie oben, als sie Heinzens dunkle Gestalt sich von dem Schnee dicht vor dem Gartenpförtchen abheben sah. Schnell lief sie hinunter, um von ihm ungesehen wieder im Hause zu sein und ihn mit gehaltener Würde im Zimmer zu empfangen. Aber auf den beeisten Stufen zur Veranda glitt sie aus und fiel so hart, daß sie halb betäubt eine Minute liegen blieb — genau die Minute, die er gebraucht hatte, die letzten Gartenstufen zu nehmen. Nun sah er sie liegen, stürzte hinzu und hob sie auf.

„Mein armes Dorchen! Hast du dich arg zerschlagen?“ fragte er.

Sie schüttelte nur den Kopf. Die Tränen standen ihr in den Augen; denn ihr Knie schmerzte erbärmlich; aber sie empfand eigentlich bloß, daß er sie wieder in den Armen hielt, ihr den Schnee von der Wange wischte und sie küßte. Die Hoheit und Zurückhaltung, die die Begegnung mit Heinz von ihrer Seite hatten erfüllen sollen, waren unrettbar dahin. Und auch er hatte vorderhand keinen anderen Gedanken als den, daß er sie wieder in seinen Armen hielt.

Als er sie dann ins Haus geführt und trotz ihres Sträubens auf dem Sofa der Eßstube gebettet hatte, wickelte er vor ihr kniend das weiße Tuch sorgsam um ihre Glieder und freute sich heimlich darüber, daß es das ihm verhaßte schwarze Kleid verdeckte und sie nicht fremd und unnahbar vor ihm stand, sondern hilflos daliegend mit ihren kornblumenblauen Augen kindlich und ihm anheimgegeben zu ihm aufschaute, wie sein Dorchen es allezeit tun sollte und mußte und tat.

Es wurde eine Liebesszene statt einer Abrechnung, und solange sie währte, waren sie beide von der Gewißheit durchdrungen, daß ihre Liebe so stark wie je sei und alle Schranken zwischen ihnen überfliege.

Aber sie genossen die Lieblichkeit der Stunde doch nicht mehr unbefangen, sondern wie Menschen, die das Gefühl der Vergänglichkeit ihres Glückes zu seinem leidenschaftlichen Auskosten treibt.

Sie schoben die Aussprache, zu der Heinz gekommen war, im Gefühl ihrer Gefahr bis zur letzten gegönnten Frist hinaus. Erst als die Uhr die elfte Stunde schlug, sagte Dorothea: „Du mußt gehen, das Mädchen kann jeden Augenblick zurückkommen.“

Als sie das aber sprach, überfiel die Scham sie so stark, daß ihr Gesicht brannte und ihr klarer Blick sich trübte und von seinem Gesicht abirrte.

Er wollte sie wieder an sich ziehen. Aber sie machte sich frei. Er empfand sofort ihren Stimmungsumschlag, aber er war entschlossen, ihn nicht zu beachten und sich durchzusetzen. „Ich warte am Freitag um drei im Bergwald hinter dem Märchen auf dich,“ flüsterte er ihr ins Ohr und küßte es, als die kleine Muschel sich rosig färbte.

Doch Dorothea zog den Kopf zurück. „Nein, Heinz,“ sagte sie, und wenn auch ihre Stimme zitterte, so war ihr Blick doch wieder frei und klar. „Nie wieder in Heimlichkeit.“

Er bekam einen roten Kopf.

„Und ich lasse mich nicht zwingen.“

Sie trat von ihm zurück.

„So müssen wir eben sein wie durch Länder und Meere voneinander getrennt.“

„Nein, durch Schlimmeres: durch deinen Eigensinn und deine Spießbürgerlichkeit. Deine Liebe braucht Krücken, Dorothea.“

Ihre Augen brannten. Sie wandte sie von ihm.

„Leb' wohl, Heinz.“

Digitized by Google

„Dore!“ schrie er auf. „Sieh zu, was du tust! Du verspielst, Dore!“

„Ich spiele nicht, Heinz. Es ist mein innerstes Leben, was mich zwingt. Ich kann nicht anders, Heinz, ich kann nicht fort über — Selbstverachtung.“

„So genieße deinen unbefleckten Stolz, wenn er dir mehr wert ist als deine Liebe!“

Er schlug die Tür hinter sich zu und stürmte die Stufen hinab.

Sie sank aufs Sofa zurück und weinte ihre Seele aus.

Und doch war aus seinen Küssen die Gewißheit in sie gekommen, daß ihrer beider Liebe zu groß sei, um je erlöschen zu können.

Auch kam nach ein paar Tagen wieder ein Brief.

„So bös ich Dir bin, meine Liebe ist stärker. So glaub' doch an mich, Dorchen! Glaub', daß wir uns heiraten, sobald ich kann. Aber verloben *will* ich mich nicht. Eine Verlobung bände mir Füße und Hände, daß ich mich nicht wehren und nicht fortlaufen könnte, wenn die Verhältnisse hier unerträglich werden, nicht mehr frei über mich bestimmen könnte ohne Rücksicht auf Geld, Stand und Würde für den Augenblick. Denk, was die Jenaer sagen würden, wenn Dein Bräutigam „flüchtig würde“, „seinen schönen Posten“ kontraktbrüchig wegwürfe und seine Braut „sitzen ließe“. Nicht auszudenken, Dorchen, nicht wahr?

Und doch mußt Du mit dieser Möglichkeit rechnen. Willst Du sie tragen, als meine süße, starke, vertrauende Geliebte? Sag' ja und komm Freitag abend zu Karsten. Ich schließe einen Kompromiß mit Deinem Mädchenstolz, siehst Du. Nicht mehr allein, unter den Augen eines untadeligen Menschen will ich Dich sehen! Schreib nicht, Worte sind vom Übel und verführen zu eigensinnigem Festhalten an „Grundsätzen“. Und ich hasse Grundsätze. Aber ich liebe das eigensinnige Dorchen, nicht samt, aber trotz seiner Grundsätze. Wie sehr, das beweist Dir dieser Brief, Jungfer Hochmut — mein süßes, demütiges, liebendes Dorchen — Du Sammelsurium von Gegensätzen.

Immer — hörst du, immer: *mein* Dorchen! Dein Heinz.“

So sahen sie sich denn bei Karsten, oft in Zwischenräumen von Wochen, die dann Dorotheens Sehnsucht durch die Trennung gerade genugsam steigerten, um die Erwartung des Wiedersehens sich aller ihrer Gedanken bemächtigen und ihre Erfüllung zu einer brennenden Freude zu machen.

Daß sie sich der Zärtlichkeiten enthalten mußten, da doch Karsten immer der Dritte im Bunde war, so verständnisvoll und bescheiden er sich auch zurückhielt, steigerte Heinzens Leidenschaft. Er begehrte, Dorothea wenigstens den kurzen Weg von Karstens Hause zu dem ihrigen begleiten zu dürfen. Aber sie weigerte standhaft.

„Das wäre eine Untreue gegen unseren eigenen, freien Entschluß,“ beharrte sie, „und eine feige Umgehung der Gesetze, die wir selbst uns gaben.“

„Nicht wir, du gabst die Gesetze, und ich war schwach genug, zu gehorchen,“ grollte er.

Die Wahrheit war, daß in Dorothea ein Mißtrauen aufgewacht war — gegen Heinzens Leidenschaft des Forderns, gegen ihre eigene Schwachheit des Gewährens. Daß sie fühlte, ihre Liebe habe eine Wandlung erfahren, daß sie selbst nicht mehr freudig, unschuldig und demütig gab und er nicht mehr zart bei aller Leidenschaft nahm. Der dunkle Unterstrom der Liebe kam nach oben.

Aber mitten im Zittern der Sinne wehrte Dorotheens stolze Reinheit sich gegen die fremde Gewalt. Wenn Heinz, während Karsten spielte, ihr heiße Zärtlichkeiten ins Ohr flüsterte, so ließ sie sich davon wohl mitreißen zu nie gefühltem Entzücken; aber unten dumpf in der Seele grollte das Bewußtsein des Gegensatzes zwischen den reinen Höhen, zu denen Karstens Spiel sie sonst emporgehoben, und der blumenüberdeckten Tiefe, zu der sie langsam hinabglitt.

Eine Enttäuschung war in ihr, als habe sie in ihrer großen Liebe anderes gefunden, als sie gesucht, etwas, das sie erregte und entzückte, das sie erwartete und ersehnte — und das doch ihr Leben nicht erfüllen konnte, sondern es des Wesentlichen, das in ihr war, zu berauben drohte.

Schlimmer als alles aber war, daß, je mehr die Leidenschaft in ihnen wuchs, Dorothea um so stärker fühlte, daß die innerlichen Zusammenhänge zwischen ihnen schwanden. Sie freilich hatte noch immer die treibende Sehnsucht, ihre Gedanken, Fragen, ihr Fühlen und Wollen zu dem

Digitized by Google

Geliebten zu tragen, mit ihm zu teilen; aber wenn sie zu dritt zusammensaßen, versagte ihr Vermögen der Mitteilung, oder wenn sie schüchtern eine Frage aufwarf, die sie tief bewegte, schob er sie lächelnd beiseite. Dann verstummte ihr Mund, und ihr Herz klopfte stürmisch und doch widerstrebend. Viel eher noch konnte sie mit Karsten über diese Dinge sprechen; er war wenig ausgiebig und hatte ein Mißtrauen gegen seine Gabe zu reden, aber was er sagte, klang mit ihrem Denken rein zusammen, und wenn er meinte, eine tiefe Frage nur oberflächlich behandelt zu haben, setzte er sich ans Klavier und hob die Empfindung in die reinen Höhen der Schönheit.

Aber dann, vielleicht in Eifersucht, ließ Heinz in Dorothea diese Saite nicht ausklingen, sondern riß sie durch eine heimliche Liebkosung mitten entzwei.

Nur wenn sie beide zusammen spielten, empfand Dorothea mit Entzücken wieder ihre Zusammengehörigkeit mit Heinz im Wesentlichen ihrer Naturen.

Sie übte zu Hause für ihn, sehr zur Verwunderung Ilschens, die musikalisch genug war, um die Unvollständigkeit der von Dorothea gemachten Musik zu erkennen, bis sie glücklich in den Noten die Entdeckung machte, daß Dorchen die Klavierstimme zu Duos für Geige und Klavier einübte. „Spielt Herr Karsten denn die Geige dazu?“ fragte sie neugierig, und Dorothea gab eine ausweichende Antwort.

Sie hatte sich mit dem Schwesterchen eingelebt, und das verschüchterte Kind entfaltete wieder die Lieblichkeit ihrer kleinen, reizenden Person. Neugierig wie eine Amsel, alles kennen zu lernen, was irgend in ihren Gesichtskreis fiel, ohne Rücksicht auf Verbot oder Gefahr, begehrlich wie ein Kätzchen, aber ohne Scham und Gram, wenn ihr ausgestrecktes Händchen einen Klaps erhielt, von liebreizender Freundlichkeit gegen alle Welt, dabei voll tausend Geschicklichkeiten, die sich zu keinem ganzen Talent verdichten wollten, war „Doktors Ilschen“ in ganz Jena bekannt, beliebt, verhätschelt. Für Dorothea war sie ein Schatz, der der gewissenhaften Hüterin manche Sorge, viel Not und noch mehr Freude machte und eben in dieser Sorge und Not einen festen Anhalt in der unmittelbaren Pflicht des Tages gab.

Als dann der Schnee auf dem Berge schmolz, drängte sich neben die andere Arbeit die für den Berg, auf dem Dorothea wieder die alte, liebe „Unordnung“ einzuführen strebte, indem sie das ausgerottete „Unkraut“, Steinklee, Winden, Heideroſen und alle ihre lieblichen, wildblühenden Gesellen, neu einsäte und einpflanzte. Es war auch hohe Zeit dazu; denn das Geröll aus der Steinhalde, nicht mehr aufgehalten und befestigt durch das Wurzelgeflecht der wuchernden Pflanzen, wurde von den nun ungehindert hinabstürzenden Regenwässern und Quellen über den Abhang hinuntergerissen und schwemmte Erde und Pflanzen fort, während der entblößte Boden trocken wurde wie eine Felswüste und auch die Nutzpflanzen nur kümmerlich ernährte. Da waren viele Stunden heißer Arbeit nötig, um die Verwüstung, die Frau Amaliens Ordnungssinn angestellt hatte, wieder in das alte Blühen und Grünen zu verwandeln.

Aber die Natur lohnt immer die Arbeit, die sich verständig und liebevoll den von ihr gegebenen Bedingungen einpaßt. Als der Mai kam, waren die Terrassen wieder in die Purpurglut der Pfingstrosen getaucht, der Storchschnabel blühte rot und der Hahnenfuß gelb, und die Vögel, die vor der verwüstenden Menschenfaust geflohen waren, bauten ihre Nester in den Gebüschen oder in den Mauerlöchern des Hauses.

Da war es auch wieder Ilse, die einen innigen Kontakt mit der kleinen Tierwelt des Berges herstellte. Wie sie viertelstundenlang im Grase liegen und den schwarzen Wegschnecken zuschauen konnte, von denen sie die merkwürdigsten Geschichten zu erzählen wußte, so flatterten ihr die Vögel ohne Scheu auf Kopf, Schultern und Hände, als sei das Kind noch ein Stück unmittelbarer Natur wie sie selber.

Dieser unmittelbare Umgang mit der Natur wurde für Dorothea ein Bad, das viel Trübes hinwegschwemmte, was die Klarheit ihrer Seele verdunkeln wollte. Ihr Verhältnis zu Heinz aber hatte sich trotz oder vielleicht wegen der wachsenden Leidenschaft beider Liebenden sehr getrübt. Eine Gereiztheit, die fast wie Feindseligkeit aussah und wirkte, waltete in den kurzen, abgebrochenen Zwiegesprächen und brach auch in der gemeinschaftlichen Unter-

Digitized by Google

Bildnis
Zeichnung von Hela Peters

Digitized by Google

haltung mit Karsten hervor, der sie mit mildem Lächeln wie einen Zank zwischen Kindern ansah und ablenkte.

Der stille Mann, der nur in der Musik lebte und von der Wirklichkeit wenig wußte, schob die Zwiespältigkeit zwischen den beiden Menschen, die ihm lieb wurden und die er eigentlich nicht kannte, ganz auf Heinzens sich immer mehr steigernden Widerwillen gegen seinen derzeitigen Beruf. Und den verstand er. Er schätzte Heinzens Talent sehr hoch und glaubte an eine große Zukunft für ihn, die auch auf der Seite des Schöpferischen läge. Er spürte in Heinzens kleinen Kompositionen ein Besonderes, das sich nur zu vertiefen hätte, um etwas Einziges zu werden. Dem seltsam unpersönlichen Manne, der stets nur an die Sache dachte, wuchs unvermerkt der Schüler ans Herz und wurde ein Stück von seinem Leben. Mit ihm Dorothea, die lange keinen Eigenwert für ihn hatte, sondern als Heinz zugehörig ein Stück von seiner Zuneigung für Heinz gewann. Daß diese beiden, die für ihn eins waren, ernstlich uneinig werden, ja daß sie sich vielleicht in zwei widerstrebende Einheiten wandeln könnten, kam ihm gar nicht in den Sinn. Er verstand eben nur, daß Heinz sich unglücklich fühlte, und verstand es ganz. Denn daß einer, der Schönes schaffen konnte, Zeit und Kraft in kleinlichen Widerwärtigkeiten verzetteln mußte, hielt er für eine Prüfung, die er selbst nie über sich nehmen würde. So gab er stets Heinz recht bei seinen Klagen, während Dorothea um so mehr darunter litt, als sie fühlte, daß sich darunter ein Vorwurf gegen sein Verhältnis zu ihr barg. Sie kam denn auch schließlich dahin, ihm selbst zur Lösung seines Kontraktes mit Weimar zuzureden.

⁂ ⁂ ⁂

Steinklee und Wicken standen in Blüte und der Berg brannte auf der einen Seite in goldenen, auf der andern in blauen Flammen.

Dorothea fühlte sich so erschöpft und unwohl, daß sie eine Pause in ihrer rastlosen Arbeit machen mußte. Sie lag unter dem Märchen im Klee wie in einem goldenen Bette, blinzelte durch die Zweige eines Apfelbaumes, die sie vorläufig vor der Sonne schützten, zum ganz hohen, hellblauen Himmel empor und lauschte den leisen, süßen Tönchen, mit denen das Rotkehlchen sein Weibchen lockte. Die Mittagssonne lugte erst ganz verschämt durch die schattenden Zweige; die Augen fielen Dorothea zu, die Gedanken verschwammen in einer lichtgoldenen, blaugeäderten Wolke; auf dem Duft des Steinklees und der Wicken kam der Schlaf gezogen und legte sich über ihr Herz.

Sie träumte: Sie ginge allein zwischen hohen Felsen; oben stand die Sonne und schien ihr durch Kleider und Körper auf das Herz, bis es brannte. Sie sah die Flamme aus ihm herauslodern, zweigeteilt, blau auf der rechten Seite und gelb auf der linken. Sie sah schön aus. Nun sang sie, leise und süß. Aber dann wurde sie heißer und heißer und brannte, daß Dorothea schreien wollte. Sie brachte aber keinen Ton heraus. Sie wollte vorwärtseilen, der Sonne zu entfliehen; aber ihre Glieder waren zu schwer.

Die Sonne bog sich nun herunter und fachte mit ihrem weißglühenden Munde die Flamme des Herzens zu stärkerer Glut an.

Da ging plötzlich eine schlanke Gestalt vor Dorothea; sie wandte sich nach ihr um; ein leuchtend schönes Antlitz unter braunem Gelock lachte sie an. „Heinz!“ wollte sie rufen, konnte aber keinen Ton hervorbringen. Sie wollte ihm nachlaufen, aber ihre Füße waren schwer wie Blei. Er ging immer vor ihr und wandte das leuchtende Gesicht von Zeit zu Zeit ihr lachend zu; aber er hielt in seinem Gange nicht an, und sie schleppte sich immer mühsamer ihm nach.

Es wurde dunkel; aber die Flamme ihres Herzens warf ihren Schein auf den Weg.

Der Pfad zwischen den Felsen war jetzt ganz eng und die Ferne ganz schwarz. Nur wie ein Schatten glitt Heinzens Gestalt vor ihr in die Finsternis hinein. Er wandte sich nicht mehr nach ihr um, und eine große Angst befiel sie, er werde sie in der Dunkelheit allein lassen. Sie rang nach einem Schrei, aber ihre Kehle war zugeschnürt. Es wurde immer heißer; das machte die Flamme ihres Herzens, die jetzt wie eine blaugoldene Feuersäule aus ihr aufstieg.

Nun war Heinz fort; in unsäglicher Angst bezwang sie das Blei in ihren Füßen und stürzte vorwärts.

Digitized by Google

Da fiel der Schein ihrer Herzensflamme vor sie hin, und sie sah mit Entsetzen, daß sie dicht vor einem schwarzen Abgrunde stand. Er nahm den ganzen engen Raum zwischen den Felsen ein und fiel ohne Stufen glatt ins Schwarze hinunter. Heinz war aber darinnen verschwunden, also mußte sie ihm nach. Aber wie konnte sie es, ohne daß er ihr die Hand gab, ohne daß er ihr sagte, wie sie hinunter zu ihm kommen könne? Das Entsetzen rang mit ihrer Stummheit. Sie machte sich frei und schrie laut: „Heinz!"

Da preßte sich ein weicher Mund auf den ihren; sie schlug die Augen auf und schaute traumverwirrt Heinzens Gesicht dicht über dem ihren.

„Heinz!" stammelte sie noch einmal.

„Da schläft sie wie eine Brunhild in wabernder Lohe, bis Siegfried sie wachküßt," sagte er, und sein Ton war flackernd wie aufschießende Flammen. „Die Sonne scheint dir ja senkrecht aufs Gesicht, Liebchen; wär' ich nicht oben auf dem Felssteg gegangen und hätte dich in deinem goldnen Bett schlafen sehen, die Sonne hätt' dich totküssen können. Nun tu' ich's lieber. Du Schöne, Süße! Dorchen, bist du schön, wenn du so hilflos vor mir liegst!"

Sie hatte die Arme um seinen Hals geschlungen. Er kniete vor ihr im Goldklee.

„Bist du da?" stammelte sie. „Hat dich der Abgrund nicht verschlungen? O Heinz, ich habe furchtbar geträumt."

Und der Traum lastete noch so sehr auf ihr, daß sie sich durch Erzählen befreien mußte. Er hörte lächelnd zu. Sie saßen jetzt hinter dem Märchen neben einem blühenden Heiderosenbusch, der sie vor Spähern von der Höhe her verbarg, wie das Märchen vor denen des Hauses.

„Na ja," sagte Heinz, „die Sonne, die dir ins Gesicht schien, war die Flamme, und ich, der sich über dich beugte und sie verschattete, war das Dunkel. Aber daß du meine Gegenwart durch den Schlaf hindurch fühltest und mir folgtest, und daß die Flamme aus deinem Herzen emporschlug — das, Dorchen, nehmen wir als Symbol und gutes Zeichen. Und folgen sollst und wirst du mir, meine Dore. Liegt ein schwarzer Abgrund vor uns, so springen wir beide zusammen hinein. Hörst du? Du kommst mit mir, Dorchen!"

„Ja, Heinz," stammelte sie, noch ganz verwirrt, und wußte kaum, ob sie auch jetzt noch träume, und war auch jetzt noch an Gliedern und Denken wie gelähmt.

„Also hör' zu: Ich war auf dem Wege zu deinem Hause, als ich dich im Goldklee schlafen sah. Ja, ja, du träumst nicht, Dorchen; ich wollte ganz offiziell zu dir kommen."

Sie sah mit bebender Hoffnung zu ihm auf. Er fuhr fort: „Wir Weimarer Musikanten, Männlein und Fräulein, so viele jetzt um Liszt und das Theater kreisen, wollen auf einem Jenaer Berg die Sonnwendnacht feiern. Da ist mir dein Berg eingefallen — denn du mußt dabei sein, Dore! — Auf der Wiese über dem Steinbruch zünden wir das Feuer; wir beide Hand in Hand springen darüber mit Jauchzen. Unmittelbar darauf, in derselben Nacht womöglich, geht's in die Freiheit — ins Glück, Dorchen! Ich habe ja Ferien; ich benutze sie zu einer Kunstreise nach Spaa und anderen großen Modebädern. Das Geld soll im Beutel klingen. — Aber hör': ich kehre nicht mehr nach Weimar zurück, ich wage den Sprung ins Schwarze. — Was zitterst du so, Närrchen?"

Er nahm sie fest in seine Arme und flüsterte: „Du gehst mit, Dore! Ohne dich will ich nicht mehr sein. Wir lassen uns in England trauen — meine Dore! Meine!"

„Ja, Heinz," stammelte sie, ganz überwältigt von der Plötzlichkeit, mit der die Ereignisse auf ihren verwirrten, heißen Kopf einstürmten, und gar nicht imstande, sich ihre Tragweite klarzumachen. Nur ihre Sehnsucht nach dem Liebsten, von dem sie sich so lange getrennt gefühlt hatte, nur das Glück, daß sie ihn wieder hatte, daß sie sein Weib werden sollte, brannte als Flamme in ihrem Herzen und züngelte nach ihrem armen, verwirrten Kopf.

Er aber, da sie sich nun seinem Willen ganz zu unterwerfen schien, riß sie im Siegesjubel an sich.

Da klang in ihren Taumel von unten her eine Kinderstimme: „Dore! Dorchen! Wo steckst du?" Und schon näher klang es: „Dore, ich werd' ja nicht fertig ohne dich!"

Die Liebenden fuhren auseinander.

Heinz flüsterte: „Morgen nacht um elf hier am Märchen!" und kletterte eilig den Geröllpfad hinauf nach dem Walde.

Digitized by Google

Dorothea erhob sich, strich mit beiden Händen über ihr Kleid, das mit den goldenen Blüten des Steinklees bedeckt war — sah, daß es schwarz war, ging wie mit gefesselten Füßen um das Märchen — schaute verstört auf die Kindergestalt, die zu ihr emporkletterte, griff mit beiden Händen nach ihrem Kopf — taumelte und fiel.

Als das erschrockene Ilschen ihr aufhalf, war sie bei Besinnung, aber glutrot im Gesicht und kaum fähig, sich die Terrassen hinab ins Haus zu schleppen.

Hans Kuno, den Ilse holen lief, sprach von Sonnenstich, verordnete kalte Umschläge und unbedingte Bettruhe und kam abends mit Bertchen wieder, die sich für die Nacht in Dorotheens Zimmer einrichtete und Ilschen auch am nächsten Tage nicht zur Schwester ließ, die heftig fieberte und abgebrochene, wirre Reden führte.

Bertchen war es auch, die am zweiten Morgen nach Dorotheens Erkrankung die eingelaufenen, wenigen Postsachen in Empfang nahm und mit sorgenvoller Miene auf einen Brief blickte, dessen Schriftzüge sie allzuwohl kannte. Sie war nicht ganz unvorbereitet auf die Entdeckung, die sie machte; die Fieberreden der Kranken hatten schon die unbestimmte Befürchtung bestätigt, mit der sie sich seit einiger Zeit geplagt hatte. Bekümmert schloß sie den Brief fort; noch war Dorchen zu krank, um sie den Erregungen auszusetzen, die er vielleicht brachte. Könnte sie nur dem Windikus, ihrem Herrn Bruder, den Standpunkt klarmachen! Worauf hin wollte der Mensch eigentlich heiraten? Daß ein Mann ihrem Dorchen den Herzensfrieden stören könnte, ohne sie gleich heiraten zu wollen, kam ihr gar nicht in den ehrlichen Sinn. Aber der Leichtfuß Heinz würde gewiß ein schlechter Ehemann werden. Wenn sie nur wüßte, wie sie da eingreifen könnte!

Erst nach drei Tagen konnte Dorothea wieder aufstehen und ein wenig arbeiten. Aber sie blieb verstört und schien sich mit aller Kraft auf etwas besinnen zu wollen, worüber sie keine Klarheit in sich fand. In der Tat wußte sie nicht, ob sie die Szene mit Heinz erlebt oder in schon beginnender Krankheit nur geträumt habe, und grübelte darüber bis zur Verzweiflung und bis ihr Kopfschmerz, der noch immer nicht weichen wollte, sich zu großer Heftigkeit steigerte.

Als nun Bertchen sah, wie Dorothea sich zerquälte, und da sie selbst zu ihrem Hans und Haus zurückkehren mußte, faßte sie sich ein Herz, rüstete sich zum Gehen, nahm Heinzens Brief in die Hand und sagte mit ihrem beruhigenden und ein wenig ermahnenden Tonfall: „Ich will jetzt gehen, Dorchen. Luise ist zum Sonnwendfest zu Kunos gekommen; sie erwartet, daß ich für sie da bin. Zu dir soll sie noch lange nicht kommen. Aber Hans sagt, mich kannst du jetzt auch entbehren. Ich frage morgen natürlich wieder an. — Hier ist noch ein Brief, der vorgestern für dich gekommen ist. Da du aber noch krank warst, habe ich ihn bis jetzt verwahrt."

Dorothea mußte sich setzen. Beim Anblick des Briefes, bei Bertchens Worten kam ihr die Gewißheit, daß sie die Szene mit Heinz nicht geträumt, sondern erlebt habe.

Bertchen ging hinaus und kam erst nach Minuten mit einer Tasse Fleischbrühe zurück.

„Trink nur erst," sagte sie gutmütig.

Sie hielt Dorothea die Tasse vor den Mund und schielte nach dem Briefe, der aber verschwunden war. Sie strich Dorothea mit ihrer festen Hand über den Kopf.

„Adieu, Alte," brummte sie. „Sei hübsch vernünftig. Ich sag' immer zu Hans: Dorchen ist die beste von uns allen. Dumm kann sie manchmal sein. Aber wenn sie sich besinnt, findet sie immer das Rechte und tut danach."

Dorothea war allein. Sie schlich zur Tür und verschloß sie. Dann zog sie den Brief aus der Tasche, öffnete ihn und las: „Dorchen, Du warst nicht am Märchen. Was ist geschehen? Ist Dir leid geworden, was Du versprochen hast? Ist schon wieder zwischen uns Gewissen, Vernunft — Feigheit? Ich warte noch drei Nächte bis elf am Märchen. Kommst Du nicht, so ist's aus zwischen uns. Aus, Dore! Mach' Dir klar, was das heißt, für uns beide. Aber es darf ja nicht aus sein; ich kann ja nicht leben ohne Dich. Heut nacht! Komm, Du mein Liebstes! Ich kann nicht mehr leben ohne Dich. Komm!"

Dorothea kämpfte den schwersten Kampf ihres Lebens ohne Laut, ohne Tränen,

Digitized by Google

fast ohne Gedanken. Sie sah nur Bilder, sah Heinzens schönes Gesicht, fühlte seine Küsse — fühlte die Flamme in ihrem Herzen, ihrem Kopf. Fühlte, daß sie nicht von ihm lassen konnte, daß sie über Berg und Abgrund in seine Arme stürzen mußte. Und sah ihr schwarzes Kleid, sah den Vater, dessen Andenken sie schänden wollte, dem sie noch im Grabe die Treue brach, mit der er das Schwesterchen in ihre Arme legte. Ilse! Was wurde aus Ilse, wenn sie von ihr fortlief, wenn sie das Kind allein ließ, fremder Gnade anheimgegeben, wenn sie in die junge Seele das Gift goß, daß die Schwester, zu der sie aufschaute, von ihr fortlief in die Schande? Denn Schande war es für das kleine Nest, dem sie entsprungen war, Schande blieb es, wenn sie ohne Kranz und Schleier von Haus und Heimat fortlief mit ihrem Liebsten. Kein Mensch würde ihr das je vergessen, ob sie nun mit oder ohne Ring wiederkehrte — keiner würde glauben, daß sie den Ring rechtmäßig erworben. Schande — vielleicht auch Elend.

Der Abgrund ihres Traumes lag vor ihr mit seiner schwarzen Tiefe und seinen senkrechten Wänden, die sie nie wieder in die Höhe klettern konnte. Dennoch — wenn nur Heinz darin war und sie unten in der schwarzen Finsternis in seine Arme nahm — sie würde springen. Sie mußte!

Aber Ilse stand vor dem Abgrund. Sie zog das Kind mit in ihr Verderben. Sie nahm ihm den Schutz, sie nahm ihm den Glauben an das Gute — die Macht, den guten Kampf zu kämpfen —

Sie setzte sich hin und schrieb mit zitternder Hand: „Ich lag krank, Heinz, seit damals. Sonnenstich. Aber ich kann ja nicht kommen, ich kann ja nicht! Hab' doch Erbarmen mit mir! Wie soll ich das Kind hilflos und allein lassen? — Du mußt jetzt allein gehen, Heinz. Aber verstoß mich nicht! Laß mir Zeit. Ach, hab' doch Erbarmen mit mir! Verstoß mich nicht, weil ich gefesselt bin."

So schrieb sie und wußte doch, daß sie schon verstoßen war, wenn er diese Worte las. Daß er ihr nie vergeben werde, daß sie nicht alles wegwarf für ihn. Und wartete dennoch, er sollte ihr antworten, sollte ihr eine Gnadenfrist geben, in der sie sich nach Hilfe in ihrer Not umsehen konnte. Denn in ihr brannte die Flamme nur heißer, seit sich ihr die Pflicht — nein, das ihr eingeborene Mitleiden, Mitfühlen mit den andern entgegenstellte.

Es kam keine Zeile von Heinz. Aber die Sonnenwende kam. Droben auf der Wiese über dem Steinbruch wurden von fremden Leuten Reiser zusammengehäuft zu den Feuern, die von den Festgästen umtanzt werden sollten. Fähnchen wurden um den Platz gesteckt und durch Tannengirlanden verbunden, und diese Vorbereitungen gossen der fiebernden Dorothea Hoffnung ins Herz. Heinz hatte ihren Berg nicht verschmäht — vielleicht, weil er in der kurzen Zeit die Anordnungen nicht mehr ändern konnte, vielleicht weil er das Gerede und die Fragen der Teilnehmer scheute. Jedenfalls aber kam er auf den Berg. Kam vielleicht zu ihr hinunter — sie konnte ihn noch einmal sprechen — wie viele Möglichkeiten brachte die persönliche Berührung, wie wollte sie ihn bitten, ihn überzeugen, daß sie ihm nachkommen werde, wohin er wolle, wenn er ihr nur Zeit lasse —

Der Tag kam, ein herrlicher, heißer Sommertag. Nachts würde die Mondsichel den Festplatz beleuchten.

Dorothea sah so blaß aus, zitterte so sehr, daß selbst das Kind Ilschen es bemerkte und sich zärtlich an die Schwester schmiegte. „Du wirst doch nicht auch sterben, Dorchen? Dann blieb ich ja ganz allein. Was soll ich dann machen? Dorchen, soll ich Doktor Kuno holen? Ich hab' so Angst."

Dorothea küßte das Kind. „Ich bleibe bei dir." Aber in ihr stieg und stieg die Angst, als die Sonne sich langsam zum Horizont senkte.

Heinz kam nicht.

Die Sonne sank.

Dorothea schickte Ilse zu Bett und schlich sich auf die Veranda. Sie wußte, der Zug der Festgäste nahm nicht den steilen und engen Weg an ihrem Hause vorbei; er ging die breite Landstraße hinauf zum oberen Wald und betrat von dorther den Festplatz.

Aber Heinz konnte sich doch für Minuten losmachen und zu ihr hinuntereilen.

Jetzt hörte sie Peitschenknallen, Musik, Lachen und Stimmgewirr dort oben.

Digitized by Google

Wenn sie ums Haus herumging, konnte sie vielleicht etwas — konnte vielleicht Heinz sehen.

Nein, nicht ums Haus herum — dorthin ging das Küchenfenster, und das Mädchen stand gewiß neugierig dahinter. Aber oben, vor ihrem Schlafzimmer, ging ja der Balkon nach dem Berg hin. Sie schloß die Haustür und wollte die Treppe hinaufeilen. Ihre Füße versagten den Dienst; sie mußte ganz langsam, sich am Geländer haltend, emporklimmen.

Aber oben stand Anna auf dem Balkon.

Einen Augenblick versagte der Ermatteten ganz der Mut; dann fand sie den Ausweg. „Anna," sagte sie, „gehen Sie doch lieber zum Steinbruch, dort können Sie viel besser zuschauen."

Anna gehorchte freudig. Dorotheens Lippen teilte ein Lächeln. Vom Steinbruch aus, der nach oben, nach dem Festplatz, offen, nach unten durch einen hohen Rand von Steinen geschlossen war, konnte Anna weder das Haus, noch den Weg vom Märchen hinunter überschauen; Heinz konnte unerspäht zu ihr kommen.

Der Gedanke, daß er es konnte, wurde allmählich zur Gewißheit, daß er es tun würde.

Der Garten wurde dunkel. Oben auf den Bergen, die Dorotheens Blick bestrich, flammten die ersten Feuer auf.

Heinz kam nicht.

Nun flackerte es auf ihrem Berg zwischen den Tannen. Nun stieg die Flamme feurig in die stille Sommernacht hinauf.

Heinz kam nicht.

Aber sie — sie kam zu ihm.

Sie mußte ihn sehen — und wenn sie ihn sah, würde sie den Weg finden, ihn zu sprechen.

Das Märchen! Es hatte ein Fenster nach der Festwiese hinaus. Sie hatte es wieder vernageln lassen, aber so, daß eine Latte nur lose eingesetzt war und von innen verschoben werden konnte. Ein kurzer, steiler Pfad führte von dort zur Wiese hinauf. Wenn Heinz sich vom Fest zu ihr schlich, mußte er diesen Pfad hinunter, am Fenster vorbeigehen.

Dorothea klomm die Pfade hinauf, die in der helldunklen Sommernacht deutlich vor ihr lagen. Sie mußte sich an den Gebüschen halten, so schwindlich war ihr. Endlich war sie oben, schloß das Häuschen auf und verschloß es wieder von innen.

Sie bog sich vorsichtig hinaus.

Über ihr auf der Festwiese brannten die Feuer. Deutlich sah sie in ihrem Schein die hellen, phantastisch gewandeten Gestalten der Männer und Frauen, die, Blumenkränze im Haar, sich bei den Händen fassend, einen erst langsamen, dann rascher und wilder werdenden Reihen um das größte Feuer tanzten, ihn lösten und paarweise über und durch die Flammen sprangen.

Jetzt beugte sich eine Frau tief über das Feuer und warf etwas hinein, worauf es hell aufprasselte, so daß es, von unten gesehen, schien, als lecke die Flamme nach dem Gesichte der Frau. Es lachte, hellbeleuchtet, gespenstisch deutlich zu Dorothea hinab. Sie zuckte jäh zusammen; sie hatte Luise erkannt.

Luise auf diesem Fest bei den Weimaranern! Hatte Heinz sie eingeladen? Ein Schrecken befiel Dorothea. Sie folgte Luise mit den Augen, sie sah ihr zu, wie sie einem Minnesänger die Laute vom Halse löste, sich neben das niederbrennende Feuer warf und ein Lied sang, dessen Worte Dorothea nicht verstand, das aber eine Art Ständchen mit immer wiederkehrendem, sinnlich lockendem Refrain sein mußte.

Als sie geendet hatten, klatschten die anderen Beifall; der Minnesänger, der seitab gestanden, trat zu ihr und ließ sich vor der Sitzenden auf ein Knie nieder. Sie hing ihm die Laute wieder um den Hals, wobei sie ihm mit der schlanken Hand über das Haar fuhr. Er führte, noch immer kniend, die Hand an seine Lippen. Sie mochten eine Rolle durchführen — sie und er: Luise und Heinz.

Dorothea unterdrückte ein Wimmern, das ihr aus der Brust aufsteigen wollte.

Jetzt erhoben sich die beiden, gaben sich die Hände und sprangen durch die niedersinkende Flamme — wieder, wieder. Dann rasten sie im Reihentanze singend und jauchzend um ein zweites Feuer. Dorotheens Augen folgten ihnen unablässig. Sie verließen einander immer nur ganz kurze Zeit, saßen oder standen dicht nebeneinander, tanzten und sangen oder ruhten im Grase.

Die Feuer brannten nieder und flammten von neuem auf; Reihentänze, Gesang, Becherklang wurden wilder, bacchantischer.

Digitized by Google

Dieter

Bildniszeichnung von Hela Peters

Digitized by Google

Dorothea stand am Fenster, als wäre sie daran festgenagelt, und sah auf einen Mann und ein Weib, die aus demselben Becher tranken.

Endlich — waren es Stunden oder Ewigkeiten? — brannten die Feuer nieder. Die Lust wurde müder, die Tänzer ruhten im Grase.

Aber aus der Dunkelheit lösten sich zwei Gestalten, kamen den Pfad hinunter, standen vor dem Märchen still.

„Hat uns auch niemand fortgehen sehen?" fragte der Mann.

„Was frag' ich danach!" antwortete lachend das Weib. „Berlin und Jena mögen jammern und Steine werfen. Uns treffen sie nicht."

„So liebst du mich, brennender Mohn?"

„So lieb' ich dich, Goldener!"

„Laß das Wort, Lisa. Es erinnert mich."

„Laß das Erinnern. Wir leben. Ich will leben, Heinz — so lang oder kurz es dauert, ich hab's genossen."

„Ja, du verstehst zu lieben, du!"

Sie fielen einander in die Arme. Sie lösten sich wieder.

„Komm, Liebste. In einer Stunde geht der Zug. Ich werfe den Mummenschanz hier ins Gras. Mögen sie's morgen finden. Mein Abschiedsgruß an — Jena. — Was machst du mit deinem Gewand?"

Sie lachte gedämpft. „Dasselbe. Zwei Seelen und ein Gedanke. Auch ich trage mein Reisekleid unter der Maske. Mein Koffer ist schon auf dem Bahnhof."

Sie lösten die Kränze aus den Haaren, die phantastischen Gewänder sanken zu ihren Füßen. Sie faßten sich bei den Händen und liefen den Bergpfad hinunter.

Als unten das Pförtchen klang, trat eine schwarze Gestalt aus dem Dunkel des Märchens. Zwei blasse Hände tasteten nach dem Schlüsselloch, schlossen sorgfältig zu.

Dorothea öffnete die unverschlossene Haustür, ging die Treppe nach ihrem Zimmer hinauf, entledigte sich ihrer Kleider, hing sie sorgsam an die Haken — legte sich ins Bett —

Niemand durfte ahnen —

Das war der einzige, der letzte Gedanke, den sie hatte. Dann wurde es Nacht um sie.

Dorothea öffnete die Augen. Die Fenster ihres Zimmers, über dem der rosige Glanz der Abendsonne lag, waren weit offen; auf dem Nachttisch an ihrem Bett stand zwischen Medizinfläschchen ein Strauß von braungoldenen Weizenähren, Mohn- und Kornblumen. Ihre Blicke hafteten verwundert daran. Als sie sich ein wenig rührte, kam Bertchen hinter dem Bettschirm hervor.

Sie trug eine sonderbar große, weiße Schürze, die ihr ganzes Kleid bedeckte und nur am Halse eine schwarze Krepprüsche freiließ. Sie sah traurig und sorgenvoll aus.

Als ihre Augen aber denen Dorotheens begegneten, leuchtete eine schöne Freude darin auf. Sie beugte sich über das Bett. „Na, Alte, bist du wieder da?" sagte sie mit ihrem tiefsten Brummton.

Dorothea blickte sie verwundert an. Sie wollte sprechen, aber merkwürdigerweise mußte sie erst die Lippen einigemal vergeblich bewegen, und dann kam eine ganz piepsige, schwache und hohe Stimme, die sie selber nicht kannte, aus ihr heraus. „Hab' ich geschlafen?" fragte diese Stimme.

Bertchen lachte wie befreit. „Wahrscheinlich. Und nun halt den Mund. Ich bring' dir was zu essen. Und dann schläfst du weiter."

„Aber — warum —"

Bertchen war schon draußen und kam nach einer kleinen Weile mit einer gefüllten Tasse zurück.

„Trink," sagte sie. „Es ist Haferschleim. Weiter kriegst du heut noch nichts. Aber wart' doch bloß! Gott sei Dank, sie ist noch die alte Ungeduld!" Sie stellte die Tasse auf den Nachttisch und schob ihren Arm unter Dorotheens Kopf.

Die hatte sich aufrichten wollen, aber sonderbarerweise konnte sie nicht einmal ihren Kopf heben. Es war, als wäre sie ganz fest an das Bett geschnallt.

„Was ist — mit mir?"

„Herrgott, du sollst doch den Mund bloß zum Trinken aufmachen!"

Bertchen hob sorglich Dorotheens Kopf ein wenig auf und brachte die Tasse an ihre Lippen, setzte sie aber gleich wieder fort. „Nein," sagte sie, „das geht noch nicht."

Sie langte nach dem Löffel auf dem Nachttisch, spülte ihn in einem Glase Wassers und füllte ihn mit der Suppe.

Digitized by Google

„So," brummte sie, und es klang, als ob eine Mutter brummt, „man muß dich schon noch ein Weilchen päppeln."

Dorothea schlürfte gehorsam ein paar Löffel Suppe. Dann aber schloß sie die Lippen.

Bertchen legte den Löffel fort und ließ Dorotheens Kopf in die Kissen zurücksinken. „Mach' die Augen zu," sagte sie.

Dorothea gehorchte und schlief sofort wieder ein.

Als sie zum zweitenmal wieder erwachte, saß Bertchen noch immer an ihrem Bett. Aber das goldene Abendlicht war fort; es war gleichmäßig hell im Zimmer. Ihr war wohl und frisch, und sie konnte schon viel deutlicher sagen: „Guten Morgen, Bertchen."

Bertchen blickte von ihrem Buche auf.

„Na, das klingt schon anders wie gestern. Es ist aber Mittag, und du kriegst gleich deine Suppe. Wenn Hans kommt, mußt du ordentlich gegessen haben, sonst brummt er."

„Brummen — tust du."

„Nu guck' einer, sie wird schon despektierlich. Schweig rein still."

Tage gingen so hin, in dem Gefühl wohliger Ruhe und zärtlichen Behütetseins, in diesem Ausgespanntsein von jeder Arbeit und Pflicht, ja vom Denken, das den Genesenden für eine kurze Zeit so köstlich umfängt wie ein duftendes, laues Bad. Selbst der Dankbarkeitsgefühle gegen Bertchen entschlug sich Dorothea beinah ganz, sie ruhte nur, wie ein Kind im Arm der Mutter, in dem Bewußtsein der Liebe dieser starken, stillen Frau.

Endlich kam ihr doch der Gedanke, daß Bertchen um ihretwillen ihre Häuslichkeit vernachlässige, und sie sagte etwas derart. Aber Bertchen schüttelte den Kopf.

„Hans wäre keine Stunde ruhig gewesen, wenn er dich nicht unter meiner Obhut gewußt hätte — und mir tat's auch gut."

Eine Menge Fragen zogen, durcheinander schwimmend, durch Dorotheens Kopf. Endlich erwischte sie eine.

„War ich denn sehr krank?"

„Ist 'ne Frage. Gehirnhautentzündung. Wenn die Jungfer Unvernunft in der prallen Sommersonne schläft —"

Sommersonne — Schlaf — Erinnerungen wollten auftauchen —

„Jetzt ist's doch Erntezeit, nicht wahr?"

„Jetzt ist's Anfang August. Und nun kein Wort mehr."

Dorothea schwieg und grübelte. Die Schatten, die durch ihr Hirn zogen, verdichteten sich, nahmen flüchtig Gestalt an und verflatterten wieder in Nebelfetzen.

Sie stand nun schon auf, das heißt sie durfte mit Bertchens Hilfe vom Bett nach dem großen Sorgenstuhl gehen, der Mamachen in ihrer Krankheit gedient hatte und nun ein paar Schritte vom Bett am Fenster stand.

Auch Ilschen durfte minutenlang zu ihr hineinkommen. Bertchen mußte ihr aber strenge Verhaltungsmaßregeln gegeben haben; denn Ilschen wagte kaum den Mund zu öffnen.

Aber in Dorotheens Gedächtnis tauchten doch immer stärker die Erinnerungen auf; nur wußte sie nicht, ob sie aus dem schweren Traum herstammten, der sie umfangen hatte, oder aus wirklichen Geschehnissen. Merkwürdigerweise dachte sie nicht an Heinz. Alles, was ihrer Krankheit unmittelbar vorherging, blieb noch ein nebelüberdecktes Grau für sie.

Anderes trat in ihren Gesichtskreis.

Jeden Tag stand ein neuer Strauß von Feldblumen auf ihrem Tische. Der erregte ihre Neugier. Als nun Bertchen ihrem eigenen Hause einen Besuch abstattete, war Ilschen einmal allein bei ihr. Da ergriff Dorothea die Gelegenheit beim Zipfel und fragte das Schwesterchen, ob sie ihr die Blumen pflücke.

Ilschen lachte. „Jemersch, Dorchen, was du denkst! Bertchen würd' mich bringen, wenn ich mich auf den Feldern 'rumtriebe! Den gibt doch Herr Karsten alle Täg' für dich ab!"

„Herr Karsten!"

Verwunderung und Freude, ein Hochgefühl, als ob ein König sich für sie bückte, färbten Dorotheas Wangen zum erstenmal wieder rosenrot. „Herr Karsten kommt selber her?" fragte sie.

„Alle Täg'. Aber jetzt darf er noch nicht zu dir, sagt Doktor Kuno."

Karsten! Es war, als zöge eine große, heilige Musik durch das Zimmer.

„Er soll kommen und unten auf dem Klavier spielen, Ilschen," sagte sie bittend.

„Jemersch, Dorchen, das geht nicht. Ein-

Digitized by Google

mal, als alle Türen zu waren und du überhaupt noch nichts hörtest, hab' ich ein kleines Lied gespielt. Und da hat Bertchen so sehr geweint."

„Warum weint Bertchen?"

„Na, doch wohl, weil ihre Mutter gestorben ist."

Aber als sie Dorothea heftig zusammenschrecken sah, bekam Ilschen Angst.

„Du meine Güte, ich soll ja nicht schwätzen. Sprich doch zu Bertchen nicht, daß ich geschwätzt hab'."

„Nein, nein. O Gott, die gute Frau! Und ich hab' nichts davon gewußt! Wann ist sie gestorben?"

„Wann? „Ilschen dachte nach. „Es muß bald nach Sonnenwende gewesen sein, denn du warst eben furchtbar krank. — Aber du fragst immerzu, und ich weiß doch nicht, was ich sprechen darf und was nicht. Lieber geh' ich jetzt 'naus."

Sie schlüpfte fort. Sie hatte genug gesagt, hatte das Zauberwort gesprochen, das mit einem einzigen Ruck den Schleier zerriß, der über den Ereignissen gelegen hatte: Sonnenwende!

Klar tauchten sie aus dem Nebel auf, die Feuer da droben — die mit Blumenkränzen sie umtanzten — Heinz — Luise — wie sie ihre Maskenkleider ins Gras fallen ließen, wie sie Hand in Hand die Terrassen hinunterliefen —

Das war es, woran sie krank geworden — und woran Heinzens Mutter gestorben war.

Sie wußte es ganz deutlich, aber eigentlich fühlte sie es nicht. Nur eine große Traurigkeit, als ob das Leben ganz leer für sie geworden sei, legte sich über ihr Herz. Diese Traurigkeit machte sie aber nicht selbstsüchtig, ihr Gram verfeinerte nur ihr Zartgefühl für das Leid der andern. Still verarbeitete sie das Gehörte in sich, bis sie die Kraft fand, davon zu sprechen.

Sie konnte nun schon bis zum Balkon gehen und dort die warme Sommerluft atmen, und Bertchen stattete ihrem eigenen Hause schon längere Besuche ab.

Als sie von ihrem Ausgang einmal zurückkam, streckte ihr Dorothea von ihrem Stuhl aus die Hände entgegen.

„Komm her, liebes Mütterchen."

Bertchen wurde ganz rot, kam rasch auf sie zu und setzte sich auf einen Stuhl neben sie.

„Woher weißt du?" fragte sie befangen.

Dorothea hatte das Wort anders gemeint, aber sie verstand sofort.

„Ich wünsche dir Glück, liebes Bertchen, viel Glück. Deinem Kinde brauch' ich's nicht zu wünschen; wen solch ein geborenes Mütterchen trägt und pflegt, der hat schon das Glück. — Aber dem Hans sag', er sei ein pflichtvergessener Mann und Vater, daß er dir jetzt solche schwere Pflege gestattete."

„O, er wußte genau, was mir gut tat," erwiderte Bertchen, die selbst einen scherzhaften Vorwurf nicht auf ihrem Hans sitzen ließ.

„Bertchen, ich weiß alles. Ihr braucht mich nicht mehr zu schonen. Jetzt ertrag' ich die Wahrheit. — Sag' mir das eine: Starb deine liebe Mutter — daran?"

Bertchen zögerte einen Augenblick. Aber sie begriff, daß die Wahrheit für Dorothea Lebensluft sei wie für sie selbst. „Mutter war todkrank, und ihr Leben zählte vielleicht nur nach Tagen oder Wochen. Es war nur der letzte Stoß, den ihr Heinzens schimpfliche Tat gab."

Eine Minute blieb es still zwischen den Freundinnen. Dann fragte Dorothea leise: „Wie erfuhr sie's?"

„Auf die brutalste Weise. Sanftleben hatte an Kunos telegraphiert, daß Luise weder an dem vorbestimmten, noch am nächsten Tage in Berlin eingetroffen sei. Mutter Kuno, die Luise in den Glauben gesetzt hatte, sie reise unmittelbar vom Fest nach Hause, lief in ihrer Angst hier- und dorthin zu Festteilnehmern, um zu erfahren, wer Luise zuletzt gesehen hätte. Da kam es denn heraus, daß man sie mit Heinz hatte weggehen sehen. Mutter Kuno kam nun in ihrer unbeherrschten Art zu Mutter gelaufen, die keine Ahnung von der Sache hatte. Wir wußten schon davon und hüteten sie vor jedem Besuch, der ihr etwas davon zutragen konnte. An Mutter Kuno hatten wir nicht gedacht, und Anna meinte, meine Schwiegermutter nicht abweisen zu dürfen. So heulte denn die törichte Frau Mutter die Schande ihrer Luise in die Ohren.

„Mutter blieb äußerlich so gelassen, daß Mutter Kuno, die gewiß kein Verständnis für solche Naturen hat, sich selbst um so schrankenloser gehen ließ.

Digitized by Google

Schlafende
Radierung von Hela Peters

Digitized by Google

„Hans fand sie noch bei Mutter, als er ihr seinen täglichen Vormittagsbesuch machte. Er sah auf den ersten Blick, welch Unheil sie angerichtet hatte. — In der Nacht darauf starb Mutter."

Dorothea weinte. Endlich fragte sie leise: „Sprach sie noch von — ihrem Sohn? Hat sie ihm vergeben?"

Bertchens weiche Züge schienen sich zu härten.

„Nein, sein Name kam nicht mehr über ihre Lippen. Er verdiente das auch nicht."

Sie ergriff Dorotheens Hand.

„Dore," sagte sie und das Eisen, das sie von der Mutter im Blut hatte, kam in Blick und Ton zum Vorschein, „Dorchen, auch du darfst ihm nicht vergeben. Er kann die Menschen beschwatzen und ihnen die Vernunft aus dem Hirn 'nauslächeln. Und du kannst nicht nachtragen. Aber versprich mir, diesmal bleibst du fest. Du vergibst ihm nicht."

Auch um Dorotheens Lippen lag ein harter Zug, als sie erwiderte: „Ich habe ihm nichts zu vergeben. Nur zu danken. Er hat mir unwiderruflich bewiesen, daß wir nicht zueinander gehören. Daß wir wesensfremd sind. Da ist nichts zu vergeben, wo einer den andern gar nicht verstehen kann. Vergessen will ich ihn. Auslöschen."

Sie machte mit der Hand eine stolze Bewegung, als weise sie etwas Widriges von sich.

Bertchen wurde blaß. Das Blut der Schwester regte sich bei dieser Bewegung. Aber sie widerstand ihm.

„Du hast recht," sagte sie. „Bleib so. Du willst sonst immer verstehen. Diesmal tu's nicht." (Schluß folgt)

Kriegsfern

Zwei Gedichte von Max Dauthendey

(Seit Kriegsbeginn festgehalten auf Java)

Die Sorge

Nur die Sorge mir übrig blieb,
Nun habe ich bald die Sorge lieb.

Die Sorge redet ernst und schlicht,
Die Sorge wie eine Mutter spricht.

Bist du mit der Sorge auf du und du,
Dann siehst du der Wahrheit des Lebens zu.

Liebst du mich, Gott, dann Sorge gieb,
Die Sorge macht mir das Leben lieb.

Der Grasbrand

Aus der steinernen Halle durch offene Bogen
Ist oft mein Auge nach Westen gezogen.

Dort wohnen hinter der Dunkelheit
Die Tage alter und herzlicher Zeit.

Der Donner und Regen schlagen die Nacht.
Ein Grasbrand steht in der Ferne entfacht.

Jetzt horche ich hin durchs Regengreinen,
Der Grasbrand muß die Wolken bescheinen.

Der Brand grüßt fressend her aus der Nacht
Wie ein Geist, der alles zu Asche macht.

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

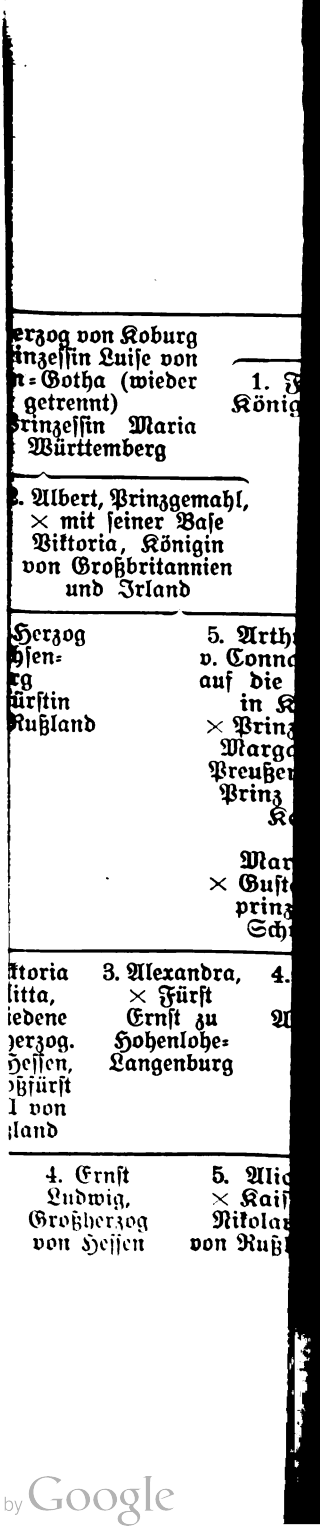
Digitized by Google

„Hans fand sie noch bei Mutter, als er ihr seinen täglichen Vormittagsbesuch machte. Er sah auf den ersten Blick, welch Unheil sie angerichtet hatte. — In der Nacht darauf starb Mutter."

Dorothea meinte. Endlich fragte sie

versprich mir, diesmal bleibst du fest. Du vergibst ihm nicht."

Auch um Dorotheens Lippen la[gert] harter Zug, als sie erwide[rte] ihm nic[ht] ver[geben]



Digitized by Google

Das Haus Koburg. Von Johannes Höffner

Auf dem Friedhof zu Koburg liegt eine einfache Gruft, die Grabstätte einer Gelehrten- und Industriellenfamilie, die nach der schmucklosen Außenseite durch den künstlerisch reichen Schmuck des Innern überrascht. Der Entwurf rührt von der Mutter unseres Kaisers, damaligen Kronprinzessin von Preußen her; sie hat Wände und Gruftdeckel mit grauem Marmor bekleiden, einen Engel-Altar aus edlem carrarischem Gestein aufstellen lassen und als Altarbild sinnbildlich die Geschichte vom barmherzigen Samariter gewählt.

Darunter steht eine Tafel mit der Aufschrift: Dem Andenken / des / Baron Christian Friedrich / von Stockmar / geboren 22. August 1787 / gestorben 9. Juli 1863 / gewidmet von seinen Freunden / in den regierenden Häusern / von Belgien, Coburg, England / und Preußen. / Ein treuer Freund liebt mehr / und stehet fester bei denn ein Bruder. / Sal. 18. 24.

Kein schöneres Zeugnis für den Toten, als das Lob, geliebt und beigestanden zu haben wie ein Bruder, gegeben von einem Haus, in dem brüderliche Liebe und verwandtschaftlicher Beistand der Grund und Eckstein aller Größe waren; kein schmerzlicheres Zeugnis von der menschlichen Einsamkeit der Throne, als die wehmütige Allegorie des Barmherzigen, der Öl und Wein in brennende Wunden gießt. Dem fürstlichen Stamm, der so leidenschaftliches Gefühl für die leisen und zarten, von Seele zu Seele gehenden Wohltaten hier feierlich bezeugt, hat es nie an Männern gefehlt, die die Treue und tiefe Ergebenheit ihrer Seelen, das Köstlichste des Lebens, mit Freuden einem Haus darbrachten, das Freundschaft so tief zu empfinden, Treue mit Treue so schön zu vergelten wußte. Hat Treue den „großmütigen" Ahnherrn um Thron und Erbe, um Kurhut und Königskrone für seine Nachkommen gebracht, ist sein ältester Sohn um Treue willen im Gefängnis gestorben, indem er das Schicksal des Schützlings, dessen Los er nicht wenden konnte, teilte, so hat Treue ihren Nachfahren wiedergegeben, was Treue nahm: Throne und reiches Erbe, Kronen, Fürstentum und Gewalt; Ruhm, der Nation den höchsten geistigen Besitz verwaltet zu haben — der die Weimaraner umstrahlt — Ruhm auch der höchsten weltlichen Gewalt. Denn ihr Blut, das Blut eines durch Jahrhunderte in ein bedeutungsloses „Binnenfürsten"-Dasein herabgedrückten Geschlechtes, gibt den mächtigsten Völkern der Erde ihre Herrscher. Stets und zu jeder Zeit gründen sich Glück und Schande dieses Hauses auf das ethische Verhalten seiner Glieder. Das äußere Glück, das so oft, zur Verwirrung schlichter Gemüter, die Wege Unwürdiger begleitet, bewahrt bei ihnen seine königliche Ureigenschaft, der Ausdruck göttlichen Segens zu sein: es bleibt ihnen treu, solange sie Treue halten, es weicht von ihnen, sobald sie von der Treue lassen. Und

Inneres der Gruft der Familie von Stockmar auf dem Friedhof zu Koburg

Digitized by Google

ferner gehört es zu ihren besonderen und auszeichnenden Eigenschaften, daß sie diesen wertvollsten menschlichen und andern Fürsten so vielfach unerreichbaren Besitz, die Freundestreue, nicht nur auf den abgegrasten und häufig dürren Weiden der nächsten Umgebung gesucht und gefunden haben, sondern menschlichen Wert faßten und erkannten, wo er ihnen in die Augen sprang. Das Vermögen dazu war, wie des großmütigen Johann Friedrichs Verhältnis zu Cranach beweist, dem Geschlecht eingeboren; aber die kleinen Verhältnisse, in denen die Nachfahren so lange heilsam eng gehalten wurden, ohne sich dadurch den großen Zug ihrer ursprünglichen Natur zerbrechen zu lassen, haben diese Fähigkeit in vertrautem täglichem Umgang mit allerlei Menschen einer kleinen und naturgemäß beschränkten Umwelt besonders erstarken lassen. Ja, man kann sagen, die menschlich so schöne Eigenschaft des Hauses, menschlich unbefangen und ohne sich etwas zu vergeben, mit Menschen jeden Ranges zu verkehren, wodurch sie nach einem schönen Wort Bulwer-Lyttons so mühelos reiche Werte der Liebe und Dankbarkeit ernten können, hat den eigentlichen Grund zur Größe der Koburger gelegt.

Herzog Ernst der Fromme von Koburg
Ausschnitt aus einem Gemälde auf der Feste Koburg

⁂ ⁂ ⁂

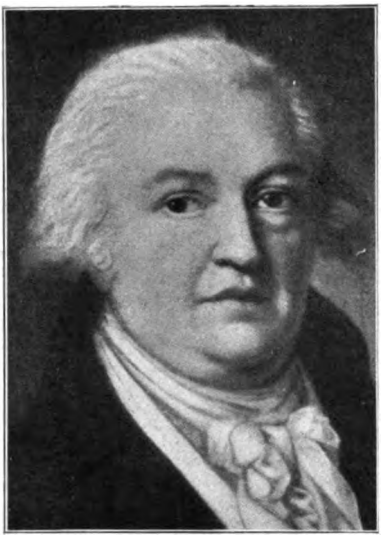
Das derbe Wort Steins zu Alexander I. während des Wiener Kongresses auf dessen Bemerkung: die deutschen Kleinstaaten müßten unbedingt in ihrer Selbständigkeit erhalten bleiben, „denn wo sollten wir sonst Prinzessinnen für unsere Großfürsten herbekommen?“ — „Das hab' ich nicht gewußt, daß Kaiserliche Majestät uns als eine Stuterei für Ihr Land ansehen“, ist für die Zeit bezeichnend genug. Wie einst Luise, die spätere Großherzogin von Sachsen-Weimar, mit ihrer Mutter, der großen Landgräfin, und ihren beiden Schwestern, geleitet von Friedrichs des Großen freundschaftlicher Protektion, die Spießrutenfahrt nach Rußland zur Zarin antreten mußte, wie Ihre Majestät am Fenster saß und das Aussteigen der jungen Damen gegen ihre Umgebung kommentierte: C'est une bête, — c'est une tête (Luise) — und endlich bei der dritten, auf die, nicht zum Glück der Erkorenen, ihre Wahl fiel: Voilà, ce qu'il nous faut!, so sandte auch um etwa zwanzig Jahre später die Kaiserin Katharina II. einen vertrauten Agenten nach Deutschland, um sich nach einer Prinzessin für ihren Enkel Konstantin umzusehen. Die Eigenschaften, die man dem Deutschen von je hat vorwerfen müssen, die nämlich, im Gegensatz zum Engländer, der nie sich selbst aufgibt, sich der Eigenart fremder Rassen bis zur Selbstaufgabe anzupassen, machte wie für Alexander, so für Rußland von jeher, bestärkt durch glänzende und weltgeschichtliche Erfolge solcher Anpassungsfähigkeit, die Schwägerschaft deutscher Kleinstaaten innig wünschenswert. Denn weder Bourbon, noch Habsburg und Oranien hätten sich je soweit gedemütigt wie die Deutschen, Volk und Glauben bedingungslos aufzugeben, und das ohne den leisesten Versuch, besorgniserregende Vorteile für die eigene Familie um so hohen Preis einzuhandeln. Durch einen reinen Zufall nun kam dieser Beauftragte nach Koburg, wo er erkrankt liegen bleiben mußte. In dem Arzt, den man zu ihm rief, erkannte er einen alten Freund, dem er den Zweck seiner Mission nicht verhehlte.

Herzog Johann Ernst von Sachsen-Koburg-Saalfeld, der Stammvater des Hauses
Gemälde von E. Feuerlein in den Herzogl. Sammlungen zu Gotha

Nun regierte damals zu Koburg Herzog Franz, ein Urenkel Johann Ernsts, des fünfzehnten von Ernst des Frommen achtzehn Kindern, und das Aufblühen und die glückliche Entwicklung seiner drei Prinzessinnen hatte der Arzt mit

Digitized by Google

dem familienhaft herzlichen Anteil begleitet, den jeder Koburger Bürger der ihm so traulich nahen Landesherrschaft bewies und durch erwiderndes Wohlwollen vergolten fühlte. So geschah es, daß der genesene geheime Gesandte um Vorstellung nachsuchte und seiner Kaiserin die Bildnisse der drei jungen Damen vorlegen konnte. Bei der Vorstellung der Prinzessinnen in Petersburg fiel die Wahl auf die dritte, Prinzeß Julie, und wiederum: nicht zu ihrem Glück. Doch es baut sich auf ihrem Unglück und der Charakterfestigkeit, die sie ihm entgegenstellte, das ganze Glück des Hauses, das somit auf jenen Doktorsmann mit dem goldenen Stockknopf aus dem Bilderbuch zurückgeht; und ihre Schwester Viktoria, da sie als Gattin eines kleinen Fürsten in Leiningen lebte und vom Elend ihrer so glänzend vermählten Schwester die trübsten Dinge hörte, hat nicht geahnt, daß sie eben durch diesen ehelichen Jammer der Älteren eines Tages auf einer Insel im Meer die Mutter der mächtigsten Königin der Welt werden sollte. Denn das Leben ist noch heut eine Heldengeschichte, wo immer nur große und edle Seelen ihre Größe und ihre Lieblichkeit in das Leben füllen dürfen. Das Leben ist dehnbar und Gefäß; und Farbe, Form und Wert bekommt es erst durch die Seelen, die es formen und bezwingen. Darum soll niemand sagen, wie man vor diesen Tagen oft voll Kleinmut sagte, die Welt sei verarmt und Schönheit und Größe von ihr gewichen, da sie doch stets, wo die rechten Gestalten sie füllen, ein Lied und ein Märchen ist, und noch heut Reiche liegen und ihres Erben warten und Prinzen ausziehen, sie zu erobern und gefangene Schöne zu erlösen.



Herzog Franz von Sachsen-Koburg-Saalfeld
Ausschnitt aus einem Gemälde von Anton Graff

Freilich müssen sie auch beschaffen sein, mit Drachen kämpfen zu können, und so war der kleine Leopold, der kindliche Bruder der Prinzessin-Braut; sie zu erfreuen, die ihn wohl sehr geliebt hat, schrieb die Kaiserin den Fünfjährigen eigenhändig als Kadetten ihres Gardekürassierregiments ein. Und wie es das Los nachgeborener Prinzen war, bei großen Herren ihre „Fortüne" zu suchen, kam er so in russische Dienste, wie sein Bruder Ernst in preußische, sein Bruder Ferdinand in österreichische, und wurde, wie das in jener Zeit, wo die Prinzen es noch besser hatten, noch möglich war, mit achtzehn Jahren russischer General.

Es gibt überhaupt selten ein schöneres Beispiel für die treibende Kraft, die die Glieder eines aus irgendwelchen Gründen unter den seiner Bedeutung geziemenden Grad herabgedrückten, staatsmännisch wie kriegerisch hochbegabten Hauses zu der ihnen gebührenden Stellung empordrängt, als die Geschichte der Nachfahren des entthronten Kurfürsten von Sachsen. Mag dieser dunkle Drang im Blut, zu dem der anfeuernde Mahnruf der geschichtlichen Tatsachen kommt, bei den durch Ungunst der Verhältnisse oder mangelnde Widerstandskraft niedergehaltenen Gliedern zunächst auch manche Bitterkeit erzeugen, so ist uns doch

Julie, Prinzessin von Koburg, Gemahlin des Großfürsten Konstantin von Rußland
Gemälde von E. Vigée le Brun im Herzogl. Schloß zu Gotha

Digitized by Google

auch unter diesen kaum einer bekannt, bei dem die ethische Kraft, die jenen großen Bekenner und seinen Sohn einer Welt von Feinden die Stirn bieten und sie ihr persönliches Unglück mit Fassung, selbst mit Heiterkeit ertragen ließ, nicht stark genug gewesen wäre, auch aus ihm einen tüchtigen Charakter zu bilden. Ohne zu hadern zogen sie, wenn das friedliche Regiment ihrer kleinen Lande ihre Kraft nicht brauchte, der Tat nach, wo immer auf der grünen Erde sie nach Männern rief. „Stets finde ich einen Koburg unter meinen Feinden," sagte Napoleon. Schon Leopolds Urgroßvater, Franz Josias, hatte in kaiserlichem Dienst mannigfache Kriegstaten vollbracht, der Großoheim Johann Wilhelm war bei Striegau geblieben, der Großonkel Franz Josias, Maria Theresiens tapferer General, ruhmvoller Belagerer von Maubeuge, hatte, wiewohl unglücklich in der ruhmlosen Kampagne gegen Frankreich, unvergängliche Kriegsglorie um den Namen gelegt, des Vaters Bruder Ludwig Karl Friedrich war kaiserlich österreichischer Generalfeldmarschalleutnant. Schwerlich wird es also lediglich höfische Schmeichelei serviler Historiker sein, wenn man Leopold schon in so unerfahrenen Jahren strategische Bedeutung zuschreiben will, da die Erfahrungen des Blutes den Instinkt zu Handlungen treiben, die sich nachher der Wissenschaft als stichhaltig, häufig als das einzig Richtige, erweisen. Die große Aufgabe weckt die schlummernden Kräfte. Die Weisheit des Volkes drückt das nicht ohne Tiefe aus mit dem Wort: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand. Im Jahre 1810 mußte Leopold als Bruder eines Rheinbundfürsten — sein Bruder Ernst war mittlerweile in Koburg zur Regierung gekommen — seine Stellung aufgeben. Bei einem Besuch in Paris fand Napoleon großes Gefallen an ihm und nannte ihn einen der schönsten jungen Männer, den er je gesehen. Bei Beginn der Freiheitskriege war Prinz Koburg der erste deutsche Fürst, der sich zu den Fahnen meldete, und es war ihm vergönnt, bei Kulm als Kommandeur seiner russischen Kürassierbrigade wesentlich zur Vernichtung Vandammes beitragen zu können; 1814 kam er im Gefolge des Kaisers Alexander nach England.

Herzog Ernst I. von Sachsen-Koburg
Gemälde von Geo Dawe im Herzogl. Schloß zu Koburg

Die Insel rüstete sich damals zu hochzeitlichen Festen: Die Vermählung ihrer „heiress presumptive", Charlotte, Tochter des Prinzregenten, nachmaligen Georgs IV., der für seinen gemütskranken Vater die Regierung führte, mit dem Thronerben Hollands, Oranien, stand bevor. Der Prinzeß gefiel der Bewerber nicht, indes hatte sie in feierlicher Audienz den holländischen Abgesandten ihr Jawort erteilt, die Brautjuwelen bestellt und den Trosseau in Auftrag gegeben, indem nur der Gedanke sie beherrschte, frei zu werden von einem — in der Tat verächtlichen — Vater, der sie unter dem Vorwand, sie sei noch ein Kind, in halber Gefangenschaft hielt, weil eine erwachsene Tochter der Lockerheit seiner Sitten Zwang angetan hätte. Meine Mutter war schlecht, sagte die Prinzessin einmal später zu Stockmar, aber sie wäre nicht so schlecht geworden, wenn mein Vater nicht noch viel schlechter gewesen wäre. Gegenüber dem sittenlosen, gemeinen und verlogenen Vater nahm die Tochter stets die Partei der schutzlosen Mutter, und es war

Digitized by Google

gerade die Gefühllosigkeit und der Mangel an Herzenstakt, die der Verlobte der geschiedenen Gemahlin des Regenten, ihrer Mutter, bewies, die der Prinzessin den Grund zur Lösung des Verhältnisses boten, nachdem sie in dem jungen Koburger den Mann, den sie lieben konnte, gefunden hatte. Die junge Prinzeß, die Hoffnung und Liebe Altenglands, war damals achtzehn, an Bildung und gründlichem Wissen ihren Jahren weit voraus, sehr klug und dabei voll Herzensgüte, von großem Reiz der Erscheinung, zumal in der Anmut des Blickes, aber launisch, sehr impulsiv und zu Zeiten sehr arglos ungebunden: ein wertvoller Stoff, bei dem alles auf Formung ankam. Mit dem Instinkt unschuldiger Naturen suchte sie nach dem Mann, in dem sie das Vermögen dazu erfühlte, und fand ihn in jenem russischen jungen Flügeladjutanten. Der vierundzwanzigjährige Prinz war in der Tat der geeignete Charakter; denn was ihm zumal die Achtung des Kaisers gewonnen hatte, war die Art, mit der er mutig für seine gequälte Schwester eintrat. Schon damals trat bei den Gliedern des Hauses Holstein-Gottorp der seither wohlbekannte Großfürstenkoller in die Erscheinung: Konstantin pflegte den Soldaten, die ihn zu grüßen versäumten, das Käppchen an den Kopf zu nageln, und damals wie heut wurden Offiziere mit Stockschlägen, Generale mit Ohrfeigen traktiert. Wie der Koburger, obschon es in seinem Interesse gelegen hätte, sich mit dem Wüterich, dem damaligen Thronfolger, gut zu stellen, die ältere Schwester besonnen und energisch gegen ihn verteidigte, verriet ebensoviel Herz als Charakter, und es ist richtig, daß der Entschluß Alexanders, an Stelle Konstantins Nikolaus zum Thronfolger zu ernennen, auf Leopolds Rat zurückzuführen ist. Für die Erlaubnis, das Fräulein Grudzinska zu heiraten — wofür Alexander in die beiden Teilen erwünschte Scheidung Konstantins von Juliane willigen mußte (1820), gab der Großfürst seine Rechte auf den russischen Thron auf.

Der Wunsch, die bedauernswerte Großfürstin sich zu verpflichten, war zu jener Zeit, als an ihre Erlösung noch nicht zu denken war, neben seiner persönlichen Schätzung des Koburgers die Veranlassung zu der Rolle, die Alexander in der englischen Sache einnahm. Der Regent bat ihn, der widerspenstigen Tochter ins Gewissen zu reden; als Charlotte dem Kaiser aber gestand, sie liebe einen anderen, nahm Alexander entschieden ihre Partei. Am 2. Mai 1816 ward der nachgeborene kleine sächsische Prinz „prince-consort" von Großbritannien und Irland, und eine glänzende Zukunft schien sich ihm, dem so hingebend und wohlverdient Geliebten, zu eröffnen. Zu seinem Leibarzt berief er einen jungen Koburger Arzt, den er im Felde schätzen gelernt hatte, den hier bereits genannten Stockmar.

Wenn das Glück ein noch strengerer Prüfstein auf den Sinn eines Mannes ist als das Unglück, so erwies sich Leopold als jeder Versuchung gewachsen. Das Paar führte das zurückgezogenste und glücklichste Leben, und die gütige, herzensreine und verständige Art des Gatten wirkte so glücklich auf die junge Prinzeß ein, daß sie eine der edelsten und liebenswürdigsten Frauen, die je einen Thron zierten, zu werden versprach. Die Freude der Nation über das Glück und zumal die „respectability" der jungen Ehe — im Gegensatz zum väterlichen Hof — wurde noch größer, als die Geburt eines Thronerben in Aussicht stand. Die Prinzessin war blühend gesund und strotzte von Leben.

Mehrfach hatte der junge Leibarzt Leopolds es für seine Pflicht gehalten, den Prinzen auf die unzweckmäßige Behandlung seiner Gemahlin hinzuweisen, der die berühm-

König Leopold I. von Belgien
Gemälde von Geo Dawe im Herzogl. Schloß zu Koburg

Digitized by Google

testen Ärzte Englands zur Seite standen. Die englische Wissenschaft stand damals auf dem Standpunkt, durch Blutentziehungen, Krankendiät usw. die unvermeidlichen Beschwerden lindern zu wollen. Man muß die junge Frau auf diese Weise völlig von Kräften gebracht haben; sie war dem fünfzigstündigen Kampf einer sehr langsamen Entbindung nicht gewachsen; ihre Ärzte lehnten mit echt englischer Borniertheit einen Eingriff ab, solange die Natur noch selbst hülfe, und über dem Abwarten kam das Kind, ein auffallend schöner Knabe, tot zur Welt, — die Mutter starb wenig Stunden nach ihm.

Der Prinz, der während dreier Tage unabläßig die Hände Charlottens gehalten und kaum etwas genossen hatte, war eben eingeschlafen, als sein Leibarzt ihm den Tod seiner Frau mitteilte. Während er mit ihm durch die Zimmer ging, fiel der Prinz, vom Schmerz überwältigt, vor einem Stuhl auf die Knie und weinte laut in das Polster; in Charlottens Zimmer angekommen, küßte er die erkalteten Hände und fiel Stockmar um den Hals: er möge ihn nie verlassen und ihm das hier versprechen.

Der Schmerz Englands war unsagbar; in Briefen an die Times schob man das traurige Ereignis der Strafe Gottes zu, weil einige große Herren sich nicht entblödet hätten, am Sonntag Mr. Talma und Mademoiselle Georges rezitieren zu hören. Bei der Bestattung war, zum erstenmal bei einem königlichen Begräbnis in England, ein Vertreter des Heeres zugelassen. Der Leibarzt der Prinzessin erschoß sich bei dem nächsten, völlig glücklich auslaufenden Fall seiner Praxis.

⁂ ⁂ ⁂

„Das Unglück," schreibt das Jahr darauf der treue Freund von seinem Prinzen, „hat mich schüchtern gemacht, viel von seiner Zukunft zu hoffen, aber daß seine Seele gedeihen wird, darauf kann ich schwören. Gut ist er, alle Tage besser, sein ganzes Unglück wendet er zum Guten an."

Zunächst, daß dem Trauerspiel das folgende Satyrspiel nicht fehle, hatte die Welt das belustigende Schauspiel, die drei noch ledigen Brüder des Königs Hals über Kopf heiraten zu sehen, und es ist dem günstigen Umstand, daß ihr Bruder dem englischen Hof durch so nahe Bande verbunden war, zu danken, wenn die Wahl des gesündesten, des einundfünfzigjährigen Eduard, Herzogs von Kent, auf die verwitwete zweiunddreißigjährige Fürstin von Leiningen, Leopolds Schwester, fiel, die neben einem höchst anmutigen Äußeren auch die natürliche Herzensgüte des Koburger Hauses dem Töchterchen vererbte, das sie 1819 zur Welt brachte, eine hübsche Prinzessin, „rund wie ein gefülltes Täubchen". — „Nehmt sie in acht," sagte der stolze Vater, „sie wird einmal Königin von England." Nach dem frühen Tode Kents war der Oheim die beste Stütze für Mutter und Kind, und in der kindlichen Verehrung, die Viktoria für Leopold zeitlebens gezeigt hat, lag das Hauptmoment für den späteren Glanz des Geschlechts, das durch sie wie durch ein Wunder auf den Thron eines gewaltigen Reichs gelangte, auf den es zwanzig Jahre vorher noch nicht

Marie Klementine Karoline von Orléans
Ausschnitt aus einem Gemälde von
Fr. X. Winterhalter

Viktoria Auguste Antoinette, Herzogin von Nemours
Ausschnitt aus einem Gemälde von
Fr. X. Winterhalter

Digitized by Google

den Schatten einer Anwartschaft hatte aufweisen können. Von Leopold hat sie übrigens auch Stockmar als teures Familieninventar überkommen.

Zunächst war es Leopold, der die erste Majestät des Hauses Koburg wurde. Sein tragisches Schicksal, die würdige Haltung, die er, in der Trauer um die Tote verharrend, auf seiner Landesdotation Claremont bewahrte, — sie wurde später der Zufluchtsort seiner unglücklichen Schwiegermutter, der Königin von Frankreich — hatten die Aufmerksamkeit der Welt auf ihn gerichtet, und nachdem er den neubegründeten griechischen Thron ausgeschlagen, wurde er 1831 zum König der Belgier gewählt. Frankreich machte seine Zustimmung von der Heirat des neuen Königs mit einer Prinzeß des Hauses Orléans abhängig, und der kluge Bürgerkönig hatte Leopold schon beizeiten gesagt: „Sehen Sie sich meine drei Mädchen an, Luise ist eine sanfte Blondine, Marie eine feurige Brünette, Clementine dürfte zu jung für Sie sein.“ Leopold wählte Luise, die älteste Tochter Louis Philippes, und zum zweitenmal seit Kursachsens Verlust — der Großvater Ernst Friedrich hatte eine Welfin zur Gattin — mischt sich hier das Blut des alten Hauses mit dem einer welthistorischen Dynastie.

Schon senkte sich die zweite Krone auf das Geschlecht. Auch in Portugal saß eine junge Königin, Maria da Gloria, zu Anfang 1835 mit dem Bruder ihrer Stiefmutter, dem Herzog von Leuchtenberg, vermählt, aber noch ehe das erste Viertel des Jahres sich schloß, verwitwet. Den eifrigen Bemühungen des guten Hausvaters Louis-Philippe, seinen Sohn Nemours dort gut zu versorgen, stand die Abneigung der Mächte, die Orléans weiter an Boden gewinnen zu lassen, entgegen. Auf der Suche nach einem Prinzen katholischen Glaubens „von guter Rasse, der sich moralisch und physisch gut bewähren würde“, neigte man sich, nach den trefflichen Erfahrungen mit Leopold, wiederum dem Hause Koburg zu, das in der glücklichen Lage war, mit einem stramm katholischen Prinzen aufwarten zu können, da Leopolds Bruder Ferdinand, Herzog Franz' dritter Sohn, der österreichische General, die Erbtochter des reichen ungarischen Hauses Kohárý geheiratet hatte und seine Kinder im Glauben der Mutter erzogen wurden.

Es ist kein Zweifel, daß Leopold, dank seiner nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu England und Frankreich und seiner freundschaftlichen zu Rußland, in einer wirklich genialen Kombination den Neffen heranbrachte, wodurch er erstens eine weitere Krone für Koburg erreichte, und zweitens, daß der

Prinz Ferdinand von Sachsen-Koburg, Gemahl der Königin Maria da Gloria von Portugal
Gemälde von Geo Dawe im Herzogl. Schloß zu Koburg

Bruder der — eigentlich morganatischen — Koburg-Kohárýschen Kinder als Gatte der Portugiesin und nomineller König die Stellung seiner Geschwister bedeutend hob, — August, der zweite Sohn, erhielt erst 1881 von Österreich das Prädikat Hoheit, — denn es gelang Leopold, den zurückgewiesenen Nemours alsbald mit Ferdinands Schwester, der Prinzessin Viktoria von Koburg-Kohárý zu vermählen, seinen Stamm also wiederum mit der ältesten Dynastie Europas zu kreuzen. Auch bei der portugiesischen Heirat war Stockmar

Digitized by Google

getreuer Helfer, und auf seine gewissenhaften Feststellungen, der Prinz sei hoch aufgeschossen und halte sich nicht gut, scherzte Palmerston, die kleinen Portugiesen würden ihn dann als herablassend rühmen und als eifrig bemüht, den Untertanen sein Ohr zuzuneigen. Der Onkel in Belgien ließ dem jungen Mann zudem noch an seinem Hof die letzte Politur zuteil werden, verschaffte ihm einen gnädigen Empfang zu London und Fahrt in sein neues Land auf einem britischen Kriegsschiff, somit einen höchst wertvollen Hintergrund seiner Erscheinung. Ferdinand hat die Mühe in jeder Hinsicht gelohnt. Als sein Sohn Dom Pedro großjährig ward und er von der Regentschaft zurücktrat, bot man ihm die spanische Krone, die er indessen ablehnte, um sich mit einer unebenbürtigen Frau ein spätes Glück zu gründen. —

Indessen wuchs dem Hause eine neue herrliche Frucht in die Hand: die kleine Prinzessin von Kent, Leopolds englische Nichte und Thronerbin Großbritanniens. Schon frühe hatten Mutter und Oheim ins Auge gefaßt, sie mit ihrem um drei Monate jüngeren Vetter Albert zu vermählen, dem Sohn des regierenden Herzogs von Koburg, Ernsts, des Bruders von Leopold, Ferdinand und der Herzogin von Kent, denn der Erbprinz Ernst kam als zukünftiger Herzog nicht in Frage. Zumal die Großmutter, Herzogin Auguste, eine Reuß, die die beiden Koburger Enkel überaus liebte, hielt an dem Gedanken fest, dem nachgeborenen Albert als Gemahl ihrer kleinen Enkelin „Maiblume“ ein glänzendes Los zu schaffen, und ihre Tochter Kent verstand alle anderen Heiratspläne, mit denen man sich loyalerweise an sie als Mutter zuerst wandte, ebenso verbindlich als unmißverständlich abzuweisen, wie z. B. den mit dem preußischen Prinzen Adalbert. Der junge Fürst machte durch seine große Schönheit denn auch entschiedenen Eindruck: in wie überraschender Weise er sich aber später zu einem Mann vom seltensten menschlichen Wert entwickeln würde und wie glücklich die Ehe sich gestalten sollte, konnte man damals nicht voraussehen. Dies Familienglück war dann auch die beste Entschädigung des Prinzgemahls von England, denn er, ein Stammvater von vier großen und hochbedeutsamen Dynastien — England, Preußen, Rußland und Norwegen — durch die Enkelin Maud, — auch im Stammland Koburg regiert nun sein Enkel — hat die Lage eines Deutschen in England gründlich genossen. Man gab dem „foreigner“ zwar notgedrungen das Zeugnis, er sei „excellent, clever, able“ usw., aber alsbald klappte der Kernpunkt nach: „but look at the cut of his coat“ oder „look at the way in which he shakes hands!“ Man fürchtete seine Sittenstrenge, „that damned morality“, und schalt ihn „slow“, philiströs, denn er wettete nicht, spielte nicht, sprach keine Schmutzereien und unterhielt nicht die kleinste Tänzerin, und „fast people“, der lebenslustige Teil der großen Welt, kamen an dem sittenstrengen, für sie folglich langweiligen Hof ganz und gar nicht auf ihre Kosten. Besonders grausig war bei dem erschreckend tiefen Bildungsstand, auch des vornehmen Durchschnittengländers, die deutsche Neigung des Prinzen für Wissenschaft und Philosophie — die „sauge einem Mann das Mark aus den Knochen“, war die

Prinz Albert von Sachsen-Koburg, Gemahl der Königin Viktoria von England
Gemälde von Geo Dawe im Herzogl. Schloß zu Koburg

Digitized by Google

Ansicht des damaligen England. Es liegt hierin vielleicht eine instinktive Erkenntnis, die sich im grauen Nebelland, dem Stammland des „spleen", gegen Gedankengänge wehrt, denen die durchschnittliche nationale Geisteskraft nicht gewachsen ist und die darum notwendig in gefährlich zielloser Grübelei enden müssen. In einer Sitzung zur Ausschmückung des Parlaments mit künstlerischen Darstellungen sprach der Prinz verständigerweise davon, man müsse die einzelnen Gegenstände in gewisse Kategorien bringen, worauf das die geistigen Potenzen repräsentierende Kommissionsmitglied, der Schriftsteller Gally Knight, sogleich angstvoll fragte: „Sind Kgl. Hoheit wirklich der Meinung, daß wir uns ins Metaphysische begeben müßten?"

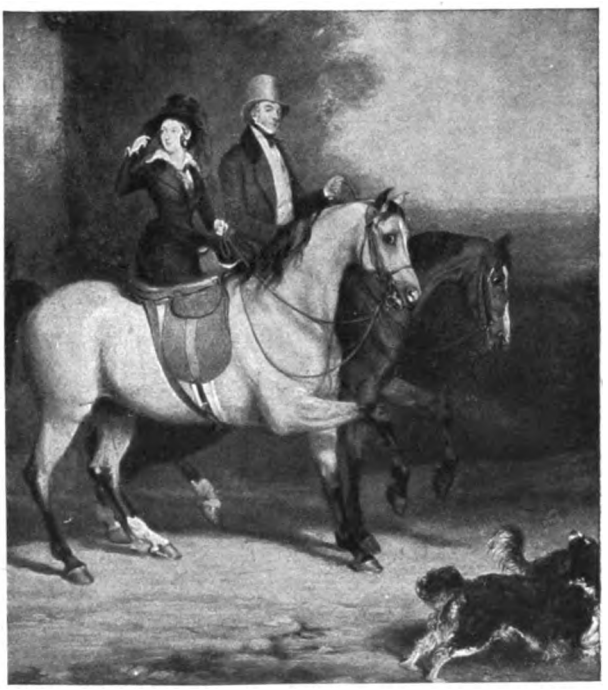
Der Prinz, der als junger Mann schon Überanstrengung schlecht vertrug, war zuletzt so überlastet, daß er sich angewöhnt hatte, in den langen Korridoren Windsors Trab zu laufen, um Zeit zu sparen; er starb, aufgerieben vom Druck der beständigen Anspannung, von der er nie aufzuatmen vermochte, zum namenlosen Schmerz Viktorias, die ihn noch als Greisin betrauerte. Sein Sohn hat, zum Schaden seines Vaterlandes, Deutschland — denn man soll nie vergessen, daß Eduard deutschen Bluts und nur vom mütterlichen Großvater her englischen Stammes war — von den großen koburgischen Geistes- und Herzenseigenschaften nur die Klugheit geerbt und sich im übrigen an die liederlichen englischen Vorväter gehalten, so daß bei ihm niemand darüber klagen konnte, daß er infolge der Schwerfälligkeit seines Geistes kein Interesse für Spielen, Wetten, Zoten und Frauenzimmer habe — im Gegenteil. Und wo sein deutscher Vater in Pflichtgefühl für die Frau und die vielen Kinder sich aufrieb, nahm er sich Zeit genug, „to look at the cut of his coat", zum Hochgefühl des englischen Snobs der Brummel aller Herrenschneider des Kontinents zu sein, und dadurch alle Welt über seine giftige Gefährlichkeit zu täuschen. Auch bei seinem belgischen Vetter Leopold, dem Sohn und Nachfolger Leopolds I., dem klugen Kongo-Geschäftsmann und väterlichem Beschützer leichtgeschürzter Damen, Cleopold ruhmvollen Andenkens, zeigt die Blutmischung das gleiche börsianerhafte Ergebnis; die persönliche Vortrefflichkeit der Eltern scheint wie bei dem Engländer ausgeschaltet, und nur von der Betriebsamkeit des Großvaters Louis-Philippe eine Portion hinzugekommen, während der Neffe Albert, der Sohn der liebenswürdigen und künstlerisch hochbegabten Hohenzollernprinzessin, zweifellos aus Gründen guten Glaubens und innerer Anständigkeit, auf die ihm und seinem Land so verhängnisvolle Bahn gelenkt wurde. Seine Kinder mit der bayerischen Prinzessin können wohl äußerlich als Musterbeispiele einer edlen alten Rasse aus vornehmstem deutschem Blut gelten, da in ihnen die traditionelle koburgische und wittelsbachsche Schönheit sich vereint.

Kaum hatte die englische Heirat dem Hause so glänzende Aussichten eröffnet, als sich auch für das nächste der Koburg-Kohárys-chen Kinder eine große Zukunft zu bieten schien. Spanien suchte einen Gemahl für seine junge Königin Isabella, und da sich im benachbarten Portugal der Prinzgemahl vorzüglich bewährte, schien sein Bruder Leo-

Viktoria, Königin von England, mit dem Prinzen von Wales, nachmaligem König Eduard VII
Gemälde von Geo Dawe im Herzogl. Schloß zu Koburg

Digitized by Google

pold vortreffliche Aussichten zu haben. Die englische Königin und ihr Gemahl liebten das Projekt sehr, enthielten sich aber, eines mit Frankreich getroffenen Abkommens wegen, seiner unmittelbaren Unterstützung, als Louis-Philippe, Portugals eingedenk und voll Eifersucht, einen andern als einen Bourbonen auf den alten spanisch-bourbonischen Thron zu lassen, entgegen den England gegebenen Versprechungen, in einem Handstreich die Vermählung Isabellas mit ihrem spanischen Vetter und ihrer Schwester und zurzeit präsumptiven Erbin mit seinem Sohn Montpensier durchsetzte. Diese Demütigung mußte Isabella selbst, gewiß sehr gegen ihre stets vornehme und redliche Gesinnung, der Königin Viktoria in einem

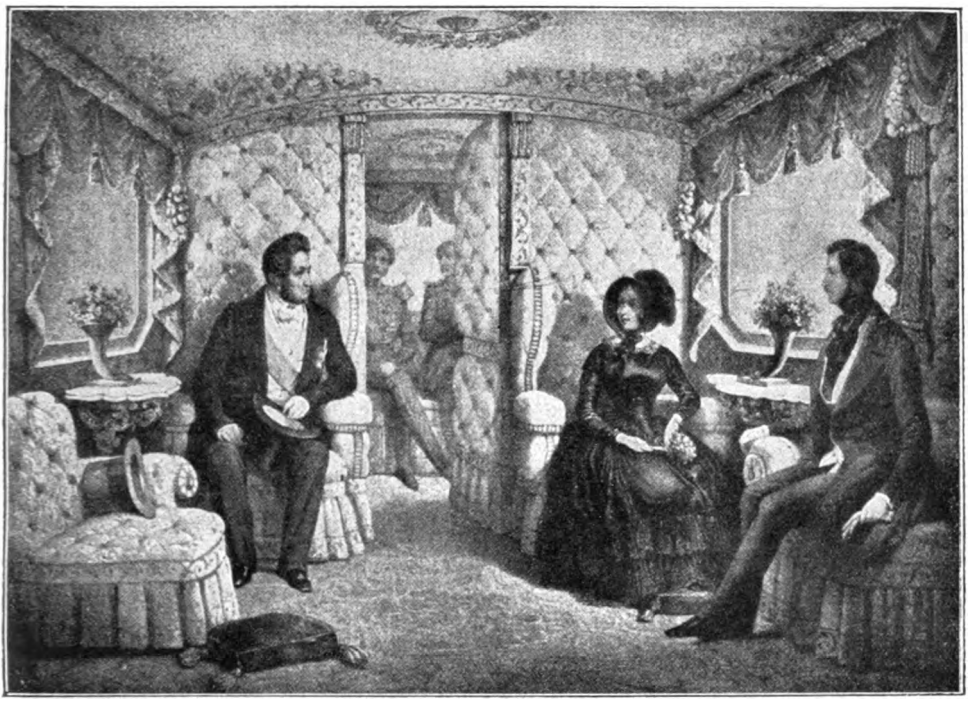


Königin Viktoria von England und Lord Melbourne
Ausschnitt von einem Gemälde von Francis Grant

Privatschreiben zugleich mit der Erkundigung nach der glücklichen Ankunft eines Korbes mit zwei Dutzend Pfirsichen höchst unschuldig anzeigen. Die Treulosigkeit dieser Haltung trug mehr, als man glauben möchte, zum Sturz Louis-Philippes bei und dazu, Viktorias Sympathie für Napoleon zu heben.

Schon drei Jahre vorher hatte Leopold für den zweiten Koburg-Kohárýschen Sohn August die Hand seiner Schwägerin Clementine errungen und so zwei Kinder seines dritten Bruders trotz der Hemmungen, die nach deutschen Auffassungen in der Unebenbürtigkeit des gräflichen, erst kurz vor der Heirat Antonie Kohárys mit Ferdinand gefürsteten Hauses Kohárý lagen, in die engste Beziehung zu einer der vornehmsten Dynastien gebracht, was ihm durch die Spannung, in der der Sohn „Philippe Égalités" als Thronräuber seines Vetters Ludwigs XVIII. mit den katholischen Herrscherhäusern lebte, freilich erleichtert wurde. Er selbst erreichte später mühelos die Heirat seines Sohnes mit einer Habsburg. Die gute Königin Luise starb, tiefbetrauert von ihrem Volk, in verhältnismäßig frühen Jahren: der hausväterliche Charakter Leopolds hielt indessen den Hof auf der bereits vor Jahren anerkannten vorbildlichen Höhe. Bei durchaus würdiger Repräsentation und, wo es nötig war, auch fürstlicher Prachtentfaltung waltete über dem Brüsseler Hofwesen ein familienhaft reiner und gesunder Zug. Der König ging oft am Arm seiner Tochter, der später so unglücklichen, schönen Charlotte, durch die Brüsseler Geschäftsstraßen, wo ihn dann die junge Tochter ganz nach der Art verwöhnter Haustöchterchen bald vor dem einen, bald vor dem anderen Schaufenster am Arm festhielt. Durch seine große Sparsamkeit übte er auch auf den jungen kronprinzlichen Haushalt großen Einfluß. Auch der Thronfolger trat in der denkbar schlichtesten Weise auf, und in dem einfach und liebenswürdig sich gebenden jungen Mann hat damals niemand den späteren Leopold II. ahnen können. Die Sparsamkeit war sogar der habsburgischen Schwiegertochter so in Fleisch und Blut übergegangen, daß von den bei Anfertigung ihrer Toiletten übrigbleibenden Stoffstücken zuweilen ihre Kinder, zuweilen, wenn es gar nicht weiter reichen wollte, wenigstens ihr Schoßhündchen einen Anzug erhielt, so daß die strahlend schöne junge Frau, deren Los sich später so bitter gestaltet hat, entweder mit einem ihrer Töchterchen oder zum wenigsten mit ihrem Hündchen gleichgekleidet erschien. Von ihren Kindern war Leopolds eine Enkelin, Stephanie, jetzige Gräfin Lonyay, bestimmt als Gemahlin des Kronprinzen Rudolf, der so tragisch endete, österreichische Kaiserin zu werden; ihre Schwester Luise heiratete ihren Vetter Philipp, den Sohn Augusts und Clementinens, der durch seine und ihre Tochter, die Herzogin Ernst Günther, der Schwiegervater des Bruders der deutschen Kaiserin wurde. Das traurige Schauspiel, das die Familie eines gerade als Familienoberhaupt so unvergleichlich ausgezeichneten Mannes beim Ableben seines Sohnes bot, ist noch in aller Gedenken; erst mit seines zweiten Sohnes, des Grafen von Flandern, Nachkommen hatte Belgien wie-

Digitized by Google



Louis-Philippe, der „Bürgerkönig", Viktoria und Albert im Salonwagen

der das Glück gehabt, ein sittlich vorbildliches Paar auf seinem Thron zu erblicken. Seines Neffen Albert Enkelin Marie regiert in Rumänien, seine Enkelin Margaret wird in Schweden herrschen, seine Enkelin Alix ist Kaiserin von Rußland, sein Enkel Wilhelm deutscher Kaiser und seine Enkelin Sophie Königin von Griechenland.

Daß nicht auch in Mexiko koburgisches Blut regiert, liegt, wie auch in Spanien, an der Ungunst des Geschicks. Es steht historisch fest, daß der koburgische Ausdehnungsdrang — gefährlich, wo er der Beherrschung durch einen festen Charakter entbehrt — es war, der den unglücklichen Erzherzog von Österreich, Maximilian, in den mexikanischen Kaisertraum hineindrängte, während er den harten Realitäten der zuchtlosen Verhältnisse, die eine schwere und rücksichtslose Hand brauchten, doch nicht gewachsen war. Noch heut lebt seine Witwe Charlotte, Leopolds Tochter, in Belgien in geistiger Umnachtung, nicht ahnend, wie heut Koburg gegen Koburg steht; auch in Zeiten wie die heutigen, eine Erscheinung von erschütternder Tragik, bei der ein Menschenleben sich in kurze zehn Jahre drängt. Seit die schöne siebzehnjährige Prinzessin nach Österreich vermählt ward, bis die siebenundzwanzigjährige unheilbar krank nach Laeken gebracht wurde, ist sie als Kaiserin umjubelt worden, hat als Flüchtende umsonst Hilfe in Europa suchen müssen, bis die Erschießung des Gatten ihrem Geist den tödlichen Schlag gab. Es ist derselbe Drang in die Weite, der sie peitschte, der ihren Bruder am Kongo so große, geschäftlich mehr als menschlich rühmliche Erfolge finden ließ, der ihre Nichte Clementine geduldig den Zeitpunkt abwarten ließ, an dem sie ungehindert durch den Willen des Vaters den Träger der Bonaparteschen Hoffnungen heiraten konnte, so daß ihr Sohn oder Enkel, wenn die Napoleoniden durch die Gunst des Geschicks wieder zur Herrschaft kommen sollten, Kaiser von Frankreich würde. In der gleichen Hoffnung ist wohl ihre Base Beatrice Gattin eines Orléans geworden und deren Schwester Viktoria die Frau des Großfürsten Kyrill, den nur wenig Häupter vom Thron Rußlands trennen.

König Eduard VII. von England als Prinz von Wales

Indessen sah um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die jüngste Tochter des Bürgerkönigs, Clementine, ihre Kinder nicht wie die ihrer Geschwister für Throne bestimmt, und es ist fast, als habe der ganze heftige Wille zur Macht in der hochbegabten Frau mitgewirkt,

Digitized by Google

Charlotte, Kaiserin von Mexiko

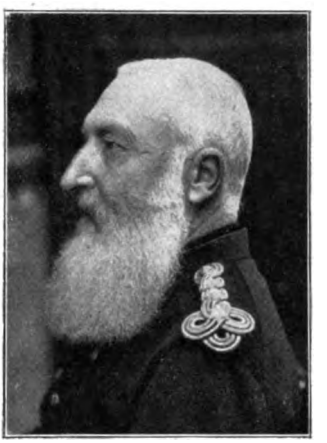
als sie vierundvierzigjährig, fünfzehn Jahre nach der Geburt ihres letzten Kindes, einen Sohn — Ferdinand — zur Welt brachte, dessen eingeborener Drang zur Herrschergewalt bei so wenig Möglichkeit der Ausführung den jungen Mann mit der traditionellen großen Nase der Bourbonen zu einer beliebten Witzblattfigurmachte. Nun ist dieser Mann soeben von Kaiser Wilhelm zum preußischen Feldmarschall ernannt, und alle Welt bewundert die Besonnenheit seiner Pläne bei soviel Kühnheit und Größe der Ausführung, die aus dem kleinen Bulgarien ein Reich machten, das vom Traum aller Balkanfürsten, dem südslawischen Kaiserreich, nicht sehr entfernt ist. Die greise Mutter hat den Sohn, für den sie ehrgeizig war, noch als Fürsten Bulgariens gesehen; ein Jahr vor seiner Krönung zum Zaren ist sie gestorben.

Es war ein weiter, beschwerlicher, harter und oft für einen stolzen Sinn tief demütigender Weg, den „der Koburger", wie man den Zaren Ferdinand, der die großen Eigenschaften des Geschlechts so offensichtlich in sich vereint, bezeichnend nennt, hat zurücklegen müssen; und wohl mochte ihn ein großes Gefühl gerechten Triumphs erfüllen, wenn er, der als kleiner Vasallenfürst des Sultans Hand hatte küssen müssen, der die Gunst des Zaren für seine Dynastie mühsam hatte erbitten müssen, sich jetzt von den Großmächten umworben sah. Gleich seinen Oheimen, dem Prinz-Gemahl und dem Herzog Ernst II., dem die Geschichte den schönen Namen des getreuen Eckarts Deutschlands gegeben hat, dem Freund Gustav Freytags, hat auch König Ferdinand nie sein Deutschland verleugnet, und gewiß segnet er das Geschick, das ihm den Anschluß an die deutschen Mächte, als dem Heil Bulgariens entsprechend, wies, so daß er seiner persönlichen Neigung folgen konnte. Besonders Frankreich, die Heimat seiner Mutter, hat sich des Enkels seines Bürgerkönigs oft und zärtlich erinnert; die französische Literatur befaßte sich in mehreren Veröffentlichungen mit ihm, und man hoffte, in seiner Heirat mit der Prinzessin Marie Louise von Bourbon-Parma, der älteren Schwester der jungen Thronfolgersgattin von Österreich, seine Neigung zum „Land seiner Ahnen" bestätigt zu sehen. Mit Behagen wurden Anekdoten erzählt, von dem prophetischen Wort des Onkels Aumale, als er nach längerer Trennung den Neffen nicht gleich wiedererkannte: „Ferdinand, c'est toi? Eh bien je suis comme l'Europa . . . je ne te reconnais pas!" — und die reizende Geschichte vom „senti-

Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg und Gotha
Aufnahme vom Atelier Prof. Ed. Uhlenhuth, Koburg

Digitized by Google

König Albert von Belgien



König Leopold II. von Belgien

ment français", wie der Fürst, im Begriff, seinen Anzug für die Beisetzungsfeier der so heiß geliebten Mutter zu vollenden, den Duc de Luynes empfängt, den Uniformrock mit den sächsischen Orden, den er eben schließen will, langsam aufknöpft, auf das Band der Ehrenlegion zeigt, das darunter „rouge et large" seine Brust umschließt und mit erstickter Stimme sagt: „Comme cela, elle aura tout de même quelque chose, de là-bas." Ebenso wie hier das natürliche Gefühl eines so guten Sohnes für das Land einer teuren Toten beweisen sollte, der König sei von Grund seines Herzens Franzose, wie seine Kinder, die Kinder einer französischen Mutter, Franzosen seien, brachte man es sogar fertig, die zweite Königin, eine deutsche Prinzessin Reuß, auf Grund ihrer mütterlichen Abstammung Rohan-Soubise zur Französin zu machen. Man muß das alles und die nahen Beziehungen zu Belgien und England in Betracht ziehen, um richtig zu beurteilen, wie schwer dem König die Entscheidung gemacht worden ist.

Neben den großen staatsmännischen und strategischen Eigenschaften des Fürsten ist es zumal wieder das Ererbte im Gemüt, das für Koburg Typische, das ihm die Achtung ganz Europas erworben hat. Sein Hof-

Maud, Königin von Norwegen

Sophie, Königin von Griechenland

Digitized by Google

Alexandra Feodorowna, Kaiserin von Rußland

und sein Familienleben sind vorbildlicher Art. Die Fürstin Marie Louise, eine träumerische, sanfte, tieffromme Frau, wird im Volke wie eine Heilige verehrt. Von ihrer Güte, Reinheit und Barmherzigkeit erzählt man noch heute Dinge wie aus frommen, alten Legenden, und so ist sie auch sie sich denn auch jetzt wieder, anordnend, leitend und überwachend, als wahre Mutter ihres Volks zeigt. Die jungen Prinzessinnen, Eudoxia, ihrer Großmutter Clementine ähnlich und schon als Kind bei voller Natürlichkeit mit der vollen Anmut einer wirklichen „großen Dame" in Blick und Haltung, und

Prinzessin Klementine von Orleans

für das Nationalheiligtum Bulgariens thronend gemalt in der alten Tracht ihres Landes. Die Kinder der 1899 Verstorbenen werden von einer Frau erzogen, deren Art und Lebensgang unvergleichliche Gewähr- schaft für einen segenvollen Einfluß bietet. Nadejda, von der sterbenden Mutter „Hoffnung" genannt, ein Kind von seltsam melancholischer Lieblichkeit, sind von ihr zu Gehilfinnen erzogen worden, und zur Zeit des bulgarisch-türkischen Krieges wurden verschiedene wirklich reizende Züge von ihrer kindlichen Hilfsbereitschaft erzählt. Zweifellos dankt König Ferdinand, der ein überaus zärtlicher Vater ist, der Königin hinsichtlich der Sorge für seine Kinder eine große Entlastung seiner Kräfte, die so für neue Aufgaben frei wurden. Seine Liebe für die kleinen Verwaisten war so groß, daß er ihnen, wenn sie ausnahmsweise bei Hoftafeln mitaßen, selbst die Teller füllte, und es soll ein rührender Anblick gewesen sein, wie die Kleinen dem Vater bittend ihre Silberschüsselchen hinhielten. In dieser warmen, reinen und tüchtigen Art des königlichen Hauses liegt die schönste Zukunft für die Dynastie beschlossen; Kinder der berühmtesten Herrscherhäuser der alten Zeit und zugleich in den Pflichten der vom Fürsten als Menschen soviel fordernden neuen Zeit erzogen, mit den ern-

Die Tante des Fürsten Reuß, Eleonore, Königin von Bulgarien, besitzt ebenso wie ihre Vorgängerin alle Vorbedingungen einer mittelalterlichen Heiligen, und wenn diese Eigenschaften bei der toten Fürstin mehr passiver Art waren, so sehen wir sie bei der Königin Eleonore ins Aktive entwickelt. Es ist bekannt, daß sie im mandschurischen Krieg leitende Schwester des Lazarettzuges der Großfürstin Wladimir war, ihrer Cousine; weniger bekannt war aber, daß sie nach Beendigung des Feldzuges zwei Jahre als Diakonissin in der kleinen märkischen Stadt Lübben gearbeitet hat, die für eine Frau ihrer Verhältnisse dreifach schweren Pflichten einer einfachen Schwester mit derselben Pflichttreue und Würde erfüllend, wie jetzt die einer regierenden Königin; wie

Margarete, Kronprinzessin von Schweden, mit ihren Kindern

Digitized by Google

sten und Ehrfurcht wie Liebe einflößenden Gestalten ihres Hauses vor ihren Augen, werden die schlanken, die Züge der Bourbons ebenso wie die der Koburg deutlich aufweisenden Prinzen gleich ihren Schwestern einer großen Zukunft entgegengehen, wenn sie den hohen Idealen ihres Hauses treu bleiben.

So scheint es denn dem jüngsten Sprossen des alten Herzog Franz vergönnt, die Dynastie gegründet zu haben, die von allen koburgischen die ruhmvollsten und gesündesten Aussichten besitzt. Wie das Schicksal der portugiesischen und zurzeit der belgischen Linie sich gestaltet hat, wissen alle; der Name der englischen ist durch den ränkevollen Geist von Alberts Sohn auf lange befleckt und geschändet. So zeigt sich wieder die Wahrheit, daß nur das auf ethische Werte Gegründete Bestand hat: was Treue, Glauben, unantastbare Redlichkeit in Leopold und Albert Großes und Historisch-Aussichtsvolles geschaffen haben, ist durch die Skrupellosigkeit ihrer Söhne vernichtet, und die Enkel tragen das Unheil ihrer Gespinste.

Karl Eduard, regierender Herzog von Sachsen-Koburg und Gotha
Aufnahme aus dem Atelier Prof. Ed. Uhlenhuth, Koburg

Antwerpen, das Leopold unter dem Gedanken: „Ich brauche drei Monate Zeit," so stark zu befestigen begann (er meinte, er müsse für seine Regierung und Dynastie einen Ort haben, wo er sich drei Monate halten könne, innerhalb dieser Zeit würde das hilfreiche England ihn unter allen Umständen entsetzen), liegt in Trümmern, und Friedrich der Großmütige sieht, wenn er aus seinen Höhen niederblickt, allenthalben Koburg wider Koburg. Der alte Stockmar aber, der ergebene Diener und treue Freund, dem koburgische Treue und Dankbarkeit in der Zeit, als das Geschlecht durch verwandtschaftlichen Zusammenhalt in höchster Blüte stand, jenes Denkmal setzte, würde vor Betrübnis darüber, wohin seines geliebten und bewunderten Albert Sohn die Welt gebracht hat, sein Haupt verhüllen. Mit Wohlgefallen mag der Schutzgeist des Hauses nur auf die schöne Szene blicken, die vor wenig Wochen zwei Urenkel des alten Franz inmitten ihrer siegreichen Heere in der alten Römerstadt Nisch brüderlich vereinte.

Eleonore, Königin von Bulgarien
Aufnahme aus dem Atelier Prof. Ed. Uhlenhuth, Koburg

Ferdinand, König von Bulgarien
Aufnahme aus dem Hofatelier C. Pietzner, Wien

Digitized by Google

Kapellmeister Spatz

Novelle von Carl Bulcke

Er hieß Spatz und war Kapellmeister und Dirigent des Orchestervereins. Er war vierunddreißigjährig, kaum mittelgroß, ängstlich, ganz mager, er trug eine goldene Brille und bezog vom Orchesterverein jährlich zwölfhundert Mark Gehalt. Er gab dazu Violinstunden und Klavierstunden und stolperte jeden Tag von neun bis zwölf und von zwei bis sechs treppauf, treppab, in zerschlissenem Gehrock, in der linken Hand seinen schwarzen Geigenkasten, in der rechten Hand seinen Gehstock, ein gelbes Rohr mit einem Elfenbeinknopf, der eine buttergelbe, hübschgeschnitzte, in Blattwerk gehüllte Birne vorstellte. Er hatte in seinem stubenblassen, schmalen Gesicht eine spitze, scharfgerötete Nase und darunter einen kleinen blonden, zerzausten Schnurrbart, er hatte es immer eilig und sein Gesicht war so besorgt, als säßen zwölf Gerichtsvollzieher ihm im Nacken. Er wohnte in einem Mietshause in der Bismarckstraße, drei Stock hoch, da waren zwei Zimmer mit einer Küche und einem Balkon. Von dem Balkon aus konnte man weit über die thüringer Berge sehn. An Sommerabenden saß er dort im Dunkeln und kratzte seine Geige.

Er hieß Spatz und war Kapellmeister und Dirigent des Orchestervereins. Jeden Sonnabendabend war in der Loge zu den „Drei Königen" Orchesterprobe. Die Blechmusik und Streichmusik stellte das Regiment. Um die Musiker herum waren die Sänger und Sängerinnen aufgestellt. Da war das Fräulein Tochter des Herrn Hoffleischermeisters und die Frau Herzogliche Schloßorganistin, das Fräulein Tochter des Herrn Herzoglichen Rentamtmanns, die Frau Geheime Rechnungsrat, da war der Herr Herzogliche Leibgendarm, der Herr Hoftischlermeister, der Herr Herzogliche Distriktssekretär, der Herr Hofkanzlist, der Herr Leiboberlakai ihrer Herzoglichen Durchlaucht der Frau Prinzessin Mathilde, der reiche Herr Schuhmachermeister aus der Prinzessin-Amalien-Straße, die noch viel reicheren Herren Privatiers, Rentner und Partikuliers aus der Herzogin-Charlotte-Straße und der ganz schwerreiche Herr Hoflieferant gegenüber dem Schloß; und schließlich die achtbaren und würdigen Herren, die im Adreßbuch als Hausbesitzer, Eigentümer, Privatleute oder ganz ohne Beruf aufgeführt waren. Aber die Säulen des Orchestervereins waren die Frau Herzogliche Kalkulator und die Frau Bankkassierer, der Sopran; das Fräulein Tochter des Herrn Herzoglichen Oberhofgärtners, der Alt; der Herr Sohn des Herrn Herzoglichen Stallmeisters und der Herr Buchhändler, die beiden Tenöre; und schließlich der Herr Herzogliche Kammersänger, der Bariton.

Sechsmal im Jahr gab es Konzert. Dann kamen jedesmal zum ersten Konzert Seine Hoheit der Herzog, Ihre Hoheiten die Frau Herzogin, die Frau Herzogin Mutter samt höchstihren Hofstaaten. Dann wurde Mozart konzertiert, Bach, Beethoven, Brahms. Der kleine Kapellmeister Spatz stand, wenn alles still geworden war, mager, gekrümmt, den Kopf wie ein Geier aus dürrem Halse vorgeschoben, die Hände mit flachen Handflächen vorgestreckt; stand so sekundenlang, die Stirn gerunzelt, die Augen unter den Brillengläsern so hoch, daß man nur das Weiße sah, stand und riß dann unvermutet die Hände zu Fäusten geballt empor, schüttelte die Fäuste eine Sekunde, und Bumtrara setzte die Musik ein. Es dauerte keine hundert Takte, und der kleine Kapellmeister Spatz tanzte vor dem Dirigentenpult wie ein Irrwisch, tanzte, zuckte, strampelte, beschwichtigte, bedrohte, kroch in sich zusammen, fuhr pfeilschnell auf, stieß den rechten Arm empor, säuselte mit der linken Hand, flatterte bis in die äußerste Ecke seines kleinen Podiums. Und regelmäßig am Schluß des letzten Konzerts wurde ihm ein Lorbeerkranz überreicht, auf dessen Schleife „Unserm verehrten Kapellmeister" stand.

Aber jeden Mittwochabend acht Uhr, nach dem Abendessen, ging Herr Kapellmeister Spatz in die Wirtschaft zum Schwan, wo die Hochmögenden saßen, um sein Schöppchen zu trinken. Dann machten die Hochmögenden ihren Spaß mit dem Herrn Kapellmeister. „Diener, Herr Spatz,

Digitized by Google

Die Töchter des † Herzogs Alfred von Sachs.-Koburg u. Gotha. Gemälde a. d. J. 1899 von Prof. Fritz Aug. v. Kaulbach
(Von links nach rechts: Beatrice, Prinzessin von Orleans — Viktoria, Großfürstin Kyrill — Alexandra, Fürstin Hohenlohe-Langenburg — Maria, Königin von Rumänien) — Copyright Franz Hanfstaengl, München

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

wie geht's, Herr Spatz, nehmen Sie Platz, Herr Spatz, was macht der Schatz, Herr Spatz." Herr Spatz aber stellte sein Rohr mit der Elfenbeinbirne behutsam in den Ring des Kleiderständers, grüßte rechts, wo die Herren Philologen saßen, grüßte links, wo die Herren Bürger saßen und näherte sich dann mit ruckweisen Bücklingen seinem Stammtisch. „Scheen' guden Abend, Herr Kanzleirat, hab' die Ehre, Herr Direktor, Diener, Herr Hofschneidermeister, ergebenster Diener, Herr Oberhofgärtner, allesamt scheen' guden Abend, meine Herren."

Dann wurde der Herr Kapellmeister geneckt und befragt, was er mit all seinem Einkommen anfange und was er von der Weiblichkeit halte und ob es wahr sei, daß er ein „ganz Schlimmer" sei. Der Herr Kapellmeister mochte auf das ernsthafteste versichern, daß er am Dienstag in Leipzig nur gewesen sei, um die Generalprobe zum Gewandhauskonzert zu hören, er wurde überstimmt und mit lautem Gelächter belehrt, daß er ein Stelldichein gehabt habe. Dann ließ man ihn für eine Weile in Ruhe, und er trank auf das Wohl des Herrn Hofstallmeisters und auf das Wohl des Herrn Kalkulators je ein Schlückchen. Dann wurde er wieder geneckt, und nun derber: daß er sich aus seinen Lorbeerkränzen Suppe koche, daß er seine rote Nasenspitze nachts als Taschenlaterne benutze; und der Herr Mädchenschuldirektor sagte, der Herr Spatz würde auch mit sechzig Jahren noch immer wie ein Siebenmonatskind aussehn. Alsdann geschah es, daß in diesem Aufmarsch thüringischer Dialekte der kleine Herr Kapellmeister hastig seinen Schoppen leerte, energisch den Deckel auf das Glas klappte und dazu sagte, was zuviel sei, sei zuviel.

Aber Punkt elf Uhr nahm er sein Hütchen, nahm seinen Birnenstock, verabschiedete sich rechts und links mit vielen Bücklingen und stiefelte langsam nach Hause: durch die hübschen schlafenden Straßen, durch die weiche Luft der thüringischen Landschaft, behäbig daran denkend, daß er eines armen Lehrers Sohn war und nun mit den Hochmögenden wie mit ihresgleichen verkehrte, daß es gar nicht ausgeschlossen sei, daß er einmal Herzoglicher Musikprofessor werden könnte, und daß es auf der Welt Musik gab, holde Musik, in der über aller Erdenschwere Gottes Engel sangen und jubelnde Himmel und Sternenkränze sich auftaten.

Er hieß Spatz und war Kapellmeister und Dirigent des Orchestervereins, er bezog zwölfhundert Mark Gehalt und verdiente das gleiche stillschweigend noch einmal mit seinen Stunden, er hatte ein Sparkassenbuch und schickte seiner Mutter monatlich fünfzig Mark; er war ja so zufrieden und so überglücklich. Acht Jahre hatte er sich mit Musikstunden durchgehungert auf dem Konservatorium zu Leipzig, hatte zwischendurch die Primgeige in Halberstadt und die Flöte in Halle gespielt, hatte in Dachkammern gehaust, Noten abgeschrieben, Krankheiten überstanden, Schmerz genug gelitten. Was diese hochmögenden Bürger verhöhnten, seine spitze Nase und seinen mageren Körper, das waren die Folgen, das waren die Zeugen seiner schweren Zeit. Nun war das alles restlos vorüber. Vorüber die Sorgen der Eltern. Da lagen die Partituren: Mozart, Bach, Händel, Haydn, Beethoven. Er saß, saß auf einem richtigen gepolsterten Sofa des Abends und las immer wieder die Partituren in heißer Ergriffenheit ...

Doch: es gab auch Tage, wo er nicht Partituren las. An diesen Tagen wußte er, daß er häßlich war, eine Karikatur, ein Mißwachs, wußte er, daß alle Menschen zu ihm unfreundlich waren, unzart und von schlechter Gesinnung; er sah seine schmalen Hände und empfand, daß die Hände des Fräulein Tochter des Herrn Hofrentamtmanns bäurisch grob waren, wie schön auch das Fräulein Tochter sonst sein mochte. O ja, er wußte, was Hochmut ist.

Als nun der Krieg kam, am zweiten Tag, als die Begeisterung überall so hoch schwoll, daß er nicht mehr anders konnte, da stellte er sich als Kriegsfreiwilliger. Das war seine Schicksalsstunde. Der Arzt zögerte sichtlich: denn als der Herr Kapellmeister völlig nackt dastand, da war er wirklich bloß ein nackter Spatz, drei Handvoll Haut und Knochen, noch dazu kurzsichtig. Brustweite genügte, Größe genügte auch. „Sie halten's ja nicht aus." „Herr Oberhofstabsarzt, ich halte aus!" Der Arzt lächelte, der Vorsitzende lächelte, Herr Kapellmeister Spatz wurde eingestellt. Zunächst versuchsweise.

Digitized by Google

Die ersten zwei Wochen kam er in die Kaserne. Von da an durfte er zu Hause schlafen. Er war ein Bild des Jammers, wenn er abends über den Bismarckplatz zu seiner Wohnung kam, mehr noch, er war ein Gespött. Aus den Häusern guckten sie, die Kinder liefen hinter ihm her. Denn nicht allein, daß er einen blauen Rock trug, der abgenutzt und ihm viel zu weit war, daß er mit dem Kopf in den Schultern einsank, er hinkte jetzt auch auf beiden Füßen, und das war traurig anzusehn.

Aber nach weiteren zwei Wochen hinkte er nicht mehr und hielt sich besser. Und wieder nach zwei Wochen trug er eine richtige feldgraue Uniform, umgeschnallt mit Seitengewehr und schüttelte, wen er traf, mit beiden Händen die Hand: „Ergebenster Diener, Herr Hoffleischermeister... wir rücken nu bald aus ... so nächster Tage hoffe ich ..." „Gehorsamsten Diener, Herr Direktor, es geht soweit ja ganz gut ... es macht sich ... es macht sich, immer Knie durchdrücken, sagt der Unteroffizier... nächste Tage rücken wir aus ... ich werde mir die Ehre geben, Ihnen aus dem Felde zu schreiben, Herr Direktor."

Einmal geschah es auch in diesen Tagen, daß er dem Fräulein Tochter des Herrn Herzoglichen Rentamtmanns begegnete, auf der Schillerstraße, als sie mit ihrer Frau Mutter daherkam. Nun war sie groß und schön, eine blondlockige Jungfrau mit weißem Federhut und so gut wie verlobt mit dem Herrn Stabshoboisten, der im Feld war. Aber er hatte ihr doch vom zehnten Jahr ab Geigenstunden gegeben, als sie noch ein Kind war, und wenn sie nun auch auf ihn herabsah, so fremd, als sei das alles vergessen, und wenn sie auch nie gedankt hatte, daß er ihr zu jedem Geburtstag einen Rosenstrauß geschickt hatte: er blieb stehn, er errötete heftig, er wollte Lebewohl sagen und vergaß sich soweit, sein schirmloses Mützchen abzureißen ...

Aber das Fräulein Tochter des Herrn Rentamtmanns mußte nebst ihrer Frau Mutter so herzlich lachen, daß ein Gespräch unmöglich war. Der Rekrut Spatz setzte betrübt sein Mützchen wieder auf.

Noch ein Tag und noch ein Tag und dann war der Rekrut Spatz fort. Ganz unbemerkt, eines Morgens um drei Uhr, war er mit seinem Ersatzdepot ausgerückt.

Drei Wochen ließ er nichts von sich hören. Aber dann schrieb er. Hurra, Hurra, er liege im Schützengraben. Es ginge ihm prachtvoll. Es sei eine herrliche Zeit. Und wie es zu Hause aussähe. Er habe so lange keine Nachrichten. Hurra, Hurra. Er schrieb an jeden: an den Herrn Herzoglichen Oberhofgärtner und die Frau Geheime Rechnungsrat, an den Herrn Leiboberlakai und den Herrn Mädchenschuldirektor, an das Fräulein Tochter des Herrn Ökonomen und an das Fräulein Tochter des Herrn Oberhofgärtners und jede Woche einmal an den „Schwan".

Und sechs Wochen später war nicht einer, der nicht wenigstens eine Karte bekommen hatte: an seinen bösen Hauswirt hatte er geschrieben, an die sechs Parteien, die in seinem Hause wohnten, denen er bis dahin nur, wenn er ihnen auf der Treppe begegnet war, guten Tag und guten Abend gewünscht hatte. So ging das bis Weihnachten, oder genauer gesagt bis Mitte Dezember, gerade um die Zeit, als der Stammtisch im Schwan das erste Paketchen mit Liebesgaben, Zigarren und heimischem Gebäck an den Gefreiten Spatz abschickte.

Um Neujahr herum fragte wohl einer oder der andere, was mit dem kleinen Kapellmeister wohl los sein möge. Ende Januar begann man sich zu wundern. Anfang Februar war man sich einig, daß dem Kleinen wohl etwas passiert sein müsse. Und wieder später fragte man bei seinem bösen Hauswirt an. Doch der wußte nichts.

Im April wurde von der Heeresverwaltung ein Pappkarton an den Hauswirt geschickt, derselbe Karton, mit dem er ausgerückt war. Es lag sonst keine Nachricht dabei. Der Karton enthielt ein wenig Wäsche, die Bilder zweier alter Leute, offenbar seiner Eltern, seine Brieftasche mit Ausweispapieren und dazu sauber, in Packpapier verschnürt, die Partitur von Beethovens neunter Symphonie.

⁂ ⁂ ⁂

Meine Mutter, die in Thüringen lebt, erzählte mir diese Geschichte. Sie ist wahr, und ich habe sie getreulich nacherzählt, wie ich sie erfahren habe ...

Lebwohl, kleiner tapferer Spatz. Lebwohl, guter kleiner Mensch ...

Digitized by Google

Marie von Ebner-Eschenbach

Von
Engelbert Pernerstorfer
Vizepräsident des Österreichischen Abgeordnetenhauses

Mit Marie von Ebner-Eschenbach ist eine große Dichterin und ein großer Mensch dahingegangen. Nicht allzu häufig ist die Verbindung höchster künstlerischer Gestaltungskraft mit reinstem Menschentum. In ihr war diese Verbindung Fleisch geworden. Die Ebner (sie unterschrieb ihre Briefe schlicht mit Marie Ebner) war aber auch eine tiefe Denkerin. Als solche zeigen sie ihre glänzenden Aphorismen und Parabeln. Ihre Kunst war von jener höchsten Art, die gleichsam einfachste Natur zu sein scheint. Schiller hat einmal gesagt, daß die größte Dichtung jene sei, die das kindliche Gemüt ebenso entzückt, wie sie den reifen Geist fesselt. So ist die Erzählungskunst der Ebner. Der junge, erst ins Leben tretende Mensch liest ihre Erzählungen mit demselben Interesse, wie der reife Mann, wenngleich natürlich erst dieser ihren vollen Gehalt auszuschöpfen imstande ist. Sie verstand es, nicht bloß mit dem Kopfe, sondern auch mit dem Herzen zu denken. Nichts Menschliches war ihr fremd, dennoch wehrte sie sentimentale Zerflossenheit ab, und ihre Dichtung hatte nicht so sehr sittliche Zwecke, als sie vielmehr aus dem Grunde einer sicheren Sittlichkeit erwuchs. Ihre grenzenlose Güte bewahrte sie vor allzu strengen Verurteilungen, trübte aber nie ihr festes Urteil. Aus altadeligem Stamme entsprossen, anerkannte sie nur den Adel der Seele, den sie ebenso verherrlichte in der niederen Dienstmagd wie in der hochgeborenen Gräfin. Haß von Menschen gegen Menschen war ihr unverständlich, und gewiß haben die Ausbrüche des Nationalhasses, die der Krieg gezeitigt hat, das Ende ihres Lebens verdüstert. Dabei war sie weit entfernt, eine Allerweltsbürgerin zu sein. Als Kind einer slawisch-deutschen Mischung erhielt sie frühzeitig zuerst französische Bildung, und ihre ersten kindlichen Dichtungsversuche machte sie in französischer Sprache. Aber nachdem ihr Vetter und späterer Mann ihr die Tore des Wundergartens der deutschen Dichtung geöffnet hatte, fand sie ihre künstlerische Heimat, die sie innig liebte. Ihr Führer war Friedrich Schiller, dessen sittlicher und dichterischer Enthusiasmus verwandte Seiten ihres Inneren berührte. So wurde sie ganz zur Deutschen mit jener österreichischen Färbung, die die Liebe zum vielvölkischen Österreich eigentümlich überglänzt. Ihre geistigen Wurzeln lagen durchaus in der klassischen Dichtung unseres Volkes. Sie lebte und webte geistig in dem Dunstkreis unserer Großen.

Marie von Ebner-Eschenbach
Geboren 13. September 1830, gestorben 12. März 1916

Was unseren Grillparzer im österreichischen Wesen fast gebrochen hat, das kam nie recht an sie heran. Das öffentliche und politische Getriebe blieb ihr größtenteils fremd, bekam keinesfalls solche Gewalt über sie, daß es sie hätte hemmen können. Das mit dem öffentlichen Leben Österreichs verbundene politische Elend hat schwer auf dem Gemütedesgrüblerischen Grillparzer gelastet. Unserer Ebner konnte es nichts anhaben, auch war ihre Seele zu sonnig, als daß es äußerem Gewölke je gelungen wäre, sie ganz zu verdunkeln. Nicht daß sie diesen Dingen teilnahmlos gegenübergestanden wäre. Wenn

Digitized by Google

auch in ihren Büchern kaum je eine politische Anspielung vorkommt (wie z. B. im „Spätgeborenen"), so beweisen doch alle ihre Schöpfungen, daß sie, im weitesten Sinne dieses Wortes, liberale Gesinnung hatte. Sie war Optimistin und Idealistin und schon als solche voll Vertrauen in die Zukunft, die ihr nicht Verharren oder gar Rückschritt bedeutete, sondern unabläßiges Fortschreiten.

Ihre Güte hinderte sie nicht, in literarischen Dingen einen festen Standpunkt einzunehmen und starke Antipathien zu äußern. Sie tat es nicht in kämpferischer Weise, sondern oft nebenbei und unaufdringlich. Sie gehört zu jenen, die auf literarische Überlieferung halten und neu auftauchende Richtungen nicht schon deswegen fördern, weil sie neu sind. Wenn sie in ihrem letzten Buche „Stille Welt" in der Skizze „Der Hofrat", einem feinen und liebenswürdigen Stück, das beweist, daß ihre Schöpfer- und Darstellungskraft auch in ihrem 85. Lebensjahre noch lebendig war, den alten Hofrat gegen die Literatur der neuen Zeit griesgrämig reden läßt, so spricht er schon ein wenig auch ihre eigene Meinung aus. Natürlich war ihr alles Gute recht. Gewiß hat sie über unsere deutsche Unart, alle zehn Jahre mit unserer literarischen Vergangenheit zu brechen und alles wieder von vorn neu anzufangen, oft gelächelt. Ihr waren unsere Klassiker nie veraltet. Neue Ausdrucksformen zu suchen und zu finden, soll gewiß niemandem verwehrt werden, aber was je einmal echte Kunst war, ist und bleibt es für immer. Sie gehörte nie einer bestimmten literarischen Schule an. Hätte man sie um eine Stellungnahme gedrängt, so hätte sie sich vermutlich zur „alten Schule" bekannt. So nennt sie ja auch, nicht ohne Absicht, eine ihrer Sammlung kleinerer Erzählungen.

Sie gehört zu den großen Erzählern der deutschen Literatur. Ihre sprudelnde Erfindungsgabe kommt nicht aus einer mehr wüsten als reichen Phantasie, die viele Neuere verleitet, aus einem phantastischen Subjektivismus heraus loszuschreiben (ein Muster dieser Art von Literatur ist der so vielgelobte „Golem" von Meyrink), sie kommt aus der Wirklichkeit des Lebens, die doch der ewige Urquell aller Dichtung bleibt. Aber sie versteht in diesem Sinne nicht bloß zu fabulieren, sondern auch meisterhaft zu charakterisieren. Die Fabel ist meist einfach, nicht äußerlich überraschend, aber immer innerlich spannend und ergreifend. Ihre schönen Geschichten, die sie immer bescheiden „Erzählungen" nennt, obwohl sie oft vollständig ausgearbeitete Romane, oft klassische Novellen sind, bleiben im Gedächtnisse haften, ihre Gestalten begleiten uns unser ganzes Leben. Sie hat keine Erzählung geschrieben, in der die Personen nicht starkes individuelles Leben hätten, in denen die Schilderung der Umwelt nicht von zutreffendster Realistik wäre. Aber auch keine, und sei sie noch so klein und skizzenhaft, die nicht zugleich von edlen sittlichen Grundgedanken getragen wäre, worauf ich schon anfangs hingewiesen habe. Aus den Tiefen der menschlichen Seele fördert sie alles zutage, Schlacken und Edelmetalle, und sie packt den Leser ebensosehr durch die Schärfe der Beobachtung und die Klarheit der Darstellung wie durch ihre große geistige und sittliche Überlegenheit, mit der sie Gerechte und Ungerechte, Gute und Böse zeichnet. Ein Strahlenstrom aus dieser sonnigen Seele flutet durch ihre Bücher, wärmend und leuchtend. Und wo der heilige Ernst und wo die fröhliche Heiterkeit nicht mehr vollständig ausreichen, um einen deutlichen Ausschnitt aus dem Weltleben zu geben, dort verfügt sie über den göttlichen Humor, der in seiner Vereinigung von Ernst und Heiterkeit das Letzte, Höchste und Beste zu sagen weiß.

Die Fülle der Gestalten, die unsere Dichterin geschaffen hat, ist schier unerschöpflich. Ihre meisten Bücher sind bei den Gebr. Paetel in Berlin erschienen. Eine zehnbändige Sammelausgabe und die nach deren Beendigung geschriebenen zahlreichen Werke, deren letztes „Stille Welt" vor kurzem herausgekommen ist. Bei Cotta in Stuttgart sind erschienen „Božena", „Erzählungen" und „Margarete", außerdem, zum 70. Geburtstag der Dichterin, „Die erste Beichte" besonders in geschmackvoller Miniaturausgabe. Diese kleine Erzählung ist autobiographischer Natur.

Der Graf und der Vagabund, die Fürstin und das Dienstmädchen, der Bauer, der Lehrer, der Journalist (in dem lustigen „Bertram Vogelweid"), der Militär („Rittmeister Brand"), die Bewohner des Armenhauses, der lebengesättigte Alte und das Kind, sie alle, ja alle Menschheitstypen unserer Gesellschaft finden in ihr eine meisternde Darstellerin. Ihr kluges Auge schweift über Berg und Tal, sieht in die Schlösser der Großen und in die Hütten der Armen und schaut allen den Menschen, die auf den Höhen und Tiefen wandeln, durch und durch bis in die innersten Winkel der Seele. Aber ihr Auge ist nicht scharf und stechend, sondern sanft und liebevoll. Indem sie uns Ehrfurcht vor allem Lebendigen, selbst der Sünder lehrt, nimmt sie uns den eitlen Hochmut aus dem Herzen; indem sie überall den echt menschlichen Kern aus den tausendfachen Verkleidungen losschält, führt sie uns zur Verachtung aller Vorurteile. So ist sie nicht bloß eine große Künstlerin, sondern auch eine hohe Lehrerin, oder vielmehr sie ist diese, weil sie jene ist. Denn jede Kunst lehrt, ohne aber lehrhaft zu sein. Sie lehrt uns die Erhebung aus der Wirklichkeit in die Wahrheit. Sie bildet den Schein und zeigt das Wesen. Marie von Ebner-Eschenbach ist eine Königin des Lebens, denn sie kennt und beherrscht es in allen Erscheinungsformen. Man würde irren, wenn man in ihr so obenhin eine Tendenzschriftstellerin sehen möchte, die gegen den Adel und für das

Digitized by Google

Volk schreibt. Sie sucht überall den Menschen und findet ihn natürlich auch überall, denn er ist in allen seinen Arten und Abarten an keinen Stand und keine Klasse gebunden. „Die Freiherrn von Gemperlein", eine Geschichte zweier adeliger Herren, ist mit ebensoviel Liebe und Treue und mit herzlichem Humor geschrieben, wie „Das Gemeindekind", die ergreifende Geschichte des elternlosen Buben, und die Erzählung „Unsühnbar", die ausschließlich in hocharistokratischen Kreisen spielt, gehört zu ihren besten Schöpfungen. Hier wie auch anderorts beschäftigt sie das Problem der Geschlechtsliebe und der Frauennatur. Auch darin denkt sie groß und frei, freilich ernst und streng festhaltend an der Forderung gefesteter Sittlichkeit. „Ohne Liebe heiraten, ist eine Sünde und eine Schande", sagt in der „Unverstandenen im Dorfe" Marie Lakomy, das selbstbewußte Weib voll herben Stolzes und drückt damit wohl auch die Meinung der Dichterin aus. Sie unterscheidet aber sehr wohl zwischen der sanften und ehrlichen Neigung, ohne die die Ehe eine unsittliche Verbindung ist, und jener großen Liebe, die höchstes Glück und Lebensschicksal ist: „Die wahre, die fruchtbare Liebe gehört zu den größten Seltenheiten, und ihre Helden sind an den Fingern abzuzählen, wie alle Helden". In der Erzählung „Nach dem Tode" lesen wir: „Die Torheit hat einmal behauptet, daß die Liebe blind sei, und die Gedankenlosigkeit hat es nachgeplappert. Es ist nicht wahr, Liebe hat ein scharfes Auge für den kleinsten Fehler des Geliebten, aber auch das größte Verbrechen würde sie nicht beirren. Sie nimmt es auf mit jedem Feinde, ja es lockt sie, sich zu bewähren, der Hölle zum Trotz! ‚Ich sehe dich, wie du bist,' spricht sie zu ihrem Gegenstand. ‚Ich weiß, ich habe zu bestehen keinen Grund, kein Recht; es ist eine Tollheit, daß ich bestehe ... aber ich bestehe doch!'" Die tiefe Kennerin des menschlichen Herzens kündet uns da die Lehre der großen Liebe, der Tristan- und Isoldeliebe, die so weltenweit entfernt ist von der alltäglichen Verliebtheit.

Eine besondere Betrachtung muß dem sozialen Gehalte der Schriften von Marie von Ebner-Eschenbach gewidmet sein. Wohl haben alle, die sich kritisch mit ihr auseinandergesetzt haben, auf ihr soziales Mitgefühl hingewiesen. Aber dieses drückt sich bei ihr in einer ganz besonderen Weise aus. Es ist nicht das allen guten Menschen eigene tiefe Mitleiden mit menschlicher Not, das sich in ihren Gestalten verkörpert, es ist noch viel mehr: es ist eine merkwürdige geniale Verstandesintuition, die aus ihr spricht und sie Zusammenhänge schauen läßt, deren Erkenntnis sonst nur dem schürfenden Intellekte offenbar wird. Sie hat sicherlich nie sozialpolitische Studien betrieben, von sozialen oder etwa gar sozialistischen Theorien gewiß keine eindringlichere Kenntnis gehabt. Um so wunderbarer ist es, daß sie gewisse tiefere soziale Erkenntnisse mit traumwandlerischer Sicherheit und wie einfache Selbstverständlichkeiten ausspricht. Das ist so auffallend, daß es sich lohnen würde, diese Seite ihres geistigen Wesens im besonderen zu untersuchen. Hier seien nur einige Proben gegeben.

Im „Gemeindekind" sagt der Lehrer Habrecht zu dem armen Pavel: „In früheren Zeiten konnte einer ruhig vor seinem Teller sitzen und sich's schmecken lassen, ohne sich darum zu kümmern, daß der Teller seines Nachbars leer war. Das geht jetzt nicht mehr, außer bei den geistig völlig Blinden. Allen übrigen wird der leere Teller des Nachbars den Appetit verderben ... Den Braven aus Rechtsgefühl, den Feigen aus Angst."

In „Unsühnbar" sieht die Gräfin Marie die armen Dorfbewohner und sagt zu sich selber: „Was dich da anruft mit stummer und unbewußter Klage, das ist die nach Erlösung ringende ewige Dienstbarkeit. Wir die Herren, sie die Knechte. Darbend an Leib und Seele verdienen sie ... unser Brot, mühen sich, zur Erde gebeugt, jahrein, jahrein, damit unser Geist frei und unbehindert auffliegen könne bis an die Grenzen des Erkennens. Ohne ihre harte Arbeit keine Ruhe für uns, kein Genuß, nicht Kunst, nicht Wissenschaft." Mit diesen Worten sieht die Dichterin tief in den gleichen Wert aller materiellen Arbeit, die die Grundlage jener menschlichen Zivilisation ist, auf der erst geistige Kultur im höchsten Sinne sich entwickeln kann. Es sei bei dieser Gelegenheit auf die hohe Schätzung hingewiesen, die Goethe den sogenannten „niederen" Schichten angedeihen ließ.

An einer weiteren Stelle sagt dieselbe Gräfin Marie, wieder in Hinblick auf die armen Dorfleute, deren insbesondere seelische Verkommenheit ihr Herz bewegt: „Nein, so hättet ihr nicht werden müssen, ihr Bejammernswerten! Ihr hättet nicht in diesen Sumpf geraten brauchen, in dem ihr jetzt versinkt. Nur wenige Einsichtige und Barmherzige unter denen, die durch Jahrhunderte unumschränkt über euch geherrscht, und sie würden euch zur Erkenntnis des Guten geführt haben. Sie schaffen die Macht, warum nicht auch die Gerechtigkeit, die Uneigennützigkeit, das liebreiche Herz?" Ich führe diese Stelle an, weil sie die Grenzen ihrer Erkenntnis zeigen. Geschichtliches ist eben intuitiv nicht zu erfassen. Und auch der Zustand der Massen ist geschichtlich geworden und ist nicht abhängig von dem Willen der einzelnen. Alle Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit der Mächtigen ist nicht imstande, die Zustände zu verändern, wenn dazu nicht die geschichtlichen Vorbedingungen gegeben sind. Hier spricht nur ihr gutes Herz, während sonst so häufig scharfe Denkkraft aus ihr redet.

In „Glaubenslos" schildert der alte und milde Pfarrer Thalberg unsere heutige Welt, „in der der Haß aller gegen alle tobt ... in der sie einander nichts mehr verzeihen, in der der Parteigenosse das Schlechteste, der

Digitized by Google

Gegner nicht das Beste ungestraft tun darf, in der eine Nation gegen die andere, ein Stand gegen den anderen und sogar ein Geschlecht gegen das andere in Waffen steht. In was für Waffen, Herr mein Gott! Nicht des ehrlichen Krieges, in dem der Soldat noch im Feinde den Nebenmenschen und dadurch sich selbst achtet ... Krieg mit schändlichen Waffen, denn die Pfeile, die da fliegen und treffen, sind ins Vipergift der Verleumdung getaucht. Wir sehen die Wissenschaft mißbraucht im Dienste des Mordes, wir sehen unsere göttliche Religion der Liebe, der tiefsten Demut zum Werkzeug des Ehrgeizes, des Strebens nach Macht entheiligt." Diese Worte treffen uns heute im Kriege mit wuchtiger Schärfe und erregen in uns erneuten Groll gegen unsere Feinde.

Es sei noch einmal mit Nachdruck gesagt, daß sie keine Tendenzschriftstellerin war, obwohl sie sich immer auf die Seite der Armen und Unterdrückten stellt. Denn das tut sie mit ernsthaftem Nachdruck. Das zeigen nicht nur die angeführten Zitate. Es wären dafür als Zeugen eine ganze Reihe von Gestalten in ihren Erzählungen anzuführen. Vor allem der arme, schon erwähnte Pavel im „Gemeindekind", ein von allen mißhandelter Bube, der zum Glücke einen väterlichen Freund im wackeren Lehrer Habrecht findet. Der Bube ist begabt und willig, er arbeitet sich aus tiefster Armut hinauf, materiell nicht nur, sondern auch geistig und sittlich. In bescheidener Umwelt wird er ein das Mittelmaß weitüberragender Mann. Man lese „Božena", die Geschichte eines Dienstmädchens von sehr schlichter Natur. Mit wieviel Liebe zeichnet die Dichterin ihre derbe und gesunde Leiblichkeit und ihre innere sittliche Größe. Im polnischen Bauer „Jakob Szela" gibt sie uns ein Urbild der Treue und Kraft. Einen Gipfel ihrer Kunst bedeutet die Skizze „Er läßt die Hand küssen", ein Stück, das vielleicht, so klein es auf den ersten Blick erscheinen mag, ein Meisterstück der Weltliteratur ist. Das Leben und Treiben auf einem feudalen Schlosse und die Lage der Leibeigenen weiß sie auf einigen Seiten mit fast sparsamen Strichen lebendig vor uns hinzustellen. Ohne ein einziges subjektives Wort, ohne jede Sentimentalität, ohne persönliche Reflexionen, immer nur rein gegenständlich versteht sie es, uns mit Verachtung gegen den Feudalismus zu erfüllen. Dabei lasse man nicht außer Auge, daß sie ja selbst einem gräflich-feudalen Geschlechte entsprossen ist. Sie hat wohl, wie sie anderswo erzählt, noch Szenen miterlebt, die an die alte Zeit erinnerten und in ihrer reinen Kinderseele hat sich alles gegen Gewalt und Roheit aufgebäumt.

Trotzdem hat sie sich nicht in die Umwelt der Armen eingesperrt. Sie kennt alle Schichten der Gesellschaft. Insbesondere natürlich auch sehr gut die Aristokratie. In deren Kreisen lebte sie ja. Sie ist weit entfernt, in diesen nur das Unerfreuliche zu sehen. Zum Belege dafür dient „Unsühnbar", eine Erzählung, die uns Typen nicht nur adeliger, sondern auch wirklich edler Menschen zeigt. In dieser Geschichte rührt uns die feine, hochgesinnte Gräfin Marie aufs tiefste. Aber auch die Hohlheit des Lebens eines im gesellschaftlichen Tand aufgehenden Edelfräuleins weiß sie plastisch und rein objektiv darzustellen, so daß wir über der künstlerischen Vollkommenheit, rein ästhetisch hingenommen, die moralische Wirkung erst zuletzt bemerken. Man lese hintereinander die Gegensätze „Komtesse Muschi" und „Komtesse Paula".

Eine so tiefe Natur wie Marie von Ebner-Eschenbach konnte von starken religiösen Zweifeln und Erregungen nicht verschont bleiben. Was sie in der „Ersten Beichte" erzählt, ist, wie ihr schönes Buch „Meine Kinderjahre" (1905) beweist, eigenstes Erlebnis gewesen. Auf ein so phantasievolles Kind mußten religiöse Vorstellungen einen starken Eindruck machen. Welche Stellung sie schließlich zur Religion eingenommen hat, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Es wird wohl ein weitherziger Pantheismus sich in ihr entwickelt haben. Auf jeden Fall wird sie auf den Glauben weniger Gewicht gelegt haben, als auf das Leben. Wenigstens kann man das aus der Erzählung „Glaubenslos" schließen. Diese Erzählung ist besonders deswegen so beachtenswert, weil sie ein oft behandeltes Problem in einer eigentlich überraschenden Weise löst. Der junge Priester, der in religiöse Zweifel versinkt und der mit Sicherheit weiß, daß er nie wieder zum frommen Kinderglauben zurückkommen wird, will seine Stelle als Seelsorger verlassen. Sein guter Pfarrer kann ihn nicht halten. Da, im letzten Augenblick, öffnet ihm ein Weib, das ein hartes Leben mit einem rohen Bauern hinter sich hat, die Augen. Von Glaubenszweifeln weiß sie nichts. Aber sie weiß, wie das Leben ist, und indem sie ihm zeigt, was er an seiner Stelle schon gewirkt hat, weist sie ihn auf das Wichtigste: im Leben dem Leben zu dienen. So nimmt er das Martyrium auf sich und bleibt. Mit einem starken sacrificium intellectus. Man fragt sich unwillkürlich: welches Martyrium ist größer, dessen, der seine Individualität durchsetzen will oder dessen, der sie geopfert im Dienste — nicht etwa der Kirche, aber im Dienste der Menschheit? Jedenfalls will die Dichterin mit dem Abschluß der Geschichte, der fast jäh und unvermittelt ist, sagen: was man glaubt, ist nicht so wichtig, entscheidend ist, was man lebt.

Marie von Ebner-Eschenbach war keine Vielschreiberin. Die Zahl ihrer Bücher beträgt keine dreißig Bände. Aber es ist kaum einer unter ihnen, der zur literarischen Spreu gehörte. Dagegen bildet die Mehrzahl von ihnen einen festen Bestandteil unserer erzählenden Literatur auf lange hinaus, und einige von ihnen werden dauernd bleiben. Nach mißglückten dramatischen Versuchen der Jugend beschränkt sie sich in weiser Er-

Digitized by Google

kenntnis ihrer Begabung fast ganz auf die Erzählung in der Form von Romanen, Novellen und Skizzen. Daneben schrieb sie eine Reihe von schönen Parabeln (noch im hohen Greisenalter „Altweibersommer") und viele Aphorismen, eine lange Perlenschnur weiser und witziger Aussprüche, von denen man gerne Proben geben möchte, wenn man wüßte, wo anfangen und wo enden. Der gebundenen Rede, der sie in ihrer dramatischen Zeit leidenschaftlich ergeben war, hat sie späterhin fast ganz den Abschied gegeben. Im ersten Band ihrer „Gesammelten Schriften" findet sich eine kleine Reihe von Gedichten, darunter viel Spruchartiges. Da ihre Gedichte am wenigsten bekannt sind, so seien ein paar Proben gegeben:

Ein kleines Lied, wie geht's nur an,
Daß man so lieb es haben kann,
Was liegt daran, erzähle!
Es liegt darin ein wenig Klang,
Ein wenig Wohllaut und Gesang
Und eine ganze Seele.

Was noch so fein Philosophie gesponnen,
Das bringt die Poesie ans Licht der Sonnen.

Nur wer das Leiden kennt,
Kennt auch ein heiß Erbarmen;
Der selber darbt, der gibt;
Großmütig sind die Armen.

Ich habe diese Stückchen ausgewählt, weil sie so bezeichnend für die Dichterin sind. Das erste ist ein Ausdruck feinen, lieblichen Sinnes. Das zweite ist ein förmliches ästhetisches Glaubensbekenntnis. Sie selbst ist, ohne daß sie es gewußt und ohne daß sie je Philosophie studiert hat, eine Philosophin, eine starke und tiefe Denkerin. Sie ahnte, daß die höchste Ausdrucksform menschlichen Geistes die Kunst ist. Die Philosophie gibt den Gedanken, die Kunst die Anschauung. Das dritte endlich zeigt ihr tiefes Eindringen ins Leben. Nur wer aus eigenem Mitleben die Armen kennt, weiß ihr hilfbereites Menschentum zu schätzen. Das vornehme Schloßfräulein hat das Leben der Armen um ihr Schloß herum nicht allein gut beobachtet, es hat es miterlebt. Und was sie gesehen und erlebt hat, das gab ihr ein Gott zu gestalten. Ihren Weg, nachdem sie ihn endlich gefunden, ist sie unbeirrt gegangen. Sie ist ihn gegangen in dem ihr angemessenen Schritte. Mochten neben ihr andere ganz neue literarische Hopser vollführen, sie blieb vom Modetaumel unberührt. Bei manchem Allerneuesten, der als ein poetischer Gipfel von der Reklame gerühmt wurde, mochte sie sich sagen: „Dem Dichter (wobei sie an den echten und rechten dachte) müsse zumute sein, als hätte ihn Hanswurst mit der Pritsche erschlagen" („Ein Spätgeborener). Und vielleicht ist das Wort: „Den Ruhm des Cinquecento haben Greise begründet, den des zwanzigsten Jahrhunderts zu begründen, schicken sich Kinder an" („Verschollen") bei Betrachtung der plötzlichen Berühmtheiten von achtzehn bis zwanzig Jahren, die als Genies ausgeschrien wurden, entstanden.

Nun muß aber doch noch einiges über das äußere Leben der Dichterin gesagt werden, um so mehr als dessen Kenntnis manches zum Verständnis ihrer Entwicklung beiträgt. Es floß still dahin, ganz im Gegensatz zu ihrem inneren Leben, das leidenschaftlich bewegt war, bis das fortschreitende Alter den heißen Strom des Ringens in ruhigere Bahnen lenkte. Die voranstehenden Zeilen sind keine ausreichende Würdigung ihres Lebens und ihrer Werke, sie können in ihrem engen Rahmen nur als liebevoller Nachruf gewertet werden. Dagegen gibt es einige ausführlichere Biographien von ihr, auf die ich hinweisen möchte: Marie von Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter von Anton Bettelheim. Berlin. Gebr. Paetel. 1900. Es ist wohl zu hoffen, daß der Verfasser, der mit M. v. Ebner persönlich befreundet war, uns bald eine neue und abschließende Auflage beschert. Sodann: Marie von Ebner-Eschenbach. Nach ihren Werken geschildert von Moritz Necker. München. G. Müller. 1900. Endlich die liebevolle Würdigung von Gabriele Reuter: Ebner-Eschenbach. Berlin, Schuster & Löffler. — Alle drei Schriften befassen sich mit der Erzählung des Lebens und würdigen auch die Schriften.

Die Dichterin stammt aus einem alten slawischen Adelsgeschlechte. Wilhelm Dubsky von Trebomyslic war 1486 der erste Burggraf der königlichen Burg Karlstein. Die Familie gehörte zu jenem tschechischen bodenständigen Adel, der unter der Gegenreformation nach der Schlacht auf dem Weißen Berge fast gänzlich ausgerottet wurde. Der gegenwärtige tschechische Adel ist größtenteils später entstanden. Die Familie Dubsky, damals schon freiherrlich, entging der Ausrottung, aber sie verlor ihr ganzes Vermögen, das der kaiserliche Fiskus einzog. Der Vater unserer Dichterin Franz Freiherr von Dubsky heiratete 1829 Baronesse Marie Vockel, die ihm am 13. September 1830 auf Schloß Zdislawitz eine Tochter Marie, unsere Dichterin, gebar. Schon sechzehn Tage nach der Geburt starb die Mutter. Die beiden Töchter aus dieser Ehe erhielten noch zweimal Stiefmütter, die aber vortreffliche Frauen gewesen sein müssen. Wenigstens schildert Marie von Ebner sie so in ihrem Buche „Meine Kinderjahre". Zdislawitz liegt in einer ganz tschechischen Gegend Mährens. Gewiß hat unsere Dichterin mit dem Hausgesinde tschechisch gesprochen, und sie hat viele Typen ihrer Erzählungen aus dem tschechischen (und polnischen) Volke genommen. Das Leben der Kinder auf dem Schlosse muß sehr glücklich gewesen sein. Zwar war der Vater streng, aber er liebte seine Kinder zärtlich. Und wenn er ihnen etwas erzählte, waren sie selig. Er hatte die Schlacht bei Leipzig

Digitized by Google

mitgemacht und wurde bei dem Einmarsch in Frankreich verwundet. Davon erzählte er nun gerne, und natürlich wiederholten sich da dieselben Episoden häufig. Es ist für die kleine Marie bezeichnend, daß ihr der Schlußsatz einer solchen im Gedächtnis blieb. In den „Kinderjahren" erzählt sie davon. Eine Geschichte des Vaters schloß mit den Worten: „Es war damals allgemein so üblich; man schoß den Feind tot, aber man verleumdete ihn nicht." Das gilt auch heute noch bei den Deutschen, leider nicht bei den andern. Mit der Qual des Lernens war es nicht weit her. Den Winter brachte die Familie in Wien zu. Hier wohnte sie in der inneren Stadt in einem hohen Zinshause. Fehlte auch das freie Landleben mit seinen so vielfachen Freuden, so gab es doch für die Kinder, insbesondere für die kunstfreudige Marie einen Ersatz von der nachhaltigsten Bedeutung. Die Familie hatte eine Stammloge im Burgtheater. Hier lernte nun das junge Mädchen die große dramatische Kunst kennen. Die Schauspieler des Burgtheaters waren zu jener Zeit die besten der deutschen Bühne, und das Theater pflegte das große klassische Drama.

Die Zeit, wo Marie französisch dichtete, war längst vorüber, ihren geliebten Schiller hatte sie wieder und wieder gelesen. Nun wurden ihr seine Gestalten auf der Bühne lebendig. Mit klopfendem Herzen saß sie da und ließ die große Dichtung auf sich wirken, der sie sich leidenschaftlich hingab. Sie berauschte sich in dem Gedanken, auch einmal vom Theater herab auf die Welt zu wirken und sie arbeitete rastlos an großen dramatischen Entwürfen. Achtzehn Jahre alt heiratete sie ihren Vetter, Moritz von Ebner-Eschenbach, der sie der einzige in der ganzen Familie war, der ihr poetisches Talent anerkannt hatte, wenngleich auch er anfangs Zweifel äußerte. Die Angehörigen waren wenig erbaut von ihrem Verseschmieden. Man schickte, in der Hoffnung, eine das Mädchen abschreckende Antwort zu erhalten, ein Heft ihrer Gedichte an Grillparzer. Die Antwort war nun überraschenderweise für Marie sehr günstig. Sie ist für den Scharfblick Grillparzers sehr bezeichnend. Der Brief verdient in seinen Hauptstellen zitiert zu werden: „Die Gedichte zeigen unverkennbare Spuren von Talent. Ein höchst glückliches Ohr für den Vers, Gewalt des Ausdrucks, eine vielleicht auch nur zu tiefe Empfindung, Einsicht und scharfe Beurteilungsgabe in manchen der satyrischen Gedichte bilden sich zu einer Anlage, die Interesse weckt, und deren Kultivierung zu unterlassen wohl kaum in der eigenen Willkür der Besitzerin stehen dürfte. Was noch fehlt, ist jene Reife, die den Dichter erst zum Künstler macht, jene durchgehende Verständlichkeit, die den Gedanken ungehindert auf den Zuhörer (oder wohl gar Leser?) überträgt. Junge Frauenzimmer sind jungen Männern in gleichem Alter an Verstand und Einsicht gewöhnlich um mehrere Jahre voraus; aber eines fehlt ihnen, was uns unsere mitunter abgeschmackten methodischen Studien geben: Ordnung in den Gedanken. Daran fehlt es zum Teil in diesen Gedichten, namentlich wo sie zu schildern suchen und die Empfindung der Begebenheit störend in den Weg tritt."

Von innen aus aber kam Marie Ebner die Erkenntnis, daß das Drama nicht das Gebiet sei, auf dem sie Lorbeerkronen erwerben könne. Diese Erkenntnis mag sie schwer getroffen haben, aber sie war zu gescheit und zu ehrlich, um vor einer wenn auch bitteren Wahrheit zurückzuschrecken. Sie wandte sich nun ganz der erzählenden Dichtung zu und auf diesem Boden blühte, je länger, je mehr ihr Ruhm. 1875 erschienen ihre „Erzählungen", später „Božena". Aber erst 1886, also sehr spät, errang sie ihren großen, unbestrittenen Sieg mit ihrem „Gemeindekind". Nun war kein Zweifel mehr: hier ist eine große Dichterin.

So wie in ihren Anfängen ein führender Dichter das erwähnte schöne Urteil über sie abgab, so war es auch jetzt ein Meister, und gerade ein Meister der erzählenden Kunst, der seine gewichtige Stimme für sie erhob. Bettelheim erzählt in seiner Biographie der Ebner: „Als Paul Schlenther 1886 eines Abends mit Gottfried Keller und einem Basler Professor in der Trinklaube der Meise saß, und der gelehrte Herr unablässig über den Niedergang der deutschen Dichtung klagte, bemerkte Schlenther, es gäbe doch auch in der Gegenwart manches vortreffliche Neue, z. B. das eben in der ‚Rundschau' erschienene ‚Gemeindekind'. ‚Nun ja,' meinte der mäkelnde Professor. ‚Das Gemeindekind' ist ja ganz nett.' ‚Das Gemeindekind' ischt nicht nett,' fuhr Keller grimmig dazwischen. ‚Das ischt gut.'" Man weiß, wie sparsam Keller mit seinem Lobe war.

Und was sie schrieb, war „gut" im Kellerschen Sinne. Das heißt ausgezeichnet, meisterhaft und musterhaft.

Ihr äußerliches Leben war still, ihr inneres bewegt. Bis ins höchste Greisenalter — sie starb am 12. März d. J., in vollem Bewußtsein des nahenden Todes, in weiser Gefaßtheit — blieb ihr Geist frei und stark. Sie hat in einem ihrer Aphorismen gesagt: „Das Alter verklärt oder versteinert." Sie hat es verklärt.

Digitized by Google

Die Nacht in Üsküb

Eine albanische Erzählung von Eduard Kurz

Doktor Wotsch setzte ein ernstes Gesicht auf und nur um das Saitenspiel seiner Fältchen, die seine dunklen Augen säumten, ging die leise Spur eines Lächelns, als er begann:

In Wien studierte ich, und nach einer reichlich gemessenen Zeit, wofür ich meinem Schicksal dankbar bin, promovierte ich auch glücklich dort. Wie aus der Zugabe einiger Semester ersichtlich ist, trieb ich neben dem Studieren auch weidlich andere Dinge nach der Weisheit: der Mensch sei nur einmal jung. Lange Zeit war meine Haupttätigkeit, ausschließlich jeder andern Arbeit, diese obige Weisheit zu meinem Wohle auszunutzen, ich fand viel Geschmack an der Sache und praktizierte sie vortrefflich. So gut mir nun dieses Leben gefiel und so wenig Sorgen ich mir um morgen oder gar übermorgen machte, um so weniger schien diese, meine Lebensauffassung meinem Vater zu behagen, der von irgendeinem gutem Freunde Kenntnis meines losen Lebens erhielt. Denn mit dem Monatsgeld kam mitten in meine Ungebundenheit eine Begleitschrift, worin mir mein Vater schrieb: er wolle kein Spielverderber sein und auch mir ein Stück Jugendtollheit gerne lassen, aber ich möchte gefälligst halbpart machen, die Hälfte meiner Zeit studieren und den Rest nach Belieben verbrauchen. Das war mehr als gut gemeint, und ich nahm mir vor, zu gehorchen. Da ich aber mit dem Part begann, nach meiner Fasson selig zu werden, anstatt n a c h der Arbeit das Vergnügen zu suchen, gelang mir mein Vorsatz, so gut gefaßt er auch war, nicht. Denn als die Arbeit daran kommen sollte, war ich müde nach einer tollen Nacht, und als ich ausgeschlafen hatte, waren die Herren Professoren in ihrer Boshaftigkeit mit ihren Vorlesungen schon zu Ende. Ich vergnügte mich aufs neue, und die Folge war immer dieselbe, daß ich nichts arbeitete und sehnsüchtig Ende des Monats mein Geld von zu Hause erwartete.

Aber da kam's nicht, wie ich wünschte, sondern mein Vater schickte mir, von seinem Gewährsmann gut unterrichtet, aus Saloniki, wo er sein Geschäft betrieb und ich meine Jugend verlebt hatte, in einem Briefe die Fahrkarte nach Hause nebst einem Fünfzig-Kronen-Schein, ‚damit ich anständig reisen könne, denn alles andere würde sich zu Hause finden'. Damit hatte die Uhr geschlagen, und nach einem guten Abschiedstrunke mit meinen Freunden schlief ich wohl verstaut und stark benebelt in einem Kupee des zischenden und schnaubenden ostwärts eilenden Orientzugs ein. Als ich wieder erwachte, waren wir schon weit in Hungarias Gefilden und bald an der Grenze. Ich kaufte mir streckenweise mein Essen zusammen und rechnete aus, am nächsten Morgen zu Hause zu sein, wo sich ‚das Weitere finden sollte'. Aus diesem Grunde hatte ich die Reise nicht so eilig wie mein Expreßzug, der nach dem Fahrplan durchgehen sollte bis Saloniki. Ich wußte nun allerdings, da ich im Orient aufgewachsen war, daß die Pünktlichkeit des Kaiserlich Türkischen Reiches im Buche steht, sich da auch gut europäisch ausnimmt, im übrigen aber ganz die eigenen Zeiten geht, je nach den Umständen. So war's auch mit der Eisenbahn, und deshalb langten wir mit einigen Stunden Verspätung in Üsküb an. Wir wenigen Reisenden, die Uhr in der Hand, fluchten in allen Sprachen Europas und stürmten den Bahnsteig, um vom Vorstand Rechenschaft zu erhalten, denn es war bereits um die Abenddämmerung herum. Auch ich machte den Skandal mit; schließlich, nachdem der Effendi immer mit demselben ruhigen, überlegenen Lächeln eine Weile den Redesturm hatte toben lassen, begann ich in türkischer Sprache zu wettern. Da der Bahnhofstürke mich nun wörtlich verstand, winkte er beruhigend ab und sagte: „Aber wozu die Aufregung? In kurzer Zeit fährt von hier aus der nächste Zug erst weiter. Sie haben deshalb nichts versäumt." Damit lächelte er, grüßte höflich, wie ein Türke meist, und wollte gehen; doch ich faßte ihn und fragte: „Aber wieso kommt denn

Digitized by Google

diese Geschichte, wir haben ja acht Stunden Verspätung." Der Türke beruhigte mich: „Du wirst das Glück, das dir bestimmt ist, nach Gottes Willen erhalten, sagt das heilige Buch. Darum, Herr, was verlieren Sie? Aber machen Sie sich gefaßt zu warten, denn alle Wagen sind militärisch requiriert, denn da irgendwo," er zeigte gegen Südost, „sind die Albaner im Aufstand. Ein Zug wird indessen noch für den Expreß laufen gelassen, Herr." Der Türke grüßte und ging. Meine Mitreisenden bestürmten mich mit Fragen, ich gab Auskunft, soviel ich solche bekommen hatte, und wir faßten uns in Geduld. Als ich soweit war und mich in Allahs Willen gefügt hatte, begann ich meine nähere Umgebung zu betrachten. Mit gemischten Gefühlen. Üsküb ist die verrufenste Stadt jenes Erdenwinkels; ein jedes Kind wußte, was sich da alles breit machte an Verbrechern und Schandtaten, wogegen die Regierung schier machtlos war. Denn hier stoßen die Serben auf die Albaner; die Wallachen, Macedobulgaren und die Mischlinge aller zusammen vertragen sich wie Feuer und Wasser, und die Todfeindschaft ist, im einzelnen und unter allen, ein reines Brillant-Feuerwerk von düstern Leidenschaften, von Haß, Verfolgung und Mord. Dazu kamen unter diese Auslese wilder Faustrechtsmenschen noch die Redifs und Bachi-Bozuks in Kaiserlich Ottomanischer Uniform als Halsabschneider privilegierter Sorte. Denn selbst die Regierung wußte damals von diesen, daß sie rauben mußten, um zu leben und deshalb auch nur zu oft mordeten, um rauben zu können; denn ihr Sold, wovon sie sich erhalten sollten, stand, schön eingeschrieben als „rückständig", nicht bezahlt in den Registern. Dafür schickten die Herren in Konstantinopel auch die übelsten Gesellen hierher in diesen Sündenpfuhl. Hier sollten sie sich gegenseitig umbringen, so wollte es Allah. Ich kannte diese Geschichte nur zu gut, hatte ich sie doch oft zu Hause erzählen hören, von all den greuelhaften Taten, die sich unter dem Regime Abdul-Hamids begaben. Dieweil ich alles dieses überdachte, wurde mir unbehaglich zu mute. Ein Bahnhofsdiener begann die Lampen anzustecken, die gelblich unruhig in den vergehenden Tag hineinflackerten. Da hörte ich hinter mir eine Mädchenstimme, durch die ein erschrecktes Schaudern ging, sagen: „Gott, hat dieser Mensch ein fürchterliches Gesicht." Ich drehte mich um: Vater, Mutter, Sohn und Tochter, offenbar Deutsche, schauten nach einem Redif in verschmierter, abgenutzter Uniform; der Mann hatte ein Gesicht, wie zerknittertes Pergament, worauf die Geschichte von ungezählten Verbrechen geschrieben stand. Und je weiter ich mich umschaute, die Gesichter der Herumlungernden betrachtete, kein einziges war darunter, dessen Besitzer ich mich anvertraut hätte; es schien mir sogar, aus ihren Augen knistere mir förmlich ein blutrünstiger Haß entgegen, und ihre Hände faßten im Vorgefühl wilder Freude nach ihren Messern, die sie im Gürtel trugen. Einzeln oder in Gruppen lagen oder standen die Einheimischen herum, zum Teil still, wie von großen Gedanken erfüllt, in sich gekehrt, oder es schleppte sich auch träge ein Gespräch mühselig weiter. Nur ein einziger redete voller Feuer auf seine Begleiter ein, von denen einer fortwährend ängstlich nach dem Ausgang schaute, als drücke ihn ein schlechtes Gewissen.

Ich ging auf und nieder, voller Unruhe in mir, und wünschte meinen Zug herbei, denn es schien mir ein Unwesen, etwas Übles in der Luft zu liegen. Da kam eine Schar Leute in Uniform, geführt von einem Offizier, auf den Bahnsteig; sie liefen eilig auf diese Gruppe Einheimischer zu, welche mir aufgefallen war. Sie holten sich den eifrigen Redner nebst dem Ängstlichen heraus mitten aus ihren Bekannten und rasch ketteten sie beide an den Händen zusammen. Ruhig und gelassen schauten die anderen dem Geschehnis zu, und nur einer der Festgenommenen, der Ängstliche, redete nun heftig erregt. Doch die Milizen führten beide eilig ab. Im selben Augenblick ratterte aus der Ferne ein Zug heran, zischend fuhr er in den Bahnhof ein, ich atmete auf und hoffte, es wäre mein Zug, denn es war mir stark unbehaglich geworden.

Aber es war ein Militärzug mit einer Schar gefangener Albaner und Verwundeter. Kaum hielt der Zug an, so sprangen aus allen Wagen Redifs heraus oder kletterten von den Dächern herunter, schrien sich fragend zu und antworteten; es herrschte ein wahrer Tumult. Doch einige Kom-

Digitized by Google

mandos schafften Ruhe und Ordnung, und die Soldaten bildeten eine dreifache Front dem Zug entlang, worauf eine Schar gefangener Albaner aus dem Wagen stieg. Die Leute waren zum Großteil leichter oder schwerer verwundet, mit zerfetzten Kleidern angetan und notdürftig verbunden, die meisten hatten ihre Hemden zerrissen und die Lappen als Verbandstoff verwendet, bei einigen sickerte das Blut durch den Verband, aber keiner zeigte den körperlichen Schmerz, welcher ihn plagte. Finsteren Blickes schauten sie zu Boden. Rasch verließ ein Teil den Bahnhof. Nur das Ausladen der Schwerverwundeten, die einen jämmerlichen Eindruck machten, ging langsamer vor sich. Doch verlief auch dies, und langsam fuhr der leere Zug wieder zurück. Die wartenden Einheimischen bewahrten ihre selbe Ruhe, und nur die Fremden sprachen erregt unter sich.

Träge schlich die Zeit dahin, und schon war's elf Uhr vorbei, wir aber warteten immer noch ungeduldig und sehnsüchtig auf unseren Zug, der nicht kommen wollte. Ich fragte auf dem Büro und bekam ein Achselzucken als Antwort: „Wie Allah will!" Es war nahe Mitternacht, da kam der Bahnhofsvorstand, der runde, ruhig heitere Herr, und teilte uns höflich bedauernd mit, daß vor morgen früh kein Zug mehr fahre, da die Strecke durch die Albaner gesperrt sei; soeben habe er den telegraphischen Bericht erhalten. Wir sollten aber morgen früh sechs Uhr wieder hier sein, dann führe der neue Zug bestimmt. Jetzt aber möchten wir gütigst die Herbergen aufsuchen, denn der Bahnhof werde um Mitternacht geschlossen. Dabei blieb es. Wir konnten schimpfen soviel wir wollten, es nützte nichts; bedauernd die Achseln zuckend ging der Vorstand seiner Wege, und der langsame Portier begann gemächlich die Lichter zu löschen, dieweil einige andere Bedienstete uns Fremde sozusagen zum Bahnhof hinaustrieben. Wir standen auf dem dunkeln Platze wie eine Schar aus dem Paradies Vertriebener; düster hoben sich jenseits von uns die nächsten Gebäude vom dunkeln Himmel ab, an einem Hause hing ein Licht und zuckte und flackerte wie eine irrende Seele: daraufhin wies einer der Bahnhofsdiener, dies sei eine Herberge.

Wir klopften die Leute des Hauses wach, und ich machte auch den Dolmetsch bei dem Wirte. Weil ich der einzige „Einspännige" war, die anderen aber alle zu mehreren, der Wirt also an mir am wenigsten verlor, erklärte er: „Mein Haus hat nur sehr wenig Raum," die Fremden fänden mit geduldigem Willen alle Platz, nur ich könnte weiter wandern in diesem Sündennest, da der Wirt lieber mehrere Leute an meiner Stelle schröpfen wollte. Doch tröstete er mich schließlich und sagte: „Sie sprechen türkisch, Sie finden leicht Obdach, gehen Sie die Straße lang, bei der zweiten Querstraße links sehen Sie das Licht einer Herberge; diese gehört meinem Bruder, pochen Sie dort, Herr." Damit wünschte er gute Nacht und schlug mir die Tür vor der Nase zu. Ich stand allein vor dem Tor im flackernden Lichte der Ollampe, dieweil ich im Finstern die Halsabschneider ahnte und deren Messer schon fühlte. Ich hörte das Pochen meines Blutes an den Schläfen und glaubte im Dunkel vor mir irgendwo den Tod zu finden. Dennoch ging ich langsam nach der mir gewiesenen Richtung; zögernd und tastend mitten auf der Straße. Einen großen Hegstein hatte ich zur Hand genommen, bereit, mich damit zu verteidigen, wenn die Not an mich käme.

Aber ungeschlagen gelangte ich zur Herberge, der ich mit raschen Schritten entgegenging, als ich deren Licht wie die gute Hoffnung blinken sah. Heftig pochte ich mit dem eisernen Klopfer ans Tor. Eine Weile harrte ich, den Rücken ans Tor gelehnt, da hörte ich rasche Schritte im Flur echoend dröhnen. Ich warf den Stein, meine Waffe, weg, und aufatmend fühlte ich mich von dem im Dunkel schleichenden, finsteren Schrecken erlöst, geborgen vor der schwarzen Nacht. Nachdem der Türhüter, schier noch ein Knabe, durch das kleine Spionenloch im Tor mich geprüft und examiniert hatte, öffnete er mir und ließ mich eintreten. Da erwachte der jugendliche Leichtsinn wieder in mir und fröhlich verlangte ich Essen und Trinken, während ich den großen Flur durchschritt. Meine lauten Worte wurden an den Wänden des Flurs in der Stille der Nacht zu einem Dröhnen, und erschrocken legte der Knabe mahnend einen Finger auf den Mund und schaute sich ängstlich nach dem Treppenhaus

Digitized by Google

um. Damit, so wenig des Knaben Gebaren an sich bedeuten mochte, war der Teufel für mich wieder an die Wand gemalt und ich wurde aufs neue niedergedrückt und mutlos, überzeugt, den frühen Morgen nicht mehr zu erleben. Da ich aber meinem Schicksal doch nicht mehr ausweichen konnte, folgte ich dem Knaben in das erste Stockwerk und gelangte in einen Saal, der von dem matten Licht einer altertümlichen, achtflammigen Ollampe erhellt war. Den Wänden entlang reihten sich schwere Bänke und Tische aus schwarz gebeiztem Eichenholz, das Gebälk der Bühne war von derselben düstern Farbe, die geräumige Mitte des Saales war frei und leer. Ich setzte mich gegenüber der Tür und stützte meinen Kopf in die Hände, der Knabe stand, meiner Befehle harrend, vor mir. Eine Weile mochte ich so gesessen haben, da fragte mich der Knabe leise und bescheiden: „Hat der Herr noch Wünsche?"

„Was hast du zu essen und zu trinken?" fragte ich.

„Wein und kaltes Schaffleisch und Käse, Herr," antwortete er.

„Gut, bring mir, was du hast," befahl ich.

Der Knabe ging rasch hinaus, und ich starrte wieder vor mich hin, versonnen und von der Ahnung eines kommenden Unglücks erfüllt. Da hörte ich das Rauschen von Seidenstoffen und leichte Schritte, und eine zarte Wolke Rosenduft zog mein Atem gleich den Grüßen aus Frühsommergärten ein. Überrascht schaute ich auf. Ein schönes und reichgekleidetes Frauenbild, angetan mit der modernsten Gewandung, wie ich noch vor wenig Tagen in Wien keine schönere, kostbarere und dennoch geschmackvollere gesehen hatte, schritt wie ein wunderbarer Spuk dem Tische zu, worauf das Licht stand, und ließ sich auf einem der schweren, geschnitzten Stühle nieder. Ich war, ohne mir Rechenschaft darüber zu geben, aufgestanden, mein Stuhl machte ein Geräusch, die schöne Dame schaute leicht überrascht auf, ließ ihren Blick eine kleine Weile auf mir ruhen. Prüfend und rätselvoll aus dunkeln, fragenden Augen schaute sie.

Ich verbeugte mich tief, sie nickte leicht, aber voll edlen Anstandes; gütig und unnahbar dankte sie meinem Gruß. Dann faltete sie ihre weißen, schmalen Hände im Schoß auf dem tiefdunkelblauen Seidenstoffe, dessen Farbe dem Nachthimmel einer sternenklaren Sommernacht glich, und schaute sinnend unter zarten, langen Wimpern hervor ins Weite. Sie schien einem entschwundenen, schönen und dennoch traurigen Traume von Glück nachzuhängen, so weltverloren war ihr Wesen. Gebannt, wie vor einem seltenen Himmelsbilde, das nur einmal dem Menschenleben beschieden ist, voll andächtiger Weihe, mußte ich sie anschauen; und ich mochte glauben, ein gütiges Geschick, das meine sehnsüchtigsten Träume erfüllen wollte, habe diese wonnenreiche Frau in jene Nacht gebannt. Das feine Gesicht, vom zarten Weiß bis zu dem sammetweichen Schmelz einer Frühlingsblüte gesteigert, krönte eine schlanke, runde Stirn, und über die Augen wölbten sich die Brauen wie die sanften Bogen einer köstlichen Brücke, die zur reichsten, glückhaften Seligkeit führt. Die Lippen aber schienen die Ruhebänklein aller Holdheit zu sein, und die leise bebenden Flügel ihrer schlanken, leicht gebogenen Nase waren zart, wie die Blumen einer Lilie.

Ich war verzaubert und hätte die Nacht durch sitzen und hinschauen können und staunen und bewundern, und die Zeit wäre mir verflogen wie ein Augenblick. So zwingt reine Frauenschönheit die roheste Männerkraft auf die Knie in den Staub. Der dienende Knabe riß mich aus meinem Traume auf, und er hatte auch das wundersame Frauenbild aufgeschreckt. Denn mit einem leichten Seufzen regte sie sich und erhob sich langsam. Ihr Blick streifte mich, und ehe sie den Saal verließ, nickte sie mir wieder mit einer huldvollen Unnahbarkeit zu. Wieder schnellte ich auf und verbeugte mich tief. Als wir allein zurückblieben, fragte ich den Knaben nach der Dame: er konnte mir nur sagen, daß die Dame in einem Jagdwagen, zu ihrer Sicherheit begleitet von Berittenen, kurz vor mir angekommen sei und morgen früh weiter reisen wolle; mehr wußte der Knabe nicht.

Ich brachte keinen Bissen über die Lippen, so war mein ganzes Wesen erfüllt von dem Anblick der schönen Frau. Wie unter einem Banne stehend, verlangte ich nach meinem Zimmer, und eilig lief der Knabe

Digitized by Google

voran, mir den Weg zu weisen, ich folgte wie im Traume.

Auf meinem Zimmer angelangt, begann ich mich zu entkleiden, Rock und Weste zog ich aus, legte die Krawatte ab und den Kragen, dann setzte ich mich aufs Bett und vergessen war aller Spuk der Schreckgestalten. Ich dachte nicht mehr daran, daß ich im Mörderneste Üsküb in einer unbekannten Herberge wohnte, wo jeden Augenblick der Mord umging. Alle diese Furcht war mit einem Male wie versunken und weit entschwunden, so daß ich weder die Wandschränke in meinem Zimmer öffnete, noch unter mein Bett schaute. Ich hing allein dem wundersamen, rätselvollen, schönen Frauenbilde nach, sah vor meinem inneren Auge den tiefen Blick ihrer Augen und ging darin unter. So vergaß ich mich vollends auszuziehen, ich sinnierte, auf dem Bettrand sitzend, vor mich hin. Da fragte der dienende Knabe leise und höflich: „Um welche Zeit will der Herr morgen geweckt sein?"

„Um fünf Uhr!" antwortete ich in traumhafter Befangenheit, wie sie leicht einem ankommt, wenn starke Errregungen kurze Weile vorher die Seele aus der Alltagsruhe aufgepeitscht haben. Da fragte der dienende Knabe aufs neue, wieder leise und höflich, wohlerzogen: „Hat der Herr noch Wünsche?"

„Nein," antwortete ich, ohne aufzusehen.

„Dann darf ich mich entfernen, Herr?" fragte der Knabe.

„Geh nur, geh," sagte ich.

Er ging; ich hörte noch die Tür ins Schloß fallen und wollte sofort aufstehen, um das Zimmer von innen zu verschließen. Es war mir aber, als käme mir wieder eine Woge Rosenduft entgegen, ich atmete tief auf und schloß sehnend die Augen.

* * *

Da pochte es kurz und hart an meine Tür, ich riß mich von meiner dummen Träumerei los und horchte auf, und wieder, wie vom Blitz geschleudert, stand die große Gefahr, worin ich schwebte, klar vor mir. Es überlief mich kalt, als es aufs neue kurz und hart und herrisch an meine Tür pochte. Kein Zweifel, es galt mir. Rasch fuhr ich in die Tasche und suchte nach einer Waffe, aber ich fand nichts als ein kleines, harmloses Taschenmesser, gut genug, um auf dem Papier Hunderte von Todesurteilen auszuradieren, aber keinen Heller wert, mein eigen Leben zu verteidigen. Dennoch stand ich auf, ging zur Tür, legte die Hand auf die Klinke und fragte: „Wer ist draußen und was will man von mir?"

Ebenso leise, wie ich gesprochen, war die Antwort. Ich hörte den warmen, sanften Ton einer bis ins tiefste Herz erregten Frauenstimme, deren im Flüstern schwingende Leidenschaft mir in die Seele schnitt.

„Mein Herr, wer Sie auch seien, ich bitte Sie, öffnen Sie, ich ertrage diese Gefahr und Qual nicht mehr. Lassen Sie mich nicht ein, so muß ich mir ein Leid antun. Ich flehe Sie an, Herr, öffnen Sie mir, diese Qual tötet mich, diese gräßliche Furcht."

Ich war nicht einen Augenblick im Zweifel, daß die Einlaß Begehrende die schöne Dame aus dem Saale war, deren Leben in Gefahr sein mußte. So rasch ich konnte, drehte ich den Schlüssel und riß die Tür auf.

„Ich bitte Sie, meine Gnädige, treten Sie ein! Was auch sein mag, eher will ich sterben, als daß Ihnen ein Leid geschieht," sagte ich, und ich redete nicht nur mit schönen Worten so, ich dachte so, mein Herz liebte, und ich wäre bereit gewesen, die Dolche aller Mörder Üskübs aufzufangen. Es schien mir wirklich ein gütiges Geschick, wenn ich so für die schöne Frau hätte sterben dürfen.

Die Dame trat in mein Zimmer und nickte mir huldvoll, dennoch unnahbar hoheitsvoll zu und sagte leise bebenden Tones: „Ich danke Ihnen, mein Herr."

Die weiße Schönheit und die zarten Farben ihres Gesichtes, wie ich's im Saale gesehen, waren vor Erregung wie vom Abglanz letzten Abendsonnengoldes übergossen, aber ihre tiefen, dunkeln Augen, aus welchen vorher im Saale die innigsten Seligkeiten schauten, machten mich bang besorgt. Diese schönen Augen gleißten hart und schillerten unerbittlich und grollend; etwas Satanisches stand darin geschrieben. So müssen arme Seelen in der Hölle schauen, die von Gottes allgewaltigem Urteil in ewiger Verdammnis hoffnungslos sich nach dem Paradiese sehnen. Ich trat einen Schritt auf sie zu und fühlte, wie ihre

Digitized by Google

Erregung sich mir mitteilte, ich faßte ihre Hand in meine beiden und fragte: „Was ist Ihnen geschehen? Welcher Unmensch hat Ihnen ein Leid angetan?“

Sie gab mir keine Antwort, ließ aber ihre Hand in der meinen ruhen und schaute mich lange prüfend an. Da schien es mir, das harte, unerbittliche, das todbringende Feuer in ihren Augen erlösche und die frühere unergründliche, segensvolle Tiefe der Güte quelle voll und ganz darin auf, gleich einem Born, der drängend ausströmt aus den starren Fesseln der Tiefe. Aber rasch, wie das weiche Glänzen kam, versiegte es wieder, als würde es aufgesogen von unergründlichen Mächten, und das Weltverlorene, Hassende schillerte aufs neue drohend. Sie entzog mir rasch, als wäre ich zu weit gegangen, ihre Hand und flüsterte mit harter Stimme: „Fragen Sie nichts, folgen Sie mir, wenn Ihnen Ihr und mein Leben lieb ist; auf meinem Zimmer sollen Sie alles erfahren.“ Sie ging stolz zur Tür hinaus, ich folgte ihr ohne zu denken, gebannt, so, wie das Opfer der Schlange trotz Tod und Verderben nicht ausweichen kann.

Der breite Flur dehnte sich weit und dunkel, er schien ohne Ende zu sein und in die Finsternis zu führen, welche mir entgegenwuchs. Einige Zimmer von meinem entfernt schimmerte aus einer offenen Tür das matte Licht der Öllampe, der flackernde Schein kämpfte mit dem Dunkel, das hinter ihm gähnte. Die schöne Dame schritt darauf zu, mir voran, die Seide ihres Kleides rauschte, und der Duft von Rosen erfüllte die Luft betäubend. Bei der offenen Tür, woraus das Licht drang, blieb sie stehen und wartete. Ich näherte mich ihr, sie lud mich mit einer kurzen, herrischen Handbewegung ein, in das Zimmer zu treten. Ich trat ein. Sie folgte rasch und drückte die Tür zu, drehte den Schlüssel um und zog ihn aus dem Schloß.

Ich war nahe der Tür stehen geblieben und schaute verwundert ihrem Gebaren zu.

„Treten Sie zum Tisch,“ gebot sie mir. Willenlos gehorchte ich.

„Mit was kann ich Ihnen dienen, meine Gnädigste?“ fragte ich.

Sie ging zu einem Wandschrank, öffnete und entnahm ihm einen Revolver; sie drückte den Hahn auf und faßte die Waffe fest und schußbereit, woraus ich sah, daß sie mit Waffen umzugehen verstand; dann trat sie mir gegenüber zum Tische und sagte mit leiser, schier höhnischer Stimme: „Jetzt sind Sie in meiner Gewalt, merken Sie sich das, sobald Sie eine Bewegung machen, um Ihre Kraft zu gebrauchen, werde ich Sie töten.“

Mein Herz klopfte rascher, und ich glaubte einer Irren gegenüberzustehen, aber ich verwarf diesen Gedanken, ich wußte nicht weshalb. Alle Beherrschung, die mir eigen ist, bot ich auf, ich zwang meine Stimme, um ruhig alltäglich zu sprechen, ich sagte: „Ich werde nie versuchen, Gewalt anzuwenden, ich werde tun, was Sie verlangen. Aber ich bitte Sie, mir zu sagen, weshalb Sie mich gerufen haben, und was Ihre Drohung bedeutet.“

Sie lachte schrill und hart und entgegnete: „Das wollen Sie wissen, Sie erwarteten wohl einen anderen Empfang? Ihr Männer seid ja alle so, deshalb sind Sie mir so folgsam nachgelaufen, o! — ich kenne euch.“

„Sie mögen recht haben, aber dieses eine Mal glaubte ich Sie vor Gefahr schützen zu dürfen, und sollte ich deshalb sterben müssen,“ sagte ich heftig und erregt. Wieder begann ihr Blick tiefer und weicher zu werden, aber um so grausamer und härter war das Widerspiel und grollend ihre Rede.

„Wer das noch glauben kann?! Einen solchen Mann möchte ich sehen! Ihr seid ja alle von demselben einen und rohen Stoff, so verächtlich.“

Ich begann ihr zu zürnen, denn dies eine mal war ich nicht Sinn vom Sinne des alten Adam. Darum entgegnete ich schroff: „Es widerstrebt mir, die Wahrheit zu beteuern. Aber ich bitte Sie, erklären Sie mir, was dieses Spiel bedeuten soll, denn ich finde wenig Gefallen daran.“

„Das glaube ich Ihnen, denn Sie fühlen, daß es ernstes Spiel und Ihr Schicksal ist! Doch Sie sollen erfahren, was ich will, viel und wenig will ich von Ihnen — Ruhe will ich, tiefe, unendliche, ewige Ruhe, verstehen Sie! Den Tod will ich von Ihnen, und geben Sie mir diesen nicht, dann töte ich Sie. Schweigen Sie, reden Sie nicht, hören Sie nur: ich will kein Henker sein, nicht mein Henker: dazu sind Sie gerade gut genug, denn

Digitized by Google

alle Männer sind nichts Besseres! Ihr könnt nur töten! Ihr tötet alles Gute in uns, ihr zertretet alles Schöne, wovon wir träumen, ihr verursacht unser Unglück. Und deshalb, weil ich unselig um deinesgleichen wurde, will ich dich unselig machen, dein Leben lang mußt du dich quälen darum, daß du mich morden mußtest, um weiter leben zu dürfen. Gehen Sie zum Schrank, dort finden Sie die Waffe; ich werde zählen, bei zwei müssen Sie mich ermordet haben, oder ich werde Sie töten, wenn ich drei sage, verstehen Sie?" Sie schaute mich höhnisch an und schwieg. Ich rührte mich nicht, sie rief: „So gehen Sie und nehmen Sie die Waffe."

„Nein, ich werde Ihren Willen nicht erfüllen. Eher sterbe ich durch Sie, als daß ich Ihre Schönheit zerstöre," sagte ich mit unerschütterlichem Willen.

Sie drang in mich, ich blieb fest.

„Gut, dann sterben Sie, und ich suche weiter nach meinem Henker. Gehen Sie voran auf Ihr Zimmer, aber merken Sie sich, wenn Sie versuchen, um Hilfe zu rufen oder sich meiner zu erwehren, dann töte ich Sie sofort. Hier ist mein Zimmerschlüssel, gehen Sie voran und öffnen Sie die Tür."

Ich tat, wie sie mir befahl, und schritt vor ihr her nach meinem Zimmer. Dann und wann spürte ich Schritt für Schritt die Härte des Laufes ihrer Waffe, welche sie mir, jeden Augenblick bereit, mich zu morden, hart auf die Haare meines Hinterkopfes anlegte.

Trotzdem ich mich mit dem Leben abgefunden hatte, ging ich langsam, lauernd, bereit, wenn nur die kleinste Möglichkeit sich zeige, sie mit List und Gewalt wehrlos zu machen, um mich zu retten. Aber sie war erbarmungslos und vorsichtig, meinem Willen überlegen, sie schien mein Schicksal zu sein, sie blieb immer hart hinter mir, und als ich einmal versuchte, rascher zu gehen, sagte sie kühl und spöttisch: „Gehen Sie gleichmäßig, Sie erwehren sich meiner nicht. Übrigens, niemand außer uns beiden wohnt auf diesem Flur."

Als ich die Tür meines Zimmers geöffnet hatte, trat ich schnell ein. Ich hatte die Absicht, die Tür rasch zuzuschlagen, um sie auszusperren, aber kaum hatte ich geöffnet, so stellte sie ihren Fuß zwischen Tür und Schwelle und sagte: „Öffnen Sie die Tür weit und gehen Sie langsam." So trat sie mit mir ein, ich war rettungslos verloren oder ihrem Erbarmen preisgegeben. Deshalb bat ich sie, als ich die Tür ins Schloß drückte:

„Wenn die Männer an Ihnen Arges gesündigt haben, lassen Sie nicht alle um weniger willen sündig sein. Was haben Sie durch meinen Tod? Sie machen damit vor allem meine Eltern unglücklich. Ich bitte Sie, lassen Sie sich von mir dienen ein Leben lang. Ich will das Böse gut machen, was man Ihnen angetan hat, und durch meine Treue will ich Ihre Liebe erringen."

Sie senkte ihre Waffe und sagte sinnend: „Wenn ich Ihnen glauben könnte ... aber nein, nein, jetzt, in der Not des Todes sprechen Sie so, morgen fliehen Sie mich oder Sie verraten mich der Polizei, womöglich dem Irrenarzt! Nein, keine Worte mehr, nehmen Sie Papier und Feder, schreiben Sie, daß Sie freien Willens aus dem Leben scheiden, oder besinnen Sie sich und erfüllen Sie meinen Willen. Wählen Sie, mein Herr."

„Ich werde schreiben, wie Sie befehlen".

„Törichter, junger Mensch," sagte sie, „denken Sie an Ihr Leben, denken Sie an das Leid, das Sie Ihren Eltern bereiten, erfüllen Sie meinen Willen."

„Ich kann nicht!" schrie ich.

„Weshalb nicht?" fragte sie. „Ich bin Ihnen ja eine Fremde, ein Scheusal, eine Mörderin, bedenken Sie."

Das schöne Frauenbildnis, hart und schrecklich in ihrem Willen, war zu mir herangetreten, das Flackernde in ihrem Blicke war verschwunden, und madonnenhaft mild leuchteten ihre Augen, alles Blut strömte mir zum Herzen, und mit einem Male wußte ich, daß ich diese Frau liebte. Von reinem Gefühle überwältigt beugte ich mein Knie und sank vor ihr nieder. Ich barg mein Gesicht in den weichen Falten ihres Kleides und stammelte: „Töten Sie mich, wenn ich Ihnen nicht dienen darf, töten Sie mich, Sie tun mir Gutes damit, denn ich liebe Sie."

Eine Weile war alles stille und ruhig, ich fühlte ihre Hand über mein Haar kosend streichen, dann hörte ich ein Flüstern, un-

Digitized by Google

gläubig und sehnsüchtig: „Das kann ich nicht fassen.“

Ich sagte ihr, erglühend in Liebe, in stammelnden Worten, was mir die erregten Sinne eingaben, sie horchte, und als ich schwieg, sagte sie: „Ich danke dir, jetzt sterben wir zusammen, da wir nicht mehr leben können.“

„Wie du willst,“ antwortete ich ergeben.

* * *

Ich erwachte, rieb mir die Augen und schaute schwer atmend um mich. Ich saß auf dem Rande meines Bettes, wo ich während dem Ausziehen eingeschlafen war, zum offenen Fenster herein knallten lustig in den Tag hinein Peitschenhiebe. Ich schnellte auf und rannte unter das Fenster. Auf der Straße stand ein eleganter Jagdwagen, mit zwei feurigen Trabern bespannt; einige bewaffnete Bereiter, als Schutz, hielten zu Pferd hinter dem Wagen. Wie ich an's Fenster trat, stieg das schöne Frauenbild, der Spuk meiner Nacht, in den Wagen; auf's neue knallten fröhlich die Peitschen, und die Pferde zogen an. Die schöne Dame schaute noch einmal zurück, unsere Blicke begegneten sich, ich legte meine Hand auf's Herz und verbeugte mich, sie nickte lachend, und ehe der Wagen meinen Augen entschwand, winkte sie grüßend noch einmal mit ihrem Tüchlein.

Ich aber blieb lange, tief in Sinnen verloren am Fenster stehen. Ich achtete nicht auf das Treiben der Straße, ich hörte den Lärm des Tages nicht, ich dachte nur an die schöne Frau und mein Herz tat mir weh vor Sehnsucht.

Der dienende Knabe war in's Zimmer eingetreten. Ich hatte, vom Schlafe übermannt, in der Nacht die Tür nicht geschlossen, er riß mich aus meinem Sinnen auf, er sagte leise und bescheiden: „Der Herr muß sich beeilen, bald fährt der erste Zug nach Saloniki.“

Die lösende Stunde

Von

Carl Hagen-Thürnau

Das ist die Zeit der Dämmerungsgesichte,
Da Häuserklumpen und Trajektgeschien,
Die starr und nüchtern stehn im Mittagslichte,
Aus Dampf und Dunst seltsames Leben ziehn.

Noch höher recken sich die riesigen Schlote,
Und feierlicher wallt ihr Qualm empor,
Und an der Hochbahn leuchten grün und rote
Signallaternen brünstig aus dem Flor.

Die Menschen wandern heim an dunklen Läden.
Die schweren Hände hängen schlaff am Rumpf.
Doch ihre Träume wehn wie Sommerfäden.

Sie schleppen ihre Füße gleich den Pferden,
Die stallwärts gehn, und fühlen süß und dumpf
Die große Stadt zu einer Heimat werden.

Digitized by Google

Proviantkolonne auf der Landstraße zwischen Xonville und La Chaussée. Gemälde von Hans Meyerkassel
(Angekauft von der Stadt Kassel)

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Flugplatz im Woëvregebiet

Kriegsbilder aus dem Woëvregebiet

Zeichnungen von Hans Meyerkassel. Text von Walter von Rummel

Mit einem erheblichen Stoßseufzer der Erleichterung hatte ich den letzten Korrekturbogen meiner Kriegserinnerungen aus der Hand gelegt. — Lieber Gott im Himmel, war das eine Arbeit gewesen! Hatte das eine Ewigkeit gewährt, bis alles schließlich zu einem ungefähren Ende geführt war. Zuerst die Niederschrift ohne jeden Anhaltspunkt, denn zu einem Tagebuch hatte ich im Felde nie die nötige Zeit gehabt. Und dann die Zensur, die vielen Zensoren, die daheim und die im Felde! Und jeder von ihnen rückte mit einem ganzen vollen Korbe roter Nattern unter dem Arme an und ließ das Teufelszeug geradeswegs auf mein armes Buch los. Zischend und züngelnd wand sich das Schlangengezücht durch das zitternde Manuskript und hätte es bei einem Haar mit Papier und Buchstaben ganz aufgefressen.

Aber auch als das Buch endlich und glücklich unter der Presse war, senkte sich noch kein Paradies reiner Freuden auf meinen Scheitel herab. Das stockte und stockte — ohne jede Schuld des Verlegers —, und was sonst in Wochen erledigt werden konnte, erforderte jetzt im Kriege, bei beschränkten Arbeitskräften, manche Monate. Als ich daher über den letzten Bogen ein letztes „Druckfertig“ geschrieben, verabschiedete ich mich recht rasch und ohne viel Rührung von meinem „Ersten Jahr“ (erschienen bei O. Beck, München), wünschte ihm gute Reise und tat gleichzeitig einen halben Schwur, vor des Feldzuges glorreichem Ende keine Zeile mehr zu schreiben, ganz gewiß aber um das verfängliche, mit Drahthindernissen und Tretminen gespickte Gebiet aller Militaria einen weiten, scheuen Bogen zu schlagen. —

Drei Tage später aber liegen die hier veröffentlichten Bilder aus der Woëvre vor mir, und vergessen ist das Gelübde der Enthaltsamkeit. Das ist wie eine alte Liebe, die über Nacht plötzlich wieder zu brennen begonnen hat, halb leid- und halb freudvoll. An ein Löschen ist nicht zu denken. Laßt brennen denn, laßt brennen, bis es sich genug gebrannt hat. —

Gleich das erste Bild, nach dem ich gegriffen, hat mit seiner Allee in der Ferne mir eine Straße vor Augen gerufen, die ich oft genug geritten, von Chambley über Dampvitoux, vorbei an dem silbrigen, vielgeschweiften, in dichten Busch gebetteten See von La Chaussée bis Vigneulles oder Hattonchâtel, der alten Bergveste des Bischofs Hatto von Verdun, bis Viéville oder Buxières; hin und zurück, wie es sich gerade gab. —

Wenn ich das Wort „Woëvre“ höre, so verbindet sich für mich damit immer etwas Heiteres und Sonniges. Denn so, froh und strahlend, hat mich dies Land das erstemal gegrüßt. Keine tief herabhängenden Wolken, kein kahles Gezweige, keine nasse Straße wie auf dem Bilde. Weich, gleich einem erwachenden Sommertag, lag der Frühherbstmorgen vor mir, eine lachende Sonne badete sich wohlig im lauen, warmen Himmelsblau, grün und golden erglänzte das Laubwerk, saftig leuchteten die Wiesen. Ein göttliches Begüten, ein sanfter Friede war über die ganze Welt gebreitet. —

Nur in der Ferne, dort, wo aus leichtgewobenem Dunst die Höhenkette der Côtes Lorraines herausdunkelte, polterte schwerer, dumpfer Geschützdonner über die Wälder hin. Dort war der Krieg, dort rollten die

Digitized by Google

eisernen Würfel. Aus Frieden und Leben ging es in Kampf und Tod. Mit jeder Minute näher heran. Man reckte und streckte sich im Sattel, trotz allen Ernstes sah man fast froh und übermütig, erwartungsvoll in die Weite. —

„Die Sonne hat einen goldenen Tag
Dem Land geschenkt in der Runde.
Wir hören da vorne Kanonenschlag,
Dem Krieg ist 'kommen sein' Stunde.

Wir Reiter traben ins Land hinein,
Das Land ist französische Erde.
Es klappern die Hufe, es klirrt ein Stein,
Es steigt aus dem Herzen ein ‚Werde'.

Ein ‚Werde', geboren aus deutscher Kraft,
Aus Blut und unzähligen Wunden.
Der Stolz lag uns in trübseliger Haft,
Nun soll er im Lichte gesunden."

So begann das Gedicht, das dieser erste Tag in der Woëvre-Ebene gezeitigt hat. —

Dann aber sah ich die helle, freundliche Ebene ein halbes Jahr nicht mehr. Nur ein sehnendes Gedenken, das nach der Sonne suchen ging, verirrte sich manchmal wandermüd dorthin. Grau und naß hing über unermeßlichen, triefenden Wäldern der Himmel herab, die Nebel trieben feucht durch das enge, dunkle Tal; bleich, fahl und farblos traten die Dinge vors Auge, daß man glauben konnte, schon mit einem halben Fuße im Hades zu stehen. Ringsum aber schlich der Tod und trat in mannigfaltiger Gestalt — nie aber in freundlicher — den Menschen an. —

Nichts Friedliches hier. „Krieg" war die Losung. Alles, was sonst noch sein mochte, war untergetaucht. Ein hartes, schweres Kämpfen hub an, ein keuchendes Ringen Brust an Brust. Wer der Sieger sein würde, das wußte manchmal keiner von beiden! —

Bei St. Mihiel im Walde von Ailly sanken in Regen, Schnee und Sturm, wie die Blätter, die der Wind niederwirbelte, die Menschen zur Erde, sanken zu Boden, als nicht ein Laub mehr sich an die Zweige klammerte, sanken hin, als die Knospen schon wieder fröhlich springen wollten. Jahr und Tag ist seitdem vergangen. Doch auch heute noch zieht das große Sterben über die Erde. — —

Ich aber stieg, als der Frühling im reichsten Glanze ins Land gezogen war, für volle drei Monate wieder in die Woëvre hinab. Wie schön das nun war! Rotseidene Kleider spannte der Mohn über die Felder, an den Hängen der Côtes blühte der Wein, in den Gärten blühten die Rosen. Und hier in der Ebene war wieder fast Friede, höchstens, daß in irgendeines der freundlichen Winzernester sich ab und zu ein paar Granaten verirrten. Doch rings im Kreise tobte lärmend der Krieg weiter. Gelb wie Wüstendünen sahen die vielumstrittenen Höhen von Combres weit ins Land hinein, vom Priester- und Apremonter Walde, vom heiß erfochtenen Bois brulé her brüllten die Geschütze herüber, hörten nicht auf zu brüllen. —

Wir aber wollen nun vor, in irgendeinen Schützengraben. Auswahl haben wir mehr als genug. Denn um die Woëvre-Ebene schlingt sich schützend ein großer, ausgedehnter Kranz von Gräben, eine Girlande, die sich schließlich verjüngt und ihre letzten

Batterie vor dem Abschuß

Digitized by Google

Strohabgabe bei einem Proviantamt

Digitized by Google

Ein deutscher Schützengraben im Woëvregebiet

Digitized by Google

Deutsche Ablösungsmannschaften passieren auf dem Wege zur Front einen zerschossenen französischen Schützengraben

Digitized by Google

Straßenbild aus Viéville

Zweige bei St. Mihiel und Chauvoncourt noch kühn über die Maas hinüberflattern läßt.

Der Schützengraben, den Meyerkassel in seinem Bilde auf Seite 212 vorführt, stellt eine Art Graben dar, wie man sie nicht gerade sehr liebt. Sandsack auf Sandsack türmt sich über der Erde zu einer Mauer auf. So ein Graben ist gut sichtlich und bietet vor allem der feindlichen Artillerie ein willkommenes Ziel. Wenn dann die Granaten in die Sandsäcke hineinfauchen, geht leicht die ganze Herrlichkeit zum Teufel, der Sandsackaufbau stürzt in sich zusammen, und die vermeintliche Schutzwehr löst sich in ihre Uratome auf. Aber manchmal kann man gar nicht anders; dann, wenn man harten Fels unter den Füßen hat und rasch für Deckung sorgen muß, oder wenn der schürfende Spaten allzufrüh auf tiefes Grundwasser kommt. Dies letztere scheint nach dem Bretterbodenbelag bei dem Graben auf dem Bilde der Fall gewesen zu sein. Unter dem Holz steht das Wasser. —

Ratsamer ist es also, möglichst tief in die Erde hinunterzusteigen; der ganze Graben ist dann nicht so leicht zu sehen und zu treffen, auch fliegen die feindlichen Geschosse besser darüber hinweg und zerspringen irgendwo vor oder hinter der Linie, wo sie nicht viel Schaden anrichten.

Also tief in den Boden hinab mit einem möglichst schmalen Graben. So ist man am sichersten. Ganz so schön und bequem wie in dem Graben auf dem Bilde ist es dann allerdings nicht. Meist ist es eng, naß und schmutzig. Anstrengend ist das Gehen in den labyrinthartig gewundenen und verschlungenen Gängen, oft wird der Graben so schmal, daß man nur mühsam sich hindurchwinden kann. Und wenn ein Teil der Anlage von der gegnerischen Stellung überhöht ist, heißt es sich tief ducken wie ein Fuchs. Trotz aller Brustwehren und Überbauten bekommt man sonst eine der giftig daherbrummenden roten Kupferhornissen in Brust oder Rücken.

Wer es nicht miterlebt hat, kann sich keinen rechten Begriff davon machen, welche schwere Sisyphusarbeit es an manchen Stellen der Front gewesen ist, unsere Schützengräben in die Erde hineinzuwühlen, besonders dort, wo Freund und Feind sich, nur getrennt durch ein paar Büsche, auf wenige Meter gegenüberlagen. — Mit seinem kurzen Spaten, immer auf dem Bauche liegend, grub sich der Mann langsam, Schaufel um Schaufel, ein wenig ein. In tagelanger, mühseliger Arbeit entstand ein bescheidenes Schützenloch, und oft genug hat der, der es begonnen, es nicht mehr zu Ende graben können. Zu gut traf die feindliche Kugel. Langsam, oft erst in Wochen und Wochen, verbindet sich Schützenloch mit Schützenloch zu einem Graben meist sehr einfacher Art. — Schlimmer ist's noch, wenn, wie beispielsweise da und dort im Walde von Ailly, der Spaten

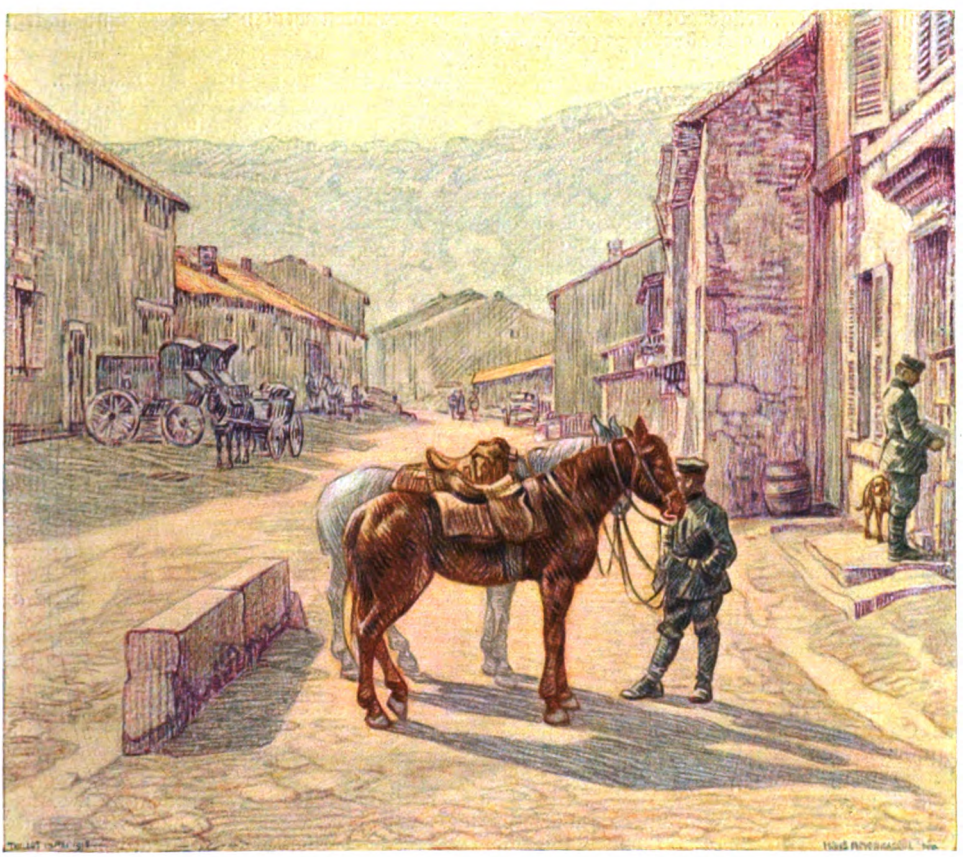
Digitized by Google

auf harten, erbarmungslosen Fels stößt. Klingt das Eisen ein bißchen laut auf den Stein, so rasen auch schon die 15 Zentimeter-Granaten heran. Und selbst wenn der Graben glücklich fertig ist, genügt ein einziger Nachmittag, an dem der Gegner seine Artillerie eifriger spielen läßt, um alles wieder einzuwerfen. Von neuem heißt es bauen, graben, schaufeln, endlos graben und schaufeln, damit dann das alte Spiel wieder von vorne beginnen kann. —

Oder es kam Regen, endloser Regen, und verwandelte die Gräben in Teiche und Kanäle, dort aber, wo abschüssiges Gelände war, in reißende Bäche. Unsere braven Leute erstickten fast in Lehmbrei und Nässe. —

Zogen die Wolken wieder fort, stand auch bereits der feindliche Kanonier an seinem Rohr und beeilte sich, den in den Regentagen eingesparten Munitionsvorrat möglichst dicht auf unsere Linie herniederprasseln zu lassen. Und in den Pausen, in denen er vesperte, donnerten Minen in den Graben, suchten Gewehr- und Handgranaten an der und jener Stelle Einlaß zu gewinnen. Tief, tief unter der Erde aber klopfte und hämmerte es sich heran, surrten die Bohrmaschinen, tastete der Gegner als schlimmer, tagscheuer Wurm sich meuchlings heran. Glaubte er dann, die Faust an der Kehle zu haben, dann ließ er seine eingebrachte Sprengladung emporwirbeln. Nachdem sich Rauch und Staub verzogen hatten, sah man in einen tiefen Trichter und Strudel von vielen Metern. Gegen die verschüttete Stellung, gegen Verletzte und Tote stürmte der Feind heran. Schlimme Augenblicke sind das. Wenn nicht rasch gehandelt wird, kann oft viel verloren sein. —

So leicht und schön, so behaglich und bequem, wie man es manchmal geschildert liest, ist das Leben der Unseren in den Schützengräben nicht gewesen, jedenfalls dort nicht, wo man dem Gegner das Weiße im Auge besah. Durst und Hunger haben die Feldgrauen genugsam ausgekostet, besonders zu Anfang, wo es noch keine Verbindungsgräben gab; Mühe und Entbehrung haben sie in jeder Form über sich ergehen lassen müssen. Viel Leben, Blut und Wunden hat es gekostet, den Graben sicher in unserer Hand zu halten. Tag um Tag, Stunde um Stunde hatten die Leute den Tod vor Augen. Und damit sie das nie vergäßen, lagen die Toten



Rast vor einer Fernsprechstelle

Digitized by Google

vor der Front, beim letzten Sturmangriff gefallene Franzosen, die nun langsam in Wind und Wetter vermoderten. Wo es möglich war, übergab man sie in dunklen Nächten der Erde. Dort, wo der Feind nur einen Steinwurf entfernt lag, war das nicht auszuführen. Das Leben der Unseren war zu kostbar, um es dem toten Gegner zuliebe aufs Spiel zu setzen. Und die Leichen in ihren bunten Lappen verfaulten weiter und färbten sich schwarz. Wenn der Wind vom Feinde herwehte, trug er den Pesthauch der Verwesung mit sich. — —

Ein anderes Bild (Seite 213) zeigt einen genommenen französischen Schützengraben. Still ist's geworden an der Stätte früheren, heißen und lauten Kampfes. Der Graben hat ausgedient, wird langsam verfallen, kein Mensch kümmert sich mehr um ihn. Samen fliegt an und schlägt Wurzel. Über das Jahr keimt Waldgras darauf, Strauchwerk wuchert empor, die ersten Buchenschößlinge beginnen zu treiben, und dazwischen stehen die buntesten Blumen. Rote Erdbeeren leuchten wie Tropfen warmen Blutes aus dem Grün heraus. Der Franzosengraben wird wieder langsam vom Walde, dem er entrissen wurde, zurückerobert.

Nicht rasch wird das allerdings gehen, bis alle die herrlichen Wälder, die in der Kampfzone liegen, sich wieder aufgebaut haben. Entwurzelt, von Granaten aus ihrem Erdreich gerissen, liegen die größten Baumriesen da und recken ihre schwarzen Wurzelarme gespenstisch zum Himmel empor. Und die, die noch stehen, haben hundert Runen und Risse, von vielen Kugeln ist ihr Leib durchschlagen. Ganz vorne aber, wo Tag und Nacht die Geschosse hin und her wandern und die Luft durchpflügen, da steht überhaupt kein Baum mehr: nur Wurzelstümpfe und zersplitterte Stämme siehst du in dieser Welt des Grauens und der Vernichtung. —

Ein anderes Bild. Eine eingegrabene Feldbatterie in ebenem Wiesengelände (Seite 210). Der unmittelbaren Einsicht und Beobachtung des Gegners wird sie wohl durch einen Wald oder Höhenrücken entzogen sein. Aber sicher ist sie trotzdem nicht. Die feindlichen Flieger kreisen wie die Sperber und Falken jeden Tag über unseren Linien. Entdeckt einer die Geschütze, dann können heiße, schwere Stunden für die Batterie kommen. Treibt's der Franzose gar zu arg, so muß sie Stellung wechseln und kann von ihrem jetzigen Standort aus dem Feinde trotzdem noch Abbruch genug tun. An Stelle der wirklichen stellt sie Scheingeschütze bei ihrem Abzug auf. Auf die mag der feindliche Bruder dann herüberfunken, soviel er mag. Selbst Volltreffer erfreuen uns dann nur. Und wir zünden sogar, um den Franzosen zu schärferer Arbeit anzueifern, während der Nacht die schönsten Mündungsfeuer in der braven Scheinbatterie an. Die schußfreudigen Artilleristen da drüben fallen nicht ungern auf so was herein. An tausend Granaten und Schrapnells haben wir ihnen einmal mit dieser Kriegslist auf eine Scheinbatterie entlockt. Für uns war das Vergnügen billig, für den Franzosen recht, recht teuer. —

Unsere Haubitzen und unsere schweren Geschütze, die standen allerdings sämtlich im tiefsten Walde. Da wird auch der Flieger, besonders solange die Buchen ihr grünes oder rotes Kleid tragen, nicht viel Schaden anrichten. Und doch können, wie es der dumme Zufall will, auch solche im Schutz des Waldes eingebaute Batterien dann und wann gefaßt werden. Da geht es dann heiß her, und schlimm genug sieht es, wenn die Granaten richtig mitten darin landen, in solch einer Artilleriestellung aus.

Der Führer unserer Haubitzenbatterie, unser lieber Hauptmann Vogl, hat eine solch böse Nachtstunde, wo seiner Batterie ein Geschütz zusammengeschossen wurde und verschiedene seiner besten Leute fielen oder verwundet wurden, im Vers festzuhalten gesucht:

Beim Kerzenlicht um den Tisch sitzen viere,
Spielen Pereat und trinken Wein,
Sind deutsche Artillerieoffiziere.
Die Granaten heulen — der Feind schießt sich ein. —

Teufel! Wie nah! Die Balken zittern.
Surrend sausen Steine und Stahl.
Dumpf, wie von fernen, schweren Gewittern
Rollen die Schüsse. — Zum letztenmal? —

„Prosit, es sei. Geht's schlimm oder recht,
Prosit im Kreis." — Ein Frösteln läuft um.
„Heute geben die Karten sich schlecht!"
Ein Krachen und Klappern. Die Runde wird stumm. —

„Prosit! Es gehe, wie Gott es will!"
Teufel! Schießen die Hunde genau. —
Die Granaten brüllen und schreien schrill.
Ein Haus nur aus Karten ist unser Bau.

Noch in derselben Nacht in einer kurzen Feuerpause, die der Gegner seinen heißen Rohren gönnte, ist es Hauptmann Vogl gelungen, seine Batterie aus der vom Feinde erkannten Stellung herauszuziehen. Das letzte Geschütz war eben weggeschafft, als der Tanz von neuem und noch toller begann. Dichtester Eisenhagel, Volltreffer auf Volltreffer schlug mit Donnerkrachen mitten in die aufgegebene Stellung hinein. —

Drei weitere Bilder des Künstlers, „Strohabgabe bei einem Proviantamt", „Rast vor einer Fernsprechzelle" und „Straßenbild aus Viéville" behandeln Motive hinter der Front.

Ich habe es bereits in meinem Buche ausgesprochen, daß der Kriegsmaler von heute in der vordersten Linie nicht gar soviel für Stift und Pinsel finden wird, als man oft

Digitized by Google

Offiziersbegräbnis in Hannonville

Digitized by Google

glauben möchte. Sein bestes Feld wird mehr hinter der Front sein. —

Gewiß! Er muß auch in der vordersten Linie gewesen sein. Die maßlose Zerstörung im Walde von Ailly kann man nur mit der Phantasie sich doch nicht richtig vor's Auge zaubern. Auch das Leben im Schützengraben will einmal gesehen sein. — Aber sonst spielt sich der ganze Kampf so ziemlich unter der Erde ab. Vom Gegner sieht man nicht viel anderes als eine gelbe Linie im Gelände. Und zwischen die beiderseitigen Gräben baut ab und zu eine Granate eine Erdfontäne hinein. Das ist an ruhigen Tagen auch so ziemlich alles. Geht's aber vorne hoch und heiß her, so weiß der davon überraschte Kriegsmaler überhaupt nicht, ob ein freundliches Schicksal und die feindlichen Granaten ihm noch die Gnadenfrist zur ruhigen Fertigstellung einiger Werke zu bewilligen geneigt sind. —

Hinter der Front aber, da muß man sich nicht derartig decken und ducken, wie im Angesicht des Gegners, da wird man wieder aus Wurm und Kriechtier zum aufrechtgehenden Menschen, da gibt's auch sonst allerhand schöne Dinge, die man vorne nicht sieht, als da sind Pferde und Wagen, Reiter und Automobile. Da strömt alles zusammen, abgelöste und neu vormarschierende Truppen, vor- oder zurückfahrende Geschütze, Munitions- und Proviantkolonnen, Wagenzug um Wagenzug; Kavallerie-Abteilungen und Stäbe traben und galoppieren vorbei. — Dort rückwärts ist das eigentliche Feldlager, wo der Marketender seines Amtes waltet, dort lebt noch die Soldatenpoesie der früheren guten, alten Zeit. — Wallensteins Lager wird wieder lebendig. — Hier ist das eigentliche Ackerfeld des Malers. Er braucht nur bei irgendeinem in Ruhe befindlichen Bataillon sich zur Rast zu laden oder auf einem Meilenstein Platz zu nehmen und das bunte Getriebe an sich vorbeiziehen zu lassen. —

⁂ ⁂ ⁂

Auf den drei eben erwähnten Bildern sieht man nicht einen einzigen Landesbewohner. Es war nicht mehr Zivilbevölkerung da, auch das war eine Eigentümlichkeit der Woëvre. Die reichen Leute waren schon im September 1914 bei unserem Anrücken möglichst rasch über die Maas davongelaufen. Später aber wurden sehr viele der noch Zurückgebliebenen auf dem Wege über die Schweiz nach Frankreich geschickt. Nicht zu unserem Nachteil. Denn als wir das Land schon lange in Besitz hatten, wurde noch viel und eifrig Spionage getrieben. Auf diese Weise kam's, daß die Woëvre ganz zum Soldatenlande wurde, in dem man meist nur Feldgrauen begegnete. —

⁂ ⁂ ⁂

Zu den Bildern *hinter* der Front zählt auch der „Flugplatz". Ich habe ihn sofort erkannt. Denn durch die Wälder habe ich manchen Ritt gemacht. Manchmal bin ich auch eingekehrt und habe den Fliegeroffizieren guten Tag gesagt, ebenso der „Rose der Woëvre", wie wir sie nannten, einem jungen, hübschen Mädchen des Landes, das aber vor Fremdlingen meist kühl und stolz in ihr Zimmer hinter Fenster und Gardinen verschwand.

Schön war es auf diesem Flugplatz besonders an stillen, klaren Sommerabenden, wenn die Maschinen mit ihren großen Fittichen in weiten Kreisen sich langsam in die aus den feuchten Wiesen aufsteigenden Nebel herabsenkten — große Schmetterlinge, die sich müde geflogen hatten und nun am Waldrand ein schützendes Dach für die Nacht suchten. —

Über der Woëvre-Ebene sah man ständig die Flieger, unsere und die des Gegners. War gut Wetter, so wurde man jeden Morgen um sechs Uhr durch unsere Abwehrkanonen geweckt, die irgend einen frechen Eindringling abschießen oder zum mindesten vertreiben wollten.

Der Franzose flog aber nicht nur zum reinen Vergnügen und Naturgenuß, er warf auch regelmäßig Bomben ab, er witterte Proviantämter, Munitionsdepots, Stäbe und dergleichen mehr. Und einmal entsinne ich mich ihrer gleich fünfundvierzig über unserem kleinen Dorf gezählt zu haben. Und alle schmissen sie Bomben. Dazu der Lärm der eigenen Geschütze, der den ganzen Spektakel noch beträchtlich verstärkte. Sogar ein französisches Luftschiff gondelte nicht selten über die Woëvre-Ebene hinweg, flog meist in der Linie Toul-Verdun. Immer nur in der Nacht. Im Betragen hätte man ihm die erste Note geben können, wenn es nicht einmal unseren Schlaf durch einige abgeworfene ziemlich grobe und klotzige Dinger gestört hätte. —

⁂ ⁂ ⁂

Das Bild „Offiziersbegräbnis" (Seite 217) hat ernste Erinnerungen in mir wachgerufen. Ich weiß gar nicht mehr, an wie vielen, vielen offenen Gräbern ich gestanden bin, Gräbern von Mannschaften und Gräbern von Offizieren, der Tod macht nicht halt vor den höchsten. Erst im Dezember des letzten Jahres gab ich dem Kommandeur meiner Division das letzte Geleite. Vor wenigen Wochen ist in den Kämpfen um Verdun sein Nachfolger, von einer Granate zerrissen, gefallen. Ehre ihrem Andenken! —

Wir zimmerten Kreuze mit zitternder Hand,
Nun stehen die Hölzer am Wegesrand. —

Die Helme, die stolzen, sind obenauf,
Hier schichtet man müde Krieger zu Hauf. —

Vom Hügel am Walde, da wehet ein Wind
Und wandert, bis er nach Hause find't. —

Da riß es zu Hause Hand aus Hand,
Da zog daheim der Herbst in das Land. —

Verrauscht die Lust und verklungen das Lied.
Durch welke Wipfel ein Flüstern zieht. —

Digitized by Google

Von baltischer Art

Von Geheimrat Prof. Dr. Reinhold Seeberg

Von den „deutschen Ostseeprovinzen Rußlands“ ist in letzter Zeit viel geredet worden. Jedermann spürt die Paradoxie, die in dieser Bezeichnung liegt. Aber die Paradoxie faßt ein Problem in sich. Daß es an der Ostsee 200 000 Deutsche gibt, die, seit zwei Jahrhunderten unter russischer Herrschaft lebend, ihr Deutschtum wurzelecht erhalten haben — das ist die paradoxe geschichtliche Erscheinung. Wie beschaffen die Eigenart dieses Deutschtums ist, das ist das interessante völkische Problem.

Seit etwa 1200 besteht im fernen Osten eine deutsche Kolonie, die etwa so groß wie Bayern und Württemberg zusammen ist. Es ist den Deutschen dort nie gelungen, die Urbevölkerung in größerem Umfang zu germanisieren. Zunächst bestand kein Bedarf hiernach. Ritter, Geistliche und Handwerker kamen aus dem Heimatland herüber. Der Bauer fehlte, aber die Eingeborenen haben sich verhältnismäßig leicht unterwerfen lassen und die bäuerliche Arbeit geleistet. Später lagerten sich Litauen und Polen vor und verlegten dem Zuzug aus Deutschland den Weg. So kommt es, daß auch heute noch die Deutschen etwa nur den zehnten Teil der Bevölkerung bilden. Den 200 000 Deutschen stehen 1 100 000 Letten und etwa 900 000 Esten gegenüber. Freilich, man muß hinzufügen, daß sehr viele Letten und Esten der deutschen Sprache mächtig sind. Vor allem aber ist wichtig, daß diese eingeborenen Völker in Glauben und Kultur ganz wesentlich germanisiert worden sind.

Es liegt sehr nahe, die Eigenart der baltischen Deutschen aus ihrer Beziehung zu Letten und Esten zu erklären. Aber so nahe das liegt, versagt der Versuch dennoch. Die beiden Völker sind an sich außerordentlich verschieden. Der Lette hat slawische Art, er ist weich, beweglich, gut begabt, leicht zu beeinflussen, geneigt, nach dem Munde zu reden, nicht eben ausdauernd oder energisch. Die Esten sind ein finnischer Volksstamm, der sehr stark mit schwedischen Elementen durchsetzt ist, so daß man sie geradezu als finnisch-schwedisches Mischvolk bezeichnet. Kräftige, echt germanische Erscheinungen sind unter ihnen häufig. In seiner Art ist der Este schwerfällig und verschlossen, langsamer, aber auch solider und treuer als der Lette. Eine gewisse tapfere Männlichkeit charakterisiert ihn, die eigentümlich absticht von einem sentimentalen gefühligen Zuge in seinem Wesen.

Das baltische Deutschtum bildet wesentlich eine Einheit. Wohl wird der im Lande Geborene gewisse unterscheidende Züge an Kurländern oder Livländern oder Estländern wahrnehmen. Der Fremde vermag sie kaum zu bemerken, so sehr bezeichnen sie nur Spielarten des nämlichen Menschenschlages. Die baltischen Deutschen bilden eine in sich geschlossene Einheit. Wer dagegen die großen Unterschiede zwischen lettischer und estnischer Art erwägt, wird es sofort ablehnen, die Eigentümlichkeit des baltischen Deutschen aus lettischen oder estnischen Einflüssen zu erklären. Es sind zu allen Zeiten nicht ganz wenige Letten oder Esten, indem sie sich zu einer höheren Kulturstufe emporarbeiteten, germanisiert worden. Aber das geschah immer so, daß sie ihre nationale Eigentümlichkeit mit deutscher Art vertauschten. Bloß in solchen Kreisen, die nur einen ersten Ansatz zur Germanisierung gemacht haben oder auch bei Deutschen der geringeren Stände, die dauernd mit Letten und Esten zusammenleben, verbinden sich deutsche mit lettischen oder estnischen Eigentümlichkeiten. Aber das sind im ganzen doch nur Übergangsstadien.

Dagegen muß aber gesagt werden, daß gewisse Eigentümlichkeiten der Sprache der deutschen Balten von lettischen und estnischen Einflüssen abhängig sind. Wenn man weiß, daß die Dienstboten fast immer Letten oder Esten sind und daß daher die Kinder in den deutschen Häusern, zumal in früheren Zeiten, von klein auf neben dem Deutschen lettisch oder estnisch sprechen — nicht selten fast geläufiger als deutsch, — so versteht man sofort, woher dieser fremdartige Einschlag in der Sprache kommt. Dabei ist in nur geringerem Umfang an verschiedene Ausdrücke, zumal der Umgangssprache, zu denken, so gut wie gar nicht an die Grammatik, dafür aber um so mehr an die Aussprache und den Tonfall. Beides ist charakteristisch verschieden bei den Nordbalten, die mit estnischer und bei den Südbalten, die mit lettischer Urbevölkerung zusammenleben.

Wenn aber von den Letten und Esten keine die baltische deutsche Art tiefer bestimmenden Einflüsse ausgegangen sind, so kann das in Bezug auf die Russen erst recht nicht gesagt werden. Von jeher hat der baltische Deutsche zwischen sich und dem Russen eine Scheidewand aufgerichtet. Mischheiraten wurden immer auf das schärfste verurteilt. Jede Annäherung an russische Form oder Sitte ward als minderwertig gebrandmarkt. Auch für Gebrauchsgegenstände, die man von den Russen überkam, vermied man wohl den russischen Namen. In ganz Deutschland spricht man von dem „Samowar“, den der Balte „Teemaschine“ nennt.

Die baltische Eigenart ist bedingt durch die eigentümliche Geschichte, die das Land durchlaufen hat. Der Orden, die Bischöfe,

Digitized by Google

die Hansastädte bezeichnen die leitenden Faktoren des mittelalterlichen baltischen Landes. Mancherlei Fehden sind zwischen diesen Größen ausgefochten worden. Dann wird seit etwa 1500 die Russengefahr immer dringender. Jetzt greifen auch Schweden und Polen in die Geschicke des Landes ein. Der russische Zar Johann IV. (der Schreckliche) verwüstet es in grauenvoller Weise seit 1558. Dann kommt es unter polnische und schwedische Oberherrschaft, bis Peter d. Gr. es Rußland unterwirft (1721). Auch jetzt verwüstete der Russe, was immer verwüstet werden konnte, seiner Art gemäß. Im 19. Jahrhundert sind dann allmählich alle die Rechte und Privilegien, die dem Land und den Städten ihre eigene Sprache, Religion, Verfassung und Verwaltung garantierten, zerbrochen worden. Die Schule wurde zerstört, die Kirche verfolgt, der Rassenhaß bei Letten und Esten künstlich erzeugt, gezüchtet und geschürt, bis es zu der Revolution des Jahres 1905 kam. Es war das grauenvolle Schauspiel einer mutwilligen Zerstörung alter Kultur, um den phantastischen Führern des Panslawismus gefällig zu sein und die Kritik von den schreienden Schäden des inneren Lebens Rußlands abzuziehen. Es gab keinen sittlich und völkisch zureichenden Grund für diese Politik, denn daran war doch nicht zu denken, daß die 200 000 Deutschen das russische Reich germanisieren könnten.

Die Geschichte der deutschen Kolonie im fernen Osten ist eine Leidensgeschichte gewesen. Wer sie studiert, empfängt immer wieder den Eindruck: nun ist es zu Ende. Das Land verwüstet, die Behausungen verbrannt, die Menschen ermordet — so sah es in den Zeiten nach den Einfällen Johanns IV. und Peters I. aus. In den Wäldern hier und da halten sich mehr oder minder verwilderte Leute, Deutsche und Eingeborene, verborgen. Es scheint alles aus zu sein, es scheint sich nicht zu lohnen, wieder zu Spaten und Pflug zu greifen. Aber nur wenige Jahre sind in das Land gegangen, da sind die Häuser wieder gebaut, der Acker wird wieder unter den Pflug genommen, und die Herden blöken in den Ställen. Der zähe Wille der Niederdeutschen hat wieder triumphiert. Das Unmögliche ist möglich geworden. Und wie an dem ersten Tage ist aus dem Chaos eine geordnete Welt geworden.

Es war im 19. Jahrhundert nicht anders. Übermächtig drang das Russentum ein. Da galten verbrieftes Recht und bewährte Ordnung nichts, gar nichts. Da wurden mit hinterlistigem Sinn die beiden Völker der Esten und Letten aufgewiegelt, deren treuer Erzieher und Genosse der baltische Deutsche so lange gewesen war. Oben finstere Wolken, aus denen ein Wetterstrahl um den anderen herabzuckt und ein Kulturwerk um das andere zerschmettert, und unten ein Boden, der zittert und bebt von jähen Erdstößen und in dem ein Abgrund neben dem anderen sich gähnend auftut: der russische Tyrann mit seinem zielbewußten und doch sinnlosen Wüten, die emporgepeitschten Leidenschaften der Letten und Esten.

Und wiederum weicht das baltische Deutschtum nicht. Es blieb zäh auf dem alten Boden stehen. Landwirtschaft und Industrie werden gehoben, das deutsch-nationale Empfinden mit hellem Bewußtsein gestärkt und vertieft. In der Verwüstung geht man an das Bauen, und man wagt sich an neue Fundamente. Äußerlich und innerlich geht, wie die Balten selbst sagen, seit dem Jahre 1906 eine große Renaissance in dem Lande an.

* * *

Ich will nicht Geschichte erzählen, sondern ich will eine volkspsychologische Charakteristik entwerfen. Hier tritt uns der erste charakteristische Zug des baltischen Deutschen entgegen. Es ist die Zähigkeit, der harte Wille zum Leben. Es ist der Sinn, der sich ausprägt im Ausruf: „Nun gerade!" Der preußische Sinn für Organisation, der Staat, der für den einzelnen denkt — das alles ist den Balten ganz fremd. Er ist Individualist, er fängt die Dinge gern nach seinem eigenen Kopfe an. Aber in recht niederdeutscher Weise findet man sich doch immer zur Einheit zusammen, wo es das Leben gilt. Der Instinkt zur Existenz ist ungeheuer stark, die Macht des unbewußten Lebenswillens ersetzt wohl in ernster Stunde der Organisation die Kräfte.

Aber in diesen Kämpfen war der baltische Deutsche stets der äußerlich Schwächere. Er mußte immer mit den brutalen Gewalten über sich rechnen. Wo ihm das Herz zum Zerspringen voll war, mußte er schweigen. Dem Häßlichsten und Widerwärtigsten gegenüber gab es nur passiven Widerstand oder die gute Miene beim bösen Spiel. Das ist nicht immer leicht. Es leitet an dazu, Kleines und Kleinstes zu beobachten, die Schwächen des Gegners scharf im Auge zu behalten, um ihn mit all den Künsten des politischen Kleinkrieges zu ermüden oder zu überraschen und zu überrumpeln. An die Stelle des offenen Kampfes treten die Winkelzüge des passiven Widerstandes und des Diplomatisierens. Das sind die Waffen des innerlich Stärkeren, wenn er äußerlich schwächer ist. Sie wurmen ihn wohl immer, und doch kann er sich ihnen nicht entziehen, will er anders das Spiel nicht verloren geben.

Es wäre ein grobes Mißverständnis, wollte man hieraus auf Falschheit, Unaufrichtigkeit oder Verschlagenheit in dem Wesen des Balten schließen. Ganz im Gegenteil. Der Balte ist in der Regel von einer fast naiven Harmlosigkeit und Offenheit. Er besitzt meist eine erstaunliche Bereitschaft, Menschen, denen er traut, sein Innerstes zu erschließen, und er neigt eher im Verkehr mit den Menschen zu Leichtgläubigkeit, als zu Mißtrauen. Das sind Züge, die sich aus der engen Gemeinschaft, die die Glieder des kleinen Völkchens miteinander verbindet, leicht erklären. Und diese Züge bestimmen das Wesen des Balten in dem engeren wie auch in dem weiteren Ver-

Digitized by Google

kehr. Die Zurückhaltung und Vorsicht, die er dem Russen gegenüber notgedrungen walten lassen muß, werden nicht auf das interne Leben übertragen. Man darf darum nicht meinen, daß das baltische Wesen im ganzen zu Hinterlist oder Intrige neige. Und das um so weniger, als eine zielbewußte Bedrückung seitens der Russen ja vor nicht viel längerer Zeit als einem Menschenalter erst eingesetzt hat. Die Verdächtigung der baltischen Art, die wir zurückweisen, ist in der Tat nicht besser begründet, als wenn jemand aus der Notwendigkeit, im Kriege Kriegslist zu brauchen, folgerte, daß ein Volk durch den Krieg hinterlistig werde!

Vor allem aber ist noch hervorzuheben, daß es dem Balten nie an einem starken Gegenmittel wider eine derartige Gefährdung gemangelt hat. Es war das freie, stolze Bewußtsein, mehr zu sein als die Umgebung und als der Gegner. Dies Bewußtsein wurzelte aber in der geistigen Gemeinschaft mit dem Mutterlande. Diese Gemeinschaft ist nie abgerissen. Zu allen Zeiten haben die Balten es mit dem Instinkt der Selbsterhaltung gepflegt. Wollten sie bleiben was ihre Väter gewesen, so mußten sie es auch wirklich sein. Und war es ihnen äußerlich verwehrt, an den Geschicken der deutschen Heimat teilzunehmen, so mußten sie um so mehr sich innerlich anspannen, um die Einheit aufrechtzuerhalten. Wie die Wurzel des Baumes von dem Lebensinstinkt zu der Wasserader hingetrieben wird, so ist die baltische Seele innerer Lebensnot zum deutschen Geist hingezogen worden. Einst war es ein reges Herüber und Hinüber gewesen, das Mutter- und Tochterland im Austausch des Handelsverkehrs verband, und die Erben der Kaufhöfe in Riga oder Reval saßen wohl in Lübeck oder Bremen.

Aber auch als diese Beziehungen aufhörten, drang der Hauch des geistigen Lebens über das Meer hinüber in die Kolonie. Früh schon nimmt man mit Begeisterung die Ideen der Reformation auf. Die Gedanken unserer großen Dichter und Denker, der Klassiker und der Romantiker entflammen dann dort genau ebenso wie in der Heimat die Gemüter. Und wer Land und Leute kennt, der weiß, wie rege heute noch das Interesse an der geistigen Bewegung Deutschlands ist. Der Buchhandel sorgt dafür, daß alle Erscheinungen von Bedeutung bekannt werden. Zitate aus Goethe oder Schiller, aber auch aus den späteren Dichtern hört man kaum irgendwo in Deutschland so häufig wie in den gebildeten Kreisen der baltischen Lande.

So hat das Tochterland alle geistigen Geschicke des Mutterlandes miterlebt. Die Bewegungen setzten dort ein wenig später ein als in der Heimat. Man war wohl in der Regel beinahe ein Menschenalter zurück hinter der deutschen Entwicklung. Probleme, die in Deutschland abgetan waren, beschäftigten die Gemüter dann im Baltikum noch lebhaft. Allerdings hielt man sich in den Zeiten hoher geistiger Blüte, die die Universität Dorpat in dem 19. Jahrhundert durchgemacht hat, hier stets auf der Höhe, wofür schon die vielen Professoren, die aus Deutschland nach Dorpat berufen wurden, Sorge trugen. Immerhin war aber in anderen Städten und besonders auf dem flachen Lande mit seinen schlechten Verbindungen und der so selten eingehenden Post der Rückstand gegen Deutschland ein erheblicher. Das hat nicht nur Schaden gebracht. Über diese und jene mehr unfruchtbare Periode der deutschen Entwicklung, wie etwa den Materialismus, ist man infolgedessen im baltischen Lande schneller hinweggekommen als in Deutschland. Mit den neuen Problemen zugleich überkam man wohl auch schon die Gesichtspunkte zu ihrer Kritik.

Die innere Gemeinschaft blieb erhalten, und sie war so lebhaft und rege, daß dem, der zum erstenmal nach Deutschland kam, im äußeren Leben dies und jenes fremd vorkommen mochte, er aber innerlich sofort zugreifen und an dem Faden der geistigen Entwicklung mitspinnen konnte. Man hatte das Bewußtsein, in die Heimat gekommen zu sein. Wie der Schreiber dieser Zeilen das vor dreiunddreißig Jahren empfunden hat, so haben es viele, viele auch erlebt, sei es, daß sie zu dauerndem, sei es, daß sie zu vorübergehendem Aufenthalt nach Deutschland kamen.

88 88 88

Man hatte das Bewußtsein, in die Heimat zu kommen, sagte ich. So war es ja den Kindern von früh an dargestellt worden, so war man ja dann auf Schule und Universität angeleitet worden, das ganze Leben Deutschlands mitzuerleben. Die Zeitungen berichteten ausführlicher über deutsche als über russische Politik. Man sprach weit mehr über die Vorgänge im deutschen Reichstag als über irgendwelche Erscheinungen des russischen Lebens. Das deutsche patriotische Lied rief tiefste Instinkte in der Seele wach, zumal bei den Studenten. Und als dann der große Kampf 1870 die Kaiserkrone wieder emporstrahlen ließ aus dem Dunkel der Geschichte, die einst auch über den Anfängen der deutschen Kolonie im 13. Jahrhundert geschwebt hatte, da zitterte die ungeheure weltgeschichtliche Bewegung auch im Baltikum nach. Wir Knaben hatten das stolze Bewußtsein, daß „wir" gesiegt hätten. Und auch arme Studenten in Dorpat waren stolz, mit beizusteuern zum Besten der deutschen Verwundeten. Wer nahm schließlich innerlich Teil an dem Zaren und seinen Leuten, aber der alte Kaiser, Bismarck, Moltke, das waren Namen, die auf aller Lippen waren. Wieder einmal fühlte das Baltenland in stolzen Freudenschauern, wie, trotz allem, seine innersten Wurzeln hinabreichten zu den Wurzeln, aus denen das neue Kaisertum emporgewachsen war.

Jedermann, der dorthin Beziehung hat, weiß, daß es nicht anders geworden ist. Die heiße Freude, die alle Gemüter durchzuckte,

Digitized by Google

als die Nachrichten von den ersten deutschen Siegen in das Baltenland kamen, ist unbeschreiblich gewesen. Gebete ohne Zahl um Freiheit sind aus den Herzen emporgestiegen. Und seit Kurland besetzt ist, bewegt nur die eine Sorge die baltischen Herzen, daß der Siegeslauf bei der Düna zum Stillstand kommen könnte und dadurch die innere wie äußere Einheit des alten deutschen Landes mittendurchgeschnitten würde. In aller Not der Kriegszeit hielt man es für eine stolze Ehrenpflicht, den deutschen Kriegsgefangenen mit Sachen und mit Geld zu helfen, wo immer man es konnte. Verbannung und Gefängnis, Peitsche und Mißhandlung haben daran nicht hindern können. Es gibt ein unsichtbares Etwas, das ist stärker und mächtiger als alle brutale Gewalt. Man nennt es die deutsche Treue, und die Besten unter den Deutschen werden an ihr offenbar.

Deutsche Zähigkeit und deutsche Treue — daraus begreift es sich, daß dort, umschlungen und zerdrückt von moskowitischer Gewalt, 200000 Deutsche leben und ausharren bis zum letzten, mag noch so gebieterisch der äußere Vorteil, ja die Sorge für das eigene Leben es nahelegen, Deutschland zu verleugnen.

Es ist doch eigentlich ein Doppelleben, das man am fernen Ostseestrande lebt. Der Russe regiert, und er zerstört, schikaniert, brutalisiert nach bestem Vermögen. Mit hellem Auge stehen alle auf der Wacht, zu erhalten, was zu erhalten ist, mit deutscher Wachsamkeit und Klugheit den Kulturmord des Moskowiters zurückzuhalten und zu hemmen. Und das, wofür man kämpft, ist die deutsche Eigenart mit ihrem Glauben, ihrer Sitte und ihrer Kultur. Dafür schlagen die Herzen, das reißt auch den Trägen und Stumpfen fort zu Innerlichkeit und Schwung. Und doch! Dieselbe deutsche Treue, die mit ehernen Ketten an das Mutterland fesselt, verlangt, daß man dem Zaren die Untertanentreue hält, daß man willig ist, das Leben hinzugeben im Kampf wider die deutschen Brüder. Es sind bittere Kämpfe, die durch die Herzen der deutschen Jugend des Baltikums gegangen sind, als der Krieg ausbrach, Kämpfe, vor denen Gott einen jeden bewahren mag. Es handelte sich ja um nichts Geringeres, als, weil der Fahneneid es forderte, das eigene Herz zu zerreißen, im Dienst des alten Todfeindes die Waffe zu zücken wider das eigene Fleisch und Blut. Und auch diese grausige Probe der Treue hat die baltische Jugend bestanden. Es ist eine große Zahl, die gefallen ist mit der russischen Waffe in der Hand.

Auch das war Treue, eine Treue, wie sie nur der Deutsche kennt. Aber die Unnatur dieses Konfliktes weist doch auch hin auf die Unnatur der Lebensbedingungen dieser 200000 Deutschen am Ostseestrande.

* * *

Aber die geschichtliche Lage, in der sich das Baltentum entwickelt hat, hat noch andere Eigenschaften in ihm großgezogen. Das dauernde und enge Zusammenleben mit Völkern einer niederen Kulturstufe, verbunden mit der stetigen Wachsamkeit um die höchsten Güter des Menschen riefen auch ein starkes Bewußtsein des eigenen Wertes und der eigenen freien Persönlichkeit hervor. Schon der oberflächliche Beobachter redet daher gern von dem baltischen Aristokratismus. Aber diese Bezeichnung kann leicht mißverstanden werden. Die aus dem Mittelalter überkommenen Verfassungsformen haben das politische Leben der Ostseeprovinzen fast ausschließlich in die Hände des Adels gelegt. Man hat diese Einseitigkeit nicht ändern können, weil jede Veränderung der überkommenen Formen dem Russen sofort Anlaß und Gelegenheit, das ganze Gebäude zu zertrümmern, geboten hätte.

Aber die Vorstellung, als wäre darum das Baltikum ein Land, in dem „der Mensch bei dem Baron anfängt", wäre trotzdem grundverkehrt. Jeder Deutsche hat im ganzen das gleiche Selbstbewußtsein wie der Adelige. Das Bewußtsein persönlicher Freiheit, verbunden mit der Zugehörigkeit zum deutschen Volk, gibt ihm eine hohe Selbstschätzung, die nicht eben leicht vor Würden und Titeln zurückweicht. Es ist baltische Art, daß man sich von der höheren amtlichen Stellung einer Person nicht imponieren läßt. Einmal, weil das russische Beamtentum nicht eben zum Respekt vor dieser Menschenkategorie erzogen hat, dann aber, weil man sich daran gewöhnt hat, den nationalen und persönlichen Wertmaßstab als den eigentlich maßgebenden bei den Unterscheidungen des Lebens zu brauchen. Dem Deutschen bringt jeder von vornherein ein gutes Vorurteil entgegen, zumal man in dem kleinen Lande von ihm oder seiner Familie wohl schon etwas gehört hat. Ebenso ist der Balte durchaus bereit, hervorragenden Persönlichkeiten eine große Autorität beizulegen. Man kann rasch berühmt werden in dem kleinen Lande. Der Kult der baltischen Lokalgrößen wie auch der der Größen der deutschen Geschichte überhaupt ist sehr lebendig bei den Balten. Man hält etwas auf „Helden" und überhaupt auf das persönliche Element in der Geschichte.

Der kräftigen Betonung der Persönlichkeit und ihrer Freiheit geht aber in dem baltischen Lande ein eigenartig entwickeltes Gemeinschaftsbewußtsein zur Seite. Es hängt mit der Lage des kleinen Völkchens, das sich mühsam einer Übermacht zu erwehren hat, zusammen, daß sich die einzelnen Familien, Stände oder Berufsgruppen fest zusammenschließen. Fast stärker als in Deutschland weisen solche Vereinigungen gewisse typische Züge auf. In Anschauung, Stimmung und Urteil liegt in der Regel eine weit größere Einheit vor, als man bei dem starken Individualismus erwarten möchte. Die Urteile maßgebender Persönlichkeiten werden mit merkwürdigem Vertrauen aufgenommen, wei-

Digitized by Google

tergegeben und auch befolgt. Dabei tritt freilich nicht selten der einen führenden Persönlichkeit eine andere entgegen. Das gibt zur Spaltung oder zur Entstehung von Kliquen oder Parteien Anlaß. Es sind häufig mehr Differenzen der Stimmung und der Formulierung als sachliche Gegensätze, die in solchen Spaltungen zum Ausdruck gelangen, sind sie doch durch die unter Umständen stark persönlich gefärbten Gegensätze der „Führer" veranlaßt. Dementsprechend fehlt es bei der Durchführung der Gegensätze wohl an dem großen sachlichen Zuge, der ihnen erst Kraft und Wert verleiht. Persönliches mischt sich leicht hinein, und dementsprechend ist die gegenseitige Bekämpfung oft mit persönlichen Mitteln verquickt. Der gebildete Balte ist häufig ein Meister in der Kunst, durch kleine scharf beobachtete Züge oder durch epigrammatisch zugespitzte und geschickt vorgebrachte Urteile den Gegner zu charakterisieren oder auch lächerlich zu machen.

Man darf auf diese und ähnliche Dinge nicht zuviel Gewicht legen. Sie sind schließlich nur eine Folge der engen kleinen Verhältnisse. Die politische Neigung und der Trieb, durch Gegensätze zur Erkenntnis des Wahren und Rechten sich durchzuarbeiten, liegen ja in der menschlichen Natur. Wo es den Menschen an der großen politischen Bühne und an der Möglichkeit umfassender Orientierung der Interessen fehlt, da nehmen die Gegensätze überall und zu allen Zeiten leicht diese persönliche Form an. Und auch in dieser Form kann die Gegensätzlichkeit anregend und fördernd wirken. Der Zuschauer wird nur bisweilen wehmütig werden ob der schönen Kräfte und Gaben, die sich in Nichtigkeiten verbrauchen. Jedoch verlangt die Gerechtigkeit, zu bemerken, daß die Balten im Angesicht des wirklichen Gegners noch immer die Einigkeit fanden und daß überhaupt, wo es darauf ankommt, die großen gemeinsamen Motive, die schließlich doch alle beherrschen, auch über solche persönliche Häkeleien hinweghoben zur Einheit des Handelns und der Abwehr.

⁂ ⁂ ⁂

Hier muß noch ein Wort über das Verhältnis der baltischen Deutschen zu den eingeborenen Letten und Esten gesagt werden. Die in agitatorischem Interesse in die Welt gesetzte und dann oft nachgesprochene Auffassung, als hätte dies Verhältnis sich in Unterdrückung, Mißhandlung und Ausbeutung erschöpft, ist grundverkehrt, wie uns die Historiker lehren. Es war selbstverständlich, daß dem Deutschen, als dem Träger der höheren Kultur, die Erziehungsarbeit an den eingeborenen Völkern des baltischen Landes zufiel. Diese erzieherische Aufgabe hat der baltische Deutsche im ganzen in bester Weise gelöst. Man zweifelt bisweilen an der kolonisatorischen Fähigkeit der Deutschen. Hochmütige Selbstüberhebung und eine unlebendige abstrakte Gerechtigkeit treten immer wieder im Bunde mit einem gewissen humanen Doktrinarismus hindernd in die Bahn der kolonisatorischen Arbeit. Indessen diese Vorwürfe haben keine Geltung für die Deutschen des Mittelalters. Sie passen auch nicht auf das baltische Deutschtum. Es hat eine strenge Erziehung durchgeführt, aber nie versank sie in sinnloser Brutalität und Grausamkeit. Jene echt kolonisatorische Gabe, eine starke Überlegenheit mit einer gewissen gemütlichen Gemeinschaft zu verbinden, hat dem Balten zu Gebot gestanden. Er hat die Eingeborenen wirklich geliebt und hat sie nach Kräften gefördert.

Der baltische Bauer hat sich im ganzen in keiner schlimmeren Lage befunden, als der deutsche Bauer des Mittelalters. Der Anfang des 19. Jahrhunderts brachte ihm die persönliche Freiheit. Zugleich wurde den Bauern ein fester Anteil an dem Landbesitz gesichert. Das dafür bestimmte Land ist seither fast durchweg bäuerliches Eigentum geworden. Seit 1819 wurde der Schulzwang auch auf dem flachen Lande durchgeführt. Analphabeten gibt es seit zwei Generationen kaum mehr im baltischen Lande. Man erkennt, wie diese Entwicklung der deutschen Geschichte ziemlich parallel läuft. Ihr Ergebnis war ein glücklicher freier Bauernstand, dem es an einer gewissen Bildung und Gesittung ebensowenig mangelte, als an günstigen wirtschaftlichen Verhältnissen. Der Bauer der guten alten Zeit war zufrieden, und der Zusatz von Klagen und Murren, der sich in dieser Zufriedenheit vorfand, war nicht größer als nötig ist, um nicht einzuschlafen.

Der baltische Aristokratismus war es, von dem wir ausgingen. Der Leser wird ihn jetzt verstehen. Es war der Sinn der geistig und völkisch überlegenen Minderheit, die ihre Existenz zu erhalten bemüht ist. Das führte zu einem kräftigen Selbstbewußtsein und zu einer Betonung der eigenen Überlegenheit. Aber zugleich hat es den Zusammenhang mit den geistigen Kräften des Heimatlandes fest und fester geschlungen. Und endlich hat diesem Aristokratismus nie die verpflichtende Kraft gefehlt. Das Bewußtsein, zur Erziehung der Eingeborenen verpflichtet zu sein, für sie sorgen und eintreten zu sollen, hat dem Balten nicht gemangelt. Zusammen mit dem nationalen und persönlichen Selbstbewußtsein lebte in ihm ein gesunder sozialer Sinn, der nicht nur dem kleinen Mann das Seine gönnte, sondern auch mit Ernst die Verhältnisse so gestaltete, daß er zu dem Seinen kam. Natürlich ist dieser soziale Geist nicht im Sinne moderner Sozialpolitik aufzufassen. Es war jene starke soziale Ader in dem Herrengeschlecht der alten Zeit, die zwar keine Systeme und Organisationen baute, aber, wo es not tat, wie selbstverständlich, das eigene Vermögen und das eigene Leben für die „Leute" einsetzte.

⁂ ⁂ ⁂

Die Geschichte gibt den Menschen, indem sie ihnen besondere Aufgaben stellt, die eigentümliche Richtung ihres Geistes. Wie wohl

Digitized by Google

die Stürme am Meere das Wachstum des Baumes in eine ganz bestimmte Richtung drängen, so nötigt der Sturm des großen Geschehens den Menschengeist auch zu einer besonderen Orientierung seiner Gaben und Kräfte. Aber die Wirkung der Geschichte geht weiter. Durch diese Orientierung des Geistes wird auch die Entwicklung seiner einzelnen Kräfte eigenartig bestimmt. Je nachdem die Aufgaben sind, die zu regelmäßiger Erfüllung sich dem Menschen darbieten, wird in Gemüt und Gefühl oder in Überlegung und Verstand oder in Wollen und Zielbewußtsein die Lagerung und Schichtung der Kräfte sich verschiedenartig vollziehen. Die Geschichte weist unserem Geist nicht nur die Frontstellung an, sondern sie stärkt und schwächt auch die einzelnen Kräfte des Geistes Dabei ist sie freilich nicht allmächtig, sondern sie bleibt gebunden an den Spielraum von Möglichkeiten, die die Naturanlage — sie hängt mit Klima und Bodenbeschaffenheit zusammen — dem betreffenden Menschenschlage gewährte.

So kann auch der baltische Deutsche niemals die niederdeutsche Art verleugnen mit ihren grüblerischen und doch erdensicheren, ihren herben und doch genußfreudigen, ihren energischen und doch wehmütigen Zügen. Vielleicht hat sich dazu ein Stück skandinavischer Art gesellt, fließt doch nicht wenig Schwedenblut in den Adern der baltischen Deutschen. — Diese natürliche Anlage ist dem Balten geblieben, mag immerhin seine leidensreiche Geschichte gewisse aristokratische und männliche, aber auch manche diplomatische und kleinliche Züge in den Vordergrund seines Wesens geschoben haben.

Ich möchte zuerst von dem Gemütsleben reden.

Wer zum erstenmal mit baltischen Deutschen in Berührung kommt, wird in der Regel zunächst einer gewissen Zurückhaltung begegnen. Wenn es ihm gelingt, diese zu überwinden, wird er wohl den Eindruck einer fröhlichen „Fidelität“ gewinnen. Aufgeräumt und munter, zu Heiterkeit und Scherz aufgelegt und doch nie ohne einen ernsten Hintergrund. Wer dann in noch genauere Beziehungen zu dem Balten tritt, dem werden vielleicht die raschen harten Übergänge in seinem Wesen auffallen. „Himmelhoch jauchzend — zum Tode betrübt.“ Es ist, als wenn es zwei verschiedene Menschen sind, die uns aus demselben Individuum anblicken. In den meisten Balten wohnt in der Regel ein starker Natursinn, und dieser hat, wie so oft bei den Nordländern, ausgesprochen schwermütige Züge. Das mag an der Natur liegen. Weit, weit dehnt sich das flache Feld aus, und nur selten begegnet man einer menschlichen Behausung. Hier und da steigt einmal der Boden wellenförmig empor. Dann wieder zieht sich der Weg schier endlos hin, durch finsteren Nadelwald oder ausgedehnte Birkenwaldungen mit den leuchtenden weißen Stämmen, deren helles Grün oder ein munter dahinströmendes Bächlein das Auge des Reisenden flüchtig erfreuen. Es ist wenig Abwechslung da, was man sieht, ist eintönig, fast öde.

Plötzlich wird es Frühling. Wie von einem holden Wunder belebt, erhebt sich die Natur. Die braunen Knospen schwellen überall und die Sonne schaut wie in Liebe erstrahlend auf das alte Schöpfungswunder herab. Doch früh bricht der Herbst herein, und schnell folgt Eis und Schnee auf die ersten Anzeichen der Vergänglichkeit. Baldur, der Strahlende, lebt nur kurze Zeit, und bald erliegt er dem Geschoß Höduns, des Blinden. Man ahnt der Vorfahren schweres Sinnen über dem Geheimnis des Lebens, wenn man das Jahr auf dem baltischen Boden zubringt. Man spürt dort den Wechsel in der Natur tiefer und trüber. Es siecht das Leben so bald dahin, und wie einsame, bange Gedanken ziehen sich die geraden Linien und die flachen Gründe hin, unübersehbar, endlos und doch nie erhebend, aufwärtstragend.

Das schafft wohl den Ernst und die Wehmut im Gemüt des Menschen. Aber gerade so wendet der Mensch den Blick von der Natur ab und in das eigene Innere hinein. Weil es draußen einsam ist und kalt, trachtet er nicht nur nach einem Heim mit großen, gut durchwärmten Räumen, sondern er sucht auch eine warme, helle, innere Welt sich aufzubauen. Der Mensch erhebt sich über seine Umwelt, und er konzentriert sich in sich selbst. Aber durch nichts befreit er sich so sicher aus ihrem Bann, als dadurch, daß er seinesgleichen sucht. Der Balte liebt das gesellige Leben. Es bereitet ihm helle Freude, Gäste zu empfangen. Er ist in der Regel ein Meister der Geselligkeit. Die eigene Persönlichkeit in harmlosem und doch oft inhaltreichem Gespräch offen dem anderen zu geben und wieder von ihm als Gegengabe das unverkünstelte Ich in offener Gegenrede zu nehmen, ist ihm Bedürfnis. Wenn die Mehrzahl in einem Menschenschlage lebhaft und beweglich ist, fallen die Sinnigen, Stillen und Schwermütigen bald auf. Auch an ihnen fehlt es nicht im baltischen Lande, zumal in der Frauenwelt. Das kann bei dem schwermütigen Zuge der nordischen Seele nicht wundernehmen. Sie fügen sich dem großen Ganzen gut ein. Wo viel geredet wird, muß auch viel gehört werden.

In dem kleinen Lande, wo die meisten einander kennen oder doch voneinander gehört haben, schürzen sich schnell Beziehungen mannigfacher Art. Und wiederum eröffnet die Fülle dieser Beziehungen alsbald einen Born humoristischer Anspielungen, mannigfacher Anekdoten, die gemeinsame Freunde, Bekannte, Verwandte, Lebende und Verstorbene zum Gegenstand haben. Der Balte erzählt gern, er versteht die Kunst, die Pointe der Geschichte geschickt vorzubereiten und fein zuzuspitzen. Ebenso ist es ihm Bedürf-

Digitized by Google

nis, zu necken und aufzuziehen. Ein derber urwüchsiger Humor bricht dabei hervor. Um nichts könnte jemand, der einen Witz auf der Zunge hat, ihn zurückhalten.

Dem Wort folgt dann leicht die Tat. Tolle, wilde Streiche waren wenigstens den früheren Generationen eine Freude, und man nahm es dann nicht allzu genau damit, wenn man auch mal in das Rohe hinüberglitt. Ob im adeligen oder im bürgerlichen Hause, ob auf dem Guts- oder Pfarrhof, das machte dabei wenig Unterschied. Die Freude an der eigenen Kraft und an der Gemeinschaft mit Gleichgesinnten hebt in der Geselligkeit die Menschen über ihre Schranken empor. Eine Freude am Fabulieren, eine Lust am Witz und Scherz macht sich dann geltend, die wunderbar absticht von dem ernsten, schwermütigen Grundzug des baltischen Wesens. Als ich zum erstenmal „Gösta Berling" las, zuckte in mir die Empfindung empor: davon könnte manches auch in dem alten Baltikum geschehen sein! Und wiederum können in einem bei Fritz Reuter oder auch über Costers flämischem Roman „Tyll Eulenspiegel" baltische Erinnerungen erwachen. Das ist nicht auffallend, wenn man überlegt, daß niederdeutsche Elemente die Grundlage des baltischen Wesens bilden und daß nicht nur die gemeinsame Natur, sondern auch mancherlei geschichtliche Beziehungen eine Brücke nach Schweden hinüberschlagen. Vielleicht haben die Balten die halbe Flasche Champagner im Blut, die nach Bismarcks Wort in der Regel dem Deutschen fehlt.

Der gesellige Sinn ist ein besonders bezeichnender Zug des baltischen Wesens, und die reizvollen, bisweilen blendenden Eigenschaften dieses Wesens treten dabei schön in die Erscheinung. Die Freude an der Darstellung der eigenen Persönlichkeit, die entgegenkommende Neigung, andere Personen zu verstehen und zu erleben, die Gabe zum scharfgeschliffenen, glänzenden Wort, die glückliche Anlage, mit kräftigem Humor sich auch über das Trübe und Dunkle hinwegzusetzen, die gesellschaftliche Erziehung und die Übung, nicht nur gut zu reden, sondern auch gut zuzuhören — das wären solche Züge. Es ist natürlich, daß auch hier neben dem Licht die Schatten liegen. Nicht immer entspricht die Tat dem Wort, nicht immer ist die Liebenswürdigkeit ein echter Zeuge gegenseitiger Liebe, und nicht immer steht hinter dem scharfen Wort ein gutmütiger Sinn. Aber wo wäre es denn je anders gewesen unter den Menschen?

* * *

Und doch, das Herz *lebt* in diesen Menschen, so fremdartig manchem zunächst ihr Wesen vorkommen mag. Sie sind nicht Puppen, nicht bloß Ergebnisse von Erziehung, Überlieferung und Gesetz. Sie sind lebendige Menschen. Und sie achten einander als Personen. Der Mensch erscheint dem Menschen wohl mehr als ein persönliches Stück Leben, als es in größeren Verhältnissen der Fall ist, wo nur zu leicht an die Stelle der lebendigen Einzelperson der Typus tritt. Diese lebhaft zugreifenden Menschen können unendlich zart und fein sein im Verkehr mit Kranken, Schwachen, Armen. Sie vergessen einander nicht so leicht, denn sie sehen in dem anderen Menschen nicht nur einen Typus, sondern eine lebendige Person. Das kettet aneinander in Treue. Bei dieser inneren Lebendigkeit wird es den Balten auch nicht an dem *religösen Sinn* fehlen. Und wirklich kommt ihm in ihrer Geschichte eine große Rolle zu. Wir wissen, mit welcher Begeisterung die Reformation in dem baltischen Lande aufgenommen worden ist. Der Balte ist ihr treu geblieben und er hat auch die Letten und Esten zu treuen Kindern der Reformation erzogen. Die eigentümliche geschichtliche Stellung des Landes brachte es mit sich, daß man weder auf dem Gebiet der Verfassung noch der Kirche sich den Luxus von Experimenten gestatten durfte. Daher ist die baltische Kirche immer konservativ gewesen. Das ist aber nicht so gemeint, als wenn die großen geistigen Bewegungen der deutschen Mutterkirche die baltischen Gestade nicht berührt hätten. Pietismus, Aufklärung, Orthodoxie, moderne Theologie sind auch in der baltischen Kirche wirksam gewesen und haben zum Teil scharfe innere Gegensätze hervorgerufen. Aber man hat doch im ganzen, wohl angesichts der geschichtlichen Lage, sich mehr als in Deutschland davor gehütet, die theologischen Gegensätze in die kirchliche Praxis hinüberzuführen. Und es wird kein Anlaß sein, hierüber zu klagen.

Fragt man nun, welche Form in der Entwicklung des Protestantismus dem baltischen Geist am meisten gemäß gewesen ist, so möchte ich fast mit dem Hinweis auf den Pietismus antworten. Die Orthodoxie im Lande hat eines pietistischen Einschlages nicht ermangelt, und auch in den modernen liberalen Tendenzen sind kräftige pietistische Frömmigkeitsmotive unverkennbar. Die baltische Art mit ihrem Personalismus und der inneren Zähigkeit, mit dem erregbaren Gemüt verlangte nach einer Form des Christentums, die die einzelne Persönlichkeit in möglichst direkte Beziehung zu Gott setzte, die Pflicht ihr tief in das Herz und Gewissen grub und in aller Not des persönlichen göttlichen Schutzes gewiß zu sein glaubte. Das baltische Christentum, wenn man davon reden darf, war innig und persönlich, es hatte einen starken Einschlag von Jesusfrömmigkeit in sich. Der weltfrohen Art hielt die streng eingehaltene kirchliche Sitte das Gegengewicht, und wider gewisse subjektivistische Neigungen errichtete eine ziemlich strenge Orthodoxie in der Lehre einen Damm. Aber ich habe nicht, wenn ich an meine Jugendeindrücke zurückdenke, den Eindruck, als wenn die orthodoxe Lehre die Hauptwurzel der Frömmigkeit war. Das war weit eher der pieti-

Digitized by Google

stische Gedankenschatz des persönlichen Verderbens und des Erlebens der persönlichen Errettung durch Christi Versöhnungstat samt der Hoffnung auf ein ziemlich genau ausgemaltes ewiges Leben. Man verwarf die orthodoxen Lehren keineswegs, man mühte sich sogar ziemlich energisch, die trotzige Vernunft ihnen zu unterwerfen, aber doch war sie eher wie ein Stachelhalsband zur Bändigung der Vernunft als wie das Brot des täglichen Lebens der Seele. Ähnliches galt, meine ich, auch von dem Landvolk, zumal hier in verschiedenen Gegenden das Herrnhutertum tiefe Wurzeln geschlagen hatte.

Jedenfalls waren Religion und Kirche nicht bloß äußere Lebensformen, sondern sie griffen tief in die Wirklichkeit des Lebens ein. Sie hielten Mut und Hoffnung aufrecht, sie erfüllten die Seele mit dem Bewußtsein der Nähe Gottes, sie wiesen dem täglichen Leben die Wege zu den höchsten sittlichen Idealen. Aber die Kirche wurde noch dadurch aufs engste mit dem gesamten baltischen Leben verschmolzen, daß der evangelische Glaube einen unüberbrückbaren innersten Gegensatz zum Russentum darstellte und sich zugleich als das gewaltigste Bollwerk wider das Eindringen der Russen bewährte. So war das Luthertum ein unabtrennbares Stück des baltischen Wesens, mit vielen Klammern nicht nur in das private Leben, sondern auch in das öffentliche Leben hineingetrieben. Dabei blieb aber die baltische Kirche innerlich frei. Sie hat sich nie der Politik oder dem Patriotismus unterordnen lassen. Sie ist nie zu einer Art höheren Polizeiorgans herabgesunken, sie hat nie ihre innersten Motive von außen her beeinflussen lassen. Der Pastor waltete als freier Diener seines Gottes in seiner Gemeinde, nur von seinem Gewissen und der Gemeinschaft mit den Kollegen gebunden, im übrigen sich nicht viel um kirchliche und weltliche Behörden kümmernd. Seine gute äußere Stellung ermöglichte ihm solche innere Selbständigkeit. Es waren doch treue Diener ihres himmlischen Herrn, die froh und stolz waren, seinen Dienst tun zu dürfen. Man vergißt nicht diese aufrechten männlichen Gestalten, wenn man sie gekannt hat. Mehr als einer von ihnen hat Gefängnis und Verbannung getragen, weil er nicht weichen wollte von dem, was Gewissen und Ehre geboten. Diese Pastoren haben viel, sehr viel für die Erhaltung evangelischer und deutscher Art im baltischen Lande getan und sie haben für die Ausbreitung und Vertiefung von Religion und Sittlichkeit sicher mehr geleistet, als wenn sie in einen bureaukratischen staatskirchlichen Organismus hineingepreßt gewesen wären.

Das war die Religion der Balten. Es ist viel Innigkeit in ihr und viel Ernst. Sie verbindet eine gewisse poetische Hochstimmung mit dem strengen Bewußtsein der Pflicht und der Verantwortlichkeit. In der Regel hängt das religiöse Element bei den Balten eng zusammen mit seiner ganzen Weltanschauung. Wie Kirche und „Landesstaat" durch viele Bande miteinander verbunden waren, so auch das religiöse Empfinden und die denkende Weltbetrachtung. Nicht selten gerät beides in Konflikt miteinander, aber in der Regel stellt die Entwicklung des Lebens doch wieder das Gleichgewicht her.

* * *

Man wird im ganzen von den baltischen Deutschen behaupten dürfen, daß es ein begabter Menschenschlag ist. Das kleine Land hat eine große Anzahl von Gelehrten hervorgebracht. Es sind glänzende Namen darunter. An fast jeder deutschen Universität lehren geborene Balten.

Der Balte ist in der Regel mit einem erheblichen Maß von natürlichem Menschenverstand und Mutterwitz ausgerüstet. Es mangelt ihm auch keineswegs an der Fähigkeit, schnell die Grundlinien und Grundverhältnisse in einer Erscheinung zu erfassen, und hierin liegt doch das Wesentliche der praktischen Begabung. Er weiß sich in fremde Verhältnisse zu schicken und sich ihnen anzupassen. Aber auch nach seiten der theoretischen Begabung ist der Balte nicht stiefmütterlich ausgestattet.

Versuchen wir, uns in einigen Zügen die Eigentümlichkeit der baltischen Begabung klarzumachen. Was immer zunächst auffällt, ist der lebhafte Sinn für die allgemeinen Fragen des Daseins, für die ersten und letzten Dinge und daher auch ein starker Trieb zur Einheit der Weltanschauung. Der Balte geht gern den Weg von dem Besonderen zu dem Allgemeinen. Er ist vielleicht dazu geneigt, allzu schnell Schlüsse zu ziehen oder allgemeine Behauptungen aufzustellen. Er neigt auch dazu, durch gute Theorien eine gute Praxis für verbürgt anzusehen. Sehe ich recht, so ist dies alles begründet in der Enge der Verhältnisse des baltischen Lebens. Das praktische Leben ist zu eng, als daß es den Menschen ganz ausfüllen könnte oder daß man hoffen dürfte, aus ihm konkrete Antworten über den Sinn des Lebens zu empfangen. Die Geschichte des Landes ist zu kompliziert und zu rätselhaft, als daß sie die Frage nach dem Warum der Welt und des Menschendaseins je verstummen lassen könnte. Die Anspannung der Kräfte im täglichen Leben ist so einseitig — die ganze Sphäre freier und weiter politischer Betätigung fehlt —, daß dem Sinn für das Allgemeine reichlich Raum bleibt.

Es ist wohl wieder niederdeutsche Art, die sich in diesem Hange zum Sinnen und Grübeln äußert, in dieser Neigung, sich von dem Kleinen und Alltäglichen zum Großen und Allgemeinen forttreiben zu lassen. Wenn man hieraus auf eine hervorragende philosophische Geistesanlage der Balten schließen würde, so würde man sich irren. Der Balte macht sich Gedanken über das Woher und Wohin der Dinge, er spricht gern und viel von diesen Fragen, aber die Anlage und

Digitized by Google

Fähigkeit, ihnen methodisch nachzuspüren, ist im ganzen spärlich gesät. Unter den vielen hervorragenden Gelehrten, die das Baltenland hervorbrachte, sind nur ganz wenige, denen man eine gewisse spekulative oder auch eine mathematische Begabung wird nachsagen können. Dagegen kann man es vielleicht als einen hervorstechenden Zug der meisten unter ihnen bezeichnen, daß sie gern reflektieren, gern von der Betrachtung ihrer einzelnen Probleme und Fragen sich zur Höhe allgemeiner Erwägungen und Urteile forttreiben lassen. Man wird auch hierdurch an das niederdeutsche Wesen erinnert, aber auch an Leben und Wissenschaft der Skandinavier. Viel Reflexion, aber nicht eigentliche Spekulation, so etwa wird man diese Geistesart kennzeichnen dürfen.

Schaut man auf die Gelehrten der baltischen Lande, so hat die große Mehrzahl von ihnen sich ausgezeichnet in der sorgfältigen Handhabung der historischen oder der naturwissenschaftlichen Methoden. Die Fähigkeit, die einzelnen Dinge scharf zu beobachten, sie miteinander denkend zu verbinden und die Gesetze, die diese Verbindung erfordern, aufzudecken, ist bei solchen Forschern oft glänzend entwickelt. Theologen und Juristen, Naturforscher und Mediziner, Historiker und Philologen haben in dieser Richtung Bedeutendes geleistet. Aber auch in dieser streng methodischen induktiven Forschung verrät sich der Balte nicht ganz selten durch ein gewisses Interesse am Allgemeinen, eine Philosophie zum Privatgebrauch. Die Arbeit wird hierdurch belebt, ohne daß sie an Exaktheit einzubüßen braucht.

Es spiegelt sich in dem Betrieb der Wissenschaften nur wider, was die baltische Begabung überhaupt charakterisiert. Ein gesunder praktischer Blick, ein instinktiver Sinn für Geschichte und geschichtliche Zusammenhänge, ein feines Auge für die Erscheinungen des Naturlebens — das wird man im allgemeinen der baltischen Art nachsagen dürfen. Und dazu kommt dann die besinnliche Reflexion, die nach Einheit und Zusammenhang der Gedanken trachtet und sie durch Verallgemeinerungen der Einzelbeobachtungen oder durch ahnende Annahme zu gewinnen sucht. Gerade dieser letztere Zug ist es aber, der dem baltischen Geistesleben einen eigentümlichen Schwung verleiht. Eine Fülle von gemeinsamen Interessen liegt, sozusagen, in der Luft. Jeder hat irgendeine Stellung zu ihnen genommen und jede Einzelheit kann die Gedanken auf sie hinlenken. Dann bricht es hervor in scharfem Für und Wider. Alles ist erregt und bewegt und trachtet, die besten Gründe für die eigene Meinung vorzubringen. Wer diese geistige Regsamkeit nicht gewöhnt ist, wird wohl zunächst ein wenig betroffen sein oder auch die sich äußernden Gegensätze allzu tief fassen oder allzu kunstgerecht befehden. Man muß sich an diese Beweglichkeit und das frohe Wortgeplänkel erst gewöhnen, um mit in diesem Strom schwimmen zu können. In den Kreisen der höheren Bildung begegnet einem derartiges ziemlich allgemein. In diesem behenden Kampf der Meinungen liegt eine charakteristische Ausprägung des baltischen Geistes in der Geselligkeit.

Es ist auffallend, daß nur wenige hervorragende Künstler, Musiker, Dichter oder Maler, aus dem baltischen Lande hervorgegangen sind. Man würde es anders erwarten. Der baltischen Empfindungsweise haftet ja ein gewisser lyrischer, sinniger Zug an. In dem sprachlichen Ausdruck verbindet sich oft ein Hang zu derber Urwüchsigkeit mit dem Streben nach feinen, gepflegten Formen. Der Balte hat häufig eine ästhetisierende Ader. Vielleicht allerdings fällt einem schärferen Ohr in der baltischen Sprechweise eine gewisse Armut des Wortschatzes auf, die dann — wie gewöhnlich — zu superlativischen Übertreibungen drängt. Ebenso wird man vielleicht eine kräftigere Anschaulichkeit in der Rede vermissen, die Bilder und Gleichnisse bleiben leicht in der konventionellen Sphäre stecken. Und eben hiermit wird der auffallende Mangel, den wir berührten, zusammenhängen. Es fehlt der baltischen Kultur die volkstümliche Grundlage. Empfindungen, Anschauungen und Ausdrucksformen quellen nicht aus den Tiefen der Volksseele hervor und steigen von dort aus in die höheren Schichten der Gesellschaft empor, sondern diese höheren Schichten sind einerseits ganz auf ihre eigene Empfindungswelt angewiesen, anderseits erhalten sie ihre Anregungen und Impulse aus Büchern. Hieraus vor allem mag sich der angeführte auffallende Mangel erklären, — ganz fehlt es dem Baltikum übrigens keineswegs an hervorragenderen Künstlern oder Dichtern. — Vielleicht spricht dabei auch noch die Armut der Natur des Landes mit, sowie das Fehlen der unmittelbaren Beziehungen zu großen geschichtlichen Bewegungen und der inneren Entwicklung eines Volkes. Was in dieser Hinsicht in Rußland vorgeht, interessiert den Balten nur wenig. Sein Herz hängt an Deutschland, aber das deutsche Leben lernt er wenigstens zunächst nur aus Büchern und Erzählungen anderer kennen.

⁂ ⁂ ⁂

Auch die Frauen beteiligen sich lebhaft an dem Austausch geistiger Anschauungen. Die weibliche Bildung hat sich im Lauf der beiden letzten Menschenalter sehr gehoben. Im Durchschnitt wird man fast sagen dürfen, daß die gebildete baltische Frau der deutschen Frau an allgemeiner Bildung und auch Einzelkenntnissen überlegen sein mag. Das hängt einmal mit dem regen geistigen Leben in den Häusern zusammen, in das die Kinder verhältnismäßig früh hereingezogen werden. Es begreift sich sodann daraus, daß die jungen Mädchen meist viel länger als Kinder gehalten und behandelt werden als in Deutschland. Sie verlassen erst mit achtzehn Jahren die Schule und werden dann konfirmiert.

Digitized by Google

Das eröffnet einen weiten Spielraum von Bildungsmöglichkeiten.

Alle die Eigentümlichkeiten der baltischen Art, die wir kennen lernten, kehren natürlich in ihrer Weise in der Frauenwelt wieder. Der gelehrte Blaustrumpf ist unter den baltischen Frauen eine kaum gekannte Erscheinung. Aber die hochgemute patriotische Stimmung, das lebhafte Interesse an allen Fragen der Bildung und der Kultur hebt viele Frauen empor aus dem Interessenkreise der Küche und der Wäsche. Dazu kommt das soziale Interesse, das die baltische Frau schon früh betätigt hat. Sie war nicht nur die Erzieherin der eigenen Kinder, sondern — wenigstens in früherer Zeit — auch der weiblichen Dienstboten, die in verhältnismäßig jungen Jahren in einem ziemlich unzivilisierten Zustand in den häuslichen oder Hofdienst traten. Solch ein Mädchen verwuchs häufig zu fast familienhafter Einheit mit dem Hause, in dem sie diente. Man dachte nicht daran, sie wegen irgendwelcher Mängel oder Fehler sogleich fortzuschicken, sondern man versuchte, die Fehler zu bessern. Das Mädchen wurde ermahnt, bestraft, erzogen, aber eben als Glied des Hauses behandelt. Das war die alte vornehme Auffassung und man stand sich beiderseits gut bei ihr. Freilich, auch im Baltikum gehören diese Zustände heute der „guten alten Zeit" an.

Zu allen Zeiten ist die baltische Gastlichkeit berühmt gewesen. Zumal auf dem Lande war es nicht nur Ehrenpflicht, sondern auch Herzensbedürfnis, den Gast solange als irgend möglich bei sich zu behalten, man machte ihm das Leben so angenehm als es ging. Die fröhliche Unterhaltung riß nie ab, und es war besonders ein Anliegen der Hausfrau, daß der Gast soviel aß und soviel trank, als es ihm irgend möglich war. Man lernte einander kennen und borgte einander wirklich ein Stück Leben ab in solch tage- und wochenlangem Beisammensein.

Den Freuden der Tafel ist der Balte nie abgeneigt gewesen, und auch an der Kneiptafel hat er allzeit seinen Mann gestanden. Man aß nicht nur viel, sondern auch gut in dem alten baltischen Lande, und um Gelegenheit und Anlaß zum Trinken war man nie verlegen. Die Frau des Hauses setzte ihren Stolz darein, Besonderes und Eigenartiges zu bieten, und die weiblichen Gäste versuchten dann wohl mit Überredung und List das betreffende „Rezept" an sich zu bringen. Aber bei aller Freude an solchen sinnlichen Genüssen — wie überall in der guten alten Zeit, so geschah gewiß auch im Baltikum hierin des Guten nicht ganz selten zuviel — darf man doch nicht von einem Hang zu roher Völlerei oder Trunksucht reden. Es war doch kaum jemals so, daß das Essen oder Trinken zum Zweck der Geselligkeit wurde. Ihm kam immer nur eine begleitende Rolle zu, der Austausch der Gedanken und Empfindungen blieb die Hauptsache.

Diese Blicke in das häusliche Leben gewähren den Eindruck einer gewissen Sorglosigkeit und Behaglichkeit der Existenz. Und dieser Eindruck ist im ganzen richtig. Es gab, abgesehen von einigen Kaufleuten und adeligen Gutbesitzern, kaum viel reiche Leute im alten Baltikum. Nichts aber hätte für so unfein gegolten wie seinen Reichtum irgendwie zur Schau tragen. Die Lebensformen in dem reichen und in dem minder bemittelten Hause wichen im ganzen nur wenig voneinander ab. Bei dem starken Bewußtsein des eigenen Wertes litt man es nicht, von anderen durch solche Äußerlichkeiten in den Schatten gestellt zu werden. So wurde allzu großem Luxus gesteuert.

Man versteht das, wenn man im Auge behält, daß der große Durchschnitt der baltischen Deutschen sich in mittleren Verhältnissen befand und daß man durchaus kein Bedürfnis hatte, „Schätze zu sammeln". Man lebte gut und bequem, die Kinder erhielten eine gute Erziehung. In dem kleinen Kreise von Menschen, die in Betracht kamen, war eine Überproduktion an Kräften ausgeschlossen. Jeder, der seine Vorbildung hinter sich hatte, konnte mit Sicherheit in kurzer Zeit auf eine Stelle rechnen, die den Mann nährte. Wozu denn da das Sammeln von Vermögen? Die junge Generation bedurfte dessen ja gar nicht, war doch jedem, der nicht ein allzu arger Pechvogel oder ganz unfähig war, eine gute Stellung sicher. Man fing klein an. Es wurde früh geheiratet. Die Aussteuer der Braut war in der Regel überaus bescheiden und fehlte unter Umständen fast ganz. Aber wirkliche Not oder auch nur allzu peinliche Einschränkung kannte man nicht, auch wenn die Kinderzahl, wie es wohl die Regel war, ziemlich rasch anschwoll. Man brauchte bei diesen Verhältnissen nicht zu sparen und zu sammeln. Aber, selbst wenn man es gewollt hätte, wäre es schwer möglich gewesen. Wer an dem Lebenszuschnitt seiner Kreise festhielt — und es war kaum möglich, sich ihm zu entziehen —, die dürftige Anfangseinrichtung vervollkommnete, die Kinder standesgemäß erzog, der behielt eben nichts übrig, da er ja von seinen Eltern meist nichts Nennenswertes ererbte. Man soll sich daher hüten, über den „Leichtsinn" der Balten zu schelten.

Wir würden tiefer in die wirtschaftlichen Verhältnisse hineingeraten, als es in unserem Zusammenhang angebracht ist, wenn wir den weiteren Gründen der besprochenen Erscheinung nachgehen wollten. Für uns ist es wichtiger, daß eigentliche schwere, unverschuldete Not in dem alten Baltikum selten war und daß die Bescheidenheit der äußeren Verhältnisse niemanden dazu brachte, sein Haupt vor anderen zu beugen oder seinen Frohsinn zu verlieren. Jeder Tag sollte seine Plage haben, und um das Morgen sorgte man sich nicht. Die Kinderzahl wuchs, uneingeschränkt durch kleingläubige Pfiffigkeit, und Gott ließ auch in schmalen Verhältnissen

Digitized by Google

alle satt und fröhlich werden. Und sie blieben aufrechte Menschen.

Der „Kampf ums Dasein" war weniger hart in dem alten Baltenlande als in anderen bevölkerungsreicheren Ländern mit komplizierteren wirtschaftlichen Verhältnissen. Das hatte gewiß auch manche minder erfreuliche Folgen. Bei voller Anspannung der Kräfte hätte man wohl mehr leisten und erreichen können. Und eine kräftige Konkurrenz auf den verschiedenen Lebensgebieten hätte gewiß die Leistungen gesteigert und wohl auch manche minder befähigte Individuen durch die Maschen des Netzes der sozialen Auslese hindurchfallen lassen. Aber wieder wäre es ein völlig verkehrtes Bild, wenn man sich die Balten als ein tatenloses Phäakenvölkchen vorstellen wollte. Der idealistische Schwung, die hohe Selbstachtung und das religiöse Bewußtsein, zu Gottes Dienst verpflichtet zu sein, hat die Balten zu andauernder Arbeit und zu treuer Berufserfüllung angetrieben. Sie haben harte Arbeit geleistet bei der Kolonisation des Landes und bei der Erziehung seiner Eingeborenen, bei der nach allen äußeren und inneren Verwüstungen sofort einsetzenden Restaurationsarbeit. Und sie haben hohen und mutigen Sinn bewährt bei der zähen Erhaltung ihrer Art übermächtigen Gegnern gegenüber. Das sind die bleibenden Tatsachen, von denen jeder wird ausgehen müssen, der sich ein Urteil über die baltische Art bilden will.

Die Balten haben aber nicht nur ihre Pflicht treu erfüllt in harter Lage, sondern sie haben sich auch die Freudigkeit zum harmlosen Genuß der Güter des Daseins und den Trieb zur harmonischen Gestaltung des persönlichen Lebens bewahrt.

⁂ ⁂ ⁂

Wir haben die Eigenart des homo Balticus kennen gelernt. Es hat Interesse an sie zu denken in diesen Tagen, wo wieder einmal die Geschicke des Baltenlandes mit hineingezogen sind in den Zusammenhang eines ungeheuren weltgeschichtlichen Kampfes. Und mehr noch, dieser Kampf mag ausgehen, wie immer man es sich denken mag, er bedeutet das Ende des alten Baltikums. Darüber ist kein Kenner der Verhältnisse im Zweifel. Ob nun das baltische Wesen aufgenommen wird in den gewaltigen Strom deutscher Entwicklung oder ob es von russischer Rachsucht mit der Wurzel ausgerottet wird, so oder so tritt ein Neues an die Stelle des Alten.

Doch wir wollen nicht von der Zukunft reden. Dem Leser dieser Skizze wird aber, wie ich meine, hinsichtlich des baltischen Wesens dreierlei klar geworden sein. Mit beispielloser Zähigkeit hat das deutsche Baltentum sein Deutschtum behauptet und es rein erhalten. Es hat in einer siebenhundertjährigen Entwicklung einen eigenartigen Typus des Deutschtums herausgearbeitet, der an niederdeutsche und auch skandinavische Art erinnert. Die baltische Kulturentwicklung ist in engem Zusammenhang mit Deutschland erfolgt, aber auf dem besonderen Boden hat diese Kultur naturgemäß auch eigene Züge angenommen. Es ist von Wichtigkeit, darauf zu verweisen, daß auch die Kultur der Letten und Esten durchaus deutsch und evangelisch, und keineswegs russisch, ist.

Aus letzterem ergibt sich, daß es heute unter normalen politischen Verhältnissen keinerlei Schwierigkeiten machen würde, Esten und Letten zu germanisieren. Wer die Geschichte des Landes nicht kennt, pflegt immer wieder mit Staunen zu fragen, warum diese Germanisierung nicht längst schon in großem Stil erfolgt ist. Aber das war unmöglich, weil das kleine deutsche Häuflein aufgesogen worden wäre von Letten und Esten, wenn nicht die nationale Scheidewand so streng aufrechterhalten worden wäre. Der nationale Gegensatz vertiefte aber die sozialen und kulturlichen Unterschiede zwischen den oberen und niederen Schichten zu einer Kluft, die nur selten überbrückt werden konnte. Man muß das nicht als „Hochmut" verdammen, was schließlich instinktiver völkischer Selbstschutz war. Und als dann die Kultur unten sich weiter entwickelt hatte und Aufklärung und Romantik eine Überbrückung der alten Gegensätze zu ermöglichen und anzubahnen begannen, da griff die russische Politik hindernd ein. Wie sie es meisterhaft verstanden hat, das Nationalitätsprinzip bei den kleineren slawischen Völkerschaften als Quell fanatischer Unzufriedenheit und utopischer Hoffnungen zu benützen, so hat sie zu demselben Zweck auch bei Letten und Esten das nationale Selbstbewußtsein durch allerhand vage Versprechungen emporzuzüchten gewußt. Aber schließlich ist es doch nur eine dünne intellektuelle Oberschicht dieser beiden Völkchen, die so empfindet. Die breite Masse würde, wenn definitiv alle die russischen Verheißungen als Trugbilder erkannt sind, sich schmerzlos und freudig dem Deutschtum anschließen, mit dem es ja eine jahrhundertelange Kulturgemeinschaft vereinigt. Aber freilich, es müßte dieselbe Macht sein, der Letten und Esten in ihrer Gesamtheit unterworfen sind.

Es war im Jahr 1559, als sich die deutsche Kolonie im Baltikum zum letztenmal schutzsuchend an den deutschen Kaiser wandte. Mehr als gute Worte konnte man ihr damals nicht gewähren. Jahrhunderte sind dahingegangen seit jenen Tagen. Deutschland ist die erste Macht der Welt geworden und an die Stelle des ohnmächtigen deutschen Kaisertums ist die kraftvoll alle Deutschen vereinigende Kaisergewalt unserer Tage getreten. Und nun wehen die deutschen Fahnen über ganz Kurland und deutsche Soldaten stehen hart vor den Toren Rigas, des Ortes, an dem einst in hoffnungsreichen Tagen vor länger als siebenhundert Jahren die Geschichte des deutschen Baltenlandes ihren Anfang genommen hat.

Digitized by Google

Der Männerbrunnen

Sprach die Norne an der Weltenesche:
„Auf den Brunnen schau' ich alle Tage,
Den von Anbeginn wir nun bewachen,
Auf den Brunnen an der Weltenesche.
Tag für Tag entsteigen seiner Tiefe
Männer in dem schlichten grauen Kleide,
Gehen still vorüber an uns dreien,
Tragen in den Augen ihren Frühling,
Tragen in den Augen ihren Sommer,
Quellen wie ein nimmermüdes Wasser
Aus dem tiefen Brunnen deutscher Art."

Sprach die zweite von den Schicksalsschwestern:
„Sind sie so an uns vorbeigeschritten
Mit den Frühlings-, mit den Sommeraugen,
Seh' ich sie wie Bäche sich ergießen
In den einen starken deutschen Strom.
Grau sind seine stählern harten Wogen,
Unaufhaltsam flutet er voran.
Wehr und Dämme können ihn nicht hindern,
Nicht versiegen kann die harte Flut,
Die wir tropfenweise quellen sahen
An der Weltenesche tiefem Brunnen."

Sprach die dritte, leise, wie ein Flüstern:
„Nicht versiegen kann, was unaufhaltsam
Aus dem Brunnen quillt, den wir bewachen.
Doch ich sehe in dem grauen Wasser
Rote Strudel; sehe ob des Frühlings,
Ob des Sommers raschem Heldenblute
Abendröte auf dem Wasser stehn.
Und ich lausche; denn es sickern Tropfen
Aus dem eisern starken deutschen Strome
Durch der Erde tiefgeschichtet Dunkel
Blutigrot zurück in unsern Brunnen."

Und sie schwiegen. Nur die Zweige rauschten
In der Weltenesche hohem Gipfel.
Aber aus dem Männerbrunnen stiegen
Unaufhaltsam rinnend graue Tropfen.

Agnes Harder

Digitized by Google

Gottes Handlanger

Von Ida Boy-Ed

Den Raum der Lotsenwache füllte die trockene Hitze, die vom eisernen, rotglühenden Ofen her die Luft ausdörrte. Die Lichtbirnen, gleich Früchten, die vom Knotenpunkt eines Zweiges auseinanderstreben, duckten sich unter einem kaum gewölbten Blechschirm, der in der Mitte von der Decke herab, hoch über einem Holztisch hing. Sie versuchten mit ihrem Schein einen dicken Dunst zu durchglänzen, der aus Stummelpfeifen aufdampfte und der vom Geruch geschmierten Leders durchbeizt war. Vorgebückt saßen ein paar Männer auf der Bank. Ihre gewaltigen Wasserstiefel bildeten in Reih und Glied eine wuchtige Front, und die Körper, die zu diesen mächtigen Stücken gehörten, schienen so im Sitzen fast klein dagegen. Die Ellbogen auf den Knien, die Fäuste gegen die Backenknochen gedrückt, dazwischen im Mundwinkel die kurze Pfeife — so saßen sie und rührten sich kaum.

Nur in den Augen des einen blinkerte zuweilen Unruhe auf, von plötzlich erwachenden Gedanken. Die suchten dann seine arme, kränkliche Frau, die am Bett ihres zwölfjährigen Jungen wachte, der ernst mit Scharlach lag, während sie die böse Not mit dem Zehnjährigen sorgenvoll im Gemüt trug, der nur zu oft des Vaters Faust fühlen mußte, um gebändigt zu werden. Aber Peter Lüders konnte seinen gefährlichen Jungen nicht so oft bei den Ohren nehmen, als es wohl gut gewesen wäre. Von den vierundzwanzig Stunden, die ihm selbst gehörten, mußte er oft viele, viele auf See sein; es hieß Weib und Kind durch Fischfang ernähren. Und die nächsten vierundzwanzig Stunden hatte er auf Wache zu sein, denn er war einer von denen, die zur Rettungsmannschaft gehörten, aber auch als Bootsführer dem Lotsenwesen Dienste taten. Wenn ihm nun der Kopf zu schwer werden wollte, zwang er sich doch immer wieder in zuwartende Stille. Um Mitternacht kam er ja heim. Dann sollte seine Anne sich hinlegen.

Einer stand am Tisch und fing für die Zeitung, die er zu lesen schien, recht aus der Nähe das Licht auf; groß stand er da, ein schwerer Mann, jung noch, mit kühnen, festen Zügen und hellen Augen, sicher wie die eines Seeadlers.

Daß die Helle vom Tabaksdampf abgedämpft war, machte es gemütlich, und die scharfe Hitze ließ die Zungen und die Gedanken träge werden. Ab und an schlich ein kurzes Gespräch die Reihe der gebückt sitzenden Männer entlang. Dann starb es wieder ab. Ihr ganzes Wesen war in hindämmerndem Behagen aufgelöst. Ganz wach waren nur ihre Ohren.

Die hörten das große Brausen, das durch die dunkle Luft heulte. Der Sturm stieß auf seiner rasenden Fahrt gegen die Mauer der Lotsenstation, und sie erzitterte. Er warf weiße Schneefunken gegen die unverhüllten Glasscheiben und preßte sie dort fest. Er versuchte vergeblich das Dach mitzunehmen, aber die Sparren stöhnten und krachten unter der Mißhandlung. Die ganze Welt außerhalb dieser vier Wände schien sich in tobenden Lärm aufgelöst zu haben. An- und abschwellend peitschten die Töne des Orkans durch die Luft; in der Wucht grandioser Gleichmäßigkeit rauschte dazu als Begleitung die dunkle Musik der Wogen, die gegen den Strand herandonnerten und dort seine Steine aneinanderrieben.

Schneesturm aus Nordnordost!

Aber die Männer machten keine Unterhaltung aus dem, was sie hörten. Sie äußerten auch keine Besorgnis und kein Mitleid für alle die, die sich jetzt draußen mit Sturm und See abzuplagen hatten. Niemand von ihnen sagte: Gott bewahre Schiff und Mann in Gnaden! — das dumpfe Gefühl dafür war ein Teil ihres Lebens selbst, wie das Atmen.

Sie waren zusammen, von den beiden Korporationen, der Rettungsmannschaft und dem Lotsenwesen, hier acht Mann auf Wache: der Oberlotse und fünf Lotsen, während ein sechster auf Außenwache, oben auf dem Leuchtturm Ausguck hielt. Und dann die beiden Fischer von der Rettungsmannschaft, die nur insofern Hand in Hand mit den Lotsen arbeitete, als ihrer einige

Digitized by Google

verpflichtet waren, die Lotsenboote mit zu rudern, wenn ein Schiff hereingeholt werden wollte in den kleinen Hafen an der Flußmündung.

Der, der unterm Licht stand und tat, als wenn er läse, sah nach der Uhr. Ihre runde, weiße Scheibe mit den kräftigen, schwarzen Zeigern und römischen Zahlen war von der Wand her durch all den Dunst gut zu erkennen. Und die spitzen Streifen der beiden Zeiger standen auseinander wie eine aufgeklappte Schere, denn der kleinere wies fast auf die Neun, während der längere gerade über die Elf wegrücken wollte. Also noch drei Stunden, bis die Wache abgelöst ward! Dann konnte er, Gerd Olfers, nach Hause. Da war sein Weib, in der kleinen, lachend reinlichen und mit allerlei ausländischem Kram geputzten Wohnung. Er dachte, wie er sie finden würde: im molligen Bett mit den vielen weißen Kissen, und auf der Kommode brannte noch die Lampe, denn Mike wußte: um Mitternacht kam er heim. — Und in den mächtigen Stiefeln, in denen er da so ruhig stand, wurden ihm die Füße schwer und sein Blut wallte heiß auf. — Ob Mike wohl wollen würde wie er? Er dachte: ‚Ich muß ihr ein gutes Wort geben.' Denn er war grantig und kantig gewesen, heut Mittag und gestern und alle Tage, seit dieser Arjes Heding sich bei ihnen gezeigt hatte.

Noch in Uniform war er gewesen, und die blaue Jacke stand dem bebenden, blonden, kleinen Kerl gut. Und an seinem Stock flatterten all die Schiffsbänder, die die zur Reserve Entlassenen mitnehmen, als Erinnerung an die Schiffe, auf denen sie Dienst getan. — Wie wichtig Mike diese schwarzen Bänder besehen hatte! Und warum wurde sie rot, als Arjes sie neckte, daß sie nicht auf ihn gewartet habe. Sein Lachen hatte dabei so was Hitziges gehabt. — Und Mikes Augen wurden so klein. —

Er wußte von Mikes eigener Mutter: Arjes hatte das Mädchen früher oft zum Tanz und zum Spaziergang mit Kaffeeeinkehr abgeholt, bis die Mutter es verbot. Denn sie hatte herausgefühlt, daß es dem jungen Menschen mehr um Pläsier, als um eine ordentliche Zukunft zu tun sei. Wie weit das damals wohl gekommen war mit den beiden? Mike verschwor sich, daß sie ihren Kranz in Ehren tragen könne. Und das erwies sich auch für den Ehemann als Wahrheit. Aber so nach dem Tanz, und wenn man Sommertags zwischen den heißen, gelben Kornfeldern geht — da küßt man sich doch gierig und drängend. — — Und war von damals her in Arjes ein Appetit zurückgeblieben auf das hübsche, junge Weib? Was sollte das, daß er schon zwei-, dreimal bei ihnen gewesen war, um Mike zu besuchen? Zwei-, dreimal? Nicht vielleicht öfter? Eine Frau kann viel vorhaben, wenn der Mann draußen auf Fischfang ist oder auf Wache sein muß, weil er zur Rettungsmannschaft gehört und auch Bootsfahrer ist . . . Sie war ein rasches, frohes Blut . . . Aber sie hatte ihren Mann doch wohl lieb? — Ja, die letzten Tage waren gewesen, als presse was mit schwerem Druck auf sein Leben.

Der tobende Lärm in der Luft schien beinahe noch anzuschwellen . . . Gerd hob den Kopf ein wenig höher und horchte aufmerksamer hinaus. Von der Bank stand mit langsamen, schweren Bewegungen Peter Lüders auf, in seinen ungeheuren Stiefeln ging er knickbeinig. Er trat zum Ofen und schaufelte auf. Der Wurf Kohle sauste rasselnd in die Glut hinein.

In dieses trockne Geräusch hinein mischte sich ein anderer Ton. Der hob sich hell und schrillend ab, von allem Lärm draußen und drinnen. Er rief fein und zitternd von der Wand her, wo unter der Uhr allerlei Lichtreflexe auf nautischen Instrumenten gleißten, die in ihren Glas- und Messingverschalungen dort angebracht waren.

Der durchdringende, bebende Laut verjagte alles träge Behagen, und gespannte Blicke sahen zu, wie der Oberlotse den Hörer nahm und in das Mundstück des Telephons hineinsprach.

„Hier Lotsenwache Hortemünde."

Die breite, hohe Gestalt des riesigen Mannes stand ein wenig gebückt — die Sammlung, in der er horchte, war seiner Haltung anzusehen. Und besonnen und rauh fragte seine Stimme dem Unsichtbaren noch einmal alles ab.

„Was? Schiff in Not? In der Richtung auf das Brohlauer Steinreff zu? Signal S-O-S? Keine Täuschung? Der verdammte Sturm — man versteht zu zu schwer — Blaue Raketen? — Was? — Zweimal gesehen — Zwischendurch

Digitized by Google

Rosen

Nach einer Steinzeichnung von Helene Lange

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

wieder unsichtig? Wer gibt die Nachricht? Fischer Böbs? Und Klaus und Jungblut haben es auch gesehen? ... Aufs Brohlauer Steinreff zu? ... So — na — Schluß ...."

Er wandte sich um.

„Das geht Euch an," sagte er zum Oberbootsmann der Rettungsmannschaft, und Peter Lüders nickte, und er und Olfers griffen schon nach ihren geölten Röcken und Südwestern.

Nun folgte Befehl und Tat Schlag auf Schlag. Der Lotsenkommandeur wurde telephonisch benachrichtigt. Einer von den Männern stürzte davon, um die Besatzung des Rettungsbootes zusammenzurufen. Die Verbindung mit dem Ausguck auf dem Leuchtturm wurde hergestellt. Aber der meldete völlige Unsichtigkeit zurück. Noch während der Oberlotse diese Antwort entgegennahm, trat der Kommandeur ein. Das war ein früherer Kapitän, der hier nun den Hafen, das Lotsenwesen und die Rettungsmannschaften regierte. Er trug den blauen Rock und die goldenen Tressen seines Ranges auf den Ärmelaufschlägen. Sein bärtiges Gesicht mit den klugen Augen war voll schwerem Ernst. Rasch und scharf dachte er nach, während er die Meldung entgegennahm. Dann ein kurzes Erwägen: es war durchaus denkbar, daß die Neudörfer Fischer, die dem Wetter sozusagen mehr in die Flanke gucken konnten — denn Neudorf lag an der sich südwestlicher ein wenig einschmiegenden Bucht — zwischen vorbeijagenden Schneeböen die Signale wiederholt klar hatten sehen können. Böbs, Klaus und Jungblut waren gediente, erfahrene Seeleute — eine Anzweiflung ihrer Nachricht ganz unmöglich.

Und der Befehl fiel knapp und laut: „Sturmkutter klar!" Ein paar Herzschläge lang schwebte eine Stille im Raum, als lähme ein feierlicher Ernst selbst das Atmen.

Und Olfers dachte: ‚Kommen wir dagegen an?' Sein heller Adlerblick traf in das dunkle Auge seines Kameraden. In Peter Lüders' Auge hatte all die Sorge, die ihn immer drückte, eine ergebene, fromme Wehmut gemalt. Und Peter Lüders nickte ihm gut zu.

Es mußte sein. Schiff in Not! Er und Olfers wußten doch, was das war. Hatten sie nicht damals in der Biskaya zehn furchtbare Stunden in den Masten der „Eleonore Schliemann" gehangen? Konnten sie es je vergessen, wie einer nach dem andern abfiel und dahinsank, gleich Muscheln, die eine Hand vom Ruder streift — bis nur der Schiffsjunge Gerd Olfers und die zwei Dänen und er selbst übrig waren — wie dann ein Rettungsboot von Santoña sie aufnahm? Seitdem wußten sie es doch: Gott schickt Hilfe! Und die Rettungsmannschaften, das waren seine Handlanger — —

Die kurze Stille, dies unbewußte Hineinstaunen in die drohende Aufgabe hob sich — das war wie etwas Unheimliches, Ungreifbares durch den Raum geflogen.

Und in der raschen Schnelle, in der ein solcher Augenblick das Seelenleben umtreibt, sprachen die Gedanken des Mannes noch das Gebet, ohne das er nie eine harte Fahrt antrat.

„Tritt du zu mir und mache leicht,
Was mir sonst fast unmöglich deucht!"

Der Befehl hallte noch in ihren Ohren nach: „Sturmkutter klar!"

Und dann auf einmal, nach dem heißen, durchleuchteten Dunst vom Ofen, von Menschen und Tabak, umbrauste sie der schneidende Sturm und das Geheul der Dunkelheit, und das beißende Schneegestäube traf ihre Haut wie Tierstiche. — Dicht vor der Flußmündung, unterhalb des kleinen Wachgebäudes, war ein schmales Bassin für die Boote. Klobig und von wuchtiger Festigkeit lag da auch der Sturmkutter. Schon hantierten in ihm Gestalten, in Ölröcke geknöpft, den Südwester, gleich einer Frauenhaube, unterm Kinn zugebunden. Und das Licht aus den Fenstern der Wachtstube schickte einen matten Schein heraus, den das jagende Schneetreiben unsicher machte.

„Fahrt mit Gott!" rief der Kommandeur vom schmalen Kai zu ihnen hinab. Das Wort verwehte, aber sie hatten es doch erraten, und jedes Herz antwortete mit einem festen, gläubigen Gedanken. Sie wußten es alle, was Peter Lüders immer sagte: ‚Gottes Handlanger sind wir — —'

Nun hob die Fahrt an. Zwölf gewaltige Männer strafften die Arme, deren Muskeln und Sehnen von Eisen schienen; zwölf Männer legten sich mit äußerster Kraft nach vorn, wenn sie die Ruder in die bewegliche Mauer der Wogen vorausschlugen,

Digitized by Google

und mit trotziger Gewalt warfen sie sich zurück, um durch die Wucht des Wassers die Hölzer zurückzuziehen.

Es gab keine Höhe und keine Ferne mehr. Über den Häuptern und um die Gesichter und Schultern peitschte das Schneegeprickel wagerecht einher. Es warf sich gegen die Augen und kam mit den Atemzügen in den Mund. Und dann verschwand es auf gespenstische Weise und ertrank spurlos in der schwarzen Flut. Der Blick, der die nächste Nähe allmählich erfaßte, sah ungeheure, schwarzglasige Wassermassen. Sie stiegen an, als würden sie von unterirdischen Fäusten emporgestoßen. Sie fielen ab, als wollten sie sich in die Tiefe des Meeres hineinstürzen. Hoch empor ward der schwere Kutter gerissen, und tief hinunter glitt er, daß es schien, als würfe sich nun sofort der nächste Wogenberg über ihn her.

Und ein ungeheures Brausen orgelte um den Kutter, der winzig, von allem Licht und aller Menschennähe geschieden, in der wilden Finsternis kämpfte. Die Wasser rauschten und donnerten, der Sturm zog tolle Töne lang aus. Und aller Lärm fiel übereinander her, als habe er Gestalten angenommen, die auf Tod und Leben um die Oberstimme kämpften. Der Natur anheimgegeben, die im gewaltigen Zorn raste, war das Boot nicht mehr wie ein Stückchen Holz, das, vom festen Land hinausgeworfen, unsichtbar im Ozean treibt — ein Garnichts im unendlichen Schwall.

Wenn die Männer in ihrer finstern Entschlossenheit sich eine Spanne vorwärts gebracht hatten, warf der nächste Wogensturz, der sich ihnen entgegendrängte, sie um die Hälfte dieser Spanne zurück. Bei klarem Wetter und leidlich ruhiger See brauchte man eine Stunde, um von der Flußmündung bis in die Gegend des Steinreffs zu kommen. Jetzt, wo die Eisenhand des Sturms, diese unsichtbare und bezwingende, sie immer wieder zurückschob, konnten die Männer es kaum in dreien ertrotzen. Aber sie hatten kein Gefühl für Zeit mehr. Die Notwendigkeit zur Kraft war in ihnen und machte sie zu Maschinen. Und auf die wunderbarste Weise irrten sie nicht von der Richtung ab — jenes unerklärliche Gefühl des Seemanns lenkte sie, der keine Sterne und keinen Kompaß mehr braucht, um sich auf finsteren Fluten zurechtzufinden.

Das eine- und anderemal zog Lüders sein Ruder ein und leuchtete mit der elektrischen Taschenlampe den kleinen Kompaß ab, den er bei sich trug ... Ja, die Richtung war nicht verloren ... Und der kurze Aufblitz verzuckte, und die Finsternis war danach noch grauenvoller.

Und sie wußten endlich: nun war das Steinreff nahe, nun hieß es nicht mehr mit rasender Wucht vorwärts, nur vorwärts durch das Gedränge sich überschlagender Wasserberge: nun hieß es vorsichtig suchen — tasten — horchen — in das Schneegepeitsche hineinspähen —

Nichts unterbrach dies Gebrause, das die Welt erfüllte, als habe sie aufgehört, Form zu sein und wäre Schall geworden. Keine runde Lichtkugel flog durch den weißen Staub des Schnees —

Suchen — suchen — sich am Ort halten — Die Unsichtigkeit war der tückische Feind, der narrte; vielleicht streiften sie zwei Ruderspannen weit am Schiff vorbei und sahen nichts und hörten nicht die Signale seiner Sirene. Wenn es noch welche geben konnte ... Vielleicht war alles vorbei ... Aber dann mußten sie auf die Masten treffen — das Wrack — Hier war, in der Nähe des Steinreffs, der Grund nicht so tief, daß ein Schiff spurlos versinken konnte ... Suchen, suchen ...

Nun verjagte der Sturm eine Schneeböe; die nächste kam nicht unmittelbar hinterdrein — und in dieser Pause stand die schwarze Unendlichkeit da, ohne Schleier. Jetzt, jetzt hätte man Leuchtkugeln sehen müssen — hoch, rein, in leuchtender Bläue konnten sie hinaufschweben. Licht gewordene Blicke, die sich himmelwärts richten —

Aber vor der Wand der starren Schwärze strich kein Leuchtkörper vorbei —

Und schon pfiff ein neues Gestöber daher. Sie horchten, jeder Nerv an ihnen spannte sich in Begier, zu hören. Ihre Ohren waren an die Wucht des Rauschens aus der Tiefe und Höhe so gewöhnt, daß ihnen auch der schwächste Ton anderer Klangfarbe nicht entgangen wäre. Und wenn der Sturm den Notruf der Sirene gleich mitgerissen hätte in seine rasende Fahrt, sie würden das erste heulende Ausstoßen doch gehört haben.

Und im donnernden Gewogen tasteten

Digitized by Google

sie umher. Schweiß rann von ihren Gesichtern, die Brust stieß hart den Atem aus.

Nichts — —

Vielleicht weiter hinaus — Die Stunden zogen —

Nichts — —

Peter Lüders zog sein Ruder ein und sah nach der Uhr. Der kleine Lichtstrahl blitzte auf und losch hin — Es war halb drei. Mehr als fünf Stunden rangen sie mit Meer, Sturm, Schnee und Nacht —

Umsonst —

Eine furchtbare Bedrücktheit war in ihnen allen. Vielleicht sanken neben ihnen Brüder in den Tod, und sie konnten ihnen nicht helfen. Alles war vergebens.

„Wenden!" kommandierte Peter Lüders.

Und der Kutter nahm Richtung vor dem Winde, auf die Flußmündung zu. Da packte sie es jäh von hinten — Und alles Ringen um das Vorankommen gegen die schwarzglasigen Wasserhöhen war nichts gewesen gegen das Jagen des Sturmes hinter ihnen drein. Der schneidende Schneestaub häufte sich auf den herabhängenden Rand ihrer Südwester und legte Polster auf ihre Ölröcke und kältete durch, bis auf die Knochen. Und die Wogen warfen sich über Heck und schlugen denen auf der letzten Bank gegen den Rücken — das klatschte und spritzte in der düstern Nacht.

Und wieder einmal ließ Peter Lüders das winzige Licht aufblinken, um nach der Richtung zu sehen, damit sie in der rasenden Fahrt nicht zu weit hinaufhielten und an der Flußmündung vorbei. Vom roten Vaterblick des Leuchtturms, der sonst alle drei Sekunden seinen Strahl hinausgleiten ließ, war nichts zu sehen. Und auch den Boden des Kutters leuchtete er ab, ob all die Wogen, die sich über Heck weg auf sie warfen, nicht zu viel Wasser gebracht hatten, so daß es Zeit wurde zu schöpfen —

Während er sich so bückte, schob sich sein Ruder, das er eingezogen hatte und lose auf den Knien hielt, weiter hinaus. Und da kam es, daß ein mit stolzem Gleiten bordlängs vorbeirauschender Schwall sein Ruder faßte, es mitnahm. Hastig neigte er sich nach — die ausholende Hand konnte es nicht mehr packen. Über den hohen Bord legte er sich mit weit vorgeneigtem Oberleibe in jenem blinden Gefühl, das nach dem gefährdeten Stück Habe greift. Und in eben dieser Sekunde kam hinter dem Boote her eine ungeheure Woge; im rasenden Strom der Fluten wollte sie das winzige Hindernis überlaufen; sie schlug nieder und schlug auf den Mann, der sich zu weit über Bord geneigt hatte —

Schrei und Ruf zerriß das wilde Brausen der Finsternis . . .

Im glasigen Sturz der Wasser ragten einen Herzschlag lang ein Paar gewaltige Stiefel mit den Sohlen nach oben — —

Und in übermenschlicher Kraft stemmten sich die elf Riesen mit ihren Rudern gegen den Anprall des Sturmes und der Wogen. Sie wollten wenden, sie wollten auf der Stelle kreuzen. — Vielleicht, daß ein Wunder geschah und aus den sich übereinanderwerfenden Wassern noch einmal das Gesicht des Kameraden auftauchte — —

Aber die furchtbaren Mächte gingen über ihre arme, kleine Kraft und über ihren trotzigen Willen hin und trieben das Boot weiter — weiter — es flog — hinauf die Wogen, die unter ihnen, schneller als sie, doch entglitten, als zöge eine unheimliche Gewalt das Meer unterm Schiffsboden fort hinab in Täler, die in der nächsten Sekunde sich schon zu Bergen hoben. Weiter — weiter — mit dem Tod im Genick und dem Untergang neben sich — — —

Im Hafen, in der heißen, hellen Stube der Lotsenwache schoben sich auf der weißen Scheibe die schwarzen Finger der Zeiger in schwerer Langsamkeit rundum. Eine Stunde um die andere — —

Der Kommandeur war in seiner Wohnung gewesen. Er kam wieder — ging — kam endlich, um zu bleiben. Die Unruhe zerrte an seinen Nerven, wie an denen der Männer. In den klotzigen Wasserstiefeln saßen sie auf der Bank, aber nicht mehr im dösenden Behagen. Sie rechneten: wieviel Zeit brauchte wohl der Sturmkutter gegen den Strom, um bis zum Steinreff zu kommen . . . . Und der Kommandeur sagte: „Woll'n doch mal in Neudorf anklingeln. Wenn die Neudörfer Fischer auch mit ihren schwachen Booten bei dem Sturm nicht hinausgehen konnten bis nach Brohlauer Steinreff — wach werden sie ja geblieben sein. Wer kann schlafen, wenn er ein Schiff in Not weiß . . . Johannsen, klingeln Sie mal an," meinte er zu dem Oberlotsen.

Und der kolossale Mann stand dann breit

Digitized by Google

und groß vor dem Telephon. Die nächtliche Verbindung ging ja nicht so schnell; es kam die Meldung, daß Neudorf nicht antworte.

„Vielleicht haben sie inzwischen mehr gesehen — es ist ja zwischendurch immer mal klar gewesen."

„Da antwort' keiner!" sagte Johannsen.

Das war unbegreiflich. Neudorf hatte für gewöhnlich keinen Nachtdienst. Aber an welchem Ort der Küste hätte man nicht die Möglichkeit, Nachricht zu geben, aufrechterhalten, wenn ein Unglück geschehen war. — Überhaupt, warum hatten sie nicht schon von selbst sich wieder gemeldet? Fünf Minuten vor neun Uhr, gerade eben vor Schluß des Tagesdienstes, war die telephonische Nachricht gekommen. Jetzt war es eine halbe Stunde nach Mitternacht, in mehr als drei Stunden kann sich doch die Lage eines strandenden Schiffes verändern, Böbs, Klaus und Jungblut waren doch sehr erfahrene Seeleute — voll ernstem Verantwortungsgefühl. —

Das unbegreifliche Verhalten der Neudörfer Fischer regte sie alle auf — dumpf noch, als berge sich irgend etwas Fremdes dahinter, das außerhalb ihres Gedankenkreises lag, von dem man sich keinen Begriff machen konnte . . .

Die Begier zu wissen, ob man von Neudorf aus weitere Beobachtungen über das Schiff habe machen können, wurde geradezu bedrängend, wuchs an dem Schweigen, das sich allen Anrufen entgegensetzte . . .

Der Lotse Ehlert wußte plötzlich, was man könne. Man könne den Ackerbürger Blöß, bei dem er wohnte, herausklopfen und sich ein Pferd erbitten; er, Ehlert getraue sich wohl in einer halben Stunde hinzujagen — —

Ihr Beruf hatte ihnen zähe Geduld und stumpfe Beharrlichkeit zur Gewohnheit gemacht. Sie blieben gelassen, wo andere Menschen vergingen vor Sorge. Aber dieses rätselhafte, nächtliche Schweigen, an einer Stelle, von der man wachsame Meldungen erwarten durfte! . . .

Und so lief Ehlert davon, pochte mit den Fäusten Mann und Pferd wach und trabte, ein kunstloser, phantastischer Reiter, schwer in Ölrock und Südwester, auf dem Ackergaul, dem der Sturm den Schweif peitschte, durch das Schneetreiben fort. Eine Spukgestalt, die über den Landrücken die Straße hingaloppierte. Um in ein schlafendes Dorf zu kommen, gegen dessen Strand der weiße Gischt sich warf und auf dem die Steine murrten und mahlten, weil die Wucht des Wassers sie nicht ruhen ließ. Nur aus der Strandwache glomm ein kleines Licht. Da schlief im Sitzen der Wächter, den die große Orgelmusik der Natur müde gemacht. Und er wußte nichts von blauen Raketen und dem Signal S-O-S. Böbs und Klaus und Jungblut waren um neun Uhr noch mit ihm zusammen am Strande gewesen, mit allen anderen Fischern, und sie hatten ihre Boote noch höher strandauf gebracht, um sie vollkommen zu sichern — —

Ritt und Heimkehr hatten doch anderthalb Stunden in Anspruch genommen, und als Ehlert die Lotsenwache wieder betrat, war sein erstes Wort: „Sind sie zurück?"

Nein, sie waren noch nicht zurück. Und der schwarze Finger auf der weißen Scheibe wies auf zwei. So wunderlich grauenvoll war das auf einmal, als zeige der Finger auf ein Unglück.

„Eine Schufterei!" sagte Ehlert.

Nein, das konnten, das wollten sie nicht glauben! Der Kommandeur wehrte sich, und die einfachen, starken Herzen seiner Leute wehrten sich. Der Mann, der das Leben, die Welt und Bücherwissen kannte, wies das ab. Die Männer wiesen es ab, deren Dasein vom Mut und vom Gefühl den Inhalt empfing. Nein — das konnte, das durfte es nicht geben. Das war wie Muttermord und Gotteslästerung. Eine Rettungsmannschaft hinauszunarren in das Grauen solcher Nacht.

Nun zitterte in den Männern eine Wut — eine Angst. Das klopfte in ihrer Brust, als seien sie zu nervösen Weibern geworden. Und sie mußten doch warten. Sie beteten und wußten gar nicht klar, daß alle ihre Gedanken Gebete waren um die glückliche Heimkehr der Kameraden.

Der Kommandeur dachte laut . . . Seine Worte erwogen: welcher Hund konnte eine Freude daran haben, diese Untat auszuführen. Wie sollte man ihm je auf die Spur kommen — Das Telephon läßt keine zurück — in einer Wirtschaft — einem Privathause — auf der Post selbst in der Sprechzelle — überall kann ein unbe-

Digitized by Google

wachter Augenblick benutzt werden — — Wenn nur der Sturmkutter erst wieder da wäre — —

Oft und oft in ähnlichen Sturmnächten hatten sie die Kameraden draußen gewußt und mit gläubiger Ruhe gewartet. Aber jetzt fühlten sie: freventlich Gott versuchen, das konnte nur Unglück bringen.

Und dem Kerl, der das getan, schworen sie Tod zu — in jenen Gedanken, die nie Tat werden.

Immer wartete einer von ihnen draußen am schmalen Kai des Bassins. —

Das Toben der Nacht ebbte nicht ab.

Da, endlich, es war fast vier Uhr — da stürzte der herein, der am Kai gestanden und mit brennenden Blicken in den Schneesturm gestarrt hatte. „Sie kommen — —"

Gleich waren sie alle, sich drängend und voll heißer Freude, draußen. Im Gestöber und der Dunkelheit erkannte man undeutlich eine massige, schwarze Form. Sie kam in das schwanke Lichtbereich des Scheins, der aus dem Wachtstubenfenster fiel. Der Kutter — der Kutter. — Mit schwerem Seilwurf stellte er die Verbindung her — harte Fäuste griffen zu. Und nun war das klobige Boot geborgen ... Und einer nach dem andern von den Riesen stapfte in den mächtigen Stiefeln hinauf, und ihre Bewegungen waren die von Halbgelähmten — Erstarrten —

„Ja," sagte Olfers, „und Peter Lüders, den bringen wir nicht wieder mit ..."

Er trat schwankend auf den Erdboden. Auch seine Kameraden waren wie Trunkene —

Er fühlte die Hand des Kommandeurs, die seinen Arm umgriff — in Entsetzen —

Und dann waren sie im Wachtraum, und das Licht, das durch bläulichen Dunst kam, stach ihnen schmerzhaft in die von Kälte und Schnee gebeizten Augen. Wortkarg — — stumpf — wie verblödet waren sie, von Anstrengung und Gram.

Ja — Peter Lüders, den brachten sie nicht wieder mit ...

Sie ließen sich den Bericht abpressen — Und sie sagten, daß alles umsonst gewesen sei — —

In den Augen des Kommandeurs standen die Tränen des Zorns, des Schmerzes — Und irgendwo schlug eine Faust auf den Tisch. Jemand stieß einen rauhen Laut aus. Und endlich mußte der Kommandeur es sagen: „Ein Schuft hat das getan. Die Neudörfer Fischer haben nichts gesehen und nichts telephoniert — —"

Die Riesen, die groß und düster dastanden, schienen wie betäubt. Sie waren noch zermalmt von dem Grauen, durch das sie sich gekämpft —

Aber dies Wort traf ungeheuerlich. So ungeheuerlich, daß sie es nicht rasch begreifen konnten —

Nein, das gab es doch nicht unter Menschen —

„Das zeig' ich, wenn Tag wird, gleich an," sagte der Kommandeur, „vielleicht kriegt die Polizei 'raus, was das für'n Schuft war! Wer kann da was von gehabt haben — Euch so unnütz 'rauszujagen — Und nun Peter Lüders — — grad er — der Weib und Kind so nötig war — —"

Bewegt von schwerster Entrüstung und Jammer um den guten Mann, der geblieben war, sprach er weiter —

Aber Gerd Olfers hörte kein Wort mehr. Er fühlte auch nicht den Händedruck, mit dem der Kommandeur ihn und seine Kameraden entließ —

In seinen Adleraugen glomm ein stechendes Licht. Wahnwitzige Wut war in ihm aufgekocht, als er begriff ...

Und dann dies: „Wer kann da was von gehabt haben ..."

Mit großen, stetigen Schritten stampfte er vorwärts durch das Unwetter. Und vor sich sah er immer das Gesicht seines jungen Weibes inmitten all der weißen Kissen, während daneben auf der Kommode noch zutraulich die Lampe brannte ... Wie würde sie ihm in die Augen sehen?

Aus den Straßenecken und den Kirchenmauern machten die Luftströme Orgelpfeifen und bliesen darauf wildgewordene Töne. Da und dort schien ein wenig Friedlichkeit aus matt erhellten Fenstern auf die durchtobte Straße. Da wachten die Familien der Männer, die nun heimkamen ohne den einen, der Weib und Kind so nötig gewesen war —

Immer gelassener, kälter wurde seine Wut, lag wie Eisen schwer und fest, tief in seinem Gemüt.

Die nächsten Augenblicke mußten viel entscheiden — über noch ein Leben! —

Digitized by Google

Da war sein kleines Haus. Neben der Tür das einzige, breite Fenster der großen Stube, die mit der Küche das Erdgeschoß einnahm. Und durch den hellen Vorhang schien Licht.

Er öffnete die grüne Tür in der Backsteinwand, und er betrat den Flur — —

Roch es nicht nach Tabak? Was lag in der Luft?

Da zur Linken gleich die Stubentür — er klinkte auf — ganz ruhig — ganz gelassen —

Und ihn deuchte, er hörte einen Schrei. und er fühlte, daß sein junges Weib sich gegen ihn warf und ihn umklammerte.

Halbbekleidet und nicht im Bett?

Sie weinte. Sie schrie fast. Sie hing an ihm und brachte unter Schluchzen heraus: „Gottlob, daß du da bist — —"

Fast gestorben war sie vor Angst, daß ein Unglück geschehen sei. Und als er mit rauhem Worte ihr sagte, daß eines geschehen sei, weinte sie noch lauter.

Und ein unklares Gefühl gärte in ihm und wollte ihm sagen, daß sie sich hinter ihren Tränen verstecke — —

„Und ein Schurke hat falschen Alarm gegeben. Es ist gar kein Schiff am Steinreff oder sonstwo in Not ..."

Das Entsetzen trocknete ihr auf der Stelle die Tränen — ihre Glieder flogen — ihre Haut fror. Ein Name brannte in ihrer Ahnung.

In erzener Ruhe stand der Mann, seine Blicke durchforschten den hellen Raum, in dem ein fremder Geruch war von kaltem Zigarrendampf, wo die niedliche Ordnung auf nicht deutlich sichtbare Art, aber doch unbehaglich irgendwie spürbar gestört war. Und da auf dem Fußboden, nicht weit von der Tür, lag die große Schneiderschere seiner Frau — —

„Wer ist hier gewesen?"

„Gleich nach neun Frau Johannsen, sie sagte, daß ihr noch hinaus müßtet," sprach das junge Weib eilig, und sah plötzlich die Schere und hob sie auf und trug sie zum Nähtisch.

„Wer ist hier gewesen?"

Und an dieser starren Frage zerbrach ihre Haltung. Sie warf sich wieder gegen den Mann und faßte mit ihren beiden Händen an seine hängenden Arme und preßte ihre Stirn an seine Brust, die noch vom Ölrock kalt umpanzert war. Ihre Reden stürzten durcheinander, als peitschte auch sie ein Sturm —

Ja, Arjes war hier gewesen — spät — als wohl alle Nachbarn schliefen — da habe er angepocht. Und sie habe gedacht: es sei ihr Mann, der heimkehre. Und dann habe sie keinen Lärm machen wollen — und ihn beschworen zu gehen. Und der ihr zuhörte, fühlte doch, als sei ein Halbwissen in ihr gewesen, so daß sie vor sich tat, ‚es ist mein Mann' und dennoch ahnte: es ist der andere. Vielleicht hatte er auch was vom gestrandeten Schiff zu erzählen gewußt. Und er hatte gesagt, das sei weit draußen, und der Sturmkutter könne viele Stunden brauchen, ehe er hin- und zurückkäme. Die vielen Stunden solle sie sich nicht einsam ängstigen! Und dann hatte sie den Kopf verloren: sie wollte, daß er gehe, aber sie wollte auch keinen Lärm davon machen, damit kein Gerede entstehe. Gerade da klopfte Frau Johannsen ans Fenster, und als sie den Spalt öffnete, hörte sie: es würde eine lange, schwere Fahrt. Dann auf einmal wurde Arjes keck und meinte, nun gehe er gewiß nicht.

In all den gehetzten Geständnissen tauchte es auf — sie wußte wohl, es war schlimm gewesen, daß sie den Mann vor der Nachbarin gleichsam versteckt hatte. Und daraus zog er sofort das Recht zur Frechheit. Und dann — und dann — — ja — eine schreckliche Angst war es gewesen — und zuletzt — — aber sie hatte sich ihm entrissen — da war die große Schere — sie griff danach und stach — in die Luft hinein — gegen ihn —, so daß er sich bis an die Tür zurückzog — — Und dann endlich sah er, sie würde ihn eher stechen, als seinen Willen tun — —

Ihre verworrene und doch von klarer Häßlichkeit erfüllte Geschichte war lange zu Ende. Kein Wort sprach der Mann. Er stand und sah ins Unbestimmte. Und der Blick seiner Augen war so scharf, daß das junge Weib sich entsetzte ...

„Gerd," bat sie flüsternd, „bist du mir böse? Ich weiß wohl, das wär' nicht gekommen, wenn ich nicht ein bißchen zu gern seinen schönen Reden zugehört hätte —"

Immer schwieg er —

Ihr Bericht wurde matter, ein flauer Nachtrag zu den starken Erregungen; ihre

Digitized by Google

Stimme immer zaghafter: „Und ich ging zu Bett. Dann stand ich wieder auf, horchte am Fenster auf den Sturm und ob Frau Johannsen noch einmal käme — oder ob du ... Wie konnt' ich schlafen!"

Sein Schweigen ward ihr fürchterlich — sie schluchzte wieder auf.

Da strich er ihr verzeihend über das Haar und sprach: „Schlaf jetzt."

„Ich will dir erst Kaffee machen," sagte sie hastig und war erleichtert, hinaus zu können und umher zu wirtschaften. Sie knüpfte sich ihr großes Wolltuch um und stand in der Küche vor dem Petroleumkocher. Sie dachte: ‚Unterdes geht er ins Bett, und ich bring' ihm den heißen Kaffee, und alles wird wieder freundlich.'

Aber nach zwanzig Minuten fand sie ihn auf dem Stuhl am Fenster sitzen, und in seinem unbeweglichen Gesicht standen die Augen mit dem scharfen, bösen Blick, der nichts von dem zu sehen schien, was um ihn war.

Gierig trank er den heißen Kaffee. Er hieß sein Weib zu Bett gehen.

„Ich muß bald wieder fort," sprach er.

Die Lampe erlosch. In der Dunkelheit raschelten noch die Bettkissen, in denen sich die Frau zurechtkuschelte. Sie horchte — wie starr und still saß der Mann — sie fürchtete sich vor ihm. Allmählich sank sie in Halbschlaf. Dann war ihr, als habe sie eine Tür gehen hören. Sie strich ein Streichholz an: halb acht Uhr! Und der Stuhl des Mannes leer. Der erste Vorschimmer des Morgens graute durch die Vorhänge. — — —

Das Wetter hatte sich nicht geändert. Immer noch tobte der Schneesturm und hielt den Tag zurück, der sein karges und spätes Licht kaum aufbringen konnte gegen die Düsternis der verhüllten Luft.

Gelassen ging der Mann durch die stillen Straßen. Seine Faust stak in der Tasche seines Ölrocks und hob sich gleich einer Beule von der glatten Linie der Gestalt ab. Und in der Tasche umfingerte seine Hand den kleinen Revolver.

Er war noch nie in dem Hause gewesen, das er jetzt betreten mußte. Das lag in einer kleinen Straße, und die Witwe Heding hielt einen jämmerlichen kleinen Han[illegible]. In den frühen Morgenstunden ging sie mit Brot hausieren. Sie mußte schon unterwegs sein.

Das, was er mit dem Sohn zu sprechen hatte, brauchte auch keinen Zeugen als Gott allein.

Ganz gleichmäßig war sein Schritt. Ganz fest sein Gemüt.

Vor seiner Erinnerung stand ein grausiges Bild — ein schwarzglasiger Wasserschwall, daraus einen Herzschlag lang große Stiefel, mit den Sohlen aufwärts ragend.

Und ein feierlich-furchtbares Wissen war in ihm.

Wenn ich Gottes Handlanger beim Retten bin, so muß ich es auch diesmal beim Richten sein! — —

Der Widerhall seiner schweren Schritte war ungleich. Bald klang er hart zurück vom leergefegten Bürgersteig, bald dumpf, wenn er in zusammengepeitschten Schnee trat.

Da war das Haus. Dunkel gleißte die unerhellte Scheibe des Fensters neben der Tür.

Er trat ein. Auf dem Flur lag ein schwacher Lichtstrom schräg über den Ziegelsteinestrich und ging in gebrochener Linie an der gekalkten Wand hinauf. Der Schein kam aus der halbgeöffneten Küchentür in der Tiefe des Flurs.

Und gerade jetzt erlosch er, als sei das Geräusch der sich öffnenden Tür die Ursache gewesen, daß das Licht ausgeblasen wurde.

Aber es war schon Tag genug, um Tür und Wand und alles, was da war, zu unterscheiden.

Olfers ging mit seinen festen Schritten auf die Küche zu und stieß ihre Tür vollends auf.

Da saß einer im blauen Hemd und Hosen und ungekämmten Haaren und hatte die Ellbogen auf den Tisch und die Hände um eine Kaffeekumme, während vor ihm noch die kleine Lampe ein übeldunstendes Qualmsäulchen aus dem Mund ihres Glaszylinders entließ.

Er fuhr in die Höhe, als die düstere Riesengestalt in der Tür erschien — im Morgengrauen noch gewaltiger anzusehen als sonst. Er stand bebend. Denn er wußte auf der Stelle: das Weib hatte geschwatzt ...

„Du bist ein Schuft," sagte Gerd ganz

Digitized by Google

ruhig. „Du hast meine Ehe verruinieren wollen."

„Ich hab' deiner Frau nichts getan — mit der Schere hat sie nach mir gestochen — das war bloß albern von ihr. Ich hätt' ihr nichts getan — ich hab' deine Ehe nicht verruiniert."

„Du bist nochmal 'n Schuft: Du hast falsche Meldung gegeben und uns hinausgejagt in den Sturm ..."

„Ich — ich? I — wieso denn — ich?" brachte der Mensch hastig hervor, und seine Blicke huschten umher, damit sie nur nicht dem furchtbaren Blick des andern begegneten. Und seine Glieder flogen. „Ich — nein! So 'ne Beschuldigung verbitt' ich mir. Wer will mir das beweisen?"

„Und du bist ein Mörder," sprach der weiter, der gekommen war, zu richten und zu rächen. „Peter Lüders ist geblieben auf der Fahrt ..."

„Pe — Pe — —" er brachte den Namen nicht heraus. Nein, das konnte, das sollte nicht wahr sein! — Er hatte ja bloß das Weib gewollt, zu dem es ihn trieb, als sei all sein Blut Feuer geworden, er hatte den Mann sicher weghaben wollen — für viele Stunden —, nur an den einen Mann dachte er — gar nicht an all die andern, nicht an so ernste Gefahr, nicht an Tod! — — Er fiel auf seinen Holzschemel zurück, auf dem er sich vorher am Tisch geräkelt hatte, voll von wütendem Mißmut auf das Weib, das er mit einemmal haßte. Da saß er, stierte zu dem Mann empor, fühlte die unerbittliche, schreckliche Ruhe, die in jenem war.

Nun bewegte der die Faust in der Tasche. Sie kam heraus aus ihrem Versteck — hielt was umfingert — — Das gleißte... richtete sich auf ihn ...

Die Sekunden flogen. Dies feige, elende bißchen Menschentum, das zu zerschlagen war von Schreck, um auch nur an Flucht zu denken, kauerte leichenblaß neben dem Tisch.

Und auf den Richter wirkte diese Wehrlosigkeit des zu Richtenden zurück, hemmte — hielt das Geschick noch in der Schwebe.

Sekunden —

Und die Gedanken bekamen Flügel und eilten von Gesichtern zu Gesichtern. Gottes Handlanger? Und er selbst ließ es geschehen, daß einer seiner Handlanger so unnütz und schrecklich umkam — gerade der, den Weib und Kind so nötig hatten? Wie sollte man das verstehen? Gottes Wege konnte kein Mensch verstehen!

Und er, der kleine, armselige Mensch, wollte sich anmaßen, auch im Richten sein Handlanger zu sein?

Durch das Morgengrauen sahen ihn geisterhaft ein Paar dunkle Augen an. Die fromme, ergebene Wehmut war darin, die ihnen solche Macht über die Kameraden gegeben. Nun waren sie erloschen — aber was aus ihnen gesprochen hatte, wirkte fort — —

Das verschwand. Eine andere Erscheinung benahm ihn. — — Glanz — blendender — unbegreiflicher Glanz strahlte auf, kein irdischer Blick konnte hineinsehen.

Er schloß die Lider, einen Herzschlag lang —, riß die Augen wieder auf, sah das nüchterne Bild der Küche, den schlotternden Elenden, der ihn anstierte, wie bezwungen — —

Und sein gerechter, sein eiserner Zorn war wieder da. Wer konnte die noch zählen, denen seine Hand aus den Fluten zum Leben zurückgeholfen? Hatte diese Hand dafür nicht das Recht, den einen in den Tod zu schicken? — —

Er hob den Revolver. Er zielte — eine grauenvolle, ewige Sekunde lang —

Da sagte die Stimme des Toten — sein ganzes Leben lang blieb er geheim in seinem Herzen sicher, daß er sie wahrhaft gehört habe, diese Stimme, die sprach: ‚Der eine, den du richtest, wird dir mehr angerechnet werden, als die vielen, die du rettest!'

Und er glaubte, Gott selber schlüge ihm die Waffe aus der Hand —

Ganz weißgrau ward sein ehernes Gesicht, und in die hellen Augen kam ein Glanz, wie ihn Könige haben, wenn sie heilige Gesetze geben.

Er stieß den Revolver zurück in seine Tasche.

„Geh," sagte er, „geh — und stelle dich dem Gericht ..."

Er wandte sich um und ging hinaus. Der treibende Schnee fuhr ihn an — der Sturm jagte — von fernher donnerte das Meer.

Eine feierliche, gefaßte Friedlichkeit war in seiner Brust.

Digitized by Google

Die Niederlande und die iberische Halbinsel im Weltkriege

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch in Berlin

Am 28. März wurde die Pariser Konferenz der Entente beendet, am 29. wurde aus dem Haag gemeldet, daß der holländische Kriegsminister eine Erhöhung der außerordentlichen Verteidigungskredite auf das Doppelte gefordert habe, am 1. April folgten weitere Meldungen über Maßnahmen erhöhter militärischer Bereitschaft Hollands. Da alles das plötzlich kam und ein Zweck nicht erkennbar war, rief es im Lande selbst eine Panik, bei uns eine gewisse Spannung hervor. Man fragte sich, ob das auch für die Niederlande eine Änderung ihrer bisherigen Politik bedeute, warum das geschehe und auf welche Seite die Niederlande treten würden. Wie ein Blitz wurde dadurch die ganze Stellung der Niederlande im Weltkrieg beleuchtet. Die Pariser Konferenz der Entente hat sich mit der Frage beschäftigt, wie unsere Verproviantierung noch stärker als bisher einzuschnüren sei. Und sie hat dabei zunächst auf Holland geblickt, aus dem nach der Behauptung unserer Gegner noch eine große Quantität von Nahrungsmitteln regelmäßig nach Deutschland gehen soll. England hatte in denselben Tagen wieder einen Punkt der nun schon reichlich durchlöcherten Londoner Deklaration vom 26. September 1909 beseitigt — eine Maßnahme, die die holländische Schiffahrt ebenso unmittelbar traf wie die skandinavische. Denn sie hob die Sicherheit eines neutralen Schiffes vor Wegnahme auf, wenn dieses auf der Fahrt nach einem neutralen Hafen die Blockade (Englands gegen Deutschlands) bräche. Es liegt auf der Hand, wie damit die niederländische Schiffahrt noch mehr als bisher der Willkür der englischen Seepolizei ausgesetzt, ja eigentlich vogelfrei wurde.

Demnächst aber waren der niederländischen Regierung bestimmte Nachrichten zugegangen, daß die Entente Holland unmittelbar zum Kampfboden gegen Deutschland machen wolle. Ob das in der Form einer Landung auf holländischem Boden, d. h. einer Forcierung der (auch von England als neutral anerkannten) Scheldemündung geschehen sollte, oder indem Holland gezwungen werden sollte, seine Landgrenze gegen Deutschland abzusperren, ist nicht bekannt geworden. Aber in einer von beiden Richtungen, vielleicht auch in beiden gehen unter allen Umständen die Absichten Englands, das erst Portugal gezwungen hat, in den Krieg einzutreten, das gleiche nun mit Holland versucht und demnächst wohl an Dänemark, überhaupt Skandinavien herangehen wird.

Dieser Vorstoß fiel in eine Zeit, in der die öffentliche Meinung in den Niederlanden durch den Untergang der „Tubantia", in Aufregung gebracht war. Man behauptete, und das wurde durch die feindliche Presse unterstützt, daß diese neutralen holländischen Schiffe deutschen U-Booten zum Opfer gefallen seien. Davon ist keine Rede, aber es ist England sehr angenehm, daß gerade in diesen Zeiten erhöhter Spannung eine deutschunfreundliche Stimmung in den Niederlanden vorhanden ist, und es nutzt das auf alle Weise aus.

Dennoch hält die niederländische Regierung heute wie seit Anfang des Krieges an einer durchaus korrekten Neutralität fest, zu deren Sicherung sie gleichfalls zu Anfang des Krieges das Heer mobil gemacht hat, und, wie die getroffenen Maßnahmen beweisen, sie ist fest entschlossen, unter keinen Umständen sich von der Entente ein Schicksal bereiten zu lassen, wie es Griechenland soeben erleiden muß.

Ist diese Lage klar, so ist nur fraglich, ob sie dauernd so behauptet werden kann. Die Niederlande haben das Unglück, schon geographisch in der vielleicht schwierigsten Lage zu sein, weil sie, wie kaum ein anderer neutraler Staat, an den entscheidenden Kampfpunkten zwischen den beiden mächtigsten Gegnern liegen. Zuerst haben die Hunderttausende von belgischen Flüchtlingen, die auf Hollands Boden überströmten, große Schwierigkeiten gemacht. Dann mußte es in Besorgnis sein, daß England die naheliegende Möglichkeit benutzen würde, durch die Scheldemündung den Deutschen in Antwerpen in den Rücken zu fallen. Zugleich aber traf der Handelskrieg zwischen Deutschland und England gerade dieses von der Natur zum Durchgangs- und Vermittlungsland geschaffene Gebiet sehr empfindlich. Rotterdam und Amsterdam sind ja in erster Linie Ausflußpunkte des deutschen weltwirtschaftlichen Verkehrs, und die Niederlande wissen sehr gut, welch ungeheuren wirtschaftlichen Vorteile sie davon haben, daß die Mündung des größten deutschen Stromes in ihrer Hand ist. Mit Beginn des Krieges wurden diese Fäden durchschnitten, und wenn auch der Verkehr mit den Vereinigten Staaten mühsam aufrechterhalten wurde, so sind die holländischen Häfen doch verödet und leidet der holländische Handel ungemein. Darum haben sich die Niederlande am 19. März formell gegen die englische Blockade erklärt und gefordert, daß die neutrale Flagge unter allen Umständen feindliches Gut, wenn es nicht Kriegskonterbande ist, decken solle. Erfolg hat man mit diesen und anderen Vorstel-

Digitized by Google

lungen nicht gehabt und man wird auch gegen die weitere Verschärfung der englischen Blockade keinen Erfolg haben. Man hat, ähnlich wie die skandinavischen Staaten, die Versorgung des Landes, das von überseeischer Zufuhr abhängig ist, in einer Vereinigung konzentrieren müssen, dem „Nederlandsch Overzee-Trust", der sich nur in den von England bestimmten Bahnen bewegen kann, und den England schon heute völlig kontrolliert. Trotzdem ist es ja möglich gewesen, den Handel weiterzuführen, wie am besten die Tatsache zeigt, daß die holländische Valuta ununterbrochen steigt.

So ist es immerhin fraglich, ob die Niederlande imstande sein werden, einem wachsenden Drucke Englands erfolgreichen Widerstand zu leisten, und wir tun jedenfalls gut, gegen diese Möglichkeiten nicht die Augen zu verschließen. Ebensowenig wollen wir uns darüber täuschen, daß in den Niederlanden ein großer Teil der öffentlichen Meinung Deutschland nicht wohlgesinnt ist. Die Gründe dafür wollen wir heute nicht näher erörtern; sie liegen im Volkscharakter, in mancherlei unbegründeten Besorgnissen vor Deutschland, auch in manchen unvorsichtigen und törichten Äußerungen aus Deutschland, die die niederländische Selbständigkeit nicht genügend achteten. Wir verstehen auch diese Stimmung Hollands, weil wir die mißliche und unerfreuliche Lage, in die es durch den Krieg gekommen ist, verstehen. Aber erfreulich ist es nicht für uns, daß sich in diesem uns so nah verwandten Stamme ein nicht unerheblicher Teil der öffentlichen Meinung, der Zeitungen usw. auf die Seite unserer Gegner stellt, und daß trotz unserer gewaltigen militärischen Erfolge holländische Blätter bei Gelegenheit des „Tubantia"-Falles eine so wenig angenehme Sprache führen konnten.

⁂ ⁂ ⁂

Die allgemein politische Lage der Niederlande ist freilich auch verwickelt und schwierig genug. Soweit die Freiheit der Meere in Frage steht, kämpft Deutschland auch für die Zukunft der Niederlande, ihres Handels und ihrer Schiffahrt gegen die englische Anmaßung, die, wie sich in diesem Kriege gezeigt hat, auch auf die Rechte der Neutralen oder gar der kleinen Staaten nicht die mindeste Rücksicht nimmt. Die geographische Lage ferner weist das Land ja geradezu darauf hin, den Handel mit Deutschland vor allem zu pflegen, wobei die Einfuhr ausländischer Waren nach Deutschland für die Niederlande wichtiger ist, als die Ausfuhr deutscher Waren nach Holland. Nun hat weiter Deutschland Belgien besetzt, und damit ist die Frage aufgerollt worden, wie das auf die Stellung Hollands an der Scheldemündung wirken muß. Es liegt auf der Hand, daß viele politische Kreise in Holland sich diese Frage vorlegen, wenn Veränderungen in Belgiens völkerrechtlicher Stellung eintreten, wie sie der deutsche Reichskanzler als für Deutschlands Sicherheit unbedingt notwendig bezeichnet hat.

Vor allem aber erschwert sich die Stellung der Niederlande im Weltkriege durch die Tatsache, daß sie ein gewaltiges Kolonialreich sind. Vor dem Kriege haben sich nicht viele Menschen mit dem glückseligen Insulinde beschäftigt, mit den ostindischen Kolonien Hollands, die aus stolzer und großer Zeit der holländischen Geschichte in die Gegenwart herübergerettet worden sind. Man muß jetzt einmal Heinrich v. Treitschkes wundervollen Aufsatz über die Republik der Vereinigten Niederlande lesen, um die Erinnerung an die Ostindische Kompanie, die holländische Kolonialmacht, den holländischen Reichtum des 17. und 18. Jahrhunderts zu beleben, die jetzt wieder so sehr aktuell wird.

Im Kampf gegen Spanien haben die nördlichen Niederlande ihren Kolonialbesitz geschaffen, 1602 ist die Ostindische Kompanie gegründet worden, 1621 die Westindische Kompanie. Sie erwarben große Besitzungen im 16. und 17. Jahrhundert, die sie auf Grund ihres Handelsmonopols ausbeuteten, und schufen damit die Grundlage für den soliden und behäbigen Reichtum, die hohe geistige und künstlerische Kultur, die heute noch jedem Besucher der holländischen Städte, auch der kleineren und namentlich dieser, entgegenleuchten. Schon Ende des 18. Jahrhunderts zeigte es sich aber, daß dieses Kolonialsystem ernsten Konflikten nicht gewachsen sein konnte. In den Napoleonischen Kriegen gingen die Kolonien auch zunächst (an England) verloren. Auf Grund des Londoner Vertrages vom 13. August 1814 wurden sie zumeist von England zurückgegeben, das freilich Ceylon und namentlich das Kap der Guten Hoffnung behielt. Im Grenzregulierungsvertrag vom 17. März 1824 trat England sein Gebiet auf Sumatra ab und erhielt dafür den Rest der niederländischen Besitzungen außerhalb des Malaiischen Archipels mit dem außerordentlich wichtigen Singapore. Seitdem sind Java und Sumatra die wichtigsten Gebiete der niederländischen Kolonien, die nun in moderner Weise verwaltet wurden, freilich auch so, daß sich eine starke Bewegung gegen das offizielle Ausbeutungssystem erhob. Durch die Werke Multatulis, der tatsächlich Eduard Dekker hieß, besonders durch das bekannteste: „Max Havelaar" sind diese Fragen der holländischen Kolonialverwaltung, die Natur Javas und seiner Menschen, die Schattenseiten des sogenannten Kultursystems, die Habgier der europäischen Kaufleute auch literarisch bei uns bekannt geworden. Aber es ist hier, wie mit solchen literarischen Werken immer, so gegangen, daß die eigentlichen politischen Fragen des holländischen Kolonialbesitzes dadurch unserer Aufmerksamkeit nicht näher gebracht wurden.

⁂ ⁂ ⁂

Treitschke sagt am Schluß seines herrlichen Aufsatzes, der 1869 geschrieben wurde

Digitized by Google

und schon damals mit aller Entschiedenheit irgendwelche eigensüchtige Absichten Deutschlands gegen Holland abweist: „Was wir wollen, ist gerecht und redlich: ein treues freundnachbarliches Verhältnis, also daß uns unser Strom, den Holländern ihr weites Hinterland zu schrankenlosem Verkehr offen steht." Deutschland hat daran in Friedensjahren festgehalten. Der Weltkrieg kann auch diese Lage ändern. Wir hoffen und wünschen es nicht. Was wir hoffen und wünschen, ist, daß der Ausgang unseres Ringens mit England auch den Niederlanden seine Früchte bringe, wie allen kleinen und neutralen Staaten, daß die Durchführung unserer Ansprüche auf Belgien im Einverständnis mit den Niederlanden erfolge und daß der Gang des Krieges durch sich und durch sein Ende die beiden, durch die Geschichte auseinandergerissenen, aber durch Sprache, Stamm und Kultur tiefverwandten Nationen einander näher führe.

Wir verbinden mit dieser Betrachtung eine ähnliche über die iberische Halbinsel, weil sie in bezug auf Spanien im Ausgange auf fast denselben Punkt führt. Ende Juli 1914, da der Krieg schon als unvermeidbar angesehen werden mußte, schrieb eine spanische Zeitung: „Obwohl Spanien vom Herd der Feuersbrunst entfernt liegt, wird niemand glauben, daß sie uns gleichgültig ist. Wir haben folgenschwere Schritte getan, eben aus Furcht vor dem, was man kommen sieht. Spanien ist, wie die im Kampfe stehenden Länder, ein Glied jener Kette, die es unmöglich macht, daß jemand in Europa in Frieden weiter lebt, wenn Krieg ausbricht." Mit diesen Worten war nicht nur die Lage Spaniens gekennzeichnet, sondern an sich konnten dieselben Sätze auch für sein Nachbarland Portugal gelten, nur daß dieses jene „folgenschweren Schritte" schon viel länger, viel folgenschwerer und entscheidender getan hatte.

Sieht man freilich zunächst allein die geographische Lage der beiden Staaten an, so folgt daraus für die iberische Halbinsel noch nicht der Zwang, an einem Kampfe der Mächteverbände, wie er nun ausbrach, unmittelbar beteiligt zu sein. Denn bei dem Verhältnis der maritimen Macht zwischen Deutschland und England konnte die Lage Portugals und Spaniens zur Atlantischen Küste von vornherein gar nicht entscheidend berührt werden, und bei der Gestaltung der Mittelmeerinteressen unseres Bundes wurde auch die Mittelmeerstellung Spaniens in diesem Weltenringen nur sehr in zweiter Linie betroffen. Aber die politisch-geographischen Beziehungen der beiden Staaten sind noch nicht damit erschöpft, daß man auf ihre europäische Lage blickt und sich dazu vergegenwärtigt, daß Spanien 20,4 Millionen Einwohner auf 504000 Quadratkilometern und Portugal deren 6 Millionen auf 91900 zählt. Beide Staaten haben ja aus früheren, glänzenderen Zeiten einen Kolonialbesitz, der an sich nicht mehr sehr erheblich ist, aber so liegt, daß er unmittelbar von der Liquidation der Kolonialverteilung unter den Weltmächten getroffen wird, zu der dieser Krieg doch wahrscheinlich führen wird. Darum müssen wir uns zunächst vergegenwärtigen, daß Spanien über einen Kolonialbesitz von 370000 Quadratkilometer mit 630000 Einwohnern verfügt, Portugal aber über einen solchen von über 2 Millionen Quadratkilometer und 9,2 Millionen Einwohner, also über eine Kolonialbevölkerung, die um ein Drittel größer ist, als die daheim, und auf einem Raum wohnt, der den des Mutterlandes um über das Zwanzigfache übertrifft. Noch wesentlicher als diese Zahlen, die viel oder wenig bedeuten können und im Falle Portugals und Spaniens wenig bedeuten, ist die Frage, wo diese Kolonien liegen. Der wesentliche Teil der spanischen Kolonien liegt in Nordafrika; an der marokkanischen Frage ist es mit an erster Stelle beteiligt, wie jeder weiß, der sich an die Entwicklung dieser auch uns so nahegehenden Frage im Jahre 1905 und später erinnert. Vom portugiesischen Besitz aber liegt der weitaus größte Teil, über 2 Millionen Quadratkilometer, auch in Afrika; davon wieder ist am wesentlichsten sein Besitz in Angola und in Mozambique, der rechts und links vom englischen Kolonialbesitz in der südlichen Hälfte Afrikas liegt und im Westen unmittelbar an unser Südwest, im Osten unmittelbar an Deutsch-Ostafrika stößt. Die Reste des portugiesischen Kolonialeigens in Asien (in Indien und in Macao) besagen heute nichts mehr, aber die Bedeutung seines afrikanischen Kolonialreiches wird heute sofort klar, wenn man sich an das berühmte Abkommen zwischen England und Deutschland über diese Stücke von Portugiesisch-Afrika erinnert.

Sind also die beiden iberischen Staaten schon durch ihre Kolonialinteressen wesentlich am Fortgange des Weltkrieges interessiert, so sind sie dem auch durch die Politik unserer Gegner vor dem Kriege noch näher gebracht worden. Portugal ist schon seit über zwei Jahrhunderten nicht viel mehr als eine englische Kolonie auf dem europäischen Festlande, und die Entente, d. h. vor allem England hat sich in den letzten Jahrzehnten systematisch, bewußt und mit Erfolg bemüht, unter Ausnutzung der geographischen Lage und aller anderen Anknüpfungspunkte auch Spanien in ihren Bereich hereinzuziehen.

Wir wissen, was Spanien und Portugal bedeuteten, als mit den großen überseeischen Entdeckungen die Neuzeit begann. Denn an diesen Entdeckungen waren jene beiden in allererster Reihe beteiligt, aus ihnen bauten sie sich Kolonialreiche auf von einem Umfange, der schlechterdings die ganze Erdkugel in Anspruch nahm: im Jahre 1493 hat ja

Digitized by Google

Papst Alexander VI. diese zwischen Spanien und Portugal geteilt und mit seinem Griffel den Osten Spanien und den Westen Portugal zuschreiben wollen. Und wenn auch diese Konquista nur in der Phantasie, niemals im Ernst diese Möglichkeiten hat verwirklichen können, es entstanden doch in Indien, im fernen Osten, in Mittel- und Südamerika, in Afrika Kolonien, die den beiden Mutterländern einen märchenhaften Reichtum zuleiteten.

Den beiden Mutterländern — denn das ist das Eigenartige in der Geschichte der Staatenbildung auf der iberischen Halbinsel. An sich sind viele Voraussetzungen dafür vorhanden, daß diese Halbinsel von einem Staate beherrscht würde, und der sogenannte paniberische Gedanke ist darum immer und immer wieder gedacht und geträumt worden. Verwirklicht gewesen ist er aber nur in der Zeit von 1580 bis 1640. Da waren Spanien und Portugal miteinander zu einem Staate vereinigt. Das heißt: Portugal war in die Abhängigkeit von Spanien gekommen und wurde von König Philipp II. beherrscht, der Sohn der ältesten Tochter König Manuels des Großen von Portugal war. Aber der portugiesische Nationalstolz, erwachsen auf der Grundlage einer selbständigen Geschichte, die von der Küste ihren Ausgang genommen hatte, ertrug die Angliederung an das mächtigere und größere Nachbarreich nicht, das mit der Vereinigung seiner beiden Teile Kastilien und Aragonien im Jahre 1492 Großstaat geworden war. 1640 riß sich Portugal los, unter dem Hause Braganza, das seine Herkunft gleichfalls auf Manuel den Großen zurückführte und bis zum Jahre 1910 regiert hat, da es durch die Revolution des 5. Oktober vom Thron gestoßen wurde. So hat sich dieser merkwürdige Dualismus der Staaten auf der iberischen Halbinsel trotz aller stammlichen, sprachlichen, religiösen und geographischen Zusammengehörigkeit doch erhalten. Gleichwohl ist ebenso lebendig, vor allem in Spanien, sein Widerspiel geblieben, die Idee, beide Staaten doch miteinander zu einer geschlossenen Großmacht zu vereinigen. Ohne daß man diesen paniberischen Gedanken einsetzt, wird man die Bestrebungen und Hoffnungen der spanischen Politik von heute, namentlich in ihrer volkstümlichen Form, nicht verstehen können.

Jedenfalls gingen im weitaus größten Teile ihrer Geschichte die beiden Staaten getrennte Bahnen, wenn sie freilich auch das Wesentliche gemeinsam haben. Sie haben beide nämlich die Überspannung ihrer kolonialen Herrschaft und Weltmacht nicht ertragen. Die unerhört günstige geographische Lage warf ihnen überseeische Kolonien in den Schoß, die ihnen zunächst andere europäische Staaten nicht streitig machen konnten. Aus ihnen strömten die Reichtümer in die Heimat, die gar nicht vorbereitet und reif war, sie aufzunehmen und festzuhalten. Jeder, der von der spanischen und portugiesischen Gold- und Silberflotte gehört hat, der die Pracht der spanischen Paläste und den Glanz ihrer geistigen und künstlerischen Kultur empfunden hat, hat sich regelmäßig gefragt, wo denn jene Reichtümer eigentlich geblieben seien, und warum das Volk in beiden Staaten auf einem Niveau der Unbildung und Armut dahinlebt, das seinesgleichen in Europa höchstens in den zurückgebliebenen Balkanstaaten von früher hatte. Es ist die große Lehre der Weltgeschichte, daß das Ausgreifen eines Staates nach außen im richtigen Verhältnis stehen muß zu seiner inneren wirtschaftlichen, geistigen und moralischen Kraft. Sonst liegt in solchem Ausgreifen nach außen, in einer Weltmachtpolitik ohne diese feste Grundlage eben das, was auf diesem dafür sprichwörtlich gewordenen Boden als „Donquichotterie" erwachsen ist. Der edle Ritter von der Mancha ist ja von der Meisterhand Cervantes' keineswegs als lächerliche und parodistische Figur hingestellt worden, sondern sie soll dieses Mißverhältnis verkörpern, das deshalb so tragikomisch wirkt in dem Schicksal der beiden Staaten Portugal und Spanien, wie in seiner großartigen dichterischen Verkörperung des Don Quichotte.

Ihre entschlossen katholische und Weltmachtspolitik hat im 16., 17. und 18. Jahrhundert Portugal und Spanien auf eine Weise ruiniert, daß die Katastrophe des 19. Jahrhunderts, die beiden ihren riesigen katholischen Besitz kostete, nicht abgewehrt werden konnte. Im Anfang des 19. Jahrhunderts fielen die mittel- und südamerikanischen Kolonien ab und machten sich zu selbständigen Staaten. Dadurch sank Portugal auf den Stand einer Macht dritten, ja vierten Ranges herab. Spanien behauptete sich noch eine Weile länger. Seine Katastrophe im Jahre 1898 haben wir mit erlebt, als der kecke Vorstoß der zweiten angelsächsischen Weltmacht die zweitälteste Kolonialmacht der neuen Geschichte kurzerhand aus der Reihe der Kolonialstaaten strich.

Wenn man sie aber nun beide, Portugal und Spanien, miteinander nach dem Ergebnis dieser glänzenden und traurigen Geschichte vergleicht, so liegt auf der Hand, daß der Fall Portugals noch tiefer ist, als der Spaniens. Es ist kein Zweifel, daß, so wenig günstig die inneren wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse des heutigen Spaniens noch sind, diese unvergleichlich viel gesünder und entwicklungsfähiger sind als die Portugals, von denen wir uns heute kaum vorstellen können, wie sie einer Gesundung entgegengeführt werden sollen. Die Gründe scheinen uns dabei innere und äußere zu sein, nämlich, daß sich in Spanien die Monarchie, viel fester gewurzelt, auch stärker als Faktor des staatlichen Lebens behauptet hat, sodann: daß sich Spanien durch alle bitteren Erfahrungen und Demütigungen hindurch seine machtpolitische Selbständigkeit bewahrt hat

Digitized by Google

Portugal hat aus dem Hause Braganza bis in die Gegenwart und bis der Thron zertrümmert wurde, niemals Regenten gehabt, die ihre Aufgabe erfüllten. Nehmen wir Joseph I. (1750—1777) aus, dessen Zeit glücklicher war, weil er die Regierung dem Marquis Pombal überließ, so ist die Geschichte der Monarchie Portugals nur ein ununterbrochenes Sinken. Deshalb haben auch hier sehr früh, 1820, radikale Strömungen die Herrschaft gewonnen, und das Land wurde seitdem der Spielball eines Kampfes der Parteien, dem eine ganz demokratische und freisinnige Verfassung alle Freiheit gab. Dieser Kampf hat den Ruin des Landes, soweit die inneren Beziehungen in Frage kommen, im Laufe des 19. Jahrhunderts vollendet. Auch als Portugal, besonders in den glänzenden Reisen Serpa Pintos, in Wiederaufnahme seiner stolzesten Überlieferungen sich in der Mitte der siebziger Jahre an der neueinsetzenden Aufteilung Afrikas beteiligte, hat das nicht zu einer Konzentration im Innern geführt, die allein eine Kolonialpolitik gerechtfertigt hätte. Das Parteitreiben ging weiter, bis es sich 1910 stark genug fühlte, die Monarchie zu stürzen, und diese ruhmlos und schmählich zusammenbrach.

Mit solcher Parteiherrschaft geht stets eine Verwüstung der Finanzen parallel, die in Portugal das Menschenmögliche erreicht hat. Rechnen wir die Schuldenlast des Staates auf den Kopf der Bevölkerung, so marschiert heute Portugal mit der Höhe seiner Verschuldung an der Spitze aller Nationen. Und im Jahre 1892 hat es einen Staatsbankerott gemacht, der in der Geschichte dieser Zusammenbrüche beinahe einzig dasteht; es dauerte zehn Jahre, ehe eine Art Einigung mit den Staatsgläubigern zustande kam. Daß unter diesen Umständen das Defizit im Staatshaushalt chronisch wurde, bedarf keiner Erklärung.

Diese unsagbar traurigen finanziellen Verhältnisse haben ihre Gründe in ebenso traurigen wirtschaftlichen Zuständen. Das Land ist wirtschaftlich gänzlich heruntergebracht, wofür der beste Beweis ist, daß dieses einstmals so blühende Land des Bodenanbaues heute eine zunehmende Auswanderung hat, die sich vor allem nach Brasilien wendet. Aber an diesem Ruin seiner wirtschaftlichen Verhältnisse ist Portugal nicht allein schuld, sondern das ist die Wirkung seiner Verbindung mit der englischen Politik, die von dieser durch zwei Jahrhunderte hindurch gepflegt wurde und schließlich den Staat zu einer willenlosen Satrapie der englischen Weltpolitik gemacht hat. Die Verbindung hat begonnen, als der englische König Karl II. Katharina von Braganza heiratete, und diese als Hochzeitsgabe England Tanger, Bombay und Ceylon mitbrachte. Dann ist im Jahre 1703 jener berühmte Handelsvertrag geschlossen worden, der nach dem englischen Unterhändler der Methuen-Vertrag heißt und Portugal dauernd an England kettete und wirtschaftlich ruiniert hat. Was nützte ihm die gesicherte Ausfuhr seiner Weine nach England? Was nützte es ihm, daß in Zeiten, da der Portweingenuß in England noch die größte Rolle spielte, eigentlich jedes Mitglied des englischen Adels, jeder englische Staatsmann — wir erinnern nur an die beiden Pitt — vom übermäßigen Genuß des feurigen Weines sich die Gicht zuzog? Dafür sog England das Land und seine Kolonien auf das äußerste aus, seinen Handel und Gewerbsfleiß betrachtete es als seine Domäne, jede wirtschaftliche Erstarkung des Landes hielt es durchaus fern. Portugal wurde, was auf europäischem Boden kaum mehr vorstellbar ist, eine Plantage für England, eine Handelsfiliale, die sich ausschließlich nach den Interessen der City und der englischen Wirtschaft zu richten hatte.

Damit verband sich das Streben Englands, sich die ausgezeichnete seestrategische Lage Portugals dauernd dienstbar zu machen, Stützpunkte in den portugiesischen Besitzungen über See zu haben, sich vor allem die Häfen des berühmten strategischen Dreieckes: Lissabon, Punta Delgada und St. Vincent zur Verfügung zu halten. Denn dieses Dreieck deckt den Eingang zum Mittelmeer, es liegt halbwegs auf dem Wege nach Südafrika und beherrscht so die Route nach Indien, sowohl durch den Suezkanal, wie um das Kap der Guten Hoffnung. Das gleiche Interesse brachte England immer jener Delagoabai entgegen, die ein Schlüssel zur englischen Stellung in Südafrika ist. Man kann die Skrupellosigkeit verwerflich finden, mit der England diese seine Ziele Portugal gegenüber verfolgt hat, aber man muß die Folgerichtigkeit bewundern, mit der es verstanden hat, sich diese Stützpunkte zu sichern, wobei es ihm nicht darauf ankam, sich im Jahre 1891 einen großen Teil von Portugiesisch-Afrika anzueignen.

Als der Burenkrieg noch im Gange war, hat es England dann für richtig gehalten und zustande gebracht, mit Portugal einen Vertrag zu schließen, der dieses politisch vollständig an England kettete. Er ist im Jahre 1900 in Lissabon in feierlicher Rede des Ministerpräsidenten und des englischen Gesandten als Allianz bezeichnet worden und galt als Dank für die Dienste, die Portugal England im Kriege gegen die Buren geleistet hatte. Portugal wurde darin der Schutz seiner Küste und der Besitz seiner Kolonien verbürgt, wofür England jene strategischen Stellungen für den Ernstfall völlig zur Verfügung erhielt. So war, wie es der Standard brutal und offen ausdrückte, Portugal nur noch ein „Supplement" des britischen Weltreiches geworden.

Diese Lage hat schließlich König Edward VII. vollkommen abgeschlossen und ausgenutzt. Sein erster auswärtiger Besuch im Januar 1903 galt Lissabon. Freilich kam der Plan nicht zustande, den jungen König Manuel

Digitized by Google

mit einer englischen Prinzessin zu vermählen, wie das König Edward mit dem spanischen Könige gelungen ist. Aber im Grunde ist das nur für König Manuel selbst ein Pech gewesen. Da er der englischen Königsfamilie durch Verwandtschaft eben noch nicht angehörte, hat sich England für ihn nicht so verwendet, als sein Thron ins Wanken kam, und heute ist Manuel als jederzeit bereiter Prätendent ein Trumpf in der Hand Englands, der immer gegen die Republik ausgespielt werden kann.

Ist es bei dieser ganzen Lage schließlich ein Wunder, daß Portugal auch in den Krieg hereingezogen wurde? Es ist mehr zu verwundern, daß es solange dauerte. Kriegsbegeisterung herrschte und herrscht in Portugal sicher nicht; es kann durch den Krieg nichts gewinnen, aber sehr viel verlieren. Und so widerstand es monatelang dem Drucke Englands, als dieses aus seinem Bündnisvertrage Portugals Teilnahme am Kriege forderte. Darüber stürzte im ersten Halbjahr des Krieges das Kabinett, das für sofortige Intervention war. Ein neues Kabinett unter dem General Pimenta di Kastro (Januar 1915) wollte Portugal zurückhalten, bis ein formelles Verlangen Englands, gemäß dem Bundesvertrag, käme. Kastro waltete seines Amtes als Militärdiktator und vermochte die Entscheidung monatelang hinauszuziehen. Inzwischen war es nicht zu vermeiden, daß aus dem Kampf in Südwestafrika heraus deutsche Soldaten mit portugiesischen in Angola die Waffen kreuzten, und das Land lieferte an die Entente alles Kriegsmaterial, was es nur konnte, zeigte England überhaupt, wie selbstverständlich, eine Neutralität, die im Grunde schon offene Parteinahme war. Im Mai 1915 wurde Kastro gestürzt und an seine Stelle trat ein Ministerium, in dem Costa den Ausschlag gibt, der Führer der radikalen Republikaner, der unbedingt für Intervention an der Seite Englands war. Diese ist dann schließlich durch unmittelbaren Druck Englands heraufgeführt worden, auf den hin Portugal am 23. Februar 1916 die deutschen Schiffe beschlagnahmte, die in seinen Häfen lagen. Am 9. März wurde dieser Schritt von Deutschland durch die Kriegserklärung beantwortet.

Damit hat Portugal die Stellung im System der englischen Politik eingenommen, die ihm diese für den Fall eines deutsch-englischen Zusammenstoßes vorausbestimmt hatte. Man machte sich zwar auch in Frankreich Hoffnung auf wirksame Unterstützung durch Portugal, aber wenn man dort wirklich mit 100000 portugiesischen Soldaten rechnet, so ist das nichts als Phantasie, die durch die Phrase vom Freundschaftsbund der portugiesischen, französischen und brasilianischen Republik an Wert nicht gewinnt. Portugal kann gar nicht soviel Truppen aufbringen, sind doch Armee und Offizierskorps in heilloser Auflösung. Für die anderen Staaten der Entente ist der Wert seines Eintritts in den Krieg weniger als null. Für England liegt er in der damit gewonnenen Verfügung über deutsche Handelsschiffe und in jenen großen seestrategischen Gesichtspunkten, die um so eindringlicher sprachen, je unheimlicher für England der Aktionsradius der deutschen U-Boote wurde.

Der Handel Portugals mit Deutschland ruht sowieso seit Monaten völlig, ebenso hat das Land die Zinsen seiner Verpflichtung seit Herbst 1914 nicht mehr gezahlt. So bringt uns der Krieg wirtschaftlich nichts Neues, während er England die Verpflichtung bringt, den portugiesischen Finanzen aufzuhelfen. Für uns hat diese Kriegserklärung wenigstens Klarheit geschaffen. Sachlich bedeutet die Gegnerschaft Portugals heute nichts, für die Zukunft nur das, daß nun unweigerlich der Rest seiner Kolonien in die allgemeine Liquidation der afrikanischen Kolonien einbezogen wird. Im übrigen aber ist jede stärkere Bewegung Portugals sowieso durch die Haltung Spaniens bedingt, und uns kann es nur recht sein, wenn sich aus dem Kriege der vollständige Zusammenbruch Portugals ergeben und Spanien die Vereinigung mit ihm im Sinne des paniberischen Gedankens gelingen würde.

Spanien hat im Anfang des Krieges, bereits am 7. August 1914, seine Neutralität erklärt und hält an ihr mufterhaft fest. Auch Spanien hat die unheilvolle innere Entwidlung, wenn auch nicht in dem Maße wie Portugal, durchgemacht — seine Verfassung stammt von 1876 — zu einer Demokratie und einem Parteiwesen, die nur verheerend wirken konnten. Als Beweis genüge, daß das Land 1900 bei einer Bevölkerung von 18 Millionen Seelen über 12 Millionen Analphabeten hatte. Seine wirtschaftlichen und finanziellen Verhältnisse sind schwach, nicht entwickelt, in Zerrüttung und Armut. Trotzdem hält seine öffentliche Meinung noch durchaus daran fest, daß die tägliche Arbeit nicht ehrenvoll sei, woraus eben die innere Schwäche folgt, daß man aber spanische Großmachtpolitik treiben muß im alten Sinne. Darunter wird verstanden zunächst die paniberische Idee, also die Vereinigung mit Portugal, dann die Ausdehnung des Kolonialreiches, das Spanien in Nordafrika, in Marokko noch geblieben ist, und schließlich eine engere Verbindung mit den stammverwandten Staaten Südamerikas, die früher von Spanien abhängig gewesen sind. Diese Gedanken haben unleugbar den alten Zug düsterer Großartigkeit, der die spanische Politik und spanische Monarchie, besonders unter Philipp II., früher auszeichnete; heute freilich sind sie sehr stark romantisch, wenn nicht phantastisch.

Nun hat sich im Verlauf der gleichen Zeit, die Portugal in ständige Abhängigkeit von England brachte, in Spanien ein Gegensatz zu England herausgebildet, den England immer aus der Welt schaffen wollte,

Digitized by Google

der aber da ist. Sein Anfang ist die Besetzung der Festung Gibraltar 1704, und daß England heute noch in dieser Feste sitzt und die Einfahrt in die Meerenge zwischen den Säulen des Herkules beherrscht, hat ihm Spanien niemals vergessen, ebensowenig, daß jener Vertrag Lord Methuens die beiden Länder Spanien und Portugal dauernd voneinander trennte. Daneben ist der weltgeschichtliche Gegensatz zu Frankreich einhergegangen, in der alten Rivalität von Habsburg und Bourbon und in der neuen um die Verteilung Nordafrikas, dessen Nordwesten Spanien als seinen historischen Kolonialbesitz ansah. So war die Stellung Spaniens zu England und Frankreich eine andere als die Portugals, während Beziehungen zu Deutschland nur auf dem Wege über den Dreibund, kraft der spanisch-italienischen Beziehungen, vorhanden waren. Auch die spanische Thronkandidatur, die für den Anfang des Krieges von 1870 so wichtig ist, hat im Grunde die Beziehungen der beiden Staaten ebensowenig dauernd berührt, wie die deutschfreundliche Stellungnahme König Alfons' XII. oder der durch den Papst beigelegte Streit um die Karolinen in den achtziger Jahren. Wo sollte auch eine reale Interessengemeinschaft zwischen beiden herkommen?

Für die weitere Gestaltung der Verhältnisse ist das Entscheidende die Marokkofrage, wie sie Anfang des Jahrhunderts ins Rollen kam (wir verweisen im einzelnen auf die treffliche Schrift des den Lesern dieser Blätter wohlbekannten Professors Paul Herre: Spanien und der Weltkrieg). Die Konferenz, die die Marokkoangelegenheit 1906 vorläufig beendete, fand auf spanischem Boden statt, in Algeciras. Wegen seiner marokkanischen Interessen aber näherte sich Spanien, trotz der deutschfreundlichen Richtung am Hofe und bei König Alfons XIII. und trotz des Besuches Kaiser Wilhelms 1904 in Vigo, doch immer mehr England und Frankreich, die in der gleichen Zeit zur Entente zusammenwuchsen. Es verständigte sich 1904 (3. Okt.) mit Frankreich über die marokkanischen Interessenzonen, woraus es einen kleinen Gewinn davontrug, und gab damit an seinem Teil auch die Madrider Akte von 1880 auf, an der Deutschland festhielt. Damit trat es in das Einkreisungssystem König Edwards herein. Um Marokkos willen war es mit der Entente solidarisch, wie es auch nicht anders sein konnte, und trug so Vorteile in einer Erweiterung seines marokkanischen Besitzes davon, unter denen freilich gerade Tanger nicht war, das internationalisiert wurde und auf der anderen Seite der Meerenge im Einflußgebiet Spaniens auch ein Gibraltar schuf. König Edward hat dann diese Beziehungen auch persönlich fester geknüpft. Sein persönlicher Einfluß war es, daß am 31. Mai 1906 die Vermählung des jungen König Alfons XIII. mit der englischen Prinzessin Viktoria von Battenberg zustandekam. Und er hat in persönlicher Zusammenkunft 1907 diese Fäden noch enger gezogen, die auch finanzieller Art waren: mit finanzieller Unterstützung Englands sollte Spanien seine Militärmacht vermehren. Es zeugt aber für die Selbständigkeit Spaniens, daß es sich gleichwohl nicht völlig in den Bann der Entente hat ziehen lassen und so imstande war, bei Ausbruch des Krieges seine Stellung für sich zu wählen.

Je mehr freilich die marokkanischen Interessen in den Vordergrund traten, die militärisch und finanziell viel kosteten und dem Lande Lasten auferlegen, die es nicht tragen kann, um so stärker näherte es sich Frankreich und England. Die Beziehungen des gemeinsamen Volkstums haben da auch stark mitgesprochen und sind von der Richtung des Grafen Romanones bewußt ausgenutzt worden. Von Jahr zu Jahr wurden diese Beziehungen enger, bis mit dem Übereinkommen von Cartagena am 10. Oktober 1913, das der genannte liberale Ministerpräsident abgeschlossen hat, Spanien doch in der Hauptsache der Entente beitrat. Die Verpflichtungen, die es eingegangen ist, sind nicht bekannt geworden. Der Weltkrieg hat bisher auch nicht gezeigt, daß sie von Spanien, wenn sie vorhanden wären, ernst genommen worden sind. Es band sich mit dieser Politik, die vor allem auf Marokko und Portugal blickte und die von Liberalen und Konservativen gleichmäßig mitgemacht wurde, zwar immer enger an die Entente, aber es wahrte sich dabei doch seine Selbständigkeit, vor allem natürlich in dem Bewußtsein, daß die innere Schwäche des Staates ihm dringend riet, sich kriegerischen Abenteuern durchaus fernzuhalten.

In dem Schaukelspiel der Parteien, das für Spanien charakteristisch ist, ist nun die Stellung der Krone immer freier und stärker geworden, und König Alfons XIII. hat sich seiner schwierigen Aufgabe durchaus gewachsen gezeigt. Er ist nicht der Vasall des englischen Königs geworden, dessen Verwandte er zur Frau hat, und er hat sich auch nicht von einer Partei allein in Anspruch nehmen lassen. Er ließ sowohl dem wohl bedeutendsten Staatsmanne des neuen Spaniens, Canalejas, der 1912 ermordet wurde, Freiheit wie dem Ministerpräsidenten Dato, der nach ihm wohl der vorzüglichste politische Kopf Spaniens ist. Und er hat es vermocht, die ententefreundliche Richtung zurückzuhalten. Dem hat die ganze Haltung Spaniens im Weltkriege bisher auch entsprochen. Die Mehrheit im Lande begrüßte die Neutralität, im Einvernehmen mit ihrem Könige und dem Ministerpräsidenten Dato. Sie blickt darin, wie wir wohl sagen dürfen, mit mehr Freundlichkeit auf uns als auf England, dem man schon die Haltung zugunsten der Vereinigten Staaten 1898, von allem anderen abgesehen, nicht vergißt. Dann gilt die Aufmerksamkeit und Sorge Marokko, besonders Tanger. Doch

Digitized by Google

ist die Stimmung dafür auch heute nicht einheitlich.

Seit Dezember 1915 ist Graf Romanones Ministerpräsident. Seine Richtung ist bekannt: Anschluß an die Entente, vor allem unter dem Gesichtspunkt von Gibraltar und Tanger, von Marokko und der iberischen Einheit. — Man fragt heute in Spanien, wie es, wenn es dauernd neutral bleibt, die Früchte aus dem Weltkriege ernten soll, die es von ihm erwartet, steht also ähnlich da wie Rumänien, und sagt sich, daß ohne Opfer auch keine Lorbeeren zu ernten sind. Aber wie man aus der Schwierigkeit herauskommen will, die Neutralität zu halten und die vom Volk getragenen nationalen Forderungen zu verwirklichen, das weiß man heute in Spanien noch nicht.

So ist das letzte Wort über seine Politik in diesem Kriege wohl noch nicht gesprochen. Spanien hat sich aus Gründen seiner eigenen Machtbestrebungen der Entente nahe angeschlossen, ihr auch während des Krieges mit manchem geholfen, und es sieht seine Interessen abhängig von Frankreich und England. Der Sohn des konservativen Ministerpräsidenten Maura hat in einer deutschen Zeitschrift, der „Deutschen Revue", einmal geschrieben, daß Spanien auf gute Beziehungen zu England und Frankreich angewiesen sei, daß aber Spanien und Deutschland keine solidarischen Interessen außer denen des Friedens haben, nicht weil die beiden Nationen im Gegensatz zueinander stünden, sondern weil sie nicht gemeinsamer Art seien. Darin liegt doch viel Richtiges. Ob die Prestigepolitik, die Spanien sehr stark betrieben hat und treibt, vom Volk wirklich getragen werden kann, das zu beurteilen ist heute nicht unsere Sache. Wohl aber müssen wir uns klarmachen, daß es sehr schwer ist, in den Mittelmeer- und Nordafrikafragen eine Gemeinsamkeit der Interessen zwischen Spanien und uns zu konstruieren, auch wenn die Kriegslage die beiden Staaten stärker aufeinander weisen würde, als es heute der Fall ist.

Daran ist jedoch kein Zweifel: während nach menschlichem Ermessen die weltgeschichtliche Rolle Portugals ausgespielt ist, hat Spanien die Fähigkeit und die Möglichkeit in sich und vor sich, wieder Großmacht zu werden. Der Zusammenbruch von 1898 ist überwunden, durch den die Schwäche Spaniens größer erschien, als sie tatsächlich war. Aber Großmacht in dem Sinne, wie er der spanischen öffentlichen Meinung vorschwebt, zu werden, in Nordafrika und im Mittelmeer, das ist allein möglich, wenn die englische Weltseeherrschaft gebrochen wird. Darin liegt allerdings letzten Endes die Gemeinsamkeit auch spanischer und deutscher Zukunftsgedanken, für die Sympathien gar nicht in Frage kommen. Wir kämpfen, wenn wir die Seeherrschaft Englands brechen, auch mit für die spanische Zukunft. Uns ist es darum heute genug, wenn Spanien weiterhin aufrichtig die Neutralität wahrt. Wir verstehen alles das, was Spanien politisch und gefühlsmäßig nach der anderen Seite ziehen muß, aber wir hoffen, daß sich, wenn dieser Krieg einmal seine politische Liquidation findet, schon dabei auch die spanischen und deutschen Interessen zu beiderseitigem Nutzen finden werden.

Die Fischer

Ich trat aus einer dunklen Schlucht hervor,
Die aus dem Walde sich zum Wasser senkt,
Da lag der See mit silberweißem Spiegel
Tiefruhig in des Abends mildem Licht.
Die wald'gen Ufer standen ernst und schweigend,
Und an der Bucht, wo sich das Schilf zerteilt,
Hantierten Fischer, markige Gestalten,
Die aus den Booten ihre Netze zogen
Mit starken Armen — breiteten und spannten.
Schwarz hoben die Figuren sich vom Wasser,
Das silberflüssig hinter ihnen lag.
So schafften sie in murmelnden Gesprächen,
Die leise durch den stillen Abend klangen. —
Die Kiefern hoben scharf sich, Ast um Ast,
Und tiefgrün in den klaren, hohen Himmel,
Und auf dem See sah ich ein fernes Licht,
Als käme wieder Einer, schlicht und groß,
Den armen Fischern Gottes Wort zu bringen.

Hede Forstreuter

Digitized by Google

In den Kurfürstenzimmern der Münchner Residenz
Gemälde von C. Vetter

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Die Schachspieler. Gemälde von Paris Bordone im Kaiser Friedrich-Museum in Berlin

Die Kunstgeschichte des europäischen Schachspiels

Von Dr. Eckart v. Sydow

Die Arten und Abarten des „Königlichen Spiels" sind seit langem der Gegenstand interessierter Forschung gewesen. Antonius van der Lindes grundlegendes Buch über die „Geschichte und Literatur des Schachspiels" und Murrays umfassende neue Arbeit „History of Chess" bieten alles Wünschenswerte. Die Figuren des Spiels selbst sind aber bisher recht selten in ihrer kunstgeschichtlichen Entwicklung studiert worden. Vielleicht liegt es daran, daß nur in einigen Museen mittelalterliche Schachfiguren aufbewahrt sind, noch dazu ganz selten — wie im Britisch Museum in London — in vollständiger Spielzahl; vielleicht liegt es auch daran, daß die kleinen und wenig ansehnlichen Figuren nur von Suchenden gefunden, vom flüchtigen Beschauer aber regelmäßig übersehen werden. Und doch ist ihre Geschichte und Entwicklung ein höchst interessantes Kapitel der allgemeinen Kunstgeschichte, halb zum Kunstgewerbe, halb zur bildenden Kunst gehörig.

Vor einigen Jahrzehnten noch war die Überführung des Schachspiels aus Asien nach Europa ziemlich unklar. Eine umfängliche Schach-Mythologie hüllte die Anfänge des europäischen Schachspiels in romantischen Schleier. Der Domschatz von St. Denis und Osnabrück schienen Schachspiele zu enthalten, die aus der Zeit Karls des Großen herrühren sollten, mit denen der große Herrscher selbst wohl einmal gespielt haben mochte. Die Sage hatte die französischen Figuren mit besonders wahrscheinlich klingender Legende umsponnen: ein asiatischer Grieche hätte sie im 9. Jahrhundert in Konstantinopel geschnitzt und die Kaiserin Irene oder ihr Nachfolger Nikephorus hätte sie Karl dem Großen geschenkt. — Heutzutage ist man leider solchen Erzählungen gegenüber recht skeptisch geworden, und der Kunsthistoriker sieht allerdings sofort, daß die Figuren in Europa zwischen den Jahren 1000 und 1200 gemacht sein müssen. Immerhin sind sie wohl die ältesten Figuren europäischer Herkunft. Noch älter sind die Figuren aus Osnabrück. Nur daß diese nicht in Europa, sondern in Ägypten im 10. bis 12. Jahrhundert entstanden sein müssen. Es sind kristallene, einfach geformte Steine mit roten Glasflußstreifen. Bei der Einzigartigkeit der Steine ist es freilich heute noch unklar, welche Rolle die einzelnen gehabt haben.

Das Osnabrücker Schachspiel ist sehr interessant, weil es den völligen Mangel an figürlichem Schmuck zeigt und die Abwesenheit menschlicher Gestalten, die

Digitized by Google

Schachfiguren aus dem 11. Jahrhundert aus dem Domschatz in St. Denis
Aufbewahrt in der Bibliothèque Nationale in Paris

wir im mittelalterlichen Schachspiel mit so hoher Kunstfertigkeit verwandt finden werden. Es erklärt sich dies ganz einfach aus dem Bilder-Verbot des Islam. An solche gestaltlosen Figuren werden wir bei den Spielen mit kristallenen Schachsteinen denken müssen, von denen bereits um die Mitte des 11. Jahrhunderts in spanischen Manuskripten die Rede ist. Zur selben Zeit scheint das Spiel auch in Deutschland bekannt gewesen zu sein. — Aus jener frühesten Zeit stammt wohl jenes Spiel aus dem Domschatz in St. Denis, jetzt in der Bibliothèque Nationale in Paris. Es ist — wie man das ja erwarten kann — nicht vollständig; immerhin umfaßt es 2 Könige, 2 Königinnen, 3 Streitwagen (heute Türme), 4 Ritter (heute Springer), 4 Elefanten (heute Läufer) und 1 Soldaten (heute Bauer). Die Streitwagen und Elefanten haben wir wohl indischen Einflüssen zu verdanken. Später verschwinden sie; und die Elefanten tauchen erst im 16. Jahrhundert wieder auf.

Turm. 12. Jahrhundert
(Kaiser Fri drich-Museum, Berlin)

Üblich bleiben dagegen die Gestalten des Königs, der Königin und des Ritters. Der König sitzt hier noch innerhalb

Digitized by Google

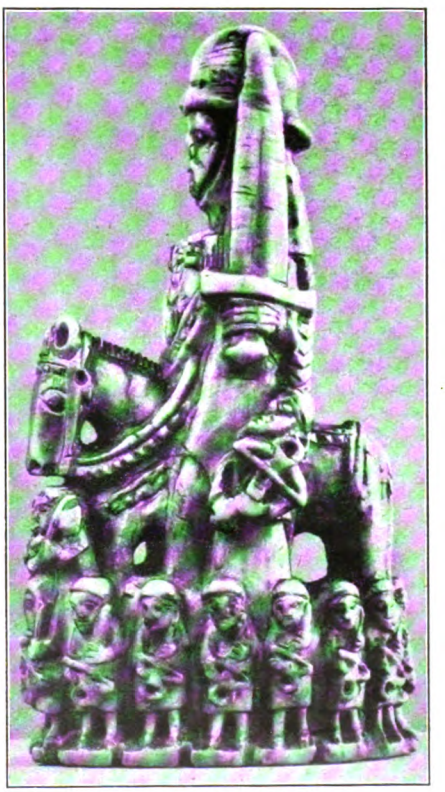
einer gebäudeartigen Höhlung, zwischen einem beiderseits zurückgeschlagenen Vorhang thronend; ganz ähnlich die Königin. Die gleiche Anlage hat der „Läufer" in einer französischen Sammlung: in einer Wölbung thront ein Bischof mit Stab und Evangelien-Buch in den Händen. Es erinnert auch daran ein gleichzeitiges Stück im Berliner Kaiser Friedrich-Museum: auf einem torartigen Unterbau erheben sich zwei mit flachen Kuppeln gedeckte Türme, und in den Portalen der Breitseiten des Unterbaues steht je ein bärtiger männlicher Kopf in starkem Relief.

Läufer. 14. Jahrhundert (Kaiser Friedrich-Museum, Berlin)

In die gleiche Zeit führt eine sehr interessante spanische Arbeit des Louvre, die jene arabische Grundform des Läufers zu ornamentalem Schmuck benutzt hat: ein rechteckiges Elfenbein-Stück, das oben eingekerbt in zwei Spitzen endet. Alle Seiten außer der Grundfläche sind geschnitzt: auf der einen Seite zwei gepanzerte Ritter im Lanzengefechte, auf der anderen Adam und Eva, vor dem Paradieses-Baum stehend, um den sich die teuflische Schlange windet; auf den Schmalseiten: Adam und Eva arbeitend. Oben auf der Oberfläche sind zwei Tiere dargestellt.

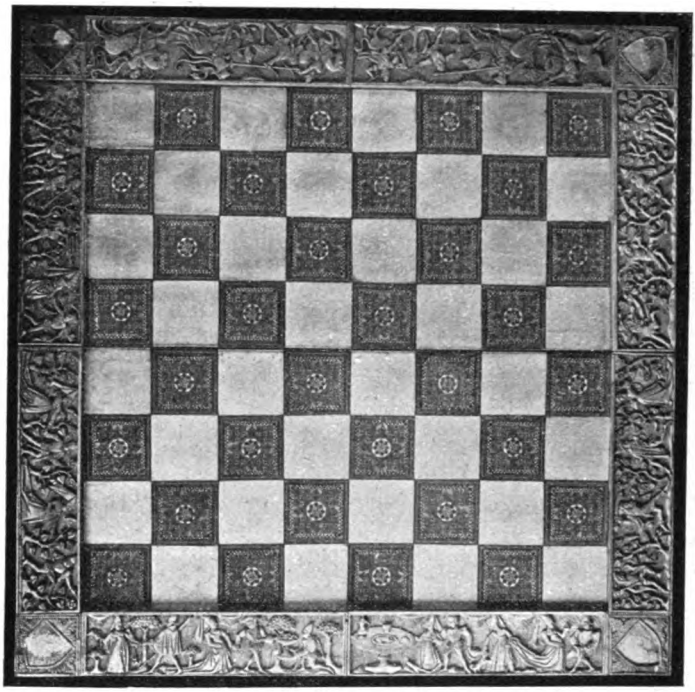
König. 14. Jahrhundert (Kaiser Friedrich-Museum, Berlin)

Vom 12. Jahrhundert ab beginnt nun die unabgerissene Tradition des Schachspiels, beginnt sogleich, in erstaunlicher Ausdehnung, sein großer Erfolg. In Erzählungen, Geschichtswerken und Romanen spielt es eine sehr bedeutsame Rolle. Kriege sogar entspinnen sich angeblich aus Schachpartien. In reizenden Szenen schildert ein Roman des 13. Jahrhunderts, wie Huon de Bordeaux mit der Tochter des Admirals Yvarius um sein Leben oder aber ihre Hand spielt: beide verlieben sich während des Spiels ineinander, Huon rettet sein Leben, indem er die Prinzessin mattsetzt; deren Vater aber bietet ihm, falls er nicht auf der Ehe mit der Prinzessin bestehe, eine Geldsumme, die Huon dankend annimmt; worauf die Prinzessin empört sagt: „Hätte ich das gewußt, so hätte ich dich mattgesetzt." — In der Eintönigkeit des Burglebens bot neben dem Sänger das Schachspiel die ersehnte Zerstreuung. Ja, der Spieleifer scheint oft zu stark geworden zu sein. Ein Pariser Bischof, ein Konzil von Paris und der heilige Ludwig von Frankreich verboten das Spiel



Springer. 14. Jahrhundert (Kaiser Friedrich-Museum, Berlin)

Digitized by Google



Florentiner Schachbrett des 15. Jahrhunderts

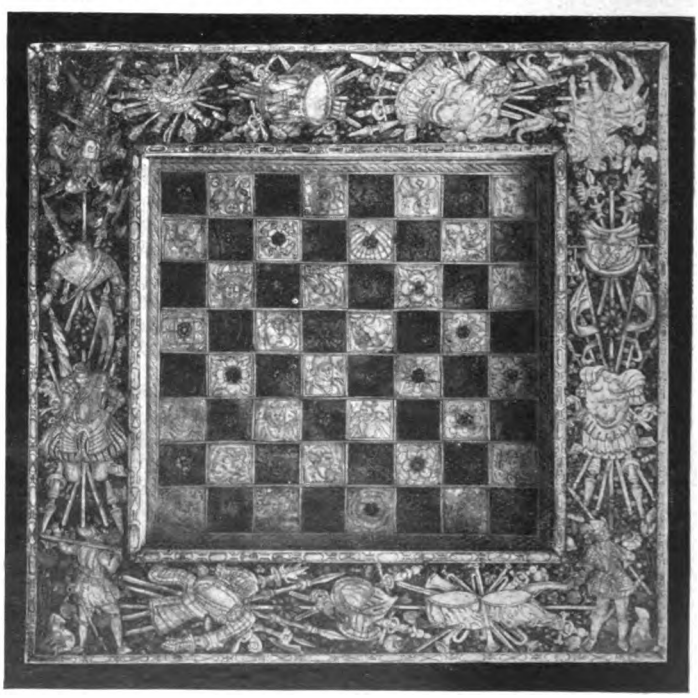
erhaltenen Figuren sind elfenbeinern, es muß sich entzückend mit ihnen gespielt haben.

Allerdings hatten die Figuren ebenso wie die Bretter eine ganz respektable Größe. Die Figuren, die sich erhalten haben, sind etwa 6—8 Zentimeter hoch, also doppelt und dreifach so groß, wie die neueren Stücke. Da scheint es denn ganz begreiflich, wenn wir in Romanen hören, daß beim Schachspiel überfallene Spieler die Feinde mit Schachfiguren bombardiert und aufgehalten hätten.

Die Spielbretter müssen dementsprechend groß gewesen sein.

im 13. Jahrhundert. Allerdings ohne Erfolg, denn vom 11. Jahrhundert an galt die Kunst des Schachspiels als eine der sieben Fertigkeiten des Ritters, des damaligen Gentleman; und vom 12. bis 14. Jahrhundert konnte jede Dame Schach spielen.

Der Beliebtheit des Spiels entspricht die kostbare Ausgestaltung des Brettes und der Figuren. Man hört oft aus dem frühen Mittelalter von Spielbrettern aus Gold oder Silber und Elfenbein. Die Figuren waren geschnitztes Elfenbein oder Ebenholz, oder sie wurden aus verschiedenfarbigen Edelsteinen gemacht. Die größte Zahl der noch



Schachbrett, eingelegt mit Elfenbein, Perlmutter und Metall
Nach Zeichnungen von Aldegrever, Georg Pencz, Hans Sebald, Beham und Virgil Solis. (Im Bayrischen Nationalmuseum zu München)

Digitized by Google

Die Schachſpieler. Gemälde von Lukas van Leyden im Kaiſer Friedrich-Muſeum in Berlin

Wurden ſie doch in Notfällen von Rittern als Schild benutzt!

Aus jener Zeit ſtammen denn auch die meiſten noch erhaltenen mittelalterlichen Figuren. Eine ganze Reihe von Schachfiguren des 12. Jahrhunderts iſt auf uns gekommen; vor allem iſt das Britiſche Muſeum in London in glücklichem Beſitze mehrerer vollſtändiger Schachſpiele dieſer Zeit.

Wir haben hier Beiſpiele für alle Figuren des Spiels in mittelalterlicher Geſtaltung. Der König ſitzt ſteif romaniſch auf einem Thron — aber ohne jenen Umbau, der die Pariſer Figuren, die wir oben erwähnten, ſo gut zuſammenfaßt; über den Knien liegt ein Schwert, das er mit beiden Händen am Knauf und an der Spitze faßt. Die Königin thront ebenfalls in der gleichen ſtrengen Haltung; ſie ſtützt mit der rechten Hand den Kopf und hält in der Linken ein Horn. Den Läufer erſetzt der Biſchof, wie ja auch heute noch der Läufer im Engliſchen ‚bishop‘ genannt wird; er thront in vollem Ornate, in der einen Hand hält er den Krummſtab, in der anderen ein Buch, oder er ſegnet mit der Rechten. Der Springer iſt als reitender Ritter dargeſtellt mit Helm, Schild und Speer. Der Turm iſt ein einfacher, oben abgerundeter Kegel, z. T. mit reichen geometriſchen Ornamenten überzogen. Den Bauer vertritt ein ſtehender Krieger, den ſein Schild bis zum Kopfe deckt. Kunſtvoll iſt auch die Rückſeite der Thronſeſſel der Könige uſw. geſtaltet: mit Flechtwerk und Tieren oft überaus reich verziert.

Schachfiguren aus dem 16. Jahrhundert (Im Keſtner-Muſeum zu Hannover)

Digitized by Google

Schachfiguren aus dem 16. Jahrhundert. (Im Bayrischen National-Museum in München)

Schachfiguren aus dem 16. Jahrhundert. (Im Bayrischen National-Museum in München)

Diese Figuren sind äußerst reizvoll, sobald man sich einmal an den romanischen Stil gewöhnt hat. Jedenfalls stehen sie an Kunstwert turmhoch über unsere heutigen Drechslerarbeiten.

Diese Figuren bleiben nun bis zum 15. Jahrhundert hinein erhalten. Nur werden sie reicher und variierter ausgestaltet.

So der König. Er wird von zwei Bewaffneten flankiert, er stößt ins Horn; oder er reitet mit der Streitaxt in der Hand auf einem gerüsteten Pferd; oder er thront, das Schwert und einen Falken haltend, inmitten einer größeren Schar gewaffneter Ritter, die ihn mit Spießen und Schwertern umringen; oder endlich er reitet, von Bogenschützen umgeben, aus einem Schloß, dessen Mauern mit Bogenschützen besetzt sind.

Die Königin thront wie früher mit der Krone auf dem Haupte, in Tunika und Mantel gehüllt, von einem bedienenden Pagen und einem Krieger flankiert.

Auch der Läufer bleibt nicht immer einsam, ebensowenig der Springer. Bogenschützen umgeben sie dicht gedrängt. Figuren des 14. Jahrhunderts zeigen den Ritter zu Roß, mit Helm und Halsberg, in der Rechten ein Schwert, in der Linken ein Schild; zu beiden Seiten stehen Armbrustschützen, wie auch die Basis der Figur bisweilen von einer Schar kleiner Schützen umgeben ist. Und ganz ähnlich reitet oft der Bischof (als Läufer) mit dem Krummstab in der Hand, inmitten einer Schar von Armbrustschützen und Klerikern. Von den Wandlungen der Schachfigur im 15. Jahrhundert wissen wir so gut wie nichts.

Erst vom 16. Jahrhundert ab findet man wieder zahlreiches Material. Mit den Zeiten hat sich auch das Kostüm gewandelt. Die Bauern, die im 12. Jahrhundert berserkerhaftes, trotziges Aussehen hatten, werden zu modisch gekleideten Landsknechten, die in stutzerhafter Stellung sich gefallen. Das in der obersten der beiden Abbildungen dieser Seite in einigen Stükken gezeigte Schachspiel Karls V. zeigt eine ganze Musterkarte ähnlicher Trachten, aber auch neuer Motive; wie elegant und hübsch sitzt der Narr (als Läufer) auf

Digitized by Google

Schachfiguren aus dem 17. Jahrhundert. (Im Kaiser Friedrich-Museum in Berlin)

seinem Pferdchen, und wie stolz wirft der Löwe des Königs sein groteskes Haupt zurück! Ähnliche Motive zeigt auch ein etwas späteres Spiel, in dem der ganze Reichtum an Bewegungen vortrefflich ausgebildet ist.

Graziös, monumentaler als das frühere, mutet ein Spiel des 17. Jahrhunderts an: der König in Ritterrüstung, der Springer als St. Georg, den Drachen tötend, ein Elefant der Turm, den der Feind erobern will.

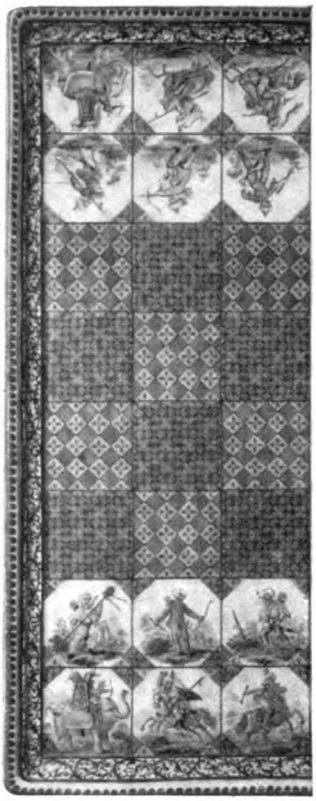
Neben diesen reichgestalteten Figuren gehen die anderen Formen einher, die, jene anfänglichen arabischen Figuren weiterführend, in der Hauptsache ornamental gebildet sind. So sehen wir auf dem bekannten Gemälde von Paris Bordone die beiden Spieler eine Partie ausfechten mit Figuren, die offenbar schon aus Holz gedrechselt sind. Porzellanfiguren vom Anfang des 18. Jahrhunderts sind zwar kunstreicher und hübscher, aber eigentlich doch ohne den Reiz der Natürlichkeit; dafür ist in dem Brett die ganze Fülle menschlicher Darstellungen vertreten, die früher den Figuren selbst zukam: Elefanten, Janitscharen, Türken tummeln sich symbolisch auf den Feldern.

Dieser vielfache Schmuck breitet sich nicht plötzlich aus. Er ist schon vom 14. Jahrhundert an vorbereitet, aus dem, ebenso wie aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert, wahrhaft prachtvolle Prunk-Bretter erhalten sind. Gravierte Einlagen von Messing, Elfenbein, Perlmutter wurden häufig nach Zeichnungen berühmter Künstler hergestellt. Die Umrahmungen des Brettes zeigen Rüstungen, Landsknechte, Feste, Allegorien usw. Die Felder selbst enthalten amüsante Szenen aller Art, meist dem Leben der unteren Volksschichten entnommen; oder sie bilden eine ganze bunte Menagerie ab: Löwen, Elefanten, Affen usw. in oft wunderhübschen Medaillons.

Das 19. Jahrhundert zeigt dann leider ein fast völliges Nachlassen der künstlerischen Kraft. Man glaubte, sich Anregungen aus

Schachfiguren aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. (Im Bayrischen National-Museum in München)

Digitized by Google

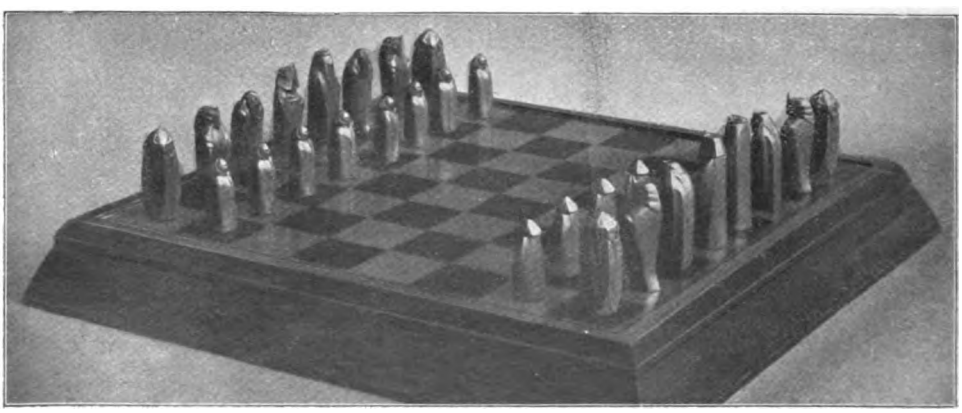


Schachbrett. Um 1600
(Bayr. National-Museum, München)

China holen zu können, dafür zog sich aber die eigene, ehedem so fröhlich schaffende Phantasie mehr und mehr zurück; so half denn auch alle fremde Anregung herzlich wenig oder nichts.

Die Nachbildung menschlicher Gestalten und von Tieren wird immer unbeliebter. Dafür werden die ganz einfachen, holzgedrechselten Figuren fast allgemein gebräuchlich. Und wo sie nicht völlig den Sieg davontragen, kommt der Künstler über eine unerfreuliche Nachahmung barocker Vorbilder, altdeutscher Kostüm-Modelle und ostasiatischer Einfuhrware nicht hinaus. Selten rührt sich eigene Erfindungsgabe. Besonders unerfreulich erscheint, daß die Holzschnitzerei sich so wenig mit dem Schachspiel beschäftigt. — Das Schachspiel selbst scheint ja, trotz aller Unruhe der Zeit, immer neue Verehrer zu finden. In den Lazaretten, aber auch in den Schützengräben wird fleißig Schach gespielt und es sind dafür besondere, zusammenlegbare Spielbretter geschaffen worden. Ist der Krieg zu Ende, so dürfte dieses edelste aller Brettspiele einen neuen Aufschwung nehmen. Dann wird hoffentlich auch die äußere Form des Spiels künstlerisch eine neue Durchbildung erfahren.

Schachbrett aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. (Bayrisches National-Museum, München)



Neuartiges Schachspiel in Pernambuk- und Ebenholz
Entworfen und ausgeführt von Irmgard von Haxthausen in München

Digitized by Google

Mit Goltz im Frieden und im Felde

Von Major von Restorff, seinem Adjutanten

Im Jahre 1910, bei der Centenarfeier der argentinischen Republik, lernte ich den damaligen Generaloberst Freiherrn von der Goltz kennen. Er war als Botschafter in Sondermission nach Buenos Aires entsandt worden, um das Deutsche Reich bei dem großen Nationalfest des jungen, schnell empor blühenden Landes am La Plata-Strome zu vertreten. In diesen Heften hat er seinerzeit so frisch über seine Erlebnisse erzählt. Er begnügte sich nicht damit, in der Hauptstadt bei dem rauschenden Jubel des uns befreundeten Volkes ein würdiger Vertreter seines Kaisers zu sein; sein wissenshungriger Geist trieb ihn weiter. Im schnellen Fluge durcheilte er die weiten Gebiete von Süd nach Nord, von Ost nach West, mit seinem scharfen Geiste alle frischen Eindrücke einer neuen, von der unsrigen gänzlich verschiedenen Wesensart in sich aufnehmend. Auf einer dieser Reisen habe ich ihn mehrere Tage hindurch begleitet. Mit feinem Takt verstand er es, sich den Verhältnissen anzupassen und die Menschen auf seinem Wege für sich zu gewinnen. Sein Name wird noch heute am La Plata mit Liebe und Verehrung genannt. So streute er überall das Samenkorn deutschen Wesens aus. In dem Lande „lateinischer" Rasse waren begreiflicherweise mehr franzosen- als deutschfreundliche Strömungen. Unsere Reichsvertreter und die deutsche Kolonie hatten oft hart zu kämpfen, um sich gegen die uns feindlich gesonnenen Einflüsse zu behaupten. Die herrschende Kaste in Argentinien, die Großgrundbesitzer, kennen seit langen Jahren kein schöneres Reiseziel als Paris und Frankreich. Die Franzosen boten naturgemäß alles auf, um sich diese Freundschaft der ausgabefreudigen Argentinier, welche ihnen durch die Reise- und Aufenthaltskosten vor dem Kriege allein jährlich etwa 500 Millionen Francs eingebracht hat, auch zu erhalten. Was Wunder, wenn demgegenüber die Deutschen oft einen schweren Stand hatten. Unter solchen Verhältnissen war die Entsendung einer so markanten und gewinnenden Persönlichkeit wie Freiherr von der Goltz es war, für die deutschen Interessen von höchstem Nutzen. Schnell eroberte er sich die Zuneigung in allen Kreisen, besonders natürlich im Offizierskorps und in der Armee. In den Argentiniern steckt das gesunde Reiterblut des Gaucho und die Freude am kecken Wagen. Sie sind besonders stolz auf ihre „Domadores", die sich auf ein junges, frisch von der Weide mit dem Lasso eingefangenes Pferd häufig ohne Sattel und Zaum setzen, dessen Rücken noch niemals die Last eines Reiters beschwert hat. Trotz seiner halsbrecherisch aussehenden Sprünge vermag das durch das Ungewohnte halb tolle Tier sich des Reiters nicht zu entledigen und findet sich allmählich mit seinem Schicksal ab.

In diesem Zug war Goltz sofort mit den Argentiniern einig. Im Hippodrom wurden ihm die Springkünste einiger argentinischer Offiziere gezeigt, Koryphäen auf dem Gebiete des Springsportes.

„Was soll ich hier stehen, nur zusehen und mir den Mund wischen? Geben Sie mir mal den Braunen dort her, den Hochspringer!" Alle Demonstrationen, um ihn abzuhalten, wehrte Goltz mit den Worten ab: „Ach was, der Gaul muß ja springen und nicht ich." Er saß schon im Sattel, gab den Kopf frei und in mächtigem Schwunge sauste der Siebenundsechzigjährige über einen Meter vierzig „fest". Das war so recht nach argentinischem Geschmack. Was für andere eine Strapaze bedeutete, war für Goltz ein Vergnügen trotz seines hohen Alters. Die große Reihe rauschender Feste, Eisenbahnfahrten über mächtige Strecken Tag und Nacht, den ganzen Tag zu Pferde im weiten Kamp, alles glitt an ihm ab, seine robuste ostpreußische Natur hielt allem stand. Frisch wie er angekommen war verließ er die gastfreie La Plata-Stadt. Er ließ eine große Schar aufrichtiger Freunde und Verehrer zurück, in allen Schichten der Bevölkerung. Der geistvolle und energische Präsident der Republik, José Figueiroa Alcorta, welchem Argentinien sein mächtiges Aufblühen seit der Jahrhundertwende in erster Linie verdankt, war ihm ebenso zugetan wie der einfache „Paysano", den er irgendwo auf dem Kamp getroffen hatte.

Ich entsinne mich, daß damals eine große sehr angesehene Zeitung der Hauptstadt, welche bisher in der Hauptsache für französische Interessen, oft gegen uns eintrat, die Richtung wechselte und begann, ihrem großen Leserkreis deutsches Wesen vertraut zu machen. Und jetzt in den entscheidungsvollen Tagen des Weltkrieges, wo die eisernen Würfel klingen, da sind diese treuen Freunde am La Plata für uns eingetreten gegen alle gehässigen Umtriebe unserer Feinde.

Zuerst in der Minderheit, haben sie sich, den in Charaktertreue hervorragenden General José Uriburu an der Spitze, zu behaupten verstanden und sind schließlich trotz aller Lügennachrichten durchgedrungen.

Digitized by Google

Die Argentinier wissen heute, daß alles, was ihnen ein Goltz einst von Deutschlands Wehrkraft erzählte, wahr ist. Als Neutrale schauen sie dem blutigen Ringen zu. Bei der Absperrung des Seeweges zu uns durch englische Willkür entsteht ihnen viel Schaden. Aber immer zahlreicher wird die Partei, die im Herzen auf unserer Seite ist. Nicht zum mindesten verdanken wir diese Gesinnung Goltz. Erst vor kurzem äußerte General Uriburu zu einem Besucher, daß der Feldmarschall für ihn Lehrmeister und Vorbild geworden sei. Wenige Monate nach der Jahrhundertfeier verließ auch ich Argentinien, um von da ab in der Heimat zu leben. Ich habe Goltz häufig gesehen in seinem Wirken und Schaffen. Der 23. Juli 1911, sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum, zeigte so recht, welche Verehrung ihm aus allen Kreisen entgegengebracht wurde sowohl im deutschen Vaterlande wie aus der Türkei und Argentinien.

Die Kaisermanöver 1911, bei welchen er den Oberbefehl über die blaue Armee führte, brachten ihm eine Gelegenheit, seine glänzenden Eigenschaften praktisch zu betätigen. Seine nach jeder Richtung mustergültige Leitung der Operationen gewann ihm einen vollen Erfolg, den alle militärischen Kreise neidlos anerkannten. Sein König ehrte ihn durch die allerhöchste Order vom 13. September 1911. Der Feldmarschall ist auf diese gnädige Kundgebung seines obersten Kriegsherrn immer ganz besonders stolz gewesen.

Die nie rastende Arbeitslust, die Goltz auszeichnete, fand im Jahre 1912 ihr Hauptbetätigungsfeld im Jungdeutschlandbunde. Die Frage der militärischen Jugenderziehung hat seinen niemals rastenden Geist das ganze Leben hindurch beschäftigt.

Zwei Momente gaben hierfür die Richtlinien ab: Zunächst die Beispiele der alten Geschichte, Sparta, Athen, Rom. Wir sehen kleine Völker in sich selbst erstarken zu mächtiger Kraft durch eine gesetzgeberisch mit tiefer Menschenkenntnis ersonnene Auslese und Erziehung der Jugend auf den militärischen Staatszweck. So wird in verhältnismäßig kurzen Epochen eine fortschreitende Veredlung des Volkes erreicht, eine mächtige Überlegenheit des einzelnen Kämpfers in bezug auf seine persönlichen Leistungen wie auch der Kampfmethoden der organisierten Truppe, die mit dieser Eigenschaft als Tatsache rechnen konnten. In der Jugend ist der Mensch anpassungs- und aufnahmefähig. Die Eindrücke des Jünglingsalters bilden meist auch die Richtschnur für das spätere Leben.

Lykurg, Solon ebenso wie Gajus Julius Cäsar erzogen ihre Völker nach diesen Grundsätzen. So wurden die Heere des Altertums geschaffen, die die, der Zahl nach meist weit überlegenen Gegner in den Entscheidungsschlachten schlugen, den für den Sieger lorbeerumkränzten Marksteinen der Geschichte. Es wuchsen Heldengeschlechter heran mit einer so gewaltigen Energie der einzelnen Persönlichkeit und der Masse, daß auch ein partieller Mißerfolg nicht den Willen lähmen konnte. Ebensowenig wie Rom durch Cannae zerschmettert wurde, geschah es den Preußen durch Kollin und Kunersdorf. Der Stein war zu hart, um zu brechen.

Als zweites Moment für die Bestrebungen eines Goltz kommt die militärische Organisation der Massen in Betracht. Die Geschichte bietet verschiedene Beispiele, wie rapide sie sich unter dem Druck der Notwendigkeit durchführen läßt.

In dem 1877 erschienenen Buch „Léon Gambetta und seine Armee" wird uns die erstaunlichste Leistung auf diesem Gebiete von Goltz vor Augen geführt. Das durch Wörth, Gravelotte und Sedan niedergerungene Frankreich richtet sich noch einmal auf in einer Kraftentfaltung, der auch der siegreiche Gegner seine Anerkennung nicht versagen kann. Goltz hat als Generalstabsoffizier im Oberkommando der 2. Armee des Prinzen Friedrich Karl gegen die Volksheere Gambettas im Felde gestanden und so das gewaltige Ringen des Schlußkampfes des deutsch-französischen Krieges in allen seinen Phasen beobachten können.

Ebenso lehrreich war für ihn als Kenner der Geschichte der amerikanische Bürgerkrieg 1861 bis 1865 mit seinen großartigen Improvisationen. Die Heere, die den eigentlichen Entscheidungskampf durchzuführen hatten, entstanden erst während des Krieges selbst.

Die Wechselwirkung der beiden eben geschilderten Momente war dem Kriegsphilologen Goltz wohl klar. Die planmäßige Entwicklung der militärischen Kraft eines Volkes zieht sich über ganze Menschenalter hin, ihre früheste Epoche bildet die „Ertüchtigung der Jugend", wie der neu erfundene treffende Ausdruck sie bezeichnet. Wir sehen im Völkerleben als typische Erscheinung, daß die lorbeerumkränzten Glanzepochen eines Alexanders des Großen und Friedrichs des Großen vorbereitet wurden durch die Arbeit eines Philipp von Mazedonien und Friedrich Wilhelm I.

Die so geschaffenen Kräfte einzusetzen zu entscheidender Wucht, sie zu ergänzen durch geniale Improvisation, bleibt das Ziel höchsten Feldherrntums, und unvergänglicher Ruhm, das höchste aller Lebensgüter, schmückt den Volksheros.

Eine solche Arbeit, mag sie nun nach der einen oder anderen Richtung erfolgen, kann wahrhaft große Erfolge nur dann zeitigen, wenn sie von Begeisterung und selbstloser Hingabe der Person für die Sache getragen wird. Diese überträgt sich wie das Fieber auf die Massen und reißt sie hin zu den Kraftanstrengungen, die sich nimmer durch laues Temperament oder die einfache tägliche Pflichterfüllung erreichen lassen. Goltz hat diese zwar niemals unterschätzt. Im Gegenteil, er war eine unermüdliche Arbeits-

Digitized by Google

maschine. Ohne wirklich anstrengende Tätigkeit in sich auslebendem Schaffen erschien ihm auch im hohen Alter das Dasein fahl und öde. Eine, wie wir sagen, „wohlverdiente Ruhe nach arbeitsreichem Leben" wäre ihm unerträglich gewesen. Sein Beispiel und Vorbild war Graf Haeseler noch vom Oberkommando der 2. Armee her, der auch niemals rasten konnte. Haeselers Ausspruch zu Goltz bei der Mobilmachung 1870: „Jetzt werden Sie bald sehen, daß Menschen und Pferde viel mehr leisten können wie wir im Frieden geglaubt haben," ist diesem unvergeßlich geblieben.

Um Goltz richtig zu verstehen, muß man stets berücksichtigen, daß seine schönste Eigenschaft der Impuls, das Feuer war. In seinem besten Buch, das seinen Namen mit einem Schlage berühmt gemacht hat, „Das Volk in Waffen", kann man dieses Feuer fühlen. Das Werk ist im Affekt geschaffen worden und hat den lapidaren, genialen Schmiß, der das Kennzeichen des Großen ist. So etwas kann nur jemand schreiben, der von wahrer Vaterlandsliebe durchdrungen ist und bei dem ein klarer Kopf über einem glühenden Herzen steht.

Wer den Krieg kennen gelernt hat und liest jetzt die herrlichen Kapitel nochmals, versteht sie erst recht und erkennt aus vielem, was mit der Wucht einer Prophezeiung gesagt ist, die absolute Wahrheit heraus, die nur die Größe sagen kann, bei der eine mächtige Phantasie durch scharfe logische Schlußfolgerung und die Begrenzung der praktischen Ausführbarkeit der Gedanken gebändigt wird.

So war Goltz, ein Feuerkopf noch im hohen Alter. Er mochte nicht alt werden und war es auch in vieler Hinsicht nicht trotz seiner dreiundsiebzig Jahre. Seinen Scheitel schmückte noch das volle Blondhaar der Jugend, als man ihn in Bagdad in seinen Sarg legte. Die Natur hatte mit ihm eine Ausnahme gemacht. Deshalb verstand er auch die Jugend und sie ihn. Man findet z. B., daß im Alter das Gedächtnis nachläßt. Bei ihm war es nicht der Fall. Dies so komplizierte und fein organisierte Gehirn zählte eine erstaunliche Gedächtnisschärfe zu seinen Eigenheiten, die seine Umgebung oft in Erstaunen setzte.

So stand der Feldmarschall noch in vollster Schaffenskraft, als er sich im Jahre 1913 nach Bewilligung seines Abschiedsgesuches in der Hauptsache dem Jungdeutschlandbunde widmete.

Auch hier wie als kommandierender General im Osten immer auf der Wacht, immer bestrebt, das Werk, was ihm anvertraut war, vorwärts zu bringen, hat er auf die Jugend unseres Volkes und die jüngsten Jahrgänge unserer Armee, die jetzt im Felde steht, als militärischer Volkserzieher kurz vor dem Kriege einen entscheidenden Einfluß ausgeübt. Immer wieder rief er der Jugend die Worte des Dichters Leuthold zu:

Nicht des Geistes, sondern des Schwertes Schärfe
Gab dir alles, wiedererstand'nes Deutschland ...
Ruhm und Einheit, äuß're Macht und Wohlfahrt
Dankst du dem Eisen!

Laß die Harfen tönen von Siegesgesängen!
Aber halte mitten im Jubel Wache!
Unter Lorbeerzweigen und Myrtenreisern
Trage das Schlachtschwert!

Wie viele, die unsere Zeit nicht verstanden, eiferten dagegen, unsere Jugend in ihrem Sinnen und Fühlen auf den Krieg zu lenken. Weite Kreise unseres Wirtschaftslebens, in unserer Gelehrtenwelt und auch Politik, dachten nicht mehr an die Möglichkeit eines Krieges.

Der große Wohlstand, eine Folge des schnellen Emporblühens unserer Industrie und unseres überseeischen Handels, hatte unserer Jugend den frohen Lebensgenuß ermöglicht, vielleicht etwas zu sehr. Die gesunde Sportbewegung, die in den Jahren vor dem Kriege einsetzte, hat als Gegenmittel gewirkt, noch mehr der Jungdeutschlandbund.

Man wird von niemand so scharf beobachtet wie von seinen Feinden und Neidern, und keinem hat es geschadet, in Ruhe sein Bild im Spiegel einer mißgünstigen Kritik zu betrachten. Ich entsinne mich, im Frühjahr 1914 in einem französischen Witzblatt eine Karikatur eines Adlers mit den deutschen Insignien gesehen zu haben, wie er etwas faul und bequem auf einem Zweige sitzt. Das Gefieder des Adlers bestand aus lauter Talern. Darunter stand: „L'aigle gras."

So beurteilten uns also die Feinde. Einerseits beneideten sie uns um unseren nationalen Wohlstand, und anderseits dachten sie, wir seien nun bequem geworden.

Die Augusttage 1914 werden sie schnell belehrt haben, wie sehr sie sich getäuscht hatten!

Aber wir wollen auch immer daran denken, daß der Wohlstand seine Gefahren in sich birgt. So schön wie froher Lebensgenuß ist, die Spannkraft darf darunter nicht leiden.

Unter Lorbeerzweigen und Myrtenreisern trage das Schlachtschwert!

Selten ist einem Feldmarschall, der seine militärische Laufbahn beendet hatte, eine so schöne neue Aufgabe sofort wieder zuteil geworden wie Goltz an der Spitze von Jungdeutschland. Und er war in seinem Element und fühlte sich wohl. Dank seiner gottbegnadeten Rüstigkeit und Frische konnte er der Jugend noch das Beispiel geben und alle Übungen, die von ihr verlangt wurden, selbst mitmachen.

Ich bin damals oft mit ihm im Hippodrom geritten. Ihn trugen immer junge und feurige Pferde. Man mußte einen guten Gaul haben, um mitzukommen. Ein

Digitized by Google

Galopp von 4—5000 Metern in scharfer Jagdpace gehörte zu seinen täglichen Bedürfnissen. Von ihm konnte man ebenso wie von seinem Vorbild Lebrecht von Blücher sagen: „Da reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus.“ Einmal, als mein Pferd refüsierte, hat mich der Siebzigjährige über die Sprünge geführt.

So hat der Herzensgute auch im praktischen Leben die Menschen nicht sofort beiseite geworfen, wenn sie einmal ein Hindernis nicht glatt nehmen konnten oder irgendwo steckenblieben. Er gab das Beispiel und half, und meistens ging es dann auch.

Er konnte von dem großen Reichtum seiner Persönlichkeit geben und tat es mit vollen Händen. Seine Kritiken bei den Manövern und Übungen waren stets von Wohlwollen geleitet, sie verletzten nie, waren in voller Hingebung zum Soldatenberuf gesprochen und erzeugten Lust und Liebe bei Offizier und Mann.

Auf den Truppenübungsplätzen endeten die Besprechungen bei den berittenen Waffen gewöhnlich mit den Worten: „Und heute nachmittag, meine Herren, da wollen wir eine schöne Jagd reiten.“ Der kommandierende General an der Spitze des Feldes, ging es dann im Fluge über die Hindernisse. Das I. Armeekorps war immer eine Elitetruppe. Mann und Pferd sind ausgesucht und hart, gute Rasse. Selbst Ostpreuße, war Goltz der richtige Führer. Er hat die Jahre 1902—1907 in der militärisch höchsten Stelle seiner Heimatprovinz zu den schönsten seines Lebens gezählt. Auch er wird in Ostpreußen nie vergessen werden.

Wie flogen seine Gedanken dorthin zu jenen Gebieten, an denen sein Herz hing, als bald nach Kriegsausbruch im August 1914 der Einmarsch der Russen erfolgte. Er mußte abgelenkt werden. Zwei Pferde ritten wir damals tagtäglich auf einsamen Pfaden im Grunewald. Ein scharfer Galopp, für jeden anderen eine Anstrengung, brachte ihm Erholung und Ruhe.

Als dann durch das Genie eines Hindenburg und Ludendorff trotz großer feindlicher Übermacht die Erlösung erfolgte, blickte er in ehrlicher Bewunderung auf diese Leistung, wußte er doch, daß nun sein Heimatland vom Joche der Russen befreit war.

Am 23. August 1914 wurde auch der Feldmarschall „mobil“. Der Befehl seines Königs stellte ihn an die Spitze des neugeschaffenen Generalgouvernements in Belgien. Auf die Frage, ob ich mit ihm wolle, gab es nur eine Antwort. Binnen vierundzwanzig Stunden wurden Automobile und Pferde verladen, dieselben, die uns während der Spannung der Wartezeit im Grunewald getragen hatten.

Bereits am folgenden Tage rollten die beiden Automobile des Feldmarschalls und seines Stabes von Aachen aus über die belgische Grenze hinein nach Feindesland.

Durch die zerschossenen Orte Battice und Herve ging es über schnell erbaute Schiffbrücken hinein nach Lüttich. Man mußte mit geladenen Gewehren fahren; denn noch immer wurde damals von der Bevölkerung hinterrücks geschossen. In Lüttich nahm der Feldmarschall Quartier im erzbischöflichen Palais. Schnell wurde das Telephon wiederhergestellt. Sogar dem Kirchenfürsten hatte der belgische Kommandant in der Aufregung während der Belagerung den Fernsprecher zerstören lassen. Damals kamen immer noch feige Attentate auf unsere Soldaten während der Nacht vor. Geschah dies, so wurde das betreffende Haus, aus welchem gefeuert worden war, mit Kanonen zusammengeschossen.

Während der ersten Tage wurden die eroberten Forts besichtigt, mit besonderem Interesse das Gelände der Fortlücke im Osten, durch welche unsere Sturmkolonne nach Ludendorffs geistvollem und kühnem Plan am 6. August einbrach. Zum ersten Male sahen wir die zerschmetternde Wirkung der 42 cm-Geschosse. Im Fort Loncin war ein Betonblock von mehreren Tonnen Schwere wohl 50 m weit geschleudert worden. Einzelne Kasematten waren so verschüttet, daß man die zahlreichen Leichen nicht bergen konnte und sich begnügen mußte, eine desinfizierende Flüssigkeit durch Löcher in die Reste der Mauergewölbe hineinzugießen. Die Aufräumungsarbeiten, um die Forts wieder in Verteidigungsstand zu setzen, hatten gerade begonnen.

Bald nach unserer Ankunft in Lüttich erhielten wir die Kunde vom Fall von Namur. Tags darauf waren wir mit den Automobilen dort. Der Eindruck war noch frischer. Einzelne Gebäude brannten noch. In den genommenen Forts war man mit dem Begraben der Leichen beschäftigt. Wir trafen dort die Herzogin von Sutherland, welche gekommen war, um englische Verwundete zu pflegen und wohl kaum gedacht hatte, daß die Deutschen so schnell nach Südwesten zur französischen Grenze vordringen würden. Mit besonderem Interesse besichtigte der Feldmarschall das Angriffsfeld der Garde-Füseliere beim Sturm auf Marchevolette. In den Forts dasselbe Bild wie in Lüttich. Zusammengestürzte Kasematten, verschüttete Gräben, durch den Luftdruck aus ihren Ständen geschleuderte Geschütze: die Wirkung unserer 42 cm. Wenn man diese wenige Stunden nach der Einnahme mit allen noch frischen Spuren gesehen hat, kann man wohl begreifen, daß die Festungen alten Stils mit Geschützen in drehbaren Panzerlafetten, betonierten Gräben und Kasematten wenig Zweck mehr haben.

Ich habe in einem Fort vor Antwerpen die Wirkung eines solchen Geschosses kurz nach der Einnahme gesehen. Es hatte eine 20 cm-Nickelstahlplatte und darauf 4 Meter Beton durchschlagen wie Butter, war in einer Kasematte explodiert, in welcher über hundert Leichen lagen. Ein Teil derselben

Digitized by Google

wies keine äußere Verletzung auf. Einige hatte die Wucht der Explosion derart gegen die Mauer geschleudert, daß ihnen die Wirbelsäule zerbrochen war, andere waren durch den Luftdruck auf die inneren Gefäße gestorben oder durch Nervenchok. Lebend kam aber keiner aus dieser Hölle. Es ist wohl nicht denkbar, daß irgendeine Truppe der Welt die Beschießung durch 42 cm in einem Beton- oder Panzerfort aushalten könnte.

Gewöhnlich zeigten solche Forts unter unserem Feuer nach einigen Stunden die weiße Flagge, oder es war doch der Widerstand des Gegners derart gebrochen, daß unsere Infanterie sie ohne große Verluste im Sturm nehmen konnte. Allerdings mußte die Artilleriewirkung abgewartet werden, bevor die Infanterie an die Reihe kam.

Am 30. August erhielt ich, zusammen mit Major v. W., den Befehl, nach Brüssel zu fahren, welches als Sitz des Generalgouvernements bestimmt war. In sausender Fahrt — oft mit 100 Kilometer Geschwindigkeit — führte der schmucke Benzwagen uns nach Nordwesten, zunächst nach Löwen. Dort lagen noch, vom letzten nächtlichen Überfall auf unsere braven Truppen her, Leichen in den Straßen, das Feuer knisterte in mehreren Häusern. Wir mußten vorsichtig fahren, um nicht von niederstürzenden Balken getroffen zu werden. An der Straße Löwen—Brüssel standen unsere Divisionsreserven, und etwas östlich davon prasselten die belgischen Schrapnells nieder. Weiter ging es nach Brüssel hinein, Totenstille herrschte in der mächtigen Stadt. Vor dem großen, mit Gebäuden und Büschen geschmückten Platz, an welchem die Ministerien liegen, waren unsere Kanonen und Maschinengewehre aufgefahren, scharf geladen und bereit.

Alle maßgebenden Stellen rieten davon ab, den Sitz des Generalgouvernements schon jetzt nach der feindlichen Hauptstadt zu verlegen; die Lage sei zu gefährdet, um einen solchen Entschluß zu rechtfertigen. Eine Depesche ging an den Feldmarschall ab, die riet, vorläufig in Lüttich zu bleiben. Unser Automobil wurde zur Rückfahrt fertig gemacht. Ich bat, in Brüssel zurückbleiben zu dürfen. „Weshalb?“ wurde ich gefragt. „Weil der Feldmarschall morgen bestimmt hier sein wird; Gefahr, das ist ja gerade, was er liebt,“ lautete meine Antwort, „ich kann die Zeit benutzen, um das Quartier vorzubereiten.“ „Nun, Sie müssen ihn ja kennen,“ erwiderte der wohlwollende Vorgesetzte und gewährte meine Bitte. Ich verlebte einen schönen Abend mit famosen Kameraden. Man sprach von den Schlagworten, die in den Feindeskreisen kursierten, „dem schlummernden Vulkan, der jeden Augenblick hochgehen konnte“, und der „sizilianischen Vesper“. Wir gaben gegen Abend den Maschinengewehren etwas Öl und sahen die Patronengurte nach, aber geschlafen haben wir in dieser schönen Sommernacht alle mit Ausnahme der wachthabenden Offiziere wie in Abrahams Schoß. Und wie ich angenommen und vorausgesagt hatte, geschah es. Am folgenden Mittag um ein Uhr fuhr das Amtomobil des Feldmarschalls in das Ministère des beaux-arts ein, seinem Hauptquartier. Nun kamen Tage und Wochen voll fieberhafter Tätigkeit. Das neueroberte Land mußte eingeteilt und organisiert werden, um es in regelrechte Verwaltung nehmen zu können. Eine große Zahl von Regierungsbeamten, mit Exzellenz von Sandt an der Spitze, war dem Feldmarschall für diese Arbeit zugeteilt worden. Und die Herren des militärischen Stabes hatten Dienst vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht. Aber es war eine schöne Zeit, wir waren wirklich im Felde: zwanzig Minuten mit einem guten Auto, und man war mitten im Gefecht.

Am 4. September ging es los. Morgens vor fünf Uhr wurde ich geweckt. „Exzellenz läßt bitten sofort mitzufahren,“ sagte die Ordonnanz. Eine halbe Stunde darauf saß ich im Auto, und es ging hinaus aufs Ehrenfeld in der Richtung auf Termonde, welches genommen werden sollte. „Das ist Lützows wilde verwegene Jagd!“ blies die Schalmei neben dem Schofför. Vorbei ging es an den ins Gefecht strömenden Infanteriekolonnen einer Division. Nördlich von Asche hörten wir zuerst den rollenden Klang des Kanonendonners, bald darauf das Pochen der Maschinengewehre im wilden Takte und das Knattern des Infanteriegefechts. Wir standen vor der Mauer eines Gehöftes bei einem Tisch mit Karten. Hin und wieder pfiff eine Kugel über uns hinweg, aber mit jenem lauen Geräusch, welches zeigt, daß sie aus weiterer Entfernung kommt. Plötzlich ein energisches Pfeifen und „Klack“ schlug etwas dicht neben uns ein. „Halloh! sagte der Feldmarschall, welcher das von 1870 her kannte. „Die kann nicht weit geflogen sein.“ Ein paar Sekunden darauf hörten wir dicht vor uns eine Salve, und ein Unteroffizier kam mit der Meldung, daß soeben ein Belgier erschossen worden sei, kurz nachdem er, auf achtzig Schritt Entfernung, mit einem bis dahin verborgen gehaltenen Gewehr auf die Gruppe höherer Offiziere, in welcher wir standen, gefeuert hätte. Soweit ging der Fanatismus. Der Mann wußte, welches Schicksal ihn treffen mußte, und dennoch ließ er sich von seinem Haß hinreißen.

Die belgische Besatzung hielt sich tapfer. Sie hatte den Übergang über den breiten Festungsgraben durch eine geschickt angelegte Barrikade gesperrt. Granitsteine und Erde gaben den Verteidigern Deckung, Panzerplatten schützten nach oben gegen Schrapnellfeuer. Da nützte auch das bravste Anstürmen unserer Infanterie nichts. Blutüberströmt wurden zahlreiche Verwundete zurückgebracht. „Kanonen vor!“ hieß es von vorn. Es wurden zwei Geschütze mit der Hand vorgerollt bis auf 100 Schritt an die Barrikade heran. Das eine Geschütz wurde fast nur von Offi-

Digitized by Google

zieren bedient, weil alle sich darum rissen, in diesem Moment mit an der entscheidenden Stelle zu sein. Bei der kurzen Distanz schlugen die feindlichen Kugeln durch den Schild hindurch. Binnen wenigen Sekunden war der größte Teil der Bedienung tot oder verwundet, darunter der brave Regimentskommandeur, welcher es sich nicht nehmen lassen wollte, persönlich das Beispiel zu geben. Nur einzelne von den tapferen Artilleristen blieben übrig, aber auch diese geringe Zahl genügte. Keine unsrer Granaten verfehlte bei der kurzen Entfernung die Barrikade. Da war es mit dem Widerstand vorbei, und die Verteidiger suchten das Weite. Unsre Infanterie folgte im Sturm. Von Norden her drückte unsre andre Umgehungskolonne. Da war Termonde, der belgische Schulterpunkt an der Dendre, zum erstenmal in unsren Händen.

Als die Meldung kam, sagte der Feldmarschall nur: „Nun will ich mir das Nest aber auch von innen und von der andern Seite ansehen."

Zehn Minuten danach fuhren wir durch die genommene Barrikade, vorbei an einem Haufen von Toten und Verwundeten, um die sich Ärzte mit ihren Gehilfen bemühten. Auf dem Bahnhof standen etwa fünfundzwanzig belgische Lokomotiven unter Dampf, welche nach Antwerpen fahren sollten, deren Führer aber das Weite gesucht hatten, als die ersten Granaten kamen. Der Feldmarschall sorgte sofort dafür, daß diese Lokomotiven von unseren Eisenbahntruppen abgeholt wurden.

Termonde brannte an allen Ecken. Versprengte und verwundete belgische Soldaten irrten noch in den Straßen umher. An der andern Seite der Dendre-Brücke trafen wir unsre Umgehungskolonne. Unter den Offizieren zahlreiche Freunde und Bekannte. Das war ein Händeschütteln und fröhliches Wiedersehen mitten im Qualm der brennenden Häuser.

Gegen zwei Uhr nachmittags fuhren wir zurück, unser Automobil beladen mit Leichtverwundeten, darunter drei Offiziere von den beiden Geschützen, welche die feindliche Barrikade so brav zusammengeschossen hatten.

Es kamen noch viele Gefechtstage ähnlicher Art für den Feldmarschall. Manche, bei denen es recht scharf zuging. Als die großen Durchbruchsversuche der Belgier von Antwerpen her ausgeführt wurden, hatte das Vertrauen seines Königs die Leitung der Operationen während der acht kritischen Tage dem Feldmarschall übertragen. Die dem Generalgouvernement unterstellten Truppen mußten das Belagerungskorps unterstützen. Neue Truppen wurden aus Versprengten und geheilten Leichtverwundeten gebildet. Der Feldmarschall war vom frühen Morgen bis zur sinkenden Nacht im Gefecht. Wer ihn suchte, mußte meist bis in unsere vorderste Schützenlinie gehen, wo mit dem Standvisier geschossen wurde. Mehrfach kam er ins Feuer auf nächste Entfernung, 60 bis 70 Schritt. Unermüdlich gab er unsern braven Truppen persönlich das Beispiel im Verachten der Gefahr und im Ertragen aller Anstrengungen. Die wackere 37. Landwehrbrigade, „seine Leibtruppe", deren Führer am 30. Oktober den Soldatentod fand, hat ihn oft mitten im Kugelregen in den vordersten Linien gesehen. Am 15. Oktober fuhr sein Automobil zusammen mit unserer ersten Kavalleriepatrouille in Ostende ein, nachdem Antwerpen gefallen war. Dann kam die Zeit der großen Yserschlacht. Von Ende Oktober ab führte ihn sein Weg oft an die beiden Brennpunkte dieses gewaltigen Ringens, Ypern und Dixmuiden. Auf durchweichten Wegen ging es vor von Gheluveld in östlicher Richtung mitten durch den Hagelschauer der französischen „Rafales." Hart hinter unserer Infanteriestellung ließ der Feldmarschall sich von einem Kommandeur das System der feindlichen Verteidigungsanlagen erklären. Das Häuschen bestand nur aus einem Zimmer und einer Küche, keine Fensterscheibe war ganz geblieben, weil der große Minenwerfer arbeitete. Da kämmte eine feindliche Granate eine Ecke des Häuschens weg. Was verschlug ihm das. Ich habe ihn einmal hinter einer Scheune in seinem Automobil einen gesunden Mittagsschlaf halten sehen, während die Artilleriegeschosse von Freund und Feind über ihn weggingen.

„Das feindliche Feuer ist die Schmiede unseres Willens," so pflegte er zu sagen. Furcht kannte er nicht, im Gegenteil, er liebte die Gefahr. Das feindliche Feuer wirkte auf ihn belebend und erheiternd wie ein Glas Champagner. Er ging über den Acker und zitierte Verse von Wilhelm Busch, während dicht bei ihm die schwarzen Wolken französischer Sprenggranaten erschienen und die humorvollen Verse durch den scharfen Knall oft übertönt wurden.

Das Schulhaus bei Morslede, wo sein Freund, Generalleutnant von Meyer, gefallen ist, war einer seiner Lieblingszielpunkte. Selten suchte er Deckung in Laufgräben oder Unterständen. „Jeder bekommt doch die Kugel, die ihm bestimmt ist," meinte er, „und die Furcht ist ein Unsinn. Wer sich fürchtet, hat das Unangenehme des Todes ein paar hundertmal, so oft er ins Gefecht geht, während jeder doch nur einmal sterben kann."

Er schien kugelfest. Bis auf einen Streifschuß an der Backe, der ihn bei Vercelaire traf, ist ihm nichts geschehen, so sehr er sich auch der Gefahr ausgesetzt hat. Rings um ihn, oft dicht bei ihm, haben viele Brave Blut und Leben für das Vaterland hingegeben.

Seit Mitte Dezember 1914 wurde seiner nie versagenden Schaffenskraft in der Türkei, seiner zweiten Heimat, ein neues Feld eröffnet. In den ersten Monaten war er dem Sultan und der türkischen Heeresleitung ein treuer Ratgeber. Von Mitte April 1915 ab erhielt er das Oberkommando einer Armee, als die gemeinsame Aktion unserer Feinde gegen Dardanellen und Bosporus eingesetzt

Digitized by Google

hatte. Das von ihm erdachte und unter seiner Leitung ausgeführte großzügige Verteidigungssystem der Küste des Schwarzen Meeres östlich und westlich des Bosporus hat wohl mit in erster Linie die Russen von einer Unternehmung gegen Konstantinopel abgehalten, die jedenfalls ebenso erfolglos ausgefallen wäre, wie diejenige der Franzosen und Engländer gegen die Dardanellen.

Auch dort bei Gallipoli und am Golf von Saros stand ein Teil der Streitkräfte des Feldmarschalls auf der Wacht in Flügelanlehnung an das brave Dardanellenkorps des Marschalls Liman von Sanders Pascha, dessen heldenmütige Verteidigung der Meerengen eine der schönsten Errungenschaften dieses Weltkrieges bedeutet.

Als der volle Erfolg der Dardanellenverteidigung Limans eingetreten und der Abzug des englisch-französischen Angriffskorps nur eine Frage der Zeit war, wurde der Feldmarschall an die Spitze der türkischen Armee in Mesopotamien gestellt.

Mit Stolz nahm er diese Aufgabe ohne Zögern an. Es handelt sich dort nicht um einen Kampf nach europäischen Begriffen, sondern um einen Kolonialkrieg in tropischem, verheerendem Klima, welcher durch die schwierigen Verhältnisse auch an die körperlichen Eigenschaften des Führers die höchsten Anforderungen stellt. Zwei Fronten, eine in Persien gegen die Russen, eine zweite am Tigris gegen die Engländer, das war so recht nach seinem Geschmack! Immer rastlos unterwegs, immer sich einsetzend und das Beispiel gebend wie in Belgien bei der 37. Landwehrbrigade.

Seine Erfolge an dieser historischen Stätte, wo sich unvergänglicher Lorbeer um die junge Stirn Alexanders des Großen wand, sind durch die neuesten Meldungen bekannt.

Bei den Ruinen Ktesiphons wurde General Townshend geschlagen und in Kut el Amara eingeschlossen. Die vielen englischen Entsatzversuche wurden bei Scheikh Saad, Badi, Kilal, Felahie und ebenso auf dem rechten Tigrisufer bei den Simsor-Höhen in mehreren anderen Gefechten blutig abgewiesen. Das Schicksal von Kut el Amara war unabänderlich bestimmt und nur noch eine Frage weniger Tage, als die Kunde von der Erkrankung des Feldmarschalls, am 19. April die seines Todes eintraf. Ende April fiel Kut el Amara, ein empfindlicher und beschämender Schlag für England.

Der stille Schläfer in der Kalifenstadt Bagdad hat den vollen Erfolg seines heldenmütigen Strebens nicht erleben, sondern nur voraussagen können. Seine militärische Wirksamkeit begann mit Deutschlands Morgenröte. Mit dreiundzwanzig Jahren traf ihn 1866 die erste Feindeskugel bei Trautenau, und in voller Jugendkraft wirkte er mit im Stabe des Prinzen Friedrich Karl an der Seite eines Stiehle und Haeseler, als das Deutsche Reich durch Eisen und Blut gefügt wurde.

In der fünfundvierzigjährigen Friedensepoche half er in rastloser Arbeit zwei Reichen bei der Verstärkung ihrer Wehrkraft.

Seine Gedanken und sein Wirken sind unvergänglich. Auf das Heldengrab am fernen Tigris senkt sich neben der Palme des ewigen Friedens für dieses feurige Herz auch die Lorbeerkrone hernieder.

„Was vergangen, kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder, leuchtet's
lange noch zurück."

Zum Trost

Meine wackern armen Füße,
War euch wohler, eh' wir reisten?
Labt die Augen alles Süße,
Müßt ihr leisten, leisten, leisten!
Augen wollen alles haben,
Ach, ihr, meine braven Knaben,
Müsset immer traben, traben!

Mögt ihr nicht mehr, kommt der Wille,
Sagt: „Es muß!" Dann schweigt ihr stille,
Artig trabend. —
Wartet, balde kommt der Abend!
Dürft euch recken
Unter guten, weichen Decken,
Weil dann auch die Augen ruhn,
Braucht zehn Stunden nichts zu tun!
Spüren's alle dann, wie gut
Nichtstun tut! —

Carl Meißner

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 10. Mai 1916

In diesem Monat hat sich ein entscheidendes Ereignis auf dem mesopotamischen Kriegsschauplatze vollzogen: am 28. April haben die Türken die in Kut el Amara eingeschlossene englische Truppenmacht zur Kapitulation gezwungen. Es war mehr als eine kriegsstarke Division mit mehreren Generalen und Hunderten von englischen und indischen Offizieren, die die Waffen strecken mußten. Damit hat der Versuch der Engländer, Bagdad zu erreichen, eine nach menschlichem Ermessen entscheidende und endgültige Zurückweisung erfahren.

Es ist bekannt, wie im Laufe des 19. Jahrhunderts England sich seine Stellung am Persischen Golf, auf den Inseln und den Küsten systematisch ausgebaut hatte. Es war ihm gelungen, dort die Staaten Koweit und Oman in Abhängigkeit zu bringen und ebenso an der anderen Ecke Arabiens das südlich von Mekka gelegene Gebiet von Hadramaut, das die Türkei 1873 abtrat. Natürlich galten alle diese Bemühungen Englands ein Jahrzehnt nach dem anderen der Sicherung seiner Stellung in Indien. Hier am Persischen Golf und in Aden und in Port Said war es so Herrin der wichtigsten Punkte, die für diese Verbindung in Frage kamen. Nun schob sich das deutsche Unternehmen der Bagdadbahn, die Konstantinopel und Mesopotamien durch einen Schienenstrang miteinander verbinden will, immer weiter nach Süden vor. Und immer unbehaglicher wurde darum den Engländern zumute. Obwohl die deutschen Pläne lediglich auf wirtschaftliche Zwecke hinausliefen, glaubte England in ihnen doch eine militärische und politische Bedrohung seiner Stellung sehen zu müssen. Anderseits aber hatte es auch selbst ein Auge auf diese Gegenden des alten Zweistromlandes geworfen, dessen blühende Kultur im frühen Altertum später zwar zerstört worden war, aber mit Aufwendungen und Anstrengungen, vor allem großen Bewässerungseinrichtungen, ohne Zweifel wiederhergestellt werden kann. Darum, um das nicht einer Konkurrenzmacht zu gönnen, lehnte England seine Beteiligung an dem Bau der Bagdadbahn ab und machte immer größere diplomatische Schwierigkeiten dagegen, je mehr sich dieser in den verschiedenen Abkommen dem Endpunkt zu nähern schien.

Im Jahre 1903 hat der damalige Vizekönig von Indien, der bekannte Lord Curzon, das Programm offen ausgesprochen, das Englands Weltpolitik an dieser Stelle der Erde vorschwebt. Nicht nur soll seine Stellung im Persischen Golf gegen jedermann gesichert bleiben, sondern England sollte die Hand legen auf den Endpunkt der zwei Ströme, auf den Schatt el Arab, damit hierüber die Verbindung zwischen Ägypten und Indien laufen könne, die Curzon und den heutigen englischen Weltpolitikern als eine notwendige Forderung für den Zusammenhang ihres Reiches erscheint. Deshalb besuchte Curzon im November 1903 all die Punkte am Persischen Golf selbst, in denen England seine Pläne nach und nach ausgebaut hatte, und deshalb entspann sich, woran wir heute besonders denken, vor drei Jahren um Koweit eine Auseinandersetzung zwischen Deutschland und England, die den damals in Deutschland ganz unbekannten Namen vorübergehend sehr bekannt machte. Denn erst damals wurden diese englischen Pläne klar, mit denen Deutschland gleichwohl damals noch eine Verständigung für möglich hielt. Schon das Abkommen über die Bagdadbahn von 1911 hatte bestimmt, daß das Schlußstück von Basra bis nach Koweit nicht von der bisherigen Bagdadbahngesellschaft, sondern von einer neuen Gesellschaft gebaut werden sollte, an der sich auch englisches Kapital beteiligen wollte. England gab dafür seinen bisherigen Widerspruch gegen die Bagdadbahn auf und verpflichtete sich, den Schatt el Arab bis Basra schiffbar zu machen und dauernd im schiffbaren Zustande zu erhalten. Unstreitig war diese Regelung vor drei Jahren, 1913, ein Sieg Englands, das dadurch wirklich Herr über den Schnittpunkt der beiden großen Überlandlinien, einerseits zwischen Ägypten und Indien, anderseits zwischen Konstantinopel und dem Persischen Golf, wurde. Für Deutschland war das damals auch nur erträglich, weil es für möglich hielt, ein deutsch-englisches Abkommen über den Persischen Golf herbeizuführen und die allgemeinen Beziehungen zwischen beiden Reichen dauernd freundlich zu erhalten. Dann hätten eben beide Länder nebeneinander diese Bahnen im osmanischen Reiche beherrscht und hätten beide gemeinsam die kulturelle Arbeit in den Ländern Vorderasiens betrieben.

Die Weltgeschichte ist einen andern Gang gegangen. Sie hat jene Gedanken, oder sagen wir besser Träume, heute endgültig zerstört. England führte den Krieg gegen uns herbei und damit auch zugleich den Krieg gegen die Türkei. Ihm war schon länger klar, was uns der Krieg erst deutlich vor Augen führte, daß eine Versöhnung zwischen den englischen Plänen, Ägypten und Indien zu verbinden über Südpersien, Mesopotamien und Ägypten,

Digitized by Google

und der deutsch-türkischen Politik in Vorderasien nicht möglich ist. Ernsthaft waren jene Gedanken von englischer Seite ja auch nur zu denken, wenn damit, was England durchaus wollte, die Zerstörung und Auflösung mindestens der asiatischen Türkei herbeigeführt wurde. Heute kann man, wenn auch mit einiger Übertreibung sogar sagen, daß hier der entscheidende Punkt des deutsch-englischen Gegensatzes, wenn wir diesen rein politisch nehmen, liegt. Und erst mit dieser absichtlich etwas ausgreifenden politischen Überlegung rückt die Bedeutung des türkischen Sieges von Kut el Amara in das rechte Licht.

England hatte schon vor der Kriegserklärung namentlich indische Truppen auf den Bahrein-Inseln zusammengezogen. Sobald die Türkei in den Krieg eintrat, begann das englische Unternehmen, das jetzt im Zusammenbrechen ist, nämlich der Versuch, Bagdad zu erobern. Freilich erscheint heute das ganze Unternehmen zusammenhängender und vorbedachter, als es tatsächlich der Fall war. Die monatelang in den englischen Blättern sich findenden Kritiken lassen nämlich erkennen, daß das Unternehmen von vornherein nicht so weit geplant und daher auch nicht soweit genügend vorbereitet war. Ursprünglich hätte es England genügt, mit diesem Vorstoß sich den Ausgang nach dem Persischen Golf und dazu nach Basra zu sichern. Ein Vorstoß darüber hinaus in die wasserlosen breiten Ebenen Mesopotamiens mußte, wenn er gelingen sollte, aufs sorgfältigste vorbereitet und durchgeführt werden. Aber wie so häufig in ihren Kolonialkriegen, haben die Engländer auch dieses Mal den Gegner unterschätzt. Sie drangen zwar zuerst nach Norden über Basra und Korna vor, und kamen in Ktesiphon schon auf dreißig Kilometer Bagdad nahe. Zeitweilig ist auch seitens der Türkei mit der Möglichkeit des Falles von Bagdad gerechnet worden, um so mehr als die Notwendigkeit, die Dardanellen gegen jede Bedrohung zu sichern, den größten Teil der türkischen Landmacht dahin zog.

Der alte deutsche Feldmarschall Colmar von der Goltz wurde von Konstantinopel, wo er sich aufhielt, ausgesendet, um den großen Schwierigkeiten und Gefahren unten in Mesopotamien entgegenzutreten. Seinen strategischen Fähigkeiten vor allem wurde es verdankt, daß die Engländer in den Kämpfen vom 22. bis 25. November 1915 bei den Ruinen von Ktesiphon entscheidend geschlagen wurden. Sie mußten schleunigst den Rückzug antreten, verloren eine Menge Leute und Kriegsmaterial, und der Rest wurde eben in der Stärke von über 13000 Mann am 10. Dezember 1915 bei Kut el Amara, einer kleinen Stadt am Tigris, eingeschlossen. 143 Tage hat sich dieser Rest dort gehalten, ohne daß die oberste englische Heeresleitung in der Lage war, Entsatz zu bringen. Es war geradezu kläglich, die englischen Preßstimmen zu verfolgen, die darauf hinwiesen, wie allmählich die Hilfsquellen für den General Townshend versiegen müßten, und wie es doch dem General Aylmer und dann seinen Nachfolgern Nixon und Lake nicht möglich wurde, bis zu ihm zu gelangen. Townshend blieb bei Kut el Amara eingeschlossen, und sieben Meilen unterhalb der Stadt stand eine türkische Armee, die die englischen Entsatztruppen fernhielt. Sie sahen zwar am Horizont das Feuer der Geschütze ihrer Kameraden in Kut el Amara, aber Hilfe konnten sie ihnen nicht bringen. Es erwies sich als unmöglich, die Stellungen der türkischen Truppen bei Felahie, die zwischen den beiden englischen Heeresteilen lagen, zu durchstoßen. Nachdem diese Angriffe hatten aufgegeben werden müssen, versuchten die Engländer auf alle Weise, den belagerten Platz mit Lebensmitteln zu versehen. Sogar aus Flugzeugen sind solche herabgeworfen worden, aber die türkischen Flugzeuge erwiesen sich als überlegen. Auch auf andere Weise gelang es nicht, Lebensmittel heranzubringen. Schließlich trog auch die Hoffnung auf den russischen General Baratow, der von Südwestpersien her angeblich dem bedrohten englischen Bundesgenossen im Irak die Hand reichen sollte und wollte. Er kam nicht dahin, weil er nicht konnte, und auch weil es im russischen Interesse nicht liegt, den Engländern dort wesentlich zu helfen, wo die Russen vielmehr ihre eigenen Pläne in Persien verfolgten. So blieb dem englischen Oberbefehlshaber nichts anderes übrig, als bedingungslos zu kapitulieren. Das trat am 28. April ein, und damit schloß eine Episode, die die türkische Armee in Mesopotamien auf das glänzendste durchgekämpft hat. Die Freude über den Sieg wurde nur dadurch getrübt, daß der deutsche Leiter, Colmar von der Goltz, noch mitten in den Operationen am 19. April in Bagdad vom Flecktyphus dahingerafft wurde.

Die Flut von Kritiken, die sich nun erst recht über diesen Fehlschlag der Engländer in England selbst ergießt, nützt nichts mehr. Man hat das Empfinden, daß sich jene Erfahrung von Khartum 1885 wiederholt, wo man den General Gordon ähnlich im Stich gelassen hat und dafür eine ähnliche folgenschwere Niederlage davontrug. Noch am 2. November 1915 hatte Asquith mit einer frevelhaften Leichtherzigkeit gesagt, daß nie eine Operation besser vorbereitet und des Gelingens sicherer sei, als diese. Jetzt steht er vor den Trümmern und vor einer Lage, die große politische Konsequenzen in sich trägt. Wer ist schuld? fragt man auf allen Seiten in England: die Heeresleitung in England selbst, der Oberbefehlshaber in Indien, das militärische Mitglied des indischen Reiches oder schließlich das Kabinett im allgemeinen? Die Zerfahrenheit und Unklarheit, die so vielfach über den englischen Operationen heute liegt, hat sich auch hier auf das stärkste gezeigt.

Es ist für diese Niederlage gar kein Trost,

Digitized by Google

daß es den Russen gelungen ist, nach Erzerum am 18. April auch Trapezunt zu erobern und so ihren Vormarsch durch Türkisch-Armenien weiter auszudehnen. Denn diese Erfolge der Bundesgenossen nützen England gar nichts, und die Türkei braucht sie auch nicht allzu tragisch zu nehmen. Sind doch die Russen bisher von ihrer Grenze nach Trapezunt erst ganze 150 Kilometer vorgekommen, während allein in der Luftlinie die Entfernung von Trapezunt nach Konstantinopel 900 Kilometer beträgt. Mit Trapezunt ist die zweite Phase des kaukasischen Feldzuges zu Ende, mit dem Großfürst Nikolai dachte, seine Scharten aus den Kämpfen gegen die Deutschen und Österreicher auszuwetzen. Aber sehr viel Rühmens kann er davon auch nicht machen. Sein Vorgehen macht nur sehr langsame Fortschritte. Der Vormarsch auf Erzingjan ist direkt zum Stehen gekommen, seine Hauptarmee war bei der Eroberung von Trapezunt gar nicht beteiligt, die Verbindung zwischen Konstantinopel und Bagdad, die man ja durchstoßen wollte, ist heute noch ganz ungefährdet und den Engländern hat man von dieser Seite keine Hilfe bringen können. Dafür sagt man ihnen die unangenehme Sottise ins Gesicht, daß lediglich die russischen Erfolge im Kaukasus und Armenien England sicherten vor der Bedrohung des Suezkanals, weil die Türken und Deutschen auf diese Weise gezwungen seien, in Mesopotamien und Syrien Truppen versammelt zu halten.

Aber auch von Persien her ist den Engländern keine Hilfe gekommen. Hier haben die Russen schon längere Zeit Ispahan besetzt, während ihr Vormarsch von Kirmanschah nach Mesopotamien weitere Erfolge nicht gezeitigt hat. Die militärischen Schwierigkeiten werden dabei auch von den Russen zu ihren Gunsten benutzt. Denn ihnen liegt gar nichts daran, ihrem Bundesgenossen im Irak Hilfe zu bringen, sondern sie wollen ihre Interessensphäre in Persien ausdehnen und befestigen. Das geschieht aber nur in der Richtung nach Süden, nach der englischen Interessensphäre und dem Persischen Golf. Und wenn die russische Expedition, deren Ziel das ja ist, das wirklich erreicht, so schiebt sich Rußland selbst in jene Pläne einer Landverbindung zwischen Ägypten und Indien herein und bedroht Englands Alleinherrschaft am und im Persischen Golf. Damit ist die Lage, wie sie augenblicklich im Südosten des orientalischen Kriegsschauplatzes ist, gekennzeichnet. Unser Interesse kann es nur sein, wenn der russische Vormarsch nach Süden weiter in Gebiete geht, an denen wir kein Interesse haben, wo es aber für die Engländer sehr unangenehm ist, die Russen unmittelbar in der Flanke zu wissen. Sollte der weitere Gang der Ereignisse dazu führen, daß der Gegensatz Englands und Rußlands um den Persischen Golf gerade durch diese Aktion selbst aufbräche, so entspricht das unseren Interessen. Die deutschen und die russischen Interessen kreuzen sich an dieser Stelle nicht, die deutschen und die englischen Pläne aber müssen sich dauernd unversöhnlich kreuzen, und deshalb ist es notwendig, nicht nur den großen Erfolg von Kut el Amara zu preisen, sondern auch darauf hinzuweisen, daß mit diesem Siege aller Wahrscheinlichkeit nach der englische Vormarsch nach Bagdad zurückgeschlagen ist, daß aber heute noch das Gebiet der Flußläufe südlich von Kut el Amara in der Hand von England ist. Es ist unbedingt notwendig, daß den Engländern auch dieses Stück wieder entrissen wird, in dem sie vor allem Korna und namentlich Basra als Faustpfänder festhalten.

Deshalb werden sich auch die Russen und Engländer sehr täuschen, wenn sie annehmen, die Kämpfe gegen den Suezkanal seien deshalb aufgegeben, weil man von ihnen lange nichts hörte. Der Druck auf den Kanal bedeutet zugleich den Druck auf jene Stellung der Engländer im Süden, am Schatt el Arab, und eins ist ohne das andere nicht denkbar. Näheres darüber ist heute nicht zu sagen, nur darauf hinzuweisen, daß Anfang November 1915 die Eisenbahn fertiggestellt worden ist, die Nordsyrien mit der Wüste verbindet. Damit ist der Palästinazweig des Eisenbahnsystems Bagdad-Hedschas dem Suezkanal auf 240 Kilometer nahegebracht worden, und wir wissen, daß diese Verbindung mit allen modernen Mitteln des Verkehrs ausgestattet worden ist. Mit aller Zuversicht blicken wir nun weiter auf das, was die beiden Heeresleitungen nach dieser Richtung tun werden.

⁂ ⁂ ⁂

Auch hier muß ein Wort des Gedenkens an Colmar von der Goltz eingeflochten werden. Gerade als seine Truppen zum Siege kamen und gerade als in Konstantinopel ganz in seinem Geiste die Berührung zwischen deutschen und türkischen Abgeordneten stattfand, bei der der türkische Minister des Äußern Halil Bei eine so bedeutsame Rede hielt, ist der Zweiundsiebzigjährige einer tückischen Krankheit zum Opfer gefallen. Groß als Lehrer und Schriftsteller, als Erzieher der Truppe und als Organisator des türkischen Generalstabs und Offizierkorps, war uns Goltz recht eigentlich die Verkörperung aller der Zukunftspläne, die wir an unseren Bund mit der Türkei knüpfen. Schon als junger Major war er vom türkischen Sultan berufen worden, die türkische Armee zu reorganisieren, und bis zu seinem Ende hat er nie von der Zuversicht gelassen, daß er mit diesen Plänen und seinen Ratschlägen dafür an Deutschland und an die Türkei auf dem rechten Wege war. Wir trauern darum, daß er mitten im Siege das gute Ende nicht mehr hat erleben dürfen; sein Vaterland wird der gewaltigen und großen Dienste, die dieses arbeitsreiche Leben geleistet hat, ebensowenig vergessen wie die Türkei und

Digitized by Google

ihr Heer, an denen der greise und doch jugendliche Feldmarschall mit einer rührenden Liebe hing.

Ereignisse von gleicher Wichtigkeit sind von den anderen Kriegsschauplätzen diesmal nicht zu berichten. Vor Verdun ist der deutsche Angriff langsam vorangegangen, am 17. und 18. April namentlich wurden Erfolge gemeldet, dann besonders die Gewinnung der Höhen „Toter Mann" und „304", deren weittragende strategische Bedeutung hervorgehoben wurde. Nicht weniger als einundfünfzig Divisionen haben bisher die Franzosen in diesen Kämpfen um Verdun eingesetzt. Auch wenn der deutsche Angriff auf diese Stellungen nur langsam vorankommt, so ist sein Erfolg heute schon der, daß außerordentlich viele frische Kraft der französischen Armee in diesen für sie so verlustreichen Kämpfen verzehrt wird.

Im Osten ist nur am 28. April ein größerer Zusammenstoß gemeldet worden, am Narotschsee, wo die Russen eine blutige Niederlage erlitten und fünfeinhalbtausend Gefangene in unserer Hand ließen.

Dafür ist der Krieg gegen England merklich verschärft worden in Kämpfen unserer Hochseestreitkräfte und in Angriffen der Luftschiffe. Am 24., 25. und 26. April wurden Vorstöße und Kämpfe unserer Seestreitkräfte mitgeteilt, Luftkämpfe vor allem am 3. Mai. In der Nacht vom 2. zum 3. Mai griff ein Marineluftschiffgeschwader wieder den mittleren und nördlichen Teil der englischen Ostküste an. Diese Kämpfe haben die Nervosität weiter gesteigert, die gerade in diesem Monat in England auf das höchste stieg. Denn in diese Zeit fiel der Ausbruch eines Aufstandes in Irland und der letzte Kampf um die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht.

Am Ostermontag brach in Dublin, der irischen Hauptstadt, ein Straßenkampf aus, der zunächst wie der Beginn einer wohl vorbereiteten allgemeinen Revolution aussah. Freilich wurde diese ebenso überschätzt, wie wir die Bedeutung revolutionärer Bewegungen in diesem Kriege überall zu überschätzen geneigt sind. Einige Tage lang standen freilich die Dinge für England unangenehm. Auch wenn dieser Aufstand, der ganz auf die Stadt Dublin beschränkt blieb, eine nennenswerte militärische Gefahr nicht darstellte, so war er doch sehr peinlich und unbequem. Daß gerade das liberale England das einzige Land in diesem Kriege ist, das mit einem ernsthaften Aufstande zu rechnen hat, macht in der ganzen weiten Welt einen ungemein schlechten Eindruck. Der Grund dafür ist so einfach wie möglich und sollte auch bei uns überall erkannt werden. Der Krieg hat nämlich gezeigt, daß im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht Aufstände auch da nicht möglich sind, wo sonst die Vorbereitungen und Voraussetzungen vorhanden zu sein scheinen. Wenn jeder kräftige Mann bei den Waffen steht und im eisernen Zwange der Disziplin, wie ein Heer im Kriegszustand sie hat, so ist Revolution nur ein leeres Wort. Aber England ist eben das einzige Land, das diese allgemeine Wehrpflicht noch nicht hat, und auch von den Annäherungen daran, die während des Krieges in England beschlossen worden sind, ist Irland ausdrücklich ausgenommen worden. So konnte die grüne Insel sich auf einen solchen Aufstand rüsten und vorbereiten. Freilich war sie von vornherein in schwieriger Lage. Nicht nur daß England mit Truppen und Polizeimacht die Insel fest in der Hand hielt und die öffentliche Meinung aufs stärkste knebelte, auch die Iren selbst waren ganz und gar nicht einig. Die Unterstützung durch die amerikanischen Iren ist während des Krieges lediglich Phrase geblieben. Dagegen steht der wichtigste und einflußreichste Teil ihres eigenen Volkes unter der Führung John Redmonds unbedingt auf seiten der Regierung. Ihr Gedanke ist einfach: vor dem Kriege haben sie die Selbständigkeit Irlands, das sogenannte Homerule durchgesetzt, das freilich während des Krieges noch nicht durchgeführt ist. Dagegen hatte sich der erbitterte Widerstand der Konservativen, besonders der in Irland selbst wohnenden Engländer in der Grafschaft Ulster unter Führung des Sir Edward Carson erhoben. Der Streit war nur vertagt, nicht geschlichtet. Redmond aber hofft, daß er ihn im Interesse seiner Landsleute zu Ende führen wird, wenn er während des Krieges in dieser großen Krise des Gesamtreiches unbedingt treu und loyal zu England steht. Ob diese Rechnung sich bestätigen wird, wissen wir heute noch nicht. Aber England hatte daraus seine Vorteile. Der Aufstand konnte darum nur eine geringe Anzahl Verzweifelter, die in der sogenannten Sinn-Fein-Bewegung zusammengefaßt sind, ergreifen. Schon nach wenigen Tagen konnte gemeldet werden, daß der Aufstand niedergeschlagen sei; wahrscheinlich wird die englische Regierung klug genug sein, in der Bestrafung nicht allzu scharf vorzugehen, um nicht Märtyrer zu schaffen, an denen sich die Unzufriedenheit und vielleicht auch neue Putsche wieder entfachen könnten.

Immerhin entstand durch die Dubliner Unruhen eine Krisis für das Kabinett, die für dieses höchst unerwünscht war, weil es gerade jetzt nicht mehr dem Ansturm der allgemeinen Wehrpflichtanhänger widerstehen konnte. Asquith hat monatelang versucht, durch allerlei Tricks und Ausflüchte die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht während des Krieges zu verhindern, die im Widerspruch mit den liberalen Anschauungen steht und zudem für das Land auch nicht unerhebliche Gefahren in sich birgt, weil sie, wie öfters hervorgehoben, noch Hunderttausende von Männern ins Heer zieht und damit dem wirtschaftlichen Leben entzieht, das

Digitized by Google

diese Arbeitskräfte braucht, weil Englands ganzes Leben auch heute noch zwingend auf die Ausfuhr und den Verdienst angewiesen ist. Aber jetzt hat Asquith der Wehrpflichtbewegung nicht mehr standhalten können. Nachdem er mit einem letzten Vermittlungsversuch so Schiffbruch gelitten hatte, daß er seinen eigenen Antrag zurückziehen mußte, hat er sich damit einverstanden erklären müssen, daß das Kabinett im großen und ganzen die allgemeine Wehrpflicht für Schottland und England annahm. Am 3. Mai hat das Unterhaus in erster Lesung das Gesetz angenommen. Was es bedeutet, darüber haben wir hier so oft gesprochen, daß wir seine Folgen nicht zu erörtern brauchen. Immerhin muß auch der Gegner anerkennen, daß England den Entschluß gefunden hat, mitten im Kriege eine derartig umwälzende Maßnahme durchzuführen, die freilich nicht so umstürzend, wie ursprünglich gedacht, wirken kann, weil man sich ihr von Monat zu Monat mehr genähert hat. Militärisch haben die paar Hunderttausende, die England bestenfalls noch einstellen kann, für die Entente nur geringen Wert.

⁂ ⁂ ⁂

Der Druck, unter dem England sich zu diesem Schritt entschließen mußte, war deshalb so groß geworden, weil die Verbündeten, vor allem Frankreich, mit zunehmender Entschiedenheit auf stärkere militärische Unterstützung durch den Bundesgenossen drängten. England muß sehen, wie Frankreich sich von Woche zu Woche stärker verblutet, und steht mithin vor der Wahl, entweder die Teile der Front mit eigenen Truppen zu besetzen, die Frankreich nicht mehr halten kann, oder — Frieden zu schließen. Denn die russischen Truppen, deren erste Gruppe am 20. April in Marseille gelandet ist, stellen ja keine ernsthafte Unterstützung dar. Das ist nur eine Demonstration, eine Komödie, über die sich zu freuen wir unseren Gegnern ruhig überlassen wollen. Ebenso haben die Pariser Konferenzen, die jetzt dort die wirtschaftlichen Pläne unserer Feinde weiterführen wollen, nichts an sich, was wir fürchten müßten. Man redet dort unendlich viel, aber — ohne die Teilnahme Rußlands, das diese ganzen Erörterungen einfach nicht mehr mitmacht. Ihm ist viel wichtiger, daß es nach dem Kriege seine wirtschaftlichen Beziehungen zu Deutschland wieder aufnehmen kann, die ihm so unendlich notwendig sind. Kein Wunder, daß auf diese Weise mit dem gegenseitigen Drange um wirksame Hilfe und Unterstützung und dem gegenseitigen Versagen die Entente nicht fester wird. Italien hält sich so sehr zurück wie möglich, und Rußland läßt seine Beziehungen zu England immer stärker abkühlen.

Deshalb kommt auch ein gemeinsames Wirken auf dem Balkan nicht zustande, das die Entente bitter nötig hätte. Rußland hat es nicht hindern können, daß Rumänien am 7. April ein wichtiges Handelsabkommen mit Deutschland geschlossen hat, und England wagt es doch nicht, den entschlossenen Widerstand Griechenlands mit Gewalt zu brechen, den dieses aufrechterhält gegen das Ansinnen, seine Bahnen für den Transport serbischer Truppen von Korfu nach Saloniki zur Verfügung zu stellen.

⁂ ⁂ ⁂

Alle diese politischen Vorgänge aber wurden durch die deutsch-amerikanische Spannung überschattet. Am 20. April wurde die Note Wilsons an Deutschland überreicht, auf die Deutschland am 4. Mai antwortete, worauf Wilson seinerseits geantwortet hat. Deutschland machte in seiner Note ein äußerstes Zugeständnis, indem es die Art seines U-Bootskrieges nach dem Wunsch der Vereinigten Staaten wandelte unter der Voraussetzung, daß diese nunmehr auf England einen Druck ausüben würden, damit auch dieses seinen Krieg in den Grenzen des Völkerrechts hielte. Das ist die Hauptsache, denn die Auseinandersetzungen über die Torpedierung des Dampfers „Sussex" und alles andere sind doch mehr Behang und Beiwerk gegenüber dem wesentlichen Streitpunkte, über den die Erörterungen jetzt noch hin- und hergehen. Wir sehen dabei nicht, daß die mexikanischen Schwierigkeiten der Vereinigten Staaten oder die Rücksicht auf unzweifelhaft vorhandene japanische Hintergedanken Amerika davon abhalten, seinen Standpunkt gegen Deutschland und für England entschieden zu betonen. Und wir sehen auch nicht, daß die Millionen von Deutsch-amerikanern mit besonderem Nachdruck für die Sache Deutschlands dabei einträten, während sie vor achtzehn Jahren in einem längst nicht so schwierigen Konfliktsfalle auf den damaligen Präsidenten Mac Kinley in unserem Interesse einen Druck auszuüben wußten. Freilich sind wir durch den Krieg von der Verbindung mit den Vereinigten Staaten so abgeschnitten, daß wir ein klares Bild von den Stimmungen und Preßäußerungen dort überhaupt nicht erhalten.

⁂ ⁂ ⁂

Deutschland selbst ist in diesen Frühjahrswochen von Erörterungen über die Versorgung bewegt gewesen, in denen sich mancherlei Unzufriedenheit gegen die Maßnahme oder vielmehr gegen das Fehlen von Maßnahmen der Behörden aussprach. Man vermißte die feste Hand, auf die es ankommt; die richtige Verteilung der zwar nicht überreichlich, aber genügend vorhandenen Lebensmittel, besonders des Fleisches, so durchzuführen, wie sie für die Volksgesundheit, zumal auch der heranwachsenden Generation unbedingt notwendig ist. Aber diese Auseinandersetzungen sollen uns nicht hindern, unsere Kräfte anzuspannen für Entscheidungen, die vielleicht jetzt herannahen und denen wir gerüstet gegenüberstehen wollen, wie wir es bisher getan haben. Die innere Kraft haben wir trotz aller Schwierigkeiten dazu!

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Leonhard Frank, Die Ursache (München, Georg Müller) — Karl Linzen, Aus Krieg und Frieden (Kempten, Jos. Kösel) — Gustav Meyrink, Der Golem (Leipzig, Kurt Wolff) — Leo Perutz, Die dritte Kugel (München, Albert Langen) — Adolf Paul, Die Tänzerin Barberina (ebenda) — Ausgewählte Werke Friedrichs des Großen. Zwei Bände (Berlin, Reimar Hobbing)

Ein etwa dreißigjähriger Dichter namens Anton Seiler, der sich vierzehn Jahre lang in Berlin durchgehungert hat, verspürt eines Tages den unerklärlichen Drang und Zwang, in seine kleine Heimatstadt zu reisen. Vielleicht ist ein Traum daran schuld, der ihm ein vergessenes Erlebnis der Kinderzeit wieder heraufgeführt hat.

Als achtjähriger Knabe nämlich ist er von seinem Lehrer Mager einmal furchtbar gedemütigt worden. Der durch Armut, Prügel und Schulqual „verkrümpelte" Junge ist bei einem Schulausflug fast zum erstenmal ganz wunderbar wild und glücklich gewesen, aber weil er die zehn Pfennig für das Glas Milch nicht besaß, hat ihn der Lehrer von allen anderen Schülern gesondert, und während die Kameraden sich im Wirtshausgarten gütlich taten, hat er allein draußen am Zaun stehen müssen.

Fast 23 Jahre sind darüber vergangen, doch in der Erinnerung an diese Demütigung befällt den Dichter ein gieriger Haß. Er fühlt dumpf, daß alle Erlebnisse in der Stille weiterwirken und den Menschen bestimmen. Er schiebt es auf die Erniedrigung, die er als Kind erfahren hat, daß er seitdem so empfänglich geblieben ist für Demütigungen allerart, daß er keine rechte Würde mehr in sein Leben bringen kann. Als ihn die Not gar veranlaßt, Dirnengeld zu nehmen, wird sein Ekel riesengroß, und widerstandslos treibt es ihn in die Heimatstadt, wo „im dunklen Erlebnisknäuel seiner Jugend die Ursachen seiner jetzigen Haltlosigkeit, seines untergrabenen Selbstbewußtseins zu finden sein müßten". In der Eisenbahn träumt er: ein gewaltiger Zug junger Menschen zieht gleich ihm nach den verhaßten Heimatstädten, die Kindheit zu durchforschen nach dem Messer, das ihnen allen die Sehne der Kraft durchschnitten hat.

Eine stille Hoffnung begleitet ihn. Es könnte, sagt er sich, alles vielleicht noch gut werden, wenn jener Lehrer Mager sein damaliges Unrecht einsähe und ihn um Entschuldigung bäte. Das würde ihm die Kraft zur Reinigung geben, zu einem neuen rückgratvollen Leben. Aber Herr Mager, zu dem er geradeswegs vom Bahnhof eilt, denkt gar nicht daran, sich zu entschuldigen. Wie ein Schulknabe, in kraftlosem Haß, steht der Dichter vor ihm. Er ist also vergebens gekommen; es gibt keine Rettung für ihn; ja, er muß es sogar mit ansehen, wie der hämisch Gestrenge einem kleinen Buben Ähnliches antut, wie einst ihm. Da erwürgt er in einem Haßausbruch, der aus der Summe aller qualvollen Erlebnisse fließt, den Seelenzerstörer mit seinen Händen ...

Was hier erzählt ist, bildet den ungefähren Inhalt der drei ersten Kapitel von Leonhard Franks neuem Buche „Die Ursache" (München, Georg Müller). Man könnte sich vorstellen, daß ein Novellist hier den Schlußpunkt setzte. Denn der begrenzte Fall ist zu Ende. Aber Leonhard Frank geht weiter. Er begnügt sich nicht damit, ein merkwürdiges Einzelschicksal zu gestalten, sondern er will ihm typischen Wert verleihen, indem er es verallgemeinert und aus unsern ganzen sozialen Verhältnissen begreift. So gewinnt er natürlich einen unvergleichlich größeren Hintergrund, doch er ruft auch unzählige Widerstände gegen sich auf den Plan.

Als Vertreter der herrschenden Gesellschaft und Gesellschaftsmoral treten die Berufs- und Laienrichter dem Mörder gegenüber. Bald in verworrenem Stammeln, bald in leidenschaftlich hinjagenden Sätzen versucht er, ihnen die tiefste Ursache seines Verbrechens aufzudecken. Immer von neuem knüpft er an schändliche Kindheitserlebnisse an, die gewiß an vielen Menschen vorbeigehen, sich aber anderen als glühende Male einprägen und sie gegebenenfalls zu Werkzeugen jeder Tat machen. „Ich sage," schreit er auf, „daß allen Menschen die Ursachen des Verbrechens ins Gehirn geschleudert werden, in einem Alter, in dem sie sich noch nicht dagegen wehren können, solange sie Kinder und einer eigentlichen gedanklichen Kritik noch nicht fähig sind ..." Und ein anderes Mal reckt er die gefesselten Hände senkrecht empor: „Der Dunst der Schulen, der falschen Erziehung der Eltern, der Frömmelei, des ganzen stinkenden europäischen Moralgeschwürs bildet furchtbar drohend das Wort Ursache weithin am Himmel." Was da am einzelnen ausbricht, ist die Schuld aller.

Mit solchen Erklärungsversuchen, die sich zu heftigen Anklagen gegen die soziale Gliederung, die bestehenden Verhältnisse, ja gegen die Menschheit steigern, hat er bei seinen

Digitized by Google

Richtern kein Glück. Er selbst hat den Fall ungeheuer kompliziert, für manche Leute auch vereinfacht, indem er nach der Tat einen Hundertmarkschein, der dem Lehrer gehörte, an sich nahm. Der äußere Anschein spricht also durchaus für Raubmord. Die Richter geben sich alle Mühe, den Unglücklichen zu verstehen; sie sind weder Heuchler noch Dummköpfe, sie suchen ehrlich das Recht, aber am Ende zwingt die Macht der Tatsachen sie doch. Ausnahmslos stimmen die Geschworenen für Mord.

Trotz des Bemühens um eine ganz untendenziöse Gestaltung läßt Leonhard Frank schon durch die leidenschaftliche Teilnahme, mit der er darstellt, keinen Zweifel, wohin er neigt. Indem er uns außerdem zwingt, die Hinrichtung des Unglücklichen in einer krassen und ausführlichen Szene mitzuerleben, verrät er noch deutlicher seine Absicht, die Gesellschaft, uns alle, gegenüber seinem Helden ins Unrecht zu setzen. Dagegen läßt sich natürlich viel sagen. Instinktiv wird das Gefühl der meisten Leser hier rebellieren. Es wird sich möglicherweise gegen das ganze Buch mit der Begründung verstocken, daß darin ein aus seelischer Anomalie entstandener trauriger Kriminalfall allzu kühn zur Menschheitssache aufgebauscht würde.

Aber man sollte deshalb die Bedeutung des Werkes nicht verkennen. Es hat starke dichterische Eigenschaften. Mit außerordentlichem Bedacht, mit fast kühler Klugheit ist auf der einen Seite der ganze Fall konstruiert. Auf der andern aber dann doch wieder die leidenschaftliche Teilnahme, mit der sich der Erzähler ins Zeug legt, das glühende und mitleidende Temperament, das gebändigt die Sätze färbt und den Vortrag spornt! Stärker als in der „Räuberbande", für die Leonhard Frank den Fontanepreis erhielt, ist mir diese Eigenschaft hier in dem zweiten Buche aufgefallen. Sie hat mich gefreut. Denn es kommt ja gar nicht darauf an, ob so ein junger Dichter der Gesellschaft und der Welt gegenüber recht hat oder nicht. Die Hauptsache bleibt, daß statt der bloß artistischen Ideale wieder Lebensideale in der neuen Literatur auftauchen. Bisher war es der Ehrgeiz unseres poetischen Nachwuchses, Vokale abzustimmen und Sprachkunst zu treiben. Und all solchen blutleeren Ästheten gegenüber will ich hundertmal lieber blutige Radikalinskis loben, die um eines Ideals willen auf Menschheit, Staat und Gesellschaft herumhacken, die in einer vielleicht törichten, aber edlen Empörung ihres Herzens die alte Welt vorwärtspeitschen wollen. Insofern freue ich mich, daß Leonhard Frank da ist und literarisch eine Beachtung findet, die er vor zehn, vielleicht sogar vor fünf Jahren noch nicht gefunden hätte. Hoffen wir, daß er der noch mit Wasser getaufte Vorläufer einer neuen, starken, vom Leben ausgehenden und auf das Leben zurückwirkenden Dichtung ist. Hoffen wir, daß nach ihm andere kommen, die mit Blut und Feuer getauft sind. Behagliche Schlummerrollen für die Satten werden sie nicht häkeln, aber das kriegsgewohnte Geschlecht unserer Tage wird darauf ja auch keinen Wert legen.

Hier hat also ein „zweites" Buch die Erwartungen bestätigt, die das erste erregte — wenigstens soweit bestätigt, daß man den Schöpfer auch gegen das Widerstreben des Publikums halten und verteidigen muß. Umgekehrt geht es Karl Linzen, dem Verfasser des verschwenderisch reichen, sehr auf Wilhelm Raabe gestellten Romans „Marte Schlichtegroll". Sein zweites Buch „Aus Krieg und Frieden" (Kempten, Josef Kösel) enttäuscht außerordentlich. Motive, die in dem Roman stark anklingen, werden hier in Erzählungen schwächlich wiederholt; man spürt den matten Aufguß, schüttelt den Kopf, endet im Feuilletonistischen und würde dieses Opus II glatt unterschlagen, wenn man aus der novellistischen Skizze „Der Korporal" nicht wieder ein wenig Hoffnung saugte. Da gibt es wenigstens einen leidlich originellen Vorwurf. Ein Kriegsfreiwilliger hat es miterlebt, daß ein verwundeter Franzose bei Mülhausen einen Deutschen, der ihn aus der Feldflasche labte, heimtückisch niederschoß. Nun liegt er selber schwer verletzt da, ein gleichfalls verwundeter französischer Korporal schleppt sich zu ihm, sie plaudern wie Kameraden. Aber in dem Deutschen bleibt das Mißtrauen wach, und als der Franzose eine verdächtige Bewegung macht, sticht er ihn mit letzter Kraft nieder. Nachher stellt es sich heraus, daß der Korporal, der mit entsetzten Augen zusammenbrach, gar keine Waffe mehr besaß. Er hat nur in die Brusttasche gegriffen, um dem deutschen Kameraden das Bild seiner Frau zu zeigen. Darüber kommt der andere nun nicht mehr hinweg ...

Die Originalität, die man bei Linzen diesmal vermißt, soll uns ein anderer Erzähler aus vollen Krügen schenken. Wenigstens versichern das alle Zeitungen. Von links und rechts blasen die Posaunen; der Roman, von dem „man" spricht, ist gefunden; der Tagesruhm läßt sich nicht mehr bestreiten, und die Frage ist nur, ob die neue Sensation so lange vorhält, bis eine bedächtige Monatsschrift in die Hände der Leser gelangt. Denn Gespenster reiten schnell, und gespenstisch ist der Reigen, den der vielbeschriene und mit Tam-Tam-Schlägen angekündigte neue Roman heraufführt: der Roman „Der Golem" von Gustav Meyrink (Leipzig, Kurt Wolff).

Die Originalität beginnt schon beim Kapitelverzeichnis. Es steht mein Geist in Ehrfurcht still, wenn ich die Meisterschaft bedenke, mit der sämtliche 20 Kapitel durch Einsilber benannt sind: Schlaf, Tag, J, Prag, Punsch, Nacht, Wach, Schnee, Spuk, Licht, Not, Angst, Trieb, Weib, List, Qual, Mai, Mond, Frei, Schluß. Vielleicht hätte man

Digitized by Google

noch versuchen können, ein neckisches Reimspiel daraus zu gestalten, aber auch so erkennt man erschauernd das Flügelrauschen des Genius, der sich selbst das höchste Gebot gab: Du sollst oder mußt originell sein!

Aus den einsilbigen Verheißungen blüht dann eine vielsilbige Erfüllung, die uns auf 500 Seiten mit den erfreulichsten Mitmenschen bekannt macht. Die ganze Geschichte kommt daher, daß jemand seinen Hut mit dem eines andern vertauscht und dadurch sein Ich verliert, d. h. für die Dauer eines recht ausgedehnten Traumes die wirren Erlebnisse, Visionen, Halluzinationen des eigentlichen Hutbesitzers übernimmt. Der auf diese Weise vorgeschobene Held ist ein wahnsinnig gewesener Gemmenschneider aus dem Prager Ghetto, der durch Hypnose die Erinnerung verlor, aber dafür offenbar die schätzenswerte Eigenschaft erwarb, alle lebenden und toten Dinge dieser Welt in erstaunlicher Verfratzung zu sehen. Die hauptsächlichsten Personen, in denen wir hier Gottes und unser eignes Ebenbild erkennen sollen, sind etwa die folgenden: der Trödler Aaron Wassertrum, der über ein starres, gräßliches Gesicht mit runden Fischaugen und Hasenscharte verfügt, seine Geliebte an ein Freudenhaus verkauft und sonstige Scheußlichkeiten begeht. Zweitens: sein legitimer Sohn, ein berühmter Augenarzt, der den unglücklichen Menschen, die bei ihm Hilfe suchen, mit Bewußtsein und aus Geldgier unheilbaren Schaden an gesunden Augen zufügt. Drittens: sein illegitimer Sohn, der Student Charousek, ein Schwindsüchtiger, den nur der irrsinnige Haß gegen den Vater aufrechterhält. Viertens bis sechstens: eine Leichenwäscherin, deren zwei Söhne Zierden der Menschheit sind; der eine hat ein blatternarbiges, verzerrtes Gesicht, ein ausgemergeltes Genick und mordet daneben; der zweite ist taubstumm, halb blödsinnig, heult wie ein wildes Tier in unartikulierten Lauten und begehrt ebenso wie sein Bruder die rothaarige Rosina. Diese Dame — Numero sieben — hat ein „wächsernes Schaukelpferdgesicht“ und betätigt ihre edle Weiblichkeit im übrigen dadurch, daß sie splitternackt, nur mit rosa Strümpfen und einem Herrenfrack bekleidet, mit „Kavalieren“ tanzt. Ich könnte noch den meschuggenen Musikanten Schaffranek nennen, der seine Enkelkinder an den Daumen zusammenbindet und in den Hühnerkäfig sperrt; ich dürfte Herrn Lapondder nicht vergessen, den Lustmörder und Heiligen; ich müßte angenehme Mitbürger mit krötenartigen Gesichtern erwähnen, deren Spezialität es ist, sich an halbwüchsigen Mädchen zu vergreifen, und ich hätte dann die Galerie der Dirnen, Strolche, Zuhälter, Mörder, Wahnsinnigen, Gespenster noch lange nicht erschöpft. Aber ich fürchte, daß meine Leser erschöpft sind.

Wenn Gustav Meyrink, dem ein Witz des Schicksals bei all seiner erschrecklichen Originalität den wenig originellen bürgerlichen Namen Meyer verlieh, von Natur aus mit einer so verrenkten Phantasie ausgestattet ist, so ist er offenbar zu bedauern. Wenn er aber, wie wahrscheinlich ist, kräftig nachhilft, um die Sensationen des Panoptikums, der Zerrspiegel und der Schreckenskammern zu erreichen, so wird man die Achseln zucken und mit ihm selbst sagen: „Seltsame Früchte wachsen auf dem Baum des Judentums.“ Mit all solchen kalten Phantasie-Orgien erregt man doch höchstens einen Nervenkitzel. Menschliche Teilnahme kann davor nicht gedeihen. Die einzige Figur, die uns ein wenig interessiert, ist der Student Charousek, weil dessen ins Dämonische gesteigerter Haß auf allgemeinverständlichen Voraussetzungen beruht. Nun wäre ja selbstverständlich das Darstellungstalent bis zu einem gewissen Grade zu rühmen, aber das Talent allein macht es doch auch nicht. Es ist außerdem gerade in solchen Fällen schwer abzumessen und wird gewöhnlich von den Lesern, die sich durch die Vorspiegelung der äußersten Originalität täuschen lassen, weit überschätzt. Also, liebes Publikum, laß dich nicht allzusehr verblüffen!

Auch in dem folgenden Werke, das drei „Golems“ aus dem Sattel hebt, spielt das phantastische Element eine große Rolle. Hier aber wird man es mit Freuden begrüßen und sich willig hineinziehen lassen in die Glut der Visionen und die bunte Abenteuerlichkeit verschollenen Lebens. Unter dem Titel „Die dritte Kugel“ (München, Albert Langen) schlägt der bisher wohl nicht hervorgetretene Leo Perutz ein farbenreiches Buch der Bilder vor uns auf: „keinen historischen Roman, aber eine romantische Historie“ aus der Blut- und Brandzeit Karls V. Beim Lagerfeuer hört ein altgewordener Rebell aus dem Munde eines spanischen Reiters in Bruchstücken die seltsame Mär seines eigenen Lebens erzählen. Das klingt ihm wie ferner Trommelschlag ins Ohr, bei dem sich die verschollenen Erinnerungen des alten Soldaten lichten — Erinnerungen aus jenen Tagen, da er als Wildgraf am Rhein von Carolus Quint wegen seiner Händel mit den Pfaffen geächtet war, da er als Aufrührer nach der Neuen Welt ging, gegen die spanische Armada kämpfte, mit den Indianos gegen Cortez stritt und der Wunder viele sah ...

In einer altertümlich gefärbten, nach Kraft und Fülle strebenden Sprache werden die Abenteuer des trotzigen deutschen Rebellen erzählt. Der eigentliche Handlungsfaden ist nebensächlich. Ich würde auf die Geschichte der drei verhexten Kugeln ohne weiteres verzichten. Die einzelnen Bilder aber sind oft phantastisch angeglüht und von eindrucksvoller Größe. Sie erscheinen manchmal noch mehr wie die Gesänge eines Gedichtes als wie die Teile eines Romans. Und überlebensgroß wachsen die Gestalten empor, alle nur auf ein paar Züge gestellt, die nach balladischer Weise immer wiederholt werden. Da ist der Cortez, der Finstere, der nicht

Digitized by Google

lächelt. Er wird gar nicht weiter charakterisiert, aber eine großartig erfundene Szene zeigt seine Persönlichkeitsmacht. Die rebellierenden Soldaten schicken einen bärtigen Kerl, der es mit dem Teufel selbst aufnimmt, als ihren Sprecher in sein Zelt. Er kommt wieder heraus, zuckt nicht, muckt nicht, sagt kein Wort und stürzt zusammen: das Brotmesser des Cortez steckt ihm bis ans Heft in der Brust. Aber da tritt Cortez selber aus dem Zelt; er hebt nur den Arm: „Fort von hier!" Und der Sterbende steht auf, setzt einen Fuß vor den andern, beginnt zu gehen, gehorsam mit dem Brotmesser im Herzen, und stürzt erst tot zu Boden, als er dem Cortez aus den Augen ist. In einer anderen Szene erscheint der Konquistador als die riesige Verkörperung des spanischen Weltreiches. Neben ihm steht der kühle, bleiche, hoffärtige Herzog von Mendoza, dessen Kuß jedes Weib zur Dirne macht; steht als der eigentliche Held der einäugige Grumbach, der Pestbeulen statt der erwarteten Kleinodien findet; steht der goldgierige Petro Alvarado, der schließlich alle Schätze des Goldlandes für einen angefaulten Brückenbogen wegwirft; steht der beste aller Schützen Garcia Novarro, der die eigene Kunst verflucht, weil sie ihn zum Töten zwingt; stehen Melchior Jäcklein, die heidnische Dalila und viele andere.

Man kommt auch gar nicht darauf, die Wahrscheinlichkeit der kühnen, grausigen oder seltsamen Szenen, die sich hier auftun, zu prüfen. Die Konquistadorenzeit und die tropische Ferne geben einen Freipaß für romantische Phantasien, und niemand wird sich dem Eindruck entziehen, daß Leo Perutz in der Erfindung und Darstellung einzelner Bilder ungewöhnliche Fähigkeiten zeigt. Wie die drei toten Bauern auf dem Baume ihren letzten Ritt tun und gegen die Feinde geprellt werden; wie die Spanier von dem lebendigen Efeu des indianischen Waldes überwältigt werden, wie Grumbach den Teufel beschwört oder mit seinem Knecht Jäcklein Totenmesse hält — das sind nur ein paar der außerordentlichen Szenen des Buches. Nicht die Handlung, sondern sie behält man in der Erinnerung. Und über diese farbenglühenden Bilder klingt in Wonne und Weh das Lied der Vergänglichkeit:

„Aprilenwetter,
Jungfrauenlieb' und Lerchengesang
und Rosenblätter
ist alles gar süß und währet nicht lang'."

Vielleicht hat Selma Lagerlöf auf dieses durchaus dichterisch angelegte Werk einigen Einfluß gehabt, und gewiß spürt man die Fäden, die es mit der verklingenden Neuromantik verbinden. Ob es den letzten Stempel der Echtheit trägt, könnte zweifelhaft sein; ebenso die Frage, wie weit die Ursprünglichkeit von Leo Perutz geht. Aber das Buch hat unzweifelhaft viel für sich in die Wagschale zu werfen, und daran wollen wir uns für heute genügen lassen.

Im gleichen Verlag ist ein Roman aus der Zeit Friedrichs des Großen erschienen: „Die Tänzerin Barberina" von Adolf Paul.

Der aus dem schwedisch-finnischen Norden stammende Wahldeutsche Adolf Paul hat es bisher trotz aller Mühe zu keinem Erfolg gebracht. Seine nordisch belastete, schwerfällige und grüblerische Natur kam nie zu Freiheit und Leichtigkeit. Und nun hat er mit einem Male einen tüchtigen Schritt nach vorwärts getan. Als ob die selig aufschwebende Anmut seiner neuen Heldin, der Tänzerin Barberina, ihn selbst mitgerissen hätte, hat er in seinem neuen Roman eine Leichtigkeit des Flugs gewonnen, die ihm niemand zugetraut hätte. Er hat ein geistreiches, gaukelndes, farbenprächtiges, sehr amüsant zu lesendes Buch geschaffen . . .

In fünf Abschnitten rollt sich das Leben der schönen Tänzerin oder wenigstens ihrer entscheidenden Zeiten vor uns auf. Der Tänzer Fossano entdeckt sie in Parma, und es ist sehr fein dargestellt, wie er sie lenkt und formt, wie sie ihm entwächst und den allzu Klugen bald mit den eigenen Waffen schlägt. Vielleicht geht diese Entwicklung etwas allzuschnell vor sich; ich könnte mir da (S. 64 ff.) einen minder jähen Übergang denken. Genug: Die Spielerin wird Meisterin, der Engel wird Dämon, Psyche wird Hebe. Im zweiten Buch beginnt ihre große Laufbahn im sittenlosen Paris des 15. Ludwigs. Der Extrakt aller zeitgenössischen Memoiren scheint hier in der Darstellung des höfischen und gesellschaftlichen Lotterlebens zu schweben, die großen Namen des Frankreichs von dazumal strahlen auf, die großen Kurtisanen spielen ihre Rolle, und die Barberina ist nahe daran, königliche Mätresse zu werden. Es gelingt nicht ganz — warum nicht, das mag man besser selber nachlesen. Ich brauche ja kaum zu sagen, daß der ganze Roman nicht in die Hände junger Mädchen gehört.

Aus dem Lande der Galanterie, wo sie Bühnen- und Alkoventriumphe gefeiert hat, tanzt die Barberina dann nach den Gestaden Albions hinüber, und auch das schätzeraffende London, dessen Herz der Geldsack ist, liegt ihr bald zu Füßen. Sehr hübsch ist englisches Leben und Wesen gegen französisches abgesetzt, der Liebesroman mit dem jungen Lord Stuart-Wortley-Mackenzie nimmt eine ernsthafte Wendung, und mit Gewalt muß Fridericus Rex, auf den unterschriebenen Vertrag pochend, die eigensinnige Dame nach Berlin holen lassen.

Hier, wo der Schatten eines königlichen Genies auf den Lebensweg der Tänzerin fällt, war dem Erzähler eine besonders schwere Aufgabe gestellt. Aber er löst sie nicht schlecht. Es gelingt ihm, die Gestalt Friedrichs auch gegenüber der Ballett- und Liebeskönigin, die doch höchstens seine irdischen Triebe füttert, groß zu erhalten. Einen

Digitized by Google

Der Gaukler. Bildwerk von Franz Kugler

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Augenblick träumt der einsame König wohl von mehr; die Ballerina besteht die Probe nicht, und sie ist für ihn erledigt. Der Rahmen wird nun wichtiger als das Bild. Maupertuis, Pöllnitz, Knobelsdorff, Graun, Pesne, Jordan, Algarotti, Keyserlingk und die übrigen Tafelgenossen Friedrichs gruppieren sich um einen Mittelpunkt, der doch eben nicht mehr Barberina heißt; weltgeschichtliche Taten und Siege flammen empor, und ohne daß darauf hingewiesen wird, fühlt der Leser, der über Paris und London nach Berlin geführt ist, wo das Herz der Welt damals schlug und wo das Genie der Zeit wirkte. Es ist fast erstaunlich, wie Adolf Paul, der eingedeutschte Schwede, den Sieg von Hohenfriedberg, den „Frühlingssieg altpreußischen Heldentums" nachfühlt und feiert.

Von Alter und Tod der Tänzerin erzählt dann das fünfte Buch. Mit dem Tänzer Fossano, der nun ihr Diener ist und von neuem stark hervortritt, wird das Leben der Barberina gleichsam wieder auf die Anfänge zurückgeführt. Auf seinen Rat stiftet sie ihr Vermögen zu wohltätigen Zwecken; dafür macht sie Friedrich Wilhelm II. zur Gräfin Campanini und läßt ihr auf das Wappen die Devise „Virtuti Asylum" setzen. Fossano jedoch nickt mit einer Art dämonischer Ironie. Es kommt ihm vor, als hätte er seine Pflicht erfüllt. „Ich hatte dich verführt, ich hatte dich von der Bahn der Tugend abgebracht, — jetzt habe ich dich der Tugend wiedergegeben, so gut es ging, — ich habe meine Schuld bezahlt!"

Was man gegen den Roman einwenden könnte, geht schon aus der Andeutung des Inhalts hervor. Die Tänzerin selbst ist menschlich nicht reich genug, um uns und den Dichter durch 450 Seiten fesseln zu können. Die großartigste Pirouette kann daran nichts ändern. So geschieht es ganz von selbst, daß der kulturelle Hintergrund schließlich einen höheren Reiz ausübt als die davorstehende Heldin. Die französischen, englischen, preußischen Zustände werden uns wichtiger als die Zustände der Barberina; ihre Umgebung interessiert mehr als sie selbst. Sowie sie kein Licht mehr empfängt von der großen Welt ihrer Zeit, wird sie dunkel. Da läßt ihr dichterischer Biograph sie auch sofort im Stich. Ihre Ehe mit dem jungen Cocceji, dem Sohne des Großkanzlers, wird deshalb kaum noch flüchtig angedeutet; ihr Abstieg ganz unterschlagen. Die „historische" Beleuchtung fehlt; die „historischen" Personen haben sich von ihr zurückgezogen. Und die einzige, die Adolf Paul vielleicht ganz frei erfunden hat, der Tänzer Fossano, erhält im letzten Teil doch einen Stich ins Romanhafte. Aber noch einmal: ein Werk, das man mit Gewinn und Vergnügen liest. Auf seinem Umschlag reckt sich der Schatten des alten Fritz mit Dreispitz und Krückstock, und auf eine neue Ausgabe der Schriften des Königs mag heute der letzte Blick fallen.

Von Gustav Berthold Volz herausgegeben, mit Menzelschen Illustrationen geschmückt, von Dichtern und Schriftstellern unsrer Zeit ins Deutsche übertragen und in der Ausstattung der hohen Entwicklung unsres Buchgewerbes Ehre machend — so sind die „Ausgewählten Werke Friedrichs des Großen" in einer zweibändigen Volksausgabe vor einiger Zeit der Nation geboten worden (Berlin, Reimar Hobbing).

Ach, man wünschte wirklich, daß sie ihre Adresse erreichten! Ist es nicht eigentlich eine Sünde und Schande, wie wenige Deutsche die Schriften dieses herrlichen Königs kennen? Ich wette, daß auf hundert Leute, die Cäsars de bello gallico lasen, nicht fünf kommen, die Friedrichs „Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg" oder die „Geschichte meiner Zeit" oder die „Geschichte des Siebenjährigen Krieges" auch nur durchblättert haben. Ich will niemanden schelten, denn es ist ein Sünder, der zu Sündern spricht. Auch ich habe es jetzt erst nachgeholt. Aber mein ganzes Herz ist dabei wieder einmal „fritzisch" geworden. In wie großen Linien zeichnet dieser große Mensch! Wie prachtvolle Charakterbilder entwirft er! Mit welcher Ehrlichkeit tadelt er sich und spricht er über seine Fehler! Wie verachtet er im voraus den Pedanten, der 1840 geboren werden und die Geschichte seiner Zeit verfälschen wird! Wir wissen natürlich heut manches besser als Friedrich. Aber welchen Hintergrund bekommt alles dadurch, daß dieser Mann, der hier Geschichte schreibt, Geschichte gemacht hat! Daß seine Taten, die er hier in Worte bannt, uns zum Gleichnis gegenwärtigen Erlebens werden! Mit ganz neuen Sinnen liest die Gegenwart sein literarisches Vermächtnis. Ich habe mir den Spaß gemacht, ein paar hochgebildeten Leuten eines Tages Verse vorzutragen:

„Schaut nach Flandern, seine Schanzen gilt's zu stürmen, zu gewinnen;
Mit den Ungarn Seit' an Seite legt in Asche Belgrads Zinnen!
— — — — — — — — — — — — —
Seht die vielen Völker alle, die sich wider uns verschworen,
Die vor dünkelhafter Ehrsucht völlig den Verstand verloren;
Unverzagt nur, meine Helden! Trefft sie mit dem Wetterschlage
Eures Zornes, eurer Hiebe, daß die Menschheit künft'ger Tage
Diesem Sturmlauf ohnegleichen, diesem Sieg der Minderzahl
Wider eine Welt von Neidern türm' ein bleibend Ehrenmal."

Natürlich setzte jeder diese Verse ins Jahr 1914. Aber sie sind 164 Jahr früher geschrieben; sie stehen in Friedrichs „Ode an die Deutschen".

Wie wäre es, wenn die so besungenen Deutschen einmal ein paar Romane weniger läsen und dafür zu den Ausgewählten Werken des königlichen Genies griffen?

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Aus der Sammlung des verstorbenen Adolf von Beckerath — Ein „Fliegerhäuschen“ an der Westfront — Kriegsschmuck aus Schwäbisch-Gmünd — Bildnisse aus dem vom K. u. K. Kriegsministerium, Abteilung Kriegsfürsorge, herausgegebenen Werke: „Unsere Herführer“ — Zu unseren Bildern

Am 28. Dezember v. J. ist der aus Krefeld gebürtige Kunstsammler Adolf von Beckerath in Berlin fast dreiundachtzigjährig gestorben und mit ihm einer der feinsinnigsten Kenner der italienischen Kunst der Renaissance dahingegangen. Die Anfänge seiner Sammlertätigkeit, schreibt uns Dr. Walter Bombe in Bonn, lagen mehr als ein halbes Jahrhundert zurück. Bald nach 1860 begann Beckerath auf alljährlich zweimal wiederholten Reisen nach Italien Reliefs, Bronzestatuetten, Marmorwerke, Gemälde, Miniaturen, alten Hausrat, Majoliken und Bilderrahmen, vor allem aber Zeichnungen alter Meister zu sammeln. Mit verhältnismäßig geringen Mitteln vermochte er eine reiche Fülle von Kunstgegenständen zusammenzubringen, wie sie bei heutigen Preisen nur ein amerikanischer Multimillionär zu vereinigen in der Lage wäre.

Im Jahre 1892 überließ Beckerath gegen eine Leibrente seine Zeichnungen alter Meister dem Berliner Kupferstichkabinett und einen Teil seiner Kunstwerke italienischer Herkunft dem Kaiser Friedrich-Museumsverein, der sie vor kurzem in dem hübschen achteckigen Eingangsraum der italienischen Abteilung des Berliner Museums ausstellte. Selbst für dessen so reiche Renaissancesammlung bedeuteten diese bisher der weiteren Öffentlichkeit unbekannten Stücke einen erheblichen Zuwachs. In den Besitz des Museums seiner Vaterstadt gelangte schon früher, 1899, für den mäßigen Preis von 100000 Mark eine Auswahl hervorragender Bildhauerwerke und anderer Kunstarbeiten der italienischen Renaissance, darunter Stücke von Donatello, Luca und Andrea della Robbia, Domenico Rosselli, Antonio Rossellino, Mino da Fiesole und eine der Schule Leonardos da Vinci zugeschriebene Stuckbüste des Täufers. Eine sehr wertvolle Ergänzung dieser Auswahl edler Meisterwerke der italienischen Kunst bilden zwei Madonnenreliefs von Desiderio da Settignano und aus der Werkstatt Verrocchios, die Beckerath durch testamentarische Verfügung dem Krefelder Museum schenkte, und drei kostbare Stücke alten Hausrates der Renaissance, deren Erwerbung dadurch möglich wurde, daß ein Krefelder Kunstfreund, der Vorsitzende des dortigen Museumsvereins, Kommerzienrat Heinrich Müller-Brüderlin, etwa die Hälfte der Ankaufssumme stiftete. Nachdem im Mai 1913 ein großer Teil der Majolikasammlung Beckeraths durch das

Bildnis Michelangelos. Marmorrelief (Sammlung Beckerath)

Antonio Rizzi, Kamin aus Palazzo Memi (Aus der Sammlung Beckerath, versteigert durch das Kunstauktionshaus Rud. Lepke in Berlin)

Digitized by Google

Berliner Kunstauktionshaus Rudolph Lepke versteigert worden war, kam Ende Mai dieses Jahres der ganze Nachlaß des Verstorbenen, wiederum bei Lepke, unter den Hammer.

Wohl selten hat ein Kunstsammler einen ähnlich kostbaren Schatz an Werken alter Meister sein eigen nennen dürfen. Fast jeder der führenden Künstler der italienischen Renaissance war hier vertreten, aber auch auf andere Länder erstreckte sich der Sammeleifer Beckeraths. Altgriechische und etruskische Ausgrabungsfunde waren mit orientalischen und spanisch-maurischen Majoliken, mit kostbaren Perserteppichen vereinigt. Neben einem farbensatten frühen Bildnis von der Hand Grecos glänzten Bildwerke und Gemälde

Piero della Francesca, Kämpfende Knaben (Sammlung Beckerath)

der flämischen und holländischen Schulen, waren köstliche alte Hausmöbel aufgestellt und wertvolle Seidenstoffe der Renaissance dienten als Wandbehang.

Ein Hauptstück der Sammlung ist der hier abgebildete große Kamin aus istrischem Marmor, der einst den großen Saal im Palazzo Memi zu Venedig schmückte. Er trägt das Wappen der Memi, und sein reicher kameenartig fein gemeißelter Schmuck verrät die Meisterhand des Antonio Rizzo. In der Mitte des Architravs ist ein Relief von Bartolommeo Bellano eingelassen, die Opferung Isaaks darstellend. Auf dem Kamin steht die überlebensgroße Tonbüste eines Kapuzinermönches mit langem stilisiertem Bart, eine tüchtige, echt venezianische Arbeit des 15. Jahrhunderts. Nach Ferrara führt uns Guido Mazzonis prachtvolle Tonbüste Ercoles I., die sich durch eine kaum ihresgleichen findende Feinheit der Durchbildung auszeichnet, nach dem benachbarten Mantua das markige Brustbild eines geharnischten Mannes von Mantegna, nach dem südlichen Toskana ein dekoratives Rundbild in prachtvollem altem Rahmen, zwei nackte Kinder darstellend, die sich auf einer blumigen Wiese

Guido Mazzoni, Tonbüste Ercoles I., Herzogs von Ferrara (Sammlung Beckerath)

bekämpfen, ein vorzügliches Bild des Piero della Francesca. In Florenz dürften drei der hier wiedergegebenen plastischen Kunstwerke entstanden sein, der kleine in der klassischen Anmut seiner Formen an griechische Originale erinnernde bronzene Wasserträger, ein ovales Marmorrelief, das uns die Züge Michelangelos im Alter von etwa vierzig Jahren vorführt, und die vornehm zurückhaltende Tonbüste eines jüngeren Mannes mit Spitzbart, die wohl als Modell für einen verschollenen Bronzeguß gedient hat und mit äußerster Feinfühligkeit alle Weichheiten der Fleischmodellierung in den mannigfaltigsten

Quentin Massys, Madonna mit dem Kinde (Sammlung Beckerath)

Digitized by Google

Andrea Mantegna, Brustbild eines Geharnischten (Samml. Beckerath)

Abstufungen wiedergibt. Ein Künstler, der die niederländische Kunstweise der Zeit um 1500 im Sinne der italienischen Renaissance umbildete und so den Boden bereitete für Rubens und van Dyck, die beiden Großen, die nach ihm kamen, war Quentin Massys aus Löwen. Seine Madonna mit dem Kinde in reizender Landschaft ruft durch die zarte Abstufung der hellen Farben die Gemälde lombardischer Meister in das Gedächtnis. Die Malerei Spaniens wird durch ein frühes Werk Grecos würdig vertreten, das Bildnis eines schwarzgekleideten Mannes mit dunklem Haar und Bart. Wie die wenigen hier abgebildeten Kunstwerke, so zeugte fast jedes der vielen hundert Stücke von dem auf das künstlerisch Bedeutende gerichteten Sammelwillen Adolf von Beckeraths. — —

Florentiner Tonbüste eines Unbekannten (Sammlung Beckerath)

Die behaglich ausgestatteten Schützengräben, die wohnlichen Unterstände an der vorderen Front, die eine Zeitlang in den Briefen der Kriegsberichterstatter mit solcher Vorliebe geschildert wurden, daß so mancher daheim sich ganz falsche Vorstellungen von dem Leben an der Front machte, sind bestenfalls große Ausnahmen; im Westen wie im Osten. Es geschieht ja alles nur mögliche, um unseren braven Feldgrauen das Leben draußen erträglich zu machen — über die „Erträglichkeit" hinaus kommt es aber nur sehr selten, nur an den wenigen Teilen der endlosen Stellungen, an denen die „Luft nicht gar zu dick" ist, Freund und Feind sich verhältnismäßig ruhig gegenüberliegen und — das Wasser nicht seine lästige Rolle spielt. Auch in den Reservestellungen sind Schmuck- und Zierbauten Ausnahmen, so sehr Vorgesetzte und Mannschaft selbst sich mühen, die Aufenthaltsmöglichkeiten zu verbessern und sogar zu verschönern. Daß es aber solche Ausnahmen gibt, zeigt das „Fliegerhäuschen" von der Westfront, das wir durch die Liebenswürdigkeit des Führers einer Fliegerabteilung abzubilden in der Lage sind. Es wurde, wie unser Gönner selbst schreibt, gebaut,

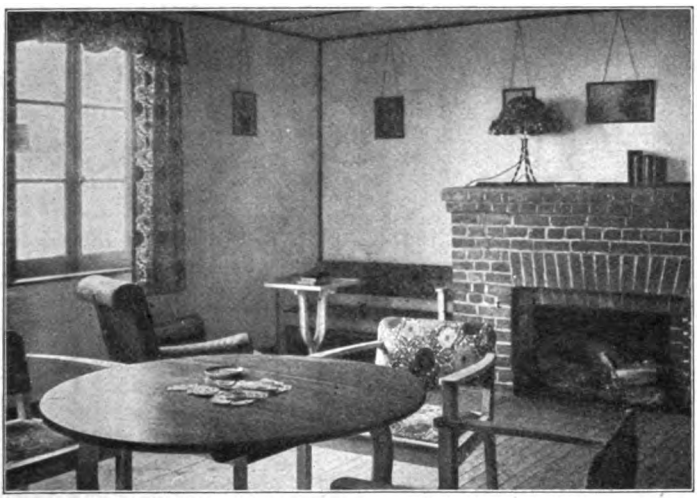
Bronzener Wasserträger (Sammlung Beckerath)

Greco, Bildnis eines Unbekannten (Sammlung Beckerath)

Digitized by Google

um den Herren seiner Abteilung vor und nach dem Fliegen einen angenehmen Aufenthalt zu gewähren; es enthält nur ein Zimmer, eine kleine Küche und einen ebenfalls kleinen Raum für Karten und Telephone. Das ist alles — aber das wenige ist wirklich allerliebst. Der Entwurf stammt von einem der Offiziere, der im Frieden Architekt war; der ganze Bau, einschließlich der gesamten Einrichtung, wurde von den Handwerkern der Abteilung hergestellt. „Wir benutzen," schreibt uns der Herr Abteilungsführer, „unser Häuschen nun schon seit Januar und fühlen uns sehr wohl darin." Herzlichst gönnt gewiß jeder den wackeren Fliegern dieses zierliche Erholungsheim. —

Fliegerhäuschen auf dem westlichen Kriegsschauplatz



Aus dem Inneren des oben abgebildeten Fliegerheims

Unsere Leser wissen, wie entschieden wir uns gegen den entsetzlichen „Kriegskitsch" ausgesprochen haben. Man soll aber das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Das beweisen wieder einmal würdige Gegenstände, Trauerschmuck, Kriegsschmuck, die uns aus Schwäbisch-Gmünd zugehen. Die künstlerisch strebsame Schmuckindustrie des Ortes lag bei Beginn des Krieges völlig brach. Bald aber ging es, wie uns der Gmündener Gewerbelehrer E. Fischer schreibt, aufwärts. Die Betriebe begannen die Arbeit wieder aufzunehmen. Daß dies möglich war, möchten wir mit Bestimmtheit auf das Bestreben zurückführen, einwandsfreie Arbeiten zu liefern, die deutschen Geist zeigen. Ich möchte die von uns abgebildeten Gegenstände nicht sämtlich

Aus dem Inneren des oben abgebildeten Fliegerheims

Digitized by Google

Vier Arbeiten von A. Holbein

als durchaus gelungen bezeichnen; aus jedem erkenne ich aber den Willen, sich künstlerisch beraten zu lassen. —

Das K. u. K. Kriegsministerium in Wien gibt ein schönes Werk heraus, dem wir im Reich bisher kein ähnliches zur Seite stellen können. Es heißt: „Unsere Heerführer" und bringt auf großen Einzelblättern im Felde aufgenommene Bildniszeichnungen des Malers Hauptmann Oskar Brück. Der Begriff „Heerführer" ist dabei nicht eng gefaßt, denn den Führern reihen sich zahlreiche andere verdiente Offiziere, zumal Generalstabschefs, an. Besonders hübsch und erfreulich ist auch, daß das Werk, das bisher bis zu 120 Blättern gedieh, auch deutsche Führer bringt: neben Hindenburg und Ludendorff Generaloberst v. Linsingen, Generalfeldmarschall v. Mackensen (nebst seinem Generalstabschef v. Seeckt), General v. Marschall und andere. Die Bildniszeichnungen mögen dem künstlerischen Wert nach nicht sämtlich gleich sein; ich möchte in dieser Richtung kein Urteil fällen, sondern nur aussprechen, daß eine gewisse Gleichförmigkeit der Auffassung unter den gegebenen Verhältnissen kaum zu vermeiden war. Soweit ich aber, aus persönlicher Bekanntschaft, wie aus dem Vergleich mit anderen Bildnissen sehen kann, haben sie jedenfalls den großen Vorzug, porträtähnlich zu sein. Die Sammlung, die sehr wohl geeignet ist, den Helden der Zeit ein würdiges Denkmal zu setzen, soll in fünf Lieferungen mit 200 Bildnissen abgeschlossen sein. Der Preis ist sehr billig; er ist für das ganze Werk auf 50 Kronen festgesetzt. Wir wünschen dem dankenswerten Unternehmen, dessen Reinertrag der Kriegsfürsorge zugute kommt, den wohlverdienten Erfolg. —

Auch wir eröffnen diesmal unser Heft mit dem Bildnis eines unserer Heerführer, des Generalfeldmarschalls

Zwei Arbeiten von August Eiberger

Arbeit von Gustav Hauber

Arbeit von Gustav Hauber

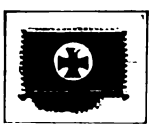
Kriegsschmuck aus kunstgewerblichen Werkstätten in Schwäbisch-Gmünd

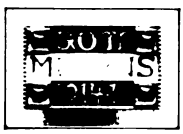
Digitized by Google

v. Mackensen. Es erscheint uns nicht zuletzt als ein Zoll der Dankbarkeit, die wir dem Feldherrn schulden, der weit mehr geleistet hat, als bis heut bekannt geworden ist. Unter den schwierigsten Verhältnissen hat er zuerst als Korpsführer im bedrohten Ostpreußen gekämpft, hat dann zweimal große Offensiven gegen Warschau geführt; ihm war es beschieden, den gewaltigen Durchbruch bei Gorlice und die sich anschließende Zurückeroberung Galiziens zu leiten und seine Tapferen bis über Brest-Litowsk hinaus zu leiten; ihm verdanken wir die glänzende Durchführung der Niederwerfung Serbiens. Die Zeit wird kommen, in der das alles im einzelnen gewürdigt wird; dann wird der Stern Mackensens, der nie nach lautem Beifall haschte, der stets an der großherzigen Anerkennung seines Obersten Kriegsherrn volles Genüge fand, unmittelbar neben dem unserer andern großen Feldherren aufleuchten! Ich habe den Feldmarschall vor etwa drei Jahren zum letztenmal gesehen. Das große Erleben hat sich seitdem unverkennbar seinen Zügen tief eingeprägt, und der Maler, Eugen Hersch, hat das scharf und treffend zum Ausdruck zu bringen gewußt.

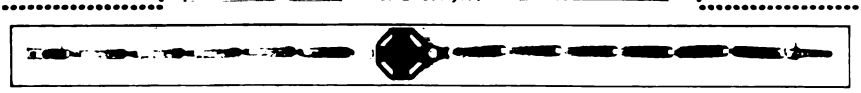
Aus der Reihe unser übrigen farbigen Kunstblätter möchte ich die Wiedergabe des Gemäldes „Im Münchner Hirschgarten“ (zw. Seite 152 und 153) hervorheben. Professor Rudolf Schramm-Zittau ist unsern Lesern ja ein alter Freund. Einer der hervorragendsten Zügel-Schüler widmete er sich anfangs ganz dem Tierbild. Bald aber wurde ihm der selbstgespannte Rahmen zu eng. Wir brachten köstliche Münchner Stadtbilder von ihm. Jetzt liebt er die Landschaft, die er immer mit eigenem Beiwerk — früher sprach man von Staffage — zu bereichern weiß. Ein Duft echter Poesie scheint mir immer über seinen Gemälden zu liegen, auch wenn sie die Wirklichkeit noch so scharf widerspiegeln. — Vor einigen Jahren, im Jahrgang 1913/14, brachten wir die Reproduktion eines der schönen Farbensteindrucke von Helene Lange, das bei unseren kunstfrohen Lesern besondere Freude erregte. Rosen waren es, und Rosen stellt auch das zweite Blatt dar, das wir heute dem ersten anreihen (zwischen Seite 232 und 233). Wieder ist es der abgeklärte Farbensinn, der das Kunstwerk auszeichnet; das Blatt gibt sich wirklich als ein kleines Kabinettstück. Ein Kabinettstück (Verzeihung wegen des Fremdwortes!) ist auch das Gemälde von C. Vetter: die Wiedergabe eines Blickes in die Kurfürstenzimmer der altberühmten Münchner Residenz (zwischen Seite 248 und 249). Bei aller Feinheit der Durchführung ist nichts Kleinliches in diesem Bilde. — Die liebenswürdige Leipzigerin Hela Peters gab uns einige besonders schöne Blätter; wenn ich Hela Peters schreibe, dürfte das freilich nicht mehr stimmen — denn die Künstlerin wird, wenn ich recht

Silberschmuck der Firma Erhard & Söhne





Arbeiten, entworfen von Prof. E. Riegel, ausgeführt von L. C. Köhler



Kriegsschmuck aus kunstgewerblichen Werkstätten in Schwäbisch-Gmünd

Digitized by Google

Verkleinerte Nachbildungen dreier Tafeln aus dem Werke „Unsere Heerführer" vom Maler Hauptmann Oskar Brück, herausgeg. vom k. u. k. Kriegsministerium, Kriegsfürsorgeamt, Wien IX

unterrichtet bin, inzwischen in den Ehehafen eingelaufen sein. Hoffentlich bleibt sie aber ihrer Kunst treu, und wird als Künstlerin wohl auch den Namen, unter dem sie in so jungen Jahren reichen Erfolg erntete, beibehalten. Es lohnt, die Blätter, die wir diesmal bringen, miteinander zu vergleichen (S. 165, 171, 175 und eingeschaltet zwischen S. 160 und 161). Durch diesen Vergleich gewinnt man ein Urteil über die Vielseitigkeit der Malerin, der tiefer Ernst und frohe Heiterkeit in gleicher Weise liegen, die voller Kraft und zugleich voller Anmut ist. — Zum Schluß eine Plastik des Nürnbergers Franz Kugler: „Der Gaukler" (nach S. 172 eingefügt). Ich gestehe offen, daß ich jedesmal, wenn ich das Werkchen ansah, an den englischen Herrn Premierminister erinnert wurde, wiedergegeben in einem der vielen Augenblicke, in denen er seinen armen Entente-Bundesgenossen eine neue Gaukelei vorführt, um sie aufs neue zu betören. Er bläst sie an, wie das famose Kuglersche Männlein die Schlange, und sie erstarren in Ehrfurcht vor dem heiligen England und dem großen Manne. Aber — „einst wird kommen der Tag ...".

H. v. S.

Nachdruck verboten Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50 — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Sonnenblumen

Gemälde von Karl Rickelt

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXX. Jahrgang 1915/1916 — Heft 11. Juli 1916

Die Sprache der Erde. Von Adele Gerhard

Stumm hoben sich auf dem weiten, hügeligen Land die feinen Blüten des Heidekrautes in der straffen Junisonne. Ganze Schwärme von Bienen lagen über der rotglühenden Fläche. Es war der Sommer, der da summte und brannte. Es war der Sommer, der da stumm und heiß in dem roten Busch wob. Aber daneben wehte noch ein anderes seltsames und starkes Atmen aus den Weiten. Atem aus der Ferne, wo Menschenblut auf braunen Erdgrund floß ... Die schmalen, schwebenden Blüten hätten diesen Atem wohl gespürt, auch wenn nicht aus den nahen, niedrigen Häuschen wie eine farbige Welle der Glanz der Soldatenkleider gekommen wäre. Auch wenn nicht von früh bis spät in die sommerliche Luft die Lieder der jungen Rekruten: „Wir fahren gegen Engelland — Wir fahren gegen Engelland ...“ gezittert hätten. Denn der Duft der Erde brachte diesen Atem aus den Weiten mit sich. Und auch das in die rotblühende Heide eingebettete Städtchen mit dem alten heiligen Dom wurde von diesem Hauch durchweht.

Um die Mittagsstunde eines strahlend hellen Tages saß in dem Städtchen in einem verbauten alten Hause nahe des sanft dahinziehenden Flusses eine gebeugte, schmächtige Gestalt unter allerhand Folianten und altertümlichen Dokumenten. Das Gesicht des Alten war bis in die hohe, feine Stirn von zahllosen Falten und Fältchen durchzogen. Unter den weißen Brauen aber blickten ein Paar mächtige, klare und gütige Augen. Es war, als ob aller Saft und alle Kraft des vertrockneten Antlitzes von diesen Augen aufgetrunken worden wäre. Und erst recht überraschte ihre Wucht und eindringende Gewalt, als die wie körperlose Gestalt sich erhob und durch das große Zimmer glitt.

„Nun müssen sie kommen,“ murmelte der Alte unruhig, nahm den schwarzen Kragenmantel und das verstaubte Sammetbarett vom Wandhaken und schlürfte die Gasse hinauf.

Der Herr Bibliothekar wurde im Vorbeistreichen von den guten Bürgern mit Herablassung ob seiner irdischen Unansehnlichkeit und zugleich doch mit einer gewissen scheuen Hochachtung begrüßt. Denn er stand im Rufe, ein höchst gelehrter Herr und, wie die einen oder anderen raunten, auch ein heimlicher Dichter zu sein. Er gehörte so gewiß zu dem verbürgten, verbrieften Besitz des Städtchens wie der ehrwürdige Dom mit seinem funkelnden und geheimnisvoll grüngleißenden Dach — diese erlesene Kostbarkeit, die doch aus der Ferne gesehen, wenn man durch die weite Heide heranbrauste, auch nur verquert, storr und ungefüg wie ein verbauter Kasten, ein verschobenes, wunderliches Puppenspiel da ruhte.

Vor dem Gasthaus des Städtchens, dem „Hof von Hamburg“, das verschlafen im Sonnenbrande lag, stand der Doktor Clemens einen Augenblick still und blickte prüfend die Straße hinunter, ehe er in das Gastzimmer trat. Der Oberkellner

 Nachdruck verboten. Copyright 1916 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

zeigte nicht übel Lust mit dem einzigen Gast eine Unterhaltung zu beginnen.

„Bekommen Tischgäste heute, Herr Doktor! Der Herr van Riche mit Frau und Sohn — Sie wissen, der Abgeordnete vom Nachbarbezirk, der da das Kalibergwerk hat . . .“ Die blonden Schnurrbartspitzen zwirbelten zwischen den mageren Fingern. „Der junge Herr will hier in das Telegraphenbataillon eintreten . . . Die Herrschaften haben ja früher vor Jahren, ehe sie nach Berlin zogen, wohl hier gewohnt . . . Scheinen ihre Villa wieder beziehen zu wollen,“ schnarrte er weiter, „haben bei uns nur ein Mittagessen bestellt . . .“

In diesem Augenblick rollte ein Wagen über das holprige Pflaster. Die Schnurrbartspitzen wirbelten . . . Aber auch in den Alten war zum Staunen des Oberkellners Bewegung gekommen . . .

Eine Flut von Licht ging über die verstaubte Straße. Strömte sie nur von dem leuchtenden Violett an dem schmiegenden Seidenkleid der Dame, das ein linder Sommerwind umwehte? Oder kam der Glanz und das strahlende Licht von den drei schönen, stolzen Menschen, die dem Wagen entstiegen?

„Gott zum Gruß, meine liebe Marheine!“ Doktor Clemens war herangetreten und legte die faltigen Hände bewegt um die schlanken Finger der Frau. „Daß ich euch doch noch einmal hier wiedersehe! Das heißt dich, Marheine. Dein Mann ist uns ja trotz der Kürze seiner Besuche fast ein Einheimischer.“

Er wandte sich zu den andern. Seine mächtigen Augen verfingen sich in dem Jüngling. „Einen jungen Ritter bringst du uns . . .“

„Er soll es werden, lieber Vetter — hoffe ich.“ Wie in einer Frage wandte sich Frau van Riche zu Doktor Clemens. Sie war groß und edel gebaut. Als sie den Hut abstreifte, sah man über dem Gesicht mit dem warmen dunklen Hautton das blauschwarze Haar einer Krone gleich gewunden. Bläuliche Lichter huschten über die mächtige Flechte, über die an den Schläfen gewellte Flut.

Der Alte blickte, den Arm weit ausgestreckt, die Hand des Jünglings in der seinen, prüfend und befriedigt auf die schlanke Gestalt. Der stolz getragene Kopf mahnte an die Mutter. Ihre adlige Reinheit erstand in seinem Antlitz auf. Aber ein heißeres und ungestümeres Leben blitzte in den Augen.

„Auch der Vater,“ sagte Doktor Clemens.

Als sie an dem weißgedeckten Tisch Platz genommen hatten, beobachtete er Herrn van Riche, wie er die hohen Römergläser faßte und füllte. Das Gesicht des Mannes mit der leicht gebogenen Nase war warm und feurig. Jugend drang aus den Zügen des schon Vierzigjährigen — Jugend und Temperament aus diesem raschen Blick, den oft schnellen, fast ungeduldigen Bewegungen. Ein eindringliches Interesse kam zu den Dingen und Menschen, die ihn fesselten. Aber etwas Schweres war ihm aufgeprägt und nicht allein durch das auf der einen Seite ergraute Haar und die tiefe Falte über dem Nasenwurz.

Frau van Riche plauderte mit dem Vetter: „Meine Herren wollen nach dem Essen in der Villa nach dem Rechten sehen. Ich bleibe dann noch ein wenig bei dir, Lujo. Mich läßt man da nicht gleich zu.“ Wenn sie die langen Wimpern unter den großgezeichneten Brauen senkte, war es immer, als höbe sich ein geheimer Kummer aus verborgenen Tiefen der Seele, aber er wurde doch gleich wieder niedergehalten von einer frohen Wärme, einer starken und stolzen Sicherheit.

„Die Mama darf erst in ein wenigstens halbwegs fertiges Nest,“ sagte Gert zärtlich, „sie hat sich ja nur mir zuliebe entschlossen, diese Monate hier zu leben.“

Herr van Riche ergänzte: „Wir bleiben zunächst nur hier, bis Gert eingetreten ist. Meine Frau muß noch einmal für zwei oder drei Wochen zu ihren Verwandten nach Hannover und ich zu dem Bergwerk. Inzwischen wird die Villa instand gesetzt. Dann aber sind wir hier, bis Gert ausrückt.“

Seine Augen gingen zu dem Sohn, senkten sich in diese jungen in einer tiefen stummen Gemeinschaft . . .

Doktor Clemens wollte etwas Fröhliches und Emporhebendes sagen. Aber als die Worte kamen, verhauchten sie ihm. Er sah die schönen, stolzen Menschen, über denen doch in aller Wärme ein leiser Bann zu liegen schien. Seine Gedanken zogen zu der roten Heide, wo sich die niedrigen

Digitized by Google

Rekrutenbaracken aufbauten — seine Gedanken flogen weiter . . .

Und dazwischen tauchte vor ihm Marheines Bild auf, wie er sie als ganz junge Frau hier gesehen hatte — dieses über zwanzig Jahre jüngere Bäschen, das ihm gleichwohl in einem einsamen und weltverlorenen Leben die einzige, stumm und halb unbewußt geliebte Blume gewesen war. Ganz schlank, knospenhaft in den Formen, fast ein wenig herb war Marheine damals gewesen. Von einem strengen und keuschen Reiz. Das blauschwarze Haar küßte, wenn sie die schweren Flechten hinabhängen ließ, die Erde. Als Marheine ihr Kind erwartete, hatte ihr Gatte, wie sie dem Alten erzählte, in liebender Sorgfalt ihr einen kleinen Sessel, zu dem ein paar Stufen hinaufführten, bauen lassen — dort konnte sie mit geringerer Mühe das mächtige Haar strählen und bewältigen. Keine fremde Hand durfte ohne zu schmerzen an das feine Haupt rühren, das fast zu zart für die wogende Fülle war . . .

„Daß ihr so lange nicht hier wart!" sagte Doktor Clemens aus seinen Gedanken. „Nun, da ich dich zuerst nach meinem Besuch in Berlin hier einmal wiedersehe, Marheine, will es mir doppelt unbegreiflich erscheinen. Kaum fünf Jahre war Gert, als ihr fortzogt . . . Ich wette, er fühlt sich hier als ein ganz Fremder."

Die kurze Falte auf Herrn van Riches Stirn vertiefte sich. Er wollte antworten. Bereits aber erwiderte Marheine leicht, doch bestimmt: „In Berlin war für Gert das Gymnasium, alle Möglichkeiten der Ausbildung. Er konnte nicht ruhelos zwischen dort und hier irren, mußte irgendwo wurzeln, wenn auch seinen Vater leider seine Tätigkeit für Wochen oder Monate hierhin zurückzwang."

„Und nicht ein einziges Mal habt ihr den Vetter zu uns begleitet, den doch seine Arbeit so oft herführte!"

Frau van Riche blickte zu dem Gatten und dem Sohn. „Es wird wohl Zeit, nicht wahr?"

„Wenn wir nachher noch den Hauptmann aufsuchen wollen . . ."

Als van Riche sich mit Gert erhob, bemerkte man die leichte Steifheit und Schwäche im Gang. Eine mißlungene Operation in früher Jugend hatte eine Sehne am Fuß verkürzt, so daß ihm für immer die Fähigkeit zu militärischer Tätigkeit genommen war.

Er reichte seiner Frau mit ruhiger Freundlichkeit die Hand. Wie Gert sich dann tief über Marheines schlanke Finger beugte, kam zu dem Alten aufs neue sein Wort von dem jungen Ritter. Zugleich aber schwebte eine fester umrissene Erinnerung durch seine Sinne.

„Der Gralsritter im Dom zu Bamberg — daran mahnt mich dein Kind," sagte er gedämpft zu der Frau.

„Wir wollen hoffen, Vetter, daß er ihm immer gleichen wird," sprach sie ernst.

„Vor allem heißt es jetzt, ein tüchtiger Soldat werden," fuhr sie fort, während die Gestalten in dem blauen Sommerdunst über der Wallstraße verdämmerten. „Wir reisen mit Absicht zunächst ein paar Wochen. Gert soll sich allein eingewöhnen." Indem Frau van Riche diese Worte sprach, sah der Doktor eine harte Entschlossenheit in ihren Zügen.

„Er war noch nie von dir fort?"

Sie schüttelte den Kopf. „Noch keinen einzigen Tag — noch keine einzige Nacht." Es kam ganz schwer, ganz aus der Tiefe.

Ein Sonnenstrahl huschte durch das Fenster, verfing sich in dem leuchtenden Violett von Frau van Riches Kleid, glitt wie suchend über die stolze Gestalt . . .

Er betrachtete sie andächtig. „Weißt du, Marheine, daß du mir fast wie ein geweihtes Gefäß erscheinst, das dem Kampf für das Vaterland ein edles Pfand trug?"

Sie lächelte. „Du mußt es nicht so groß nehmen. Tausende und Millionen haben das gleiche vor mir getan. Für mich freilich ist es etwas Großes. Ich gebe —" Sie brach ab.

Nach einigen Minuten sprach sie ruhig weiter. „Hauptmann Gaffling, der Kommandeur des Telegraphenbataillons, ist ein Jugendfreund Horsts. Als wir in Gerts Wunsch, sich zu stellen, einwilligten, wußten wir gleich, daß er durch die Schwäche seiner Augen für keine andere Truppe fähig war."

Der Alte nickte. „Ich erinnere mich. Er trug schon als junges Kind ein Glas."

„Als ganz junges nicht." Frau van

Digitized by Google

Riches Züge spannten sich. „Die Schwäche der Augen war ein schlimmes Überbleibsel der Masern ... Aber wie ist es, Vetter — treten wir einen Augenblick auf die Straße und beschauen, bis sie zurückkehren, das Städtchen?“

Wie der tiefe Schatten sich über ihr Gesicht deckte, tauchte in dem Doktor die Erinnerung auf: sie war ja damals selbst krank gewesen, und die Hausdame, die junge Witwe eines Beamten — hatte den Kleinen gepflegt — Aufopfernd, wie es zuerst hieß. Aber Frau van Riche hatte, als sie aus dem Bade zurückkehrte, sie sofort entlassen, noch ehe sie sich kurz nachher zur Übersiedelung nach Berlin entschlossen ...

Magisch schimmerte in dem straffen Sonnenlicht am Abschluß der Straße das mächtige grüne Dach des Domes. Es gleißte und funkelte, wie von einer unerfaßbaren, geheimnisvollen Kraft. Als drängten verborgene, wirkende Ströme mit leiser, starker Sprache in das enge, taghafte Leben des Städtchens hinaus... Erzählten sie von dem Großen Karl, der auf dem nahen Richtplatz, wo jetzt nur der schläfrige Ringelreigen der Kinder sich in die warme Nachmittagsluft sang, einst die zweitausend Sachsen hatte hinrichten lassen? Was war es, was dieses altersschwere, grünfunkelnde Dach mit seltsamem Mahnen in die Seele drängte?

Frau van Riche stand einen Augenblick stumm. „Den da hatte ich auch wahrhaftig fast vergessen ... Wahrhaftig,“ wiederholte sie schwer.

„Aber sonst beginnst du dich wieder zu erinnern?“ fragte Doktor Clemens befriedigt und rieb sich die faltigen Hände.

Sie hatte sich zusammengerafft. „Ja, was man so erinnern nennt... Straßen — Häuser ... Es ist wohl kaum mehr viel von allem, was einen da vor dreizehn Jahren grüßte... Und jetzt, Vetter,“ fuhr sie leichter fort, „jetzt ist doch alles gewandelt. Jetzt im Krieg. Er hat doch auch hier wohl die Fledermäuse und all das Nachtzeug fortgescheucht und einen breiten Luftstrom durch die Straßen getrieben.“

Aber indem sie dies sagte, kam etwas Merkwürdiges: ganz greifbar, bildhaft trat ihr in dem engen, altertümlichen Straßenbild ihre eigene Vergangenheit entgegen: die schlanke junge Frau, die da in holder Jugend durch diese Gassen geschritten war — am Arm des Mannes, dem sie sich in heißer Liebe zu eigen gegeben hatte ... Aber zugleich fühlte sie zwischen dieser knospenhaften jungen Frau und sich selbst gar keine Einheit, fühlte nichts, zu dem auch nur eine Brücke führte. Als etwas ganz Fremdes sah sie diese Gestalt, die ihr einem verflossenen Geschlecht anzugehören schien.

Inzwischen sagte der Alte eifrig und vergraben: „Die Fledermäuse, Marheine! Ach, du lieber Himmel! Die flattern hier sogar noch am Tage. Ihr freilich in eurer sonnenhellen Luft werdet sie nicht erblicken ... Sieh,“ unterbrach er sich, „da kommen schon deine lichtfrohen Vögel zurück!“ In dem blauen Sonnendunst tauchten Vater und Sohn auf. Der Alte schickte sich an zu scheiden.

Einen Augenblick schaute er den Gestalten in dem dunkel einhegenden Baumflor der schattenden Allee nach. Die Ehegatten schritten in geschwisterlicher Ruhe dahin, groß und schlank ging Gert neben der Mutter. Ihre Hand hatte sich leicht in seinen Arm gelegt ...

‚Ein edles Blut,‘ dachte der Alte und wandte sich langsam, um wieder in seine Gasse am Fluß, in das große Zimmer im Erdgeschoß mit den vielen vergilbten Dokumenten und den vollgestopften, aufquellenden Spinden einzutauchen ...

„Konntest du dich an den Garten noch ein wenig erinnern?“ fragte Frau van Riche den Sohn, als sie an das Landhaus kamen.

Gert schüttelte den Kopf. „Nein, Mutter, — an nichts. Wie sollte ich auch! Ich war doch erst so hoch, als ich damals hier war.“ Sie lächelte. Ihr Gesicht war leicht und froh.

Mitten in dem Park zwischen dem Rotdorn und dem späten blühenden Flieder-baum stand Gert plötzlich still und faßte Marheines Hand, während van Riche langsam voranging. „Da, Mama — die Geißblattlaube ... da steigt mir etwas auf ...“ Er trat einen Schritt näher an die dicht umwandete, gründunkle Umschlossenheit. „Da hast du einmal gesessen, mein' ich — an dem runden Tisch — die Hände vorm Gesicht — und geweint. Der

Digitized by Google

Vater war wohl verreist und du mit mir allein — kann das wohl sein . . .?"

Zweifelnd blickte er in ihr schönes beherrschtes Gesicht, dann noch einmal in die dicht umwandete, lautlose Umschlossenheit . . . „Da an dem runden Tisch . . ." wiederholte er unsicher.

„Geweint? Dort in der Laube, Gert? Nein, daran kann ich mich gar nicht erinnern."

Marheine hatte sich abgewendet und war zu dem Aufgang getreten, wo van Riche auf sie wartete. Nachdem sie flüchtig zwischen Mann und Sohn die weit ausgedehnte Villa betrachtet hatte, ging sie in ihr Schlafzimmer. Es war der letzte, abseits und ganz in die Parkstille eingebettete Raum.

Sie stieß das Fenster auf und blickte hinaus in die lichtblaue Weite des Himmels. Wie sie sich zur Seite wandte, zuckte sie. Über den niedrigen Obstbäumen, dem Blüten- und Blätterbehang schillerte es grün in der Ferne. Heilig und doch auch wieder unheilig zogen sich geheimnisvolle, schimmernde Fäden von der gleißenden Domfläche. Trug dies grünfunkelnde Licht zu Frau van Riche schlimme Gedanken? Ihr Gesicht war alt und schwer.

Gerts leises Klopfen weckte sie auf.

„Es wäre schön, wenn du uns ein Stück begleiten oder abholen würdest, Mama."

Auch Frau van Riche schien keine Sehnsucht zu spüren, noch weiter stumme Zwiesprache mit dem uralten Vergangenheitsgehäus zu tauschen. Sie wollte den Herren langsam folgen und in der kleinen Bauernstube, die van Riche zu des Sohnes größerer Bequemlichkeit gemietet hatte, warten, bis sie von dem Hauptmann zurückkehrten.

Doch schritt sie vorher noch zu dem Fluß hinüber und betrachtete von der Brücke das Städtchen. Alles, die grüne Patina des Domes, die kleinen rotziegeligen Häuschen, Dächer, Bäume und Sträucher, schwamm in einem blaßblauen wolkenlosen Himmel. Weite sanfte, grüne Flächen, die grasigen Wiesen des Marschlandes, dehnten sich zur anderen Seite.

Unter der Brücke, von den sandigen Dünen der kleinen Insel, die der Fluß hier gebildet hatte, klang ein sanftes Brüllen. Mitten unter der Schar schöner schwarzgefleckter Kühe saßen zwei Melker in blauen Kitteln in dem langen Gras. Nackte Bübchen in Schwimmhosen trabten in der sommerlichen Ruhe neben den Kühen in dem seichten Wasser. In der Ferne hob eine Windmühle ihre Flügel in die unbewegte, klare Luft.

Marheine blickte stumm in die Weite. Es war ihr, als ob in dieser sommerlichen Ruhe, dieser über alles ausgegossenen Bläue, diesem sanften hellen Licht, das Ohr nur spürbar das unheimliche, unterirdische Schüttern vernähme, angstvoller, angstbewegter in die furchtbare Ferne lausche . . . Ihre Augen gingen zu den nackten Bübchen in den roten und blauen Schwimmhöschen. ‚Kinder, wo ist euer Vater?' klang es in ihr.

Und schon hatte sie sich umgewandt und in einer dunklen Pein, in der künftige Stunden wie eine Gegenwart pulsten, den Weg zur Kaserne eingeschlagen. Langsam schritt sie unter den blühenden Lindenbäumen die lange Straße dahin, bis sie fast alle Häuser hinter sich gelassen hatte. Immer freier wurde es; nur Felder reifenden Getreides dehnten sich. Dahinter lag lang hingezogen der Wald, und am Horizont dämmerte blau eine niedrige Hügelkette. Jetzt aber hoben sich schon ganz deutlich dem Wald gegenüber, nur durch die Straße und das breite Kornfeld von ihm getrennt, die niedrigen rotziegeligen Baracken. Marheines Herz zog sich zusammen. Sie unterschied schon das eiserne Tor, den weiten Kasernenhof . . .

Ein paar Schritte vorher kam ihr Herr van Riche entgegen und führte sie zu dem nahen Bauernhäuschen.

„Hauptmann Gaffling war gerade beschäftigt, aber ich denke es wird nicht lange mehr dauern. Du warteſt vielleicht in Gerts Zimmer einen Augenblick."

In dem engen Hausflur stand die Wirtsfrau und brachte Frau van Riche in die kleine, weißgekalkte Stube.

„Die Herrschaften müssen vorlieb nehmen. Ich sagte es schon dem Herrn . . . es ist wohl der Herr Bruder?"

„Nein, mein Mann — wir wollen unsern Sohn herbringen."

„Ach so! . . . Ja, wenn die gnädige Frau Platz nehmen wollen . . ." Sie zog einen der Stühle heran und wischte ihn mit der weißen Schürze ab. „Oder viel-

Digitized by Google

leicht lieber im Garten?" Sie sah das umflorte Gesicht. „Wohl der einzige Sohn, nicht wahr? Ich dacht es mir ... Ja, es ist gewiß schrecklich für die gnädige Frau, aber der liebe Gott wird es gütig fügen und den jungen Herrn gesund wiederkommen lassen ... Und man muß immer zufrieden sein, nicht wahr? Die gnädige Frau hat doch den Herrn Gemahl, der so schön sorgt. Wenn man denkt, wie so manches armes Witweib sein einziges Kind jetzt hergeben muß ..." Kopfschüttelnd und etwas umständlich ging sie hinaus.

Marheine saß unbeweglich, den Blick durch das kleine Fenster auf die blühenden Felder draußen gerichtet ... Sie hörte der Wirtin Wort: „Die gnädige Frau hat doch den Herrn Gemahl ..." In ihrem Kopfe ging das Bild ihres Lebens ... In ihrem Kopfe ging, wie sie sich in ihrem Kinde ein Leben erbaut, gezimmert hatte ...

Sie stand hastig auf. Ihre Augen glitten noch einmal prüfend über den kleinen, weißgekalkten Raum, den bisher wohl die Wirtsleute selbst benutzt hatten. Es war nichts Überflüssiges hier, aber doch wohl alles für Gert Notwendige: ein Armstuhl, der Tisch, ein kleines Sofa — das schiefe Schreibpult — in der Ecke eine Wäschekommode. Über dem schmalen, sauber gedeckten Bett hing unter Glas in braunem Holzrahmen ein getrockneter Feldblumenkranz um einen Spruch. Frau van Riche blickte flüchtig hin und las:

Zum Andenken an unsere Tochter Marie,
geb. den 7. September 1907,
gest. den 18. September 1907,
Was ich tue, das wißt ihr jetzt nicht. Ihr werdet es aber hernach erfahren. (Joh. 13.7.)

„Ihr werdet es aber hernach erfahren ..." wiederholte sie halblaut. Grübelnd stand sie vor dem getrockneten Feldblumenkranz auf der weißgekalkten Wand ... Ein tiefer Seufzer hob ihre Brust ...

Ihre Augen gingen hinüber zu den niedrigen rotziegeligen Häuschen, die da stumm am Walde zwischen den goldgelben Getreidefeldern ruhten. — — —

Eine Stunde später saß Frau van Riche mit Mann und Sohn in der zierlichen Vorhalle des Landhauses um den weißgedeckten Teetisch. Zwischen den schlanken Säulen sah man den breiten, langsam sich senkenden Rasenplatz in der Nachmittagssonne. Grün dämmerte es von den dichten Baumkronen hinunter. Aus den Büschen hörte man lang hingezogen den Amselschlag.

Morgen bereits sollte Gert eintreten — alle Einzelheiten waren besprochen. Jetzt schob er die Teetasse zurück, lehnte sich nachsinnend in den Korbsessel. Verirrte Funken des leisen Sonnensprühens auf der weiten Rasenfläche schienen in diesen jungen Augen zu tanzen.

Und mit einemmal faßten seine Hände die Hände der Eltern zu seinen beiden Seiten. Dankbar und selig blickte er sie an. „Und ihr könnt mich begreifen, nicht wahr? Ihr versteht, daß ich glücklich bin?"

Wie diese strahlenden jungen Augen von dem einen zu dem andern gingen, diese schlanken Jünglingshände die Hände der beiden bewegt festhielten, war es als ob seine Zärtlichkeit wie eine tragende, bindende Welle sich um beide schlänge.

„Ihr versteht, daß ich glücklich bin?"

Marheine nickte langsam. Eine bläulich schimmernde Krone lag die blauschwarze Flechte über dem stolzen Kopf. Sie stand auf, um ihre Bewegung zu verbergen. Wie sie in der sinkenden Sonne auf dem Kiesweg um den sich neigenden Rasenplatz schritt, stieg jene Stunde vor ihr auf, da der Entschluß in ihr fest geworden war, Gerts Wunsch zu willfahren. Sie dachte an den Moment, da sie in dem führenden fremdländischen Blatt gelesen hatte: „Deutschland soll gedemütigt werden." Dachte wie sie da jäh selbst gefühlt hatte, daß ihr das Blut in den Kopf schoß ...

Sie hörte den Kies knirschen. Ihr Gatte stand neben ihr. Halblaut fragte er: „Und es soll dabei bleiben, Marheine, daß wir ihn zunächst allein lassen, nicht wahr? Du meinst, es ist doch besser?" Sie hörte das Zittern in van Riches Stimme, aber sie ließ den eigenen Wunsch gar nicht mehr erwarmen. Ganz fest sagte sie: „Gewiß — es bleibt dabei — er muß zunächst allein sein."

Noch eine Nacht fühlte Marheine ihn dann als ihr Kind in ihrer Welt der weißen Geborgenheit. Hell und froh, eines Kindes Gesicht, leuchtete sein Antlitz ihr in der Frühe am Morgentisch entgegen ... Dann rannten die Stunden, rieselten ihr dahin zwischen den Händen. Und Marheine spürte, wie ihr das Eigenste, das Fest-Besessene

Digitized by Google

schon entschwand, während es in holder Wärme noch neben ihr atmete, während sein Hauch ihre Wangen streifte . . .

Am Spätnachmittag sagte er ihnen Lebewohl. Zärtlich lehnte er den jungen Kopf an der Mutter Schulter, faßte des Vaters Hände. Aber es war eine zerstreute Zärtlichkeit. Seine Gedanken waren unruhig und erwartend bei dem Künftigen.

Marheine blickte ihm vom Balkon am Wall nach, wie er die dunkelschattende Allee entlang schritt. Jede Linie, jede Kontur preßte sich in ihre Augen — der vornehm geschnittene Kopf, die kleinen, schmalen Ohren, der freie Gang, der Duft von Jugend und froher Anmut, der ihn umfloß. Und in ihr sprach es: ‚So wie er geht, werde ich ihn nie wiedersehen. So wie er ist, kommt er nie wieder zurück.‘

Gegen Abend gingen sie die Lindenallee zur Kaserne hinunter. Aber sie strichen vergeblich an dem eisernen Gitter entlang, um einen Schatten der geliebten Gestalt zu erspüren. Zuweilen klang ein Aufkreischen aus den geöffneten Fenstern. Dann wurde es wieder still. Nur ein paar stämmige Unteroffiziere kamen in flottem Schritt heraus, streiften die Zigarrenasche an den Lindenstämmen ab und nahmen hurtig den Weg zum Städtchen.

Eine tiefe Mutlosigkeit kam über Marheine, während sie stumm auf- und abwanderten. Unmerklich hatte sich der Abend tiefer gesenkt. Lautlos ruhten die Felder — nur das sommerliche Surren und Zirpen tönte. In der Ferne hob sich dunkel der Wald.

Jetzt wurde das schwere eiserne Tor geschlossen. Breit und weiß lag der Kasernenhof in dem dämmernden Licht, um ihn herum die niedrigen rotziegeligen Baracken.

Wieder tönte ein wüstes Aufkreischen aus einem der hinteren Fenster, dann ein dumpfes Geräusch ineinanderschlagender, verworrener Stimmen . . .

Marheine stand reglos. Dort in den niedrigen rotziegeligen Häuschen war er — unter Fremden — in einer Welt voll Plumpheit und Roheit . . .

Sie hörte neben sich sprechen: „Komm, Marheine — es ist spät. Ich denke, wir gehen nach Hause . . .“

Es war ihres Mannes Stimme. Etwas Weiches und Wundes war in ihr.

Nie erinnerte sich Frau van Riche später, wie sie an diesem Abend nach Hause gekommen war. Sie wußte nur, daß sie ganz körperhaft unter den duftenden Lindenbäumen zwischen sich und van Riche einen feinen Knabenkörper in weißer Bluse, den hellen Kopf sehr gerade auf den schlanken Schultern, erblickt hatte: Gert, wie er Jahr um Jahr, viele Jahre, zwischen ihnen gegangen war, und wie sie ihn nun auf dem langen, dunklen Heimweg ganz deutlich zu sehen meinte . . .

Am folgenden Tage schon mußte Herr van Riche in einer drängenden Angelegenheit nach dem Bergwerk fahren. Doktor Clemens hatte mit ihnen gespeist und van Riche zum Bahnhof das Geleit gegeben. Marheine hatte es wohltuend empfunden, wieder in des Vetters mächtige, helle Augen zu schauen, die alle Kraft des vertrockneten Gesichtes aufgetrunken zu haben schienen — wieder seine gütige Stimme zu hören. Sie erinnerte sich, wie sie als Mädchen manche Sorge vor diese Augen gebreitet hatte und von den Schätzen seiner Weisheit beschenkt worden war. Das war ihr heute eine ferne Vergangenheit, aber immerhin freute sie sich der wie zeitlosen Gestalt, die auf die irdischen Dinge in ihrer Buntheit wie vom anderen Ufer mit stillen und gelassenen Gedanken schaute.

Schon in den Spätnachmittagsstunden wollte Marheine nach Hannover. Es schien sie nicht zu gelüsten, in den weiten Räumen des Landhauses, in denen noch gestern der Klang einer hellen Stimme ein warmes Leben entzündet hatte, allein zu bleiben. Nur flüchtig ging sie vorher noch einmal umher, um hier und da etwas zu ordnen. Von den Vorratsräumen stieg sie in die Bodenkammern, wo neben einigen nützlichen und noch brauchbaren Gegenständen allerhand Gerümpel und Kram sich aufgestaut hatte. Ihre großgezeichneten Brauen zogen sich zusammen — es war ihr alles fremd und doch noch gut bekannt . . . Gleichgültig betrachtete sie den verbogenen, alten Herd, die riesige vollgestopfte Holzkiste, die da wohl seit über einem Jahrzehnt Zwiesprache hielten. Von draußen lachte durch die kleine Fensterluke der satte blaue Junihimmel hinein. Unzählige Sonnenstäubchen wirbelten in der dicken warmen Luft . . .

Mit einemmal wurde Marheines finster gleichgültiger Blick gespannt . . . Ihre

Digitized by Google

Augen hefteten sich auf einen schmalen, seltsamen Sessel, der da eingepferchт neben dem alten Herd stand. Kein Kinderstühlchen war es — für einen Erwachsenen mußte er bestimmt sein; an einen verblichenen Thronsessel gemahnte er mit den drei Stufen, die zu ihm hinaufführten, den grünledernen Rücken- und Seitenpolstern ...

Mehr gezogen und gezwungen als in freiem Willen trat Marheine zu dem kleinen Sessel, stieg die drei Stufen empor und ließ düster sinnend, den Rücken gegen das brüchige Lederpolster gestützt, die Finger langsam über die schmalen Seitenlehnen gehen ... Etwas sehr Holdes und Liebes mußte in ihrer Erinnerung mit diesem alten hochgebauten Sesselchen verbunden sein. Aber ihre Augen glitten in einem jäh erweckten, namenlosen Gram an dem schmalen Sitz hinunter, ihrem „Thronsesselchen", wie sie es früher genannt hatte... Hier hatte sie an jedem Morgen mit dem Kinde in ihrem Schoß gesessen — eingehüllt in die blauschwarze Flut ihres schweren Haares, tiefer eingehüllt in die bergende, hegende Flut seiner Liebe, die ihr diesen kleinen Königsthron geschaffen hatte ...

Und jäh hatte die Erinnerung, die sie gebändigt hatte, um in Gerts Nähe zu bleiben, überwältigend ihre geisterhaften Hände ausgestreckt. Den Arm auf die Lehne gestützt, den Kopf tief in die Hand vergraben, saß sie unbeweglich ... Bild auf Bild jagte sich in ihr ...

Sie sah die blonde, volle Frau mit der vollendeten Gestalt, der eigentümlichen Ruhe in den Bewegungen, sie sah das regelmäßige Gesicht mit der mattglänzenden Haut, den zitternden Wimpern ... Sie glaubte wieder diese Ruhe und Haltung zu sehen, unter der in leisem Atmen eine beherrschte, sinnliche Aufmerksamkeit bebte... Jagend fuhren die Erinnerungen durch ihren aufgepeitschten Sinn: wie sie damals als frohe Überraschung für den geliebten Mann, endlich wieder ganz gesund, verfrüht und unerwartet aus dem Bade zurückkehrte — wie der erste dumpf verständnislose Verdacht durch eine plumpe Zufälligkeit in ihr erwachte — wie dann in wenigen Tagen, weil Horsts große, nie wirklich erloschene Liebe zu ihr zu dauerndem Verbergen ihn unfähig machte, aus diesem dumpfen Verdacht Gewißheit wurde.....

Draußen hatte die Junisonne schon ihre pralle Kraft verloren, und noch immer ruhte Frau van Riche in dem Sessel, das Gesicht von der Hand verschlossen. Jetzt blickte sie in unstetem Erwachen um sich. Irr gingen ihre Augen durch die warme Luft der Bodenkammer, wo die Sonnenstäubchen wie kleine Lebewesen tanzten. Durch die enge Fensterluke schillerte das breite grüne Domdach. Ein Zucken faßte Marheine. Aufpeitschend wie das tückische Gleißen eines hinterlistigen Gnoms hatte dies dämonische Funkeln in jenen zukunftslosen Tagen, da die schattendste Umschlossenheit ihr Zuflucht war, sich in ihre müden, toten Augen gedrängt.

Jäh erhob sie sich. Die schwere Flechte hatte sich gelöst, streifte über das verblichene Leder. Sie packte sie heftig, als ob sie etwas Unreines berührt habe. Hastig stieg sie die drei Stufen hinunter und raffte mit schneller Bewegung das Haar zusammen. Arm und verstoßen stand der kleine Stuhl... Marheines Lippen verzogen sich verächtlich. ‚Das Thronsesselchen, von dem man mich hinabzerrte ...'

Dann richtete sie sich hoch auf. Nur nicht in diese fremden, gewesenen Dinge Lebensblut verspritzen ... Man hatte sich ja das neue, das andere Leben mit stillen, kühlen Händen gebaut ... Wie verwüstet war das schöne Gesicht, als sie hinunter in das Speisezimmer trat und die nötigen Befehle für die Abreise gab — — —

⁂ ⁂ ⁂

In der gleichen Stunde, da Frau van Riche in der staubigen, dicken Luft der Bodenkammer, das Gesicht in die zitternden Hände gestoßen, sich in dem kleinen Sessel krümmte, fuhr ihr Gatte durch die im Sonnenlichte rotglühende Heide dem Bergwerk zu. Verwundete, die das nahe Lazarett aufsuchten, waren zu ihm eingestiegen, und er hatte mit ihnen in seiner warmen Art gesprochen. Später zog er die Ledermappe heraus, um notwendige Notizen, wichtige Vorarbeiten für seine nächste parlamentarische Tätigkeit zu beginnen. Aber die Sammlung fehlte. Immer wieder blickte er zwischendurch mit zusammengezogenen Brauen in das flirrende Blühen draußen. Tief grub sich die kurze, schwere Falte in seiner Stirn. Schließlich schob er unmutig die Papiere in die Mappe

Digitized by Google

Bildnis

Gemälde von Julio Romero de Torres

Digitized by Google

Digitized by Google

und lehnte sich in die Polster zurück, um zu schlummern.

Aber es wollte nicht gelingen. Als ob die nahe Wirklichkeit Fäden zu ihm gezogen hätte, erblickte er Marheine, die er nun nach über zwölf Jahren zum ersten Male wieder durch diese stillen Straßen, in diesem in die rote Heide eingebetteten Städtchen hatte schreiten sehen, plötzlich ganz greifbar vor sich in dem hochgebauten Sessel, zu dem die schmalen, steilen Stufen emporführten. Aber die er sah, war eine andere, als die dort zusammengesunken ruhte. Er schaute die ganz junge Marheine, wie er sie in dem hochgebauten Stühlchen einst an einem frohen Morgen gefunden hatte ... Leis hatte er, da sie noch beim Ankleiden war, an die Tapetentür gepocht und war eingetreten. Da saß sie in dem kleinen Sessel, eingehüllt in den Mantel des wallenden reichen Haares. Wie sie ihn erblickte, hatte sie sich freudig erhoben und ihm sehnsüchtig die weißen Hände entgegengestreckt. Er erinnerte sich noch des Adels und der Anmut in der einfachen Gebärde. Stürmend war er zu ihr geeilt, hatte vor ihr gekniet und sie umfangen, hatte geborgen in der reinen und traulichen Wärme dieser Arme geruht ... Spürbar schlug durch sein Erinnern der starke, wonnige Duft der blauschwarzen Flut ... Damals hatte er das Wort von dem „Königsthron" gesprochen ... Eine Fürstin war sie ihm in ihrer schlanken, reinen Würde erschienen und das junge Kind, *sein* Kind, das in diesem holden Schoß wachsen durfte, ein Prinzenkind ...

Der Schlaf, der dies Bild hätte ertränken können, wollte nicht kommen. Wohl aber stieg aus tiefen, schlimmen Schachten in van Riche auf, was er so oft durchdacht, in quälendem, schuldbeladenem Grübeln so sehr bis ins letzte zersetzt hatte, daß es durch Jahre abgestorben in ihm wie ein Totgedachtes, leer und wesenlos, geruht hatte. In jeder Faser hatte er, aufstöhnend unter der eigenen Schuld, die sein Leben zerbrochen hatte, wieder, immer wieder zergliedert, wie es nur möglich, möglich gewesen war, daß das Letzte, Unterste, Dunkelste für Tage und Nächte zur Gewalt in ihm geworden war. Wie er dem Weibe, das ihn in der wochenlangen Einsamkeit in begehrendem Verlangen umgeben, die Stunde erharrend, da er am schwächsten war, unterliegen konnte ...

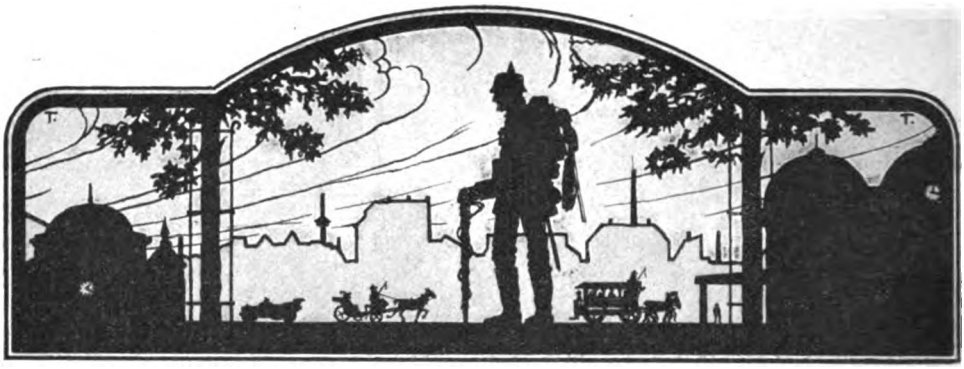
Wie war es nur denkbar, daß diese schwüle, sinnliche Blondine mit den zitternden Wimpern, dem kaum merkbaren Zug um den warmen Mund, immer vermummt in eine tadellose Haltung, ihn, der dieser Wünsche zuerst nur halb unbewußt und belästigt gelächelt hatte, zu sich hinabgezogen hatte, während er doch schon zugleich einen langsamen Ekel in sich aufsteigen fühlte? Wie konnte geschehen, was seit lange, ein kaum Gefühltes, wesenlos hinter ihm lag? Wie konnte geschehen, was nie leises Ereignis für ihn gewesen und doch in seinen Folgen furchtbares und schwerstes Erlebnis geworden war?

Die Furche in van Riches Stirn grub sich tief. Als ob sich wegwischen ließe, was je war! Er dachte an Marheine — wie sie damals mit starr gewordener Hand ihrer beider Leben in die neuen, kühlen Wege geführt hatte. Und aus seinem düstern Sinn kam, daß es ja richtig gewesen. Er hatte doch Marheine gekannt — fürstenhaft und unfähig an die unreine Erde zu rühren. Wie konnte die kristallne Flut von Tang und Sumpfgewächs wissen! Als einem plötzlich ganz Fernen mit fremder Kälte stand sie ihm gegenüber. Und er, zerbrochen von Schuld, daß das Dumpfe, Schwüle ihn mit kriechender Hand zu sich gezogen hatte, als ihre holde, keusche Nähe fehlte: er hatte nicht mehr gewagt, in das Leben der Liebsten, die er zerbrochen hatte, hineinzugreifen. Um des Kindes, des Sohnes willen, bestimmte sie, sollte alles nach außen bleiben, wie es gewesen war ...

Gewiß — sie mochte zuerst furchtbar gelitten haben. Aber mit freundschaftlicher Kühle hatte sie dann die Jahre neben ihm gelebt. Horst van Riche hatte seine Arbeit, seine Pläne — er hatte seine Pflichten, seine lebensvolle, starke Tätigkeit. Aber was Einsamkeit des Herzens und Fremdheit war, hatten, bis der Sohn ihm mählich heranreifte, ihn diese Zeiten neben der Frau, die seine Liebe immer noch wie ein erdferner Mondenschein umfloß, gelehrt.

Der Mann blickte düster hinaus auf die rot in der Sommersonne flirrende Heide. Der Glanz und der Duft des Lebens waren für ihn eingesargt. (Schluß folgt)

Digitized by Google



Das deutsche Herz in Feldgrau

Von Walter von Molo

Gestern ging das deutsche Herz eine Viertelstunde zwischen dem Fernbahnhof und dem Vorortbahnhof in Feldgrau spazieren. Ich sah's: Es hatte die Gestalt eines kaum achtzehnjährigen Infanteristen angenommen, der aus dem Felde kam. Schlank, mit bartlosem Antlitz. Erdfarben die Uniform, zerdrückt, zerknittert, verwittert, zerlegen. Sonderbar braune Flecke zeigten die Röhren der formlosen Hose. Darüber sah, aus dem Gewirre der Bepackung, dem Riemengekreuze, den Patronentaschen, der elektrischen Brustlaterne und dem überhohen Tornister, das Antlitz des deutschen Herzens heraus: Ewig jung, die Haut braungebeizt und windzersprengt, Augen ganz weltentfernt, ernsthaft verspielt, voll Eichendorff, voll von Jean Paul. Wie eine steif gewordene Zipfelmütze saß, gerade und spitz, die Pickelhaube, samt ihrem verregneten, verzogenen Tuchüberzug; um das Kinn lag, scharf angezogen, kampfgewöhnt, die Schuppenkette. Neben den verträumten Beinen marschierte ein sorgsam behüteter, sonderbarer Knotenstock, aus Frankreichs oder Rußlands Wäldern, mit. Der Knotenstock war prächtig: entsetzlich dick am Ende, braun, glänzend, wild buckelig, und ein Wunder war dran: ein Ästlein war vom obersten Ende zum Stock hinabgebogen und mit seinem Schwänzlein drumgeschlungen, daß man den Knotenstock, der jederzeit zu knospen fähig schien, wie einen Pallasch halten konnte. Das feldgraue Herz zog unschlüssig im Kreise herum, da sah ich Neues an ihm; zwei mächtig genagelte Stiefelsohlen verschränkten sich, mit all der Romantik vergangener Landstraßen- und Handwerksburschenidyllen, behäbig lächelnd auf dem Tornister. Baumelnd hing zwischen ihnen eine Geige mit dem Fiedelbogen herab. Drunter klopften zwei Pakete, für Muttern, aneinander. Sonderbar gelöst bummelte das deutsche Herz in der Infanteristenverkleidung, vergnüglich, wie nach der Melodie aus einem Dorfkrug, der nahe dem Lindenbaum, dem Tor und dem Brünnlein liegt, zur Ankunftshalle des Fernbahnhofs. Dort war nichts. Wendung, den Stecken geschwenkt, das verkratzte Bajonett klapperte an die Trinkschale, es ging zur Abfahrtseite. Da war wieder nichts. Jetzt ging's zum Vorortbahnhof; am Regenhimmel war ein blauer Fleck voll Rührung: Das deutsche Herz stieg in den falschen Zug. Es kroch, gemächlich lärmend, neuerlich auf den Bahnsteig und geriet in den richtigen Zug und saß beim Fenster nieder. Scharf war die Schuppenkette der Pickelhaube angezogen, doch als der Zug abfuhr, lag unterm halboffenen Parzival-Mund die gelblackierte Fiedel eingeklemmt, und der Bogen strich drüber, und das Herz lachte, weinte und jauchzte, und es war wunderschön, zum Lächeln und zum Weinen lieb, als das deutsche Herz in Feldgrau durch den Frühlingsregen heimwärtsfuhr, und alles war wie immer schon, als man noch wanderte, die Ballonmütze und das Ränzel auf dem Rücken, den Knotenstock in der Hand, als man noch in der Postkutsche fuhr und der Postillon blies seine Weisen; der fahrplanmäßige Zug störte kein bißchen.

Digitized by Google

Der amerikanische Unabhängigkeitskrieg

Eine Weltkrisis des 18. Jahrhunderts

Von Professor Dr. Hermann Oncken in Heidelberg

Die Deutschen kämpfen heute gegen die Macht Englands, das sich an die Spitze einer Riesenkoalition gegen uns gestellt hat. Aber wir haben das dumpfe Gefühl, daß wir noch darüber hinaus einem unsichtbaren Gegner gegenüberstehen: der angelsächsischen Welt im ganzen. Auch wenn wir nur ihrer einen Hälfte im offnen Felde begegnen, in Flandern und auf der Nordsee, an den Dardanellen und am Suezkanal, am Tigris und in der afrikanischen Kolonialwelt, so wissen wir, daß ihre andere Hälfte nur in formeller Neutralität verharrt. Die ganze angelsächsische Welt scheint geeint in ihren innersten Sympathien und in ihrer politischen Denkweise, in ihrem wirtschaftlichen Zusammenwirken und manchmal sogar in ihren diplomatischen Aktionen. Und in dieser Gemeinsamkeit liegt im Augenblick vielleicht der stärkste Block, der sich der Vollendung unseres Sieges und dem Weltfrieden entgegenstellt.

Von dieser Mächtegruppierung der Gegenwart aus gesehen, scheint heute kein Ereignis weiter von uns zurückzuliegen, als jene weltgeschichtliche Bewegung, in der diese angelsächsische Welt sich vor mehr als hundert Jahren gespalten hat — auch in einem Weltkriege, der zwar nicht die Ausdehnung des heutigen erreicht, aber doch von unendlicher Bedeutung für die Zukunft der Menschheit geworden ist. Jeder Schritt, den wir vorwärts tun, erleuchtet auch die Vergangenheit: haben die Ereignisse des amerikanischen Befreiungskrieges den Deutschen von heute etwas Neues zu sagen? Erscheinen die Dinge von damals dem erweiterten Welthorizont unseres Volkes heute in realistischerem Lichte?

* * *

Während eines Weltkrieges, den wir nach seinem europäischen Schauplatz den Siebenjährigen Krieg nennen, war die Entscheidung darüber gefallen, ob der nordamerikanische Kontinent der englischen Macht und Kultur, den Völkern germanischer Rasse, oder der französischen Macht und Kultur, den Völkern romanischer Rasse zufallen solle; und das Schwert Friedrichs des Großen trug dazu bei, daß den Franzosen mit Kanada zugleich unabsehbare Zukunftsmöglichkeiten verloren gingen. Die Franzosen mochten damals die im Jahre 1763 besiegelte Niederlage nicht in ihrer vollen Schwere empfinden, wie sie sich heute von höherer weltgeschichtlicher Warte aus uns darstellt.

Aber gerade die Niederlage Frankreichs schließt in ihrem innersten Kern einen merkwürdigen Rückschlag für den Sieger in sich. Der Sieg Englands sollte verhängnisvoll für den dauernden Besitz seiner Kolonien werden. In jenem Kriege war auch das militärische und politische Selbstgefühl seiner Kolonialen gewachsen, die bisher isolierten Gebiete hatten zum erstenmal eine organische Verbindung untereinander angebahnt; und während die englische Regierung einen Teil der Schuldenlast, die eine Folge des Krieges war, auf die Kolonialen abzuwälzen suchte, hatten diese das Mutterland — nachdem der Gegner beseitigt war, der sie zusammengehalten hatte! — längst nicht mehr so nötig wie vordem. Als politisches Individuum mit bewußterem Eigenwillen trat hinfort die Kolonialwelt dem Mutterlande gegenüber: auf wirtschaftlichem Gebiete stieß man zuerst, auf konstitutionellem Gebiete bald noch viel grundsätzlicher aufeinander.

Das englische System sah, nach den merkantilistischen Grundsätzen des Jahrhunderts, in den Kolonien nur Gebiete, aus denen das Mutterland vor allen Dingen Nutzen für sich selber ziehen müsse. Daher wünschte man nicht das Aufkommen gewerblicher Selbständigkeit jenseits des Meeres, sondern betrachtete die Kolonialen als die dankbaren Abnehmer der mutterländischen Industrieproduktion (und keiner anderen!) und daneben als die Rohstofflieferanten für das Mutterland (und zwar ausschließlich für dieses!). Das war eine wirtschaftliche Arbeitsteilung, welche die Kolonialen in der Rolle eines reinen Agrarlandes, eines dienenden Gliedes festhielt, und ausschließlich dem Interesse der anderen Seite zugute kam. Diese künstliche Verlängerung wirtschaftlicher Unselbständigkeit stimmte schlecht zusammen mit dem Selbständigkeitsdrange eines jungen Volkes, das in der Neuen Welt von keinem Gefühl so durchdrungen war, als von dem Stolze, auf eigenen Füßen zu stehen. Es kam hinzu, daß die englische Regierung damals versuchte, die Kolonien — und das lag im Gesamtinteresse — zu der Reichsverteidigung und den Reichslasten heranzuziehen, sie der eigenen Zollgesetzgebung zu unterwerfen und neue Steuern von ihnen zu verlangen.

Man kann gewiß nicht sagen, daß diese Steuerforderungen an sich durch ihre Höhe unbillig oder gar unerträglich gewesen wären; das gilt weder von dem Stempelsteuergesetz von 1765, noch von der Teesteuer, über die es schließlich zum Bruche kam. Der Widerstand der Amerikaner war auch nicht in erster Linie wirtschaftlicher, sondern vielmehr grundsätzlicher, konstitutioneller Natur, und drehte

Digitized by Google

sich um die Frage: hat die Gesetzgebung des Mutterlandes das Recht, die Kolonien zu besteuern? Das war eine Frage der englischen Verfassung. Die Engländer erklärten, das Parlament sei die gesetzmäßige Vertretung aller Engländer, auch derjenigen, die in die Kolonien ausgewandert seien. Die Amerikaner aber stellten den Satz auf: no taxation without representation, keine Besteuerung ohne Vertretung im Parlament. Es handelte sich also in diesem Stadium um eine Frage des parlamentarischen Systems, nicht etwa, wie der Unkundige vielleicht annehmen möchte, um den Gegensatz von Monarchie (die in der englischen Parlamentsverfassung nicht viel mehr als einen äußeren Schein bedeutete) und Republik (deren theoretisches Ideal den Amerikanern zunächst ganz fern lag). Entscheidend war vielmehr, daß sich der Repräsentativgedanke auf beiden Seiten des Ozeans ganz verschieden entwickelt hatte. Die längst unbeweglich gewordene aristokratische Verfassung Englands kannte nur das Wahlrecht einer ganz dünnen Oberschicht und nur die Vertretung der von alters her historisch berechtigten Bezirke; sie spiegelte eher die soziale Struktur des Landes im 16. Jahrhundert wieder als die im 18. Jahrhundert und kannte beispielsweise eine Vertretung der neuen Fabrikstädte Birmingham und Manchester ebensowenig, wie sie etwa den Städten New York und Philadelphia Stimmen zugebilligt haben würde. Dagegen waren die gesetzgebenden Körperschaften in den amerikanischen Kolonien wirkliche Vertretungen der Gesamtheit der Kolonisten, der lebendige Ausdruck einer rasch wachsenden Volksgemeinschaft, die in den gemeinsamen Angelegenheiten von Mutterland und Kolonien nunmehr auch im Londoner Parlament zu Worte zu kommen beanspruchte.

Damit kommen wir zu dem Kern des Gegensatzes, der nicht gelöst werden konnte, wenn sich der politische Körper Englands nicht selber von Grund aus verwandelte. Dem aristokratischen England der Heimat war ein demokratisches England der Ausgewanderten gegenübergetreten. Alles was in den politischen und religiösen Krisen des 17. Jahrhunderts das Vaterland hatte verlassen müssen, war hier zu einer neuen, von eigenen Idealen getragenen Gemeinschaft zusammengewachsen. Es waren die Puritaner, die Kongregationalisten, die Quäker und andere Sektierer: sie gaben den Ton an und bestimmten das geistige Leben der Kolonialen; es waren auch die Enkel der Kavaliere und Katholiken, die in den Zeiten der Republik oder der zweiten Revolution hatten flüchten müssen; es waren ferner Hugenotten aus Frankreich und den Niederlanden, Deutsche vom Niederrhein und aus der Pfalz, Täufer, Mennoniten, religiöse Idealisten, wie jener Franz Daniel Pastorius aus Windsheim, der im Gefolge William Penns die Stadt Germantown bei Philadelphia begründete. Allen diesen Menschen, die um eines religiös-politischen Dissentertums willen ein neues Heim gesucht hatten, war der Unabhängigkeitssinn gemein. Also war auf amerikanischem Boden eine neuartige Auffassung vom Staate und seinen Aufgaben, vom Individuum und seinen Rechten erwachsen, aus religiöser Wurzel entsprossen, von naturrechtlichen Anschauungen durchtränkt, den besonderen Lebensbedingungen des Neulandes angepaßt. Es war eine „neue Welt" politischer Ideen, die sich hier erhob und von dem aristokratischen ancien régime Großbritanniens Anerkennung und Gleichberechtigung verlangte — oder die Trennung.

Damals war das Angelsachsentum auf beiden Seiten des Ozeans in zwei innerlich getrennte Sphären auseinandergewachsen, die nach dem ersten Zusammenprall auch äußerlich sich voneinander trennen mußten, und in den ersten Menschenaltern nach der Trennung sich immer weiter von einander fortentwickelten, bis sie einen fast entgegengesetzten Typus der Gattung darstellten. Heute aber können wir auf den meisten Gebieten des Lebens eine vollkommene Rückbildung beobachten. Die fortschreitende Demokratisierung Englands, die Amerikanisierung seiner Lebensgewohnheiten, wie man sie zum Beispiel in der Presse beobachtet, der gleichmachende Einfluß des Wirtschaftslebens auf der einen Seite, und auf der anderen Seite die analoge Klassenbildung in Amerika, die Abhängigkeit vom englischen Denken und von englischer Literatur: eine Unmenge von Motiven wirkt zusammen, um die beiden Hälften der angelsächsischen Welt in der Gegenwart einander wieder ähnlicher zu machen. Sie empfinden heute das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit (in der für die Angloamerikaner drüben auch die Tatsache ihrer geistigen und sozialen Führerrolle oberhalb der übrigen Eingewanderten beschlossen liegt) lebendiger als je, sie verstehen sich gegenseitig am besten, weil ihre Ideale zum guten Teile auf verwandtem Grunde erwachsen sind, und sie wissen, daß dieses Zusammenhalten auch in der Zukunft der Weltentwicklung für beide Teile eine unersetzliche Bedeutung haben kann.

In diesem Zusammengehörigkeitsgefühl, das durch dauernde und vorübergehende wirtschaftliche Interessengemeinschaften und materielle Rücksichten aller Art verstärkt wird, liegt der tiefste Grund für eine Parteinahme im Weltkriege, die manchem Deutschen eine bittere Überraschung und für die Deutschamerikaner eine schwere Gewissensnot geworden ist.

⁂ ⁂ ⁂

Wie ist es nun den Kolonialen von 1775 gelungen, in der damaligen Weltkrisis ihre Unabhängigkeit gegen das Mutterland durchzukämpfen, weshalb vermochten sie, was ein Jahrhundert später den Buren versagt blieb?

Der Anfang war den Amerikanern keineswegs günstig. Sobald ein britisches Heer auf Long Island gelandet war, mußte Washington New York aufgeben, das bis zum

Digitized by Google

Ausgang des Krieges von den Engländern gehalten wurde. Die an Zahl geringen und ungeübten kolonialen Milizen waren an sich dem englischen Berufsheer weit unterlegen, und schon im Dezember 1776 schrieb Washington besorgt: „Wenn nicht jeder Nerv angespannt wird, um mit größter Schnelligkeit ein neues Heer anzuwerben, so glaube ich, ist das Spiel aus; the game is pretty near up.“ Erst sein Übergang über den Delaware stellt die gefährdete Lage wieder her, und die im Oktober 1777 bei Saratoga erfolgte Kapitulation einer englischen Heeresabteilung unter Bourgoyne, die von Kanada kommend, von den Hinterwäldlern Neuenglands eingeschlossen wurde und weder vorwärts noch rückwärts konnte (dem Schicksal des Heeres unter Townshend bei Kut el Amara vergleichbar), war ein Erfolg von weitreichender moralischer Wirkung, der vor allem Frankreichs Haltung entschied.

Die französische Regierung hatte seit 1763 die Revanche nicht aus den Augen verloren, die wachsende Unzufriedenheit der Kolonialen aufmerksam verfolgt und ihre Unabhängigkeitserklärung mit tiefer Befriedigung aufgenommen. Idealismus und Interesse wirkten zusammen, um zunächst die einzelnen, wie den neunzehnjährigen Marquis de Lafayette, und schließlich die Regierung, auf die Seite der Rebellen zu treiben. Dieselben Gedanken, die drüben Wirklichkeit gewannen, waren längst im französischen Geistesleben zu einem Gärungselemente geworden. In dieser gebildeten und verwöhnten Pariser Gesellschaft, die sich an Rousseau und der Rückkehr zur Natur entzückte, erschien der amerikanische Gesandte Benjamin Franklin, der Quäker im schwarzen Hut und Rock, mit seiner rationalistischen Aufgeklärtheit und seinem bürgerlichen bon sens, wie ein Bild aus einer andern Welt, wie ein Rousseau aus der Wirklichkeit. Zugleich aber erkannte die französische Politik, daß eine Intervention in diesem Augenblick vielleicht noch einmal ihre kolonialen Endziele wieder ins Leben rufen könnte. So schloß der Minister Graf Vergennes im Februar 1778 jenen Allianzvertrag, der die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkannte und sich zu Schutz und Trutz mit ihnen verband. Bald stellte auch Spanien sich auf die Seite dieses Bündnisses.

Und damit gewann der amerikanische Konflikt für England ein ganz anderes Ansehen: statt mit rebellischen Kolonialen allein zu tun haben, war es mit einem Schlage in einen Weltkrieg verflochten, in dem die alten bereits überflügelten Rivalen zur See und im Handel, Frankreich und Spanien sich erhoben, um was sie selbst nicht wiedergewinnen konnten, wenigstens den Engländern zu entreißen. In dieser Weltlage hat England seine Kolonien verloren. Darin liegt der große Unterschied des Unabhängigkeitskriegs gegenüber dem Burenkriege. Die Buren, die mit ihren wenigen Hunderttausenden einer ganz erdrückenden Riesenweltmacht gegenüberstanden, sind in völliger Isolierung untergegangen, während die zwei Millionen amerikanischer Kolonialen, die immerhin auch den zehn Millionen Einwohnern Großbritaniens gegenüber eine Macht waren, sich eines Rückhaltes bei den führenden europäischen Seemächten erfreuten. Ob es den Amerikanern möglich gewesen wäre, sich ohne diese Hilfe zu behaupten, ist eine Frage, die man schwer beantworten kann. Es kommt nicht allein auf die fünftausend Mann Truppen an, die Frankreich unter dem General Rochambeau unmittelbar zur Hilfe hinübersenden konnte, sondern auf die gesamte Veränderung der Kriegslage, die seit dem Februar 1778 eintrat. England war nunmehr nicht mehr imstande, alle seine Kriegsmittel auf Amerika zu konzentrieren, sondern es war zugleich in Ost- und Westindien und zur See in einen Krieg verflochten, den es auf die Dauer nicht überall gleichmäßig durchhalten konnte. Denn noch beherrschte es die See nicht, wie in dem folgenden Jahrhundert, sondern seine Flotte war einer Vereinigung der französischen und spanischen kaum gewachsen; sie konnte die Überführung der fünftausend Franzosen nicht verhindern und erlitt noch im Jahre 1781 in der Cheaspeakebai eine schwere Niederlage. Vor allem aber: das englische Militärsystem reichte nicht aus, um gleichzeitig einen Bürgerkrieg jenseits des Ozeans und einen Weltkrieg mit seinen europäischen Rivalen aus eigenen Kräften siegreich durchzuführen.

Die parlamentarische Aristokratie Englands, die daheim nur über ein Söldnerheer verfügte, hätte den Kampf gegen die Volkskraft der amerikanischen Milizen nur gewinnen können, wenn sie imstande gewesen wäre, ihr ein englisches Volksheer entgegenzustellen: das war bei der Struktur des englischen Staates eine Unmöglichkeit. So mußte sie sich bescheiden, den Versuch zu machen, ob sich der Sieg nicht mit anderen Mitteln an ihre Fahnen fesseln lasse: mit Hilfe von Wilden, von fremden Soldheeren, mit Hilfe schließlich der Flotte.

So haben denn die Engländer es nicht verschmäht, mit Hilfe der Indianer ihr eigenes Fleisch und Blut zu erdrücken. In den Meldungen englischer Truppenführer findet man triumphierende Berichte über Hunderte von erbeuteten amerikanischen Skalps. Gegen Engländer und Indianer zusammen haben die tapferen Deutschamerikaner aus der Pfalz unter Führung von Nikolaus Herxheimer im Mohawktale gekämpft. Im Oberhause aber wagte Lord Suffolk die Verwendung der Wilden mit ihren barbarischen Kriegsgewohnheiten mit dem gotteslästerlichen Satze zu rechtfertigen: „Es ist durchaus zulässig, uns aller Mittel zu bedienen, die Gott und die Natur in unsere Hand gelegt haben.“ Da erhob sich gegen diesen harten und gewissenlosen Geist, der zu allen Zeiten die Erbauer des englischen Weltreiches gekennzeichnet hat,

Digitized by Google

der schon altersschwach gewordene Earl Chatham (der ältere William Pitt) mit den Worten: „Aber, Mylords, wer ist der Mann, der es gewagt hat, zu dem Unheil des Krieges mit unseren Waffen den Tomahawk und das Skalpiermesser der Wilden zu vereinigen? Dem erbarmungslosen Indianer die Verteidigung strittiger Rechte zu überlassen und die Schrecken ihrer barbarischen Kriegsweise über unsere Brüder zu bringen . . . eure protestantischen Brüder, um ihre Heimat zu verwüsten, ihre Wohnungen zu zerstören, ihre Rasse auszurotten, ihren Namen auszulöschen."

Ein Jahrhundert später tagte die Kongokonferenz in Berlin, um die Grundlagen für das neutralisierte Staatswesen in Zentralafrika, den Kongostaat, durch internationale Vereinbarung zu legen. Da war es der amerikanische Bevollmächtigte, Mr. John A. Kasson, der die Neutralisierung der ganzen zentralafrikanischen Gebiete für den Fall vorschlug, wenn das betreffende Mutterland in einen Krieg verwickelt werden sollte, damit nicht eines Tages alle Fortschritte der europäischen Zivilisation und alle Erfolge der christlichen Mission vor den Negern auf das Spiel gesetzt würden; und er begründete seinen Antrag ausdrücklich mit den schweren Erfahrungen, die das amerikanische Volk im 18. Jahrhundert gemacht habe. So sollte das historische Beispiel dazu dienen, wenigstens für Zentralafrika eine Schutzwehr gegen die Wiederkehr so verabscheuungswürdiger Kriegsgewohnheiten durch internationale Abmachung zu erreichen.

In diesem Weltkriege sind viele Verpflichtungen aus internationalen Verträgen zu Boden gefallen, und auch der Artikel 11 der Kongoakte sollte keinen Bestand behalten vor dem harten und gewissenlosen Erobererwillen der Engländer, der noch immer der gleiche war wie in früheren Jahrhunderten. Es ist erwiesen, daß allein England sich in den ersten Monaten des Krieges weigerte, die Neutralisierung des konventionellen Kongobeckens anzuerkennen, zu der Deutschland und ursprünglich auch Frankreich und Belgien bereitgewesen wären, sondern auch diese Gebiete durch Eröffnung der Feindseligkeiten in den Krieg einzubeziehen sich entschloß. Für eine Macht, die auch in Europa den Kampf mit fremdrassigen Söldnervölkern und Wilden jeder Art zu führen nicht verschmähte, war natürlich der humanitäre Grundgedanke des Artikel 11 nichts als Sentimentalität. Überraschender war, daß die amerikanische Regierung die von Deutschland in dieser Frage unter Hinweis auf die gemeinsamen Interessen der weißen Kulturgemeinschaft angerufene Vermittlung aus rein formalen Gründen ablehnte und erst nach langem Zögern sich bereit erklärte, die deutsche Anregung „ohne irgendeine Anerkennung" an die feindlichen Regierungen weiterzugeben.

Die neue angelsächsische Interessen- und Kulturgemeinschaft wirkte somit selbst in dieser Frage, wo die historischen Traditionen ihrer beiden Hälften ganz unversöhnlich gegeneinanderstanden, stärker als alle Erwägungen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit.

* * *

Das zweite Mittel, das die Engländer bei der Bekämpfung ihrer Kolonien in Amerika verwandten, bestand in der Anwerbung europäischer Söldnerheere. Und an dieser Stelle beginnt eines der trübsten Kapitel deutscher Geschichte, kleinfürstlicher Gewissenlosigkeit und wehrloser Ohnmacht des Volkes. Denn was der englischen Staatskunst bei Russen und Holländern fehlschlug, sollte bei einer Anzahl deutscher Fürsten zu einem vollen Erfolge führen. In der Instruktion für einen englischen Obersten, der im November 1775 in die gesegneten Jagdgründe des kleinfürstlichen Soldatenlandes entsandt wurde, finden sich die für die immer gleiche Art englischen politischen Denkens bezeichnenden Sätze: „Obgleich uns in unserer gegenwärtigen Lage weniger als sonst an den Kosten liegt, so dürfen Sie auf der anderen Seite doch auch nicht verschwenden, und es wird Ihnen hoch angerechnet werden, wenn Sie möglichst billige Bedingungen zu erlangen imstande sind. Es wird mit einem gewissen Grade von Recht und Billigkeit geltend gemacht werden, daß der von uns verlangte Dienst neu und für ferne Lande bestimmt ist. Wenn wir das auch zugeben müssen, so hat der amerikanische Krieg doch nichts mit irgendeiner europäischen Macht zu tun, und kann die Beteiligung daran für keinen Deutschen nachteilige Folgen haben." Ein bitterer Trost für den deutschen Krieger, daß die Dinge, für die er sich in Amerika schlagen sollte, ihn auch nicht das geringste angingen und daher keine europäischen Unannehmlichkeiten nach sich ziehen könnten. Auf die einzelnen Subsidienverträge, die der Landgraf von Hessen-Kassel, der den Hauptanteil stellte, der Herzog von Braunschweig, ferner Ansbach-Bayreuth, Waldeck und Anhalt-Zerbst mit der englischen Regierung schlossen, sei hier nicht eingegangen. Sie verlieren dadurch nicht ihren Charakter, daß man in Kassel nichts von einem Truppenlieferungsvertrage, sondern nur etwas von einer Allianz, einem Schutz- und Trutzbündnis auf der Grundlage politischer Gleichberechtigung wissen wollte; von einer Allianz wird heute auch zwischen Großbritannien und Portugal gesprochen, aber selbst die Portugiesen scheinen sich nicht ohne weiteres nach Saloniki oder Ägypten verfrachten lassen zu wollen. Mit Recht konnte Mirabeau in seinem „Rat an die Hessen und die übrigen von ihren Fürsten an England verkauften Völker Deutschlands" (1777) fragen: „Ist es dahin gekommen, daß die braven Deutschen, die ihre eigene Freiheit so verzweifelt gegen die Eroberer der Welt verteidigten und den römischen Heeren Trotz boten, gleich elenden Negern verkauft werden und ihr Blut im Interesse der Tyrannen zu verspritzen suchen?" Der Franzose erinnert uns an die Hermanns-

Digitized by Google

schlacht! Vollends bitter war es anzuhören, wenn er übertreibend hinzusetzte: „Mehr als die Hälfte dieses Volkes besteht aus euren Landsleuten, Freunden und Verwandten. Sie sind bis ans Ende der Erde geflohen, um der Tyrannei zu entgehen, und die Tyrannei verfolgt sie bis dahin.“ Wenn wir aber angesichts dieses schmerzlichen Bildes aus unserer Vergangenheit fragen, wer denn die Ehre des deutschen Namens aufrechthielt, so dürfen wir auf Friedrich den Großen verweisen, einen der ersten europäischen Freunde der jungen amerikanischen Republik, der die Truppendurchmärsche soviel wie möglich zu hemmen suchte; wir dürfen weiter verweisen auf die Deutschen, die drüben in Amerika für die Sache der Freiheit fochten, allen voran den ehemals friderizianischen Offizier Friedrich Wilhelm von Steuben, den man wohl den Roon der amerikanischen Milizen genannt hat, und die tapfern Kolonisten deutschen Blutes, die nun die erste Probe der Treue und Tapferkeit für ihr neues Vaterland ablegten; und wir dürfen schließlich uns daran erinnern, daß doch das geistige Deutschland, wo es in der engen und stickigen Luft des ancien régime zu Worte zu kommen wagte, sich zu der Sache der Zukunft bekannte.

Alles in allem aber: in jener Weltkrisis, in der die Zukunftsgeschicke großer Völker und ganzer Erdteile aufgerufen waren und unendliche Werte politischer und religiöser Freiheit in die Wagschale geworfen wurden, sind wir Deutsche zerrissen und geteilt, im besten Falle ohnmächtige Zuschauer, die ihren innern Anteil im Busen bergen.

Heute dürfen wir, nach Ablauf von vier Generationen, ohne Erröten auf jene Zeiten zurückblicken, denn wir haben sie überwunden und sie können niemals wiederkehren. Wir sind eine Nation geworden, die einig und stolz ihre Geschicke in der Welt bestimmt. Heute kämpfen und fallen Fürsten und Prinzen in der Mitte der Ihrigen für die untrennbar gemeinsame Sache. Und wenn auch das Blut des Volkes in Strömen geflossen ist, es wurde opferwillig dahingegeben für unser eigenes Gedeihen und das unserer Nachkommen. Standen früher einzelne Teile unseres Volkes bald in englischer, bald in französischer, bald in russischer Dienstbarkeit, so können wir uns heute gegen alle diese Herrenvölker von damals siegreich behaupten. Wir sind selbst unter die Herrenvölker dieser Erde aufgerückt und wissen, daß in dieser Weltkrisis unsere Zukunft von uns und für uns entschieden werden wird.

⁂ ⁂ ⁂

Immerhin, wenn wir als Deutsche an jene Zeiten zurückdenken, so dürfen wir nicht vergessen, daß es neben dem Deutschland der Höfe und Kabinette damals noch ein zweites geistiges Deutschland gab, das in der Welt zwar noch nichts bedeutete, aber daheim schon unendliche Sehnsucht erweckte und den Keim künftiger Größe in sich trug. Und dieses geistige Deutschland wandte seine Sympathien in dem gewaltigen Ringen fast einmütig dem neu aufsteigenden Gestirn der Freiheit zu. Man sah in der Weltkrisis von 1776 bis 1783 nicht einen der großen Machtkämpfe um die Verteilung der Erde, sondern man sah nur die Sache der Menschlichkeit verfochten: der deutsche Idealismus nahm den Ideenkampf, der auch damals wie heute das Machtringen begleitet, als seinen eigentlichen Inhalt und fragte danach nicht lang, wo er Partei nehmen solle. So begrüßte Klopstock in seiner Ode „Der jetzige Krieg“ den Freiheitskampf:

Ein hoher Genius der Menschlichkeit
Begeistert dich.
Du bist die Morgenröte
Eines nahenden großen Tags.

Herder feierte Benjamin Franklin: „Der Menschheit Lehrer, einer großen Menschengesellschaft Ordner sei unser Vorbild.“ Leidenschaftlicher noch bekannte eine jüngere Generation die Sehnsucht, die in den rückständigen und zerrissenen Verhältnissen der eigenen Heimat nicht befriedigt werden konnte. Klinger ließ das Drama „Sturm und Drang“, das einer ganzen literarischen Bewegung den Namen gab, auf amerikanischem Boden spielen, „wo alles neu, alles bedeutend ist“, und das „Freiheitslied eines Kolonisten“ des Schwaben Schubart stellte mit einem tönenden Republikanismus, der schon damals etwas hohl klang, die Kolumbier, unter Führung der Göttin Freiheit mit der Fahne, und die in Ketten rasselnden Sklaven Europas einander gegenüber. Gegenüber diesem etwas jugendlichen Idealismus das demütigende Bild der Wirklichkeit: Kleinstaaterei und Soldatenhandel, mit welcher unendlichen Bitterkeit mußten die Feuerköpfe diesen Gegensatz ertragen! Nur verdeckt und versteckt konnten sie herausagen, was ihnen auf der Seele brannte. Kein anderer als der junge einundzwanzigjährige Schiller wagte es, in einer politischen Wochenschrift, die er 1781 redigierte, die kurze, aber vielsagende Notiz niederzulegen: „Am 4. März wurden aus Ansbach die nach Amerika bestimmten Truppen eingeschifft. Kurz vor dem Ausmarsch hatte diese Residenz das wonnevolle Entzücken, ihren angebeteten Landesvater und Regenten im besten Wohlsein von der Reise nach der Schweiz zurückkommen zu sehen.“ In dieser journalistischen Gegenüberstellung, die durch die Maschen einer ängstlichen Zensur glücklich durchschlüpfte, ist schon der Keim jener bitteren Szene enthalten, die in „Kabale und Liebe“ das Treiben der soldatenverkaufenden Fürsten geißelte. Man darf es vielleicht aussprechen: vor der französischen Revolution hat kaum ein Ereignis das in Banden und Schlummer geschlagene politische Denken der Deutschen in dem Maße beschäftigt wie diese so fern liegenden und doch so bitter nahen Erlebnisse. Die ersten Anfänge eines politischen Radikalismus sind an dieser Stelle zu spüren.

Gerade wenn wir diese bescheidenen Notizen über einen inneren deutschen Anteil

Digitized by Google

an dem amerikanischen Freiheitskampfe zusammenstellen, werden wir uns völlig bewußt, wie jung die Anfänge politischen Denkens in unserem Volke sind. Wir klagen heute wohl über das Unzureichende unserer politischen Erziehung und nehmen es, manchmal viel zu geduldig und gelehrig, hin, wenn fremde Völker uns auf diesen angeblich fundamentalen Mangel aufmerksam machen. Aber auch hier müssen wir sagen: es sind vier Generationen her, seitdem unser Volk durch eine Schule nach der andern gehen mußte, die ersten Anfänge politischer Selbstbestimmung und Selbstverwaltung lernte, dann in bewegten Kämpfen die Frage der nationalen Einheit zur Lösung brachte, gleichzeitig die gewaltigsten sozialen und wirtschaftlichen Umbildungen in seinem eigenen Innern zu durchleben und zu verarbeiten hatte, und dann in wenigen Jahren sich dem ganzen Umkreis weltpolitischer Probleme gegenübergestellt sah. Es sind doch die Urenkel und Ururenkel jener herzlichen und weltfremden, aber doch unsere geistige Oberschicht bildenden Schwärmer von 1775, die in diesem Weltkriege ihren politischen Horizont über die halbe Welt erstrecken und auch den Massen des Volkes beibringen müssen, weshalb zur See und in Afrika, bei Bagdad und am Suezkanal, auf dem Balkan, in Kurland und Polen, in Flandern und um Verdun doch nur um das eine gekämpft wird: die Stellung der Deutschen unter den Weltvölkern der Zukunft!

Wir kehren noch einmal zu dem Unabhängigkeitskrieg zurück. Er war entschieden, als im Oktober 1781 das Heer des Lord Cornwallis mit kaum 8000 Mann bei Yorktown vor den Amerikanern kapitulierte. Es war, verglichen mit den Riesenziffern der heute kämpfenden Heere, scheinbar ein nur bescheidenes militärisches Ereignis, aber es besiegelte die Unfähigkeit Englands, mit seinen eigenen Kräften jemals wieder die Kolonialen unter seine Herrschaft zu zwingen. In den letzten Wochen hat ein englischer Publizist, wohl mit stillschweigendem Hinblick auf das Ereignis von 1781, die Kapitulation von Kut el Amara als die größte Kapitulation bezeichnet, die jemals ein englisches Heer betroffen habe. Daß sie freilich eine annähernd gleiche weltgeschichtliche Bedeutung wie die Kapitulation von Yorktown haben werde, wird heute niemand voraussagen können; vorläufig wenigstens sind neue und weitgreifende Eroberungspläne der Engländer zerstört worden, und ob der erste Fehlschlag nicht durch seine moralische Nachwirkung und seine militärischen Konsequenzen eine Kette von weiteren Einbußen nach sich ziehen wird, steht dahin.

Die im höheren Sinne weltgeschichtlichen Folgen lassen sich in der Stunde, wo sie ausgelöst werden, selten mit einiger Wahrscheinlichkeit im voraus bestimmen. In den Friedensschlüssen von 1782 und 1783 triumphierte Frankreich. Es hatte seine Revanche genommen und die angelsächsische Welt gespalten: das war der letzte weltpolitische Erfolg des alten Königtums vor seinem Sturz. Zugleich aber führen die Wurzeln dieses Sturzes, eine der Ursachenketten der großen Revolution, eben in diese Beteiligung Frankreichs am amerikanischen Kriege zurück. Bei dem Bündnisabschluß von 1778 hatte der Minister des Auswärtigen, Vergennes, der in eine imperialistische Kolonialpolitik zurücksteuerte, den Sieg davongetragen über Turgot, den Minister der inneren Reformen, der über seinem Widerspruch fiel; und die Schuldenlast, mit der Frankreich, unter Vertagung der inneren Reformen, aus dem Kriege herauskam, stürzte den Staat in jene finanziellen Schwierigkeiten, die er schließlich nur durch einen Umbau der Grundmauern überwinden konnte — über diesem Versuche aber brach er zusammen. Zugleich hatte das politische Bündnis mit Amerika eine tiefe Einwirkung der amerikanischen politischen Ideen auf das französische Denken nach sich gezogen; auch jetzt bewahrheitete sich der Satz, daß ein Staat die Kräfte, mit denen er nach außen verbündet ist, im Innern nicht verleugnen kann. Lafayette hat auch die Menschenrechte der amerikanischen Verfassungen mit in sein Vaterland herübergetragen; nach wenigen Jahren schon feierten sie in den französischen Menschen- und Bürgerrechten ihre Auferstehung, und der Siegeszug der Gedanken der Neuen Welt ging über die Trümmer des stärksten staatlichen Gebäudes hinweg, das im kontinentalen Europa vom ancien régime erbaut worden war. Amerika eröffnet das Zeitalter der großen Revolution.

England war der Besiegte des Unabhängigkeitskrieges. Es verlor, vom Standpunkt seiner staatlichen Macht gesehen, unendliche Möglichkeiten der Zukunft. Es war die einzige große Niederlage, die es bis zum Ausbruch dieses Krieges auf seinem Wege zur Weltmacht erlitten hat, aber der Einsatz, den es verlor, war ein ganzer Erdteil. Die englischen Staatsmänner wußten, weshalb sie damals das Kolonialamt aufhoben und den Rest seiner Kompetenzen und Geschäfte mit dem home office verbanden. Sie mußten nach einem Menschenalter es sogar erleben, daß die abgefallene und erstarkte Kolonie zur Offensive vorging und, mitten auf dem Höhepunkt der napoleonischen Krisis, den allerdings kläglich gescheiterten Versuch machte, den Engländern auch noch Kanada abzunehmen und es ganz aus der westlichen Erdhälfte zu verdrängen. Trotzdem überwand England die Niederlage bald, denn die französische Revolution gab ihm die Möglichkeit, einen universalen Gegenschlag gegen Frankreich und alle Kontinentalmächte, die Napoleon hinter sich herzwang, zu führen: in den beiden Jahrzehnten von 1793 bis 1815 konnte es ein neues, über die ganze Welt zerstreutes Kolonialreich aufbauen und zur alleingebietenden Seemacht

Digitized by Google

emporsteigen. Der Verlust Amerikas war zwar unwiderruflich, aber in wenigen Menschenaltern erwuchs hier eine Macht von durchaus eigenen Zielen nach innen und außen, keiner andern der europäischen Großmächte vergleichbar, und doch in manchen Zügen und in ihrem innersten Gefüge das englische kulturelle Gepräge tragend. Nur für den englischen Staat war jene Welt verloren gegangen, nicht aber für die englische Rasse, Sprache und Kultur, nicht für das Angelsachsentum im ganzen, das heute durch zwei Riesenmächte auf dem Erdball unvergleichlich repräsentiert ist.

Also reichen die Wirkungen großer Weltkrisen schon in wenigen Generationen über das hinaus, was man in der Stunde des Geschehens auch nur vorausahnen kann. Wir wissen nicht, welche unabsehbaren Kräfte durch die Weltkrisis von heute in Bewegung gesetzt worden sind. Wir haben noch keine Vorstellung davon, welche Ära innerer Erschütterungen die Staaten heimsuchen wird, die mit einem gebrochenen Gefüge aus diesem Ringen hervorkommen. Wir können nur ahnen, daß auch die bewunderungswürdigste, aber auch künstlichste aller Schöpfungen neuerer Zeiten, das englische Weltreich, die Spuren des Weltbrandes nicht so bald, und an manchen Stellen wohl niemals, an seinem Körper wird verwischen können.

Der Staat aber, der, nach innen und außen am gesundesten, widerstandsfähigsten, einigsten von dem furchtbaren Schauplatz abtritt, wird am ehesten fähig sein, die nicht nur in den Friedensbedingungen sichtbaren, sondern erst langsam reifenden Früchte eines weltgeschichtlichen Kampfes für sich zu pflücken!

Aus unserer Studienmappe: Zeichnungen von Ev. van Muyden

Digitized by Google

Das Wunder des Benediktus

Ballade von Georg Busse-Palma

„Ich bin geschoren und geweiht,"
Sang Benedikt, der Gottesmann.
„Doch eines Mädchens Lieblichkeit
Rührt mich in tiefster Seele an!
Ich beb' wie eine Taube,
Die unterm Blick des Geiers steht,
Wenn in der weißen Haube
Jungfrau Kathrin vorübergeht.
Ich glühe wie der Geier,
Vor dem die Taube ängstlich bebt,
Seh' ich, wie sacht der Schleier
Auf ihrer Brust sich senkt und hebt.
Ich brenn' ganz rot in Sünden,
Lacht rot und rein ihr Mund mich an.
Und muß es doch verwinden,
Denn ich bin Gottes Mann!"

Almosen heischend ging er aus
Und kam in Katharinas Haus.
Das reiche Haus war still und leer.
Nur aus der Küche klang es her
Als weinte wer darin im stillen.
‚Soll sie das sein?' dacht' Benedikt,
‚Und was um aller Heiligen willen
Hat ihr das Herzchen so bedrückt?'
Schnell trat er ein.
Da stand die blonde Katharine
Und schluchzte mit verstörter Miene
Herzbrechend in die Hand hinein.
— „Hilf, frommer Bruder!" rief sie klagend
Und wieder hoffend glomm ihr Blick.
„Wirtschaftend und Kristallglas tragend
Zerbrach ich mir das schönste Stück.
Es war dem Vater also wert,
Daß ich mich fürcht', wenn er's erfährt.
Sieh selbst nur!"
Ihre Finger wiesen
Ihm hundert Scherben auf den Fliesen.
Voll Mitleid sah der Gottesmann
Die Jungfrau und die Scherben an.
Hier halfen weder Kitt noch Kleister,
Noch auch ein Gläser von Beruf,
Und ratlos wär' sogar der Meister,
Der künstlich einst die Form erschuf!
Doch eines Mädchens holdes Grämen
Erträgt kein Mann, der zärtlich liebt.
Ach! in den Arm möcht' er sie nehmen
Und herzen, bis ihr Leid sich gibt!
Möcht' ihr die Augen trocken trinken,
Sie trösten und an ihrer Brust
Mit ihr vergehen und versinken
Im fremden Rausch verliebter Lust! —
„O holde Jungfrau!" —
Heiß in Minne
Griff er nach ihr schon lustberückt.

Da rief's durch seine schwülen Sinne
In fremdem Tone: „Benedikt!
Schützt ehern nicht dein Priestereid
Dich vor dem Rosentrug der Zeit?
Willst du um flücht'ges Glück auf Erden
Mir treulos werden?" —

— „Herr, Herr!" —
Erschüttert hielt er ein
Und brach zu Boden wie gemäht.
Wildhoch warf er ins Licht hinein
Die beiden Hände zum Gebet.
Und Antwort gab er fieberblaß:
„Ja, Herr, ich weiß: ich muß entsagen!
Doch heile das zerschlagene Glas
Für das, was du in mir zerschlagen!
Unträglich sind schon Liebesflammen.
Wenn sich dazu noch Mitleid find't ...
Ich trag's nicht, Herr, ich brech' zusammen!
Schlag mich, doch hilf dem holden Kind!" —

Wird Gott die Wunderhand bewegen? —
Er zitterte und starrte bang.
Da sah er ein Stück Glas sich regen,
Das klirrend an ein andres sprang.
Im hellen Licht des Mittagsscheins
Ward sichtbar vor ihm zwei zu eins!
Und kling und klang! Geläut begann
Wie feine, kleine Glocken.
Jed' Scherblein nahm ein andres an
Und schien nach mehr zu locken.
Wohl hundertmal ging's klang und kling.
Dann war das Werk geschehen.
Der Sprung, der durch die Platte ging,
War bald nicht mehr zu sehen.
Heil wie aus ihres Meisters Hand
Die Platte auf den Fliesen stand!

Zwei Blicke fingen sich zugleich
In Ehrfurcht, Schreck und Wonne.
Als dritte sah vom Himmelreich
Durchs Fensterglas die Sonne.
Der junge Priester Benedikt
Stand in ihr hoch und ganz verzückt
Und sprach im Gehen fieberblaß:
„Leben und Glas!
Ein Glas ward hier zertrümmert,
Hieß meine heiße Zeitlichkeit;
Und eins ward heilgezimmert
Durch eine Hand aus Ewigkeit!
Gott tauschte eins fürs andre ein.
Ihr Wert wird nicht verschieden sein!" —

Digitized by Google

Alte preußische Postkutsche auf der Kurfürstenbrücke zu Berlin. Gemälde von Ferdinand Grafen von Harrach

Bilder aus dem alten Berlin

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Der Kern der Berliner Bevölkerung besteht aus niederrheinischen und niederländischen Einwanderern, die mit Niedersachsen zusammen im 12. und 13. Jahrhundert in die Mark kamen. Das j anstatt g, das geliebte Deminutiv -chen (anstatt des niedersächsisch-plattdeutschen -ing) und der bewegliche Spottwitz, ähnlich wie er in Köln zu Hause ist, sind die bekanntesten Merkmale dieser niederrheinfränkischen Herkunft geblieben. Im übrigen formt sich das Wesen einer Bevölkerung mehr durch Erlebnisse als aus alten Naturanlagen. Den Berliner wie den Märker überhaupt haben die Kargheit des Landes und die Vermehrung natürlicher Mühsal durch mancherlei besondere Ungunst oder Zeitennot erzogen. Zähe Arbeit und nüchterne Bescheidung waren Bestimmung von Anfang an; was der einzelne erringen konnte, war, daß er sich leidlich durchbrachte und seinen Kindern die Grundlagen eines ähnlichen Daseins hinterließ.

„Arbeit" war aber auch das Leitwort der Hohenzollern und der Zucht, in die sie ihre Berliner nahmen. Auf die allerunmittelbarste Weise. Ein Friedrich Wilhelm I. bedachte selbst die Zeit, die mit dem Müßigsitzen der Hökerweiber verloren gehe, und so bekam denn 1723 jede ihr Quantum Wollgarn zugemessen, das sie wöchentlich abspinnen mußte, um sich dafür die vom König bestimmte Vergütung abzuholen. Es ist bekannt, wie Friedrich Wilhelm in Berliner Bürgerhäusern unversehens bis in Küche und Keller prüfte, ob es ordentlich und sauber zuging, und in der Nähe des Schlosses nahm jedermann einen eiligen Geschäftsschritt an; denn der König mit dem Krückstock witterte immer Müßiggänger, und wehe dem, der sein scharfes Examen nach Wohin und Weshalb nicht genügend bestand. Auf gute Antworten bedacht zu sein und sich „keine Bange" merken zu lassen, haben die Leutchen früh gelernt.

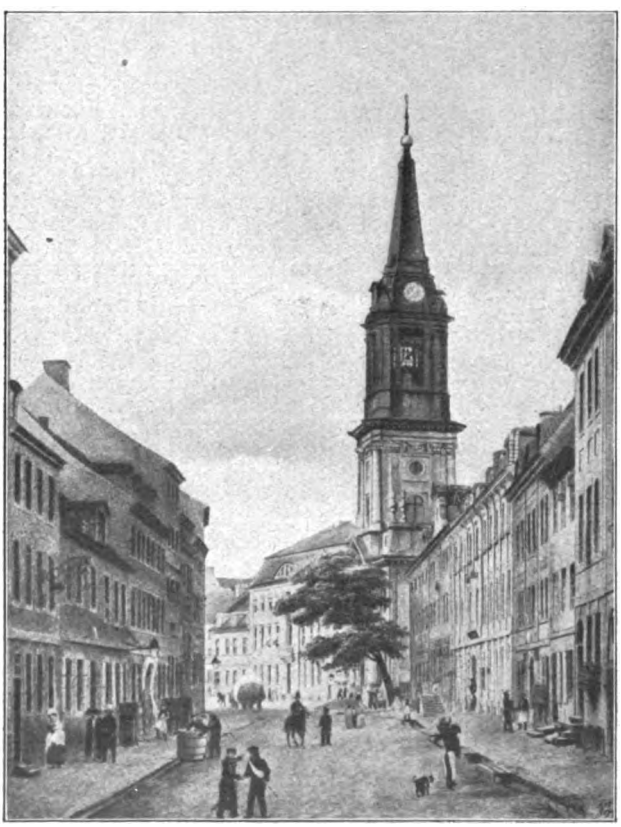
Aber auch weiterhin bleibt Berlin ein Ergebnis dieses alldurchgreifenden Königtums, seiner Aufsicht und Anleitung, seiner Fürsorge, seiner Polizei und seiner Schulen. Viel weniger zeigt sich schon ein Ergebnis seiner städtischen Selbstentwicklung. Trotz alles städtischen Liberalismus hat bis über 1850 die wirklichen Fortschritte der „reaktionäre" Staat erzwungen. So wurde der schroff antiliberale Polizeipräsident von Hinckeldey der Schöpfer der mustergültigen Feuerwehr und der städtischen Wasserleitung, die er mit Hilfe einer englischen Gesellschaft zuwege bringen mußte, gerade so wie die Engländer auch das Gas 1826 nach Berlin gebracht hatten. Hinckeldey ist ferner der vieltätige erste Begründer von Volksküchen, billigen Badeanstalten, Gesindeherbergen und sanitäts-polizeilichen Ordnungen geworden, und er hat der sittlichen Verwahrlosung manche ihrer Bedingungen entzogen, bis sein Einschreiten gegen die adligen Hasardklubs im Jahre 1856 zu dem Duell in der Jungfernheide führte, worin er fiel.

Der preußische Staatsgeist hat eine seiner echtesten Reinkulturen im Berlinertum er-

Digitized by Google

Der Lustgarten um 1780. Stich von Jean Rosenberg. (Im Märkischen Museum, Berlin)

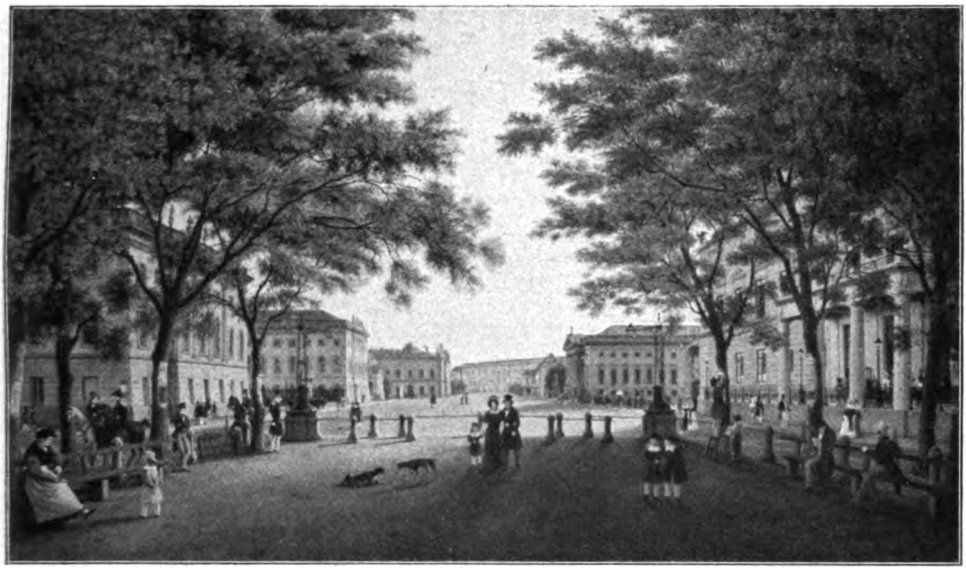
zeugt. Ich meine diese mittlere und untere | Bevölkerung, die man erst in Berlin selber kennen lernt. Fleißige, frugale und pünktliche Leute, rechtlich, sehr folgsam gegen Vorschriften und verständliche Gesetze, gutmütig, von unbedingter Hilfsbereitschaft und Gefälligkeit. Nirgendwo in solchem Maße wird gerade von Ärmeren, denen der Nickel durchaus ein Objekt ist, dem Bettler oder Drehorgelspieler sein „Sechser" geschenkt. — Der Gescheitheit der Berliner fehlt die Selbständigkeit, sie kapieren nur schnell, sind um so weniger zu denken gewöhnt. Sie sind ganz auffallend urteilslos, denn gute Bemerkungen oder Schnoddereien sind noch keine Kritik. Und dadurch sind sie so lenksam für jede dumme oder gute Meinung, die am schnellsten bei der Hand ist, für jede „gebildete" Suggestion, die sich ihnen deutlich genug aufdrängt, — das zuverlässige Massenpublikum jener Zeitungen, die zu ihnen, doch wenig für Deutschland passen, wo sie nur alte und freiere Urteilsfähigkeit zerstören.



Die Klosterstraße mit der Parochialkirche um 1820
Lithographie im Märkischen Museum, Berlin

So ist der Untergrund beschaffen, über dem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, zur Zeit der großen deutschen Literaturbewegung, zum ersten Male ein geistiges Berlin zu werden suchte.

Digitized by Google



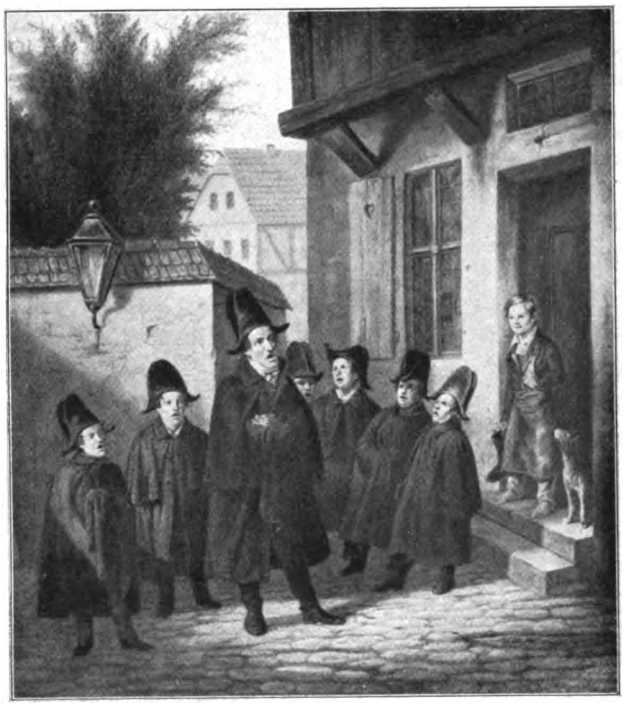
Unter den Linden 1838. Gemälde von Wilhelm Brücke d. J. (Königl. Schloß, Berlin)

Daß die Stadt ein Wohnsitz der produktiven Geister wurde, versagte allerdings, schon aus ganz äußerlichen Gründen. Bemühungen, Klopstock — den Quedlinburger und insofern mittelbaren preußischen Untertan — nach Berlin zu bekommen, scheiterten an dem um Vermittlung gebetenen Voltaire, der mit seinem widerlichsten Gesicht erklärte: er sehe nicht ein, was man mit dem neuen Messias wolle, es lese schon kein Mensch den alten mehr. Damit blieb denn die schwer ausdenkbare Situation: Klopstock in Berlin, erspart. Voltaire hat aber auch durch die Art, wie er Lessing, der sich mühsam in Berlin durchschlug, dem großen König geschildert hatte, noch nachwirkend verhindert, daß jener zum Leiter der Königlichen Bibliothek berufen wurde. Nichtsdestoweniger hatte Lessing das werdende literarische Berlin bestimmt. Nicht als der schöpferische, männliche Schriftsteller und Dichter, der er war, sondern als der rezeptive Kritiker. Das Schöpferische und Künstlerische fand hier kein Erdreich, es ist einmal nicht denkbar ohne die Fähigkeit des leidenschaftlichen persönlichen Gefühls, das nicht rechts und links sieht und

Die Parochialstraße 1831. Im Hintergrunde die Nikolaikirche Gemälde von Eduard Gärtner. (Königl. Nationalgalerie, Berlin)

Digitized by Google

ganz sich selbst folgt, ohne Scheu und ohne Selbstspott und ohne Verkleinern. Berlin aber war allein die Stadt der kühlen Ausgleichungen, wozu die geschichtliche Toleranz des preußischen Staates so vieles beigetragen hatte, der doktrinären Vernunft, deren rationalistische Formeln man aus der Hallischen akademischen Schule bezog, der Schul- und Lesebildung, die beständig rundum schaut, von allem weiß und von allem möchte. Das geistige Berlinertum fühlt sich von Anfang zuständig, an alles, was einen Namen gewinnt, den Maßstab seines phantasielosen Menschenverstandes anzulegen; daß es andere Maßstäbe, andere Quellen des Hervor-



Kurrendesänger 1847. Gemälde von E. Koller (Im Märkischen Museum, Berlin)

bringens gibt, kam ihm nicht in den Sinn. Ein Milieu des Verstandes, der ironisch wird, weil er aufgeklärt, überlegen sein möchte, muß das durch Naivität starke und sichere Sichüberlassen ertöten, das allein den schwingenden Ausdruck seelischer Rhythmen findet, nennen wir es Poesie, Musik, Kunst überhaupt, oder — im Gegensatz zu platter Moral — auch Ethik.

In jenen bequemen Richtungen aber fühlten sich nun die Berliner Geister zweiten oder dritten Ranges durch die Gruppierung um Lessing lebhaft ermuntert, ohne merken zu wollen, wie sehr doch dieser nicht bloß in Qualität ein ganz anderer sei als sie. Nichts bezeichnender, als Nicolais Parodie des Goetheschen Werther. Hier erbarmt sich Lotte, von Albert freigegeben, ihres Werther, heiratet ihn, eine Anzahl sehr alltäglicher Eheschwierigkeiten werden durch die unverwüstliche Gutmütigkeit Alberts, der gewissermaßen ein dick aufgetragenes Berliner Ideal ist, ebenfalls glücklich überwunden, und Lotte und ihr Mann bringen es zuletzt durch Fleiß und Sparsamkeit zu bürgerlichem Wohlstand. Dieser Abschluß des Nicolaischen Buches, das sich aus der Parodie in ein schließlich berichtigendes, besserwissendes, verläuft, ist aber auch die Perspektive, in die die Hoffnung eines jeden Altberliner Lebens ausläuft, und seine meistbestimmende Tugend auch.

Das mit den Hydraköpfen seiner Allerweltsbildung um sich greifende „Spreeathen" wird schon damals die Stadt des gefährlichsten Feuilletons. Nur daß dieses noch nicht in den Blättern erscheint, mit denen man es anderntags zum Einwickeln benutzt, sondern derzeit noch in zeitschriftmäßigen „Bibliotheken der schönen Wissenschaften und Künste". Es ist das alte und neue Spiel, daß der Unproduktive alles und jegliches kennen lernen will, sich eine Zeitlang dazu imstande fühlt oder wenigstens so tut, bald aber doch dem Überdruß die Laune schießen lassen muß, in spöttelnder Zersetzung und in Travestie. Man genießt also in jeder Phase das Vergnügen der Überlegenheit. In dieser Stufenreihe gibt es nur das Abwärts, von der Sensation zu Veralberung und damit zur nichts übrig behaltenden Erledigung, und das sind freilich Wege, die nur die seelische Bedürfnislosigkeit zu gehen vermag. Dann aber erinnern wir uns an diese harte Nötigung der Begnügsamkeit, der nüchternsten Kalkulation und Arbeit, der Abwehr starker tiefmenschlicher Wünsche, die das Land der brandenburgischen Mark seinen Bewohnern und deren Erziehern auferlegt.

Wenn sich von den Inhalten und Neigungen in dieser Bevölkerung geschichtlich etwas ändert, so geschieht es am ehesten durch die Zeichen, die vom Hofe ausgehen, denn so ist es man seit Jahrhunderten gewohnt. Der menschlich und geistig Einsame von Sanssouci hat zwar keinen solchen Einfluß geübt. Er hat materiell Außerordentliches für Preußen und für die Hauptstadt geleistet, zum Teil erzwungen. Aber sonst zieht seine große Persönlichkeit ihre Kreise unerreichbar hoch und auch entfernt über seinen Residenzlern dahin; sie werden durch ihn keine Franzosen, sie

Digitized by Google

bleiben nur, mitsamt ihren Nicolais, die redseligen Zaungäste des eigentlichen Deutschland. Berlin nimmt über 1800 hinaus nicht einmal an der Sprache des gebildeten Deutschtums teil, es steckt in seinen Provinzialismen; „nach zwölf Uhr ging ich bei Mama", schreiben königliche Prinzen in ihr Tagebuch, und der bekannte Dativ mir und dir, den der Berliner „auch dann" anwendet, wenn er richtig ist, findet sich in literarisch auftretenden Büchern.

Aber seit Friedrich Wilhelm II. wandelt sich nun das Provinzlerwesen der Berliner in ein Hauptstädtergefühl, von allerdings nicht vorwiegend erfreulichen Erscheinungen. Hier ist, nach langer bloßer Scheu vor dem strengen Königtum, ein Hof, den man in trivialer Nähe versteht und von dem man sich mit einer Raschheit, die nur den Allesbegehrern möglich ist, das Muster entnimmt. Im Handumdrehen ist das „bessere" Berlin ganz von demselben frivolen, nachholenden ancien-régime-Geist erfüllt. Hier setzt die Geschichte des unmoralischen Berlin mit einem und zwar einem ungedämpften Auftakt ein. Diese umsichgreifende Liederlichkeit hat etwas trostlos Mechanisches, es fehlt ihr so gänzlich das notdürftige psychologische Moment, das lyrisch-geniale Ingredienz, und derzeit selbst noch die feministische Herzenskonfusion der beginnenden Romantik. Es fehlt auch wieder jene geistige Emanzipation, die sich zunächst durch Verneinung des Moralischen zu betätigen liebt. Das einzige, was wir von tieferen Antrieben entdecken, sind Sehnsüchte einer kümmerlichen gesellschaftlichen Eitelkeit. Die große Revolution mit ihren neuen sozialen Ideen bewirkt hier von diesen praktisch das Gegenteil, eine tiefere Herabwürdigung der bürgerlichen Selbstachtung als je bisher; was die älter bestehenden Schranken durchbricht, ist eine Herandrängerei verächtlichster Art zu dem, was höher gilt. Bei der tiefen Subalternität in Standesdingen, die das bürgerliche Berlinertum sich durch seine sonstigen Phasen auch seitdem bewahrt hat, wird es der modische Wetteifer unbeschäftigter Frauen, mit einem Herrn von Adel oder Offizier Gelegenheits-Bekanntschaften anzuknüpfen, deren Unbesinnlichkeit der Kaufpreis ist. Diese jüngeren Offiziere, die von Friedrichs des Großen Zeiten her in der Regel Junggesellen sind, betrachten ohnehin die Brüskierung der Bürgerstände wie etwas für sie Schickliches, und uns kann dies nicht verwundern, wenn wir wissen, wie noch fünfzig Jahre später sich vornehm dünkende Spieler es als „Ehrenbeleidigung" behandeln, daß der Polizeipräsident die Gesetze für den gemeinen Bürger auch gegen sie in Anwendung zu bringen unternimmt. Die protzige Libertinage der Berliner Offiziere hat aber im ganzen die Zeit von 1806 nicht überdauert. Schon der ehrbare Friedrich Wilhelm III. hat scharfe Kabinettsbefehle erlassen, und dann hat die große Zeit der Scharnhorst, Gneisenau, Boyen, Grolmann, Clausewitz der von Grund aus umgeformten Armee ein verwandeltes Offizierkorps gegeben.

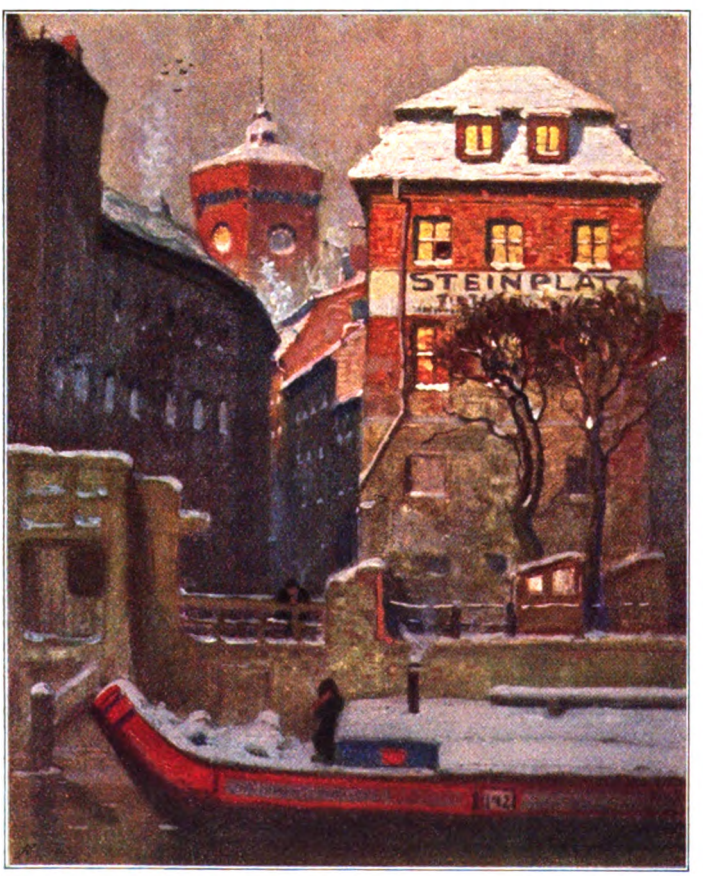
Die laxe Selbstgefälligkeit geht aber durch

Kleine Stralauer Straße. Aquarell von Bruno Bielefeld

Digitized by Google

die ganze Gesellschaft hindurch. Wenn ein in vielen Hinsichten edeldenkender Mann, wie Fürst Hardenberg, jedermann sein nebenehe-liches Verhältnis mit der Madame Schöne-mann wissen läßt, die weder so schön noch so anziehend wie die Fürstin ist, so begreift man, wie das Unterhalten von Liebschaften sich als guter Ton berechtigt fühlt. Das Ärgste aber ist, wie nun zwischen den geschmeichelten Bürgerinnen und einer zeitbegünstigten Halb-welt auch die eigentlichen Damen nicht zu kurz kommen wollen. Ein Jahr nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. sieht ein Berichterstatter noch nichts gebessert: „Noch scheuen die Damen des Adels nicht den Wettstreit mit den be-rüchtigtsten Freudendirnen der Stadt, noch lieben und kuppeln Kriegs- und Geheime Rätinnen, noch führt der größere Teil der Offiziere ein Leben des wüstesten Müßig-ganges, spielt und schlemmt vom Abend bis in den hellen Morgen hinein, fällt auf offener Straße sittsame Töchter des kleinen Beamten oder Handwerkers an" und kehrt gegen jeden nicht näher bekannten anständigen Menschen jene flegelhafte Rücksichtslosigkeit heraus, die im Zeichen des heutigen Aufschwungs eher beim breitesten Zivil als Kriterien sicheren Auftretens aufgefaßt zu werden scheint.

Daneben hat ein maßloser Vergnügungs-taumel die einst so sparsame Stadt erfaßt. Die Beamten, die zufrieden gewesen, sich abendlich in einer Tabagie bei Braunbier und Philistergespräch zusammenzufinden, müssen jetzt ein paarmal in der Woche die Gattin in eine „Ressource" führen, wo man mit Bekannten zu Abend ißt, Wein trinkt, tanzt und spielt. Tatsächlich ist niemand naiv ver-gnügt bei dieser Vergnügungsjagd, der Mann voller Sorgen durch Wechsel und Schulden, die Frau voll Gewissensbisse, weil sie das knappe Wirtschaftsgeld angreift oder weil sie, „um L'hombre zu spielen, die Spar-büchse ihres Kindes aufgebrochen hat", und geärgert obendrein, wenn die Frauen der ressourcefähigen kaufmännischen Honora-tioren einen teueren Schal oder so feine Chemisekleider nach der neuen französischen Mode haben, wie sich die Frau Königliche Geheime Sekretärin eben nicht leisten kann. Es fehlt überhaupt das harmlose Fröhlich-sein, wie man es in Süddeutschland kennt, der ganze Ton bleibt künstlich und angequält.



Der Krögel an der Spree. Aquarell von Bruno Bielefeld

Auch darin, „wie die sogenannten Schön-geister und gute Ge-sellschafter ihren Geist auf die Folter spannen, um etwas Witziges zu sagen". Diese Bemü-hung, das ehemalige Sanssouci nachzuäffen, wird schon epidemisch. „Ein Jagen nach Bon-mots, Wortspielen, Zweideutigkeiten," so schildert es ein Beob-achter; der Kombina-tionswitz triumphiert nun als die wahre Gat-tung des landläufigen Berliner Esprits. Es ist seine höchstentwickelte Form, wenn die be-rühmte Rahel in ihrer vielgepriesenen Unter-haltung und ihren Briefen nach künstelnden Ideenverbindun-gen jagt und das mög-lichst Gesuchte als Tief-sinn zu behandeln ver-steht.

Überwiegend berührt der neue Eintritt des Judentums in die Ber-liner Kreise sympa-thisch. Als Element, dessen Vorurteile nicht die dieser steifen und engen Beamtenschaft sein können, bringt es etwas Bewegliches und Befreiendes in die Ge-

Digitized by Google

sellschaft mit, und besonders im Ton etwas Bequemes. Dabei ist es bemüht, vorurteilslos und dankbar zu sein; die redlichen Mahnungen David Friedländers, „restlos ein deutsches Wesen anzunehmen", treffen auf Bereitschaft und werden von der christlichen Seite lebhaft gewürdigt; Friedländer selbst wird der erste jüdische Stadtrat von Berlin. In einer jener Ressourcen finden sich Männer wie Schadow und Iffland, Akademiegelehrte, Konsistorialräte mit Friedländer, mit gebildeten jüdischen Kaufleuten und deren Familien, mit dem Arzt Markus Herz und seiner jungen Frau zusammen. Es sind auch feinere jüdische Familien oder Frauen, die in rascher Nachbildung der pariser nun für eine Zeitlang „Salons" in Berlin auftun. Ein regsames Interesse für das Geistige und Zeitbestimmende treibt hierzu, ein emsig geschicktes Bestreben, Berühmtheiten um sich zu sammeln und verheißende Talente nötigenfalls in einer Weise zu fördern, zu der der Deutsche oftmals nicht die Mittel, noch seltener aber die Leichtigkeit des Entschlusses besitzt. Trotz aller Beflissenheit, womit Rahel Levin und Dorotha Veit, geborene Mendelsohn, unter Führung ihrer nachmaligen Männer, Varnhagen von Ense und Friedrich Schlegel, publik gemacht werden, bleibt der weit vor diesen zu nennende Salon derjenige Henriette Herz, der hochgewachsenen schönen Tochter eines Arztes portugiesisch-jüdischer Herkunft, Benjamin de Lemos. An ihrem Teetisch findet man in der Tat vereinigt, was in Berlin Anspruch auf Geltung erhebt oder was von berühmten Reisenden dorthin kommt, Chamisso, die Humboldts, Niebuhr, Schiller, Jean Paul, die Staël; sie vermag unbemakelt die beiden geistvollen Sybariten, Friedrich Schlegel und Friedrich Gentz, bei sich zu sehen, während sie allerdings Ludwig Börne, den Zwitter aus Sentimentalität und Bissigkeit, der sich im Herzschen Hause ganz einquartiert hat, dort bald nicht länger dulden darf. Zu ihr unterhält auch nahe Beziehungen der Vetter des Königs, Louis Ferdinand. Er, der „preußische Alkibiades", ist der vergötterte Idealtypus der Zeit, dieser Prinz Louis Ferdinand, der in seinem Landhaus Schrike seine champagnerreichen Symposien veranstaltet, deren thronende Hetäre Pauline Wiesel ist, ein Frauenzimmer von außerordentlicher Schönheit und vampirischen Bestrickungskünsten; dieser hochfahrende und hochfliegende Offizier der königlichen Gensd'armen, dessen Rouétum ihm von den Frauen aufgezwungen wird, ein fürstlicher Jüngling, begabt wie wenige, empfänglich, schwärmerisch, fein musikalisch, genial im Guten und im Liederlichen, ein Vergeuder der herrlichsten Kräfte, die im selben Zeitpunkt, von wo ab Preußen durch sie hätte positive Frucht gewinnen können, auf dem Schlachtfeld von Saalfeld vernichtet werden.

Und dann steht noch neben Henriette Herz der engere Hausfreund der Frau, um den

Im Krögel. Aquarell von Bruno Bielefeld

Digitized by Google

herum man die feinere Charakteristik dieser Berliner um 1800 schreiben könnte: Schleiermacher. Der ist in diesen Jahren noch nicht der berühmte Prediger und akademische Theologe, der durch seine Vereinigung von echter Religiosität mit befreiend klarem Denken bis heute seine für den Ringenden hilfreichen Wirkungen weiterübt. Noch ist er der Geistliche der Berliner Charité, und der kleine, persönlich unschöne Mann schwingt mit in diesem ganzen Kreise der geistsuchenden Gourmandise. Es ist dem Andenken Schleiermachers genugsam vorgehalten worden, wie er in seiner proteischen Fähigkeit des Hineindenkens und der Anpassung der anonyme Verfasser der „Vertrauten Briefe" über Schlegels recht widerlichen Sinnlichkeitsroman aus der Berliner Zeit „Die Lucinde" zu werden vermocht hat. Aber es sind nichtsdestoweniger die gleichen Jahre, wo seine unvergänglichen Erstlingsschriften, die „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern", und dann die „Monologen" entstehen. Seine ganze synthetisch verlangende Seele aber mit ihren Größen und ihren Berührungen des Menschlichsten schüttet er im täglichen Verkehr und in eifrigen Briefen der angebeteten Freundin aus, deren klare, geordnete Natur wohl weiß, was sie ihm verdankt. Immerhin seltsam bezeichnend für die Sphäre, in der dieser Bund besteht, mögen uns die Auseinandersetzungen in jenen Briefen anmuten, weshalb man über die innigste Freundschaft hinauszugehen außerstande sei, beinahe entschuldigend –

Wenn Schleiermacher abends von seiner Freundin, von der Neuen Friedrichstraße in seine Wohnung am Oranienburger Tor heimwandelt, so hakt er die von ihr geschenkte kleine Blendlaterne ins Knopfloch. So dürftig sieht es mit der öffentlichen Beleuchtung noch aus. Die bebaute Stadt wird damals durch folgende Grenzen umschrieben: Hallesches Tor mit dem „Rondel" (Belle-Allianceplatz), Potsdamer Tor mit dem „Achteck" (Leipziger Platz), Brandenburger Tor mit dem „Quarré" (Pariser Platz), Charité, Oranienburger Tor (am Knick von Friedrichs- und Chausseestraße), dann weiter Rosentaler, Schönhauser, Prenzlauer, Frankfurter, Schlesisches, Kottbuser, Hallesches Tor. Schon haben sich Vorstädte, wie die Spandauer, Rosentaler und Stralauer, gebildet. Auch an der Potsdamer (Land-)Straße liegen einige Gebäude, und es gibt Landhäuser am Rande des Tiergartens, wohin reichere Familien im Sommer hinausziehen. Die Jungfernheide dringt noch bis in die Gegend des späteren Lehrter Bahnhofs vor; Schöneberg, Wilmersdorf, Steglitz liegen draußen in den Feldern als friedliche Dörfer, der Grunewald ist außerhalb des Horizontes. Herkömmlich pilgert oder fährt man zu Aus-

Die Inselbrücke. Aquarell von Bruno Bielefeld

Digitized by Google

Schachpartie. Gemälde von Joh. Erdmann Hummel. (Königl. Nationalgalerie, Berlin)
Dargestellt sind von links nach rechts: Architekt Genelli, Hofrat Hirt, Graf Ingenheim, Maler Friedrich Bury, Maler Hummel, Graf Brandenburg

flügen nach Charlottenburg, wie das ehemalige Lützow oder Lietzen seit dem Schloßbau Friedrichs I. heißt. Die Fußwanderung ist freilich ein sehr zweifelhaftes Vergnügen geworden, seit neuerdings im Tiergarten Reiter, Equipagen und Mietsdroschken die Verwandlung des willigen märkischen Sandes zu Staubwolken in einer den Atem benehmenden Weise vollziehen. Deshalb wandern viele lieber nach dem ländlichen Schöneberg, oder man spaziert nach Norden und Osten hinaus, etwa vor das Rosentaler Tor oder das Prenzlauer, wo die vielen Windmühlen stehen.

In die Fremde kommen die Berliner wenig. Lange nicht in dem Maße, wie manche anderen deutschen Bevölkerungen, Schwaben, Pfälzer, Ost- und Westpreußen, Hanseaten. Überhaupt die meisten Berliner bürgerlichen Standes sterben in dem Hause, in dem sie geboren sind, und in jene vornehmeren Sphären, wo das Reisen eine Erziehungsgepflogenheit geworden ist, erhebt sich kein Bestandteil der ansässigen Bewohner. Dafür aber kommen schon recht viel Leute von auswärts nach Berlin, um den Staat des großen Friedrich und seine Schöpfungen in Potsdam zu sehen. Übereinstimmend rühmen solche Reisende die Geweckheit der preußischen Residenzler, die gebildeten Kenntnisse der höheren Beamten, aber sie müssen auch bemerken, wie eng oft der Horizont wieder zugewachsen ist. Man kann sich schon damals nicht denken, daß hinter dem Berge auch Leute wohnen, äußert naive Verwunderung, daß aus Franken oder Hannover „so feine Leute“ kommen, und vermag sich im allgemeinen nicht vorzustellen, wie Andere in einer Gegend leben, die nicht aus Sandheiden und Kiefern besteht.

In verhängnisvollster Weise war diese Selbstzufriedenheit tonangebend bei den Berliner Offizieren geworden. Eine der beliebten Redensarten war es, trotz der im Koalitionskriege schon gemachten Erfahrungen, die französischen Heere ein Lumpengesindel schlimmster Sorte zu nennen. Man machte sich aber nicht klar, zu wie großen Teilen das preußische Heer noch immer aus in der Fremde angeworbenen Tunichtguten, entlassenen und geflüchteten Sträflingen und anderen verzweifelten Existenzen bestand, nach dem Prinzip Friedrichs des Großen, daß jede Kompanie zu zwei Dritteln aus Ausländern (Nichtpreußen) bestehen solle, um möglichst die inländische Aushebung in Reserve zu behalten. Gegen die überalten, bequemlichen Generäle wagt der jederzeit schüchterne Friedrich Wilhelm III. sich nicht mit seinen Bedenken als Kriegsherr vor, die auch mehr

Digitized by Google

nur seiner pessimistischen Natur als scharfem Blick entspringen. Die Stimmung, womit das preußische Offizierkorps in den Feldzug von 1806 geht, wird am einfachsten ausgedrückt durch das Wort des Generals von Rüchel auf der Parade zu Potsdam: „Meine Herren, Generale, wie der Herr von Bonaparte einer ist, hat die Armee Seiner Majestät unterschiedliche aufzuweisen!" Die Offiziere interpretieren das dann natürlich: Bonaparte würde bei den Preußen nicht einmal als Korporal genommen. Das Berliner Publikum bleibt denn auch so ziemlich gleichgültig gegen Sieg oder Unglück dieses Heeres, das man als Bürger zu lieben so wenig veranlaßt ist. Mattherzig stumpf nimmt es die furchtbaren Unglücksbotschaften hin. Am 17. Oktober 1806, drei Tage nach Jena, erscheint der berühmte Maueranschlag des Kabinettministers, Generals der Kavallerie, Generalpostmeisters, Chefs der Seehandlung und Akademiekurators Grafen von der Schulenburg: „Der König hat eine Bataille verlohren. Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht. Ich fordere die Einwohner Berlins dazu auf. Der König und seine Brüder leben!" Apathisch liest man, wundert sich auf einmal gar nicht, tut schon wieder, als habe man es ja vorausgewußt. So schmählich ist das Staatsgefühl verwirtschaftet, das den Siegen Friedrichs so hell zugejubelt. Tendenziöse Einbläser deuten vor allem auf den Satz: Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht. Und folgsam wie immer regt sich nun ganz Berlin über diese Worte auf, anstatt über den Untergang des preußischen Staates. Neugierig und katzbuckelnd — bis auf rühmliche Ausnahmen — empfängt man die Franzosen, die unter Davoust am 24. Oktober einrücken und denen von Potsdam aus, wo er im Stadtschloß gewohnt, Napoleon folgt.

Dann aber spürt auch die preußische Hauptstadt das Erwachen zum neuen deutschen Leben, das von Ostpreußen bis zum Bodensee durch das ganze zertrümmerte und geknechtete Reich geht. Vor Berliner Hörern, unbekümmert um die französische Garnison, richtet als erster der sächsische Oberlausitzer Fichte seine gewaltigen Reden an die deutsche Nation, erschütternd, tief die Gewissen demütigend und sie dann aufrichtend zum Entschluß. Und von 1809 ab der aus Halle zurückgekehrte Schleiermacher, dessen männlich große Zeit nun anhebt; in seiner Dreifaltigkeitskirche wird er der herzbewegende Prediger der Hingabe im Fichteschen Sinne an den schier vergessen gewesenen Gedanken des Staates und an die von ihm geforderte Pflicht. Und neben diesen beiden Andere, darunter Jahn. Die Tage, da das Volk aufstand, der Sturm losbrach, sind in Berlin so schön gewesen, als irgendwo; zum erstenmal in seiner Geschichte erlebt Berlin das große Gefühl, dem Vorgang im ganzen Deutschland sichtbarsten Ausdruck zu geben und an seiner Spitze zu sein.

Nach den Befreiungskriegen wird Berlin die europäische Großstadt, die nun schon mehrere hunderttausend Einwohner zählt. Und durch die 1810 gegründete Universität wird es auch eine Stätte der Wissenschaft von universaler Bedeutung. Was ihm aber versagt bleibt, das ist eine bodenständige Kultur. Man hat noch immer keinen Mittelpunkt in sich selbst und greift darum in allem nach außen. Das neue Sinnbild der Stadt werden die gemauerten, bröcklig verputzten Nachbildungen berühmter auswärtiger Quaderarchitekturen, im Verein mit dem angestrichenen Skulpturenwerk aus Zinkguß, der die echten Materialien ersetzen muß. Was von lebhafterer öffentlicher Ideenerregung sichtbar wird, ist der unerquickliche Disput zwischen der deutschgermanisch gesinnten Generation der Befreiungskriege und dem Judentum — aber einem jüngeren, mehr zugewanderten, das auf die Mendelssohnsche und Friedländerische Richtung der Angleichung wenig Vertrauten setzt und desto geschwinder daran geht, sich zum Herren dessen zu machen, was man künftig unter öffentlicher Meinung in Berlin verstehen wird.

Der bürgerliche Charakter bleibt so provinziell wie je, und vielleicht darum assimiliert er so merkwürdig die neu Zuziehenden. Wie die westdeutschen Städte ihre Lokaltypen und Lokalhumore haben, denen man erst durch Gewöhnung ein gewisses Interesse abgewinnt, genau so ist es mit Berlin; wir wundern uns nur über die Dürftigkeit dieses eifrig kultivierten Straßen- und Possenwitzes und über die Anspruchslosigkeit, die sich an ihm vergnügt. Bedeutungslose Zeitungen üben eine absolutistische Macht über den gläubigen „aufgeklärten" Berliner. Die Zeitungen, die in Deutschland verbreiteter gelesen werden, erscheinen in Augsburg, Stuttgart, Frankfurt, Köln, auch in Breslau und Magdeburg; reichlich spät, seit 1848, sind die Kreuzzeitung und andere Blätter in Berlin begründet worden, die auf ein auswärts wohnendes Publikum zugeschnitten wurden. Eine große Stadt mit erdrückend kleinbürgerlichen Lebens- und Geschmacksinhalten, und darin wohnend einige der feinsten Geister, ohne Zusammenhang mit den um sie Lebenden.

Dann erfolgt in der Nation der weitgehende Umschwung zum „jungen Deutschland", vom hoffenden Vaterlandswesen zur höhnenden Enttäuschtheit, zum neuen Franzosenkultus, von der Stimmungsromantik zur geistbemühten Schriftstellerei. Die preußische Residenz wird dafür ein Mittelpunkt. Während einst die auch in Berlin wohnenden Romantiker, die Arnim, Tieck, E. T. A. Hoffmann, ihre geistige Heimat immer im altgeschichtlichen deutschen Süden und am Rhein behalten hatten, zieht es jetzt die nichtpreußischen Schriftsteller zum mindesten mit ihren Interessen nach Berlin. Gutzkows „Ritter vom Geist" — ein echt berlinisch jungdeutscher Romantitel — unternehmen den Versuch,

Digitized by Google

Graf Redern

Gruppe der Künstler

Baron von Arnim, Dem. Löwe
und Charlotte von Hagn

Dem. Bertha Stich

Mohr Achmed

Invalide Benike

Opernsänger Mantius

Aus dem Berlin der 1830er Jahre

Ausschnitt aus dem Gemälde von Franz Krüger „Parade auf dem Opernplatz 1839"
(Königl. Schloß, Berlin)

Digitized by Google

die preußische Großstadt in jener Weise zum Schilderungsmilieu zu machen, wie Paris es längst und selbstverständlich für die Franzosen ist. Das ist nun aber das Bezeichnende, wie diese spontane Bemühtheit sich doch nicht mit dauernden Anregungen unterhalten findet. Noch wieder zieht häufig, wer kann, davon. Es genügt den einzelnen eine Berliner Episode; selbst der in der Bedienstetenwohnung des königlichen Marstalls geborene Gutzkow schließt ab mit dem Wanderleben des Suchens nach einem Wohnsitz in Weimar oder Südwestdeutschland, wo er heimatlicher und endlich zufriedener werden möge. Das Berliner Feld verbleibt einem durch die Vorbilder Heine, Gutzkow, Pückler-Muskau dreist gewordenen Literatentum des von Verantwortung unbeschwerten Jargons. Und sonst gibt es wieder das ästhetische Teelöffelgeklapper derjenigen Kreise, die sich durch eifriges Allesles en unabhängigen Geist zu geben vermeinen. —

Wer in einer Stadt Württembergs, Badens, des Rheinlands in eine, auch recht einfache bürgerliche Wohnung tritt, der bemerkt an alten Familienbildern, Silhouetten, Gemälden, Kupferstichen, am Hausgerät, daß hier eine ruhige Tradition der mittleren Lebenshaltung besteht. Diese Symptome werden in Berlin nur ausnahmsweise bemerkbar. Hier steht an der Stelle der Tradition allzu oft das firnishafte Neue. In so manchen Dingen der Kultur genügt es, von der Hand in den Mund zu leben. Und vom Fremden. Mit gespannter Regsamkeit schaut man um, was irgendwo in der Welt neu auftaucht. Schließlich ist das bis heute so. In ganz Plattdeutschland ist die rote Grütze ein altheimisches fröhliches Sommeressen, aber es mußte sie einer in Kopenhagen entdecken, damit nun in der Leipziger Straße am Schaufenster „Dänische Grütze" prangen kann. Schwedische Platte, russische Eier, Karpfen polnisch, Roastbeef vom Grill, bayerische Haxen aux fines herbes, welsh Rarebits sind eine kleine Auswahl der Selbstverständlichkeiten dieser Stadt.

Die neuere Zeit erst hat auch für Berlin den Begriff einer Großstadtkultur erkannt, und jüngstens dämmerten ihr nun auch die feineren, stilistischen Aufgaben einer solchen, die aus der Großstadt zu machen weiß, was deren eigensten Wesens und ihr ohne Spielerei und Verwechslung angemessen ist. Vor allem aber ist zunächst in robusterer und realerer Weise vielerlei Hilfreiches geschehen. Voran, seit der Zeit Hinckeldeys und danach, durch die verzweigte Tätigkeit des Staates, durch städtische Schöpfungen, durch Darbietung minder trivial bedenklicher Vergnügungen und Unterhaltungen, durch die Erschließung der Berliner Umgebungen mittels Straßen-

Kegelgesellschaft 1834. Gemälde von Eduard Meyerheim. (Königl. Nationalgalerie, Berlin)
Unter den Dargestellten der Maler Prof. Eduard Daege und Hofrat Plettner

Digitized by Google

und Vorortbahnen, durch Lohnbesserung und den Umständen angemesseneres Denken über die unteren Stände, durch gesetzliche und politische Mittel, durch Organisationen und Vereinigungen, mit am meisten auch durch gemehrte und in sich gebesserte Frauenberufe. Zwar bringen neue Befreiungen auch immer wieder neue Gefahren und Willküren, aber, wie die Erfahrung immer gelehrt hat, sie allein überwinden sie schließlich durch sich selbst.

In der Jostyschen Konditorei 1815

Verwirrte Liebe

Von

Karl Bröger

Die Unbekannten

Solang wir uns auch schon lieben
Und träumen einander zu:
Ich bin doch ich geblieben
Und du bleibst immerfort du.

Manchmal da fällt ein Scheinen
Von einem ins andre Land.
Dann möchten wir gerne meinen,
Jetzt hätten wir uns erkannt.

Der Abend dämmert und trüber
Wird rings, was hell war und licht.
Wir stehn uns vermummt gegenüber
Und kennen uns wieder nicht.

Die Entzweiten

Warum wir uns hassen müßten?
Ob das schöne Band zerriß? . . .
Du, weil wir zuviel uns küßten,
Ward uns solche Bitternis.

Doch hast du nur Haß zu geben.
Bist du noch von mir bewegt.
Da ist vollgefühltes Leben,
Wo sich Haß um Liebe regt.

Willst du unsre schöne, bunte
Liebe nicht als Leiche sehn,
Müssen wir uns manche Stunde
Sprühend gegenüberstehn.

Digitized by Google

Generaloberst von Bülow

Aus der Reihe der Bildnisse aus dem großen Kriege von Prof. Arnold Busch
Einzelkunstblätter im Verlage der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg

Digitized by Google

Die Seeschlacht vor dem Skagerrak

Eine Betrachtung an Hand der amtlichen Darstellung von E. von Hersfeld

Eine Seeschlacht! Eine Hochseeschlacht in freiem Wasser! Draußen, weit in der Nordsee vor dem Skagerrak! Die deutsche Flotte hat einen Sieg über die englische davongetragen! — — Es war die erste Seeschlacht, die das Deutsche Reich überhaupt jemals geschlagen hat.

Die Freude in allen deutschen Gauen ist allgemein und kommt so recht von Herzen; namentlich, weil derjenige Gegner, dessen wahrer Charakter sich vor aller Welt in diesem Kriege entpuppte, dessen Lügenflut den Erdball vergiftet hielt, der, rücksichtslos und scheinheilig seit Jahrhunderten nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht, die ganze Menschheit hypnotisiert und ausgebeutet hatte, auf dem Gebiet geschlagen wurde, das er als seine eigenste Domäne bedingungslos zu besitzen und zu beherrschen glaubte. Dann aber auch galt die Freude unserer jungen Marine, die so lange geduldig hatte ausharren müssen und nun endlich zeigen durfte, was sie leistete. Schließlich liegt über einer Seeschlacht eine Art geheimnisvollen Zaubers.

Schiffe haben etwas Persönliches. Man nennt sie mit einer gewissen Zärtlichkeit mit Namen, und wenn auch vereinzelte Namen an zarte Frauengestalten erinnern, so sind doch die schwimmenden Träger dieser Namen stahlbewehrte, zornmutige Riesen, die an die Riesen und Asen der Sagen unserer Vorfahren erinnern, wenn sie im Kampfe zur Ehre des Vaterlandes in wildem Gebrüll der Kanonen wuchtig aufeinanderschlagen.

Auf dem Schiffe, oder besser gesagt, mit dem Schiffe kämpft der Mensch, aber es will doch scheinen, als ob das Schiff selbst Leben hat, ein Stahlkörper, dessen Seele das Menschlein an Bord ist.

Selbst die allergrößten Seeschlachten in der Geschichte haben an Zahl der Schiffe doch nicht so viele aufzuweisen, daß das Übermenschliche des einzelnen Schiffes von der Zahl erdrückt wäre.

Was wissen wir Deutsche aber von Seeschlachten im allgemeinen? Mancher sehr Gebildete, der mit Glanz das Gymnasium besuchte und summa cum laude seinen Doktor machte, wird auf diese Frage etwas ausweichend antworten. Man hat irgendwo mal ein Schlachtenbild gesehen, wenn man holländische oder englische Museen besuchte, man hat wohl im Flottenverein gelegentlich einem Vortrage zugehört, der etwas von moderner Seeschlacht enthielt, man hat auch wohl einen Vetter bei der Marine, der einen beim Glase Wein ein wenig „aufklärte", aber was so eigentlich eine Seeschlacht ist, ahnt man doch nur verschwommen.

Noch zwei ähnliche Fragen. — Welche großen Seeschlachten kennt man bei uns überhaupt? ... Da ist zunächst Salamis: davon hat der Ordinarius in Quarta Wunderdinge berichtet, als der selige Themistokles auf Veranlassung des delphischen Orakels hinter die „hölzernen Mauern" sich zurückzog; dann fällt einem noch die schöne Kleopatra ein, die bei Actium mit ihrem Wunderschiff ausriß; und dann? ... dann kommt eine lange Zeit gar nichts bis — Abukir und Trafalgar und den Schluß macht bestenfalls Tsuschima, wo die Japaner die Russen, ihre jetzigen Busenfreunde, elend vernichteten. Jetzt haben wir nun auch unsere Seeschlacht vorm Skagerrak. —

Auf See ist zu allen Zeiten ähnlich gerungen und gekämpft worden wie zu Lande. Der Aufstieg Englands zu seiner weltumspannenden Größe ist neben seiner geschickten Politik einer Kette von Seeschlachten zu verdanken, die über Spanier, Holländer, Franzosen, Russen, Türken in allen Weltteilen geschlagen worden sind. Wenn daher das stolze Albion am Abend vor Himmelfahrt eine Niederlage erlitt, so bedeutet diese ein ernstes Memento, ein donnerndes Halt, das ihm die deutschen Waffen auf dem Meere geboten haben.

Und die letzte Frage. — Wer kennt die großen Admirale, die auf See als Führer vorbildlich waren? Themistokles ist schon genannt, Nelson ist auch ziemlich bekannt, dann kommt vielleicht noch Michael Ruyter und in Österreich kennt man natürlich Tegetthof, dann ist man aber meist auch am Ende der Weisheit angekommen. Und doch gibt es eine ganze Reihe von großen Admiralen, namentlich Holländer und Engländer, die auch als Menschen vorbildlich waren.

Unser Vaterland hat auf dem europäischen Festland durch Jahrhunderte hindurch sich ruhmreich geschlagen, auf blutgetränkten Schlachtfeldern ist es, trotz mancher inneren Zerfahrenheit und trotz des Neides aller Welt, zur Größe heraufgestiegen, es ist daher kein Wunder, wenn man von Seeschlachten anderer Völker nur wenig weiß. Es soll deshalb im folgenden zunächst ganz allgemein, vermischt mit etwas Geschichtlichem, von einer Seeschlacht gesprochen werden.

In den ältesten Zeiten, in denen die Seefahrt noch reichlich unbequem war, wurden Seeschlachten immer nur in unmittelbarster Nähe des Landes ausgefochten. Es galt als besondere Geschicklichkeit, durch die Anlehnung an Land den Gegner einzuengen, zusammenzudrängen und dann in den unbeweglichen Klumpen, in dem die Ruderer sich gegenseitig hinderten, hineinzurammen und

Digitized by Google

hineinzuschleudern. Bei allen diesen Schlachten findet man, daß die Berichte meist von Zuschauern geschrieben sind, die an Land gestanden haben. Wenn man diese Berichte aufmerksam studiert, dann haben diese alten Seeschlachten eine große Ähnlichkeit mit den Landschlachten der damaligen Zeit. Die Enterbrücken, die den Römern ermöglichten in der an Land gewohnten Kampfesweise die Karthager zu besiegen, sind ein einfaches Beispiel. Aber auch die Führer in diesen Seeschlachten waren Heerführer der Landarmee und keine Seeleute. Diese Zustände haben bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts gedauert. Medina Sidonia war seines Zeichens ein Landsoldat, der natürlich, als ihm die spanische Armada anvertraut wurde, den Titel eines Admirals annahm; etwas höhnisch berichten spanische Zeitgenossen, daß man von seinen Seefahrten vor Antritt seines Kommandos nur gewußt habe, daß er seekrank werden könne. Auch die ersten bedeutenden englischen Admirale zur Zeit Cromwells waren Reitergenerale, die, als sie die englische Flotte mit großem Geschick gegen die Holländer führten, noch den Titel „General zur See" hatten.

Erst um die Zeit Michael Ruyters, der ein geborener Führer, Seemann und Admiral war, änderten sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts diese Zustände. Der Wert der Beherrschung der See war allseits in hohem Maße begriffen, Kriegsmarinen wurden geschaffen und ausgebaut, selbst Kurbrandenburg mit seinem weitausschauenden Großen Kurfürsten besaß eine Marine, ein Seeoffizierkorps entstand und aus diesem heraus wuchs der Begriff der Bedeutung einer Seeschlacht.

Man kann bis zum heutigen Tage zwei Arten von Seeschlachten unterscheiden. Die eine Art entsteht, wenn ein übermächtiger Gegner einen Feind angreift, der sich unmittelbar auf die Befestigungen eines Kriegshafens stützt. Der Zweck ist meist, neben der Vernichtung der feindlichen Flotte, in einem Gewaltstreich gegen die Basis dieser Flotte zu suchen. Diese Art der Seeschlacht würde an Land etwa den Festungskämpfen entsprechen. Ihr Haupterfolg liegt in der Überraschung; falls diese letztere fehlt, kommt es zu sehr verlustreichen, langwierigen Kämpfen, die vielfach mit den Mitteln des Kleinkrieges geführt werden. Es ist Stellungskrieg.

Die andere Art der Seeschlacht entsteht aus dem Begegnen zweier Flotten auf hoher See, sie ist eine Bewegungsschlacht und soll im folgenden allein berücksichtigt werden.

In der Zeit von Mitte des 17. Jahrhunderts bis zum heutigen Tage haben sowohl die Schiffe als auch die Waffen die stärksten Veränderungen durchgemacht, trotzdem ist eine Änderung in den Grundprinzipien einer solchen Hochseeschlacht nicht zu bemerken. Der Gedanke, man möchte sagen die Seele der Hochseeschlacht, ist stets sich gleichbleibend gewesen. Dies mag seinen Grund darin haben, daß das Schlachtfeld — immer natürlich vorausgesetzt, daß die Schlacht auf freier See geschlagen wird — stets im Wesen sich gleich ist; es ist die unendliche, ebene Fläche des Meeres. Gewiß können Wind, Sichtigkeit der Luft, Tages- und Jahreszeiten, der Stand der Sonne viele Mannigfaltigkeiten hineinbringen, aber das Meer prägt doch in der Hauptsache den Charakter der Schlacht. Schon hierdurch ist ein hervorragender Unterschied gegeben zwischen einer Seeschlacht und einer Landschlacht. Dort der weite Meeresspiegel, Schlachtfeld und Exerzierplatz völlig gleich ausschauend, und hier jede Geländefalte, jede Unebenheit, jedes Flüßchen, selbst ein kleiner Wasserlauf, die Beschaffenheit des Bodens, eine Baumgruppe, Gärten, Mauern, Häuser eine bedeutsame Rolle spielend.

Bei einer Seeschlacht ist alles in Bewegung, meist wird, um zeitliche und räumliche Vorteile zu nützen, mit höchster Fahrt gefahren, ununterbrochen verschiebt sich das Bild, die Meeresfläche gibt keinen Ruhepunkt für das Auge, wonach man leicht schätzen könnte; alle „Figuren" dieses ernsten Spieles, von dem das Schicksal einer ganzen Nation abhängig ist, ziehen gleichzeitig. Eine Seeschlacht dauert oft nicht viel länger als eine Partie Schach; schon aus diesen kleinen Betrachtungen heraus mag der denkende Mensch fühlen, wie schwer es ist, ein Führer in der Seeschlacht zu sein. Eins kommt aber noch hinzu, und das ist wohl das Schwerste für einen Admiral. Er steht mitten in der Schlacht, im wildesten Getümmel.

Man könnte sich gar nicht vorstellen, was aus einer Landschlacht würde, wenn der Feldherr sich im vordersten Schützengraben oder zwischen den Sturmkolonnen aufhielte. Selbst die Unterführer an Land stehen noch soweit zurück, daß sie vom Wirkungsfeuer nicht berührt werden. Weit hinter der kämpfenden Front laufen Meldungen, Fernsprüche, Telegramme, kurz alle Fäden zusammen, hier werden sie an Hand der ausgebreiteten Karte in Ruhe erwogen, von dort gehen die Befehle hinaus an die Truppe.

Ganz anders auf See. Im engen Kommandoturm des Admiralschiffes, das Auge fest auf den Feind gerichtet, der mit mörderischem Feuer dasjenige Schiff, das er als Admiralschiff zu empfinden glaubt, überschüttet, steht der Admiral mit seinem kleinen Stabe. Letzterer hilft nur sehen nach allen Seiten und gibt den kurzen mündlichen Befehl des Admirals an die Signalstelle weiter. Keine Stille, die das Nachdenken fördert, um ihn her; zwischen krachendem Eisen, fliegenden Splittern, umweht vom heißen Dampf der eigenen schwersten Geschütze gilt es das innere Gleichgewicht völlig zu behalten und so zu arbeiten, als wenn der wilde Kampf um das Wohl des Vaterlandes nur eine Meisterpartie wäre, die unbedingt gewonnen werden muß

Digitized by Google

und gewonnen wird. Die Karte ist für die Hochseeschlacht und ihren Führer Nebensache, dort macht nur der Navigationsoffizier seine Eintragungen; der Admiral sieht nur den Feind und seine Bewegungen; Zug folgt auf Zug, blitzschnell muß die taktische Überlegung arbeiten.

Die ganze Tragik eines Kampfes spielt sich vor den Augen des Führers unmittelbar ab. Zerschossene und sinkende Schiffe, zerrissene Kommandoelemente, zerschmetterte Geschütze und darüber Blut und Leichen der besten Helfer, Feuer und Dampf, giftige Gase, krepierende Granaten, aufgepeitschte Wassersäulen, ein Gemisch, wie es in der Hölle nicht furchtbarer erdacht und gebraut werden kann. Mitten darin! Das ist die Arbeitsstätte des Führers in der Seeschlacht. Einen Augenblick — Sekunden nur — die Ruhe verloren, oder mit den stählernen Nerven nachgelassen, und: das Spiel kann verloren sein. Das scharfe Auge, der Blick eines Adlers und der durch eiserne Disziplin geschulte Geist sind die einzigen Hilfen, die dem Führer zu Gebote stehen.

Wie entsteht denn nun eine Seeschlacht? Wie beginnt sie, wo hat sie ihren Höhepunkt?

Der Fall, daß beide Gegner völlig gleich stark sind, daß beide wie zwei Fechter oder Ringer in der Arena aufeinander losgehen und unter gleichen Anfangsbedingungen den Waffengang wagen, muß so selten sein, daß er in der Geschichte jedenfalls noch nicht vorgekommen ist. Selbst wenn die Zahl und Stärke der Schiffe durch Zufall gleich war, nebenbei ein Prinzip, das im 18. Jahrhundert, dem Jahrhundert einer etwas verknöcherten taktischen Schule, angestrebt wurde, so ist der Fall, daß beide Gegner schlagen wollen nicht dagewesen. Seien es politische, seien es moralische Gründe, sei es eine taktisch ungünstige Lage, immer mußte einer der Gegner vom andern gezwungen werden die Schlacht anzunehmen.

Es ist eine höchst eigenartige Erscheinung, daß bei fast allen großen Seeschlachten in der Geschichte der Schwächere den Erfolg davontrug. Daraus etwa eine Regel zu machen, würde natürlich vollkommen falsch sein. Wenn man den Gründen hierfür nachgeht, dann findet man, daß entweder der an Zahl Schwächere besser durchgebildet war und den energischeren Führer besaß, oder daß er über einen langen Zeitraum eifrig den Stärkeren beobachtete und, eine Blöße entdeckend, blitzartig zupackte.

Da man auf freier See über den Anmarsch des Gegners, seine Stärke, seine Marschformation gar keinen Anhalt hat, so geht jeder Seeschlacht eine sehr sorgfältige Aufklärung voraus. Diese Aufklärung soll gewissermaßen bis tief in den Gegner hineinsehen, sie soll aber auch wie ein Schleier um die eigene Flotte herumliegen, um dem Feinde die Einsicht zu verwehren. Umgeben wie mit einer Tarnkappe will man selbst alles beobachten.

Die Aufkärung ist zu allen Zeiten von leichten, sehr schnellen Streitkräften ausgeführt worden. In früheren Zeiten waren die Aufklärungsschiffe die schnellsten Fregatten, und heute stellt man die modernsten sogenannten „kleinen Kreuzer" ein.

Admiral Scheer, der Sieger in der Seeschlacht am Skagerrak
Aufnahme von Hofphotograph Ferd. Urbahns

Erst der jetzige Krieg hat zwei ganz neue Waffen für die Aufklärung mit verwendet, dies sind Flieger und Luftschiffe einerseits und Unterseeboote anderseits. Erstere sind natürlich sehr vom Wetter abhängig und letztere können nur an bestimmten Punkten, von denen man annimmt, daß dort etwas zu sehen sein wird, vorher ausgelegt werden, um dann das Gesehene zu melden. Die eigentliche Aufklärung der weit über See marschierenden Flotte ist daher, trotz dieser beiden neuen Kampfmittel, doch dem kleinen Kreuzer vorbehalten.

Eine Seeschlacht wird sich daher fast regelmäßig aus dem Zusammentreffen von leichten

Digitized by Google

Kreuzern entwickeln. Je nachdem, was die Kreuzer während dieser Einleitungsgefechte erleben, aus der Art wie die Verstärkungen des Gegners heranrücken, aus welcher Richtung sie anmarschieren, wie der Gegner seine Schiffe einsetzt, das heißt wie er sich „festbeißt", wird man Schlüsse auf die Absichten und die Stärke des Feindes ziehen. Noch ist es Zeit einem ungewollten Kampfe zu entgehen. Sind aber erst Panzerkreuzer in den Kampf mit verwickelt, dann fängt der blutige Ernst an, trotzdem auch dann noch immer die Möglichkeit gegeben ist, aus der Umklammerung eines Stärkeren ohne zu großen Einsatz zu entkommen.

Je mehr Kräfte auf dem Kampfplatz erscheinen, desto schwieriger wird es, einen Kampf einseitig abzubrechen. Die begonnene Schlacht muß dann durchgeschlagen werden, wenn nicht die beiderseitigen Verluste, oder das Einbrechen der Nacht, oder Verluste auf der einen und militärische Überlegungen auf der andern Seite eine Trennung der Gegner erheischen. Der Höhepunkt einer Schlacht liegt militärisch in der Vernichtung der Hauptkraft des Gegners, das heißt in dem Augenblick, wo er moralisch zusammenbricht oder seine ursprünglichen Entschlüsse ändert, um dem Willen des Siegers zu folgen.

Wer ist aber Sieger in der Seeschlacht? Diese Frage ist nicht ganz leicht zu beantworten. Am Land ist das im allgemeinen einfacher, indem man sagt, wer sich zurückzieht, wer seine Stellung aufgibt, ist unterlegen. In See räumen beide Teile das Schlachtfeld und beide Teile gehen in die Heimatshäfen zurück. Man findet daher bei Seeschlachten häufiger als bei Landschlachten die Behauptung beider Teile vor, wonach jeder der Sieger zu sein angibt. Auch die gegenseitigen Verluste sind nicht immer ein Maßstab, woran man die Größe des Sieges ermessen kann. Die Verluste an Schiffen waren für die Engländer bei Trafalgar recht bedeutend, und der Gegner hatte nach der Schlacht tatsächlich mehr Schiffe als die Engländer, die obendrein ihren Nelson verloren hatten, der eine ganze Flotte aufwog; trotzdem ist Trafalgar für die Engländer ihr größter Seesieg. Als Regel läßt sich aufstellen, daß derjenige gesiegt hat, dessen Ansehen in der Welt durch die Seeschlacht zugenommen und daß derjenige verloren hat, der an Ansehen eingebüßt hat. Kommen nebenbei militärische und politische Vorteile hinzu, so ist das für den Sieger um so besser.

Betrachtet man nach vorstehendem unsere Seeschlacht, die Schlacht vor dem Skagerrak, so liegen die Verhältnisse nach dem Bericht des deutschen Admiralstabes*) ganz klar und werden auch nicht durch die englischen Berichte, die naturgemäß stark gefärbt sind, entstellt. Im Gegenteil, der englische Bericht gibt für den deutschen einen guten Hintergrund, auf dem die Klarheit des Admiralstabsberichtes sich scharf abhebt.

Eine wichtige Frage sei zuerst beantwortet. „Wo war die Schlacht?"

Der deutsche Bericht bezeichnet sie als Schlacht vor dem Skagerrak, der englische Bericht redet von Horns Riff. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der englische Bericht absichtlich die südliche Stelle angibt, obwohl der Kanonendonner an der norwegischen Küste gehört wurde. Man will in England den Glauben erwecken, daß die deutsche Flotte nicht gewagt habe, sich weit von ihrem „Schlupfwinkel" zu entfernen, und daß die englische Flotte eigentlich die deutsche Flotte dicht vor ihrer Heimat aufgesucht habe, „nachdem Admiral Beatty mit seinen Kreuzern schon des öfteren versucht hat, die deutsche Flotte aus ihren Minengewässern herauszulocken". Etwas der Wahrheit näher kommt der englische Bericht mit der Angabe, daß „etwa 100 Meilen von der jütischen Küste die feindliche (deutsche) Vorhut gesichtet wurde". Nimmt man, um ganz unparteiisch zu sein, nur die fremden Ortsangaben — das Hören des Kanonendonners in Norwegen und 100 englische Meilen von der Küste von Jütland —, so erreicht man vor dem Skagerrak einen Punkt, der über 350 Kilometer von Wilhelmshaven — Helgoland entfernt liegt. Dorthin läßt man sich aber nicht locken, sondern fährt kraft

Vizeadmiral Hipper, der Führer der Aufklärungsschiffe. Aufnahme von Hofphotogr. Ferd. Urbahns

*) Alle fortan wörtlich „—" angeführten Stellen entstammen dem deutschen Admiralstabsbericht oder amtlichen englischen Angaben.

Digitized by Google

eigenen Willens mit vorher überlegtem selbständigem Entschluß hin.

Dies stimmt wörtlich mit den deutschen Angaben: „um englische Flottenteile, die in letzter Zeit mehrfach an der norwegischen Südküste gemeldet waren, zur Schlacht zu stellen", überein.

Am 31. Mai um 4 Uhr 30 Minuten nachmittags wurden vier Kreuzer der Calliopeklasse gesichtet. Das sind ganz neue, sehr schnelle geschützte Kreuzer, die ungefähr unseren kleinen Kreuzern entsprechen. „Unsere Kreuzer nahmen sofort die Verfolgung des Feindes auf, der mit höchster Fahrt nach Norden fortlief." Hieraus folgt ganz einfach, daß auch unsere Aufklärungsschiffe in schärfster Weise nach Norden dampften, daß also der ausdrückliche Wunsch des Flottenchefs vorlag, dem Feinde nicht auszuweichen. Fast eine ganze Stunde, bis 5 Uhr 20, ging diese Jagd und in dieser Zeit legen neue schnelle Kreuzer bequem etwa 40 Kilometer zurück. (S. d. 1. Bild der folgenden Seite.) Um diese Zeit erschienen sechs feindliche Schlachtkreuzer und die üblichen Begleitfahrzeuge in Gestalt einer Anzahl kleiner Kreuzer und Torpedobootszerstörer. Jetzt hielt der Feind stand und „entwickelte sich nach Süden" (2. Bild).

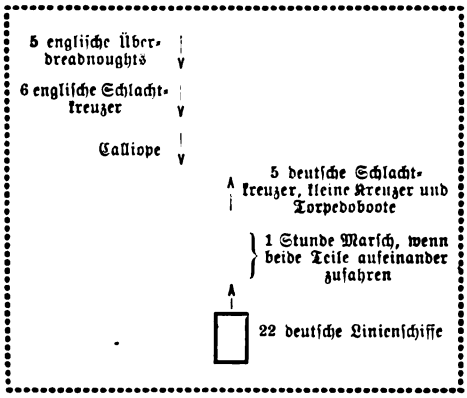
Der Ort der Schlacht

Der englische Bericht schreibt an dieser Stelle, den Leser vorbereitend für die späteren Mißerfolge, „die atmosphärischen Verhältnisse waren durchaus günstig für die Deutschen, ein dünner Nebel beeinträchtigte die Sicht, während die Deutschen die Sonne hinter sich hatten und von der Küste Jütlands gedeckt waren." Leider hat der gleiche englische Bericht vorher erwähnt, daß man 100 Meilen von der Küste zusammentraf. Die Küste von Jütland könnte aber, selbst wenn sie so hoch wie die Alpen wäre, dann nicht mehr gesehen werden; auch von einer „Deckung durch die Küste von Jütland, unter der die eigentliche Stärke der Deutschen bequem verborgen gehalten werden konnte", ist die Rede. Diese geographische Anschauung wirkt ebenso humoristisch wie der Sonnenuntergang im Osten. Die von „Westen" kommenden Engländer, die die Küste Jütlands auf 100 Seemeilen erblicken, sehen auch die Abendsonne hinter den Deutschen, also im Osten. „Nichtsdestoweniger griff Beatty an." Das heißt zu deutsch, weil er sich stärker fühlte; denn daß er es war, ergibt ein Vergleich der sechs englischen Schlachtkreuzer mit unseren fünf, wie er in jedem Marinetaschenbuch nachgeschlagen werden kann. — Trotz des „Nebels" haben die englischen Schiffe nach eigenen Angaben auf über 15 Kilometer das Feuer begonnen. Die englischen Kanoniere konnten also im Nebel noch reichlich viel weiter sehen, als der amtliche Berichterstatter. „Unsere (deutschen) Kreuzer gingen bis auf 13 Kilometer heran und eröffneten ein sehr wirkungsvolles Feuer auf den Feind." Der gemeinschaftliche „Kurs war jetzt Süd bis Südost". Auf deutscher Seite führte die Aufklärungsschiffe der Vizeadmiral Hipper, ein geborener Bayer. Wenn man Admiral Hipper seemännisch charakterisieren will, so kann man kurz sagen: er ist ein Offizier, der alle Leiterstufen der Torpedobootslaufbahn mit glänzendstem Erfolg durchgemacht hat, nebenbei ist er ein großer Jagdliebhaber und rechter, echter Weidmann. — Die englische Vorhut wurde geführt von dem Vizeadmiral Beatty, der zurzeit in England als besonders erfolgreicher Führer gilt, da er am 28. August 1914 drei unserer kleinen Kreuzer in der Helgoländer Bucht vernichtete und später, am 24. Januar 1915, die Engländer führte, als wir den „Blücher" verloren. Schon damals hatten die Admirale Hipper und Beatty die Waffen gekreuzt und sich auf Kanonenschußweite begrüßt. Sie waren also gute Bekannte.

„Im Verlauf dieses Einleitungskampfes wurden zwei englische Schlachtkreuzer und ein Zerstörer vernichtet. Nach halbstündigem Gefecht kamen nördlich des Feindes weitere schwere feindliche Streitkräfte in Sicht, die später als fünf Schiffe der Queen Elizabeth-Klasse ausgemacht worden sind". Das

Digitized by Google

ließt sich so furchtbar einfach und ist doch in wenigen Worten die Schilderung eines mörderischen Gefechtsabschnittes. Waren schon die ersten sechs englischen Schiffe, die sogenannten „Lions", wahre Löwen auf dem Wasser, so bedeutet das Hinzukommen von fünf der neuesten Riesen eine ungeheure Kraftvermehrung. Das Geschoßgewicht einer einzigen Breitseite eines solchen Schiffes beträgt 7442 Kilogramm. Diese Eisenmassen, gefüllt mit den vernichtendsten Sprengstoffen, wurden nun wie Spielbälle hinüber auf unsere Schiffe geworfen Aber

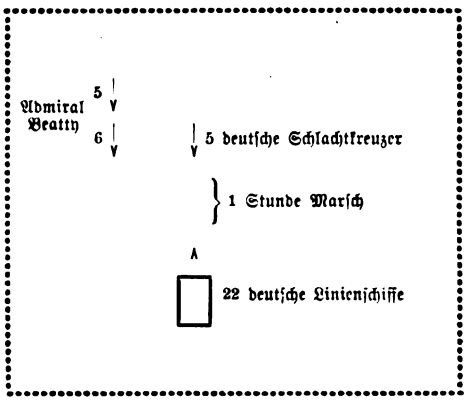


1. Bild. Das Insicht-Kommen der Aufklärungen

es ist ein glänzendes Zeichen für die Ruhe unserer Mannschaften und Offiziere, daß zwei Schlachtkreuzer des Feindes während dieser Zeit in den Grund geschossen wurden.

„Inzwischen griff das deutsche Gros in den Kampf ein." Unter dem deutschen Gros ist hier unsere Hochseeflotte zu verstehen. Jetzt konnte der Feind natürlich seinen südlichen Kurs nicht mehr beibehalten und „drehte sofort nach Norden ab." (3. Bild.)

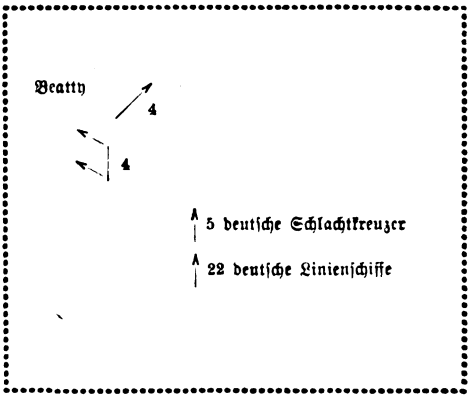
Im englischen Berichte lautet es: „Nun eilten die feindlichen (deutschen) Schlachtschiffe herbei. Es gelang Beatty, die ganze deutsche Flotte aus sicherer Minenzone herauszulocken. Die englischen Schiffe kämpften mit verzweifeltem Mut, da sie davon überzeugt waren, daß Hilfe unterwegs war." — Wenn man überhaupt vom „Locken" spricht, dann könnte man eher behaupten, daß unsere Kreuzer die englischen immer mehr und mehr verlockt haben nach Süden zu fahren, bis sie auf unsere Hochseeflotte stießen. Während dieser Lockfahrt wurden die Engländer aber sehr energisch gleichsam bei den Ohren gefaßt. Vertrauend auf ihre ungeheure — man kann sagen erdrückende — Übermacht folgten sie der Verlockung, ähnlich wie am 24. Januar 1915, um unsere Kreuzer zu vernichten, bis unser Gros plötzlich in Sicht kam. Beatty hatte sich diesmal bei dem Verlocken also gründlich verrechnet. „Die Engländer suchten sich mit höchster Fahrt und durch Abstaffeln unserm äußerst wirkungsvollen Feuer zu entziehen und dabei mit östlichem Kurse um unsere Spitze herumzuholen."



2. Bild. Beatty läßt sich durch die deutschen Schlachtkreuzer nach Süden ziehen und verliert 2 große Schiffe

An dieser Stelle beginnt die eigentliche Schlacht. Wenngleich die englische Hauptflotte noch nicht auf der Bildfläche erschienen ist, ahnt Beatty schon ihre Nähe. Es ist wohl ganz selbstverständlich, daß auch der deutsche Flottenchef das gleiche gefühlt hat, als die Engländer nicht bloß mit „höchster Fahrt und durch Abstaffeln" ausrissen, sondern sich nach Osten um die Spitze unserer Flotte herumzogen. Jeder, der dies Gefechtsbild, das auf dem Exerzierplatz tausendmal geübt ist, kennt, weiß als Praktikus Bescheid, was nun kommen wird. Der alte Admiral Togo hat bei Tsuschima den Russen dies deutlich vorgeführt (4. Bild).

Die Engländer nennen es „crossing the T", weil die Bewegung gewissermaßen der obere Querstrich bei einem lateinischen T ist, der wie ein Deckel den senkrechten Grundstrich zudeckt und „erdrückt". Hierdurch wird näm-

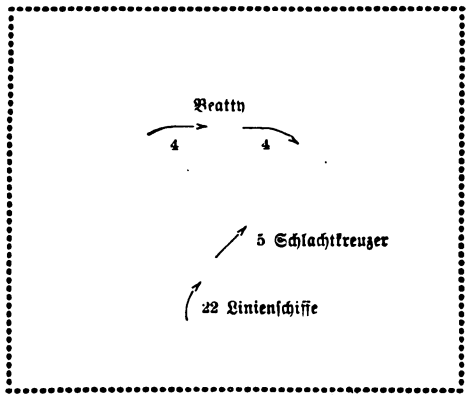


3. Bild. Das deutsche Gros kommt den Engländern in Sicht. Die Engländer „drehen sofort nach Norden" und „suchten sich mit höchster Fahrt und durch Abstaffeln unserm äußerst wirkungsvollen Feuer zu entziehen und dabei mit östlichem Kurse um unsere Spitze herumzuholen"

Digitized by Google

lich von dem, der „zum T kreuzt", das heißt wer auf dem oberen Querstrich fährt, der Gegner auf dem senkrechten Strich unter ein mörderisches, konzentrisches Feuer genommen, bei welchem namentlich die Spitzenschiffe schwer leiden, während die Schlußschiffe kaum feuern können.

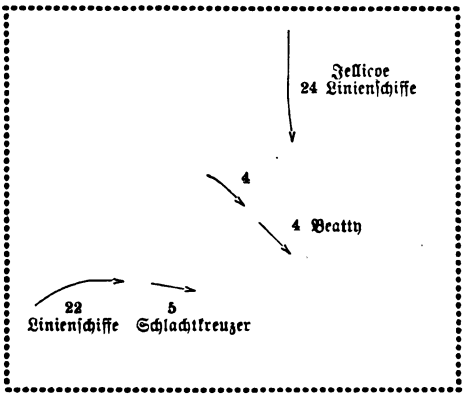
„Unsere Flotte folgte den Bewegungen des Feindes mit höchster Fahrt; während dieses Gefechtsabschnitts wurden ein Kreuzer der Achilles- oder Shannon-Klasse und zwei Zerstörer vernichtet". Man sieht hieraus, daß der ganze Plan der Engländer von dem deutschen Flottenchef wohl erkannt war.



4. Bild. „Unsere Flotte folgt den Bewegungen des Feindes mit höchster Fahrt"

„Bald darauf erschienen von Norden her neue schwere feindliche Streitkräfte. Es waren, wie festgestellt werden konnte, mehr als zwanzig feindliche Linienschiffe neuester Bauart". (5. Bild.)

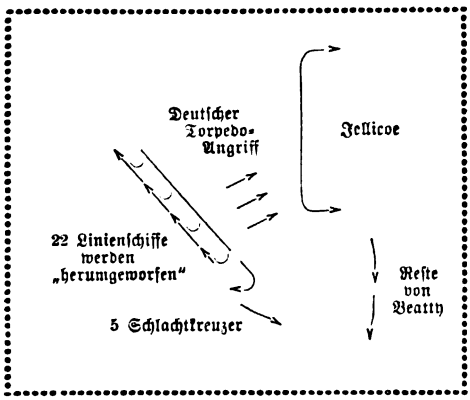
Die Schlacht fängt nun an in den Hauptabschnitt einzutreten, der nach der amtlichen Darstellung eine besonders schwierige Aufgabe zu werden schien. „Da die Spitze unserer Linien zeitweilig in Feuer von zwei Seiten geriet, wurde die Linie auf Westkurs herumgeworfen." Dieses Herumwerfen bedeutet eine schnelle Wendung im feindlichen Feuer. Nimmt man nur zwanzig Linienschiffe in der Gefechtslinie an, so ist bei einem Schiffsabstand von etwa fünfhundert Metern, von Schiffsmitte zu Schiffsmitte gemessen, diese Linie rund zehn Kilometer lang. In dem Getöse einer Schlacht, im Pulverqualm, zwischen den aufspritzenden Wasserfäulen und dem dichten schwarzen Schornsteinrauch einer voll Dampf fahrenden Linie ist ein solches Herumwerfen eine Meisterleistung, die nur ein Flottenchef machen kann, der weiß, daß der geringste Wink vom Flaggschiff überall richtig verstanden und ausgeführt wird. Seine Flotte muß aus einem Guß sein; ein Gedanke muß alle beseelen. Wieviel schwere Exerzierplatzarbeit solch einem Herumwerfen vorangegangen sein muß, ist auch wohl für den Laien leicht zu ermessen. Das ist die berühmte taktische Disziplin, die der alte Exerziermeister der Flotte Großadmiral v. Koester mit eisernem Willen jedem seiner Untergebenen eingeimpft hat und die jetzt die Früchte trägt, von denen der Kaiser im Telegramm an den Großadmiral gesprochen hat.



5. Bild. Jellicoe kommt von Norden in Sicht kurz vor dem „Herumwerfen der Linie"

„Gleichzeitig wurden die Torpedobootsflottillen zum Angriff gegen den Feind angesetzt" (6. Bild).

Wer etwas vaterländische und Kriegsgeschichte kennt, wird hierbei unwillkürlich an den 16. August 1870, Vionville—Mars-la-Tour, erinnert. — Zur Kennzeichnung der Sachlage soll der alte Feldmarschall Moltke wörtlich angeführt werden: „Ganz besonders gefährdet war der linke Flügel, welchem gegenüber eine mächtige Artillerie sich entwickelt hatte. Die große Überlegenheit der Zahl gestattete den Feinden, sich mehr und mehr nach rechts auszudehnen, wodurch sie mit völliger Umfassung drohten." Ist es nicht als wenn Wort für Wort dieses Satzes auch am 31. Mai 1916 abends von unserm Flottenchef hätte geschrieben werden



6. Bild. Jellicoe ist durch Massenangriff unserer Torpedoboote erschüttert und zum Stehen gebracht. „Er verliert ein Großkampfschiff und eine Reihe anderer Schiffe wird schwer beschädigt"

Digitized by Google

können? Bei Vionville wird die Brigade Bredow, Magdeburgische Kürassiere und Altmärkische Ulanen, dem anrückenden Feinde entgegengeworfen. In der Schlacht vor dem Skagerrak stürmen gleich Reitergeschwadern unsere braven Torpedobootsflottillen vorwärts. Von Vionville schreibt Moltke: „Aber die opferwillige Hingabe der beiden tapferen Regimenter hat den Erfolg, daß die Franzosen ihren Angriff gänzlich einstellen."

Admiral Scheer meldet: „Sie (die Flottillen) haben mit hervorragendem Schneid und sichtlichem Erfolg bis zu dreimal hintereinander angegriffen. In diesem Gefechtsabschnitte wurde ein englisches Großkampfschiff vernichtet, während eine Reihe anderer schwere Beschädigungen erlitten haben muß."

Hier liegt der Höhepunkt der Schlacht. Der Sieg ist bei unserer braven Flotte. Admiral Scheer, ebenfalls ein alter Torpedobootsfahrer mit eisernen Nerven, hat den Ansturm der englischen Hauptflotte unter Admiral Jellicoe zum Stehen gebracht. Scheer und Constantin von Alvensleben: eine schöne Parallele als Schlachtenführer! Wo aber Torpedotreffer sitzen, wo ein Großkampfschiff sinkt, da sieht es sorgenvoll aus. Wir wissen, daß eine Anzahl von Großkampfschiffen mit „schwerer Schlagseite" (Schlagseite bedeutet Überliegen oder Neigen nach der Seite) mühsam den englischen Hafen erreicht hat. Schiffe mit Schlagseite sind aber lahm und gefechtsunfähig, meist kann dann auch ihre schwere Artillerie die Geschützstürme nicht mehr drehen und nicht mehr schießen. „Die Tagschlacht gegen die englische Übermacht dauerte bis zur Dunkelheit. In ihr standen — abgesehen von zahlreichen leichten Streitkräften — zuletzt mindestens fünfundzwanzig englische Großkampfschiffe, sechs englische Schlachtkreuzer, mindestens vier Panzerkreuzer gegen sechzehn deutsche Großkampfschiffe, fünf Schlachtkreuzer, sechs ältere Linienschiffe, keine Panzerkreuzer."

Die Dunkelheit einerseits und die gebrochene Angriffslust — oder Angriffsmöglichkeit — der Engländer trennte die Gegner, die beide nun für die einbrechende Nacht sich gegen Torpedobootsangriffe wappnen mußten.

„Unsere Flottillen gingen zum Nachtangriff gegen den Gegner vor. Während der nun folgenden Nacht fanden Kreuzerkämpfe und zahlreiche Torpedobootsangriffe statt. Hierbei wurde ein Schlachtkreuzer, ein Kreuzer der Achilles- oder Shannon-Klasse, ein, wahrscheinlich aber zwei feindliche kleine Kreuzer und wenigstens zehn feindliche Zerstörer vernichtet." Wie im Reichstage unter stürmischem Bravo mitgeteilt wurde, hat das Spitzenschiff, S. M. S. „Westfalen", allein sechs Zerstörer abgeschossen. In dieser Nacht wurde leider eines unserer älteren Linienschiffe, S. M. S. „Pommern", durch einen feindlichen Torpedo getroffen und zum Sinken gebracht. Hier mögen unsere Verluste eingefügt werden. Außer „Pommern" gingen in der Schlacht nur „Wiesbaden" und „Frauenlob" unmittelbar im Feuer verloren. Wir büßten aber noch den Schlachtkreuzer „Lützow" und die kleinen Kreuzer „Elbing" und „Rostock" ein. Diese wurden unter Mitnahme aller Schwerverwundeten deshalb verlassen, weil sie schwer havariert waren und den weiten Weg bis zum nächsten Heimatshafen nicht hätten bewältigen können, sie wären dabei auch ein Hemmschuh für die Flotte geworden, die noch Kämpfe voraussetzte.

Die Güte des Materials ist vor allem dem Mann zu verdanken, der auch der Schöpfer der Torpedobootswaffe war, die auf dem Höhepunkt der Schlacht eingriff und im ganzen nur fünf Boote verlor: Tirpitz! So hat der Geist von Koester und Tirpitz gerade in dem Augenblicke gewirkt, als „herumgeworfen" und „angegriffen" wurde und die englische Hauptflotte damit moralisch unterlag.

Die Engländer berichten zum Schluß: „die deutsche Flotte entzog sich einem weiteren Gefechte zum großen Bedauern der Engländer. Die britische Flotte kehrte frühmorgens nach ihrer Basis zurück." Leider haben die Engländer nicht hinzugefügt, wann und wo sie die „weiteren Gefechte" beabsichtigten, da sie scheinbar sehr früh am nächsten Tage ihre beschädigten Kampfschiffe nach der „Basis" zurückschleppen mußten. Auch der König Georg scheint nach dem Danktelegramm an Admiral Jellicoe wenig von der Reiterattacke unserer Torpedoboote in der Tagschlacht gehört zu haben, denn es heißt dort: „obwohl der Rückzug des Feindes unmittelbar nach Eröffnung des allgemeinen Kampfes uns die Möglichkeit raubte, einen entscheidenden Sieg zu gewinnen."

Jellicoe hatte nach altbewährtem Rezept die deutsche Flotte „einkreisen" wollen, dabei ist aber sein Flügel durch unseren Gegenstoß so zum Stehen gekommen, daß der Plan der englischen Hauptflotte völlig scheiterte, die zu Anfang vorgeschickten Schlachtkreuzer und fünf Überdreadnoughts waren zum Teil vernichtet, zum Teil zermürbt.

Die Einkreisungstaktik ist nicht nur mißglückt, sondern der Ring zersprengt und zerbrochen. Möge dies ein Vorzeichen sein für die englische Politik.

Im Jahre 1793 schlug der große englische Admiral und taktische Lehrmeister der englischen Flotte Lord Howe in einer dreitägigen Schlacht im Atlantischen Ozean die Franzosen unter Admiral Villaret-Joyeuse. Der Siegestag ist — der 1. Juni, der in der ganzen britischen Marine nur der „glorious first of June" heißt. Am 31. Mai zum 1. Juni haben wir den „ruhmreichen 1. Juni" den Engländern abgerungen. Ein Vionville — Mars-la-Tour ist die Schlacht vor dem Skagerrak gewesen, möge ein Gravelotte und Sedan durch unsere Marine folgen!

Digitized by Google

Über den Tälern

Ein Frauenleben von damals. Von Adelheid Weber

(Schluß)

Es war September geworden. Leis färbten sich schon die Blätter, und die Hagebutten und Vogelbeeren glühten rot dazwischen. Die Sonne lag golden über dem Berg und über der Stadt in der Tiefe.

Dorothea saß viel am Märchen und schaute hinunter auf die Stadt. Die Trauben schwollen bläulich zwischen den roten Blättern an den alten Holzwänden, und in Dorothea schwoll die junge Kraft und verlangte nach neuen Blüten.

Seit Wochen kam Bertchen nur noch täglich ein Stündchen zum Besuch, und Dorothea hatte die Zügel der Wirtschaft wieder in die Hand genommen. Heut saß sie wieder auf der Bank im Halbschatten des Häuschens. Sie lauschte auf den leisen Schritt, der den Gerölpfad herunter kam. Sie bog ein wenig den Kopf vor. Sie wollte Karsten zum erstenmal nach ihrer Krankheit sehen und hatte ihn heraufbitten lassen.

Nun bog er um die Ecke und erblickte sie. Er stand einen Augenblick still und schaute sie an, mit einem erstaunt fragenden Blick, als böte sich ihm ein ganz neues Bild statt des erwarteten.

Lächelnd stand sie auf, um ihm entgegenzugehen. Sie wußte, warum er so erstaunt war; hatte sie sich doch selbst kaum wiedererkannt, als sie sich zum erstenmal nach der Krankheit im Spiegel sah. Die Gestalt war so zart geworden, das Gesicht eine weiße Blüte zwischen den krausen, braunen Löckchen, die statt der dicken Zöpfe jetzt Stirn und Schläfe umrahmten. „Bin ich's oder bin ich's nicht?" scherzte sie und reichte Karsten die schmale, zarte Hand.

Er beugte sich mit einer fast scheuen Ehrfurcht nieder und küßte die Hand.

Dorothea errötete. Auch er und seine Art waren ihr neu. Sie tat ihr aber wohl, wie milde Luft nach verheerenden Stürmen.

„Wollen wir uns setzen?" fragte sie, denn es kam ihr eine Schwäche in die Knie, die sie schon seit Wochen nicht mehr kannte.

Als sie nebeneinander auf der Bank saßen, schauten sie beide eine Weile vor sich hin in die Weite und schwiegen.

Dann sagte Dorothea mit weicher Stimme: „Ich danke Ihnen sehr für die Güte, mit der Sie in meiner Krankheit an mich dachten, Herr Karsten. Ihre Blumen waren die erste Freude, die ich empfand."

„Die mußte ich Ihnen bringen," antwortete er. Es war ein seltsamer Ton in den seltsamen Worten.

Sie schaute ihn rasch an und sah eine Träne über seine Wange rinnen. Und mit einem tiefen, innern Schauen seines Wesens verstand sie ihn. Es war Heinz, um den er weinte, Heinz, den er verloren hatte und in ihr suchte.

Ein starker Stoß gegen ihr Herz machte, daß sie erblassend die Augen schloß, vor denen zum erstenmal wieder das schöne Gesicht mit seinem leuchtenden Lachen in seinem alten Zauber aufstieg.

Als sie die Lider wieder hob, blickte sie in sanfte, schwarze Augen, die mit großem Mitleid in ihr weißes Gesicht schauten.

Ein unnennbar sanftes Empfinden reiner Menschlichkeit durchwärmte sie und erhob sie über das selbstische Leid. Sie nahm Karstens Hand in die ihre und behielt sie darin, wie Freund mit Freund Hand in Hand durch Finsternis schreitet.

Sie sprachen nie von Heinz, obgleich Karsten nun täglich zu ihr kam, zum Märchen im milden Herbstsonnenschein, ins Haus, wenn es stürmte. Sie sprachen überhaupt nicht viel miteinander; aber wie in milder Herbstsonne wärmte sich ein frierendes Herz an dem andern.

Sobald Dorothea die Musik ertragen konnte, spielte Karsten. Und da verstanden sie einander ganz in dem Tiefsten ihrer Naturen.

Als es dann Winter wurde, harrte Dorothea schon den ganzen Tag auf diese Feierstunde in ihrem Leben.

Sie ging fast gar nicht mehr hinunter zur Stadt, außer zu Bertchen, die ein präch-

Digitized by Google

tiges Mädel wiegte. So war Dorothea, obgleich sie Bertchens Kind mitliebte und Ilse in ihrem Gemisch von Frühreife und kindischem Unverstand ihrer Sorglichkeit sehr benötigte, doch einsam nach außen und innen, und der stille Mann aus dem Nachbarhäuschen wurde ihr der einzige Weggenoß. Sie hatte auch ihr eigenes Spiel wieder aufgenommen, konnte aber noch nicht viel leisten, da ihr noch eine leicht zu ermüdende Zartheit aus der schweren Krankheit übriggeblieben war.

Aber hören konnte sie die Musik, und immer tiefer, mit wachsendem Verständnis und einer Wonne der Hingabe genoß sie Karstens Schöpfungen. Und er gewöhnte sich, fast ebenso wie er früher Heinz als Weggenossen betrachtet hatte, sie als den Trost für den größten Verlust seines Lebens anzusehen.

Sie hätten, wie es ihnen schien, ein Leben lang so miteinander gehen können, ohne mehr zu verlangen als diese schönste Gemeinschaft in ihnen; Karsten, weil sein inneres Leben von der Musik ausgefüllt wurde, Dorothea, weil sie noch zu sehr unter der Nachwirkung der Stürme stand, die ihre Frührosen entblättert hatten.

Aber die Welt, die sie beide so ganz aus ihrem Leben auszuschalten meinten, schaltete sie nicht aus ihrem Gut- oder Übelmeinen aus.

Bertchen war es, das die Welt auf den Berg hinaufbrachte und mit ihr das Schicksal, das die Menschen für einander machen.

Sie hatte Karsten bitten lassen, sie zu besuchen. Als der stille Mann vor ihr stand und sie mit seiner feinen Höflichkeit fragte, womit er ihr dienen könne, war ihr recht peinlich zumute. Sie fühlte sich roh vor diesen sanften schwarzen Augen, deren ahnungslosen Blick sie mit ungläubigem Staunen füllen sollte. Aber sie nahm sich zusammen und tat, was sie für ihre Pflicht hielt.

„Herr Karsten," begann sie in ihrem mütterlichen Tone, „ich glaube, Sie denken sehr wenig an die Leute hier unten in der Stadt?" Das war kein geschickter Anfang, wie sie gleich fühlte; aber sie mußte nun vorwärts. Sie ließ den Erstaunten nicht erst zu Worte kommen, sondern fuhr rasch fort: „Aber die Leute bekümmern sich um Sie, und wenn Sie gar so sorglos die Regeln vernachlässigen, die sie nun einmal für den Verkehr der Geschlechter gegeben haben, so schieben sie solcher Unbekümmertheit falsche Motive unter."

Sie fühlte, daß sie sich immer mehr verhedderte, je erstaunter der Blick der ahnungslosen Augen wurde.

Nun fragte gar der seltsame Mann ganz freundlich: „Habe ich etwas Unschickliches getan, gnädige Frau?"

„Mein Gott," aus Bertchen brach der Ärger über sich selbst heraus, „wie kann man aber auch so weltfremd bleiben, wenn man vierzig Jahre gelebt hat! Unschickliches! Unschicklich ist doch wohl, was sich nicht in die Meinung der anderen schickt. Und die will nun mal nicht, daß ein junger" — sie sah ihn an und verbesserte sich: „ein noch nicht alter, nein, überhaupt ein Mann mit einem jungen Mädchen einsame Spaziergänge macht und —"

„Aber ich habe nie Spaziergänge mit einer Dame gemacht," erwiderte Karsten. Dann kam ihm eine Erinnerung und mit ihr die Ahnung einer Verwechslung seiner Person mit der Heinzens, und er sah sehr bekümmert aus.

Aber Bertchen hatte ein feines Gefühl für die Echtheit von Wort und Ausdruck, und ihr kam dieselbe Ahnung.

„Gleichviel," sagte sie rasch. „Dame Amalie, ich meine die Witwe Asmus, von der diese Gerüchte wohl ursprünglich ausgegangen sind, mag sich in ihrer Gehässigkeit versehen haben. Aber Wahrheit bleibt doch, daß Sie allabendlich in das Haus meiner Freundin Dorothea Asmus kommen. Ich weiß — ich weiß: Ihr Umgang miteinander ist lauter wie Quellwasser —"

„Fräulein Dorothea gegenüber, die die Reinheit selbst ist, dürfte eine andere Meinung überhaupt nicht aufkommen," erwiderte Karsten mit einer Bestimmtheit, die an ihm selten war.

„Dorothea ist rein, aber die Leute sind es nicht, und sie glauben vom andern, was sie selbst sind und tun. Und so schlimm es ist, von gemeineren Menschen abzuhängen, als wir selbst es sind, so darf doch ein junges Mädchen nicht in den Klatsch hineinkommen. Ich muß das Dorchen sagen, so leid es mir tut. Sie hat genug gelitten, und ich gönnte ihr von Herzen den nahen Umgang mit einem Menschen, wie Sie es

Digitized by Google

sind. Ich bin sehr betrübt, daß das liebe Mädchen nun auch diesen Trost verlieren soll. Aber einen Ausweg aus dieser Zwickmühle weiß ich nicht."

„Vielleicht kann ich einen finden," erwiderte der seltsame Mann. „Wenn Sie uns — das heißt mir — nur eine Woche noch Zeit lassen wollen. Ich muß erst mir selber klarwerden." Und als Bertchen ihn zweifelnd ansah, rief er: „Ich kann mir ja mein Leben ohne Dorothea nicht mehr denken. Sie ist ganz an die Stelle von — von einem andern getreten, den ich sehr geliebt habe."

„Ich weiß," erwiderte Bertchen gerührt und betroffen zugleich. „Aber, lieber Herr Karsten, ich weiß doch nicht, ob nicht ein herzhafter Schnitt für Sie und Dorchen das Beste wäre. Akuter Schmerz hört einmal auf, aber die chronischen Leiden bleiben."

„Lassen Sie mir Zeit," wiederholte Karsten. „Ich will eine ganze Woche nicht mit Fräulein Dorothea verkehren — will ihr schreiben, daß ich zu tief in der Arbeit sitze, um zu ihr kommen zu können. Aber auch Sie, Frau Doktor, bitte ich, mir zu versprechen, daß Sie solange nichts gegen uns unternehmen wollen."

Die feingliedrige Hand des Mannes und die feste der Frau faßten sich zu herzlichem Druck und schlossen in der Gegnerschaft eine stille Freundschaft miteinander.

Genau nach einer Woche, vormittags, als Ilschen in der Schule war und Anna in der Küche herumwirtschaftete, klingelte Karsten am Berghaus an.

Dorothea saß in der hellen Januarsonne am Fenster ihres Zimmers, besserte ein Stück Wäsche aus und sah von Zeit zu Zeit über die Leinwand hinweg in den verschneiten Garten. Sie seufzte dann jedesmal ein wenig. Seit sie wieder die volle Jugendkraft ihrer zweiundzwanzig Jahre in sich fühlte, begann die Einsamkeit hier oben und das tatenlose Verrinnen ihres Lebens sie zu bedrücken. Sie fühlte das freilich erst recht seit diesen letzten acht Tagen, in denen die Erwartung einer schönen Abendstunde die Einförmigkeit des Tages nicht mehr mit fernem Silberklange durchzitterte. So, in ihrem einfachen, lichtgrauen Kleide, mit den noch immer krausen und goldbraunen Löckchen um das schmale, weiße Gesicht, mit ihren sehnsüchtigen, blauen Frauenaugen, sah sie sehr lieblich aus, als ein wohlbekannter Schritt die Treppe heraufkam.

„Herr Karsten," sagte sie dann, dem Eintretenden entgegengehend. „Wie lange Sie nicht hier gewesen sind."

Karstens Gesicht war leicht gerötet. In seiner Befangenheit sah er die Hand gar nicht, die sie ihm entgegenstreckte, sondern blieb an der Tür stehen, und antwortete auf ihren Ausruf: „Ja, ich bin acht Tage lang nicht hergekommen —"

Dorothea versteckte die Befangenheit, die so plötzlich in ihren Verkehr gekommen war, unter Lachen. „Wie genau Sie gezählt haben," scherzte sie. „Mir ist die Zeit länger erschienen."

„Ich zählte, weil sie mir so lang erschien —"

Sie schwiegen, noch immer voreinander stehend und aneinander vorbeisehend.

Dann faßte Karsten sich und sagte: „Fräulein Dorothea, ich habe mich in diesen Tagen ernstlich geprüft, ob ich es wagen dürfe, Ihnen mein Leben anzubieten."

Sie erschrak heftig und trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Dann aber flutete das Blut in ihre erblaßten Wangen und sie sagte: „Herr Karsten, wenn ich Sie recht verstehe —"

„Ach, Fräulein Dorothea," antwortete er, „ich bin nichts und habe nichts, was ich Ihnen darbieten könnte —"

„Sie sind das Vorbild meiner Kindheit und Jugend gewesen, seit ich Sie das erstemal spielen gehört habe," erwiderte sie mit Rückkehr ihrer alten Begeisterung.

Er ergriff ihre Hände. „Sie könnten sich dazu verstehen, meine Frau zu werden, Dorothea?"

Ein plötzlicher, schneidender Schmerz, eine plötzliche, schaudernde Furcht durchfuhr sie, rasch aufzuckend und verblassend, und dann kam eine milde, liebevolle, warme Freude. „Ja —" sagte sie.

Er schloß sie in seine Arme und küßte sie.

Da kam ihr bei der leisen Berührung dieser weichen Lippen, die sich scheu und ehrerbietig wie auf ein Heiligtum auf die ihren legten, die Erinnerung an einen heißen, harten, leidenschaftlichen Druck — und vor die sanften, schwarzen Augen schoben sich lachende, blitzende, goldbraune.

Schreck und Scham fuhr ihr über Hirn

Digitized by Google

und Herz. „Meine Lippen sind entweiht," sagte sie mehr zu sich als zu ihm.

Aber sein feines Ohr und Herz verstand sie. „Liebe vertieft, macht reicher, wem immer sie einmal galt," sagte er.

Dann küßte er nicht ihren Mund, sondern ihre Hand. Und sie dankte ihm seine Feinheit in ihrem Herzen.

Ginster und Steinklee tauchten den Berg zum zweitenmal seit Dorotheens Heirat in feuriges Gold. Die Schwertlilien blühten in tiefem Blau, und die Heckenrose neigte die rosigen Köpfchen über die hellgrünen Triebe der jungen Fichten. Ganz hoch oben am Berg, an der Steinhalde, stand Dorothea tiefgebückt an einem Erdbeerbeet und jätete vorsichtig die Wicken aus, die sich immer wieder hineinschlichen und in ihren blühenden Armen die Pflänzchen ersticken wollten. Sie sah manchmal bedauernd auf die grünen Ranken.

‚Ich kann euch nicht helfen; er ißt die Erdbeeren gar zu gern,' sagte sie bei sich, ohne die Lippen zu bewegen, und fuhr dann um so eifriger in ihrer Arbeit fort, denn das Beet mußte gejätet sein, ehe sie das Frühstück für ihren Mann richtete. Sie liebte die Arbeit im Freien in diesen Morgenstunden, wo auf der Höhe noch ein kühler Luftzug die Glut milderte, und der Berg im Tau so frisch und klar dastand.

Wie sie so dastand in der hellen Morgensonne, in der vollen Blüte ihrer Jugend, war sie schön. Sie war fraulicher geworden; ihre großgewachsene Gestalt hatte schlanke Fülle, ihr Gesicht lebhaftere Färbung, ihre Bewegungen hatten größere Ruhe gewonnen. Nur die suchende Sehnsucht in den Augen war noch die alte, mädchenhafte.

Sie lauschte nach oben, nach dem kleinen Häuschen hin, das durch den Fall des trennenden Zaunes jetzt in den Bezirk des Berges mit einbezogen war. Sie hatten dies alte Heim Karstens im ersten Jahr ihrer Ehe vermietet; aber es hatte sich herausgestellt, daß Karsten so sehr an Einsamkeit und Ungestörtheit bei seinen Arbeiten gewöhnt war, daß er das Getriebe eines Haushalts, so vorsichtig es auch gehandhabt werden mochte, nicht mehr gut vertrug. So ging er denn wieder morgens zu seinem kleinen Hause auf der Berghöhe und kam erst zum Mittag wieder nach unten. Das war freilich eine Art Luxus für die beschränkten Verhältnisse der kleinen Familie, und die Zweihäuserwirtschaft erforderte eine Mehrarbeit, die Dorothea auf ihre Schultern nehmen mußte.

Jetzt war sie mit ihrem Erdbeerbeet fertig und betrachtete eine Minute lang mit Genugtuung, wie reinlich es mit seinen grünen Blättern und roten Beeren dastand, — ‚wie Bertchen,' dachte sie, und gleich kam ihr das kleine runde Dorchen, ihr Patchen, in den Sinn, das der Mutter ganz lächerlich nachartete und in seinem grünen Kleidchen und roten Schürzchen genau so aussah wie ein Erdbeerstäudchen.

Sie seufzte ein wenig, und die Sehnsucht in ihren Augen wurde tiefer.

‚Ob es das wäre, was mich ganz erfüllen könnte?'

Sie wurde rot vor ihren Gedanken, strich die Erdklümpchen von ihrer Gartenschürze und stieg rasch die Terrassen hinab zur Küche, durch deren offenes Fenster sie kurzerwegs hineinsprang.

Dabei mußte sie weiter denken: ‚Dann könnt' ich das wohl nicht mehr und müßt' langweilig ums Haus herumgehen.'

Um ihre Lippen spielte ein verträumtes Lächeln. Sie schüttelte aber gleich den Kopf.

‚Ach nein, das würde ihn ja noch mehr stören wie mein Klavierspiel, und ich könnt's doch nicht beiseitelegen; wie ich's damit getan habe. Es wird wohl so besser sein — weil es muß.'

Sie ging zum Herd und fachte das Feuer an; denn Anna war zum Einholen nach der Stadt gegangen und brauchte reichlich zwei Stunden zu diesem Geschäft.

Dorothea betrachtete ihre rußigen Hände.

‚Dem Klavierspielen ist Kochen und Jäten nicht sehr günstig,' dachte sie. ‚Aber es muß gehen, also wird's auch!'

Sie hatte Eier, Milch, Salat und Brot zierlich auf einer Platte geordnet, deckte ein weißes Tuch darüber und stieg rasch wieder den Berg hinauf, im Vorübergehen noch eine Handvoll Erdbeeren pflückend.

Leise und ohne anzuklopfen betrat sie das größere von den zwei Zimmern des kleinen Hauses, bereit, wenn Karsten in seine Arbeit vertieft war, das Frühstück schweigend auf den kleinen Tisch neben

Digitized by Google

dem großen, braungestrichenen Holztisch zu stellen, an dem er komponierte.

Aber heut sah er bei ihrem Eintritt von den Notenblättern auf und streckte ihr nach rückwärts die Hand entgegen.

„Ich bin fertig, Dorchen," sagte er, und aus seinen schwarzen Augen strahlte ein Licht, das noch aus der anderen Welt war, in der er eben geweilt hatte.

Dorothea drang dieses Licht immer in die tiefste Seele und entzündete die Schwesterflamme.

Sie stellte rasch das Brett aufs Tischchen, eilte zu ihrem Manne und legte ihre Wange auf seinen Kopf. „Willst du's mir vorspielen?" fragte sie endlich leise, bittend.

„Kind, es ist ja eine Sonate für Geige und Klavier.

„Ach, wenn wir doch einen Geiger hier hätten!"

„Ja, wenn —"

Ein Schatten flog über sein Gesicht. Und Dorothea wußte, sie hatte eine Saite angerührt, die bei der leisesten Berührung einen wehen Ton gab. Er konnte Heinz nicht vergessen. Jede Nachricht über ihn, der als immer berühmter werdender Geiger ruhelos durch die Länder zog, rührte Karstens Verlangen nach ihm stärker auf.

Ein schmerzliches Lächeln lag um Dorotheens Mund, als sie ihrem Mann leise über das Haar strich.

Wenn Heinz wiedergekommen wäre, ihr Gatte hätte ihn jubelnd in die Arme geschlossen. Was sie dabei fühlte, daran hätte er gar nicht gedacht. Dachte er überhaupt je an sie? Auch nur, wenn sie neben ihm war, mit ihm sprach?

„Du," sagte sie und zwang sich zu einem scherzenden Ton, „was braucht ein Mann am nötigsten zum Leben?"

Seine Gedanken waren noch ‚auswärts', wie sie den Zustand nannte, in dem sie am öftesten verharrten. Er antwortete fast mechanisch: „Natürlich seine Arbeit."

„Und dann?"

„Was ihm dabei hilft."

„Das gehört dazu. — Er braucht also eigentlich nur seine Arbeit."

„Eigentlich — innerlich — ja."

„Und seine Frau?"

Sein feines Ohr hörte nun doch das Schwingen in ihrer Stimme. Betroffen hob er den Kopf zu ihr auf.

„Aber Kind!" sagte er begütigend. „Ebensogut hättest du fragen können: Und die Luft, die er atmet? Und die Speise, die er genießt? Und die Blumen, deren Farbe und Duft ihn wohl macht?"

„Kurz, die Dinge, die der Körper braucht, und an die der Geist gar nicht denkt," erwiderte Dorothea und zwang noch immer ihrem Ton den Scherz an.

„Freilich denkt er nicht an sie. Sie sind ihm so notwendig, daß er sie voraussetzt. — Komm, Dorchen."

Er zog sie auf sein Knie und legte die Arme um ihren Leib. Er blies ein wenig in die braunen Löckchen, daß sie sich an dem Nacken teilten, und küßte die Stelle.

„Törichte kleine Frau," sagte er. „Willst wohl meine Arbeit teilen? Du hilfst mir ja dabei auf deine Weise. Du nimmst mir die Kleinlichkeiten des Lebens ab, so daß ich keine Zeit und vor allem keine Stimmung an sie zu verschwenden brauche."

Dorothea seufzte unwillkürlich.

„Ist dir das zu wenig?" fragte er lächelnd. Sie nickte.

„Bist von den neuen Ideen angekränkelt? Willst dem Weibe einen Männerkopf aufsetzen, mit dem Manne dasselbe arbeiten oder ihm in seine Arbeit dreinreden? Ihr habt eine andere, wichtigere Mission, ihr seid ihm ganz was anderes wie ein Arbeitsgenosse."

„Eine Dienerin."

Er bewegte ein wenig tadelnd den Kopf.

„Der Mann braucht euch zu den Urbedingungen seines Lebens: zum Geborenwerden, zur Liebe, zum Sterben in eurer sanften Pflege. — Ist das nicht genug?"

„Nein, Johannes. Denn zu dem allen brauchst du nur das Weib, nicht mich, die Dorothea Asmus. Da hättest du auch eine gutmütige Köchin heiraten können."

Er lächelte noch immer. „Nein," antwortete er, „das hätte ich nicht können. Denn jedwedes Weib könnte ich eben nicht lieben. Nur die eine zornige Dore Asmus gibt mir, was ich brauche."

Sie war schon wieder versöhnt, ja beschämt. Sie fragte nicht: ‚Aber gibst du mir, was ich brauche?' Sie teilte die naive Meinung des Mannes, die Frau sei nur für ihn da; all ihr Ringen, soweit sie sich seiner bewußt war, galt dem Streben, ihm mit allen Kräften, auch mit den gei-

Digitized by Google

stigen, zu dienen. „Du willst jetzt lieber allein sein?“ fragte sie demütig.

Er nickte.

„Wie du mich verstehst, Dorchen.“

„Das könnte freilich die Köchin nicht, weil sie ähnliche Zustände nicht an sich selber kennt,“ sagte Dorothea mit leisem Lächeln. „Aber geh doch lieber in den Berg — da träumt's sich noch besser und man kommt sanfter in die Wirklichkeit zurück. Komm, ich stelle dir dein Frühstück auf den Tisch vor dem Märchen?“

Er nickte wieder. Aber als sie sich in der Tür nach ihm umschaute, sah sie ihn wieder in sich selbst versunken. Da kam sie zurück und stellte das Brett mit den Speisen vor ihn auf den braunen Tisch, damit er doch wenigstens äße, wenn er schon des Spazierens vergaß, und ging still hinaus. Er hatte sie wohl kaum bemerkt.

Auch beim Mittag war er noch so versonnen. Dorothea verhielt sich ganz still und winkte auch dem queckſilbrigen Ilschen Ruhe zu.

Das setzte ein Mäulchen auf: „Es ist schrecklich langweilig bei euch, man verlernt's Sprechen.“

Dorothea legte eben ihrem Mann vor. Sie hob mahnend den Finger gegen Ilschen. „Nachher,“ flüsterte sie.

Aber Ilschen setzte ihren Kopf auf.

„Nein,“ sagte sie, „nun gerad' nicht. Er soll auch mal daran denken, daß er nicht allein in der Welt ist — speziell im Doktorhaus — noch spezieller bei Tisch. Da ist eine junge Frau und eine noch jüngere Schwägerin, die auch leben wollen. — Wer lebt denn hier, außer dem Herrn Komponisten? Ich nicht, denn ich muß schwätzen können, du nicht, denn du mußt musizieren können. Das sind einfach Lebensmittel für uns. Wenn wir die nicht kriegen, verhungern wir.“

Dorothea war heiß geworden, aber im Grunde ihres Herzens war doch eine Erleichterung, als Ilse ihrem stummen Kummer so laute Worte gab. Dennoch sagte sie strafend: „Ilschen, du vergißt dich.“

Aber Karsten war nun doch aus seiner Versunkenheit erwacht. Er hob den gesenkten Kopf und sah erst Ilschen, dann Dorothea erstaunt in die heißen Gesichter.

„Ist's so?“ wandte er sich an seine Frau. „Liege ich wirklich wie ein Alp auf euch?“

Dorothea war sehr erschrocken.

„Hör' doch nicht auf die kleine Elster,“ erwiderte sie rasch. „Die muß eben schwätzen, ganz gleich, was.“

„Jawohl, das muß ich auch,“ rief Ilschen, sprang auf, nahm Karstens Kopf in ihre Hände — eine Geste, die sie Dorothea abgelauscht hatte — und küßte ihn rasch auf die Wange. „Ich hab' dich ja furchtbar gern; aber wenn du bei Tisch nicht mumm sagst, und wir dürfen's auch nicht, dann möcht ich dich immer hauen. Man wird ja dumm und bös, wenn man sitzen muß wie eine Pagode. Und dein Kopf hat nicht mal ein Glasfenster, daß man sehen könnt', was innen vorgeht und wenigstens daran seinen Spaß hätte.“

Sie lächelte über ihren Einfall, fuhr aber fort: „Dir selbst ist's auch gar nicht gut, immer in höheren Regionen zu schweben. Nachher, wenn du dann doch auf die Erde zurückmußt, bist du ganz entzwei, brummig und eklig, und die arme Dore grämt sich.“

„Ist's wahr?“ fragte Karsten wieder, ganz ängstlich und reuevoll.

„I wo!“ rief Dorothea. „Kein Wort. Ich verstehe dich doch, Johannes.“

„Und es ist doch wahr, daß sie sich grämt. Denkst du, ich merk's nicht, Dore, daß du Tränen in den Augen hast, wenn dir mal der Beethoven in die Hand kommt? Ist doch auch barbarisch, so viele Jahre nichts gedacht zu haben, als wie man zur Meisterschaft auf dem Klavier kommt — und dann kaum mehr die Tasten anrühren dürfen.“

Karsten sah aus, als erwache er aus einem Traum.

„Ich glaube wirklich, du hast seit unserer Heirat kaum mehr gespielt,“ sagte er. „Warum aber nicht, wenn es dir Bedürfnis war?“

Dorothea errötete. „Ich glaubte zu merken, daß es dir nicht angenehm sei.“

„Nicht angenehm? Ja so. Natürlich hätte es mich gestört, wenn ich komponierte.“

„Und du komponierst den ganzen Tag,“ warf Ilse schnippisch ein.

„Aber nun arbeite ich ja oben; da würde mich dein Spiel nicht stören.“

Dorothea kamen die Tränen in die Kehle. Sie schluckte sie hinunter und sagte so ruhig wie möglich: „Aber es würde dich auch nicht interessieren. Und ich habe mich daran gewöhnt, nur für dich zu leben, Johannes. Dazu bin ich ja auch da.“

Digitized by Google

Er nahm ihre Hand und zog sie an sich heran. „Komm, liebes Dorchen," sagte er und rückte ihren Stuhl dicht an den seinen. „Ich bin doch ein Barbar gewesen. Sieh, mir ist das Reproduzieren von Musik nur das Mittel, der Komposition eine laute Stimme zu geben. Und da dachte ich, wenn einer von uns spielte, wäre es genug auch für den andern. Oder vielmehr, ich dachte gar nicht, ich setzte voraus. — Und nun hat Ilschen am Ende doch recht. Euch das Sprechen verwehren — das will ich doch aber gar nicht; ich bitte dich, Dorchen, spiel' doch soviel du nur magst und dazu Zeit findest."

Sie antwortete rasch: „Ich finde gar keine Zeit mehr dazu. Und es ist ja auch genug, wenn einer, und zwar der größere Könner, in einem Hause Musik macht."

Und wie immer, wenn ihr Temperament mit ihr davongerannt war, bereute sie sofort und setzte bittend hinzu: „Ich freue mich so sehr darauf, daß du mir aus deiner neuen Arbeit vorspielen wirst, soviel sich daraus auf dem Klavier wiedergeben läßt."

Aber die Gespräche dieses Tages hatten nun doch zur Oberfläche gebracht, was Dorothea solang im tiefsten Schrein ihres Herzens verschlossen hatte, und sie fragte sich zum erstenmal, ob es wohl recht und richtig sei, daß sie ihr Leben ganz und gar in dem Manne aufgehen ließ — jetzt nicht mehr von dem feurigen Glauben beseligt, aus zwei Menschen könne einer werden. Sie hatte nun schon einsehen gelernt, daß ihr Mann einer von jenen geborenen Einsamen sei, die weder sich selbst mitteilen können, noch nach dem Mitleben des anderen verlangen. Die große Enttäuschung der Ehe war über sie gekommen. Aber sie war doch zu kräftig, um sich ihr wehrlos hinzugeben. Ihr Eigenleben regte sich. Sie fing wieder an zu üben. Zuerst freilich war das Resultat entmutigend; die Finger waren in der langen Pause und durch die harte Arbeit ungelenk geworden.

Aber von der bloßen Berührung der Tasten, von dem bloßen Klange, der daraus hervordrang, ging ein elektrischer Strahl unmittelbar zu Dorotheens Musikseele und zündete die alte Energie. Sie legte die Stücke fort und spielte nur Fingerübungen. Und schon die zwei Stunden, die sie ihrer Tagesarbeit abstahl, schienen Wunder zu wirken. Als sie sich endlich wieder eine der alten Sonaten gestattete, merkte sie mit Entzücken, daß sie nicht nur so gut, sondern besser spielte als ehedem, mit größerem Verständnis, breiterem Vortrage, feinerer Abtönung. Wie es oft geschieht, war mit ihrer Persönlichkeit auch ihre Kunst während der Pause gereift. Sie war Künstlerin geworden.

Sie selbst hatte Karsten dazu gedrängt, seine Musikschüler abzuschaffen, da sie sah, welche Qual ihm das Stundengeben bereitete. Aber nun war er eben der dritte und trotz seiner Anspruchslosigkeit doch am meisten Verbrauchende in dem kleinen Haushalt, und die Rechnung mit ihren geringen Einkünften war eine ziemlich verzweifelte Sache, die immer drückender auf Dorothea lastete.

Da gab eine Entdeckung den Ausschlag, welche diesen Druck unerträglich machte. Er hatte eine neue Arbeit vollendet, und wie jedesmal, wenn die letzte Anspannung der Kraft zur Vollendung eines neuen Werkes der Entspannung gewichen war, trat die Reaktion bei Karsten in Gestalt einer völligen Niederlage der Seelenkräfte ein. Seine grenzenlose Melancholie, seine völlige Freud- und Mutlosigkeit lasteten auf dem Hause wie ein schwerer grauer Nebel.

Und Dorothea drang endlich in das Geheimnis dieser Niedergeschlagenheit ein, die nicht nur die gewöhnliche Abspannung des geistigen Arbeiters war, nicht nur die Leere, die zwischen der vollendeten Arbeit und der Aufnahme einer neuen Idee auf ihm wie eine gänzliche Erschöpfung der Phantasie lastete, sondern ihre Ursache in einer tiefen Hoffnungslosigkeit hatte, die nur durch die Erregung der Arbeit in den Hintergrund gedrängt worden war.

Er hatte Dorotheens Bitten nachgegeben und an einem Abend, den Ilse bei einer Freundin verbrachte, ihr die Violinsuite vorgespielt, die er eben vollendet hatte.

Dorothea war sehr ergriffen; ihr schien dieses neue Werk noch alle ihm vorangegangenen weit zu übertreffen. In stolzester Freude bebend, empfand sie, als möchte sie die Welt bezwingen und ihm zu Füßen legen. Aber als sie ihm ein paar schüchterne Worte sagte, winkte er mit einer Geste ab, deren müde Hoffnungslosigkeit ihr ins Herz schnitt.

Digitized by Google

Sie bezwang die Furcht, die sie jedesmal vor dieser undurchdringlichen, jede Teilnahme abwehrenden Trostlosigkeit befiel, und sagte, hinter ihn tretend, so daß er nicht in ihr und sie nicht in sein Gesicht sehen konnte, ganz leise: „Johannes, mußt du denn dieses Genie in Einsamkeit vergraben?“

Er stand so rasch auf, daß er an sie stieß, und ging hinaus.

Sie stand wie gelähmt; Kränkung und das Gefühl der völligen Nutzlosigkeit ihrer Hingebung für ihn preßten ihr Herz zusammen; aber das Mitleid mit ihm ließ die Erleichterung durch Zorn nicht zu.

Da öffnete er wieder die Tür, schien auf sie zukommen zu wollen, blieb aber in der Mitte des Zimmers stehen und sagte: „Dorothea, ich möchte dich ein für allemal bitten, mich niemals wieder mit solchen nutzlosen Fragen zu quälen.“

Seine Stimme war so eiskalt, seine Haltung so steinern, daß Dorothea zitterte.

„Wie du befiehlst,“ erwiderte sie, sich zur gleichen Kälte zwingend, und ging nun selber, an ihm vorbei, aus dem Zimmer.

Sie trug ihren Zorn, ihre große Erregung in die helle Mondnacht hinaus, auf den Berg, dessen Kiespfad im Mondsilber wie Schnee ihr entgegenleuchtete. Sie stieg höher und höher, noch immer wie beflügelt von der Energie der Auflehnung gegen Unverschuldetes, Unerträgliches.

Jetzt stand sie vor dem Märchen und ließ sich auf die Bank davor niederfallen.

Unter ihr lag die Stadt in silberblauem Schimmer, in dem unzählige Lichtlein verstreut waren. Schwache und doch massige Konturen von Giebeln und Dächern, von schwarzgrünen Laubmassen; ein silberner Streif auf der Berghalde gegenüber in der Ferne. In der Nähe das silberumgossene Grau der Bäume und Blumen, hier ganz verschwimmend, dort als Einzelsilhouetten sich scharf wie erzene Statuen aus der Luft abhebend. Der Stamm einer Birke wie ein schneeweißes Gespenst am weißen Wege. Alles ganz anders wie am Tage, fremd, geisterhaft und doch gegenständlich, eine neue, andere Wirklichkeit als die gewohnte. Das alles in einer Stille, welche schon das Regen eines Blattes hörbar machte. Und darüber die volle, goldgelbe, kalte Scheibe des Mondes. Ein köstlicher Duft von Erde, Gras und Tannen, kühl, sanft und klar wie die Sternennacht selber.

Lange saß Dorothea so und ließ lautlos, regungslos alles in sich stürmen, was sie in ihrer Ehe erlitten, in Schweigen zurückgedrängt, in Demut geduckt hatte.

Aber das große, kühle, feierliche Schweigen der Mondnacht umschloß mit seiner unweltlichen, starren und doch sanften Erhabenheit den kleinen Menschenkörper und die kleine Menschenseele wie eine riesige Schale von wunderbar geschliffenem Kristall einen winzigen Vogel. Das Herz arbeitete sich müde in der starren Schale, die heiße Leidenschaft kühlte sich ab an ihrer Kühle. Und die sanfte, feierliche Schönheit der unfühlenden Natur sprach zu dem zuckenden Herzen: Was bewegst du dich so unruhig und sträubst dich gegen das Schicksal, dem du doch nicht entrinnen kannst? Werde still wie ich!

Da gewann endlich Dorotheens anderes Teil wieder die Oberhand: das Denken an den anderen, der vielleicht mehr litt als sie. Sie fühlte, ihr Mann litt unausgesprochene, unaussprechliche Qual, darum — und nur darum machte er sie leiden und sah es nicht.

Als sie diese Erkenntnis erst faßte, war auch der Weg erleuchtet, den sie fortan zu gehen hatte: ihre eigenen Schmerzen zu vergessen und die seinen zu lindern. Und nicht danach zu fragen, ob er es sah.

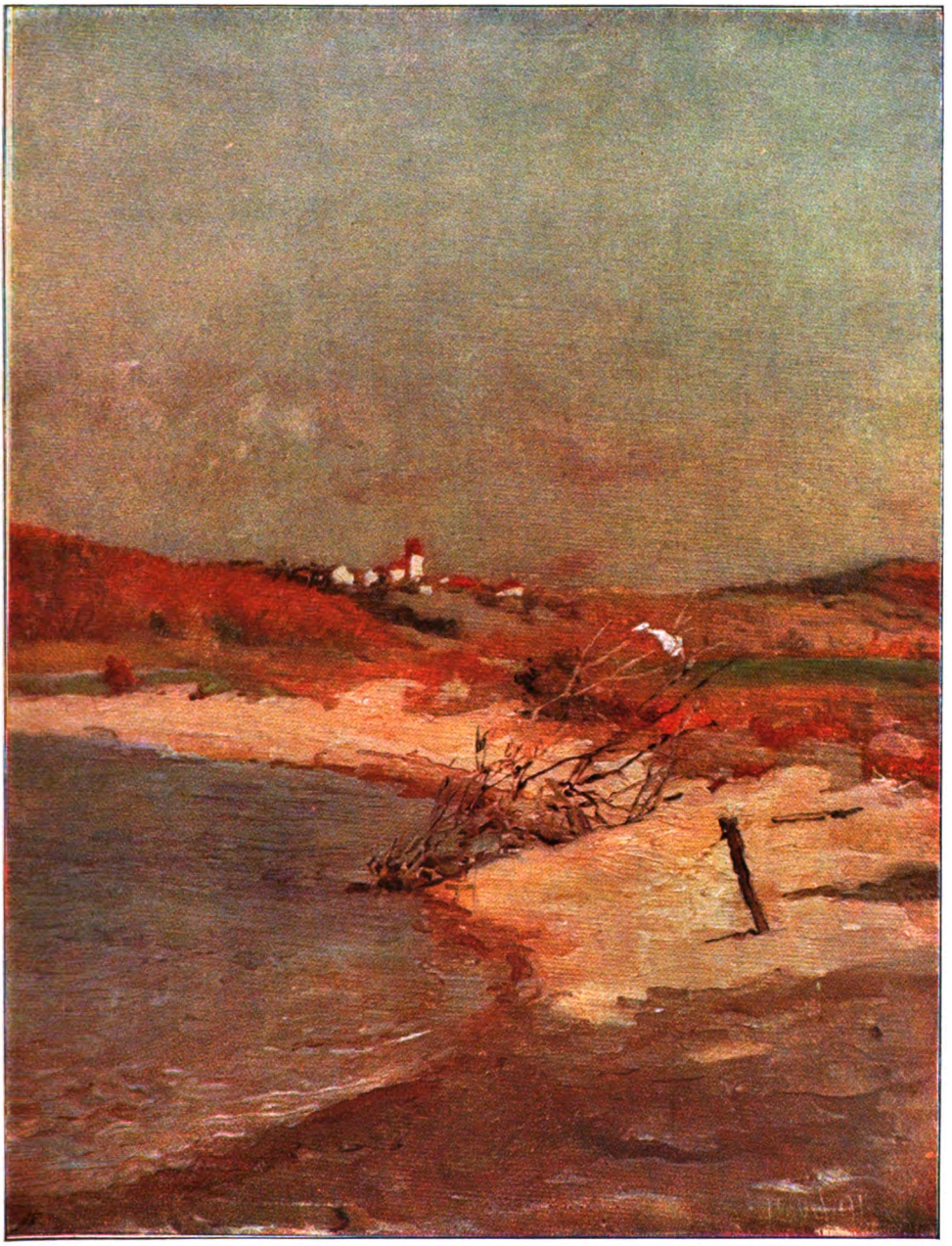
Das war ein fester Entschluß, und ob auch ihr heißes Herz und ihr unerfahrenes Urteil tausendmal von dem Wege abirren mochten, sie würde ihn immer wieder suchen und finden. Leise und doch klar, als hätte der Mondstrahl eine Stimme bekommen, klangen unvergessene Worte in ihr: „Ich bin gewandert und nicht müde geworden, ich habe gekämpft und bin nicht mutlos geworden —“

So stand sie auf und ging hinab aus der hellen Mondnacht zu ihrem dunklen Hause. Ganz leise tastete sie sich die Treppe hinauf in das Schlafzimmer und legte lautlos die Kleider ab, damit sie ihren Mann nicht wecke.

Aber als sie in ihr Bett schlüpfen wollte, im Dunkel, sagte er leise, und seine Stimme klang ihr gepreßt und unsicher: „Dorchen, bist du endlich gekommen?“

Da ging sie zu ihm hin, kniete an seinem Bette nieder und legte ihr Gesicht an das

Digitized by Google



Am Ammersee

Ölstudie von Prof. Moritz Röbbecke

Digitized by Google

Digitized by Google

seine. „Verzeih mir, Johannes," flüsterte sie, „ich will dich nie wieder quälen."

„Liebes Dorchen, komm dicht zu mir."

Sie legte sich neben ihn und schmiegte sich sanft an ihn.

Da fühlte sie sein Herz klopfen, schnell, mit merkwürdig harten Schlägen, wie das Schicksal in der fünften Sinfonie klopft.

„Ist dir nicht wohl?" fragte sie erschrocken. „Dein Herz klopft so hart."

„Ja, hart. Und das ist es, Dorchen, weshalb mein Lebenswerk in Verborgenheit und Einsamkeit sterben muß."

Sie umschlang ihn, als wolle sie ihn schützen. „Sprich nicht davon, Johannes. Es erregt dich."

„Nein, Dorchen, ich hab's mir abgerungen, ich will sprechen. Einmal. Ich bin es dir schuldig, und vielleicht auch mir. Hör' zu, mein Dorchen, ich sag's nie wieder."

Er drückte ihren Kopf an sich, und sie umschlang ihn noch inniger. So, im tiefen Dunkel, kam, in abgerissenen Sätzen, sein Lebenskummer von ihm zu ihr.

„Siehst du, Dorchen, ich hab' nie meine Kunst nach der Regel erlernen können. Ich war zu arm. Ich mußte meine Mutter und mich ernähren. Da wurde ich Schulmeister. Aber die Flamme brannte in mir. Ich studierte und übte und komponierte die Nächte durch. Stahl mir das Geld für Bücher und Noten vom Munde. Aber es genügte nicht. Darüber wurde ich dreißig, und mein Leben verzehrte sich.

Einmal bin ich zu Liszt gegangen, als blutjunger Mensch — schüchtern über alle Maßen, weltfremd, ungelenk, in meinem ärmlichen Rock. Er hat mich spielen lassen, eine Sonate, die ich in den Nächten komponiert hatte. Hat mir sehr freundliche Worte gesagt. Ich solle alles fortwerfen, sein Schüler werden. Er bürge dafür, daß er Außergewöhnliches aus mir machen werde. Damals kämpfte ich den großen Kampf meines Lebens. Ich hätte gern gehungert. Aber meine Mutter!

Ich versuchte, Liszt und ihr zugleich zu genügen. Darüber wurde mein Herz krank.

Als ich dann zum erstenmal bei Liszt einem Auditorium von Musikern vorspielen sollte, überfiel mich ein Herzkrampf. Ich gab nicht nach, ich versuchte noch mehrmals das Spielen vor einem Publikum. Denn Liszt sagte mir, es sei die Grundbedingung zum Emporkommen als Komponist. Jedesmal übermannte mich mein krankes Herz und jedesmal schlimmer; denn die Krankheit machte rasche Fortschritte durch die Erregung, die durch die Angst gesteigert wurde, mich wieder unfähig erweisen zu müssen. Da gab ich endlich das Virtuosentum auf.

Liszt ging auch fort von Weimar und vergaß mich natürlich.

Ich komponierte weiter. Schickte ihm auch noch einmal etwas nach Rom. Es hat ihn wohl nicht erreicht; er war ja beständig auf Reisen. Ich habe dann ein paarmal versucht, Verleger für meine Arbeiten zu finden. Sie haben sie mir alle zurückgeschickt. Natürlich. Sie waren von einem ganz unbekannten, ganz einflußlosen Manne.

Liszt hatte recht: man muß seine Sachen entweder selbst vorspielen oder einen Tonkörper zur Verfügung haben, der sie spielt. Also Virtuos — oder Kapellmeister — oder Kritiker eines einflußreichen Blattes und Herold einer bestimmten Richtung. Alles das konnte ich nicht sein. Arm, krank und von Charakter gänzlich unfähig, mich vorzudrängen oder einem Mächtigeren Gefolgschaft zu leisten, der mich dann mit in die Höhe gezogen hätte. Du siehst, auch Heinz hat sein Versprechen und mich vergessen.

Jeder erneute Fehlschlag aber hat mir stets für lange den Mut und die physische und seelische Kraft zur Arbeit genommen.

Da habe ich endlich entsagt. Für immer. Und bin nun ruhig geworden. Selbst glücklich, solange ich eine Arbeit vor mir habe. Nur wenn sie fertig ist, kommt der alte Kampf wieder. Und auch die Unzufriedenheit mit mir selber. Mit meiner Unfähigkeit zum Lebenskampf. Das alles muß eben still in mir überwunden werden. Trost von andern gräbt das Messer nur tiefer in die Wunde."

Er schwieg. Auch sein Herz schlug nicht mehr hart und rasch, sondern sehr langsam und leise, so daß Dorothea die neue Angst befiel, es könne ganz stillstehen.

Wieder schmiegte sie sich an ihn, als könne sie sein Weh von ihm auf sich überleiten.

Da sagte er leise mit erschöpfter Stimme: „Du hast nun mein Geheimnis, Dorchen. Behüt' es. Und rühre nie mehr daran."

Digitized by Google

„Nie mehr. Vergib."

Als er endlich Ruhe gefunden hatte, lag sie noch lange und starrte in den schmalen Streifen Mondlicht, der sich am Vorhang vorbei in das Zimmer stahl.

Sie dachte und dachte. Als sie sein ganzes Leid begriffen und zu dem ihren gemacht hatte, da hatte sich gleich nach dem ersten, tiefen Mit-Leiden in ihrem lebensprühenden Kopfe der Entschluß gebildet: Ihm muß geholfen werden — ich muß ihm helfen. Und sie lag und grübelte, wie sie das tun könnte.

Am frühen Morgen, als er noch fest schlief, stand sie auf, setzte sich an ihren Schreibtisch und schrieb einen langen Brief an Doktor Zöllner, mit dem sie auch nach ihrer Heirat durch gelegentliche, wenn auch seltene Briefe in herzlicher Verbindung geblieben war. Wenn einer, so konnte er ihnen helfen. Auf dem Klavier lag noch die Suite, die ihr Mann ihr am Abend vorgespielt hatte. Sie wußte, er ließ seine Arbeiten nach ihrer Vollendung monatelang liegen, bis er sie wieder durchsah. Er würde, wenn er die Noten nicht vor seinen Augen liegen sah, gar nicht nach ihnen fragen. Die Sonate, die er im Frühjahr vollendet, lag auch noch unter ihren Noten.

Ihr Herz pochte doch ängstlich, als sie ein Paket aus den beiden Werken machte und ihren Brief hineinlegte. Wenn Karsten zu früh hinter ihr Tun kam, konnte er es als einen Vertrauensbruch ansehen.

Aber sie wußte sich nicht anders zu helfen; sie mußte in ihrer Unerfahrenheit eines Mannes Rat und Hilfe haben, der ihr Vertrauen in so hohem Grade besaß wie Doktor Zöllner.

In ihr brannte Karstens Wort, daß der Komponist durch sein Spiel das Publikum auf seine Werke aufmerksam machen müsse. Es hatte in ihr mutiges Herz den Entschluß eingebrannt: So werde und muß ich das tun. Aber ehe sie vor das Publikum trat, konnte Jahr und Tag vergehen. Inzwischen konnte Zöllner sich vielleicht für ihren Mann verwenden oder doch Wege angeben, wie sie selbst einen Verleger oder gar Spieler für seine Arbeiten finden könne.

Und Geld mußte sie haben; denn, das wußte sie, die ersten Konzerte bezahlte der Debütant — und zwar teuer.

Sie trug dem Mädchen auf, ihrem Manne zu sagen, daß sie einen Gang nach der Stadt zu machen habe, stellte sein Frühstück bereit und ging mit ihrem Paket den Bergpfad hinunter zur Post.

Der Spätsommermorgen war noch frisch und kühl, die Wiese, die sie durchschritt, voll Tau, und von fern kam der Duft von Heu und reifem Korn.

Dorothea schritt rasch durch die engen, malerischen Gassen, wieder im Vollgefühl ihrer Jugend und Tatkraft.

Als sie ihr Päckchen aufgegeben hatte, kam es ihrem elastischen Sinn vor, als habe sie nun die Hilfe schon gefunden, die sie damit suchte. Und ihr wuchs ein freudiger Mut zu ihrem nächsten Tun.

Sie war schon in der Nähe Bertchens, die dicht an den Saalewiesen wohnte. Sie hoffte auch, Doktor Kuno zu Hause zu treffen, und fand die kleine Familie auch wirklich noch beim Kaffee in der efeuumrankten Turmstube der Wohnung sitzen. Die Fenster des kleinen Zimmers, das eigentlich ein Glaskasten war, standen weit offen. Heuduft von den Saalewiesen erfüllte die Luft, und über dem grünen Gefild standen grüner die Berge. Die zwei blonden, rosigen Menschen und das noch blondere und rosigere kleine Menschlein paßten so hinein in das frische Grün, daß es ein Behagen war, sie anzuschauen.

Sie wurde mit Jubel empfangen. Bertchen freilich überflog sie zuerst mit prüfendem Blick; denn Dorotheas Kommen zu dieser Stunde war ihr doch erstaunlich; als sie aber sah, wie die junge Frau leuchtete, wurde sie sehr vergnügt. Dorothea bekam ihre Kaffeetasse und schmauste behaglich.

Aber das praktische Bertchen sah bald nach der Uhr und sagte: „Dorchen, es ist dreiviertel neun, und um neun muß Hans auf Praxis und dafür kommt Trude Kuno, um mich und Klein-Dorchen abzuholen. Wenn du also etwas zu fragen oder zu sagen hast, wozu du Hans brauchen kannst und Trude nicht, so schieß lieber gleich los."

Sie schellte, und das Mädchen kam und nahm Klein-Dorchen mit sich hinaus. „Ist denn Trude Kuno zu Hause?" fragte Dorchen plötzlich befangen.

„Natürlich; aber davon sprechen wir später. Nun erst zu dir."

Da schoß Dorothea nach ihrer Weise

Digitized by Google

gleich mit der Hauptsache los. „Ich möchte sobald wie möglich Stunden geben, gutbezahlte, weiß aber nicht, wie anfangen."

„Aha," sagte Bertchen, „ich dacht' mir's lange: die Katze läßt das Mausen nicht und du nicht die Musik. Aber muß es gerade Stundengeben sein?"

„Ja, Bertchen, es muß. Weil ich Geld brauche, um üben zu können."

„Nanu?" fragte Hans.

Aber Bertchens Hausfrauenerfahrung hatte schon begriffen. „Du mußt dir dann eine Hilfe für das Hauswesen nehmen. Natürlich. Also Hans soll dich bei seinen Patienten empfehlen, nicht wahr?"

Dorothea nickte. „Wenn er mag."

„Das versteht sich von selbst," sagte Hans. „Du steckst ja die hiesigen Musikmacher alle in die Tasche. Weißt du was, Dorchen? Ich habe jetzt den alten Doktor Genze zum Patienten, du weißt, den Musik-Großmogul von Jena. Dem sprech' ich von dir. Übrigens — Kinder, ich bin heut so fruchtbar an guten Gedanken — wie wär's, Dorchen, wenn du in die Akademischen Konzerte hineinkämst, denen er vorsteht?"

Dorothea wurde ganz blaß. Ein Weg tat sich ihr auf, an den sie gar nicht gedacht und der direkt auf ihr Ziel zuführte, noch dazu, ohne daß sie ihn mit ihrem Gelde pflastern mußte. „Aber wie könnte ich mit den berühmten Künstlern, die dabei mitwirken, in die Schranken treten?" seufzte sie.

„Kommt Zeit, kommt Rat," meinte der philosophische Hans. „Vorher müssen wir trachten, dich mit dem alten Herrn bekannt zu machen. Du mußt ihm vorspielen."

Als er fort war, sagte Bertchen rasch, ohne Dorothea anzusehen: „Trude wird gleich hier sein. Sie weiß natürlich gar nichts von — deinen früheren Erlebnissen. Sie spricht übrigens nicht gern von der Schwester. Du weißt, daß Luise zu ihrem Mann zurückgekehrt ist? Er soll sie mit offenen Armen wieder aufgenommen haben. Er ist sehr krank — Halsschwindsucht — und Luise soll ihm eine sehr gute Pflegerin sein. Kann sein, sie will sühnen —"

Dorothea wies mit einer stolzen Handbewegung gleichsam die Berührung mit dieser Episode ihres Lebens von sich.

„Dank dir, Bertchen. Aber Luise interessiert mich nicht mehr."

„Na gut. Sprechen wir von Trude. Oder willst du von dem armen Wurm auch nichts wissen?"

„Warum nennst du sie so?"

„Sie hat doch ihr Lehrerinnen-Examen damals nicht machen können. In zwei Jahren kriegte sie's bei ihrer mangelhaften Vorbildung nicht fertig, das dritte konnten die Eltern nicht bezahlen, und Hans konnte es damals auch nicht, dachte auch, Trudel würde sich verheiraten. Denn sie war damals sehr niedlich, und ein wohlhabender Kaufmann bewarb sich um sie. Aber als die Geschichte ein Jahr gedauert hatte, hupfte er plötzlich zurück — ich traue Vater Kuno zu, daß er die Hand dabei im Spiel hatte."

„Aber warum und wie?"

„Warum? Weil er zu hochmütig war, dem Freier seine Armut einzugestehen. Wie? Das weiß ich nicht. Aber Trude nimmt's für gewiß an, und es hat sie verbittert. Sie wollte auf nichts mehr hören, ging von Hansens Geld nach England und hat sich da als nursery governess oder in ähnlichen untergeordneten Stellungen durchgeschlagen — ausgenutzt und schlecht bezahlt und behandelt wie üblich. Bis sie nicht mehr weiter konnte und zurückkommen mußte. Sie ist schrecklich herunter, will und kann aber weder bei den Eltern bleiben, noch uns ‚auf dem Halse liegen', wie sie's nennt. Ich glaube, sie griffe mit beiden Händen zu, wenn sich ihr hier auch bei geringem Gehalt eine Stelle böte, wo sie gut behandelt würde. Sie ist Hansens echte Schwester, verläßlich, fleißig, gescheit, anspruchslos —"

Es klopfte; eine überschlanke, sehr einfach in Grau gekleidete junge Dame trat ein. Bertchen ging ihr entgegen.

„Trudel," sagte sie, „hier ist eine Überraschung für dich."

„Dorchen Asmus," sagte Trude. Die Tränen waren ihr in die Augen getreten.

Auch Dorothea war bewegt. Aus dem lustigen, runden Rotkopf, der nur zwei Jahre älter war als sie selber, war ein blasses, verhärmtes Mädchen geworden. Nur die großen blauen Augen waren schön mit ihrem klaren Blick.

„Liebe Trudel!" sagte Dorothea, und die beiden Jugendgespielinnen lagen einander in den Armen.

Als sie dann zu viert in den Saalewiesen

Digitized by Google

spazierten, beschäftigte sich Bertchen soviel mit Klein-Dorchen, daß Dorothea und Trude aufeinander angewiesen waren. Und über dem Plaudern von der halbvergessenen Kinderzeit kam auch allmählich die alte Vertrautheit wieder.

Als nun Bertchen erzählte, daß Dorothea ihr Klavierspiel wieder aufnehmen wollte, dazu aber einer verläßlichen Haushälterin benötige, wurden die beiden still und schickten verstohlene Blicke zueinander.

Endlich faßte sich Trude und sagte: „Dorchen, ich wäre mit sehr wenig Geld zufrieden; denn ich möchte mich bei lieben Menschen und in gesunder Luft erst mal körperlich und seelisch erholen. Und dir könnte ich wirklich leisten, was du brauchst. Überleg's. Wenn du magst, versuchen wir's vorläufig ein Vierteljahr miteinander."

Vier Wochen später war Trude schon völlig eingelebt im Doktorhause, nahm Dorothea das Hauswesen zum großen Teil ab und wurde nach und nach ein belebendes Element in der kleinen Familie. Karsten plauderte manchmal ganz lebhaft mit dem gescheiten Mädchen. Und als Trude allmählich in der stillen Wärme, die sie hier umgab, sich erholte und ihre drollige Laune wieder zum Durchbruch kam, schloß Ilschen begeistert ein Backfischbündnis „auf Leben und Tod" mit der älteren Freundin.

So konnte Dorothea soviel üben und Stunden geben, daß „das Doktorhaus" bald in Jena in „das Musikhaus" umgetauft wurde und Dorotheen der Mut kam, als Liszt wieder in der Hofgärtnerei zu Weimar eine Schar von Schülern um sich sammelte, ihn zu bitten, sie auch darin aufzunehmen. Es wurde ihr sehr schwer, den Allzugütigen, der von so vielen Berufenen und Unberufenen umlauert wurde, auch ihrerseits zu belästigen. Aber Liszt nahm großen Anteil an ihrem Talent, und sein Beifall und seine Unterweisung wurden das Feuer, das ihr Kesselchen singen machte.

Aber als sie noch in Vorbereitungen zu ihrer Virtuosenlaufbahn war, schien das Schicksal ihr den Preis, nach dem sie rang, schon in den Schoß zu werfen, den Wunsch, ihres Mannes Musik vor die Öffentlichkeit zu bringen, schon zu erfüllen.

Die Novemberstürme rissen die letzten Blätter von den Bäumen, als von Zöllner Antwort auf ihre Sendung kam. Aber mit ihr brachte der Postbote einen Brief an Karsten. Als Dorothea die Handschrift der Adresse sah, wurde ihr eine Minute lang schwarz vor den Augen. Sie hatte Heinzens Hand erkannt. Sie zwang sich aber, Zöllners Schreiben zu lesen. Es war voll herzlichen, tiefen Verständnisses auch des Unausgesprochenen in ihrem Briefe. Er antworte erst jetzt, um ihr bestimmte Vorschläge machen zu können. Er habe Sonate und Suite sofort gelesen und sie über Erwarten genial gefunden. Aber er verhehle Dorothea nicht, daß eben die Neuheit und Tiefe dieser Musik ihr das rasche Eindringen in die Masse erschweren werde. Vor allem aber müßte sie zur Aufführung gelangen, und das sei nicht leicht, da sie sich nicht zum Paradepferd für Virtuosen eigne. Da betrachte es Zöllner als einen Glücksfall, daß Bote & Bock, die er wegen Verlages der Karstenschen Arbeiten angegangen habe, den ihrem Hause befreundeten Virtuosen Heinz Eigenfeld, den Jugendfreund Dorotheens, um seine Meinung über die Kompositionen befragt hätten. Heinz Eigenfeld habe sich ganz begeistert darüber ausgesprochen und sich sofort bereit erklärt, Suite und Sonate in sein Programm für den Winter aufzunehmen. Der berühmte Geiger werde sich demnächst selbst mit seinem früheren Lehrer und Freund in Verbindung setzen. Die Bestätigung dieser Nachricht hielt Dorothea in der Hand.

So war die Vergangenheit wieder vor ihr auferstanden. Ihre kräftige Natur wehrte sich aber gegen den Schrecken, der sie so unvermutet überfallen hatte, durch den Zorn gegen den, der sich wieder in ihr Leben drängte. Ihre Finger zuckten, seinen Brief entzweizureißen und die Fetzen in alle Winde zu streuen.

Aber er war nicht an sie selbst gerichtet; sie mußte die Entscheidung ihrem Manne überlassen. Und eine Ahnung sagte ihr, wie sie ausfallen werde.

Sie schickte den Brief mit dem Frühstück zu dem kleinen Häuschen, wo Karsten wieder arbeitete. Dann ging sie den Berg hinauf, um ihm allein und ungestört zu begegnen, wenn er zu ihr komme und mit ihr beraten wolle.

Viel eher, als sie erwartete, hörte sie Karstens Schritt auf dem Geröllpfad zum Märchen. Er klang rasch und sicher.

Digitized by Google

Sie stand in der Morgensonne, hoch aufgerichtet, auf ihren Rechen gestützt, und harrte mit blitzenden Augen ihres Schicksals.

Er sah sie, als er um das Märchen bog, und schwenkte schon von weitem den Brief gegen sie. Da wußte sie, wie er entschieden hatte, und ihr Herz tat einen schweren, dumpfen Fall in ihr. Das Feuer in ihren Augen erlosch.

Er aber hatte jetzt Farbe im sonst so blassen Gesicht und einen kindlich glücklichen Blick in den sanften, schwarzen Augen.

„Frauchen," sagte er, „nun freu' dich! Heinz Eigenfeld spielt schon in diesem Winter etwas von mir!"

Er küßte sie. Er deutete ihr Verstummen als Freude. Und dann flüsterte er ihr ins Ohr: „Du Verräterin! Du bist's doch, der ich diese Überraschung danke. Du hast meine Sachen an Heinz geschickt!"

„Ich — an ihn!" Sie lachte auf.

Karsten war etwas betroffen. „Ja," sagte er etwas betreten, „so ist es wahr, was Heinz schreibt, und er hat die Arbeiten wirklich bei einem Musikverlag in Berlin entdeckt? Hast du sie denn dorthin gesandt?"

„Ich schickte sie an Doktor Zöllner," erwiderte sie müde. „Aber das ist jetzt wohl gleich; die Hauptsache ist der Erfolg und die Freude, die du daran hast."

„Und du nicht, Dorchen?" fragte er eindringlich, erstaunt und betrübt.

Da hatte sie solch ein scharfes, blitzgleiches Verständnis für ihn, solch Mitleid mit seinem erfolglosen Ringen und seiner Freude an dem ersten Hoffnungsstrahl, daß sie ihren zornigen Schmerz und das tiefe Weh der Erkenntnis, wie wenig ihr Mann nach ihrem Fühlen fragte, in sich niederrang und ihm mit zitternder Stimme und bebendem Herzen Glück wünschte.

Und er glaubte, sie freue sich mit ihm.

* * *

Es war wieder Frühsommer; die Heiderosen überblühten den Berg und küßten die blauen Wicken, die mit ihnen verrankt waren wie zärtlich Liebende vor dem Abschied. Auf den kleinen Blumenbeeten glühte die „feurige Liebe" unter Lilien und Flatterrosen und den blutenden Herzen, an deren jedem eine Träne hing; das Geißblatt mischte abends seinen schwülen Duft mit den Nachtviolen; die Tannen hatten köstlich hellgrüne Finger und rostrote Blütenzäpfchen, und die Kiefern leuchteten mit gelbroten Kerzen in die Blütenwirrnis hinein. Zwischen den Blumenbeeten lockten purpurn die Erdbeeren; Meisen, Amseln, Finken, Goldammern konnten sich nicht sattsingen vor Liebe: der Berg feierte sein Hochzeitsfest in Glut und Duft.

Aber niemand aus den Musikhäusern unter den Blumen achtete diesmal viel seiner Schönheit; es sei denn, daß die rotblonde Trudel, wenn sie den Salat pflückte, einen raschen Blick und einen kleinen, sehnsüchtigen Seufzer an die Liebespracht um sie her wendete. Sie verbot sich aber bald solche Allotria und wandte noch mehr als sonst ihre Aufmerksamkeit auf ihr Geschäft im Hauswesen und auf das blondzöpfige Ilschen, das mit seinen sechzehn Jahren ausschaute wie die wilden Rosen, und auch Lust hatte, ebenso frei herumzuwuchern wie sie. Ihr Blühen und Weben in absonderlich lieblicher, schelmischer Jugendfülle und Unart war dem guten Mädchen manchmal unheimlich; aber sie mochte mit ihrem Bangen jetzt nicht Dorothea beunruhigen, die ohnehin in einer Erregung war, die Trude der übermäßigen Arbeit am Klavier und der Angst vor ihrem ersten öffentlichen Auftreten zuschrieb. Weder sie noch Karsten ahnten den eigentlichen Grund, der ihre Nerven vibrieren machte.

Doktor Zöllner hatte seinen ehemaligen Korpsbruder, den Leiter der Akademischen Konzerte in Jena, Doktor Genze, auf den musikalischen Schatz aufmerksam gemacht, den der Berg in Karsten und Dorothea verbarg. Zöllners Wort hatte natürlich auf den alten Herrn mehr gewirkt, als Hans Kunos Bitte; ein freundlicher Verkehr hatte sich zwischen den beiden Häusern entsponnen, und Doktor Genze hatte eine hohe Meinung von dem Talente seiner neuen Freunde gewonnen. Er hatte auch Dorotheens Mitwirkung zu einem der Akademischen Konzerte ernstlich ins Auge gefaßt. Aber nie wäre ihm eingefallen, bei einer so wichtigen Gelegenheit, wie sie die Tonkünstlerversammlung bildete, die diesen Sommer in Jena stattfand, die noch unerprobte junge Frau mit den bedeutendsten Musikern mitwirken zu lassen, nie auch ein Werk ihres noch unbekannten Gatten zur Aufführung vorzuschlagen.

Aber ein anderer Sohn der Stadt hatte

Digitized by Google

sich schon den Ruf eines der ersten deutschen Geiger erworben, hatte im In- und Auslande große Erfolge geerntet. Er hatte seine Mitwirkung bei der Tonkünstlerversammlung zugesagt, aber die Bedingung gestellt, daß er Sonate und Suite eines noch wenig bekannten, aber erstrangigen Komponisten, des Jenaer Musikers Johannes Karsten, spielen werde. Er habe übrigens in Wien und Rußland große Erfolge mit diesen Stücken geerntet. Seine Bedingung wurde angenommen; aber knapp vier Wochen vor dem Konzerte schrieb der Virtuose, sein ständiger Begleiter auf dem Klavier sei erkrankt; er werde aber Frau Dorothea Karsten bitten, den Klavierpart in der Sonate wie in dem Brahmsschen Trio zu übernehmen, da sie von früher her mit ihm vortrefflich eingespielt sei.

An demselben Morgen, an dem Doktor Genze Heinzens Brief mit einigermaßen gemischten Gefühlen las, saß Dorothea ahnungslos am Klavier. Da trat ihr Mann mit merkwürdig raschem Schritt ein. „Dorchen," sagte er, „denk bloß, Heinz will meine Suite, meine Sonate C-Moll und meine Geigen-Chaconne hier spielen, und du sollst den Klavierpart übernehmen."

Dorothea war aufgesprungen. Sie zitterte an allen Gliedern. Ihre Augen funkelten. „Das tu' ich nicht!" rief sie. „Nie und nimmer tu ich das! Mit Heinz Eigenfeld will ich nicht dieselbe Luft atmen, geschweige denn mit ihm am selben Werk arbeiten — meine Musik, das Beste in meinem Leben — das einzige, was ich habe, laß' ich mir nicht durch Gemeinschaft mit ihm verschmutzen!"

„Ja, Dorchen," sagte Karsten niedergeschlagen, „du hast recht — von dir aus."

Als er nun ging, sah er ganz anders aus, als da er gekommen; mit müdem Schritt und niederhängenden, schlaffen Gliedern sah sie ihn aus der Tür gehen.

Am dritten Tage nach dem Vorfall erhielt sie einen Brief von Heinz.

„Dein Mann hat mir geschrieben, Du wolleſt nicht mit mir spielen. Ich dachte, Du habeſt Dich an mir genug gerächt, Dorothea. Wenn Du's aber bis dahin nicht gewußt haſt, ſo ſage ich es Dir jetzt: Mir haſt Du mein Leben zerſchlagen und wertlos gemacht durch Deine Heirat. Was haſt Du mir noch vorzuwerfen? Meine Untat von damals hat Dir zu einem Manne verholfen, der als Muſiker und als Menſch tauſendmal ſoviel wert iſt wie ich.

Warum alſo, da ich der von Dir Verworfene bin und es weiß, weigerſt Du Dich, Deines Gatten Lebensarbeit mit meiner Hilfe ins Licht zu heben?

Heinz Eigenfeld."

O ja, Heinz Eigenfeld wußte, wie er Dorothea Karsten zwingen konnte!

Das ſagte ſich Dorothea ganz klar, und ganz klar war ſie der unſäglichen Marter bewußt, zu der er ſie zwang. Aber das Reſultat ihrer eigenen Kämpfe kam ſeiner Logik ſchon entgegen.

Zwei Tage ſpäter ſchrieb ſie an Heinz: „Ich werde ſpielen, da Du von meinem Mitwirken das Schickſal meines Gatten abhängig machſt. Die notwendige Probe — ich glaube, eine wird genügen — bitte ich im Hauſe und unter Mitwirkung meines Mannes — das heißt ſeiner muſikaliſchen Autorität — abzuhalten.

Dorothea Karsten."

Erſt als der Brief abgegangen war, teilte ſie ihn ihrem Manne mit. Er wurde rot und küßte ihr ſehr ernſt die Hand.

Dann übte ſie vom Morgen bis zum Abend. Das Brahmsſche Trio hatte ſie glücklicherweiſe ſchon bei Stern geſpielt; ſie mußte es nur wieder einüben.

Drei Tage vor dem Feſt kam Heinz. Karſten holte ihn von der Bahn ab. So wurde Dorothea erſpart, der Begrüßung der Männer beizuwohnen, und ſie traten ſchon, gegeneinander leidlich unbefangen, bei ihr ein.

Sie ſtanden ſich gegenüber. Sie gaben ſich nicht die Hand und ſprachen beide wenige, gleichgültige Worte. Das Mädchen brachte einen Imbiß und Wein; die Männer aßen; Dorothea hatte ſich ans offene Klavier geſtellt und blätterte in den Noten. Da ſtand ſie in ihrem einfachen Hauskleide und wußte nicht, wie ſchön deſſen ſchlichte Falten ihre königliche Geſtalt und ſeine mohnrote Farbe ihr ſchwarzes Köpfchen und ihren Apfelblütenteint hervorhob. Aber durch die geſenkten Augenlider fühlte ſie Heinzens Blick, der erſtaunt zu ihr hin- und wieder von ihr fortflog. Und ſie ſelber war ebenſo erſtaunt und erſchrocken. Sie hatte gar kein Gefühl und gar keinen Gedanken von all denen, die ihr noch dieſen Morgen Herz und Hirn zermartert

Digitized by Google

hatten. Sie dachte wie einst nur das eine: ‚Der Goldene!‘

Sie setzte sich dann ans Klavier, und er nahm seine Geige aus dem Kasten und trat zu ihr. Ehe sie begannen, öffnete sich rasch die Tür; Ilschen schlüpfte herein, knickste, lächelte bittend zu Dorothea und schelmisch zu Heinz und kuschelte sich in die Ecke hinter der Tür.

Die Spieler begannen.

Schon nach den ersten Takten hatten sie in ihrer gespannten Aufmerksamkeit auf das Spiel alles vergessen oder doch zurückgedrängt, was sie durchlebt hatten. Heinz spielte ohne Noten, und seine freie Sicherheit strömte auf Dorothea über.

Aber je länger sie spielten, um so mehr überließen sich beide dem köstlichen Gefühl, wie eins das andere verstand — eine einzige Stimme, ein einziges Dahinströmen einer und derselben Musikseele.

Als sie geendet, blieben sie eine Weile regungslos, versunken. Sie schauten einander nicht an und fühlten doch intensiv einer den andern.

Sie schraken beide auf, als sie, wie durch einen Schleier, Karsten langsam auf sich zukommen sahen. Er schüttelte Heinz die Hand und küßte die Dorotheens. Seine schwermütigen Augen standen voll Tränen, und er dachte nicht daran, sie zu verbergen.

„Ich bin glücklich,“ murmelte er nur.

Da erst kamen die beiden zur Gegenwart zurück. „Morgen, wenn es dir recht ist, Dorothea, spielen wir mit Loßmann Brahms gleich im Konzertsaal,“ wendete sich Heinz zuletzt an Dorothea.

Sie nickte. Er erhob sich zum Gehen.

Jetzt kam Ilschen aus ihrem Winkel auf die drei zu. Sie knickste vor Heinz sehr sittig und hob die braunen Augen sehr schelmisch zu ihm auf.

„Sie kennen mich gewiß gar nicht mehr?“ sagte sie. „Ich bin nämlich Ilse Asmus.“

„Jemersch, das Ilschen!“ rief Heinz und nahm ihre Hand in die seine. „Die permanente kleine Selbstmörderin! Ja, wie sollte ich das allerliebste, runde Dingelchen in der reizenden jungen Dame wiedererkennen? Schluckst du noch immer ‚Teinchen‘ und hängst dich zwischen Zwiebeln, Illa?“

Ilschen war nun ganz in ihrem Element.

„Du, Heinz,“ sagte sie lachend, „probieren möcht' ich noch immer alles — besonders das Unmögliche.“

„Ja, das ist auch reizend. Mußt dich nur immer vorher versichern, ob du auch wieder auf den Boden kommst, eh' du dich zwischen die Zwiebeln in die Lüfte begibst. — Bist du eigentlich schon aus der Schule, Illa?“

Sie zuckte beleidigt die Achseln. „Ich bin sechzehn, mein Herr!“

„Allen Respekt, mein Fräulein! Nun, auf Wiedersehen auf dem Felde der Ehre.“

„Ach, da schaust du ja gar nicht nach mir! Kannst du nicht lieber morgen auf den Berg kommen? Nach der Probe? Oder wir treffen uns alle vier auf dem Markt beim Hannfried und spazieren mitsammen?“

Heinz sah Dorothea an. Sie blickte hinweg. Er antwortete: „Das geht nicht, Kleinchen, ich kann über meine Zeit nicht verfügen.“

Als er mit Karsten, der ihn hinunterbegleitete, gegangen war, sagte Ilschen ärgerlich zu Dorothea: „Hätt'st ihn doch zum Mittag einladen können! Einen alten Jugendfreund!“

Und als Dorothea nur schweigend die Achseln zuckte, sah sie ihr neugierig ins Gesicht. „Ihr habt euch wohl verzankt? Du hast ihm ja nicht mal die Hand gegeben. — Aha, es ist wohl wegen Trudel ihrer Schwester? Jemersch, und was geht das überhaupt uns an?“

„Dich gewiß nichts — kümmere dich nur um deine eigenen Angelegenheiten,“ erwiderte Dorothea heftig.

Als Dorothea am andern Morgen zur Probe nach der Stadt ging, hörte sie hell singen. Ilse stand auf der Terrasse über dem Hause, guckte in den blauen Himmel und schmetterte wie ein Kanarienvogel:

„O Vöglein, was singst du so laut und so hell?
O Vöglein, was fliegst du so hoch?
Und hab' ich auch nicht deine Flügelein schnell,
Mein Herz fliegt wohl höher noch!“

Mit gesenktem Kopf und schwer schlagendem Herzen stieg Dorothea den Pfad hinab.

O sechzehn Jahre und Freiheit!

* * *

Der große Musiksaal war ganz gefüllt; das Publikum wartete voll Spannung der Sensation des Abends. Drei Kinder der Stadt, von denen das eine schon eine Berühmtheit war und zwei hier zum ersten-

Digitized by Google

mal vor die Öffentlichkeit traten, stellten sich heute vor ihr Forum — alle drei völlig verschieden bewertet im Urteil ihrer Mitbürger: der eine als verlorener Sohn, Rattenfänger und Don Juan übel angeschrieben und nun doch so etwas wie ein Schmuck der Stadt; der andere, kaum gekannt, als stiller Einsiedler abseits im Berge hausend; die dritte, Tochter des einst beliebtesten Arztes, jung, schön und einsam mit dem einsamen Manne lebend.

Zweifler lächelten über das tollkühne Unternehmen, das Anfänger in eine so anspruchsvolle künstlerische Mitte stellte; alle aber fühlten sich wichtig als Richter, die wenigstens an zwei Existenzen Gnaden oder Unheil zu vergeben hatten.

Am Ende des ersten Teils des Programms stand Karstens Sonate für Klavier und Geige; das Trio von Brahms eröffnete den zweiten Teil, Karstens Suite beschloß ihn.

Die Raffsche Sinfonie, die das Fest eröffnete, war verrauscht. Die Instrumentenpulte wurden in den Hintergrund geschoben, das Klavier nach vorn gerollt.

Das Gespräch im Publikum verstummte; aller Blicke hingen mit Spannung an dem Treppchen im Hintergrunde, das jetzt Dorothea und Heinz zum Podium hinaufstiegen.

Als sie in den Vordergrund traten, sich verbeugten und ihre Plätze einnahmen, lächelten viele Lippen und Augen.

Dorothea in ihrem einfachen weißen Mullkleid, das in durchsichtigen Falten an der hohen, schlanken Gestalt herabfiel, mit ihrem schwarzen Köpfchen, in dessen reine Stirn und Schläfen sich immer noch krause Löckchen drängten, die sich aus der Haft der dicken Flechten befreit hatten, mit ihrem jetzt fast weißen, zarten Gesicht und den tiefen, blauen Augen sah so rührend jung und schutzbedürftig aus, daß ihr alle guten Gefühle der Hörer zuflogen. Und im starken Gegensatze zu ihrer rührenden Gestalt stand Heinz in siegreicher Schönheit da. Aller Blicke hafteten an den beiden, keiner suchte den dritten, den Komponisten, der unbeachtet und unerkannt auf einer Seitenbank des Saales saß und, sehr bleich, aber mit einer seltsamen Flamme in den Augen, nach dem Podium schaute.

Nun begann das Spiel mit einem feierlichen, schweren Largo, das den leidenschaftlich hinstürmenden ersten Satz einleitete. Er war streng gebaut; aber überraschende, oft fremdartig berührende Harmonien, sich verschlingende polyphone Durchführungen, ein düsteres Kolorit und eine schwere Massigkeit der Stimmführung ließen den Satz mit der Gewalt, aber auch mit der Undurchsichtigkeit von Wetterwolken am Ohr der Hörer vorüberrauschen. Sie wären vielleicht mehr erschreckt und beengt als ergriffen worden von dieser neuartigen Musik, hätte nicht die Geige so mächtig und zart gesungen, wäre da nicht das durchsichtige, klar auseinanderlegende Spiel und das Gesicht der Klavierspielerin gewesen, auf dem jede Empfindung des Tonstückes wie in klarem Wasser abgespiegelt schien.

Seltsam ergriffen saßen die Zuhörer und wagten sich kaum zu regen, da gleich, fast pausenlos, dem ersten Satz das Adagio folgte. Und nun sang die Geige eine Melodie, so voll gewaltigen Wehs, und das Klavier umrankte sie mit so lieblich süßen Passagen, nahm ihr dann die Melodie ab und sang sie, während die Geige die Gegenmelodie aufnahm; Leid und Lieblichkeit flossen ineinander und küßten sich und verschmolzen zuletzt in erhabener Resignation.

Als der letzte Ton verklungen war, brach ein Beifallssturm aus.

Lächelnd verbeugte sich Heinz; erschrocken stand Dorothea, während über ihr Gesicht Weinen und Lachen wie Wolken zogen und verschwanden. Drei-, viermal mußten die beiden den Gang vom Künstlerzimmer nach dem Podium machen. Beim drittenmal schaute Heinz sich augenfällig um, und das Publikum verstand und rief stürmisch den Autor. Aber er erschien nicht und war auch im Saal nicht zu entdecken. Leise war er hinausgegangen und suchte draußen das Klopfen seines Herzens zu bändigen.

Das Brahmssche Trio brachte wieder starken Beifall; das Publikum wertete die große Auffassung, die klassische Reinheit, die Kraft und Süße des Anschlags bei Dorothea jetzt objektiver, da sie sich in der bekannteren Musik darstellten.

Die Spieler feierten einen großen Triumph. Auch Karstens Suite wurde stark applaudiert. Wieder fehlte der Komponist, den Beifall in Empfang zu nehmen; aber Heinz brachte, als er zum drittenmal auf das Podium gerufen wurde, seine Geige

Digitized by Google

mit und spielte Karstens Chaconne, die er als Zigeuner mit sich geführt hatte, mit soviel Feuer, daß das Publikum laut und lauter den Komponisten rief.

Hinter dem Podium, im kleinen Künstlerzimmer stand, schwer atmend, der Gefeierte und hielt stumm an beiden Händen Heinz und Dorothea.

⁂ ⁂ ⁂

Am nächsten Tage mußten Karsten und Dorothea wohl oder übel dem Festmahl der Künstler beiwohnen. Heinz holte sie dazu ab und erbat auch Ilschens Gegenwart. So betrat das junge Kind, vor Glück wie eine Meise zwitschernd, den Festsaal, und ihr naiver Reiz teilte sich mit Dorotheens ernstem in die Huldigungen der Männer. Das Ilschen war in einem vollkommenen Rausche und schwatzte und lachte Karsten und Dorothea von dem ängstlichen Banne frei, der anfangs auf ihnen lastete, so daß auch sie sich natürlich und heiter geben konnten und Kameradschaft gewannen, die sie auf ihrem Kunstwege brauchten.

Karsten lebte doch ordentlich auf, als er Kunstgenossen über seine Arbeiten verständnisvoll und anerkennend sprechen hörte, und auf Dorothea wirkte die allgemeine Annahme, daß sie von jetzt an als vollwichtige Künstlerin in die Öffentlichkeit treten werde, wie ein Stahlbad, das ihr ganz neue Kraft zu ihrem Entschluß weckte.

Sie erschrak aber im tiefsten Herzen, als am nächsten Tage Heinz auf den Berg kam und ihr in Gegenwart ihres Mannes den Vorschlag machte, im September ihre erste Kunstreise als sein „künstlerischer Kompagnon" zu machen. Die Verbindung mit ihm, der schon eine sichere Stellung bei Publikum und Kritik einnahm, räume das Wagnis eines ersten Auftretens für sie hinweg und sichere ihr statt der unausweichlichen Kosten eine gewisse Einnahme. Außerdem aber könnten sie beide vereint ein größeres Repertoire Karstenscher Werke zusammenstellen als jeder gesondert.

Dieser Einwand, vor den niedergeschlagenen Augen ihres Gatten getan, drängte ihren ersten, klar empfundenen Widerwillen gegen ein so nahes Verhältnis zu Heinz zurück, so daß sie ihre Entscheidung auf den nächsten Vormittag verschob.

Sie saß auf der Veranda, Heinz erwartend; sie hatte Ilschen, die aufgeregt um sie herumtanzte, gesagt, daß sie ihn allein sprechen wolle, ehe er noch mit ihrem Manne zusammentreffe, den das Hin und Her der Verhandlungen aufregen könne. Ilschen hatte mit einem mißtrauischen Blicke auf Dorotheens Gesicht sich entfernt; aber nach einer Weile glaubte Dorothea ein leises Geräusch in der Mädchenstube zu hören, deren Fenster auf die Veranda ging.

Ein leiser Anflug von Lachen drängte sich in ihre schweren Gedanken, und als just in diesem Augenblicke Heinzens heller Sommerhut zwischen den Tannenzweigen hervorschimmerte, hob sie gegen das Fenster den Zeigefinger und rief mit viel größerer Unbefangenheit, als sie ohne dieses Intermezzo aufgebracht hätte, dem Ankommenden entgegen: „Guten Tag, Heinz. Wollen wir einen Gang auf den Berg machen? Ich möchte ungestört — und ungehört (mit einem Lächeln gegen das Fenster) mit dir die Konzertangelegenheit besprechen."

Er ging sofort auf den hellen Ton ein, den sie anstimmte, und sie stiegen die Terrassen empor. Oben am Märchen setzten sie sich nebeneinander auf die Bank.

Heinz war gegen seine Gewohnheit befangen; die Wahl dieses ereignisreichen Platzes seitens Dorotheas lähmte ihn.

Endlich brach er das Schweigen.

„Darf ich hoffen, daß du dir meinen Vorschlag überlegt hast?" fragte er so unbefangen freundschaftlich, wie es ihm möglich war.

„Ich möchte dich etwas fragen: Warum — aus welchem Grunde willst du eigentlich mit mir konzertieren?"

Das war wieder ganz die alte Dorothea, für die es keine Unehrlichkeit und keine Halbaufrichtigkeit gegen sich selbst und andere gab und die auch keine dulden wollte.

Er mußte lächeln. „So klipp und klar soll ich dir darlegen, was sich aus den verschiedensten Motiven zusammensetzen kann? Wenn nun meine einzigen Beweggründe die wären, die ich gestern darlegte, genügten sie dir nicht?"

„Nein," erwiderte sie bestimmt. „Weder um Karstens, noch um meiner Laufbahn willen wirst du dir die Pein auferlegen, an die Vergangenheit immer von neuem erinnert zu werden."

„Und wenn die Vergangenheit nun nicht tot für mich wäre, und ich die Pein auf

Digitized by Google

mich nähme, gerade um sie vergessen zu können? Wenn ich das Vergangene gutmachen wollte, indem ich Karsten und dir für zugefügtes Leid tätige Handleistung böte?"

„Das ist für uns nicht nötig," fiel Dorothea ein, während ihr das rote Blut in die Wangen stieg. „Ich habe überwunden und — du schriebst es selbst — habe für Verlust größeren Gewinn eingetauscht."

Auch ihm war das Blut zu Kopf gestiegen. „Du verstehst dich zu rächen. — Nun, auch für meinen eigenen Stolz habe ich Vergangenes zu sühnen. Man steht nicht gern als armer Sünder vor seinem eigenen Bewußtsein."

„Und was geht das mich an?"

„Nichts; du machst mir das deutlich genug. Aber gerade darum solltest du nur die praktischen Gründe erwägen, die für meine Bitte sprechen."

„Soll ich mir meine Schmerzen nachträglich von dir bezahlen lassen?"

Das war wieder die alte Dorothea! Ein echter Klang noch unbezwungenen Schmerzes tönte für sein feines Ohr durch ihren „Dorotheenzorn" und machte ihn traurig froh. „Dorothea," sagte er, und seine Stimme klang weich, „wenn wir auch beide als Personen nichts miteinander zu schaffen hätten, weißt du nicht, wie fast unteilbar wir als Musiker zusammengehören? Kann für meine, für deine Kunst ein Zusammengehen mit einem andern dasselbe Ergebnis liefern, ja, kann eine Verbindung mit andern nur in Frage kommen, solange wir zusammen die höchste Vollkommenheit erreichen können, die uns beschieden ist? Wir sind doch vor allem Künstler, Dorothea. Der Mensch kommt erst hintennach."

Sie war ruhiger geworden; sie sann vor sich hin. „Ich weiß nicht," erwiderte sie.

Er nutzte ihre Stimmung.

„Also wir machen im September unsere erste Kunstreise. Gleich nach Rußland. — Da ist noch jungfräuliches Land — und goldenes. Mich kennt man dort schon. — Im Juli und August übst du dir unser Repertoire ein — es braucht fürs erste nicht groß zu sein: Tschaikowski, Chopin, etwas Beethoven und natürlich jedesmal etwas von Karsten. Ist's recht?"

„Ich bin doch noch eine ziemlich junge Frau —" erwiderte sie errötend.

Er verstand sie sofort. Zum erstenmal kam sein altes, goldenes Lachen wieder zum Vorschein und erhellte ihr plötzlich die Welt, machte licht, was dunkel, selbstverständlich, was schwer und verworren gewesen.

„O das alte Jena! O das junge Dorchen!" rief er. „Weißt du nicht, daß Künstler nicht nach dem kleinstädtischen Sittenkodex zu fragen brauchen? Übrigens bleiben wir erstens nicht immer zusammen; ich werde in Orchesterkonzerten als Solist verpflichtet sein, und du wirst auch bald in solchen Konzerten auftreten. Zu unsern gemeinschaftlichen Konzerten können wir ja getrennt marschieren, um vereint zu schlagen. Du nimmst den Tages-, ich den Nachtzug; du wohnst in Hotel Müller, ich in Hotel Schulze. Zu Philippi, nämlich auf den Proben, sehen wir uns wieder."

Sie lachte nun auch.

„Ja, aber ich muß doch nach Jena immer wieder zurück," wandte sie noch ein.

„Und mein Ruf hier ist freilich beklagenswert. Also nimm doch wen mit auf die Reise. Zum Beispiel das Ilschen."

„Da müßte ich ja die Garde-Dame spielen, statt umgekehrt."

„Aber ihr Dabeisein genügt, auch für Jena. Und wie wird die kleine Amsel vergnügt sein! Dorchen, das wird ja ein Gaudi statt einer Brotfahrt!"

Dorotheens Herz wurde leichter. Wenn Ilschen immer mit ihnen war, welche Gefahr konnte ihr noch drohen?

Und doch lag ganz unten in ihrem Herzen, so tief, daß ihr Blick so weit nicht zu dringen brauchte, etwas, das sich zitternd freute.

* * *

Zwei Jahre waren dahingegangen. Dorothea hatte einen Namen in der Musikwelt. Ihre feine und großzügige Auffassung, ihre Grazie, ihr reiz- und kraftvoller Anschlag, ihre in Beethoven wurzelnde edle Klassizität und ihre dahinstürmende Leidenschaft in den Werken ihres Gatten, alle diese Züge traten mit immer größerer Freiheit und Beherrschung zu einem individuellen Ganzen zusammen. Dazu kam freilich als wesentlicher Reiz für das Publikum ihre edle, noch ganz jungfräulich wirkende Erscheinung, der Adel und die Reinheit, die sie wie ein schneeweißes Gewand umflossen, die Unnahbarkeit ihres Wesens, der doch von schüchternem Liebreiz alles Herbe abge-

Digitized by Google

streift war, und die wie gebundene Wärme, die der Befreiung harrt, wirkte.

Wenn sie mit Heinz Eigenfeld zusammen spielte, schien diese Wärme frei zu werden, und Klavier und Geige entströmte eine Leidenschaft, die wie Frühlingssturm dahinbrauste. Diese Leidenschaft trat um so deutlicher hervor, je länger sie miteinander spielten und rückte das schöne Paar in eine ahnungsvolle Beleuchtung, von der nur es selbst nichts zu wissen schien.

Sie waren nach ihrer ersten Reise nicht mehr zusammen gefahren; wenn sie miteinander konzertierten, so trafen sie sich erst am Orte selber, und auch dort verkehrten sie miteinander je länger, desto fremder. Das war ja der Ton, den Dorothea anschlug und in dem Heinz ihr nur sekundierte, nachdem er ihn am Anfange oft genug durch einen leidenschaftlichen Blick oder ein rasches Wort unterbrochen hatte.

Aber daß es ihr endlich gelungen war, diesen fremden, herben Ton auch bei Heinz allein zum Erklingen zu bringen, und daß er jetzt vor ihren Augen Ilschen ihr weit vorzuziehen schien, das machte sie immer scheuer, verschlossener gegen ihn.

Im zweiten Jahre ihrer Virtuosenlaufbahn wurde Dorothea schon zu den Konzerten der großen Musikvereine aufgefordert. Immer aber brachte sie, einzeln oder mit Heinz, eins der Werke ihres Mannes zu Gehör, und wenn auch vorläufig mehr ihr Spiel als die Komposition Beifall fand, so ward doch Karstens Name weit bekannt und fand Widerhall bei den Kennern. Nur die großen Tonkörper hielten sich noch von der Aufführung seiner Instrumental- und Chorwerke zurück.

Wenn Dorothea dann in den kleinen Pausen zwischen den einzelnen Konzertreisen oder in der großen sommerlichen Ferienzeit heimkam, fand sie ihr kleines Hauswesen von der guten Trude zierlich gehalten, ihren Mann mit peinlicher Sorgfalt verpflegt. Auf ihre Dank- und Lobsprüche pflegte Trude nur mit Erröten zu antworten, sie sei glücklich, Menschen, die sie so hoch, ja für die höchsten auf der Welt halte, etwas sein zu können, und zwar auf ihr gemäße Art; denn ihre Fähigkeiten seien nun einmal ganz hausmütterlicher Natur.

Karsten arbeitete jetzt an einem Oratorium, dessen Plan er seit langen Jahren in sich trug und dessen Stoff er sich aus dem „Buch Hiob" selbst zurechtgemacht hatte. Mit allen seinen Gedanken war er in diese Arbeit versenkt, die er sein Lebenswerk nannte.

Einmal, im Sommer, brachte Dorothea ihm wieder sein Frühstück nach oben in sein kleines Haus. Er saß mit dem Rücken nach der leise Eintretenden. Ihr fiel auf, daß seine Gestalt noch zarter geworden schien, und eine schwere Bangigkeit fiel ihr aufs Herz. Er hatte sie kommen hören und streckte die linke Hand nach ihr aus, während die rechte noch weiterschrieb.

Sie trat langsam zu ihm. Er warf die Feder fort, legte den Arm um sie und schaute zu ihr auf. Sein Gesicht strahlte; aber die mächtige Flamme in seinen Augen war wie ein heiliges Feuer, das den irdischen Stoff verzehrte.

Dorothea beugte ihren Kopf auf den seinen, damit er ihr Gesicht nicht sehen konnte. „Überarbeitest du dich auch nicht, geliebter Mann?" fragte sie leise.

Sie hatte ihn noch nie so genannt; Zärtlichkeiten hatte ja sein Wesen stets gewehrt.

Aber jetzt schienen ihm die liebkosenden Worte wohlzutun; er zog Dorothea auf sein Knie und hielt sie fest umschlungen.

„Dorchen," sagte er hinter ihrem Rücken, „wenn ich einmal dieses Werk mit meinen eigenen Ohren hören könnte, von einem Chor, der es so vollendet vortrüge wie es in mir klingt, dann wollt' ich gern am selben Tage sterben."

Sie drückte seinen Kopf an sich. „Sprich nicht so, Johannes. Du sollst ja erst noch leben! Du hast ja noch nicht gelebt!"

„Nicht gelebt? Dorchen! Hier ist mein Leben, in meiner Arbeit. Und du hast erreicht, daß es ein gesegnetes wurde."

„Ach Johannes," sagte sie, und das Gefühl, auch in ihrem Haus und allen altgewohnten und natürlichen Verhältnissen keine Wurzel mehr zu haben, preßte ihr Herz zusammen, „ich bin nun gar nicht mehr eine Frau nach deinem Herzen; ich lasse Haus und Mann einer andern."

„Und bist deinem Manne das Höchste, was eine Frau ihm sein kann, eine Helferin auf dem Weg zur Höhe. Erinnerst du dich, wie du das einst als dein Lebensziel erklärtest? Du hast es erreicht, Dorothea!" Da legte Dorothea wieder ihre Stirn auf

Digitized by Google

den Kopf ihres Mannes und weinte ihre Tränen nach innen.

Sie steckte sich aber das Ziel, sobald wie möglich Karstens Wunsch zur Erfüllung zu helfen; denn eine unbestimmte Ahnung sagte ihr, daß sie nicht mehr viel Zeit dazu haben werde. Und ihre Energie stieg, je mehr das Leben sie enttäuschte.

Als sie wieder in Berlin spielte, bat sie Zöllner offen, sie mit dem Leiter der Singakademie, des damals besten Chorvereins Berlins, bekannt zu machen. Zöllner veranlaßte den Professor, sie in einer Suite Karstens zu hören, die sie mit dem Philharmonischen Orchester spielte, und dann mit ihr und Zöllners zusammen zu speisen. Als dann der Professor ihr sehr anerkennende Worte über ihr Spiel und das Werk ihres Gatten sagte, erzählte sie ihm von dem Oratorium Karstens, und es machte sich fast von selbst, daß der Professor sich die Einsicht in das Werk erbat, freilich mit dem Vorbehalte, daß er jedes neue große Werk mit großer Vorsicht darauf prüfen müsse, ob es sich zur Aufführung durch seinen Chor eigne. Aber Dorotheens schöne Augen, die mit offenem Flehen an den seinen hingen, waren freilich ein mächtiger Fürsprech mindestens für seine Bereitwilligkeit zur wohlwollendsten Prüfung.

Sie hatte in diesem Winter eine Konzertreise mit Heinz nach England zu machen. Es sollte die letzte Reise sein, auf die sie Ilse mitnahm. Nicht nur der durch Ilse sehr vermehrten Kosten wegen, und auch nicht allein, weil Dorothea viel sicherer geworden war und eine Gesellschafterin nicht mehr notwendig brauchte, sondern vor allem um der Entwicklung Ilsens willen wollte sie auf ihre Begleitung fernerhin verzichten.

Ilschen war ein reizendes Persönchen geworden, voll jener leichten Grazie, die sich schon so früh bei dem Kinde gezeigt hatte und die die Männer zu fröhlichen Huldigungen herausforderte. Sie schwamm denn auch mit Wonne in den Galanterien, die ihr mehr noch als der zurückhaltenden Schwester erwiesen wurden. Ihr Temperament war ein so leichtes und scheinbar lenkbares, ließ so willig ein versagtes Spielzeug fahren und griff nach einem andern, daß es Dorothea lange über die Gefahr täuschte, mit der gerade dieses Temperament das Schwesterchen bedrohte.

In der letzten Zeit war sie aber stutzig geworden. Es kam zu oft vor, daß einer der Verehrer sich Erwartungen hingab, über die das kokette, kleine Ding ausgelassen lachte; erst vor kurzem hatte der gelegentliche Begleiter Heinzens, der junge Cellist Hermann Wille, Ilse einen Antrag gemacht, den sie nur halb zurückwies.

All das konnte weder dem Rufe, noch dem Charakter der Kleinen zuträglich sein und barg vielleicht die Gefahr in sich, daß Ilse, von einer Laune hingerissen, einen jener „Geniestreiche" machte, die sie an andern sehr bewunderte. Aber da war noch etwas anderes, was Dorothea die schwer errungene Ruhe ganz zerstörte. Das war Ilsens und Heinzens Verhältnis zueinander.

Die unbefangene Kameradschaftlichkeit, von der Dorothea und Heinz selbst vielleicht eine Weile geträumt hatten, war nun ganz einer fast feindseligen Förmlichkeit gewichen. Nur immer noch, wenn sie miteinander spielten, fiel nach kurzem Widerstande die Hülle, die sie so fest um ihr eigentliches Fühlen gezogen hatten, und sie schmolzen wieder zusammen zu einer einzigen, unteilbaren Seele.

Sie pflegten sich dann nach beendetem Spiel sofort zu trennen, als brächte die erste Minute, da ihre Hände ruhten, eine brennende Gefahr, oder als schämten sie sich ihrer hüllenlosen Seelen.

Ilschen durfte ja nie zugegen sein, wenn sie in Dorotheens Zimmer spielten, aber sie spürte instinktiv, daß etwas Besonderes zwischen den beiden walte, die sich unnatürlich fremd begegneten, wenn sie miteinander in Worten sprachen, und merkwürdig vertraut, wenn die Musik für sie redete.

Während die Witterung einer geheimen Beziehung zwischen Dorothea und Heinz Ilse von der Schwester entfernte, gewann Heinz dadurch um so größeres Interesse für sie. Er war vom ersten, frühen Erwachen ihrer Weiblichkeit an mit einer Glorie für sie umgeben; je weiter ihre Knospe sich entfaltete, um so mehr hatte seine Schönheit ihre Augen gebannt, die Leidenschaftlichkeit, die sie unter seiner scherzenden Galanterie spürte und auf sich bezog, ihre Sinne erregt.

Der Tag mußte kommen, an dem das junge Kind aus seiner unbewußten Neigung zu bewußter Leidenschaft erwachte.

Digitized by Google

Und auch der Tag kam, an dem Dorothea ihrer gewahr wurde. Einen so brennenden Schmerz, einen so zerstörenden, so fressenden Gram wie jetzt hatte sie noch nie gefühlt — auch damals nicht, als Heinzens erster Verrat ihr fast das Leben gekostet hatte. Damals hatte die Krankheit sie in ihre Arme genommen, und dann hatte das Bewußtsein ihres Rechts sie gestützt und gehalten. Wo war jetzt ihr Recht?

Sie hatte denken gelernt, und ihr Denken sagte ihr, daß aus der Unnatur des Verhältnisses, welches sie und Heinz auf sich genommen hatten, unabwendbar Unheil entstehen mußte. Das Schwert des Siegfried schützte eine Nacht — sie hatten sich vermessen, es jahrelang zwischeneinander zu legen. Jetzt regte es sich und schnitt sie bis ins Mark hinein. Sie und vielleicht auch Ilse, die sich zugedrängt hatte. Aber auch Heinz? Sie beobachtete ihn mit qualvoller Schärfe.

Da war ein Spiel zwischen Ilse und ihm, ein Reizen und Necken, ein Verhalten und Überströmen, Spott und Huldigung, Galanterie und Feindlichkeit, ja Verachtung.

Und das alles ihr, Dorothea, ins Angesicht hinein. War das Liebe?

Ihre Liebe war anders gewesen: aufrichtiger, reiner, ernster. Aber vielleicht darum war er ihrer überdrüssig geworden, darum war er den Reizen der andern erlegen.

Erlegen? Er hatte genommen, was sich ihm darbot und hatte es weggeworfen, als es seiner Sinnlichkeit keinen Reiz mehr bot.

Er würde so auch mit Ilse tun, wenn sie sich ihm gab.

‚Ich will sie haben, doch nicht lange behalten.‘

Jawohl, er würde auch Ilse nicht lange behalten — ihre Schwester — beinah' ihr Kind! Das Blut sauste ihr in den Ohren. Sie fühlte einen Zorn gegen den Verderber ihrer Schwester, daß sie ihm ein Leides hätte antun mögen. Aber sie fühlte auch einen Zorn gegen Ilse, die ihr Heinzens Bild zum zweitenmal zerstörte, als es sich aus der Zertrümmerung neu und schöner erhoben hatte.

Jetzt wurde er ihr nicht nur genommen, er wurde ihr beschmutzt durch das unwürdige Spiel, das er mit Ilse, das sie mit ihm trieb. — — —

Sie reisten jetzt durch England und Schottland, von Triumph zu Triumph. Und immer noch, so feindlich sie und Heinz sich jetzt oft begegneten, küßten sich ihre Seelen in ihrem Spiel.

Auf der Rückreise von Edinburg stieß jener junge Cellist, Hermann Wille, zu ihnen, um mit ihnen zu konzertieren.

Da gab es ein Liebesspiel zu dreien, denn Ilse spielte Wille gegen Heinz, Heinz gegen Wille aus. Es war eine lustige Reise; die Männer überboten sich an galanten Einfällen; Ilse schwamm in Wonne.

Und Dorothea wollte das Herz springen.

Endlich ertrug sie's nicht länger. Sie wollte nicht mehr mitansehen, wie die beiden Menschen, die ihr soviel gewesen, vor ihren Augen einander verderbten. Alles war besser als das. Wenn Ilse und Heinz sich liebten, sollten sie einander heiraten und von ihr fortgehen. Das war Erlösung gegen die jetzige Qual. Sie, Dorothea, schämte sich auch vor Wille, der vielleicht litt wie sie; denn es war deutlich, daß er in Ilse leidenschaftlich verliebt war.

Auch in Yarmouth hatten sie ein Konzert gegeben; jetzt, da sie alle ermüdet waren, rasteten sie vor der Überfahrt einen Tag.

Die Schwestern hatten zwei Zimmer in einem Hotel dicht am Hafen genommen, von dem aus sie auf das Meer schauen konnten; die Männer wohnten in der Stadt.

Wille war gekommen, Ilse zu einem Spaziergang abzuholen, während Heinz mit Dorothea noch eine Phantasie Karstens probieren wollte, die sie beide zum erstenmal auf ihr Programm gesetzt hatten.

Ilse hatte mit einem mißtrauischen Blick auf das zurückbleibende Paar gezögert; aber plötzlich war ihre Laune umgesprungen, und sie war lachend mit Wille fortgegangen.

Die beiden Zurückbleibenden hatten ihr Spiel beendet. Es war diesmal nicht so zusammengeflossen wie sonst; ein unfroher Zug war in ihnen von Anfang an gewesen oder von Dorothea auf Heinz übergegangen. Ihre Verstimmung war so deutlich, daß Heinz den Hut nahm, um sich zu verabschieden.

Aber als er ihr die Hand reichen wollte, nahm sie sie nicht, sondern sagte rasch, wie von der Angst, sich nicht entschließen zu können, zum Entschlusse getrieben: „Bitte, setzen wir uns noch einen Augenblick. Ich habe etwas mit dir zu besprechen.“

Er sah sie verwundert an. Ihr Gesicht

Digitized by Google

war sehr blaß. Er setzte sich ihr gegenüber ans Fenster. Ihre Augen schauten verstört, mit einem unbewußten Hilfeflehen zu ihm hinüber; ihm kam die Ahnung eines großen Unglücks, das Dorothea getroffen haben mußte oder sie beide gleich treffen würde.

Mit ganz weicher Stimme sagte er: „Sprich, Dorchen. Ich kann alles hören, was du mir zu sagen hast, und will dir helfen, wenn ich kann."

„Du kannst," erwiderte sie rasch. „O du kannst!"

Sie stockte. Der Mut schien sie zu verlassen. Sie schaute zu Boden. In ihre weißen Wangen stieg das Blut.

Dann hob sie die Augen zu ihm auf. Sie waren so blau wie die eines Kindes und so ernst vertrauend.

Und dann sprach sie nur die Worte: „Liebst du Ilse?"

„Dorothea!" Er war aufgesprungen, fast so erregt wie sie. „Wie kommst du zu der Frage?"

Sie schlang die Hände hilflos ineinander.

„Ich kann es ja nicht mehr ansehn, wie ihr euch beide verderbt."

Da stürzte er vor ihr nieder und umschlang ihre Knie.

„Dich lieb' ich, Dorchen, dich allein in der Welt! Nur weil ich deine Kälte nicht ertragen wollte, weil sie mich grenzenlos demütigte und reizte, hab' ich mit Ilse kokettiert. Wie sie mit mir. Aber du warst es, die ich meinte, wenn ich ihr huldigte, dich lieb' ich, Dorothea! Nur dich! Und du liebst mich auch; ich weiß es, was du auch sagen mögest!"

Dorothea war gegen die Lehne ihres Stuhles zurückgesunken, wie erschlagen von der Wucht dieser Offenbarung.

Sie fühlte mit furchtbarer Deutlichkeit, daß sie verloren war, wenn ihr jetzt nicht eine Kraft kam, an die sie nicht glaubte.

Aber sie konnte doch antworten, mit versagender Stimme: „Steh auf, Heinz. Sonst werden wir beide schlecht."

„Dorothea!" rief er jubelnd —

Sie wehrte sich nicht. Aber sie hauchte: „Dann muß ich mich ja umbringen."

Da wußte er, daß sie es nie verwinden würde und es kein Glück für sie beide geben konnte, wenn er sie so, jetzt, an sich riß.

Er erhob sich.

Sie hatte sich auch erhoben. Zitternd stützte sie sich mit der Hand auf ihre Stuhllehne. „Nun müssen wir voneinander scheiden," sagte sie ganz leise.

„Nur für kurze Zeit, mein verlorenes, wiedergefundenes Lieb. Bleib' hier und laß uns Männer voran reisen. Morgen sag' ich dir in einem Brief, wie wir alles ordnen können ohne Übereilung und Grausamkeit gegen die andern. Glaub' mir, mein Liebstes, es wird minder schwer verletzen, als du jetzt meinst —"

Ein schwacher Schrei unterbrach ihn. Dorothea hatte die Hände vors Gesicht geschlagen.

Er löste die eine Hand und küßte sie.

„Du sollst zur Ruhe kommen, Geliebte. Morgen wirst du gefaßter aufnehmen, was ich dir sagen werde. Auf Wiedersehen, mein Dorchen."

Er ging rasch hinaus.

Sie schaute ihm nach mit dem trostlosen Blick der Hoffnungslosigkeit.

„Nie!" sagte sie vor sich hin. Und dann lauter, gefaßter: „Nie!"

— — — — — — — — — —

Stundenlang saß sie in einer Art Schmerzbetäubung am Fenster, den Kopf in die Hand gestützt, den Blick leer aufs Meer gerichtet, das jenseits der schmalen Landzunge, auf der der Hafen lag, undeutlich im Mondschein verdämmerte. Nun flammte ganz am Ende der Mole das Licht des Leuchtturms auf wie ein großer Stern, der über dem Meere aufging. Bald antworteten ihm die Lichter des Kais. Im Zimmer wurde es dunkel.

Dorothea schauderte zusammen. War es so kalt im Zimmer geworden, oder fror es sie von innen, in dem Vorgefühl der großen Einsamkeit, die nun über sie kommen und in der sie ihr ganzes Leben lang frieren würde?

Sie schellte nach Licht und Heizung.

Als Lampe und Kaminfeuer ihr Zimmer erhellten, fiel ihr ein, daß Ilse sich noch nicht zurückgemeldet hatte.

Sie öffnete die Tür des anstoßenden Zimmers, die nur angelehnt war.

Es war leer.

Sie begann zu warten, ohne Besorgnis vor einem äußeren Unfall, der etwa Ilse hätte treffen können; denn sie wußte sie ja unter Willes Schutz. Aber mehr und mehr beunruhigte sie doch der

Digitized by Google

Gedanke, daß Ilse so lange und so spät mit einem Manne allein war, dessen Leidenschaft sie ermutigt hatte.

Als es immer später wurde, stieg ihre Unruhe. Sie konnte nichts tun; nach dem Hotel zu gehen, wo die Männer gemeinschaftlich wohnten, war unmöglich, weil sie Heinz nicht mehr treffen durfte.

Endlich, gegen zehn, klopfte es an ihre Tür. Das Zimmermädchen brachte ihr einen Brief. Ilses Handschrift auf der Adresse.

Dorothea mußte sich setzen, ehe sie ihn öffnete.

Ohne Anrede, in hastig hingeworfener, übergroßer Schrift stand:

„Ihr habt nicht bedacht, daß ich zurückkehren könnte. Sag' ihm, nicht ich war sein Spielzeug — er war meins! Ja, ja, ja! er meins! Und nun werf' ich das schlechte Ding fort und nehm' den bessern Mann. Wir sind schon unterwegs. In London lassen wir uns trauen, Hermann Wille und ich. Ilse Asmus."

Trude Kuno erschrak sehr, als sie Dorothea am Bahnhof in Jena abholte.

Dorothea schien um viele Jahre gealtert, wachsbleich und kaum fähig, sich aufrechtzuhalten. Es schien Trude ausgeschlossen, daß sie in diesem Zustande den langen Weg den Berg hinauf zu Fuß machen könne, und sie bat die Freundin, ein wenig im Wartezimmer zu warten; sie wolle einen Wagen besorgen.

Gegen ihre sonstige Art nickte Dorothea nur müde. Trude geleitete sie in das kleine Sonderzimmer des Bahnhofs; dort saß sie, als Trude zurückkam, noch unbeweglich in derselben Stellung, wie sie sie verlassen hatte.

Als sie beide im Wagen saßen und Dorothea apathisch in den Kissen lehnte, faßte Trude ihre Hand und fragte, in den treuen, blauen Augen lautere Teilnahme und Hilfsbereitschaft: „Willst du mir sagen, was dir geschehen ist, Dorchen?"

Dorothea schüttelte den Kopf, aber sie drückte Trudens Hand. Dann antwortete sie mit müder Stimme: „Ilse hat sich mit Hermann Wille verheiratet."

Trude erinnerte sich weder klar, wer Hermann Wille sei, noch wußte sie, ob Ilsens plötzliche Heirat, oder was ihr vorangegangen, der Grund von Dorotheens Unglück sei. Aber sie ahnte doch schwere Zerwürfnisse zwischen den Schwestern und sagte, Dorotheens Hand, die noch in der ihrigen lag, fester umschließend: „Du hast deinen Mann, Dorchen."

Dorothea schüttelte den Kopf.

„Ach nein, den hast du."

„Dorothea!" Trude wurde purpurrot und wandte sich energisch von der Freundin ab.

Dorothea lächelte ein wenig, und mit diesem Lächeln kam etwas von dem alten, jungen Dorchen Asmus wieder zum Vorschein.

Sie rückte ganz eng zu Trude hin.

„Ich mein's doch nicht bös, dumme Trudel; ich bin dir ja so dankbar. Was sollten wir anfangen ohne deine selbstlose Freundschaft? Nur das mein' ich, und es ist wahr: Johannes hat einen Menschen, der um ihn ist und für ihn sorgt, nicht der, der ihm aus der Fremde gute Gedanken schickt."

Trude war schon versöhnt. „Wer arbeitet denn für deinen Mann so wie du?" tröstete sie. „Und nun bleibst du eine Weile bei uns und lässest dich pflegen."

Dorothea nickte. „Eine Woche, Trudel. Dann muß ich nach Düsseldorf und von dort weiter. Ich spiele mit Klara Schumann Brahms auf zwei Klavieren. Denk' dir, mit Klara Schumann!"

Trude sah bekümmert drein. Ihr waren Klara Schumann und die von ihr fließenden Ehren ganz gleichgültig. Daß Dorothea in diesem Zustande die Anstrengungen und Aufregungen des Herumreisens weiter auf sich nahm, bedrückte ihr gutes Herz.

Aber Dorothea erriet die stumme Sprache ihrer Mienen und sagte: „Glaub' mir, das ist jetzt eine Notwendigkeit für mich, Trude. Und nun noch eins: Wenn ich wieder fort bin, laß eine Anzeige in die Jenaer Zeitung setzen: ‚Die Vermählung ihrer Schwester und Schwägerin Ilse Asmus mit dem Cellovirtuosen Herrn Hermann Wille zeigen an ... Das einzige, was ich noch für meine Schwester tun kann, ist, ihren Ruf zu wahren — für den Fall, daß sie sich doch noch einmal hierher zurückfindet. — Und dann sprechen wir vorläufig nicht mehr von der Sache, Trudchen?"

„Ja," erwiderte Trude. „Oder vielmehr nein. Wie du es für gut hältst, Dorchen. Und weil wir gerade von Schwestern

Digitized by Google

reden: Mein Schwager ist gestorben. Luise schreibt, sie habe soviel geerbt, daß sie in Berlin wohnen bleiben und ihre Stimme ausbilden könne. Reichlich spät, nicht wahr?"

Dorotheens bleiches Gesicht hatte sich gerötet. Ließ die Vergangenheit sie denn nicht los?

„Ich glaube, es ist dir recht, wenn wir auch von Luise nicht mehr sprechen," sagte sie mit einem Anflug der alten Energie.

„Schon recht," erwiderte Trude.

Diesmal stand Karsten auf der Veranda, als die beiden Frauen, die den letzten steilen Weg hatten zu Fuß machen müssen, das Gartenpförtchen öffneten. Er kam ihnen sogar das Treppchen hinunter entgegen.

Dorothea blieb eine Sekunde stehen. Mit ihrer alten Energie bändigte sie ihren fliegenden Atem und das Klopfen ihres Herzens, und die Kraft, die sie darauf wendete, trieb ihr das Blut in die weißen Wangen. So sah Karsten keine Veränderung an der Heimkehrenden, obgleich er bei sich dachte, wie zart doch sein Dorchen von der kräftigen Figur und dem runden Gesicht Trudens sich abhöbe, der hier eine zweite Jugend erblüht war.

Er nahm Dorothea ganz sacht in die Arme und führte sie hinter der rasch vorauseilenden Freundin zum Hause.

Oben auf der Veranda blieb Dorothea stehen und blickte hinunter auf ihr Heim.

Es war aber das häßliche Vorwinterwetter; ein feiner Regen sickerte durch das dürre Strauchwerk; die Tannen sahen düster darein; der Weg war schlammig, die Ferne im trübsten Grau. Alles zerschlagen, von Schmutz überzogen, keine grüne Hoffnung mehr an den Bäumen.

Karsten stand neben Dorothea.

„Bist wohl recht müde, Dorchen?" fragte er mitleidig. „Bist du die Nacht durch gereist?"

Dorothea nickte.

„Fräulein Trude ruft uns gewiß gleich zum Mittag. Und dann legst du dich hin und schläfst ordentlich aus. Nachher erzähle ich dir was Schönes, was sehr Gutes, Dorchen!"

Im Vorraum winkten Tannenzweige und Schneebeeren von den Bordbrettern, und etwas wie Heimatsgefühl überkam den armen, flügelgeknickten Wandervogel.

Trude nahm ihr Hut und Mantel ab und öffnete die Tür des Eßzimmers. Da war der Tisch hübsch gedeckt und mit Blumen geschmückt, eine behagliche Wärme entströmte dem grünen Kachelofen.

„Setz' dich ein Weilchen aufs Sofa," sagte Trude. „In zehn Minuten kommt die Suppe." Sie ging eilends wieder hinaus. Karsten setzte sich zu Dorothea.

Sie merkte seinem belebten Wesen an, daß es ihn drängte, ihr etwas Wichtiges zu sagen, und obgleich sie sich jetzt vor jeder Neuigkeit fürchtete, versetzte sie sich doch in ihn hinein und bezwang sich.

„Willst du mir nicht gleich erzählen, was dir Gutes begegnet ist?" bat sie.

„Nein, du sollst erst essen."

„Es wird mir in der Freude um so besser schmecken."

„Na dann —," er war wie ein Kind am Weihnachtsabend, das nicht erwarten kann, seine Geschenke zu geben und zu empfangen.

Er zog einen Brief aus der Tasche. „Rat', was ich da habe, meine Dorothea!"

Sie blickte ihn freundlich an, während ihr Herz vor Angst klopfte, was nun wieder über sie kommen werde.

„Von der Singakademie. Im nächsten Dezember, gerad' übers Jahr, führen sie meinen Hiob auf. — Dorchen, jetzt bin ich glücklich!"

Auch dies Jahr verging. Dorothea war den ganzen Sommer über zu Hause, gab Stunden und Konzerte in der engeren und weiteren Umgebung. Sie hatte sich erst zum Januar wieder für große Konzerte gebunden; sie wollte ihren Mann vor der Aufführung seines Lebenswerkes nicht verlassen; denn so gehoben sein seelischer Zustand war, so große Sorge flößte ihr der körperliche ein. Er aß und schlief so wenig; seine Gestalt war noch schmächtiger, seine Augen übernatürlich groß geworden. Und in der Nacht, wenn sie neben ihm lag und wachte, meinte sie oft sein Herz klopfen zu hören mit den kurzen, harten Schlägen der Appassionata, die die leidenschaftliche Melodie drohend begleiten.

Dann begann auch ihr Herz gewaltsam zu klopfen — so stark, daß sein Pochen alle Stimmen der Vergangenheit, die immer wieder in ihr weinten und schmeichelten,

Digitized by Google

Am Balkon

Gemälde von Prof. Adolf Hengeler

Digitized by Google

Digitized by Google

übertäubte und verschlang, und nur die eine sich aus dem Chaos erhob und angstvoll sprach: ‚Was ist es mit deinem Mann?‘

Und so geschah es, daß ihre Gedanken ihr eigenes Schicksal, ihr Fühlen und Erleben beiseite taten und weglegten und sich ganz dem zuwandten, der ihre Pflege und Sorge allmählich völlig in Anspruch nahm.

In diesen Gedanken, diesem Sichselbstvergessen für den andern, diesem Leben für die nächste Pflicht des Tages, diesem Fühlen, daß sie nötig war für den andern, für den Mann, den sie höher achtete als alle Menschen und als sich selber, war etwas, was eigenen Schmerz, Reue, Sehnsucht — alles Untätige und Unnützliche, was sich sonst von ihrem Herzblut genährt und ihre Kraft verzehrt hätte — ausschaltete und ihrem eigensten Wesen Raum schaffte, daß es wieder gesunden konnte.

Unablässig sorgte und schaffte sie für den leise Dahingleitenden, lächelnd Vergehenden, ihre Angst bezwingend, um ihn nicht in seinem glücklichen Traum zu stören.

Nur wie von einer fast überflüssigen Vorsichtsmaßregel wagte sie vom Arzt zu sprechen. Aber Karsten lächelte.

„Es hält aus, bis ich die Vollendung meines Lebens geschaut habe,“ sagte er. „Wozu an das denken, was etwa dahinter kommt? Schöneres kann es für mich doch nicht mehr geben als diese Vollendung. Mein Leben ist vollbracht, Dorchen.“

Da übermannte sie's doch. „Und an mich denkst du gar nicht?“ fragte sie.

Er legte seine durchscheinend weiße Hand über ihre Augen, in denen eine schmerzvolle Bitterkeit aufblitzte.

„Du hast mir einmal ein Wort Zöllners über dich wiederholt. ‚Sie suchen sich selbst und werden nicht eher Ruhe finden, als bis Sie sich gefunden haben.‘ Du hast dich nun gefunden, Dorothea. In der Hingabe an eine große Sache liegt dein eigentliches Wesen. Nach Frauenart brauchtest du einen Mann, der dir Antrieb und Unterlage dazu gab. Aber nun bist du du selbst geworden, Dienerin der Kunst und Herrin zugleich: eine Persönlichkeit, Dorchen.“

„Und hungere so schmerzlich nach Liebe,“ brach es aus Dorothea hervor.

„Das ist der Stachel, der in jedem Menschen steckt. Irgendein Unerreichtes muß ihn treiben, immer weiter, immer höher hinauf.“

„Bis er ganz einsam im ewigen Eise steht. Johannes, bleib' bei mir, damit ich etwas zu lieben, für einen Menschen zu arbeiten habe! Ich bin ein Weib. Ich brauch' einen Menschen, Johannes!“

Aber im Sommer, als sich leise die Frucht unter der abgefallenen Blüte regte, lächelte Dorothea unter Tränen. Sie wußte nun, daß es einen Menschen geben werde, den sie lieben konnte, für den sie zu sorgen hatte.

Als sie es ihrem Gatten sagte, sah er ganz verklärt aus.

„Mein Vollglück,“ flüsterte er, und sie wußte nicht, ob er sie meinte, ob sein Kind.

* * *

Dann kam der Abend, den Karsten mit soviel Glücksicherheit und Dorothea mit Zittern erwartet hatte.

Am letzten Tage, ehe sie nach Berlin fuhren, kam ein Brief, dessen Handschrift Dorothea einen harten Stoß gab. Aber als sie ihn las, mußte sie lächeln.

Ilse schrieb: „Liebes Dorchen! Bist Du wieder mein liebes Dorchen, oder machst Du Deine Augen, vor denen ich mich immer heimlich gegraust habe? Hätte ich nicht Angst vor diesen Augen, so wär' ich zu Eurem Ehrentage gekommen — aus Valparaiso — denk' Dir! Aber dieser Dorotheenblick, der einen so ohne Gnade zu den abgetanen Kleidern legt — nein, ich schick' lieber diesen Brief als Noahs Taube voraus. — Dorchen, Du schickst nicht ihn zurück, sondern das grüne Friedensblatt in einem netten Bericht über Euren Triumph in Berlin! An den glaube ich fest; wir sind ja beide so stolz auf unsern Schwager. Gott, wenn ich denk', wie oft ich mein Plappermaul fest habe zumachen müssen, wenn er die Melodien im Kopf hatte, die jetzt die ganze Welt entzücken werden!

Bist wieder lieb, Dorchen? Willst hören, wie's Deiner unartigen Ilse geht? Die sich ganz gut wieder hätt' zwischen die Zwiebeln hängen können, ohne von der guten Dore abgeschnitten zu werden. Na, ich hab's besser getroffen, als ich's verdient hab'. Mein Mann ist sehr gut und noch immer verliebt in sein Spielkind, wie er mich nennt. Wie's uns sonst geht? Wir reisen viel, und Hermann gibt gutbezahlte Stunden. Wirtschaften können wir ja beide

Digitized by Google

nicht, aber dafür haben wir Mut wie zwei Stinte. Und so geht's immer wieder weiter. Kinder haben wir noch keine; die können auch warten, bis ihre Eltern gesetzter geworden sind.

Dorchen? Na? — Du, wenn zwei sich mal lieb gehabt haben, kommen sie doch wieder zusammen, trotz alledem! Nu äben! Und nun sprich Du was!"

Ein gutes Lächeln lag auf Dorotheens Lippen. Das war die Ilse! Um die brauchte sich keiner Sorge zu machen; an die kam das Schicksal nur von außen heran; das leichtsinnige kleine Herz konnte nichts im Grunde aufwühlen und trüben. Es hatte keine Tiefen. Aber dafür soviel liebenswürdige Heiterkeit; man mußte ihm gut sein. Und konnte ein schmerzendes Stück Leben versöhnt zu den Schatten der Vergangenheit senden.

— — — — — — — — — — — —

Das Oratorium begann.

Fröhliche Festchöre der Freunde und Gäste eröffneten es. Hirten mit ihren Herden, Karawanen mit den Schätzen des Orients kamen in langen, fröhlichen Zügen. Schalmeien bliesen, fremdartige, an orientalische Weisen anklingende, ernste und große Melodien ertönten. In das Jauchzen der Gäste mischten sich die Lieder der Kinder Hiobs und verschlangen sich miteinander in kunstvoller Polyphonie.

Und Hiob stand auf und pries Gott, der ihn so reich gemacht an Gütern und Freundschaft und Liebe; seine Freunde fielen ein, und ein Halleluja hob die irdische Freude zu erhabener Höhe; die liebliche Musik wurde stark und kühn, und der kunstvoll fugierte letzte Satz brauste daher in sich steigernder Gewalt und klang aus in einem großen, getragenen Choral.

Ein starker Applaus folgte dem ersten Teil; viele Blicke richteten sich nach der Loge, in deren Hintergrund man den Komponisten mehr ahnte als sah.

Den Komponisten, der ein ganzes Leben lang auf diesen einen Tag hatte warten müssen.

Karsten saß ganz still da, mit einem verklärten Lächeln, und Dorothea merkte nur an dem starken Pulsieren der Hand, die sie in der ihren hielt, seine Erregung.

Der zweite Teil begann.

Unglück kam über Hiob. Satan schlug seine Herden, mit Kriegsgeschrei überfielen die Feinde seine Karawanen, jammernd stürzten seine Kinder nieder und starben. Schneidendes Weh, höhnisches Gelächter, Triumphgeschrei, Kampf und Tod wüteten in Orchester und Chorgesang; hilfeflehende Stimmen der Kinder, Weinen der Mütter, Vergehen und Sterben klagten in ergreifenden Melodien dazwischen.

Und dann erhob sich Hiobs herrliche, gebändigte Kraft. „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobet!"

So wundervoll ergeben im tiefsten Schmerz, so ungebrochen in der Klage sang die herrliche Stimme des Gottesknechts, und so voll von Jammer weinte das Orchester dazwischen, daß eine Totenstille der ergreifenden Arie folgte.

Dorothea und Trude schluchzten in ihre Tücher hinein. Karsten lächelte wie in einem Traume, in dem er Gott schaute.

Aber dann schlug Krankheit Hiob und brach die Kraft seiner Seele. Und die Freunde kamen und schärften sein Elend mit ihren Klagen und verbitterten seine Seele mit billiger Weisheit.

Da endlich zerbrach in Hiob die Geduld, und er stand auf, zerriß seine Kleider und fluchte dem Tag seiner Geburt.

Scharfe Risse, zuletzt wilde, schneidende Klänge, wie Blitz und Donner und verheerende Windsbraut. Und mitten unter dem Tumult die weinende Klage der Liebe, des Weibes, das allein bei Hiob blieb und sein Elend mit ihm teilte.

Es war ein Zuviel der Erregung, das die Hörer stumm bleiben ließ, bis minutenlang nach dem Schluß der Beifall fast scheu einsetzte.

Dorothea wagte es kaum, ihrem Gatten ins Gesicht zu schauen, das jetzt schneeweiß war, aber leuchtete wie das Angesicht Mose. Er stieg für sie schon jetzt über das Irdische hinaus. Und doch ängstigte sie sich sehr um ihn, und als sie sah, wie ein Zug großen Leidens in sein Gesicht trat, stand sie in ihrer Angst auf, um Zöllner zu Hilfe zu rufen.

Er aber hielt ihre Hand fest. Wie ein Hauch kam es über seine Lippen: „Bleiben — in Ruhe — Seligkeit."

Zitternd, den Blick angstvoll auf sein Gesicht heftend, saß sie da. Aber wieder

Digitized by Google

verschwand das Leiden aus seinen Zügen, und sie schöpfte Atem.

Die Musik begann wieder.

Im Orchester Weinen und Wehklagen. Und nun, ruhig und hehr über den empörten Wogen des Jammers, die Stimme Gottes, der zu seinem Knecht sprach.

Gott schalt seinen Knecht und offenbarte ihm seine Größe. Ein Chor, in dem der Leviathan seine Masse wälzte und Erd' und Himmel in mächtig emfugiertem Satze die Macht des Herrn priesen.

Dann wieder Pause. Eine erschütternd tragische, erhabene Melodie: Hiob demütigte sich vor dem Herrn und bekannte seine Sünde.

Und Gott sprach: „Du bist mein getreuer Knecht, und ich will dir die Krone des Lebens geben."

Da fiel der Chor der Engel mit dem himmlischen Lobgesange ein und jauchzte. Nur durch das Orchester zog noch hie und da ein Weinen — Leid, das vergangen war, aber nicht vergessen werden konnte.

Aber während sie mit jubelnden Stimmen den Lobgesang anstimmten und die Menge ergriffen lauschte, und ein neuer Genius vor ihr aufgestanden war, lag der Körper des Schöpfers dieser Herrlichkeit auf dem Schoße seines Weibes und ein Arzt beugte sich über einen Sterbenden.

Als sie im Saal seinen Namen riefen, lauter und lauter, schlug er noch einmal die Augen auf, und ein leises Lächeln irrte um die zuckenden Lippen.

Auf dem Podium stand der Dirigent und sprach den Dank des „leider schwer erkrankten" Komponisten aus. Drinnen in der Loge drückte Dorothea ihrem Manne die Augen zu.

Erregt und erschüttert miteinander redend verließen die Hörer den Saal; still und unbemerkt, wie er durch das Leben gegangen war, hatte der Komponist es verlassen.

— — — — — — — — — — —

Sie hatten ihn auf dem Kirchhöflein bestattet, das auf der Höhe des Berges lag. Denn nach unten, in die lustige Stadt, gehörte er nicht; hier oben unter den stillen Fichten war sein Platz im Tode wie im Leben.

Dorothea hatte sich schweigend von den Freunden verabschiedet, die ihm die letzte Ehre gegeben hatten; auch Hans und Bertchen hatten ihren Wunsch geehrt und sie allein gelassen. Nur Trude war mit ihr in den Wagen gestiegen.

Als sie allein waren, sah Dorothea in das vom Weinen ganz entstellte Gesicht des treuen Mädchens. Sie beugte sich zu ihr und küßte Trudens Mund.

„Wir hatten ihn beide sehr lieb," sagte sie. „Wir wollen zusammen um ihn trauern."

Da hob Trude Dorotheens Hand an ihre Lippen.

„Ich will dir dienen," schluchzte sie.

— — — — — — — — — — —

Oben auf dem Berge stand Dorothea. Allein. Unter ihr lag, vom weißen Schnee ganz zugedeckt, die Welt; hinter ihr lag der letzte Mensch, der durch enge Bande an sie geknüpft war.

Sie stand allein. Aber sie stand oben. Unter ihrem Herzen regte sich ihr Kind.

Nocturno

Die Wiese duftet. — Bleiches Licht
Vom Mondstern, rätselhaft verdämmernd!
Ein Buntspecht huscht, im Traume hämmernd,
Den Stamm empor. Im Gras verflicht
Sich Tau zu Tau in hellen Ketten.

Halbschatten-Wirbel. Dunkelschillernd
Verfolgt ein Sprosserpaar sich heiß,
Verliebte Terzenfolgen trillernd.

Um langer Wälder Zauberstille
Haucht sammetschwarze, tiefe Ruh.
Viel Wege führen bergezu — —.

Antonie Steimann

Digitized by Google

Die Orange. Von Aug. H. Plinke

Im Schatten auf hoher Terrasse sitzt es sich kühl und gut,
Drunten auf weißer Straße liegt sengend der Sonne Glut.
In seidenem Rokokokleide, mit Spitzhut und Schnallenschuh'n
Träumt dort oben der Erbe der Herrschaft Haute-Bithoune,
Ein schlanker Knabe von fünfzehn, René de Saint-Hilaire.
Mit seinen Beinen baumelt das Gräflein hin und her.
Eine Goldorange hält er spielend in schlanker Hand;
Jetzt läßt er sie langsam laufen über der Brüstung Rand
Hin und her und hin, — bis sie plötzlich ihm entspringt,
Er sieht, wie sie über die Mauer sich hurtig abwärts schwingt,
Auf dem Boden unten noch lustige, hastige Kreise beschreibt
Und — ein leuchtender, goldener Punkt — auf der Straße liegen bleibt.
Seine Augen messen den Raum zwischen ihm und dem Punkte dort,
Er schnippt mit dem Finger und sagt: „Cela n'importe!“ — —
Schlaf webt durch die Stunde in des Mittags bleierner Ruh',
Dem jungen Gräflein fallen die müden Augen zu.
Da kommt von ferne ein Tönen: ein Wägelchen rollt und knarrt,
Rollt und knarrt im Staube — ein zerlumpter Knabe karrt;
Schwitzend, keuchend und müde kommt er langsam daher.
Größer scheint er und älter als der junge Saint-Hilaire;
Ärmer auch — und von oben fliegt klirrend herab ein Sou.
Eine herrische Stimme klirrt nach: „He du!
Krieg' die Orange mir auf! — Mach' zu!“
Von unten blitzt ein Auge herauf voll Haß und Tücke,
Eine Stimme donnert nach mit drohendem Klang:
„Der Teufel soll mich holen, wenn ich für Euch mich bücke!
Nicht für Euren Sou und nicht für Euren Franc!“
Wie eine Pantherkatze, geschmeidig, flink und gewandt,
Klettert das Gräflein die Mauer hinab und steht in der Straße Sand.
Stolz befehlend zeigt er auf die Orange hin:
„Hebe sie auf! Sofort! Weißt du nicht, wer ich bin?“
Dicht beieinander beide, Auge in Auge, steh'n,
Brennend im Haß ihrer Rasse, wie zwei Kämpfer anzusehn.
Der eine gehegt und gepflegt, vornehm und gliederfein,
Der andere verquält und verhungert, plump und gemein;
Plump und hart wie ein Stein:
„Nein!“ ruft er, „nein!“
Des Grafensohnes Gesicht wird weiß, er atmet schwer:
„Gehorche, du gehörst mir! — Ich bin ein Saint-Hilaire!“
Er steht, die Muskeln gespannt, die Hand zur Faust gekrampft,
Indes sein schmaler Fuß den Staub der Straße stampft.
Der Feind, die Beine gespreizt, die Hände hinterm Rücken,
Höhnt: „Mögt Ihr Euch selber bücken,
Graf von Saint-Hilaire,
Ihr bückt Euch wohl noch mehr:
Draußen in Versailles
Da wird's Euch nicht so schwer!“
„Kanaille!“
Ein Schlag — und zwei Schreie schrillen wie klirrende Klingen,
Ein Anprall; — hin und her ein kurzes wütendes Ringen,
Bis zappelnd der plumpe, starke Junge am Boden liegt,
Das Gesicht im Straßenstaube, bezwungen und besiegt. —
Das Gräflein lockert den Griff, steht auf und gibt ihn frei,
Sagt dann, als ob die Sache nach Recht entschieden sei:
„Du bückst dich, wenn ich es will!“
Der Geworfene hebt sich vom Boden, langsam, schwer und still,
Trottet keuchend zum Karren, noch immer wie dumm und stumm,
Dann — schon im Weiterfahren — sieht er sich nochmal um.

Digitized by Google

In seinen grünen Augen flackert ein böses Licht:
„Hüte dich, Saint-Hilaire; was ich will, vergesse ich nicht!“
Das Gräflein schnippt mit den Fingern, blickt über die Schulter fort
Und sagt mit sorglosem Lachen: „Cela n'importe!“

⁂ ⁂ ⁂

Dreiundneunzig! Wehe! Ein schütterndes Beben geht
Über die Erde Frankreichs, ein brausender Sturmwind weht.
Über Burgen und Schlösser rast sein zerstörender Hauch,
Über ragende Kirchen und stille Klöster auch.
Fesseln hat er zerrissen, Mauern hat er gesprengt,
Aus vergessenen Gräbern zum Lichte gespenstisches Leben drängt.
Hände, die lange im Dunkeln zu zuckender Faust sich geballt,
Strecken sich aus und packen ihr Recht mit grimmer Gewalt.
Funken des Hasses, die heimlich unter bergenden Wimpern gedroht,
Sind zu Feuerbränden im Windhauch aufgeloht.
Und der zitternde Seufzer, der die Brust eines Volkes hob,
Ward zum Gebrülle der Wut, brauste, fluchte und schnob.
Fern aus dumpfigen Sälen dröhnt es: „A la mort! A la mort!“
Wie eine Mühle klappernd geht der Gefängnisse Tor,
Schlürft Männer ein und Frauen und speit sie wieder aus;
Wenige nur, die es ausspeit, finden den Weg nach Haus.
Über die Seinebrücken Wagen nach Wagen knarrt,
Auf dem Grèveplatz vor dem Stadthaus der Henker der Opfer harrt.
Das grause Ungeheuer, das er zu füttern hat,
Steht mit offenem Rachen, frißt und wird nicht satt.
Wieder steigen viele Männer und Frauen zuhauf
Die ausgetretenen Stufen zur Guillotine hinauf.
Ein Kommissar liest, heiser vom langen, lauten Schrei'n,
Die Namen von seiner Liste: zwanzig sollen es sein.
Vornehme Namen die meisten, viele von edelem Blut; —
Als Punkt hinter jedem Namen: ein wildes Geschrei voll Wut!
Im Kreise die strickenden Weiber gieren und zählen mit Lust,
Die eine ihr Kind auf dem Schoße, die andere an nackter Brust.
Die Namen klingen, verklingen — als letzter: „Saint-Hilaire!“
Die Frauen heulen und fragen: „Mehr?“ — „Nein, keiner mehr!“
Der Henker und seine Gesellen fassen den ersten an,
Werfen ihn hin und es folgen die anderen: Weib und Mann.
Da tritt der letzte der Reihe ruhig zum Blocke vor. —
Der plumpe Henker schielt tückisch zu dem stolzen Gesichte empor.
„Hilaire,“ so flüstert er leise, vor dem Munde die schmierige Hand,
„Denkst du noch eines Maitags und einer Orange im Sand?
Es war auf der weißen Straße am Parke von Haute-Bithoune.
Erinnerst du dich? — Nun?
Eins von der Aristokraten giftiger Natternbrut
Kühlte an einem Buben seinen feigen Mut,
Bog unters Knie des Armen müden Rücken,
Trat ihn und schrie: ‚Bücken sollst du dich, bücken!‘
Damals schwur der, der jetzt zu dir spricht:
‚Hüte dich, Saint-Hilaire, denn ich vergesse nicht!‘
Sieh mich an und sag', ob ich mein Wort nicht hielt?
Grafschaft hast du und Macht, Namen und Leben verspielt.
Bücken mußt du dich tief, zum Tode vor mir, —
Vor dem Henker! Die Reihe ist heute an dir!“
Die heisere Stimme zittert zwischen den wulstigen Lippen,
Da sieht er den Feind wie einst mit den schlanken Fingern schnippen;
Aus lachendem Munde klingt ein lachendes Wort:
„Cela n'importe!“ — —
Aufzuckt zum Stricke die plumpe, schmutzige Faust.
Keiner bebt und keinem grauft. —
Zischend saust das Beil und frohlockender Jubel braust.

Digitized by Google

Persönliche Erinnerungen an Max Reger

Von Prof. Dr. Rudolf Eucken in Jena

Zu unserer Universität war Reger schon seit einer Reihe von Jahren, vornehmlich durch Vermittlung seines Schülers und Freundes Professor Dr. Fritz Stein, in Beziehung getreten, er hat die Festkantate zur Einweihung unseres neuen Universitätsgebäudes komponiert, er wurde zum Ehrendoktor unserer philosophischen Fakultät ernannt. So hatte auch ich ihn schon persönlich kennen gelernt und einmal auch als Gast in unserem Hause gesehen, aber nähere Beziehungen entwickelten sich zwischen uns erst, seit er Anfang 1915 seinen Wohnsitz nach Jena verlegte. Daß er, dem so viele Möglichkeiten offenstanden, gerade Jena zu seinem Heim erwählte, ist bezeichnend für seine Denkart. Ihn fesselte das frische geistige Leben, das Fehlen alles sozialen Zwanges, die Möglichkeit eines Verkehrs mit Männern verschiedener Berufe, auch die herrliche Natur Jenas, sowie seine zentrale Lage. Einmal zu dauernder Ansiedlung hier entschlossen, kaufte er sich rasch ein inmitten unseres schattigen Villenviertels am Bergesabhang schön gelegenes Haus, und er hatte eine unsägliche Freude daran, es bis ins einzelne hinein zweckmäßig und behaglich einzurichten. Alles ward aufs sorgfältigste durchdacht, alles in höchste Ordnung gebracht. Mit besonderem Vergnügen zeigte Reger seinen Notenschrank, zeigte er auch seine Einrichtung zur pünktlichen Erledigung seiner großen Korrespondenz.

Es war wohl ein Höhepunkt im Leben Regers, als er im Frühling 1915 als eine Art Einweihung des Hauses Freunde aus Jena und von auswärts zu einem Hauskonzert einlud, das allen Teilnehmern unvergeßlich bleiben wird. Mehrere Wochen voraus waren Regers Gedanken mit diesem Fest beschäftigt und waren die Einladungen ergangen, Darbietungen hervorragender Künstler, wie von Frau Erler-Schnaudt, Havemann und anderen gaben dem Fest eine geistige Weihe, Reger selbst, der überall die Klavierbegleitung übernahm, bezeichnete sich auf dem Programm humorvoll als „Akkordarbeiter". Die gesellschaftliche Einrichtung des Ganzen gestaltete sich unter der Leitung der vornehmen und gewandten Frau Reger aufs denkbar angenehmste, die Unterhaltung verknüpfte Ernstes und Heiteres in anmutiger Weise, in gehobener Stimmung schieden die Gäste von der Stätte, die mit geistiger Anregung soviel liebenswürdige Güte und herzliche Lebensfreude verband.

Max Reger
Aufnahme von Theo Schafgans in Bonn

Uns besuchte Reger bald

Digitized by Google

nach seiner Übersiedlung hierher und stellte sich uns mit freundlich scherzenden Worten als Nachbar vor. Die Nähe unserer Wohnungen erleichterte den Verkehr, so haben wir einander oft, meist in ganz kleinem Kreise, gesehen und Gedanken miteinander ausgetauscht. Dazu kamen während des Sommers gemeinsame Ausflüge in die Umgebung Jenas. Namentlich auf diesen erschien die liebenswürdige, kindlich harmlose Art des großen Künstlers in höchst anziehender Weise. Für das Nähere der Natureindrücke hatte er wenig Sinn, aber das Ganze der freien Umgebung erfrischte und erfreute ihn, unerschöpflich sprudelte die Quelle seiner Gespräche, hinreißend war der liebenswürdige Humor, mit dem er diese Gespräche würzte. Und wenn dann nach rüstigem Marsch Einkehr in einem Dorfwirtshaus gehalten wurde, so war es ein Vergnügen zu sehen, mit welchem Behagen er sich die einfachen Speisen und Getränke munden ließ und dabei zu manchem launigen Scherzwort angeregt wurde. Seine verschiedenen Lebensstellungen und namentlich seine ausgedehnten Konzertreisen hatten ihn mit Menschen mannigfachster Art zusammengeführt und ihn manches Ernste und Heitere erleben lassen. Er liebte davon zu erzählen und drang darauf, daß man aufmerksam zuhöre; diese Erzählungen bekundeten deutlich seinen klaren und scharfen Blick für Menschen und Dinge, sein unbestechliches Urteil, seine Schlagfertigkeit, seine geistige Überlegenheit. Alles Scheinhafte, Eitle, Aufgeblasene wies er entschieden von sich, aber seine Kritik war ohne alle Gehässigkeit, sie behielt immer einen gutmütigen Zug. Äußere Lebensstellung, Titel und Rang imponierten ihm nicht, unter seinen eigenen zahlreichen Titeln zog er den einfachen Doktortitel vor; zu manchen Neckereien gab seine medizinische Doktorwürde Anlaß, die ihm anläßlich des Berliner Universitätsjubiläums die Berliner Fakultät verliehen hatte; er meinte, das gäbe ihm das Recht, in den Kurorten geringere Taxen zu zahlen, da er nun ja zur Gilde der Mediziner gehöre.

So war durchgängig seine Rede voll von Witz und Humor, aber hinter dem Scherz stand ein großer Ernst, und wenn das Gespräch auch nicht bei gelehrten Fragen zu verweilen pflegte, so fand man Reger stets bereit, auf die tiefsten Fragen des Menschheitslebens zurückzugreifen und sie mit voller Hingebung zu behandeln. Über der Frische und Beweglichkeit seiner äußeren Haltung darf diese Tiefe, darf der geistige Gehalt seiner Persönlichkeit, darf der gewaltige Ernst seines Wesens und Strebens nicht übersehen werden. Diesen Ernst zeigte er auch in seiner Stellung zu den Verhältnissen im Gebiete seiner Kunst. Lebhaft beklagte er das Überwuchern des Agentenwesens, das Verdrängen künstlerischer Interessen durch finanzielle, die Schwierigkeit des Emporkommens jüngerer Kräfte, und er trug sich mit weitaussehenden Plänen, nach dem Kriege zur Besserung dieser Verhältnisse zu wirken. Sehr zuwider war ihm auch die moralische Laxheit in geschlechtlichen Dingen, die leider hie und da wohl gar als ein Vorrecht der Kunst proklamiert wird, er drang demgegenüber auf Reinheit und Sauberkeit, auf eine Würde des Künstlers auch in diesen Dingen.

Auch die Zukunft des musikalischen Schaffens bereitete ihm viel Sorge. Er fand, daß die jüngere Generation viel zu rasch nach öffentlichem Auftreten und äußerem Erfolge dränge, man glaube, so meinte er, heute oft schaffen zu können ohne genügende Schulung in der Arbeit; von sich selbst erzählte er, er habe 600 bis 700 Fugen geschrieben und in den Ofen wandern lassen, ehe er öffentlich hervorgetreten sei. Fleiß und gründliche Technik schienen ihm die erste Bedingung künstlerischen Schaffens; gegenüber etwaigen Einwendungen meinte er: „Ja, Sie dürfen nicht vergessen, daß ich aus einem Lehrerhause stamme." Noch am zweiten Ostertage hatten er, der Bildhauer Professor Engelmann-Weimar und ich anläßlich der Betrachtung eines Bildes von August Macke ein eingehendes Gespräch über die Wege künstlerischer Bildung; er hielt mit aller Energie daran fest, daß gewissenhafte Durchbildung in der Technik das Allerwichtigste sei. So haben oft hervorragende Geister, nicht bloß in der Kunst, ihre Größe nicht in der ihnen von Natur geschenkten Gabe, sondern in der Treue und Unermüdlichkeit der eigenen Arbeit gefunden.

Angespanntes Schaffen isoliert leicht

Digitized by Google

den Menschen und macht ihn gleichgültig gegen andere; das war bei Reger durchaus nicht der Fall; so sehr er im Schaffen ganz auf sich selber stand und hier lediglich der inneren Notwendigkeit seines Wesens folgte, ihn zog es immer wieder zu Menschen, um sich mit ihnen auszusprechen und freundschaftlich mit ihnen zu verkehren. Der gegenseitige Verkehr konnte sich so schön gestalten, weil Reger durchaus kein Parteimensch war, und weil er neidlos alles Große anerkannte, in welcher Gestalt es ihm begegnete. Nicht nur von den verstorbenen, auch von den lebenden Meistern sprach er mit aufrichtigster Schätzung, und wo ihn, über seine Kunst hinaus, das Leben hervorragenden Persönlichkeiten nahegebracht hatte, da bewahrte er die größte Treue. So war es eine Freude, ihn mit herzlicher Ehrerbietung und Dankbarkeit von dem verstorbenen Herzog Ernst von Meiningen reden zu hören und dabei zu empfinden, wie nahe sich beide Männer gestanden, wie sehr sie einander geschätzt hatten. Vor allem aber stand Reger im schönsten Verhältnis zu den Mitgliedern seiner früheren Kapelle wie zu seinen Schülern. In wahrhaft väterlicher Weise war er für ihr Wohlergehen besorgt, stets zu uneigennützigem Wirken und zu förderlicher Hilfe bereit. Ernstliche Sorge bereitete es ihm, wenn sie Hemmungen auf ihrem Wege fanden, und es war ihm eine herzliche Freude, zu deren Beseitigung mitzuwirken. In allen persönlichen Verhältnissen erwies er aufrichtiges Wohlwollen und schlichte Wahrhaftigkeit. Man brauchte ihm nur in sein treuherziges Gesicht zu schauen, um überzeugt zu sein, einen Mann ohne Falsch und von höchst menschenfreundlicher Art vor sich zu haben, man brauchte nur sein herzliches Lachen zu hören, um eine kindlichfrohe und lautere Art zu erkennen.

Wer Reger nur flüchtig kannte, dem mochte wohl entgehen, wieviel Ernst und Tiefe menschlicher Art hinter seinen munteren und oft schalkhaften Erzählungen, hinter der frischen, beinahe derben Art seines Auftretens stand. Reger liebte es nicht, über letzte Fragen menschlichen Daseins und menschlichen Geschickes viel zu reden, aber ohne eine geistige Tiefe und ohne viel innere Bewegung hätte sein Schaffen nun und nimmer den Gehalt und die Größe erreichen können, die es tatsächlich erreicht hat. Ein Kernhaftes wirkte in ihm und bildete einen vertiefenden Hintergrund für alles Reden und Tun. Was bei manchen schaffenden Künstlern beobachtet wurde, das fand sich auch bei ihm: ein Zusammengehen schweren Ernstes des Schaffens mit schlichter und kindlicher Heiterkeit des Gemütes. Es quoll aus ihm ein urwüchsiges Leben, das die ganze Persönlichkeit durchdrang, alle Äußerung beseelte und belebend auch zur Umgebung wirkte.

Das Wirken dieses Lebens und den Zauber einer lauteren und frischen Persönlichkeit haben auch wir Jenaer trotz der Kürze seines Weilens unter uns deutlich erfahren. Sehr bald, ja man darf sagen sofort fühlte er sich hier zu Hause, und zugleich drängte es ihn, die neue Heimat mit aller Kraft zu fördern. Für die Zeit nach dem Kriege hatte er große Pläne, deren Ausführung Jena zu einem künstlerischen Mittelpunkt gemacht haben würde, aber auch während des Krieges ließ er es an Rat und Hilfe nicht fehlen. Durch die Einberufung unseres akademischen Musikdirektors waren unsere akademischen Konzerte, die eine ruhmreiche Tradition haben, völlig verwaist; Reger sprang sofort in die Lücke ein und wußte nach einem neuen Plane, der namentlich junge Künstler heranzog, das Ganze vortrefflich aufrechtzuhalten. Er selbst wirkte in jedem der Konzerte aufs eifrigste mit, ja er bestritt den Hauptteil der Konzerte. In so reicher Fülle der Darbietungen hatten wir Gelegenheit, ihn aufs genaueste als ausübenden Künstler kennen zu lernen. Zunächst bestand er mit großer Entschiedenheit auf einem pünktlichen Anfang der Konzerte, er ließ dafür auch das übliche akademische Viertel nicht gelten. Es entsprach das der durchgängigen Pünktlichkeit, die er bis ins Kleine des Alltags hinein erwies; hatte man sich z. B. mit ihm zu einem Ausfluge verabredet, so konnte man sicher sein, daß er mindestens eine Viertelstunde früher am Platze war. Beim Konzerte war ihm jedes Zuspätkommen der Hörer ein rechter Verdruß, er konnte zornige Blicke auf denjenigen werfen, der in solcher Weise die künstlerische Darbietung störte. Ihm

Digitized by Google

selbst war trotz seiner überreichen Erfahrung jedes Konzert eine ernste Sache, ja er bekannte von sich, daß jedesmal ihm der Weg vom Künstlerzimmer zum Podium ein gewisses Unbehagen bereite; stand er aber einmal auf dem Podium, so fühlte er sich sofort völlig sicher und nun erwies er jene siegreiche Herrschergewalt des Spiels, die denen, die ihn kennen lernten, nicht geschildert zu werden braucht, denen aber, denen er fremd blieb, sich nicht schildern läßt. Nach dem Konzerte aber pflegte er sich mit den Künstlern und Freunden zu behaglicher Sitzung zusammenzufinden, und nun erzählte er mit sprudelnder Frische in unerschöpflicher Fülle von seinen mannigfachen Begegnungen, Eindrücken, Erfahrungen, das aber mit liebenswürdigstem Humor und auch, wo er zu tadeln fand, ohne alle Bitterkeit. Man merkte ihm stets die innere Freude an, sich mit voller Unbefangenheit geben zu dürfen, und man fühlte sich selbst in solche Stimmung hineingezogen. Zur Hebung des musikalischen Lebens der Stadt wirkte Reger ferner durch Gründung eines a capella-Chors von Herren und Damen. Dabei erschien nicht nur sein großes Geschick des Dirigierens, sondern nicht minder die strenge Gewissenhaftigkeit in der Behandlung der Sache, keine Wiederholung der Proben wurde gescheut, bis die Leistung auf die vollste Höhe gebracht war. Einem etwaigen Tadel aber nahm die liebenswürdige Art des Meisters alle und jede Schärfe.

Reger stand auf der Höhe des Lebens und war, erst 43 Jahre alt, noch in weiterem Aufstieg begriffen. Größere künstlerische Pläne beschäftigten ihn, die sehr Bedeutendes erwarten ließen. Auch die äußere Anerkennung wuchs unablässig, immer mehr wurde Reger eine Macht im geistigen Leben der Gegenwart, den zahlreichen Einladungen nach außen konnte er kaum noch genügen. Dafür blieb der Winter bestimmt, während der Sommer dem ruhigen Schaffen in Jena dienen sollte. Zuletzt ist Reger kurz vor Ostern in den Hauptstädten Hollands aufgetreten, er ward dort so liebenswürdig und herzlich aufgenommen, daß er mit großer Anerkennung und Dankbarkeit davon sprach. Von da kehrte er nach Jena zurück; nun wollte er sich, wie er sagte, hier recht ausruhen; dies Ausruhen ist dann zur ewigen Ruhe geworden.

Der Abschluß des Lebens erfolgte für Reger unter Umständen, die für alle Näherstehenden tief ergreifend sind. Er hatte den Plan gefaßt, zusammen mit dem Konzertmeister Havemann als Violinisten und meiner Tochter als Sängerin in Wittenberg, von wo sehr freundliche Einladungen vorlagen, ein Konzert zu geben. Seit Wochen beschäftigte ihn dieser Plan, Frau Reger wollte ihren Mann nach Wittenberg begleiten. Da ich selbst schon lange den Wunsch hegte, das mir bis dahin unbekannte Wittenberg mit seinen großen Erinnerungen kennen zu lernen, so beschloß auch ich zu jenem Konzert zu reisen, das am Donnerstag den 11. Mai stattfinden sollte. Alles war aufs genaueste verabredet worden. Reger selbst, der am Mittwoch am Leipziger Konservatorium beschäftigt war, wollte von Leipzig über Bitterfeld nach Wittenberg reisen; Frau Reger, die den Tag zuvor in Halle Verwandte besuchte, wollte dort den Zug besteigen. So fuhren am Morgen des 11. Mai meine Tochter und ich von Jena ab, in Halle trafen wir Frau Reger, wir zusammen sahen dem weiteren Verlauf des Tages, für den die Wittenberger alles aufs schönste vorbereitet hatten, mit lebhafter Freude entgegen. In Bitterfeld verlassen wir den Eilzug, um in den D-Zug Leipzig—Berlin zu steigen, der Zug braust heran, wir suchen nach irgendwelchem Zeichen von Reger, finden aber nichts, müssen eilig einsteigen und durchsuchen dann bis auf einige, Offizieren vorbehaltene Wagen, den ganzen Zug, ohne Reger zu entdecken. Die einzige Hoffnung bleibt, daß er in jenen Offizierswagen Aufnahme gefunden habe, so eilen wir bei der Ankunft in Wittenberg den ganzen Zug entlang, müssen uns aber überzeugen, daß Reger nicht mit aussteigt. Wittenberger Herren, die zum Empfange sich an den Bahnhof bemüht hatten, teilen mit uns das Unbehagen und die Unruhe über das Ausbleiben des Meisters. Aber es vermutet noch niemand ein Unglück oder gar eine jähe Schicksalswendung, im Laufe des Nachmittags treffen noch verschiedene Züge von Leipzig ein, wir erwarten mit Sicherheit, daß Reger mit einem

Digitized by Google

von ihnen kommen werde. Aber behaglich ist uns die Sache keineswegs, wir kennen die Pünktlichkeit Regers, wir kennen ihn auch als einen höchst rücksichtsvollen Mann, der eine etwaige Verspätung sicherlich melden würde; einen Anhaltspunkt aber, wohin wir unsererseits telegraphieren oder telephonieren könnten, haben wir nicht. So vergehen uns die Stunden in peinlicher Unsicherheit, bis endlich die telephonische Nachricht eintrifft, Reger habe einen Schlaganfall erlitten und liege schwer krank in einem Leipziger Gasthof. Das Konzert wird nun sofort abgesagt, und Frau Reger reist in Begleitung meiner Tochter nach Leipzig, wo die Todesnachricht sie schon empfängt. So war die Freude des Tages plötzlich in tiefe Trauer verkehrt, eine wahrhaft erschütternde Wendung.

Die Bestattung Regers fand am 14. Mai in Jena in würdigster Weise statt. Viele Freunde und Schüler waren, zum Teil aus weiter Ferne, herbeigeeilt, auch Regers Heimat Weiden hatte einen Vertreter gesandt. Zahlreiche Ansprachen wurden gehalten, die von verschiedenen Seiten her den Dahingeschiedenen feierten, durch sie alle aber ging dieselbe Grundstimmung: die tiefe Trauer darüber, daß ein großer Meister aus der Fülle des Schaffens so früh und so jäh herausgerissen ward, der persönliche Schmerz gar vieler, die in ihm einen Führer und Freund verlieren, aber zugleich das erhebende Bewußtsein, daß dies Lebenswerk nicht vergehen wird, daß von dem Vergänglichen sich hier ein Unvergängliches ablöst, das zur Veredlung und Vertiefung der Menschheit dauernd fortwirken wird.

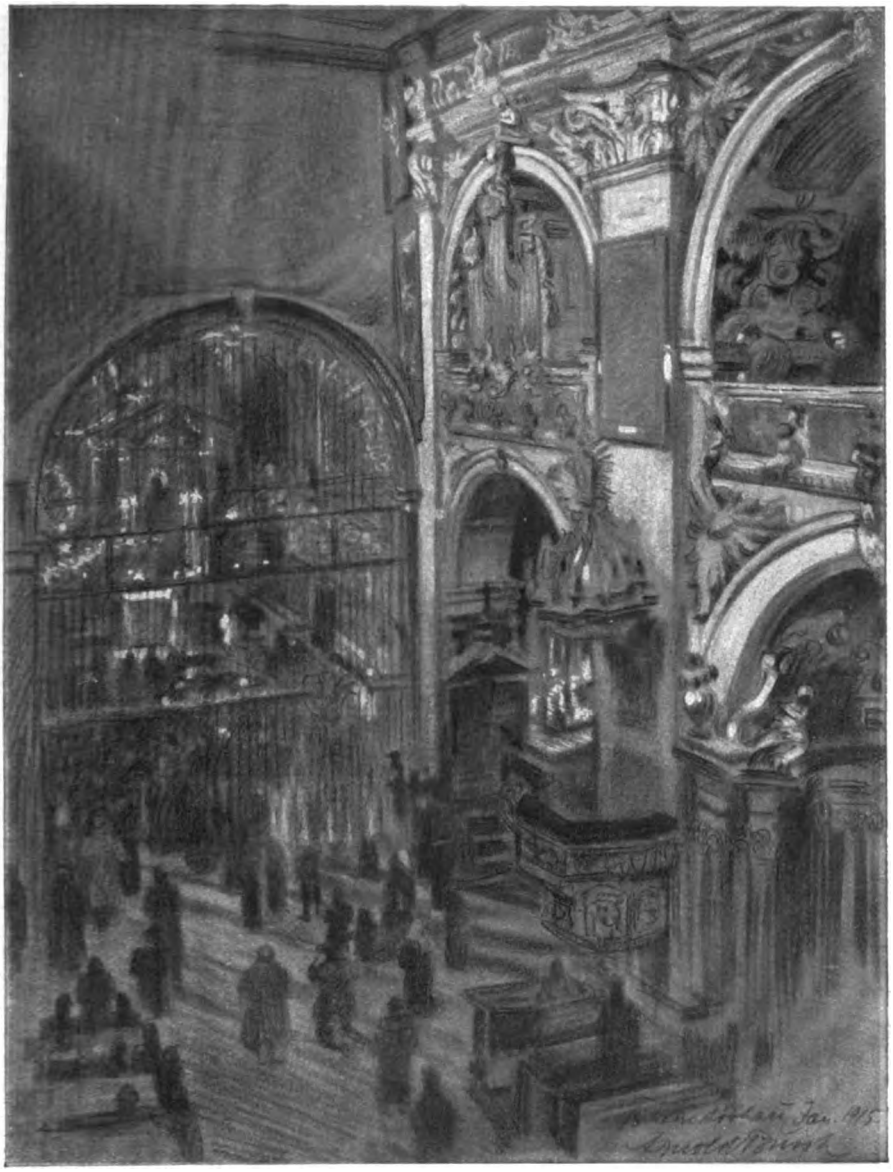
Das Vergangene kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück.

Champagnefrühling

Champagnefrühling! — Wißt ihr, was
Uns dieses Wort bedeutet?
Hier grünt kein Baum, hier sproßt kein Gras,
Wohin der Fuß auch schreitet.
Und doch — heut an der Brustwehr fand
Ich Zeichen seiner Gaben,
Als ich vor einem Schanzkorb stand,
Im Kreideschutt vergraben.
Wie kümmerlich auch das Geflecht
Von alten Weidenzweigen,
Es suchte dennoch schlecht und recht
Ein Frühlingskleid zu zeigen.
Ganz schüchtern rankt ein heller Kranz
Von Blatt und grünen Sprossen
Zum Licht empor und Frühlingsglanz
Schien plötzlich ausgegossen.
Champagnefrühling — steht mein Fuß
Auf Schutt auch und Ruinen:
Du bist als Auferstehungsgruß
Zu Ostern mir erschienen.

Kurt Wilcke

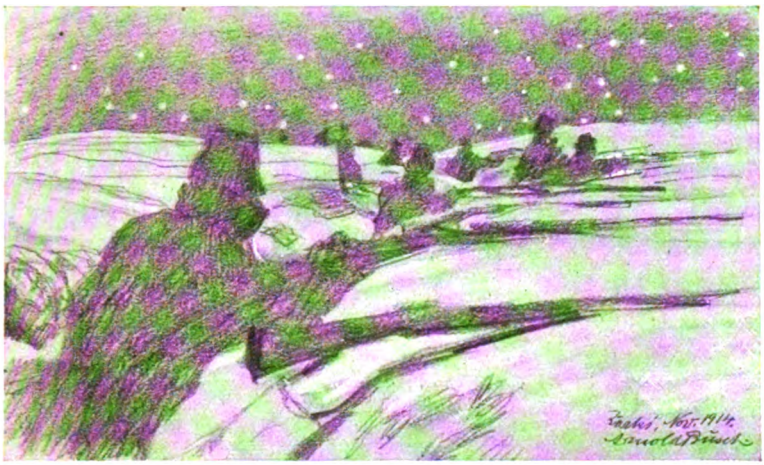
Digitized by Google



In der Kirche Jasna Gora zu Czenstochau
(Die Kapelle der schwarzen Mutter Gottes)
Zeichnung von Prof. Arnold Busch

Digitized by Google

Digitized by Google



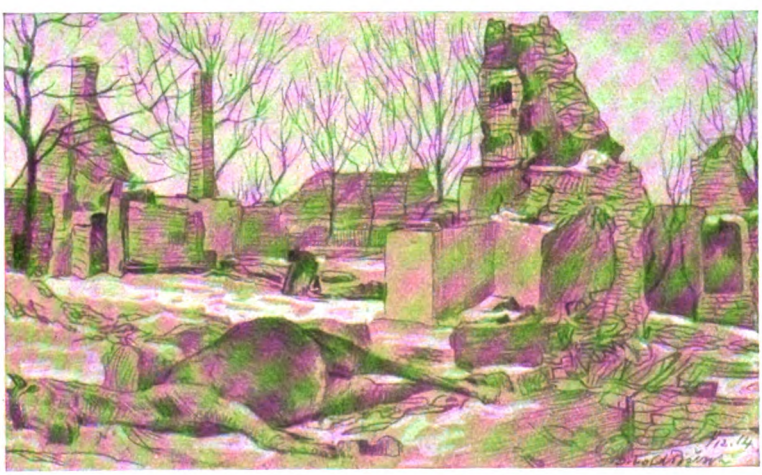
Sternennacht im Schützengraben

Ein Jahr durch Polen

Zu Ölskizzen und Zeichnungen von Prof. Arnold Busch-Breslau von Hans von Goecke

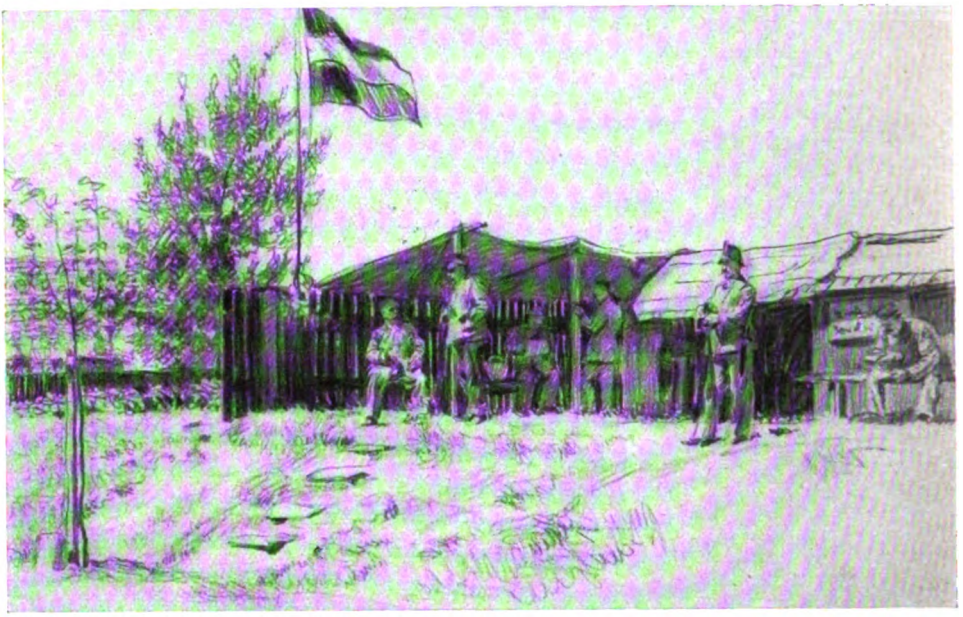
Von Polen soll ich erzählen. Von dem Polen, das ich verflucht und geliebt habe, durch das meine Kriegswege gegangen sind vom Herbst 1914, der voller Regen war, durch den kalten Winter mit seinen schweren, schweren Weihnachtstagen, durch den fast heimatlich-friedlich-stillen Frühling, durch den glühendheißen, kampf- und siegreichen Sommer bis in den leuchtenden, buntfarbenen Herbst 1915, der die Bäume in traumhafte Farbensymphonien verfärbte. Von dem Polen, das ich kenne in den Ödstrecken von Iwangorod, in den Sumpfplateaus der Lysa Gora, an den bewaldeten Ufern der Pilica und den ach so blutigen der Rawka und Bzura, das mir seine Fruchtbarkeit und Lieblichkeit zeigte an der unteren Weichsel und seine Dürre hinter den Stellungen vor Przasznysz. Durch das ich schließlich dem Feinde folgte, ihn von Stellung zu Stellung werfend, bei Rozan den Narew überschreitend und bei Narew-Stadt wieder an den Fluß kommend, dicht an dessen Ursprung.

Ich kenne dich, Polen, wie wohl nur selten ein Deutscher vor diesem Kriege dich gekannt hat. Ich kenne deine Armut und deinen Reichtum, deine Häßlichkeit und deine Schönheit, kenne deine Dörfer und deine Städte, deine Bauern und deine Edelleute, deine Kirchen und deine Synagogen. Keine hastende Eisenbahn trug mich durch deine Fluren. Auf dem Rücken des Pferdes habe ich Hunderte von Kilometern auf deinen schlechten Wegen zurückgelegt in jedem Wetter, zu jeder Jahreszeit. Du warst das Land des Feindes. Ich habe in dir gekämpft, habe die russischen Kugeln durch deine Luft pfeifen hören und liebe Kameraden deiner Erde anvertraut. Ich habe dir geflucht in tausend Anstrengungen und Entbehrungen und dich geliebt, wenn mir die Augen zufielen zu kurzem Schlafe. Und heute, wo ich im Westen gegen den anderen Feind stehe, weiß ich: Ich liebe dich und habe Sehnsucht nach dir und dem freien Kriegerleben in dir.



Zerschossenes Dorf Prsybinow

Digitized by Google



Landsturmbahnwache bei Neudorf

Siebzehn Bilder gleiten durch meine Hände, und auf jedem verweilt mein Blick lange. Jedes löst Erinnerungen aus an dich, Polen, das du den Krieg tragen mußteſt mit allen ſeinen Härten und deinen Stempel dieſem Kriege aufdrückteſt.

Lieber ein Sommerfeldzug in Frankreich, als ein Winterfeldzug in Rußland! hatten wir im Frieden ſcherzend geſagt. Nun ſtanden wir im Herbſt 1914 an der polniſchen Grenze. Wie abgeſchnitten von der Kultur kamen wir uns vor, als wir ſie einen Tagemarſch überſchritten hatten. Die Chauſſeen hörten jäh auf. Unſere Autos blieben ſtecken. Unſere Pferde keuchten. Hütten ſollten unſere Quartiere ſein, die vor Schmutz ſtarrten, in die wir kaum einzutreten wagten. Wir haben ſpäter dieſe Hütten ſchätzen gelernt, nachdem wir wußten mit ihnen umzugehen. Wir haben die ſchlechteſten Wege überwunden, weil unſere Pferde mehr leiſteten, als wir jemals für möglich gehalten hatten. Der eiſerne Wille kannte keine Hinderniſſe.

Die Weichſel war unſer erſtes Ziel — Iwangorod. Marſch, Marſch und wieder Marſch. Wir zählten die Kilometer nicht mehr. Der ſchwache Feind wurde leicht zurückgedrückt. Bis zur Weichſel, bis vor die Feſtung. Auch da ſchlugen wir ihn. Aber aus jedem Erſchlagenen ſchienen zwei neue Gegner zu erwachſen. Es war ein Ringen mit einer nicht endenwollenden Übermacht. — Und Regen, Regen Tag um Tag. Die Sachen wollten nicht mehr trocknen. Die Wege wurden immer tiefer. Es ging faſt über unſere Kraft. Doch wir ſchlugen den Feind. Noch am letzten Tag, bevor der Befehl zum Zurückgehen kam. Rückzug. Erſchien es uns ſchrecklich? Nein, wir waren ja nicht beſiegt. Wir gingen als Sieger zurück. Warum? was fragt der Soldat in der Truppe viel nach Gründen. Er erhält den Befehl und führt ihn aus. Kein Ruſſe drängte uns. Nur daß der Marſch für Mann und Tier ſo maßlos anſtrengend war auf den zerfurchten Straßen, drückte uns. Sonſt waren wir froh, für den Winter mehr weſtwärts zu kommen. Wir blieben ja auf feindlichem Boden. Die Heimat blieb geſchützt.

Auch ein paar ſonnige Tage hatten wir. Als bei Kielce die erſte Kälte einſetzte und wir uns in Pelze zu hüllen begannen, da war ſo etwas wie leuchtender Herbſt um uns. Die alte Burgruine von Chenziny flammte mit Morgenrot von ihren Kreidefelſen, und der Park der Potockis grüßte uns bei Goliniowy mit bunten Farben, als wir weſtwärts vorübertrabten. Und die Wälder: wild, mächtig, nach ganz Natur. Voll Unterholz und breiten Farnen. Manchmal kam wohl die Frage: wo iſt der Heger, der Pfleger? Aber dann freuten wir uns der Schönheit, die keine Kultur zerſtört hatte.

Die erſten Flocken ſchwirrten ſchon bei Nacht und tauten bei Tage. Und als ſie dicht und dichter wurden, waren wir nahe der Grenze. Da wußten wir, daß haltgemacht wurde. Kehrt! Kein Ruſſe kommt nach Schleſien. Und es iſt keiner eingedrungen.

Die heilige Kapelle von Czenſtochau! In einer Winternacht bin ich von Zarki aus geritten, um zu ihr zu kommen. Vier Wochen lang hatten wir zum Schutze der ſchleſiſchen Grenze dort unten gelegen, hatten uns mit

Digitized by Google

Kreuzhacke und Spaten in den steinigen Boden hineingefressen. Der eisige Ostwind stürmte mit dem Russen gemeinsam gegen uns an. Aber selbst diese beide Verbündeten konnten uns nicht werfen. Wir blieben eine Mauer. Und der Schnee kam und füllte unsere Gräben. Wir arbeiteten und schaufelten, bis sie wieder leer waren: Reservisten, Jäger, Landsturmleute. Schneidende Kälte kam, daß wir bebten. Dann stille, sternklare Nächte, wo man tief, tief in den Himmel hineinsehen konnte. Ein weißer Teppich lag über der Erde und warf ein zitterndes Licht. Die wachenden Krieger lehnten gegen die Grabenböschung. Ab und zu pitschte eine Kugel. Und mir ward feierlich und andachtsvoll. Polnische Erde, du warst ja der Grenzwall der Heimat.

Dann plötzlich hinausgerissen. Wir mußten nach Norden, wo die Russen über Petrikau vorstießen gegen unser Schlesien. Fast ungern schied ich. Die Sternennächte auf den Schneefeldern hatten es mir angetan. Ein Sonntag war es, als ich mit erwachendem Tag in Czenstochau einritt. Es zog mich zur „Schwarzen Mutter Gottes“ auf der Jasna-Gora. Ich stand vor ihr in der Seitenkapelle, die ihr geweiht ist. Ich sah vor ihr die kniende Menge der Polen, sah die Feldgrauen, die ihr Knie gleich den anderen beugten, sah den Glanz der hohen Kerzen, der sich tausendfältig in den silbernen Opfergaben brach, die die Wände um das heilige Bild füllten. Schwarze Madonna, du Sinnbild Polens, ich kannte dich. Kein Haus im Land, das dein Bild nicht birgt, keine Polenhand, die sich nicht flehend zu dir höbe. Wie viele Nächte habe ich unter dir geschlafen, wie oft in dein hartes Gesicht geblickt. In Emaille und Gold, edelsteinverziert traf ich dich im Hause des Magnaten, im elenden Buntdruck in der Bauernhütte. Vor Iwangorod hoben die Bauernfrauen schützend dein Bild gegen die Festung, als die ersten Granaten ins Dorf schlugen, auf der Lysa-Gora trugen sich dich uns entgegen, weil man den Polen gesagt hatte, daß wir Mörder wären; am Narew solltest du das Feuer hemmen, das die Kosaken entzündet hatten, und die Vertriebenen trugen dich mit unter den Resten ihrer Habe. An vielen Straßenecken steht dein Bild in kleinen Kapellen, und manch deutscher Krieger schläft in deinem Schutz der Ewigkeit entgegen. Und nun sah ich dich im Glanz. Meine müden, übernächtigten Augen blickten zu dir. Meine Gedanken wanderten, und unwillkürlich falteten sich meine evangelischen Hände. Schwarze Mutter, du gehörst zu Polen, mehr als der weiße Adler und die rot-weißen Farben. Ich bin dankbar, daß ich dich sah, weil ich dein Land so liebgewonnen habe.

Wir marschieren gen Norden hinter den kämpfenden Linien. Der Geschützdonner dringt zu uns. Eilmärsche durch Salzackerschnee und kalte Schauer. Auf die Pelze legt

Schwerverwundete in Zarczyce

sich eine Eisschicht. Wir reiten nicht mehr, wir führen unsere Pferde. Es ist zu kalt für das fast bewegungslose Imsattelsitzen. Und die Tiere dauern uns, die Schritt für Schritt bis über die Fesseln in den Schlamm aus Lehm und Schnee einbrechen.

Die Kriegsfurie ist milde gewesen in diesem Landstrich. Nur ab und zu ist ein Dorf zerstört. Da ragen die Mauerreste und die Schlote gespenstisch empor. Das Dach und die Sparren fraß die Flamme fort. Der Schnee deckt über alles sein weißes Todeslaken, verhüllt einen Teil all des Schrecklichen, Furchtbaren. Er dringt in die Stuben, die ihm einst verschlossen waren, türmt sich auf den Herden, die kein Feuer mehr wärmt.

Polntscher Jude

In den Orten, die verschont blieben, ist reges Leben. Das Leben hinter der Front. Kein Dorf, von dem nicht die Feldgrauen Besitz ergriffen haben und sich neben dem Polen häuslich einrichteten. Österreicher und Deutsche nebeneinander. Und der Pole gibt willig Quartier — er teilt mit seinen Gästen, von denen er manchen Brocken aus der Feldküche bekommt. Munitions- und Verpflegungskolonnen machen Rast auf dem langen Weg von der Front bis zur nächsten Eisenbahnstation. Die Feldlazarette haben sich hier eingerichtet. Notdürftig sind Lager zusammengeschlagen, auf denen die Schwerverwundeten ruhen, denen man den Transport auf den offenen Wagen durch die eisige Luft noch nicht zumuten kann.

Für uns ist Quartier gemacht, schlecht und recht. Mehr schlecht wie recht. Eng, furchtbar eng. Ein Lazarett hat das halbe Dorf belegt. Die Häuser fallen für uns aus. Die Verwundeten gehen vor. Wir pferchen uns zusammen. Dreißig, vierzig Mann kriechen in einem der winzigen Häuser unter. Es scheint uns unmöglich, aber es geht. Drinnen ist es mollig warm. Man taut auf, brät sich ein paar Kartoffeln auf dem prasselnden Herde, wirft sich aufs Stroh und ist zufrieden. Dreißig Kilometer bei dem Wetter und den Wegen sind keine Kleinigkeit. Ich gehe abends noch einmal auf die Straße und treffe einen Arzt. Wir sprechen ein paar Worte miteinander. Man spricht gerne mal mit einem fremden Menschen. Unser Kreis ist klein. Er erzählt mir von seinen Verwundeten. „Sehen Sie sich die Leute doch mal an. Sie freuen sich, wenn ein Offizier zu ihnen kommt.“ Ich trete in eins der Lazaretthäuser. Die sonst so schmutzigen Polenbuden sind tadellos sauber. Die Fenster sind abgedichtet gegen den kalten Wind, aber trotzdem ist die Luft gut. Ein paar Blumenstöcke stehen auf dem Fensterbort. — Sie liegen auf ihren Gestellen dicht nebeneinander. In graue Decken sind sie gehüllt; Wäsche gibt es hier nicht. Die weißen Verbände leuchten. Sie scheinen ruhig und zufrieden, sie fühlen, daß sie in guter Hand sind, daß man für sie sorgt, so gut es geht. Der Sanitäter geht hin und her. Wechselt die Verbände und ordnet die Decken. Ich spreche mit jedem. Einem hat der Divisionskommandeur gestern das Eiserne Kreuz gebracht. Seine Augen leuchten stolz, als er mir erzählt, wie er sich es verdiente auf einer Patrouille in stockfinsterer Nacht gegen den feindlichen Graben. Alle wollen gern in die Heimat abtransportiert werden. Der Arzt beruhigt sie: „Bald, Leute, bald. Sowie ihr etwas mehr zu Kräften gekommen seid.“

Digitized by Google

Biwakierendes Feldlazarett. Ölskizze von Prof. Arnold Busch

Digitized by Google

Digitized by Google

Den nächsten Tag geht es durch das Etappengebiet. Alte Landsturmleute mit großen Vollbärten stehen an den Brücken und den Straßengabeln. Die unvermeidliche Pfeife wärmt ihnen die Nase. Nordwärts — nordwärts. Noch einmal dreißig Kilometer und noch einmal. Es ist bitter anstrengend. Dann drehen wir nach Osten ein, dem Feind entgegen. Da wird der Marschschritt weiter und freier. Morgen stehen wir im Kampf.

Und wir kämpften bei Belchatow und Petrikau, Schulter an Schulter mit den Österreichern nahmen wir es, fochten bei Tomaszow und an der Pilica.

Weihnachten! Harte Tage! Der Feind hat sich 'neingesetzt. Seine Stellungen sind Festungen. Wir können ihn nicht werfen. Mit Gegenstößen hält er sich uns fern. Viel, viel Blut fließt. Und es ist Weihnacht. Keine Nachricht von Haus. Und soviel wird unterwegs sein, mit Liebe gepackt, mit grünen Bändern geschmückt und mit Tannenreisern belegt. Wer kann es uns bringen? Wir brauchen Munition und wieder Munition. Jedes Pferd zieht Geschosse.

Am Christabend brannte doch unser Bäumchen in dem kleinen Zimmer, in dem wir zu viert hausten. Aus unserm eigentlichen Weihnachtsquartier hatten sie uns herausgeschossen. Das lag jetzt in schwelender Asche. Harte Stunden. Kaum, daß wir Freude hatten am Lichterschein. Irgendwo sangen die Leute: Stille Nacht. Und durch den Fernsprecher kam der Ruf: „Schickt uns Handgranaten nach vorn. Die Russen arbeiten sich wieder heran. Sie scheinen angreifen zu wollen!“ Granatfeuer. Tackende Maschinengewehre. Stille Nacht.

Und ich möchte sie nicht missen in meiner Erinnerung, kann den Boden nicht vergessen, wo ich sie durchlebte. Dreimal so lieb sind mir Stunden und Land, als wenn ich ein frohes Fest gefeiert hätte. Gerad harte Weihnachten gehören in den Krieg: Kampfweihnachten!

Die Sonne läuft auch durch den schwersten Tag. Es wurde ruhiger. Die Kälte, der Schnee dämmten die Kampftätigkeit. Im Graben vorne war es oft recht unbehaglich. Wenn der Ostwind über uns hinfegte, uns die nadelscharfen Kristalle ins Gesicht trieb. So dicht war das Gestöber, daß sich die russischen Patrouillen in unsere Gräben verirrten. Einmal sogar die Essenholer: mit zwei dampfenden Teekesseln kamen sie an und wurden darob gnädigst in Empfang genommen.

Besser aber waren die Ruhetage. Jetzt lernten wir die kleinen, anfangs so verachteten Holzhütten lieben. Öfen gab es nicht, aber das Feuer im Herde erlosch nie. Die Strohlager, die die Betten vertraten, waren von unsern Koffern umstellt. Wir hatten unsere knappe Habe jetzt bei uns. Auch die Weihnachtspost lief ein, mit allerlei Gutem, verspätet, aber doppelt genossen. Die Neujahrswünsche kamen. Silvester klangen im Dörfchen sogar die Gläser aneinander mit fröhlichem „Prost Neujahr!“, während vorne ein kleines Freudeschießen in die Schneenacht hinausgefeuert wurde. Wie schnell ist man wieder oben — seelisch und körperlich, wie schnell wirft man die Erschütterungen ab und hat das Herz wieder voll Mut und Hoffnungen. Hoffnung ist eine unerschöpfliche Quelle der Kraft. —

Schlesischer Landwehrmann

Das Licht war knapp. Das gab lange Dämmerabende im flackernden Feuerschein des Herdes, in den nach und nach das Zaunholz des Dorfes wanderte. Es war so schön trocken. Da saßen wir denn und pafften ins Dunkle. Oder schwatzten vom Kriege, von der Heimat, vom Graben. Wie schlecht es sein würde, wenn wir übermorgen erst wieder hinein müßten. Manchmal klimperte unser Jüngster auf der Laute, die im Weihnachtspaket gelegen hatte und summte ein Lied. Oder ich sagte ein paar Verse auf. Oft waren wir auch ganz stumm. Das war, wenn Post angekommen war, und wir alle an unsere Lieben dachten.

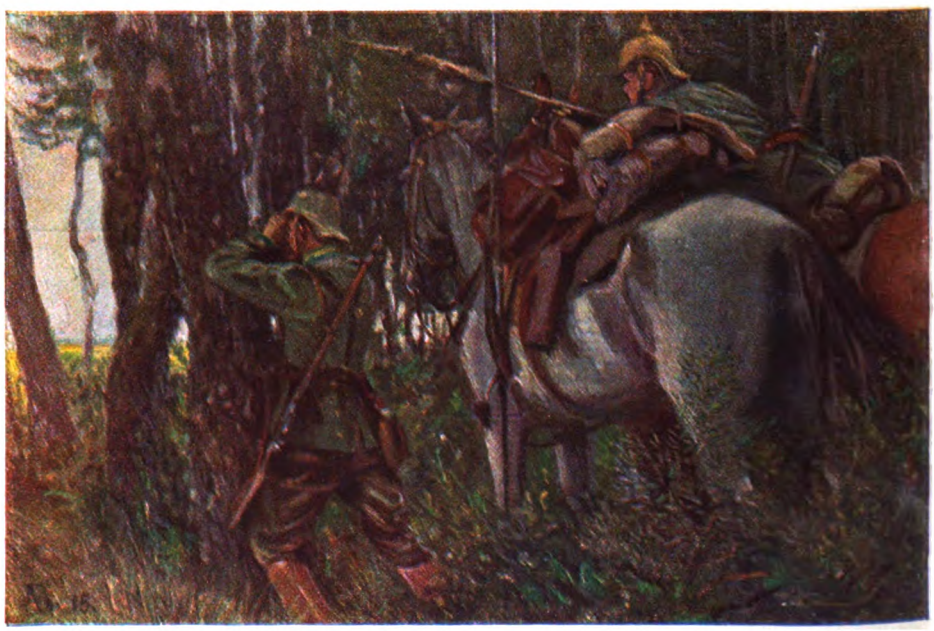
Digitized by Google

Draußen war alles in blendendes Weiß gehüllt. Jeder Baum hatte den weiten Wintermantel angezogen und stand nun doppelt mächtig da, die Zweige unter der Schneelast tief zum Boden hängend. An den Ziehbrunnen hingen die dicken Eiszapfen. Die Luft war oft wundervoll klar, und die Sonne überglänzte alles. Wie schnell sind die Erinnerungen an die frostklappernden Stunden im feuchten Unterstand verschwunden gegen die leuchtenden Winterbilder! Das Schöne haftet länger als das Schreckhafte. — Die kleinen niedrigen Schlitten wurden aus den Bauernställen gezogen. Die Panjepferdchen brachten uns wacker über die Schneedecke. Irgendwo in den Wind hinein. Oder zu einem Nachbar, der uns mit Tee und Grog aufwartete, wohl auch noch ein Stück Christstollen hatte. Oder wir ritten in den Forst, freuten uns des Winterwaldes und vergaßen die schweren Weihnachtstage, die Sorgen des Grabens, die Härte der Zeit.

Bis man uns an die Rawka rief und an die Bzura. Der Kampf flammte neu auf. Wir schlugen eine schwere Schlacht. Der Donner von Hunderten von Geschützen ließ die weichen Gedanken verstummen. Nun sang in uns nur noch der Kampf. Ein Ringen Brust gegen Brust auf vereisten Feldern. Kaum, daß man mit der Kreuzhacke in den Boden kam, um sich eine notdürftige Deckung im Höllenfeuer zu schaffen. Eisern standen die russischen Linien, stemmten sich gegen unseren Angriff. Nur schrittweise gewannen wir Boden, Boden, in dem deutsches und russisches Blut ineinanderfloß. Doch auch diese Tage waren groß, herrlich, überwältigend. O, du ewiger Wechsel des Krieges, du wirfst uns umher, von einem Extrem ins andere. Du spiegelst uns heute den Frieden vor und sendest uns morgen den Tod.

Und der Winter ging. Der Frühling kam. Der Schnee schmolz. Jene Zeit begann, wo in Rußland jede Bewegung erstirbt, wo die Wege unergründlich sind, wo man im Lehm bis über die Knie versinkt. Mich hatte ein gütiges Schicksal wieder in eine andere Gegend verschlagen. Sehen durfte ich — sehen. Immer neue Teile Polens taten sich vor mir auf. Hatte ich eine Ahnung von der gewaltigen Größe dieses Landes gehabt? Nein. Es war für mich ein versunkener Kleinstaat gewesen, den man in drei Teilungen aufgelöst hatte — ein Nichts. Und jetzt zog ich Meilen und Meilen durch dieses Land, lernte statt eines Volkes Völker kennen, die kaum eine gemeinsame Sprache hatten, die kaum etwas voneinander wußten. Wie Traumbilder scheinen mir diese Ritte und Wanderungen jetzt oft. Ein Wandelpanorama war es. Ganz langsam vorübergleitend. Aber ich sah jedes Bild nur einmal.

Nach den heißen Kämpfen um Lodz, den unvergeßlichen Durchbruchstagen von Brzesiny, den schweren Winterschlachten an der Rawka und Bzura war auf der ganzen mittleren Ostfront Ruhe eingetreten. Nur im Norden tönten die Schlußakkorde der zweiten Masurenschlacht; im Süden ging das Ringen um die Karpathenkämme weiter.



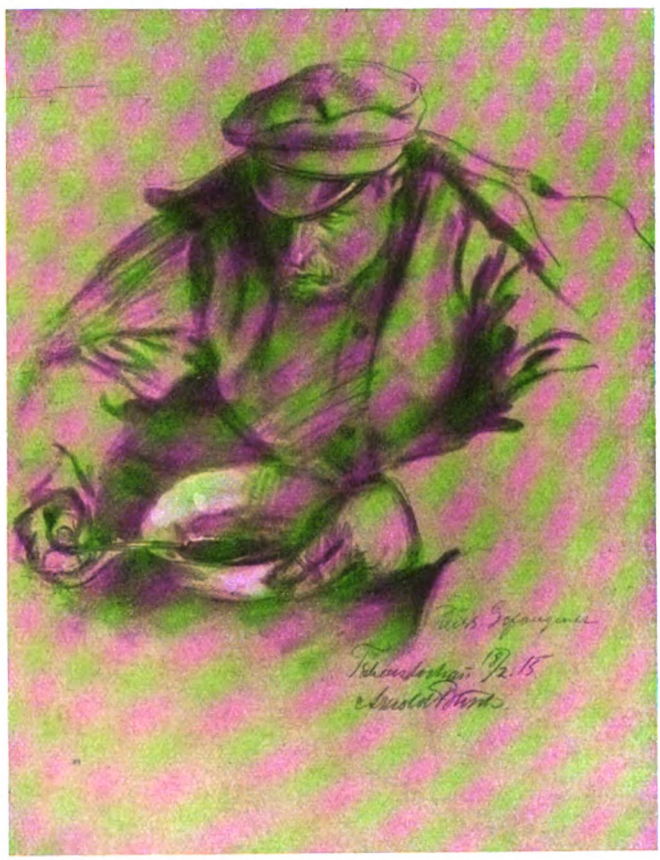
Reitende Jäger auf Patrouille

Digitized by Google

Ich lag damals an der unteren Weichsel auf dem rechten Ufer dieses Riesenstromes nahe der westpreußischen Grenze. Wieder waren wir die Wacht im Osten. In Schnee und Eis waren wir in diese Gegend gekommen, hatten in starken, siegreichen Schlägen die Russen von den Toren Thorns zurückgetrieben und dann unsern Schützengraben gezogen: die eiserne Mauer. Die Gegenstöße der Russenmassen erlahmten bald. Ein Frühlingsfriede kam. Die Artillerietätigkeit war auf beiden Seiten nicht erheblich, die Infanterie beschränkte sich auf Patrouillenunternehmungen, und unsere Patrouillen waren die Herren zwischen den Gräben. Die Verluste wurden gering. Die Verantwortung lastete nicht mehr Tag und Nacht so bleischwer auf unseren Schultern wie bisher. Zum erstenmal seit dem Beginn des Krieges kamen wir zum Aufatmen — zur Ruhe.

Herrliche Tage. Und daß mich das Schicksal gerade in diese Gegend zu dieser Zeit werfen mußte. Wenig berührt vom Kriege, zerstört eigentlich nur im nächsten Umkreis der Gräben. Ich habe wohl noch nie einen Frühling so genossen. Unsere Gräben liefen zum Teil im Walde, zum Teil an Waldrändern entlang. Da hatten wir in langen Stunden des Grabendienstes Zeit in die kommende Natur zu sehen, waren ihr nächtens und bei Tag so innig nahe. Jeden Busch kannten wir, der am Grabenrand stand, jeden Baum, um den sich unser Verbindungsweg schlängelte. Und wir sahen die Knospen schwellen, Tag um Tag fester und dicker werdend, bis sie nach einer lauen, feuchten Nacht plötzlich aufplatzten und die kleinen grünen Blättchen in die Sonne streckten. Der Erdteppich verfärbte sich. Der Schneedecke folgte das Braungrau und ihm das Grün. Unsere Brustwehren bedeckten sich mit Gräsern und Blättchen. Manch Veilchen wurde am Grabenrand gehegt und gepflegt, um schließlich im Feldpostbrief nach Hause zu wandern als ein Gruß aus unserm Polen. Wer war wohl vor dem Kriege so innig mit der Natur zusammen, wie der Mann im Schützengraben, der wochenlang Tag und Nacht im Boden lebt, eingeschmiegt in die Erde, verwachsen mit ihr. —

Tage der Ruhe hinter der Front. Ein anderes Bataillon hatte unseren Abschnitt übernommen. Wir lagen in Reserve. O, diese Frühlingsritte im polnischen Walde! Die Pferde hatten auch wieder den Kopf oben. Ihre gequälten Knochen hatten die Anstrengungen des Herbstes und des Winters vergessen. Ihr Gang wurde wieder federnd. Es war eine Lust zu reiten. Heide und Wald waren so heimatlich. Wenn man die Dörfer hinter sich hatte, wenn man abseits ritt der großen Straßen, auf denen mit Hüh und Hott sich die Kolonnen vorwärtsquälten und die Feldbahn mit ihrem lauten Geratter fuhr, wenn man sich ganz umfangen ließ von dem frühlingsfrischen Wald, dann konnte man sich daheim fühlen im märkischen Forst. Wie oft sind mir auf diesen Ritten die Heimatgedanken gekommen. Wenn ich meinen Braunen Schritt gehen ließ und nichts genoß als die Natur, dann konnte ich auf kurze Stunden alles vergessen, was mit dem Krieg und seinem blutigen Handwerk zusammenhing.



Russischer Gefangener

In den Ortschaften sah es jetzt auch an-

Digitized by Google

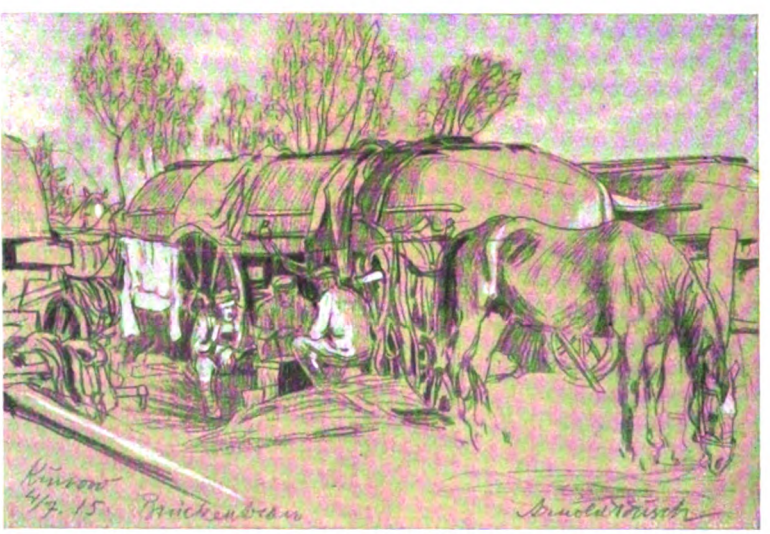
Sanitätsbiwak

ders aus wie im Winter. Man brauchte nicht mehr nach dem guten Ofen Sehnsucht zu haben — Mutter Sonne gab genug Wärme. Man verlegte sein Tagesquartier ins Freie. Vor den niedrigen Bauernkaten entstanden Vorgärten, wie sie unsere Bauernsöhne von daheim gewohnt sind. Helle Zäune aus weißem Birkenholz umgaben sie. Das Licht der Frühlingssonne überflutete alles, verschönte alles. Und die Panjedörfer, die im Winter schmutzig und gräßlich aussahen, bekamen nun ein freundliches Gesicht. Die Artillerie und die Kolonnen zogen ihre Pferde aus den Ställen und striegelten und putzten. Die Kavallerie legte sich Reitplätze an und hatte im Walde ihren Sprunggarten. Die Fahrzeuge erhielten die große Frühjahrsreinigung. Die Planen wurden gewaschen, Räder und Kasten erhielten einen neuen feldgrauen Anstrich.

Die Feldlazarette hatten mit den wenigen Verwundeten nicht allzuviel Arbeit. Aber sie waren nicht untätig. Es wurden Genesungsheime bei ihnen eingerichtet, und zwischen den Wagen, an denen die weißen Fahnen mit dem Genfer Kreuz im Winde flatterten, wuchsen Baracken und Zelte aus der Erde. Die Heimat lieferte Liegestühle, Kissen und Decken. Nun konnte sich mancher hier erholen, der die Erkältung, die er sich in den winterlichen Schützengräben geholt hatte, gar nicht loswerden wollte.

Auf den Feldern aber werkte der Feldgraue im Verein mit dem Polen. Das Klein- und Feldbahnnetz, das mehr und mehr ausgebaut wurde, entlastete die Kolonnen. Die Pferde wurden frei für die Bestellung und gingen im Pfluge. Saatkorn kam aus der Heimat und wurde dem fruchtbaren polnischen Boden anvertraut. Bis an die Feuerzone heran, ja oft noch in diese hinein wurde bestellt. Leider nicht überall mit dem erhofften Erfolge, die Trockenzeit des kommenden Sommers machte viel Arbeit zunichte.

Hinter dem Pfarrhaus, das unser Quartier war, entstand ein Gärtchen. Eigentlich aus dem Nichts. Es war ein schmutziger Platz gewesen, auf dem im Februar unsere Fahrzeuge den Boden zerpflügt hatten. Nun wurden Wege gezogen und Beete geformt. Strauchwerk lieferte der Wald. Ich schrieb um Samen in die Heimat. Er kam an. „Es ist rührend, daß Ihr an Blumen denkt," stand in dem Begleitbrief. Uns war diese Friedensarbeit eine Freude. Wir säten und pflanzten. Wir jubelten, als unsere ersten jungen Blättchen kamen. — Unten



Kolonnenbiwak

Digitized by Google

Sven Hedin

Bildniszeichnung von Prof. Arnold Busch

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY
1919

Digitized by Google

am Ufer der Bacionznica ſtanden Apfelbäume. Vernachläſſigt und unbeſchnitten. Der Pfarrer hatte wohl kein Intereſſe für ſeinen Garten gehabt. Aber ſie blühten doch: weiße Blüten, Stern an Stern. Es war eine Pracht. —

Krieg und Frieden gaben ſich die Hände in dieſen herrlichen Frühlings- und Frühſommertagen. Wir wurden wieder ſtark, ſogen neue Kraft. Wir bildeten den jungen Erſatz, der aus dem Vaterlande zu uns kam, weiter aus, machten ihn kriegstüchtig, lehrten ihm auf Patrouillengängen Feuerfeſtigkeit. Wir waren bereit zu Neuem — und bereit ſein iſt alles.

Noch war Stille, die Stille vor dem Sturm. Die Nachrichten des Durchbruches von Gorlice ſchlugen an unſer Ohr. Auf den Karten verfolgten wir die Siege unſerer Brüder in Galizien. Geſpannt waren wir. Wann wird unſere Stunde kommen? Wir waren bereit.

Der heiße Sommer ſetzte ein. Der Boden trocknete mehr und mehr aus. Wir liebten den Regen nicht, der unſere Gräben mit Schmutz und Waſſer füllte, aber nun ſehnten wir ihn doch herbei. Wir ſahen die Felder, die wir mit beackert hatten, verdorren. Das ſtimmte uns traurig.

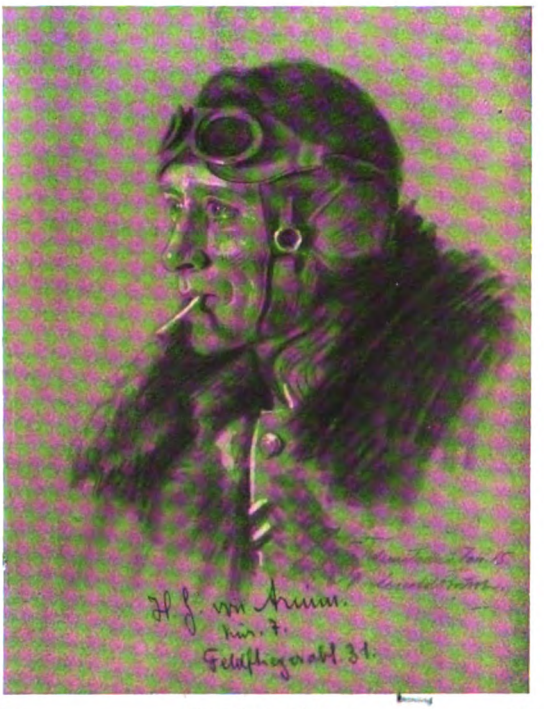
Da mehrten ſich Ende Juni, anfangs Juli die Zeichen, daß auch bei uns etwas im Gange ſei. Genaues erfuhren wir nicht. Es muß ja alles geheimgehalten werden. Aber wir folgerten und flüſterten, kombinierten und planten. Was ſie da unten bei Gorlice gekonnt hatten, das konnten wir auch. Wir brannten darauf, wieder in Bewegung zu kommen, den Ruſſen zu werfen. Wann aber würde es losgehen? Wir merkten vorne im Graben ja wenig von den Vorbereitungen, die hinten die Stäbe in Atem hielten; unſere täglichen Arbeiten gingen weiter: den Graben verbeſſern und Patrouille gehen. Aber wir ſahen, daß man die Zahl der Batterien verſtärkte, daß die Kolonnen Munitionsmengen heranbrachten, daß die Flieger tätiger waren denn je. Wer einmal nach hinten kam zu irgendeinem hohen Stabe, der brachte einen Berg Neuigkeiten mit, die eigentlich keine waren, aber genügten, daß wir uns in unſerm Offiziersunterſtand zuſammenfanden und redeten und faſelten bis in die tiefe Nacht hinein. Wenn wir nachts die Grabenpoſten revidierten, blickten wir hinüber zu den ruſſiſchen Stellungen: wann werden wir euch haben, wann werden wir ſiegreich euch überſchreiten? Und manchem kam wohl auch der Gedanke: werd' ich nicht vielleicht mein Leben laſſen müſſen zwiſchen hier und dort? — Ach! weg damit — daran denkt man nicht.

Und der Tag kam. Jener unvergeßliche, herrliche Tag. Mit dem erſten Grauen des Tages begann das Feuer der Geſchütze. Ein mächtiger Chor ſtimmte ein eiſernes Konzert an, zu dem Meiſter Hindenburg den Takt ſchlug. Das Eiſen regnete auf den

Polniſche Flüchtlinge

Digitized by Google

Feind nieder, Stunden um Stunden. Und plötzlich brach die Infanterie aus den Gräben vor, in denen sie lange, lange ausgeharrt hatte, in denen sie jedes Fleckchen Erde kannte, liebgewonnen hatte. Vorwärts ging es, hinein in den Feind. Was liegen blieb, blieb liegen. Ehre den Fallenden, ihnen ein kurzes Gedenken, aber kein Zurückschauen. Zum Feind geht unser Blick. Hinaus über die feindlichen Stellungen brachen wir, und als der Abend sank, lagen unsere Gräben und die des Feindes schon weit, weit hinter uns. Herrlicher Tag, blutiger Tag, Tag des Sieges! Du stehst fest in unserm Gedächtnis als Auftakt unseres Zuges bis an die Ostgrenze Polens, bis



Ein Fliegeroffizier

dahin, wo das Doppelkreuz an den Wegen steht und die russische Sprache klingt. Und drüber hinaus, ins Herz Rußlands hinein. Ein langer Weg wurde es, ein schwer umkämpfter, aber ein herrlicher Siegesweg. Er glich diesem ersten Tage.

Ich will nicht von den Kämpfen sprechen, nicht davon, wie wir Stellung auf Stellung dem hartnäckigen Feinde entrissen, nicht von dem Jubel unserer Herzen, als der Befehl mit den Worten begann: „Rozan brennt, Ostrolenka brennt," nicht davon, wie wir die Narewfestungen bezwangen und dann uns den Übergang über den Fluß erstritten. Nein — von Polen will ich reden, vom Lande, durch das wir zogen.

Es hat nur wenig Eisenbahnen, es kennt keine guten Straßen, seine Wege sind tief und zerfahren, und nur mühsam quält sich der Wagen vorwärts. So blieb die Kultur ihm fern. Ackerflächen wechseln mit großen Wäldern, Ebenen mit hügeligem Land. Doch die Unkultur und die Weiten sind schön, und wir haben sie liebgewonnen. Aber der Krieg hat sie grausam zerschlagen. Nein, nicht der Krieg, sondern die russische Knute und der russische Wahnwitz.

Wir haben uns, wenn wir durch die zerstörten leeren Dörfer kamen, immer wieder gefragt: Warum sengt und brennt der Russe? Glaubt er wirklich unsern gewaltigen Ansturm durch sein Zerstörungswerk aufhalten zu können? Was brauchen wir Dörfer und Städte? Wir schlafen unter freiem Himmel, und was wir für den Unterhalt unseres Lebens brauchen, führt man uns nach. Und alles konnte er ja doch nicht vernichten; es blieben die Kartoffeln, die Rüben auf den Feldern, es blieben immer noch Mengen Vieh, das in die Wälder getrieben war. Es war ja in der Hast des Rückzugs doch nur halbe Arbeit. Also warum? Die Idee eines Wahnsinnigen schien es zu sein.

Ich werde nie den Abend des 10. August vergessen. Wir hatten die Russen bei Ostrow geschlagen und sie durch den großen Wald nordöstlich der Stadt getrieben. Unsere Vortruppen folgten weiter. Ich stand, als die Dämmerung sank, allein auf der Höhe im Waldrande und schaute ostwärts. Leichtes Gewehrfeuer schlug noch zu mir herüber. Da flammte es plötzlich auf. Andrshejewo begann zu brennen. Das Feuer ging zum Himmel. Sein Schein mischte sich mit dem Widerglanz der Abendröte. Und der kleinen Stadt folgten als Opfer die Dörfer ringsum. Feuerherd auf Feuerherd entstand. Bis der ganze Horizont eine wabernde Lohe war. Stiller und stiller wurde es. Dann tönte Gesang auf. Feldgraue beiwachteten in der Nähe. „Annemarie — es braucht ja nicht grad einer sein von meiner Kompagnie." Deutsches Lied und hinten das russische Zerstörungswerk.

Der Feuerschein war uns immer das Zeichen, wie weit der Feind gewichen war. Flammten plötzlich hinter seiner Linie die Häuser auf, so wußten wir: jetzt geht er wieder zurück.

Dann kam die Verfolgung. Kein Bauer begegnete uns. Die Kosaken hatten sie mit der Knute ostwärts gepeitscht und dann Feuer an ihre Hütten gelegt. Durch die Dörfer ging unser Weg, die in Schutt und Asche lagen. Zwischen den Trümmern schlich ein herrenloser Hund umher. Ein Feldgrauer warf ihm ein Stück Brot hin, das er gierig verschlang, um dann der Truppe zu folgen. Nur die Katzen blieben schließlich zurück. Auf Kilometer steht keine Scheuer

Digitized by Google

Übergang über den Bug bei Mielnik

Digitized by Google

mehr; wer wird die Frucht ernten, die noch auf den Feldern steht, wer wird das Land wieder bebauen? Werden die jetzt Entrechteten je wieder zurückkehren? Was ist jetzt Recht? Was ist Eigentum?

Manchmal kamen uns Züge Vertriebener entgegen. Der Russe hatte sie hundert Kilometer oder mehr vor sich hergetrieben, dann am Wege liegen lassen. Oder sie waren in die Wälder geflohen und krochen nun wieder aus ihren Verstecken, wenn wir „Barbaren" ins Land einzogen. Schrecklich diese Züge. Halb verhungert, krank, taumelnd die Menschen. Gänzlich erschöpft das Pferd, das den Klapperwagen zog, auf dem der kümmerliche Rest der Habe geborgen war. Abends scharten sich die Trupps zusammen an irgendeiner Waldecke, machten sich ein kleines Feuer, warfen ein paar Kartoffeln hinein, ihre einzige Nahrung. Sie wehklagten nicht mehr, sie barmten nicht mehr. Stier blickten sie ins Feuer — wortlos. Greise, Frauen, Kinder. Starb einer vor Hunger oder Erschöpfung, so scharrten sie ihn am Wege ein. Dann zogen sie weiter, bis sie endlich an ihr Dorf kamen, zwischen den Trümmern ihres Besitzes in der Asche kratzten und froh waren, wenn sie noch eine Pfanne oder einen irdenen Topf fanden. Und doch hofften sie. Der Krieg zeigt etwas klar: es ist ungeheuer, was der Mensch an seelischen und körperlichen Schmerzen ertragen kann.

⁂ ⁂ ⁂

Unser Heerzug ging weiter und weiter. Fast jeder Tag brachte neue Bilder, neue Eindrücke. Wich der Feind, so hetzten unsere Kavalleriepatrouillen hinter ihm her. Die Infanterie folgte, arbeitete sich vor, stürmte. Gefangene fielen in unsere Hand, Maschinengewehre wurden erobert, Geschütze und Kriegsmaterial. Alles blieb hinter uns —: wir drangen vorwärts. Dem Narew, den wir auf breiten Pontonbrücken zweimal überschritten hatten, folgte die Zelwianka, die Szczara und der Njemen. Der Herbst kam. Ein leuchtender Herbst, so schön, wie ich ihn selten sah. Der Wechsel war schnell. Ein paar kalte, regnerische Tage, und das Laub hatte sich verfärbt. Da standen plötzlich die Bäume bunt nebeneinander. Hier noch ein grüner, dort ein blutigroter, und neben ihm hatte wieder einer ein gelbes Gewand angelegt. Immer wieder versöhnte uns die Natur mit den Leiden des Krieges. Und immer wieder erinnerte sie uns an die Heimat. So machte sie uns das Land lieb, in dem wir ein Jahr gestritten.

Polen, ich habe oft Sehnsucht nach dir. In deinen Grenzen wurde manche Seite meines Lebensbuches geschrieben. In dir schlugen frohe und ernste Stunden. So ist der Krieg: den herrlichen Stunden des Sieges folgen die traurigen, da wir die Opfer des Tages in die Erde senken. Wir pflegten die Gräber, wir umzäunten die Friedhöfe und schmückten sie. Wahre uns diese heiligen Stätten, du Land unserer Siege. Sie sind die Zeichen unserer Liebe zu den gefallenen Helden. Mit ihnen senkten wir auch Teile unseres Herzens in deinen Boden. Deshalb werden wir dich nie vergessen können, Polen. —

Soldatenfriedhof in Sulkow

Digitized by Google

Der Glückfinder

Von Alfred Huggenberger

Man kann an einem Menschen oft Jahre lang vorbeigehen, ohne daß man etwas von ihm weiß. Man kann neben ihm auf dem Felde schaffen und über die Markleine hinweg vom Wetter plaudern und von den Jahresaussichten; aber die Worte gehen leer und ohne Werbewillen hinüber und zurück. Das macht, es ist da irgendwo ein unsichtbares Mäuerlein aufgerichtet; keiner begehrt den andern in sein heimliches Gärtchen hineinblicken zu lassen. Man redet gewissermaßen nur miteinander, um sich gegenseitig nichts sagen zu müssen.

So ist es mir die längste Zeit mit dem Simon Kestler auf dem Holdergarten gegangen. Von Anfang an habe ich ihn zu den Mißgeschickten gerechnet, an denen man mit einer gewissen Überlegenheit vorbeigehen darf. Nicht jeder hätte sich noch in den sogenannten verständigen Jahren überschwatzen lassen, sein sauer zusammengescharrtes Kleingeld an das Halbgütlein auf dem Holdergarten zu hängen, auf dessen fruchtbarem Umgelände die reichen Dorfbauern ihren Weizen mähen, während der Simon mit seinem Dungkarren fast eine Viertelstagreise hinter sich tun muß, um die äußersten seiner über den ganzen Gemeindebann verstreuten Ackerstreifen und Wiesenraine zu erreichen. Freilich, der Kestler kam ja vom Unterland herauf und konnte unsere Gelegenheiten nicht kennen. Aber der Güterhändler Rebstein, dem der Holdergarten ganze drei Jahre lang an den Fingern klebte, hat doch nach der Fertigung lachend bekannt, der Mensch dürfe sich im Leben getrost hin und wieder eine Dummheit erlauben, denn selbst der Zweitdümmste treffe auf der Welt immerhin einen noch Dümmeren an.

Item, der Simon Kestler hat es auf dem Holdergarten gemacht, wie man so sagt. Wenn auch oft in Bedrängnis, hat er sich über Wasser gehalten. Weniger mit der Kunst viel einzunehmen, als mit der, wenig auszugeben. Und dabei hat man ihn allzeit bei gutem Mut getroffen. Es kann vorkommen, daß er zur Sommerszeit einen lieben Sonntagnachmittag lang bei einem reifen Kornäckerlein sitzt und an jeden Feldgänger mit den Augen die verschwiegene und doch schier überlaute Frage richtet: ‚Hast du auf der ganzen Welt schon so ein Korn gesehen?‘ . . .

Während der letztvergangenen Weihnachtstage ist mir der Simon Kestler unversehens ein wenig näher gerückt. Ich weiß jetzt soviel von ihm, daß in Zukunft kein Mäuerlein mehr zwischen uns ist, wenn wir nebeneinander auf dem Felde schaffen. Und wenn ich ihn im Sommer wieder einmal auf dem Rasenbord bei seinem Kornacker treffe, werde ich mich ohne weiteres neben ihn hinsetzen. —

Man muß sich einen Winterwald denken mit Rauhreif am schwer niederhängenden Tannengeäst. Auf dem gefrorenen Karrweg klappern die Holzschuhe zweier Bauern, deren jeder ein Weihnachtstännchen unterm Arme trägt. Der eine von ihnen bin ich, der andere ist der Simon Kestler. Sein Bäumchen ist so gering und dürftig, daß ich es nicht einmal am Wege aufgelesen hätte. Nichtsdestoweniger muß der Simon alle zehn Schritte stillstehen und sein Tännchen mit ausgestreckter Hand vor sich hinhalten, um es mit viel Liebe und Wohlwollen zu mustern, worauf er mir jedesmal über die gelben Zweiglein hinweg einen Blick zuwirft, als hätte er eben den blauen Vogel gefangen.

„Der Mensch muß ein Glück haben,“ bringt er zuletzt heraus. „Wenn ich mit drei Laternen nach so einem Christbaum gesucht hätte, ganz sicher hätt' meine eigene Nase einen Schatten gemacht und ich wär' an ihm vorbeigegangen. Und nun stellt sich mir das Tännlein förmlich in den Weg.“

Er besann sich ein wenig. „Eigentlich, wenn ich mein Leben recht ins Licht nehme, mir ist's nie auf einen Tag anders gegangen,“ fuhr er dann zu plaudern fort. „Mit Nicht suchen hab' ich gefunden, mit Nichtswollen hab' ich den Fang getan. Wie mancher ist neben mir auf allen vieren die Profithalde hinaufgeklettert und hat oben eine taube Nuß gefunden. Ich sag's ja, ein Glück muß der Mensch haben.“

Ich frage den Simon so im Weiter-

Digitized by Google

gehen, warum er denn immer noch sein Weihnachtstännchen haben müsse, obschon ja sein Jüngster bereits an der Eisenbahn schaffe, und die andern gar schon ausgeflogen seien.

Darauf steht er still und sieht mich mit schiefem Blick von der Seite her an, wie wenn er mich auf Herz und Nieren prüfen wollte.

„Ich möcht' Euch das gerne weismachen," bringt er endlich vor. „Aber wenn's mir dann nicht gelingt, werdet Ihr das Gesicht nach der Hagseite wenden, damit ich Euch nicht lächeln sehe. Es gibt Leute, die die merkwürdigsten Dinge erleben. Aller Welt möchten sie davon erzählen, fast den Deckel sprengt es ihnen ab. Aber entweder bringen sie die rechten Worte nicht zusammen, oder die andern sind dumm und taub. — So ist's mir auch schon ergangen. Drum will ich lieber bloß sagen: Wir *tun* das halt nicht anders, meine Frau und ich. Ohne Lichterbaum wird es bei uns nie abgehen; und wenn's nur wegen den Gedanken wäre, die wir uns dabei machen können."

Ich hab' ihn nicht weiter bedrängt, hab' aber wohl bemerkt, daß er sich im stillen mit etwas Mühe macht.

„Wenn wir halt langsamer gehen würden — — vielleicht, daß ich es heut zuwege brächte," meint er jetzt. „Halt, weil mir der Tag paßt und weil sich just etwas jährt. Nur, daß wir etwas langsamer gehen müßten, wir sind sonst vor der Zeit bei meinem Höflein unten."

Bereitwillig kürze ich den Schritt, und er fängt zögernd an:

„Ich bin — ungefähr — zweiundzwanzig gewesen, da hab' ich die Augen an ein Nachbarkind verloren. Bloß die Augen; mit dem Verstand bin ich viel zu weit gewesen, als daß ich nicht genau gewußt hätte, wir zwei passen zusammen wie Spatz und Wiedehopf. Denn die Line hat es hoch im Kopf gehabt, obschon sie, wie ich, mit Armsein groß geworden war. Kaum, daß ich ihr von meinem guten Willen etwas zu merken gab, hat sie mir mit knappen Worten herausgesagt, gegen das Gernhaben wolle sie nichts einwenden, aber wenn einer nicht über zwölf Kühe zu befehlen habe, könne er ihrethalben dem Mond auf den Hörnern sitzen.

Darauf bin ich meiner Wege gegangen und hab' die Line auf ihren Herrenbauern warten lassen, der ihr zu seiner Zeit auch richtig geworden ist, freilich nicht, ohne daß sie mit den zwölf Kühen ein verschrumpftes Gesicht und ein graues Stoppelbärtchen hat in den Kauf nehmen müssen.

Ich meinerseits hab' um ihre roten Backen die meinen nicht bleich werden lassen. Es kann auf der runden Welt, solang man Kartoffeln hackt und Speck in grünen Bohnen siedet, keinem Knechtlein und keinem Türkenkaiser wohler gewesen sein als mir. Denn mit dem Vergangenen war ich fertig, und ums Künftige machte ich mir nicht mehr Sorgen als die Grille im Sommer. Meines Vaters Wandersegen hieß: Mit dir *ist* nichts, und aus dir *wird* nichts, sieh bloß zu, daß du dich nicht um nichts hintersinnst!' Denn ich hatte noch als großer Bengel nur mit halber Lust an die Arbeit hingewollt und lieber den Käfern, Schnecken und Ameisen zugesehen.

Freilich, mit der Zeit hab' ich mir auch gemerkt, daß man das Guthaben mit Böshaben verdienen kann, und so, wie ich gewachsen war, hab' ich nicht Angst haben müssen, beim Schaffen auseinanderzufallen. Im Gegenteil, wo es scharf zuging, da konnt' ich meinem Hochmut ein Freudlein antun, weil ich beim Müdewerden doch immer der letzte war. Ich hielt mich in jener Zeit für den zweitklügsten Menschen auf der Welt und anerkannte neben mir nur noch meinen Lehrmeister in der Lebensweisheit, einen alten Ackerknecht, der sich gemächlich an den Spruch hielt, man müsse das Leben wie eine Traube essen, jeden Tag eine Beere; nur ja das Weibervolk nicht zu nah lassen, sonst habe man bald nur den leeren Trappen in der Hand.

Zu einem ganzen Querkopf hat's mir freilich nicht gelangt. Allzeit hab' ich doch lieber hinter hübschen Mädchen her Garben aufgebunden oder Dungstroh von den Wiesen gerecht, als neben einem alten Griesgram buchene Stöcke gespalten. Aber wenn mich das Wandern ankam und ich gern um ein Dorf oder um zehne weiterzog, so hat mich keine Marliese und kein Bethli auch nur um eine Stunde aufhalten können. So ging alles glatt hin, bis ich eines schönen Herbsttages um den Eichberg herum

Digitized by Google

kam und auf dem Wehrhof ob Ineichen Arbeit nahm. Nicht weil mir die Gelegenheit gefiel, sondern weil ich da im Vorbeigehen, irgendwo durch eine Fensterscheibe ein hübsches Lärvchen sah.

Auf dem Wehrhof war es so bestellt, wie an all den Orten, wo man die Birnen höher pflücken will, als der Baum ist. Nach außen gab man es steif und geschwollen, und inwendig streckte die Dürftigkeit die Hörner heraus. Man darf getrost sagen, auch die Gemeinheit. Von der eigentlichen Herrschaft wollte niemand ans Schaffen hin. Die Mutter des Meisters, die in Wirklichkeit auf dem Hofe noch das Regiment führte, war zu alt, und seine Schwester, die Brigitte, zu fürnehm dazu. Eine hochmütigere Gäxnase hab' ich in meinem Leben nicht kennen gelernt. Sie war eben aus dem Welschland heimgekommen, wo sie den Anstand gelernt hatte, und machte nun jeden Sonntag Besuche bei benachbarten Pensionsfreundinnen, um, wie der Melker spöttelte, mit Gelegenheit in eine rechte Familie hineinzukommen.

Der Meister selber war die Woche durch meistens abwesend. Auf dem Güterhandel, hieß es. Freilich, im Dorf unten wollte man wissen, er müsse bloß den Treibhund spielen für die, die das Geld in Händen hätten.

Wenn die Brigitte sich hin und wieder einmal aufs Feld verirrte, so mußte sie immer auf ihr windiges Schuhzeug achtgeben und auf die geplättete Trägerschürze. Sollte sie sich zum Kartoffelnaufleſen bücken, sah sie erst die längste Zeit ihre weißen Hände an. „Das kann eigentlich ‚die Frau' machen," sagte sie zuletzt und ging wieder, woher sie gekommen war.

Es gab nämlich auf dem Wehrhof eine ‚Frau'. Der Meister, ihr Mann, nannte sie nie bei ihrem Namen Anna, er nannte sie ‚die Frau'. Auch bei der alten Bäuerin und bei Brigitte hieß sie kurzerhand ‚die Frau'. Aber alle drei nahmen sie das Wort ohne Achtung in den Mund. Die ‚Frau' zählte nur insoweit zur Familie, als sie eben ‚die Frau' war. Auch das Wickelkind, das im hoffärtigen Stubenwagen lag, war ihr Kind, nicht das des Hauses. Ich habe nie gesehen, daß sich sein Vater oder die Bäuerin auch nur mit einem Blick um die Kleine gekümmert hätten. Am wenigsten Brigitte, die jedesmal die Nase rümpfte und Grimassen schnitt, wenn sich das Würmchen durch Krähen bemerkbar machte, oder wenn etwas geschehen war, was bei solchem unbeholfenen Menschlein zur Tagesordnung gehört. „Der Fratz schreit kein Gold!" keifte die Wehrhoferin, so oft ‚die Frau' etwa auf das Gewimmer des Kindes vom Garten oder aus dem Schweinestall heraufkam, um nach ihm zu sehen. „Man würde glauben, unsereins sei erst gestern auf die Welt gekommen, daß man einem nicht einmal so einen Bürzel anvertraut. Natürlich, der wird schon verzogen werden müssen, eh' daß er recht auf der Welt ist!"

Noch lauter ging es im Hause zu, wenn der Bäuerin etwa vom Melker hinterbracht wurde, die ‚Frau' habe wieder hinterrücks Milch aus der Tanse geschöpft. „Wenn uns der Freßsack doch mit Gewalt arm machen muß, könnt Ihr ihm ja das Futter mit dem Trichter einschütten," hieß es da.

Es konnte überhaupt auf dem ganzen Betrieb nichts Ungeschicktes geschehen, ohne daß ‚die Frau' daran schuld war. Wenn ein Mutterschwein umstand, so hatte sie ihm die Schlempe zu heiß in den Trog geschüttet. Und wenn ein anderes die Ferkel zertrat, so hatte man das der Gleichgültigkeit der ‚Frau' zu verdanken. Kartoffeln hätte man in jenem Herbst um die Hälfte mehr bekommen, wenn ‚die Frau' nicht so liederlich gehackt und damit auch das Gesinde zum Pfuschen angehalten hätte.

Alle diese Dinge nahm die ‚Frau' mit schier unheimlicher Gelassenheit hin, ohne je einen Laut der Widerrede hören zu lassen. Sie saß bei Tische schweigend wie eine Sklavin neben den andern; selbst die Luft in der Stube schien sie als ein Almosen einzuatmen. Wenn sie etwa auf eine Frage Bescheid geben mußte, tat sie es klein und unsicher, wie eine eben zurechtgewiesene Magd.

Diesen Rang hatte das kleine, scheue Ding mit den rissigen Arbeitshänden und dem schmalen, müden Kindergesicht auch vordem schon auf dem Hofe eingenommen, wie ich bald wußte. Die Bäuerin machte sich fast jeden Tag, selbst vor den Ohren der Dienstboten, die bittersten Selbstvor-

Digitized by Google

würfe darüber, daß man die blinde Dummheit begangen und so eine Person in die Familie genommen habe. Denn eine Person sei sie eineweg gewesen; mit einem rechten Mädchen wäre das dem Julius nie passiert. Bei so einer Erziehung! Man müsse sie ja verbergen, wenn ein fremder Mensch ins Haus komme. Und das Kind sehe ihr schon auf den Nagel ähnlich. Fast zum Hintersinnen sei es, wenn man daran denke, was der Julius alles für Partien hätte machen können! . . .

Im Dorfe unten bekam man allerdings die Sache anders ausgelegt. Auf die schöne Erbschaft sei es abgesehen gewesen, die der verwaisten jungen Magd zu einer Zeit sicher in Aussicht gestanden. Damals hätte man die Anna mit Honig gefüttert, wenn sie es so hätte haben wollen. Aber nur so lange, bis ihr Vetter, der Kretzer auf dem Hochberg, leider noch mit dreiundsiebzig Jahren verunglückte und sein ganzes Gut einem Theatermensch oder einer Seiltänzerin anhängte. Ja, wenn sich halt damals nur das Zurücktun für den Julius noch besser geschickt hätte! . . .

Im Anfang blieb ich auf dem Wehrhofe so ziemlich auf mich gestellt. Ich machte mir so meine Meinung über alles und redete mir daneben ein, was mit der Herrschaft sei, könne mir so breit sein wie lang. Bis es mir halt dann mit der Zeit doch zu dick wurde, besonders wenn ich die junge Frau oft neben der Arbeit heimlich weinen sah.

Als ihr die Bäuerin wieder einmal beim Mittagessen einen bösen Auftritt gemacht hatte, sagte ich der Vielgeduldigen nachher offen heraus, daß sie sich zuviel gefallen lasse. Der Herrgott werde ihr das Mundwerk auch für irgendeinen Zweck gegeben haben, und wenn sie die Ungerechtigkeit so weiter gehen lasse, werde man zuletzt auf ihrem Charakter Erbsen dreschen.

Sie blieb mir den Bescheid eine gute Weile schuldig. Es sei jetzt halt so, wie es sei, meinte sie dann, und sie werde schon selber sehen müssen, wie sie mit dem Übel fertig werde. Aufbegehren nütze an so einem Ort nichts; das Kind müßte es am Ende entgelten. Wenn dann das Maß voll sei, werde es von selber überlaufen. —

Von da an hielt ich ihr meinen guten Rat nicht mehr feil. Ich konnte auch wohl bemerken, daß sie mir manchmal aus dem Wege ging, was mir fast weh tat. Denn ihr junges Leid gab mir nach und nach im Heimlichen mehr zu tun, als ich mir selber gelten ließ. Wegen ihrer merkwürdigen Art, sich zu schicken, konnte man ihr bös und gut im gleichen Augenblick sein. Manchmal, wenn sie in einer unbewachten Minute das Kind herzte und mit ihm eine kleine verstohlene Glücksfeier hielt, bekamen ihre Augen einen schönen Glanz.

Du kannst an diesem Ort nicht bleiben, sagte ich mir zuletzt. Du müßtest am Ende gar aus der Redlichkeit herauskommen.

Aber da war noch das Dreschen vor der Türe, und das Fruchtsäubern, wo sie sicher immer vom Morgen bis zum Abend dabei war . . . Auch war fast gar kein Kleinholz bereit für den Winter. Wer hätte da alles sägen und aufscheiten müssen, als die ‚Frau‘? — —

So ging auch das Spätjahr zur Neige, und die Feiertage waren da. Nach Neujahr kündigst du, nahm ich mir vor; aber im stillen dachte ich schon daneben: Auf eine Woche oder zwei wird es ja nicht ankommen . . .

Am Vorabend des Weihnachtsfestes saßen der Melker und ich nach täglicher Gewohnheit nach dem Füttern bei Most und Brot in der Stube. Das Kind schlief im verhängten Kinderbettchen, und die junge Frau war am Seitentisch damit beschäftigt, ein Christbäumchen zu rüsten, das, so klein es war, doch die ganze Stube mit seinem süßen Tannenruch füllte. Bereits hatte sie ein paar Schillerkugeln an die Zweige gehängt und zu oberst ein blaues Engelchen mit weißen Flügeln festgebunden.

Da stand unversehens die alte Wehrhoferin in der offenen Türe. Die Lippen zusammengekniffen, wortlos vor Staunen sah sie bald die Sohnesfrau an, bald das zierliche Tännchen auf dem Tische; bis sie zuletzt doch die Rede fand.

„Wer hat so etwas befohlen?“ fragte sie kurz und scharf.

Die Frau sah sich ruhig nach ihr um. Es war, als ob der lang zurückgedämmte Wille sich plötzlich in ihr emporgerichtet hätte. „Ich hab’ es von mir aus getan,“ sagte sie leise, aber bestimmt.

Die Bäuerin schäumte fast vor Zorn.

Digitized by Google

„So ein Blödsinn kann eben nur Euch einfallen!“ geiferte sie, indem sie rasch nach vorn trat. „Was versteht so ein einfältiges Würmlein von einem Christbaum!“

Mit groben Händen riß sie den Schmuck vom Bäumchen weg und warf dieses durch ein geöffnetes Fenster auf den Hof hinaus.

Die junge Frau hatte sich zuerst mit einer unsicheren Handbewegung gegen die Zerstörung wehren wollen. Nun stand sie da wie gefroren, das Gesicht weiß, die Augen starr auf ihre Peinigerin geheftet. Dann stieß sie plötzlich ein trockenes Lachen aus. Sie trat langsam an das Bettchen hin, nahm das schlafende Kind mit leiser Sorgfalt samt den Kissen auf und ging mit ihm nach der Nebenstube hinüber, deren Türe sie hinter sich verriegelte.

„Ja, koldert zusammen, ihr zwei! Meinetwegen bis auf tausend!“ giftete die Alte hinter ihr nach. Aber nur unter der Stimme; sie war doch wegen der seltsam entschlossenen Art der Sohnesfrau etwas unsicher geworden.

„Ihr solltet Euch vor dem Teufel schämen!“ fuhr ich jetzt grob heraus, so wie mir der Zorn die Worte in den Mund gab.

Die Wehrhoferin riß Maul und Augen nach mir auf. „Ahaa,“ sagte sie gedehnt, „ich muß, scheint's, einen Knecht fragen, was ich zu tun habe? Ihr könnt morgen gehen.“

„Heut' noch, wenn's Euch lieber ist,“ gab ich zurück. „Nach so einem Haus bekommt niemand Heimweh.“ —

Kaum eine halbe Stunde später schritt ich durch die kühle, regnerische Nacht, die gar nichts von Weihnachtsstimmung hatte, nach dem Dorf hinab mit dem Vorhaben, beim Wirt Pletscher ein Wägelchen zum Abholen meines bereits gepackt auf der Dachkammer liegenden Koffers zu entlehnen.

Als ich bereits die ersten Häuser erreicht hatte, fiel mir plötzlich das unheimliche Lachen wieder auf die Seele, mit dem die junge Wehrhoferin vorhin an das Kinderbettlein hingetreten war.

Ich mußte die Schritte anhalten. Wenn da oben jetzt etwas Schweres geschah? Sollte ich nicht wenigstens diese Nacht noch im Hause bleiben? ...

Ohne langes Überlegen wandte ich mich um und schritt wieder gegen den Hof hinauf. Ungefähr auf dem halben Wege kam mir jemand durch die Dunkelheit entgegen. Es war die junge Frau, die das sorgfältig mit einer Wolldecke geschützte Kind fast wie einen Täufling auf den Armen trug.

Seltsamerweise wußte ich in der ersten Sekunde, was sie im Schild führte. Es war, als hätte es mir jemand laut in die Ohren hineingeschrien.

Sie erkannte mich gleich und rief mich mit gedämpfter Stimme beim Namen. Es freue sie recht, daß sie mir noch die Hand geben könne, sagte sie leutselig, aber im Flüsterton, um das Kind nicht zu wecken. Denn auf dem Wehrhof werde man sie nicht mehr sehen. Es sei jetzt genug. Vorläufig wolle sie es bei Verwandten in Gräpnach probieren.

So unbefangen sie sich zu geben suchte, ich merkte bei jedem Wörtchen, daß sie log. Und daß ihr Herz zitterte vor dem, was sie vorhatte.

Wir wünschten uns gegenseitig Glück. Sie dankte mir noch mit klaren Worten dafür, daß ich immer recht zu ihr gewesen sei.

Ich ließ sie eine kleine Strecke weit gehen und schlich ihr dann vorsichtig nach. Aber als sie, wie ich vorausgesetzt, in den Fußpfad nach dem großen Mühlenwehr einbog, wandte ich mich schräg über die Wiesen hin und schnitt ihr den Weg ab.

Sowie sie das bemerkte, fing sie zu laufen an; doch ich war schneller und holte sie bald ein.

„Es geht nicht, Ihr dürft das nicht tun!“ wehrte ich keuchend, indem ich sie leicht am Arme festhielt.

Sie suchte meine Hand mit fiebernden Fingern loszulösen. „Geht von mir weg!“ rief sie scharf und feindlich. „Mir hat niemand mehr zu befehlen!“ Sie tat so laut und heftig, daß ich fürchtete, es sei mit ihrem Verstand nicht mehr recht. Auch war ich in Sorge, es könnte irgendein Nachtgänger auf uns aufmerksam werden.

Über dem lauten Reden war jetzt der Säugling in seinen Kissen wach geworden. Sie setzte sich auf das Rasenbord, hinter dem man das schwere Wasser über das Wehr fallen hörte, und suchte das schreiende Kind mit Schmeicheln und Kosen zu beschwichtigen, allein es wollte ihr nicht gelingen. Und nun brach auch sie in herzbrechendes Weinen und Schluchzen aus.

Digitized by Google

Ich stand da und zermarterte umsonst das Gehirn nach einem Wort des Trostes oder der Beruhigung. War es vielleicht doch ein Unrecht, daß ich ihr in den Weg getreten war? ...

Endlich fand ich den Mut, ihre freie Hand zu fassen. „Ich bin nur ein Knecht, aber ich mein' es gut mit Euch," sagte ich eindringlich.

Die leise Berührung und das aufrichtige Wort schienen ihr plötzlich die klare Besinnung zurückgegeben zu haben. „Ihr seid der einzige Mensch, den ich noch habe. Und der mich nie verachtet hat. Das weiß ich schon. Aber wenn Ihr mir dennoch nicht helfen könnt? ..." Sie sagte das so ruhig und gefaßt, als sei sie der großen Erregung ganz Herr geworden.

Ich bückte mich zu ihr hin, und sie ließ es geschehen, daß ich das Kindlein aus ihren Armen nahm, worauf es sich merkwürdigerweise sogleich zufrieden gab. „Kommt jetzt mit mir, wir wollen ihm für ein warmes Bettlein sorgen," bat ich, und sie folgte mir ohne Widerrede.

„Jetzt glaub' ich, es hat doch nicht sein müssen," sagte sie nach einer Weile im Gehen wie zu sich selber. „Vielleicht weil auf mein Kindlein irgendwo auf der Welt ein guter Tag wartet ..."

Auf dem Wege nach dem Dorf hinab legte ich meiner stillen Begleiterin einen Plan vor. Ich wolle sie und das Kind morgen zu meinen Eltern nach Unterbuchen bringen. Und einen kleinen Christbaum müsse sie ihm dann auf den Abend rüsten. Unter einem Weihnachtsbaum habe man immer die besten Gedanken; da werde man dann ganz gut Rat wissen, wie es mit dem Künftigen zu halten sei." — —

Der Simon hielt mit Erzählen inne; wir waren unvermerkt gegen den Holdergarten hinabgekommen.

„Die Geschichte ist noch nicht ganz fertig," sagte er; „wir sind halt ein wenig zu schnell gegangen. Aber Ihr werdet mich nun wohl doch nicht mehr fragen, warum ich und meine Frau Anna jedes Jahr unser Tännlein haben müssen.

Ich könnt' Euch ja noch allerlei berichten. Zum Beispiel, wie ich auf dem Wehrhof die Brettlein meines kleinen gelben Koffers zusammengelesen habe, den mir der Melker David aus dem Fenster der Dachkammer auf die gepflasterte Hofreite hinab hat werfen müssen. Wie mir der Wirt Pletscher zu Ineichen ohne jede Sicherheit das Geld für den Prozeß geliehen hat, nur dem Wehrhofer zuleid. Denn dieser Fuchs tat zuerst, als ob er nichts vom Scheiden wissen wolle. Bis ihn halt dann mein Anwalt sauber in die Schuhe gestellt und vor dem ganzen Gericht zu schanden gemacht hat. —

Freilich, wir haben uns dann noch lang nicht wohl sein lassen dürfen, die Anna und ich. Jahr und Tag haben wir uns das Brot vom Munde absparen müssen, bis es uns auch nur zur Anzahlung auf dieses Gütlein da gereicht hat. — Daß es just der Holdergarten sein muß, das hat allein der schöne Name gemacht. Wie ich den hörte, da war's gleich bei mir ausgemacht. Der Mensch hat so seine Eigenheiten. Und ich hab' mich ja darauf verlassen können: Wer ein Glücksnarr ist, dem kann keine Sache ganz fehlschlagen. Den Buckel haben mir die Schulden mit den Jahren wohl ein wenig krumm gedrückt. Das ist ein wunderliches Gepäck, wenn sich einer das erst auf den Hals geladen hat, so wächst es da ordentlich fest.

Ei man gewöhnt sich auch ans Ungute und denkt: Andern ist auch nicht alles vergönnt. Wenn man nur allzeit das rechte Plätzlein herausfindet, so kann man sich die Welt von der Sonnenseite ansehen. Es ist immer ein Trost da, der die großen und die kleinen Übel aufwiegt. So besinn' ich mich jeden Tag dreimal darauf, daß das Anneli, unser Sorgenkind, neben einem braven, angesehenen Mann nicht so schwer mit dem Leben zu tun hat, wie ihre Mutter in jungen Tagen. Ich kann ihren Strampelbuben nie auf den Arm nehmen, ohne an jene böse und doch gute Stunde unterm Mühlenwehr zu denken.

Wenn mein Vater selig noch das Leben hätte, wenn er mir zusehen könnte, wie ich in meinem eigenen Holz den Christbaum abhaue; wenn er meinen neuen, blauangestrichenen Gestellwagen sähe mit den zwei Kühen davor, die notabene mir gehören, — wißt ihr, was mein Vater dann zu mir sagen würde: „Bub, für deine himmlische Seligkeit gäb' ich dir nicht fünf Rappen. Denn mit rechten Dingen kann das eineweg nicht zugegangen sein."

Digitized by Google

Die Stellung der Frau in Altbabylonien

Von Geheimrat Professor D. Friedrich Delitzsch

Die sogenannten „heidnischen" Araber, d. h. die Araber vor dem Auftreten Muhammeds, pflegten neugeborene Mädchen gleich nach ihrer Geburt lebendig zu verscharren. Während die Knaben für den Vater eine wertvolle Unterstützung bei Raub- und Kriegszügen bildeten, erschienen die Mädchen nur als eine Erschwerung des Familienunterhaltes in der unwirtlichen Wüste, als eine Gefahr der Verarmung. Wohl gelang es dem rühmenswerten Eifer des Propheten, dieser ebenso unsinnigen wie grauenvollen Unsitte ein Ende zu machen, doch zeigt auch er sich in dem Vorurteil von der Minderwertigkeit der Töchter gegenüber den Söhnen befangen und hält es eben deshalb für eine ganz besondere Herabwürdigung Gottes, daß seine Landsleute in den Engeln nicht allein Kinder Allahs, sondern obendrein Töchter Allahs erblickten. Gott solle sich Töchter zugelegt und den Menschen mit den Söhnen bevorzugt haben?! „Und sie legen Gott Töchter bei (Preis sei ihm!), sich dagegen, was sie begehren. Und wenn einer von ihnen die Botschaft, daß ihm ein Mädchen geboren, erhält, so verfinstert sich bis zum Schwarzwerden ingrimmig sein Antlitz. Er verheimlicht den Leuten die böse Kunde, die ihm geworden, unentschieden, ob er das Kind behalten soll und dann verachtet sein, oder ob er es in den Staub verbergen soll." Auch sonst spricht der Prophet — selbst innerhalb des Korans — ziemlich despektierlich von den weiblichen Wesen als solchen, die „großgezogen werden in Putz und unklar (soll wohl heißen: unlogisch) sind beim Streiten".

Von diesem ja leider nicht auf Muhammed und die Araber beschränkten Vorurteil, demzufolge „die Männer über den Frauen stehen", desgleichen von der nicht minder irrigen Vorstellung, als sei die „Haremsfrau", wie diese unsere Phantasie sich ausmalt, der Typus der orientalischen Frau auch im Altertum, müssen wir uns vollständig freigemacht haben, bevor wir daran gehen, die Stellung der Frau in Altbabylonien, d. h. vom 1. bis zum 4. Jahrtausend v. Chr. zu betrachten.

Neben einer Unzahl juristischer Urkunden aus der Zeit der ersten babylonischen Dynastie vor und nach 2000 v. Chr. ist für die Stellung der Frau im babylonischen Recht unsere Hauptquelle der berühmte Kodex des semitischen Königs Hammurabi, der älteste Gesetzeskodex der Welt aus den Jahren um 2000 v. Chr.: 282 Gesetzesparagraphen, eingemeißelt in einen vor elf Jahren von den Franzosen unter den Ruinen von Susa wiederentdeckten Dioritblock von 2¼ Meter Höhe und gekrönt von einem schönen Relief, welches Hammurabi darstellt, wie er in anbetender Haltung von dem Sonnengotte, dem höchsten Richter Himmels und der Erden, die Gesetze empfängt.

Nicht weniger als 68 dieser 282 Paragraphen, also nahezu ein Viertel des ganzen Gesetzbuches behandelt die Familie und setzt schon hierdurch die Tatsache in helles Licht, daß der babylonische Staat auf der Grundlage der Familie ruht. Da es aber ermüdend sein würde, alle diese Paragraphen einen nach dem andern hier durchzusprechen, ziehe ich es vor, meine verehrten Leserinnen und Leser einzuladen, mit mir die Babylonierin durch die verschiedenen Stadien ihres Lebens hindurch zu begleiten.

Kein Zweifel, daß auch dem Babylonier ein Sohn, ein Stammhalter und Erbe, insbesondere als Erstgeborener, willkommener war als ein Mädchen. In der Tat waren die, besondere Dankbarkeit gegen Gott atmenden Namen, wie „Sin (der Mondgott) hat sich meiner erbarmt", „Marduk ist der Geber des Kindes", ausschließlich den Knaben vorbehalten. Indes, daß auch das Mädchen mit wirklich herzlicher Freude und Liebe beim Eintritt in dieses Leben von seinen Eltern begrüßt wurde, zeigen die besonders zärtlichen Worte, die der Vater, der bald nach der Geburt die Namengebung vollzog, über das neugeborene Mädchen aussprach: Lamazani „mein kleiner Schutzengel", Inalibbi-erschit „in das Herz gepflanzt", Achâtâni „mein Schwesterchen" und allerlei sonstige Kosenamen wie „mein Schatz", „Herzchen", „kleiner Liebling", „Weinstöckchen"; auch das „Mäuschen" darf natürlich nicht fehlen.

Von anderen Mädchennamen, die uns ebenfalls einen Blick in das Seelenleben der Babylonier tun lassen, sei nur der inhaltsvolle Name Lâ-tub-schinni erwähnt, d. h. „du wirst mir keine Unehre bereiten".

Das Kind wurde von der Mutter oder Amme drei Jahre lang genährt, dann entwöhnt und im Frauengemach von der Mutter mit ganzer mütterlicher Liebe großgezogen, „einem Schoßhündchen gleich", wie wohl gesagt wird. Der Vater beteiligte sich an der Erziehung der Knaben wie der Mädchen nur bisweilen und je nach den Umständen mit Stock oder mit Kuß. Das Herz des Vaters, der Mutter gilt auch dem Babylonier als das Abbild der Liebe und des Erbarmens der Gottheit. Dafür wurde aber

Digitized by Google

von den Kindern ihrerseits Ehrfurcht und unbedingter Gehorsam gegen die Befehle des Vaters, bei Mädchen insbesondere gegen die der Mutter und, wenn mehrere Geschwister vorhanden waren, gegen die der ältesten Schwester gefordert. „Wenn ein Kind, d. h. eine Tochter, zu ihrer Mutter spricht: ‚Du bist nicht meine Mutter,‘ so zeichnet man sie mit einem Schnittmal in die Stirn und jagt sie aus der Ortschaft und von Hause.“ Eine große Gefahr und Sorge bildeten die Kinderkrankheiten, denen man rat- und machtlos gegenüberstand und zu deren Fernhaltung man dem Kinde ein Amulett gegen die grausame Dämonin Labartu an den Hals hing. Blieb aber das Mädchen gesund, so genoß es, da es im Lande des Paradieses noch keine Schulen gab, im Verein mit seinen Gespielinnen, unter Babyloniens wolkenlosem Himmel, gewiß nach Herzenslust seine Tage. Wenn es größer wurde, half es der Mutter mit beim Besorgen der häuslichen Geschäfte, erhielt gewiß auch Einblick in die Verwaltung des mütterlichen Privatvermögens, lernte Rechnen in praktischer Übung und bereitete sich allseitig für seinen eigenen zukünftigen Beruf vor.

Wie es noch jetzt drüben der Fall ist, heiratete jeder junge Mann und fand jedes Mädchen seinen Gatten. Das Gesetz Hammurabis bestimmt, daß, wenn beim Tode des Vaters der jüngste Sohn noch unverehelicht ist, er außer seinem Erbteil noch Geld für eine Brautgabe erhalten solle (§ 166), und ebenso sind die Brüder gesetzlich verpflichtet, für die Verheiratung der etwa noch unverehelichten Schwester pekuniäre Fürsorge zu tragen (§ 184).

Die Verehelichung oder, wie man zu sagen pflegte, „das Eingehen in das Haus eines Mannes“ bildete den großen Wende- und Mittelpunkt des Mädchenlebens. Und wenn alles halbwegs Wichtige in Babylonien schriftlich gemacht und von Zeugen beglaubigt werden mußte, so versteht sich von selbst, daß in der Ehe ganz besonders und gleich von Anfang an alles notariell festgesetzt werden mußte. „Wenn jemand eine Frau heiratet, aber keinen Vertrag mit ihr macht, so ist jenes Weib nicht Frau“ (§ 128).

Als den weisesten Brauch, den er bei den Babyloniern gefunden, bezeichnet Herodot (I,196) den, daß in jedem Dorfe, einmal im Jahre, die mannbar gewordenen Jungfrauen zusammengebracht und an einen Platz geführt würden, um sie herum die Schar der heiratsfähigen Männer, auch solcher, die nicht gerade zu eben diesem Dorfe gehörten. Der Herold ließ dann — so weiß Herodot sehr anschaulich zu erzählen — eine Jungfrau nach der anderen aufstehen und bot sie zum Kauf aus, zuerst die schönste von allen, hernach, wenn diese um eine große Summe erstanden war, rief er eine andere aus, die nach jener die schönste war; sie wurden aber auf die Heirat hin verkauft. Die heiratslustigen Babylonier nun, die reich waren, überboten sich einander und suchten eine der schönsten zu kaufen; die Leute vom gemeinen Volke aber, die heiraten wollten, ohne nach einer schönen Gestalt Verlangen zu tragen, empfingen das Geld und die häßlichen Jungfrauen. Und zwar ließ der Herold, wenn er mit dem Verkauf der schönsten Jungfrauen fertig war, die häßlichste vortreten oder eine, die etwa verkrüppelt war, und bot sie zum Kauf aus, bis sie an denjenigen kam, der sich mit der geringsten Geldsumme als Mitgift einverstanden erklärte. Es kam aber dieses Geld von den schönen Jungfrauen, und auf diese Weise brachten die schönen Mädchen die häßlichen und mißgestalteten an den Mann. Jeder Käufer mußte Bürgen stellen, daß er das Mädchen auch wirklich heiraten wollte. Herodot schließt seine Erzählung mit den Worten: „Dieses war nun bei ihnen ein sehr schönes Gesetz, es blieb jedoch auf die Dauer nicht in Geltung.“ Wir dürfen hinzufügen: es war überhaupt niemals in Geltung, sondern die ganze Erzählung von dieser Art Mädchenmarkt gehört mit zu den allzu vielen Märchen, die sich Herodot von seinen orientalischen Gewährsmännern leichtgläubig hat aufbinden lassen. Es ist von großer Wichtigkeit, die vollkommenste Unwahrheit der herodoteischen Berichterstattung schon bei dieser Gelegenheit festzustellen. Herodot ist in den meisten seiner babylonischen Nachrichten, wie jetzt monumental bewiesen wird, ein erstes klassisches Opfer orientalischen Fabulierens geworden. Wenn Herodot sagt: „Niemandem war es verstattet, seine Tochter dem Manne zu geben, den jeder wollte“, so war gerade das Gegenteil durch alle drei Jahrtausende der Fall. Zahllose Urkunden aus allen Perioden des babylonischen Altertums lehren, daß jedermann seine Tochter demjenigen gab, den er wollte.

Das Mädchen wurde der Regel nach vom Vater des jungen Mannes durch ein Brautgeschenk abgekauft. Die Preise der Mädchen waren so verschieden wie die Mädchen selbst. Das Mindestmaß der „Zubringung“ oder spezieller: der „Brautgabe“, war schon zu Hammurabis Zeit ziemlich das gleiche wie noch heutzutage, nämlich eine Mine Silber, d. i. ungefähr 150 ℳ (§ 139, vgl. 138). Der Fall, daß jemand ohne Brautgabe heiratet, wird zwar als möglich gesetzt (§ 139), kam aber in praxi wohl nur unter besonderen Umständen vor. Der Vater des jungen Mannes oder, wie selbst bei Lebzeiten des Vaters kurz gesagt wird, der junge Mann (§ 159) übersendet dem Hause des Schwiegervaters die Brautgabe. Mit ihrer Annahme von seiten des Vaters war das Geschäft perfekt, das Mädchen war junge Frau (kallâtu), war von Rechts wegen Frau und der junge Mann Eigentümer der Frau, Eheherr und Gemahl. Einen Brautstand nach unseren Begriffen gab es hiernach nicht. Doch brauchen wir den Ausdruck „Braut“ (z. B. „Brautgabe“) nicht ängstlich zu meiden. Aus einem

Digitized by Google

doppelten Grunde. Einmal deshalb, weil die junge Frau zunächst noch geraume Zeit in ihrem Elternhause zu bleiben pflegte, was leicht begreiflich ist, wenn wir bedenken, daß der junge Mann vom 10. Lebensjahre ab als heiratsfähig galt, die junge Frau also kaum 8, 9 Jahre alt zu sein brauchte. (In Ägypten war die niedrigste Grenze das 11. Lebensjahr des Mädchens.) Und sodann, weil, solange das Mädchen noch im Elternhause lebte, eine Rückgängigmachung von beiden Seiten noch möglich war. Besinnt sich der Sohn noch anders, so geht er der Brautgabe verlustig, die der Vater des Mädchens behält. Wird der Schwiegervater anderer Ansicht, so muß er die ganze Zubringung wiedererstatten (§ 161). Und ist er durch die Verleumdung eines Freundes seines Schwiegersohnes zur Rückgängigmachung veranlaßt worden, so bestimmt obendrein sehr weise das Gesetz, daß der Freund selbst das Mädchen unter keinen Umständen heiraten darf (§ 161) — wir beobachten schon hier den Schutz gegen Verleumdung.

Ob solche Rückgängigmachung auch noch möglich war, wenn bei der Übersendung und Annahme der Brautgabe ein richtiger Ehevertrag gemacht worden, bleibt unklar. In Assyrien galt das Gesetz, daß, wenn der Vater des jungen Mannes Öl über das Haupt des jungen Mädchens gegossen oder etwas Bestimmtes ihr zu essen gegeben, Rückgängigmachung ausgeschlossen war — das Mädchen gehörte dann der Familie des Freiers in dem Grade, daß, wenn der junge Mann noch vor der Heimführung stirbt, sein Vater die Schwiegertochter einem anderen seiner Söhne zu geben berechtigt ist.

Der praktische Sinn des Babyloniers läßt es begreiflich erscheinen, daß gleichzeitig mit der Annahme der Brautgabe auch die Gegenleistung des Schwiegervaters: die Mitgift, vereinbart und schriftlich fixiert wurde. Die der Tochter notariell zugesprochene Mitgift gilt zugleich als Erbteil der Tochter beim Tode des Vaters: die Tochter erbt infolgedessen nicht mit ihren Brüdern (§ 184). Die Erstattung der Mitgift erfolgte noch vor der Heimführung (§ 156). Sie war natürlich je nach den Vermögensverhältnissen der Eltern eine sehr verschiedene, doch überstieg ihr Wert der Regel nach den der Brautgabe. Bei wohlhabenden Familien bestand sie in alter Zeit zumeist in Feld und Garten (§ 178a), dazu einer oder mehrerer Sklavinnen oder Sklaven, Schmucksachen, Haustieren und Hausgerät, wohl auch in barem Gelde. Eine Sklavin war wohl zumeist in die Mitgift eingeschlossen zur persönlichen Unterstützung der jungen Hausfrau, eventuell auch, wie wir sehen werden, zur Unterstützung der jungen Ehefrau. Unter dem Hausgerät fehlt niemals ein Bett sowie etliche Stühle. Die Auszahlung der Mitgift erfolgte der Regel nach im ganzen auf einmal, ratenweise Zahlung war immer eine mißliche Sache und machte nicht selten gerichtliches Einschreiten notwendig.

Ob das Mädchen vor der Verheiratung auch ihrerseits um ihre Neigung gefragt wurde? Bis zu einem gewissen Grade wohl, denn wir wissen, daß das Mädchen nicht streng abgeschlossen aufwuchs, sondern Gelegenheit hatte, sich für den oder jenen jungen Mann zu interessieren, wohl auch Liebesbriefchen zu wechseln. Indes ausschlaggebend blieb stets der Wille des Vaters, dem das Mädchen schon deshalb sich unterwerfen mußte, weil es selbst trotz seiner kleinen Ersparnisse „in der Büchse" nicht in der Lage war, eine Mitgift aufbringen zu können. Ebenso konnte auch der junge Mann noch in spätester Zeit nur mit Zustimmung seiner Eltern um ein Mädchen anhalten und es ehelichen. Nabu-ahê-bullit, der Sohn eines Offiziers des Königs Cyrus, hatte ein Mädchen namens Tablut, die Schwester eines Anverwandten des Palastpräfekten (ebenfalls königlichen Offiziers), unter Beihilfe des letzteren, sowie des Bruders des Mädchens geehelicht. Der Vater des jungen Mannes bringt die Angelegenheit vor die Großen des Königs und die Richter, die Ehe wird für null und nichtig erklärt, die Heiratsurkunde zerbrochen, und Tablut, wenn sie sich dem nicht fügt, mit der Magdschaft bedroht.

Die wirkliche Ehe vollzog sich an dem Tage, da die junge Frau in das Haus des Mannes einzieht, da sie sich „behaust", mit dem Manne zusammen „das Haus macht". Über die dabei üblichen Gebräuche wissen wir zwar noch nichts Näheres, doch läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß die junge Frau, mit dem Schleier verhüllt, von ihren Freundinnen und Gespielinnen auf diesem wichtigsten Gange ihres Lebens geleitet, und daß sie von dem jungen Ehemann und dessen Freunden in feierlichem Zuge eingeholt wurde, bei welchem selbstverständlich die Musik auch in Babylonien nicht gefehlt hat.

Die segensreichste Ehebestimmung im babylonischen Recht war zweifellos die, daß die Mitgift der Frau dieser bei ihren Lebzeiten unter allen Umständen verblieb und als ihr ausschließliches und unantastbares Eigentum notariell sichergestellt wurde, ein Gesetz von fundamentaler Bedeutung für die Stellung der babylonischen Ehefrau. Die Babylonierin war, dank dieser Maßnahme, nicht sklavisch auf die Erhaltung seitens ihres Mannes angewiesen, vielmehr erhielt sie von Anbeginn der Hausgründung ab eine selbständige und bis zu einem gewissen Grade unabhängige Stellung, was wiederum auf die Stellung des Mannes zur Frau nur heilsam rückwirken konnte. Doch war auch sonst das Gesetz bestrebt, die verehelichte Frau nach Kräften zu schützen.

Zunächst vor Antastung ihrer Ehre durch Klatsch und Verleumdung. „Wenn jemand eine Priesterin oder jemandes Frau verdächtigt und es nicht beweist, so soll man jenen Menschen vor die Richter stellen, auch

Digitized by Google

seine Stirn mit einem Einschnitte zeichnen" (§ 127). Die Assyrer waren in diesem Punkte der Verleumdung und Verdächtigung, auch was die Frau anbetrifft, noch strenger. Wenn jemand seinen Nächsten an der ehelichen Treue seines Weibes zweifeln macht und es nicht beweisen kann, so erhält er neben anderen Strafen vorweg vierzig Stockhiebe.

Schutz gegen Vernachlässigung seitens eines liederlichen Mannes. „Wenn ein Weib ihren Mann haßt und sagt: ‚Du sollst mich nicht haben', so soll ihr Fall mit Hilfe ihrer Ortsbewohnerschaft klargestellt werden: wenn sie keusch ist und ohne Fehl, dagegen ihr Mann ausläuft, sie sehr verkürzend, so hat jenes Weib keine Schuld. Sie soll ihre Mitgift nehmen und in das Haus ihres Vaters gehen" (§ 142).

Schutz gegen äußere Not. Wenn der Mann in Gefangenschaft geführt wird und kein Lebensunterhalt in seinem Hause vorhanden ist, so darf sich die Frau anderweitig verheiraten. Kehrt dann der erste Mann zurück, so kehrt auch die Frau zu ihm zurück, während die Kinder dem zweiten Manne verbleiben. Jeden Anspruch an seine anderweitig verheiratete Frau verliert aber der Gatte, der böswillig seine Ortschaft verlassen (§§ 134—136).

Schutz gegen die Gläubiger ihres Mannes. Für Schulden, die der Mann vor der Verheiratung gemacht hat, braucht die Frau ebensowenig aufzukommen wie der Mann für Zahlungsverpflichtungen, die seine Frau vor ihrer Heimführung auf sich geladen (§ 151).

Schutz im Falle von Erkrankung, die der Frau die Erfüllung ihrer ehelichen Pflichten unmöglich macht. Der Mann mag in diesem Falle eine andere Frau heiraten, doch soll die erste Frau in dem von ihr gegründeten Hausstande wohnen bleiben, und er, solange sie lebt, sie erhalten (§ 148). Will sie selbst nicht wohnen bleiben, so mag sie mit ihrer Mitgift sein Haus verlassen.

Schutz endlich gegen leichtfertige Scheidung. Will sich der Mann auch nur von der kinderlosen Frau scheiden, so nimmt sie ihre Mitgift und bekommt außerdem vom Manne den Betrag ihrer Brautgabe, zum mindesten eine Mine Silber (§ 138 f.), d. h. etwa 150 ℳ, eine für die damalige Zeit sehr erhebliche Summe. In einem so reichen und im Durchschnitt jedenfalls wohlhabenden Lande wie Babylonien, in welchem der Zinsfuß alle Jahrhunderte hindurch 20 Prozent betrug, war zwar die geschiedene Frau gegen Not und Entbehrung schon durch ihre Mitgift ausreichend sichergestellt, doch überlegte sich überdies wohl auch der Ehegatte die Scheidung sehr reiflich, bevor er sich zu dem beträchtlichen Geldopfer einer Mine Silber entschloß. Und scheidet sich gar der Mann von seiner Frau, die ihm Kinder gegeben, so hat diese außer ihrer Mitgift noch ein Stück Feld, Baumgarten und sonstige Habe für die Aufziehung der Kinder zu erhalten, da diese bis zu ihrer Großziehung bei der Mutter verbleiben, und endlich, wenn die Kinder erwachsen sind, noch einen vollen Erbteil entsprechend dem eines Sohnes (§ 137).

Die außerordentlich hohe Stellung, welche die babylonische Frau einnahm, erhellt schon aus diesen gesetzlichen Bestimmungen, sie wird aber noch augenfälliger, wenn wir analoge assyrische Gesetzesbestimmungen vergleichen. So muß z. B. nach assyrischem Gesetz die Frau, deren Mann in das Feld gezogen ist, auch wenn kein Lebensunterhalt vorhanden ist, fünf Jahre auf ihren Mann warten. Auch kann der Assyrer seine Frau entlassen, ohne gesetzlich verpflichtet zu sein, ihr auch nur das mindeste zu geben: das Scheidegeld bleibt ganz seinem Ermessen anheimgestellt.

Noch schlimmer stand es um die Frau, vor allem was die Scheidung betrifft, in Israel. „Während das israelitische Weib" — ich zitiere namhafte evangelische Theologen — „auf Lebenszeit an den Mann gebunden war, stand diesem die Entlassung oder Verstoßung der Frau jederzeit frei", ganz nach Willkür und ohne jede Verpflichtung zu irgendwelcher Schadloshaltung. Diese bedenkliche Lage der israelitischen Frau, die jeden Augenblick, namentlich wenn sie unfruchtbar war, besorgt sein mußte, aus ihrem Hause getrieben zu werden; die Notlage dieser „armen verstoßenen Geschöpfe, die oft nicht einmal ins Vaterhaus zurückkehren konnten", veranlaßte die Propheten, wie Micha (2, 9), zu heftigen Strafpredigten. Aber wenn noch der jüngste der Propheten, Maleachi (2, 16), das Wort sprach: „Ich hasse die Scheidung, spricht Jahwe, der Gott Israels, darum hütet euch wohl in eurem Sinne und brechet niemals die Treue", so sieht man, daß die Ehescheidung noch bis in die späteste Zeit herab bei den Israeliten sehr üblich war. Die verstoßene israelitische Frau bekam einen Scheidebrief, der sie vor der Beschuldigung des willkürlichen Verlassens schützen sollte, die babylonische Frau bekam ein hohes Scheidegeld.

Dem weitgehenden Schutze, den das Gesetz Hammurabis der Ehefrau zuteil werden läßt, entsprach, wie es die Gerechtigkeit erheischt, auch energischer Schutz des Ehemannes gegen Ungebührlichkeiten der Frau. Die Frau soll in allererster Linie treu sein. Darum wird Ehebruch mit dem Tode, und zwar beider Teile bestraft (§ 129a). Auch wenn der Mann in die Gefangenschaft geführt wird und die Frau, obschon Lebensunterhalt vorhanden ist, sich anderweitig verheiratet, so soll man sie belangen und ins Wasser werfen (§ 133a, b). Ertränken, wohl auch „Herabstürzen" vom Turme der Mauer trifft die Frau, die ohne Veranlassung ihren Mann haßt und ohne äußeren Grund ihrem Manne das eheliche Verhältnis aufkündigt. Bei diesen drakonischen Bestimmungen bleibt

Digitized by Google

jedoch besonders das „man“ wirft sie in den Fluß usw. zu beachten, denn darin liegt, daß der Ehegatte sich nicht selbst Genugtuung verschaffen darf, sondern die Sache in die Hände der Richter gelegt ist. Von den Richtern aber wissen wir, daß sie nicht allein, unter der Gefahr schimpflicher Amtsenthebung, strengste Gerechtigkeit walten lassen mußten, sondern daß ihnen auch eine gewisse Milde zur Pflicht gemacht war. Selbst der Sohn, der sich schwer gegen seinen Vater vergangen und deshalb enterbt werden darf, soll nicht gleich beim ersten Male so hart bestraft werden, vielmehr sollen die Richter ihm einmal Verzeihung gewähren, und erst, wenn er abermals sich in schwerer Weise vergeht, die ganze Härte des Gesetzes ihn fühlen lassen. So war es gewiß auch bei der Bestrafung der Frau. Und noch ein anderes. Die babylonische Frau hatte zwar volle Freiheit der Bewegung, doch galt es als geziemend, möglichst nicht auszulaufen. Eine Frau, die ausläuft und dabei obendrein Torheiten begeht, ihr Haus zerrüttet, ihren Mann benachteiligt, kann Knall und Fall entlassen werden, ohne daß der Ehemann verpflichtet ist, ihr Reise- oder Scheidegeld zu zahlen. Wenn ihr Mann ihre Nichtentlassung ausspricht, so mag er ein anderes Weib heiraten, seine erste Frau soll als Sklavin im Hause des Mannes bleiben (§ 141).

⁂ ⁂ ⁂

Der Hauptzweck, weshalb der junge Babylonier heiratete, war natürlich auch der, eine tüchtige Hausfrau zu bekommen, aber in allererster Linie wollte er Kinder, insbesondere einen Sohn und Erben erhalten. Dieser Hauptzweck spricht sich besonders drastisch in dem Gesetze aus, daß, wenn die Frau stirbt, ohne dem Manne Kinder zu eigen gegeben zu haben, Brautgabe und Mitgift gegenseitig zurückerstattet werden. Gibt der Schwiegervater die Brautgabe nicht zurück, so zieht sie der Schwiegersohn von der Mitgift ab und gibt diese ihm dann wieder (§ 163 f.) — der Zweck von Brautgabe und Mitgift gilt durch den Tod der kinderlos gebliebenen Frau als vereitelt, die ganze Heiratsangelegenheit als erledigt. Heil dagegen der Frau, die ihrem Manne einen Sohn und Erben schenkt! Wie am königlichen Hofe die Frau, die dem Könige den Kronprinzen geboren, bis an ihr Lebensende in denkbar höchsten Ehren gehalten wurde, so stieg auch im Hause des einfachen Bürgers die Mutter von Kindern an Würde und Ansehen.

Wie aber, wenn die Frau kinderlos war, da der Mann nun doch einmal einen Sohn und Erben haben mußte? Das Idealste für die Frau war es in diesem Falle, wenn sie beide einen Sohn adoptierten, wozu sich reichlich Gelegenheit fand, da die Kinder von Priestern und Hörigen des Palastes leicht zu Adoptionszwecken zu haben waren. In der Tat entschloß man sich vielfach zur Annahme eines Kindes selbst dann, wenn die Hoffnung auf Kindersegen noch lange nicht aufgegeben zu werden brauchte. Deshalb lesen wir in Adoptionsurkunden häufig: „mag N. N. auch zehn Kinder bekommen“ (es scheint dies die Idealhöhe gewesen zu sein), „das Adoptivkind bleibt Sohn und Erbe“, oder: „bleibt der älteste Bruder“. Diese „zehn Söhne“ haben eine schöne Parallele im ersten Samuelisbuche (1, 8), wo Elkana sagt: „Hanna, was weinst du? Bin ich nicht mehr wert als zehn Söhne?“

Ein anderer, für die Frau immer noch erträglicher Ausweg, war es, daß sie, wie uns dies aus dem Alten Testamente von Sarah und Hagar her bekannt ist, ihrem Manne eine Magd gab. Ihre Magd — denn meist brachte die junge Frau eine Magd als Mitgift gleich mit in die Ehe. Diese Magd trat also stellvertretend für ihre Herrin ein. Doch gewährte auch hier das Gesetz der Ehefrau Schutz vor etwaigen Übergriffen ihrer Sklavin, denn § 146 besagt: „Wenn jemand eine Frau heiratet und sie eine Sklavin ihrem Manne gibt und diese Kinder gebiert, nachher jene Sklavin ihrer Herrin sich gleichstellt, so soll zwar, weil sie Kinder geboren, ihre Herrin sie für Geld nicht verkaufen, jedoch eine Fessel ihr anlegen und sie den Sklavinnen zuzählen.“ Die Sklavin, die bis dahin die persönliche Dienerin und Zofe ihrer Herrin gewesen, wird nunmehr zur Sklavin zweiten Ranges degradiert, indem ihr eine Fessel angelegt wird. Doch bleibt beachtenswert, wie selbst bei einer Sklavin die natürliche Anhänglichkeit der Mutter an ihre Kinder geschont wird — die Sklavin darf außerhalb des Hauses nicht verkauft werden. Nur wenn sie keine Kinder geboren, ist dies ihrer Herrin gestattet (§ 146 f.). Die Kinder der Sklavin wurden dann vom Hausherrn zumeist adoptiert und erbberechtigt. Es geschah dies, indem der Vater zu dem Kinde die Worte sprach: „Du bist mein Sohn“ — eine der mancherlei kurzen Formeln, mittels deren bestimmte Willensäußerungen rechtskräftige, unabänderliche Geltung erhielten. Das Sklavinnenkind wurde dadurch Sohn und Erbe des Vaters, gleich den Söhnen der rechtmäßigen Gattin, doch hatten die letzteren bei der Erbteilung die Vorhand. Jenes „Du bist mein Sohn“ war nicht die Adoptionsformel (denn die sogen. Adoptierung eines Ziehkindes schloß noch nicht notwendig dessen Erbberechtigung in sich), sondern es involvierte die Erbberechtigung gleich einem leiblichen Sohn. Es ist dies von weittragender Bedeutung für das Verständnis der berühmten Psalmstelle Ps. 2, 7.

Eine zweite Frau neben der ersten zu heiraten, wenn diese ihrem Manne Kinder gegeben, verbot das Gesetz nachdrücklichst. Im übrigen mußte, wie die Sklavin, auch die Nebenfrau sich wohl hüten, der eigentlichen Gemahlin des Mannes sich gleichsetzen zu wollen (§ 145). Die babylonische Ehe war nach alledem wesentlich Monogamie. In Israel stand es in dieser Beziehung sehr

Digitized by Google

viel laxer. Dort war von alters her Bigamie üblich. Auch wenn die erste Frau einen Sohn ihm geschenkt hatte, konnte der Israelit nach Belieben eine zweite Frau nehmen; das Gesetz Moses (Deut. 21, 15—17) setzt dies sogar als das Gewöhnliche voraus, und kein Gesetz machte die Zwistigkeiten und gegenseitigen Kränkungen der beiden, geradezu als „Feindinnen" bezeichneten, Frauen (1 Sam. Kap. 1) unmöglich. Die höhere Auffassung der Ehe, wie sie 1 Mos. 2, 24 ff. vorschwebt („darum wird der Mann Vater und Mutter verlassen" usw., vgl. Matth. 19, 5), kommt erst ganz allmählich in nachexilischer Zeit zur Geltung. „Erst nach dem Exil, also etwa $1^1/_2$ Jahrtausend nach Hammurabi, strebt auch in Israel die bessere Volkssitte auf Monogamie hin, wie sie in den sogenannten ‚Sprüchen Salomonis' vorausgesetzt ist."

Die babylonische Witwe war schon durch ihre Mitgift gegen Not sichergestellt, aber das Gesetz bestimmte außerdem, daß sie im Hause ihres verstorbenen Mannes wohnen bleibe und außer der Mitgift auch das ihr von ihrem Manne notariell verschriebene Geschenk, wohl ein Stück Feld oder Garten, behalte und zeitlebens genieße ... Verkauft darf das Geschenk nicht werden, der ganze Nachlaß fällt an die Kinder (§ 171). Wenn der Mann ihr kein Geschenk gegeben hat, so soll sie vom Eigentum des Hauses ihres Mannes einen Teil, entsprechend einem Erben, bekommen. Bestraft werden die Kinder, die der Mutter das Haus verleiden. Beliebt es der Frau, sich wieder zu verheiraten, so muß sie das von ihrem Manne erhaltene Geschenk ihren Kindern zurücklassen. Ihre Mitgift fällt bei ihrem eigenen Tode an die Kinder ihrer ersten und eventuell zweiten Ehe, und wenn die letztere kinderlos geblieben, ausschließlich an die Kinder der ersten. Die unmündigen Kinder einer sich wiederverheiratenden Witwe nimmt § 177 in Schutz, der an § 1493 unseres Bürgerlichen Gesetzbuches erinnert. „Wenn eine Witwe, deren Kinder noch klein sind, sich anderweitig zu verheiraten beabsichtigt, so soll sie ohne die Richter es nicht tun. Wenn sie sich anderweitig verheiraten will, so sollen die Richter die Verhältnisse des Hauses ihres ersten Mannes klarstellen: das Haus ihres ersten Mannes sollen sie ihrem zweiten Manne und jenem Weib übertragen und eine Urkunde sie ausfertigen lassen: sie soll das Haus bewahren und die Kleinen großziehen, die Hausgeräte für Geld nicht verkaufen. Der Käufer, der das Hausgerät der Kinder einer Witwe kauft, geht seines Geldes verlustig, das Eigentum kehrt zu seinem Eigentümer zurück".

Die babylonische Frau war in ihrem Hause Herrin. Ihre vornehmste Aufgabe war die Großziehung der Kinder, für deren Unterhalt usw. selbstverständlich der Vater aufzukommen hatte. Sie hatte ferner das Haus in Ordnung zu halten und die zum Haushalt nötigen Einkäufe (Öl für die Lampen und dergleichen) zu besorgen. Dabei genoß sie zwei große Vorzüge vor der heutigen Hausfrau. Da bei dem unerschöpflichen Reichtum des Landes an Getreide, Obst allerart, obenan Datteln, an Vieh, sowie an Fischen, von denen noch heutzutage die Ströme und Kanäle wimmeln, besonders von mächtigen Karpfen, der Preis der Lebensmittel ein bescheidener war, war die Führung des Haushaltes für die babylonische Hausfrau keine sorgenvolle Bürde. Sodann gab es keine Dienstbotenfrage. Vielmehr wurde die Frau in ihren Arbeiten von Sklavinnen oder Sklaven unterstützt, welch letztere zum Beispiel Mehl mahlen, Brot backen, Wasser holen mußten und dergleichen. Die vornehme Babylonierin verfügte oft über viele, von einem besonderen Vogt überwachte Sklaven und Sklavinnen. Viel Denken und Schaffen verursachte der babylonischen Frau ihr Heiratsgut, das alle — sehr kaufmännisch veranlagten — babylonischen Frauen ganz selbständig so nutzbringend als möglich zu verwalten bestrebt waren. Sie konnte dabei ihre Fähigkeiten ungehemmt betätigen. Da die weiblichen Wesen in den gerichtlichen Urkunden stets als „Tochter" des und des, selten zugleich als „Frau" des und des bezeichnet werden, so läßt sich in sehr vielen Fällen nicht mit Bestimmtheit ausmachen, ob eine verheiratete, geschiedene oder verwitwete Frau in Betracht kommt. Aber die vielen Kontrakte, in welchen Frauen Geld auf Zinsen verleihen, Verträge mit einem Pächter abschließen, Datteln ihres Gartens verkaufen, für irgendeine andere Person haften usw., reichen hin als Beweise vollkommenster Selbständigkeit der babylonischen Frau nach außen hin, weshalb sie auch ihr eigenes Siegel trägt und vor Gericht als Zeugin funktioniert, was der israelitischen Frau niemals verstattet war. Mädchennamen wie „in Esagila zu Hause" (so hieß der Haupttempel Babylons), „sie hat lieb Esagila" bezeugen den religiösen Sinn der babylonischen Frau. Auch lesen wir, daß die vornehmen babylonischen Damen sich ihren Stuhl in den Tempel des Gottes Marduk tragen ließen. Was aber schließlich besonders denkwürdig ist, ist, daß die babylonische Frau sogar noch bei ihrem Tode in besonderer Weise ausgezeichnet erscheint, indem bis jetzt nur bei Frauen das Ableben sich mit den Worten ausgedrückt findet: „ihr Gott rief sie zu sich".

Die Stellung der Frau im babylonischen Recht, die das Ideal, das der modernen Frauenbewegung vorschwebt, zu einem guten Teil bereits im 3. Jahrtausend v. Chr. erreicht zeigt, mutet uns an, wenn wir auf die übrigen Völker der Alten Welt blicken, wie ein heller Akkord aus einer anderen Welt. Und er ist in der Tat in die semitische Welt aus einer anderen Welt geklungen. Immer klarer stellt sich ja heraus,

Digitized by Google

daß der semitische König Hammurabi zwar das unvergängliche Verdienst in Anspruch nehmen darf, für sein Land ein Einheitsrecht geschaffen zu haben, das zwei Jahrtausende hindurch in Kraft blieb, daß aber sein Gesetz in weitem Umfange nur eine Kodifizierung weit älterer Gesetze darstellt, nämlich der Gesetze der ältesten, sogenannten sumerischen Bevölkerung des Landes.

Im Hinblick auf die unfreie und rechtlose Stellung der Frau sogar beim Volke Israel und die damit übereinstimmenden Anschauungen der sonstigen semitischen Völker, etwa der Araber, war es von vornherein klar, daß die außerordentliche Ehrung, ja Bevorzugung der babylonischen Frau nicht von der semitischen (der sogenannten akkadischen) Bevölkerungsschicht Babyloniens herrühren kann, sondern, gleich der ganzen babylonischen Kultur, auf die Urbevölkerung des Zweistromlandes, die sogenannten Sumerer, zurückgeht. Die Neuentdeckung dieses dem Gedächtnis der Menschheit spurlos entschwundenen uralten Kulturvolkes der Sumerer bildet eine der bedeutsamsten Ruhmestaten, die die abendländische Forschung durch ihre Grabungen in Mesopotamien vollbracht hat. Die Sumerer, ein Volk ungewöhnlich hoher Begabung, sie waren es, die dem Weibe die Stellung gaben und durch das Gesetz sicherten, wie sie der Gefährtin des Mannes gebührt, und die gleichzeitig zur Gleichberechtigung noch unverkennbare Ehrung fügten. Überall hat die Frau den Vortritt. Sogar in den Schriftzeichen für Ehegatten und in Wortzusammensetzungen für „Gesinde" geht die Ehefrau dem Ehemann, sogar die Sklavin dem Sklaven voraus. Wie die Sumerer auch sonst bei der Bildung ihrer Schriftzeichen zuweilen vier Striche verwendeten, um mit dieser zweiten Potenz von 2 eine Steigerung des Begriffes des einfachen Zeichens zu markieren, so schrieben sie den Herrn , dagegen die Herrin , mit welchem Schriftzeichen ich mir gewiß die Zuneigung aller meiner Leserinnen gewinne. Die sumerische Frau hatte es augenscheinlich von ältester Zeit her verstanden, als Gehilfin ihres Mannes bei der schweren Arbeit des Kampfes um das Dasein und obendrein als tüchtige Hausfrau und liebevolle Mutter der Kinder sich ihre Gleichberechtigung zu wahren, ja besondere Wertschätzung sich zu erringen. Die Gleichnisreden, welche die sumerischen Priesterfürsten, zum Beispiel Gudea, in ihren Inschriften gebrauchen: „wie eine treue Hausfrau ihr Haus hegt und pflegt", „gleich der Mutter, die dem kranken Kinde einen Heiltrank bereitet", sind in dieser Hinsicht bedeutsam, und wenn den Sumerern die höchste weibliche Gottheit, die „Himmelskönigin", die „Göttermutter", die „liebe Frau", genannt Gaschannu, das ist „meine Herrin", „Madonna", meist dargestellt mit dem Kinde auf dem Arm oder an der Mutterbrust, als unfehlbare Fürsprecherin bei den Göttern galt, so bestätigt auch dies, wie hoch der Sumerer von der Frau und Mutter dachte.

Daß auch in Babylonien nicht alles streng nach den Gesetzen der Moral vor sich ging, daß auch unter den babylonischen Palmen Mädchen wandelten, die sich dem Dienste der Göttin der Liebe geweiht hatten, soll ebensowenig entschuldigt als den Babyloniern zu besonderer Last angerechnet werden. Beklagenswert ist nur das eine, daß die Babylonier, da sie nun einmal alles und jedes in Natur- und Geistesleben mit der Gottheit in Verbindung brachten, konsequenterweise auch das ganze Liebesleben mit Einschluß der sinnlichen Erotik der sogenannten weiblichen „Istar", der Göttin Beltis (der Göttin des Abendsterns) unterstellten. Auch daß infolgedessen der Tempel Anus und Istars in der Stadt Erech ebenso wie alle anderen Heiligtümer der Liebesgöttin, zumal an den hohen Festen, keines makellosen Rufes sich erfreuten, ist rückhaltlos zuzugeben. Aber deshalb bleibt doch, was Herodot im 199. Kapitel seines ersten Buches berichtet, daß jede babylonische Frau einmal in ihrem Leben einem Fremden sich preisgeben mußte, genau so unwahr wie jenes, was er über den Heiratsmarkt und viele andere babylonische Dinge auf uns gebracht hat. Wie die Babylonier über Prostitution dachten, läßt sich daran ermessen, daß das Gesetz der Assyrer, die an Gesittung den Babyloniern weit nachstanden, einer öffentlichen Dirne, die sich verschleiert auf der Straße zeigt, die Ohren abzuschneiden befiehlt und denjenigen, der sie gesehen und nicht sofort zum Palaste abführen ließ, mit fünfzig Stockhieben und einem Monat königlichen Dienstes, das ist wohl einer Art Zuchthaus, bedroht.

Aber die Frau hat nicht nur Rechte und Pflichten juristischer Art — es ist ihr auch das Recht, ja die Pflicht geworden, dem Manne zu gefallen, Liebreiz zu entfalten, der Rose gleich sich selbst und damit zugleich den Garten, das Haus ihres Mannes, zu schmücken, das Leben der Männer zu erhellen, zu erheitern, zu verklären, und diesem Zwecke entsprechend sich auch äußerlich zu kleiden und zu schmücken. Darum zum Schlusse anhangsweise noch ein kurzes Wort über die Toilette der babylonischen Frau.

Als die Göttin Istar in die Unterwelt hinabstieg und bei jedem der sieben Tore ein Stück ihrer Kleidung und ihres Schmuckes in den Händen des Pförtners der Unterwelt zurücklassen mußte — denn auch sie darf, gemäß den uralten Gesetzen, nur nackt vor der Göttin des Todes erscheinen —, gibt sie am ersten Tore die große Krone ihres Hauptes ab, am zweiten ihr Ohrgehänge, am dritten ihr Halsgeschmeide, am vierten ihren Brustschmuck, am fünften ihren edelsteinbesetzten Gürtel, am sechsten ihre Hand- und Fußspangen, bis endlich am siebenten Tore das ihre Reize verhüllende Gewand fällt. Also fünf Schmuckgegenstände, dagegen nur

Digitized by Google

ein durch einen Gürtel um die Taille zusammengehaltenes Gewand. In der Tat zeigen sich die Damen ältester babylonischer Zeit, die sumerischen Damen, nur mit einem einzigen, sehr aparten Gewande bekleidet: einem großen, reichverzierten Schal aus einem einzigen Stück, der über der Brust und unter den Armen festangelegt, dann im Rücken gekreuzt und über die Schultern zurückgeführt wurde, wobei die geschmackvoll gemusterten Säume in zwei symmetrischen Streifen über die Brust herabfielen. In bezug auf die Farbengebung der Gewänder zeigten die Babylonierinnen ebensolchen vortrefflichen Geschmack wie uns dies von den Römerinnen bekannt ist. Besondere Vorliebe genoß bei ihnen violett und gelb, wohl auch blau. Großer Wert scheint auch auf die Fußbekleidung, auf feine Schnürstiefel, gelegt worden zu sein, die, wie bei den assyrischen Pagen, wohl ebenfalls über Strümpfen getragen wurden.

Je einfacher aber die Kleidung des Körpers war, was ja bei der gewaltigen Hitze von bis zu sechzig Grad Celsius im Sommer leicht erklärlich ist, um so mannigfacher war dessen Putz. Schmucksachen aus Edelmetallen, aus Perlen, Ganz- und Halbedelsteinen waren beim weiblichen Geschlechte ganz besonders beliebt. Was immer Schmuck zuließ, wurde geschmückt: daher lesen wir nicht allein von Stirnreifen, Ohrgehängen in den beliebten Formen von Tropfen und Tröpfchen, Halsketten, bei denen Halbmöndchen ein gerngesehenes Muster waren, Brustschmuck, rosettenverzierten Arm- und Fußspangen, Fingerringen mit Edelstein-, zum Beispiel Smaragdfüllung, sondern wir besitzen auch in großen Mengen mannigfachster Form und verschiedensten Wertes alle diese Schmucksachen aus den babylonisch-assyrischen Gräbern. Von Nasenringen, mit denen sich noch heutzutage die orientalischen Frauen schwerbegreiflicherweise entstellen, gewahren und lesen wir bei den Babyloniern nichts.

Eine große Rolle spielten endlich die Toilettegegenstände. In erster Linie gehörte zur Toilette nächst dem Waschen das Salben. Neben Speise, Trank und Kleidung bildete das Salböl das vierte unentbehrliche Lebensbedürfnis des babylonisch-assyrischen Volkes, der Männer wie der Frauen. Ferner die Parfümierung (auf den Wohlgeruch der Frau hält der Orientale ganz besondere Stücke), weiter das Schminken, besonders das der Augen, vielleicht auch das Färben der Fingernägel, und endlich, nicht zu vergessen, die Frisur des schwarzen Haares. Die Bildnisse sumerischer Damen zeigen, daß man schon im 3. Jahrtausend v. Chr. das Haar chignonartig aufgenommen trug; die akkadischen Frauen dagegen scheinen das Haar gekräuselt und auf beiden Seiten herabfallend getragen zu haben. Wie außerordentlich zahlreich und mannigfach solche Damenausstattung gerade durch die große Menge der Toilettegegenstände war, lehren handgreiflich die beiden Riesentafeln in der Vorderasiatischen Abteilung der Berliner Museen, auf welchen die Brautausstattung der an den Pharao zu verheiratenden Prinzessin von Mitanni, namens Tatuchepa, geschrieben steht. Es ist eine ausnehmend schwere philologische Aufgabe, alle diese Salbfläschchen, Riechfläschchen, Schminkbüchschen, metallenen Handspiegel, Kästchen und Gefäße von Elfenbein, Alabaster usw. fein säuberlich auseinanderzuhalten. Vielleicht wird die Aufgabe niemals gelingen, da es sich doch auch gewiß bei manchen Wörtern um Toilettegeheimnisse handelt.

⁂ ⁂ ⁂

Und kehre ich nunmehr mit dem Schlusse dieser Darlegungen zu deren Anfang zurück, so bekennen sich die Babylonier-Assyrer sowohl mit ihren Mädchennamen, zum Beispiel Lamazâni „mein kleiner Schutzengel“, Schi-lamazi „sie ist mein Schutzengel“, als auch mit ihren Reliefs, welche Engel in weiblicher Gestalt darstellen, als die Urheber der von Muhammed so perhorreszierten Anschauung von den Engeln als weiblichen Wesen. Wir begreifen jetzt angesichts der Stellung der babylonischen Frau diese Auszeichnung des weiblichen Geschlechtes vollkommen. Wir begreifen sie auch von unserem modernen Standpunkte aus: grüßen wir doch Tausende unserer Schwestern in eben unseren Tagen als Gottesboten, als wahre Engel zur Linderung von Wunden und Krankheit und zu allen Werken barmherziger Liebe! Aber auch nach vielen anderen Seiten hin werden sich unsere Jungfrauen und Frauen solch hoher Ehrung würdig erweisen, wenn wir ihnen nur die Flügel verleihen, ihre Gaben und Kräfte immer freier und ungehinderter zu entfalten.

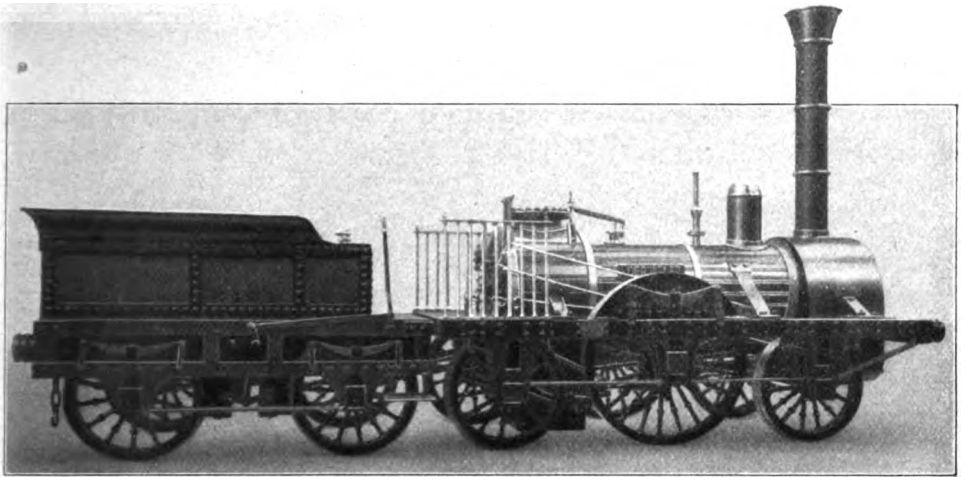
Der alte Gärtner

In seinem Rosengarten
Der alte Gärtner geht.
Er hat nichts zu erwarten,
Er fühlt, es ist schon spät.

Mit seinen harten Händen
Hilft er dem jungen Trieb.
Er weiß, es wird bald enden,
Doch annoch hat er's lieb!

Richard Schaukal

Digitized by Google



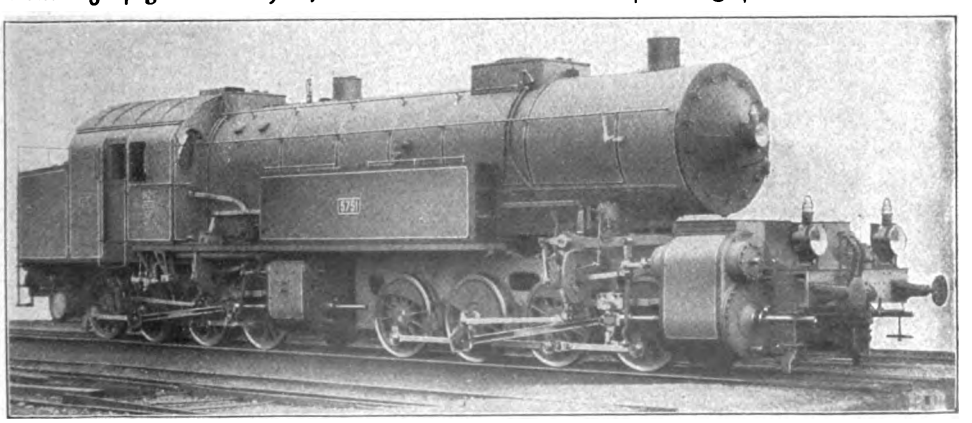
„Der Adler", eine der ersten Lokomotiven in Deutschland

Die Schönheit der Maschine. Von Artur Fürst

Friedrich Hebbel besuchte im Jahre 1862 die Weltausstellung in London. Das Maschinenzeitalter war damals schon längst geboren. In den Hallen sah man eine nicht geringe Zahl großartiger Maschinenbauten. Hebbel stand davor und schrieb dann an seine Gattin Christine: „Der Entwicklung des Maschinenwesens würde ich mich freuen, wenn es nur gewiß wäre, daß sie dem Armen sein schweres Lebens-Loos erleichtert; aber ich fürchte sehr, man nimmt ihm die Arbeit ab, um ihn dem Hungertode preiszugeben, denn Millionen sind dazu da, den Boden zu bebauen, den Hammer zu schwingen usw., und ihr Gehirn fängt nicht darum zu blitzen an, weil sie ihre Hände in den Schoß legen können. Mich interessierte daher nur die Gemälde-Ausstellung ..." Das also, etwas negativ Theoretisches war das einzige, was die Maschinen diesem Mann zu sagen vermochten, der einer der tiefsten Denker unter allen Menschen gewesen ist. Er sah in ihnen nichts anderes als Zerstörer, es fiel ihm nicht bei, daß sie auch einmal fördernd, aufbauend würden wirken können.

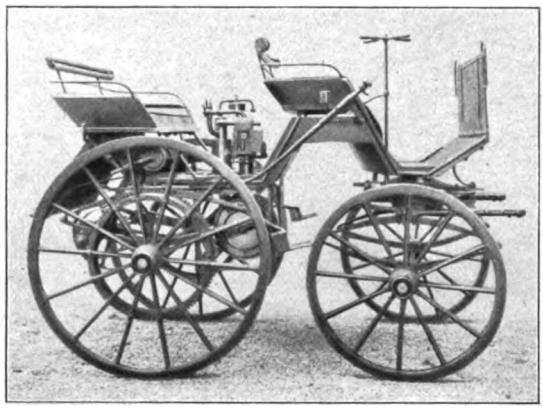
Wir wissen heute, daß Hebbel sich mit sehr vielen anderen seiner Zeitgenossen über die soziale Wirkung der Maschinen getäuscht hat. Gerade das Gegenteil des von ihm Erwarteten ist eingetreten. Die wütenden Werkleute, die im Anfang hier und da die neu aufgestellten Maschinen zerstörten, ahnten nicht, daß sie gegen einen ihrer größten Wohltäter anstürmten. Der Aufstieg des Arbeiterstandes aus Kümmerlichkeit und drückender Armut zu auskömmlichen Verhältnissen und zu einer politisch bedeutsamen Stellung fällt zusammen mit dem immer kräftigeren Eindringen mechanischer Erzeugungsmethoden in die Industrie.

Und das ist kein Zufall.



Neuzeitliche Mallet-Heißdampf-Lokomotive, gebaut von J. A. Maffei

Digitized by Google



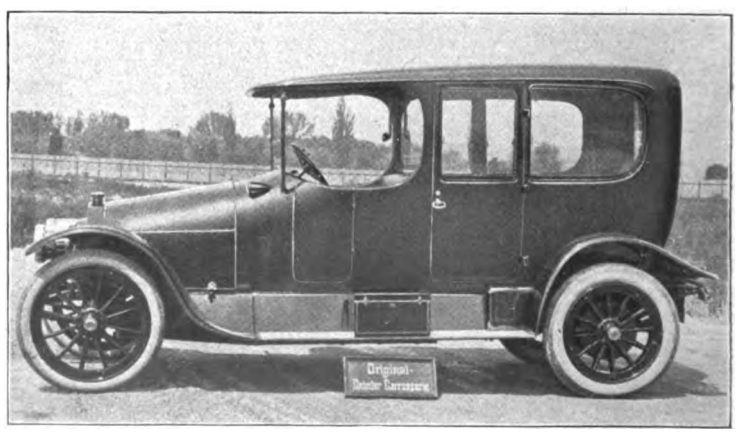
Daimlers erstes Automobil

Die ungeheure Vermehrung der Herstellungsmöglichkeiten, die Verbilligung sämtlicher Gebrauchsartikel, die während der letzten Jahrzehnte durch die Wirkung der Maschinen eingetreten sind, haben die Nachfrage um ein Vielfaches gesteigert. Dadurch ist auch der Bedarf an Händen gewachsen, denn Menschen sind es ja schließlich, die die Maschinen bauen und sie bedienen. Aber bei ihrer heutigen, so vielfach vermehrten Tätigkeit sind die Menschen zum größten Teil von einer niederdrückenden Last befreit, von der ganz schweren körperlichen Arbeit, die sich in sinnestötender Gleichmäßigkeit fortwährend wiederholt. Gerade eine solche menschenunwürdige Tätigkeit nimmt ihnen die Maschine in den meisten Fällen ab, und so hat der Arbeiter, der früher selbst ein Knecht war, jetzt einen Knecht unter sich, der nichts weiter will, als niedrige Dienstleistung, der nur hierfür geschaffen ist.

Aber die Maschine hat anfangs noch auf einem andern Gebiet als Zerstörer gegolten. Was sie schuf, war billig und schlecht. Die edlen Bildungen des guten alten Handwerks verschwanden und machten der Dutzendware Platz. Früher war jedes Erzeugnis eine Persönlichkeit gewesen, etwas, das in ganz genau der gleichen Form nur einmal vorhanden war, das so wenig etwa ein völlig Gleiches besaß, wie ein menschliches Gesicht. Nun wurden vom Gesenkhammer oder der Stanze die Bedarfsartikel kaskadenartig in immer genau derselben Form mit ermüdender Gleichförmigkeit hergestellt. Die Uniformität zog in die Industrie ein, aber das sich immer wiederholende Kleid, das die Erzeugnisse angezogen hatten, war von einem schlechten Schneider gemacht; es deckte zwar, aber es saß nicht. Eine Häßlichkeit kam in die Welt, die man bis dahin nicht gekannt hatte, und dies gleich in einem Umfang, daß die gesamte Kultur einen richtigen Stoß nach abwärts bekam.

Auch die Maschine selbst war nichts weniger als schön. Klotzig gefügt, aus unorganischen Teilen zusammengehauen, schien sie das genaue Gegenteil von dem, was man Kunst nennt. Jeder Kubikzentimeter ihrer metallenen Glieder schien zu sagen: ich bin nicht zum Vergnügen da, ich habe harte Arbeit zu leisten, zu schuften, mich zu plagen, mir bleibt keine Zeit, in den Spiegel zu blicken.

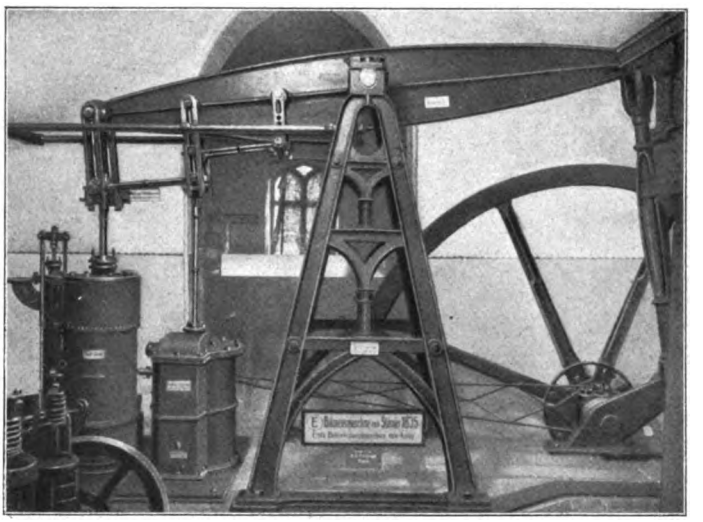
Damals entstand das Schlagwort von den Nützlichkeitsformen. Es ist falsch. Das letzte Jahrzehnt hat uns gelehrt, daß Nützlichkeit und Schönheit nicht nur keine Gegensätze sind, sondern daß sie ein gleiches bedeuten.



Ein Luxuswagen von heute

Digitized by Google

Man hatte bei der Formgebung für die Massenartikel und beim Bau der Maschinen den Fehler begangen, Hergekommenes, das für andere Zwecke sehr gut war, zu übertragen, Ausdrucksweisen, die sich bei der Verfolgung ganz anderer Ziele entwickelt hatten, für das Neue blind herüberzunehmen. Das mußte Übles bewirken. Die Maschine, wenn sie auch die Hand ersetzen soll, ist doch keine Hand. Mußte das Handwerk nach reichen, wechselvollen Formen streben, so das Maschinenerzeugnis nach einem starken Ausdruck durch Einfachheit. Reicher Schmuck, der, einmal angewendet, schön ist, wirkt geschwollen und langweilig, wenn er sich fortwährend wiederholt. Vor allem aber kam es darauf an, Maskeraden zu vermeiden. Ein Gußstück darf in seinem Äußern nicht so tun, als sei es von Hand getrieben, ein gepreßter Griff soll keine Ziselierung vortäuschen. Entwicklung des Ausdrucks aus der Eigenart des jeweiligen Materials, Herausarbeitung einer Schönheitswirkung aus einfachen Linien, das war es, worauf es ankam. Erst im Anfang dieses Jahrhunderts wurde das mit voller Klarheit erkannt, und es fanden sich geeignete Kräfte für die neuartige Gestaltung.



Erste Betriebsdampfmaschine von Krupp aus dem Jahre 1835

In der Architektur vollzog sich ein Ähnliches. Das Eisen begann den Steinbau bei Hallen- und Brückenkonstruktionen mehr und mehr abzulösen. Man wußte zuerst nichts Besseres zu tun — und weiß es leider an manchen Orten auch heute noch nicht — als die Ausdrucksformen des Steins auf das Eisen zu übertragen. So entstanden die gußeisernen Säulen mit korinthischen Kapitälen, Eisenbogen wurden in Barock- und Renaissanceformen gezwungen, die zu ihnen paßten wie eine Rose auf einen Kastanienbaum — bis man endlich einsah, daß die Sprache des neuen Baustoffs eine andere sei, daß die Luftigkeit, Helligkeit, das Schwebende, geflügelt Aufsteigende, das es den Gebäuden zu geben vermag, seine wahre Schönheit ist.

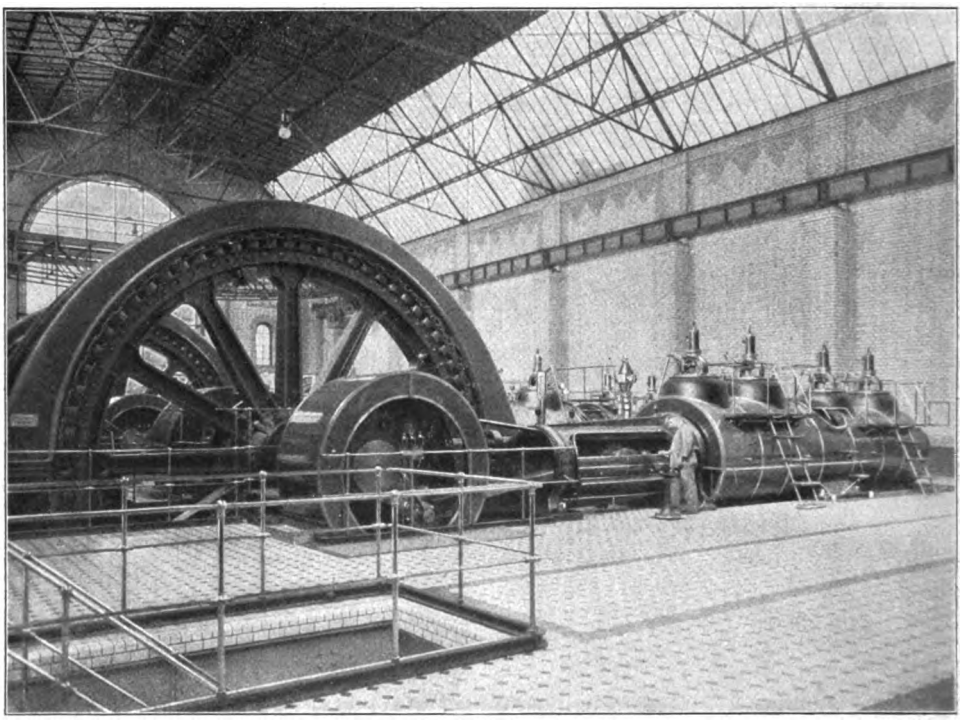
Nun war die Bahn frei, und man entwickelte bei den Hallen und Brücken aus den Zug- und Druckstangen des Eisenwerks heraus einen ganz neuen Ausdruck, der im Beschauer Befriedigung auslöst, weil der natürliche Verlauf der im Bauwerk auftretenden Kräfte in einem einzigen, wohlgeformten und jedem sofort einleuchtenden Satz daraus spricht. Das Eisen, das John Ruskin als den unmonumentalsten Baustoff bezeichnete, hat sich zu starken monumentalen Wirkungen durchgerungen. Die nackte Nützlichkeit ist Schönheit geworden.

So kann es, ja muß es heute auch schöne Maschinen geben. Es hat sich auf diesem Gebiet noch ein ganz besonders interessanter Zusammenhang zwischen Schönheit und Nützlichkeit herausgestellt.

Man kann sagen, daß eine moderne Maschine, die häßlich aussieht, auch schlecht arbeitet. Nutzeffekt und organische Außenform stehen in einem engen Verhältnis zueinander. Was ungegliedert, roh zusammengefügt aussieht, das ist meist auch innerlich nicht nach einem zwingenden Grundgedanken durchgearbeitet. Die Maschine hat ein Gesicht wie ein Mensch, bei dem wir das Antlitz ja den Spiegel der Seele nennen. Die großen Gesetze der Natur sind einfach und lapidar. Die Maschine,

Digitized by Google

die dazu da ist, die also geregelte Natur in den Dienst der Menschen zu zwingen, muß darum, wenn sie es ohne beschwerende Umwege wirklich tut, einen monumental-lapidaren Ausdruck haben. Ein Buch, welches das spanische Hofzeremoniell angibt, kann weder so wenige Seiten haben, noch in so einfachen klaren Sätzen abgefaßt sein wie eine moderne Fabrikordnung. Denn es enthält etwas Herbeigezwungenes, Gekünsteltes, während diese nur der Ausdruck von etwas ganz Einfachem und fast



Neuzeitliche Dreifach-Expansions-Dampfmaschine mit Ventilsteuerung

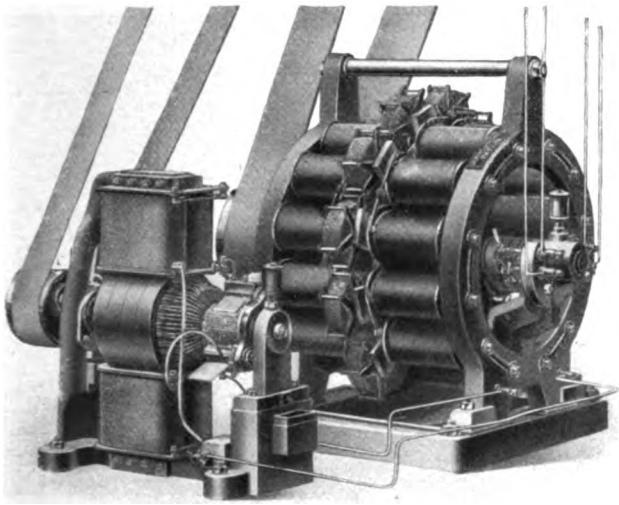
Selbstverständlichem ist. So wird auch die Maschine die beste sein, die in schönen, klaren, zusammenstimmenden Linien sich dem Auge als etwas Wohlgefälliges darbietet.

Die Richtigkeit dieses Satzes wird durch nichts besser bewiesen, als durch die Geschichte des Maschinenbaus, ja jeder einzelnen Maschinengattung.

Es taucht zuerst der theoretische Gedanke zur Herbeiführung irgendeines Effekts auf maschinellem Weg auf. Der Erfinder müht sich, ihm einen gegenständlichen Ausdruck zu geben. Er baut die erste Maschine ihrer Art. Sie ist sicher nicht schön. Denn niemals greift der Erfinder gleich nach den bestgeeigneten Materialien; daß ihm sofort die praktischste Konstruktion einfällt, ist völlig ausgeschlossen. Erinnerungen an Ähnliches, von dem er ausgegangen ist, das er weiter entwickeln will, halten ihn gefangen, und er zerstört zunächst einmal die Schönheit des alten Gegenstands. Die alte Postkutsche ist für uns heute noch ein hübsches, freundliches Bild; die ersten Eisenbahnwagen, der Postkutsche nachgeahmt, aber für das Laufen auf Schienen umgestaltet, sehen wenig erquickend aus. Ein Kutschwagen mit zwei feurigen Rennern davor wird jedes Auge ergötzen; Daimlers erstes Automobil ist ein rechtes Scheusal, auf dessen Rücken sicher niemand mit besonderer Begeisterung gestiegen sein wird. Allmählich aber fühlt der Konstrukteur sich in seinen Apparat ein. Er lauscht, wo diesem das Herz schlägt. Er erkennt seine besonderen Lebensbedingungen, seine Eigenart, und gelangt so, oft rein konstruierend, allmählich zu edlen Formen.

Seht doch die Lokomotive! Ist sie nicht

Digitized by Google



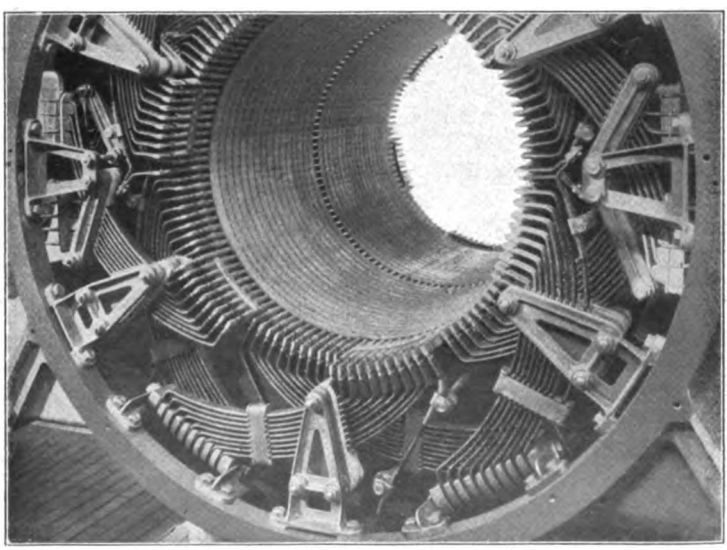
Eine der ersten Dynamomaschinen, erbaut von Siemens & Halske

lend die ungeheure Last der Wagen hinter sich her zieht, während über ihrem Haupt triumphierend die Rauchfahne hoch in die Lüfte flattert.

Dieser schöne Riese, ein ästhetisches Gebilde wohl für jedermanns Auge, ist ohne die Mitwirkung eines bildenden Künstlers nur durch die Arbeit des Ingenieurs entstanden. Vom jämmerlichen Dampfwägelchen mit angehängtem Wassertönnchen und fahrbarem Kohleneimer hat die Lokomotive ihre heutige Gestalt in der Werkstatt ausgebildet. Es ist kaum ein Stück an ihr des guten Aussehens halber zugefügt wurden. Dennoch entsteht der ästhetische Eindruck, weil nämlich die Lokomotive zu den Maschinen gehört, die aus vielen technischen Gründen innerlich auf das gründlichste durchgearbeitet sind, weil ihre Erbauer dazu gezwungen waren, auf kleinstem Raum größte Kraftausbeute zu liefern.

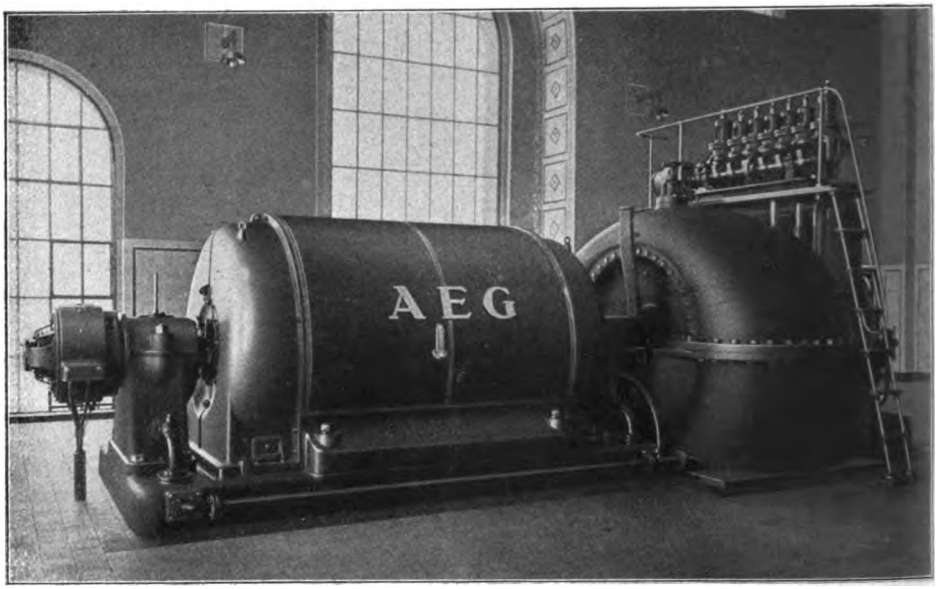
der schönste Ausdruck des Zwecks, dem sie dient? Die breite Brust, die sie in kühner Wölbung der anstürmenden Luft entgegenbietet, bedeutet Kraft. All die kurzen, nur noch rudimentär aus ihrem Leib herausragenden Teile, wie Schornstein, Dampfdom und Sandkasten, zeigen an, daß sie sich zusammengeduckt hat, um möglichst wenig im Vorwärtsstürmen gehindert zu sein, daß sie alle ihre Fähigkeiten konzentriert hat auf das Vorwärtseilen, das so schön symbolisiert wird durch das verwirrend eilige Umlaufen der blanken Stangen unten an ihrem Triebwerk. Eine Persönlichkeit ist sie, wenn sie vor dem mächtigen D-Zug im Bahnhof steht, mit klopfenden Pulsen, mit dampfenden Flanken dem Augenblick entgegenharrend, in dem man ihr die Freiheit lassen wird, dahinzustürmen auf der Bahn, die ihr allein gehört. Und nun regt sie sich, eilt zischend und fauchend davon, indem sie wie spie-

Ähnlich ist es dem Automobil ergangen, bei dem freilich die heutigen Linien der Karosserie vom Künstler durchgebildet wor-



Wickelungen auf einer großen neuzeitlichen Dynamomaschine für Turbinenantrieb

Digitized by Google



Turbo-Dynamo der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft

den sind. Welch ein Weg von der einstigen Kutsche, der man die Pferde ausgespannt hatte, bis zu dem Vogel der Landstraße, als den man den Wagen heute wohl bezeichnen kann! Die eigentliche großartige Ausbreitung des Kraftwagens setzt erst ein mit dem Augenblick, in dem der Motor aus dem hinteren Teil des Wagenkastens herausgenommen und zum Antrieb der Vorderräder umgestellt wurde. Das war technisch das Richtige, und zugleich hatte auch das Automobil seine ästhetischen Linien gefunden. Der weit vorgezogene, vorn liegende Motor gab ihm auf einmal das Vorwärtsstürmende, das Eilende. Die Linien des ganzen Körpers, die früher ohne gemeinsames Ziel durcheinanderliefen, bekamen nun plötzlich den einheitlichen Zug, vorn etwa im Schwerpunkt des Motors zusammenzueilen, so daß das Ganze nun nach vorn sich verjüngt und so seinen Willen ausdrückt, die Luft zu durchschneiden, wie das Schiff das Wasser. Mit der Nutzform war auch hier die Schönheitsform geboren.

Als an der stationären Dampfmaschine noch „nichts dran war", baute man sie architektonisch auf. Die Last des Balanciers, für uns Heutige der typische Ausdruck der Schwerfälligkeit und Umständlichkeit, wurde durch schwungvolle Formgebung noch besonders betont. Der Mittelpfeiler für den Drehzapfen mußte maurische oder gotische Formen haben, sonst konnte man sich von der Maschine nichts Rechtes versprechen. All dieses äußere Beiwerk ist ganz von selbst verschwunden, seit man lernte, wie die Dampfkraft besser ausgenützt werden könne, wie man durch verbesserte Steuerung, durch Mehrfachexpansion und Kondensation den Nutzeffekt der Maschine zu verbessern vermöge. Auch die heutige stationäre Dampfmaschine hat ihre eigene, nicht geringe Schönheit, und in ihrer jüngsten Schwester, der Turbo-Dynamo, mit ihrer gewaltigen Umlaufszahl bis zu 3000 in einer Minute, besitzt die Familie ihr vollendetstes Mitglied. Es ist fast unnötig zu sagen, daß eben diese schöne Turbo-Dynamo jedes Kilogramm des ihr zugeführten Dampfes am allerbesten ausnutzt. Sie tut es mit Hilfe riesiger Schaufelräder, die im stets verschlossenen Innern der Maschine stecken, also gewiß nicht auf Repräsentation gearbeitet sind. Dennoch ist auch ein solcher Turbinenrotor ein prachtvolles, dem Auge wohlgefälliges Gebilde.

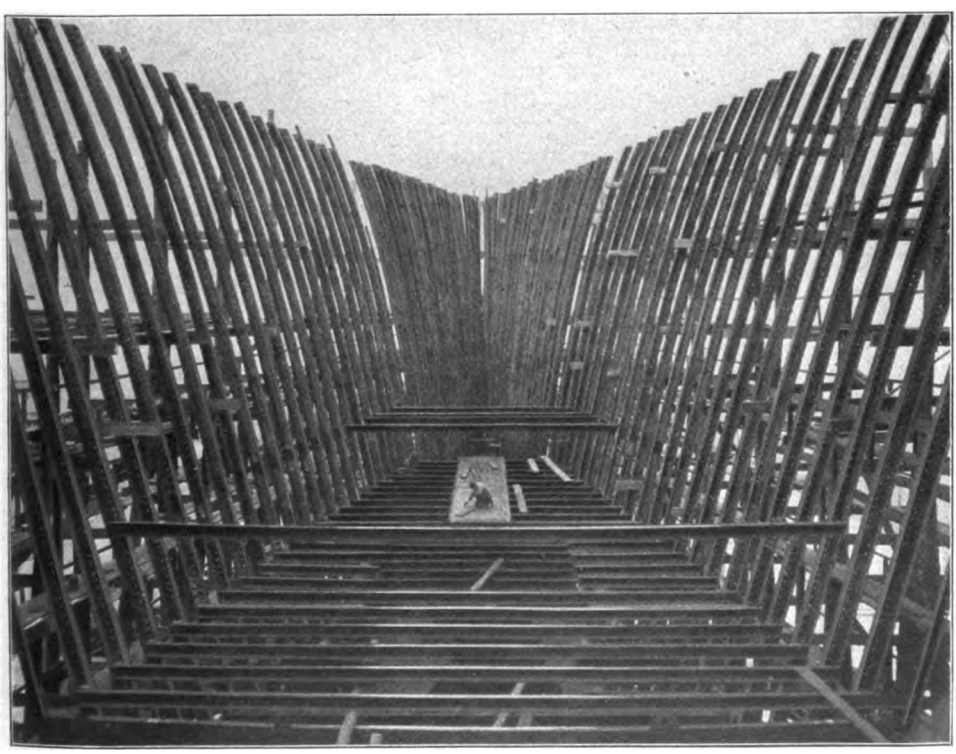
Konnte die Maschine durch den tiefen inneren Zusammenhang zwischen Schönheit und Zweckmäßigkeit sich im allgemeinen fast von selbst zu angenehmen Formen entwickeln, so bedurfte es bei der ästhetischen Ausgestaltung der von den Maschinen er-

Digitized by Google

zeugten Massenartikel der bewußten Arbeit von Künstlern. Das moderne Kunstgewerbe hat hier Vorzügliches geleistet. Seltsam spät aber ist man darauf gekommen, daß auch der technische Kleinapparat in seiner Gestalt reformbedürftig und reformfähig sei. Noch vor wenigen Jahren fand man in den schönsten Wohnungen die abscheulichsten Schalter, grotesk häßliche Klingelknöpfe, gotische Telephongehäuse und ähnliches technisches Bedarfswerk, das sozusagen den Kunstgewerblern durch die Finger geschlüpft und nur in blendend häßlichen Ornamentformen zu haben war. Die seltsame Anschauung, daß der Klingelkontakt an der Flurtür unbedingt wie ein Löwenhaupt aussehen müsse, ist freilich auch heute noch weit verbreitet.

Aber im allgemeinen ist auch hier das Reformwerk rasch und gründlich vorwärtsgeschritten. Vorkämpfer war hier insbesondere ein Künstler, der auch in der Schaffung des modernen Stils für Fabrikbauten Hervorragendes und Epochemachendes geleistet hat. Peter Behrens erhielt von der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft den Auftrag, die in ihren Fabriken entstehenden Apparate neu zu formen. Was er geschaffen hat, kann nicht deutlicher dargetan werden, als es durch unsere Bilder geschieht.

Die jeden geschmackvollen Menschen aufs tiefste verletzenden Blechblümelein an den Bogenlampen sind verschwunden. Ja Behrens hat es sogar gewagt, mit der durch nichts begründeten Tradition zu brechen, daß das Schutzglas, welches den Lichtbogen der Lampe umgibt, immer wie ein aufgeblasener Gummiball aussehen müsse. Er gab ihm die edle, gestreckte Form und machte so die Bogenlampe überhaupt erst fähig, in Innenräumen aufgehängt zu werden, ohne durch ihre Form jeden Eindruck zu zerstören. Der unscheinbarsten Dinge nahm der Künstler sich an, so der Wandwinde für Bogenlampen, oder der Blechkappe für Widerstandskästen. Durch geringe Veränderungen erzielte er ganz vortreffliche Wirkungen. Und keinesfalls ist der so umgeformte hübsche Gegenstand teurer als der alte häßliche. An den beiden Bogenlam-

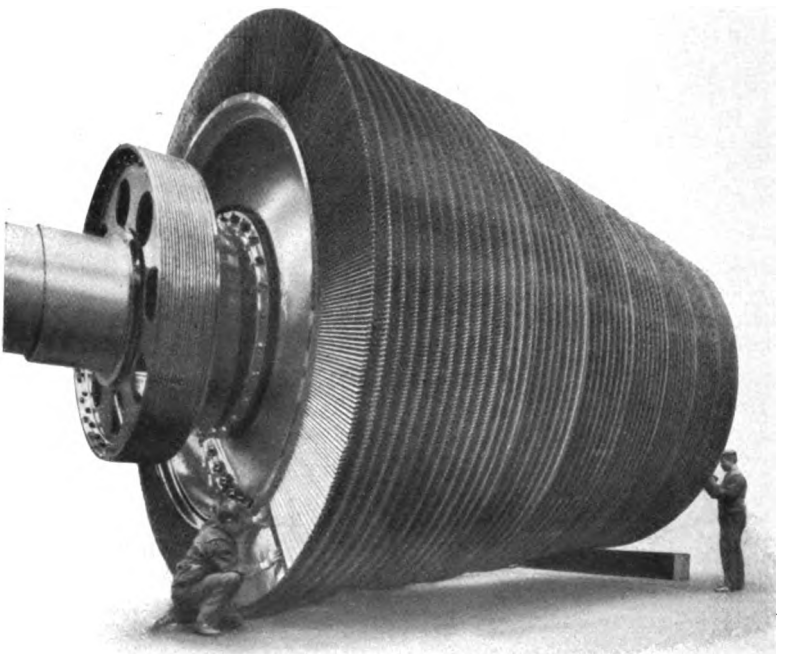


Der „Imperator" der Hamburg-Amerika-Linie im Bau: die Rippen oder Spanten am Vorderende des Riesenschiffs

Digitized by Google

penbildern z. B. kann jeder sofort erkennen, wieviel einfacher und darum billiger das neue Modell bei der Herstellung sein muß.

Das Walten des Künstlers an dieser Stelle macht aber nicht nur die Gegenstände schöner, es wirkt auch auf die Menschen. Früher war jeder Werkmeister zufrieden, wenn sein Erzeugnis ganz tadellos arbeitete. Heute ist er außerdem darauf bedacht, daß es auch schön und wohlgefällig aussieht. Das ist ein Erziehungsergebnis von großer Bedeutung. Der Künstler hat, ohne es zu wollen, eine praktische Kunstgewerbeschule begründet, deren Erfolge die mancher großartig angelegten Anstalt übertreffen.



Schaufelräder einer großen Turbine

Wenn man sie also richtig und liebevoll genug behandelt, braucht die Maschine nirgend ein Zerstörer zu sein. Sie ist im Gegenteil schöpferisch in hohem Grad. Es gibt kein nüchternes Zeitalter der Technik, von dem noch immer Leute fabeln, die mit verzückten Augen in die Vergangheit starren und die Gegenwart nicht kennen. Das Zeitalter der Maschine ist unerhört phantastisch.

Wann hat man jemals ein solches Abenteuer gesehen, wie eine der modernen, vieltausendpferdigen Dampfmaschinen, die mit fest zupackenden, nimmer müden Armen die gewaltigen Räder um und um jagt und brausende Lieder singen läßt? Welcher Eindruck aus der Vergangenheit läßt sich vergleichen mit dem Bild des Feuerbogens glühenden Erzes, der dem glutfauchenden Turmbau des Hochofens entströmt? Wann stürmte ein Ungeheuer durch die Lande wie die Lokomotive? Wann vermochte man über Hunderte von Kilometern hinweg gewaltige Kräfte durch dünne Drähte zu senden? Die Maschine hat uns ein neues Weltbild geschaffen, das an Romantik alles hinter sich läßt, was phantastische Köpfe in früheren Epochen auch nur zu denken wagten.

Ein Walzwerk! Im Sonnenglanz dunkelt eine mächtige, nach allen Seiten hin weit geöffnete Halle. Unter dem großen Wellblechdach ist alles Leuchten des Tags erloschen. Man steht in einer silbergrauen Wolke, die leicht auf und ab wallt und den Blick einschließt. Doch das Auge gewöhnt sich rasch an den feinen Nebel und vermag durch ihn hindurchzuschauen. Im Halbdunkel gewahrt es bald aufsteigende Riesenpfeiler, deren eisernes Flechtwerk als ein

Digitized by Google

zartes Gespinst auf dem grauen Hintergrund erscheint. Stumm und schwer hängen dicke Ketten von der Decke herab, mit der Krümmung des großen Hakens am Ende wie ein kolossaler Arm, der mit wuchtigem Griff niederlangt, um zu packen, was erreichbar ist. Menschen mit ledernen Panzern, große spitze Eisenstangen, abenteuerlich geformte Zangen gleich Waffen in den Händen, bewegen sich lautlos und mit seltsamen Gebärden um ein hochragendes schwarzes Gerüst, das in erhabener Größe dasteht.

Ein dumpfes Rollen ertönt. Auf eisernen Füßen vorwärtsschreitend erscheint hoch droben, dicht unter dem Hallendach, ein glühender, funkensprühender Eisenblock. Der Kran, der ihn langsam vorwärts bewegt, geht stolz aufgerichtet und beugt sich nicht unter der Last der zweitausend Kilogramm. Der Block ist dunkelrot. Man merkt, daß sein Bau, der eben erst aus flüssigem Eisen gefügt wurde, sich noch nicht in sich selbst zu Hause fühlt. Knisternd springen die Funken auf, hier und da zischt eine kleine Feuergarbe empor. Wechselnde Farbenschattierungen laufen über die Eisenmasse. Es ist, als fröre sie in der kalten Welt; man könnte denken, der mächtige Klotz atme. Eine ungeheure Glut entströmt ihm. Noch in weiter Entfernung glaubt man die Augen versengt, man weiß nicht, ob von der Hitze oder von der Glut des hereinströmenden Lichts. Es dringt durch den Dunst der Halle und macht tausend Einzelheiten deutlich. Eine neue künstliche Sonne ist hier drinnen unter dem Wellblechdach aufgegangen.

Maschinentelegraph auf der Kommandobrücke des „Imperator"

Aber sie hat keine Ewigkeit. Sie bleibt nicht lange droben an dem wellblechenem Firmament. Der Kran ist an den mächtigen dunklen Eisenbau herangefahren, vor dem die Arbeiter mit ihren Werkzeugen wartend stehen, wie der Priester vor dem Hochaltar, um das Opfer in Empfang zu nehmen. Langsam steigt die Krankette nieder. Der rote, frierende Eisenblock wird sanft und fast geräuschlos niedergelegt. Von selbst lösen sich die Klemmbacken, die Kette rollt in die Höhe, der Kran zieht sich ruhig und langsam, wie er gekommen, zurück, ganz ungerührt davon, daß er eben um eine Riesenlast erleichtert worden ist. Leise sprühen kleine weiße Funken vom roten Block.

Plötzlich ein dumpfes Dröhnen. Aus der breiten eisernen Brücke, die von dem Ruheplatz des Blocks zur Walze führt, ragen in kurzen Zwischenräumen die runden Rücken kräftiger stählerner Rollen um wenige Zentimeter heraus. Diese Rollen haben sich in Bewegung gesetzt, und sie schieben nun, indem eine ihn die andere zuführt, den schweren Block mit einer Schnelligkeit und spielenden Leichtigkeit vorwärts, die aufs höchste überrascht. Von Rolle zu Rolle tanzend, stürzt der Block rasend wie ein wildes Tier vorwärts.

Da läßt ein donnerndes Getöse den Boden

Blechschutzkasten für Widerstandsspulen Alte Form

Blechschutzkasten für Widerstandsspulen Neue Form

Digitized by Google

und die Halle erheben. Jenes hohe schwarze Gerüst beginnt zu leben. Die Walze hat sich in Bewegung gesetzt. Eine Dampfmaschine von dreitausend Pferdekräften dreht mit großer Geschwindigkeit die schweren stählernen Walzenräder, zwischen denen der Eisenblock hindurchgetrieben werden soll, um an Dicke zu verlieren, an Länge und innerer Festigkeit zu gewinnen. In tollem Lauf wirbeln die Massen an der Walze um und um, der rotglühende Block faucht und prasselt über den Rollgang, die Erde bebt, das Hallendach zittert.

Altes Modell eines Tischventilators

Jetzt hat der Block die Walze erreicht, er fährt gegen die beiden Walzenräder, die zwischen sich einen Spalt offen lassen, niedriger als die Höhe des Blocks. Dieser will sich hineinzwängen, die Walzenräder packen ihn — und nun kommt ein Augenblick, der dem Zuschauer den Atem stocken läßt, wo er mit aufgerissenen Augen erwartet, daß eine Katastrophe eintritt.

In dem Moment, als die Walzen den Block faßten, ist plötzlich lautlose Stille eingetreten. Die gewaltige Maschine ist mit einem Ruck stehengeblieben, dreitausend Pferdekräfte wurden im Bruchteil einer Sekunde angehalten und vernichtet. Man meint, daß der ungeheure Stoß, der eine Quadermauer umstürzen würde, auch die Walzmaschine zersprengen müßte. Doch diese hält mit ihrer wuchtigen Kraft ruhig stand. Im nächsten Augenblick hat die Zugmaschine auch schon genügend Kraft aufgeholt, Gebrüll und Getöse erheben sich von neuem, die Walzräder wirbeln, der Eisenklotz wird durch den Spalt gequetscht, und schon liegt er, gereckt und immer noch Funken sprühend, auf der andern Seite der Walze.

Tischventilator in neuer Form

Wieder kommt ein Moment der Stille. Lautlos drehen sich die mächtigen Schraubenspindeln am Kopf der Walze und schieben die beiden Walzräder ein wenig enger aneinander, so daß der Spalt zwischen ihnen niedriger wird. Dann fährt der Rollgang, in umgekehrter Richtung, von neuem an, der Block saust wieder durch den Spalt, um nun schon als eine dicke Stange aus dem Prozeß hervorzugehen.

Dieser Vorgang wiederholt sich noch mehrere Male. Bald rollen dreitausend Pferdekräfte rechts herum, bald links herum, unsichtbare Hände spielen mit den ungeheuren Ketten, wie Kinder mit ihrem Fangeball. Es ist, als sei der Mensch Herr jeder Stärke, jeder Kraft, als könne er Berge von ihrem Platz rücken und Weltenkörper aus ihrer Bahn zwingen. Man sieht hier eine bewundernswerte Beherrschung der Materie, ein freies Schalten mit Kräften, die des Menschen geringe Muskelstärke so unendlich weit überragen. Es dauert nicht fünf Minuten, und aus dem kurzen gedrungenen Block ist eine dreißig Meter lange, in roter Glut strahlende Eisenbahnschiene geworden.

Der rotglühende Block, den die Walze eben zwischen ihren Zähnen zerknirscht hat, ward kurz vorher in einer lodernden Hölle geboren. In einer zweiten großen Halle reißen Ungeheuer ihre furchtbaren Rachen weit auf und speien Flammen zum Himmel. Es sind birnen-

Digitized by Google

förmige Gefäße, in denen Eisen unter Zuführung von heißer Preßluft in einen breiförmigen Zustand niedergeschmolzen wird. Die Birnen werden von außen nicht geheizt, nur im Innern tobt die rasende Glut. Von Zeit zu Zeit räuspert sich eines der Ungeheuer und bläst einen Klumpen flüssigen Feuers hinaus, der, von einem Funkenregen begleitet, dumpf zur Erde niederfällt. Dann schlägt die Lohe mit erneuter Kraft aus dem glühenden Maul und ein rollendes Geräusch dringt hervor.

Lampenwinden einst und jetzt

Wenn der Vulkan dort drinnen ein paar Stunden lang getobt hat, wird durch elektrische Kraft ein großer Bottich hinzugefahren. Mit einem plötzlichen Ruck senkt das flammengekrönte Haupt sich abwärts, und das Ungeheuer speit seine ganze Flammenseele aus. Weithin wird alles von einem blendenden Licht übergossen. Eine schwere, breite, mächtig flutende Feuerwelle gleitet in den Bottich, ein Schwarm blendend weißer Funkensterne fliegt weit hinaus. Minutenlang rinnt das Feuer in kräftigem Strom und verbreitet eine kaum zu ertragende Hitze, ein Licht, heller als tausend Bogenlampen. Dann endlich hört die ungeheure Birne auf zu speien und zu brausen, richtet sich langsam und stolz wieder in die Höhe, und der mit dem feuerflüssigen Material bis an den Rand gefüllte Bottich fährt leise zitternd davon. Von seinem Inhalt werden in tönernen Gefäßen mehrere Walzblöcke gegossen, die darauf von kleinen Lokomotiven auf einer Feldeisenbahn dem großen Kran in der Walzhalle zugeführt werden. —

Bilder von ähnlicher Kraft und Schönheit gibt es allerorten im Reich der Maschine zu sehen. Man darf die Stätten nur nicht mit Augen betreten, die von der Meinung geblendet sind, das Ölgemälde sei der einzige Gegenstand, der künstlerisch zu wirken vermag.

Die Neugestaltung der Bogenlampe durch Prof. Peter Behrens (Altes Modell Abb. links)

Digitized by Google

Aus drei Kriegsjahren

Gedichte von

Börries, Freiherrn von Münchhausen

Wetterwendische Zeiten

Der Wind ist ganz nach Westen geraten
Und kämmt mal anders herum den Rasen,
Man hört die Altenburger Soldaten
Über die Leine her schießen und blasen.

Das Wetter wird sich wohl nächstens ändern, —
Die Sonne sank gestern im Dunste ganz bläulich,
Hinter den dampfenden Ackerrändern
Und aus den Ställen riecht es abscheulich.

Und dann in der Zeitung die „Erbfeind"-Phrasen, —
Der Wind ist ganz nach Westen geraten,
Ich höre immerzu schießen und blasen, —
Das Wetter wendet sich zu den Soldaten!

(Frühjahr 1914, vor Ausbruch des Krieges)

⁂ ⁂ ⁂

Der Toten

Je länger du dort bist,
Um so mehr bist du hier,
Je weiter du fort bist,
Um so näher bei mir.

Du wirst mir notwendiger
Als das tägliche Brot ist, —
Du wirst lebendiger,
Je länger du tot bist.

(Herbst 1915, nach dem Tode der Mutter)

⁂ ⁂ ⁂

Mit den Kindern im Garten

Schilfkäfer, sagst du? Ei, die muß ich sehn,
Da woll'n wir doch mal gleich zum Teiche gehn,
Donacia fehlt in unserem Bestand, —
Du hast das Tötungsgläschen doch zur Hand?

Am Springbrunnen sitzt ein junger Wendehals?
Friedel, du irrst, das glaub' ich keinesfalls!
Indes: die Käfer laufen uns nicht fort
Und dann: das Federchen lag wirklich dort?!

Auf zum Bassin! Nein, einen Augenblick
Heut haben wir doch wirklich mehr als Glück,
Seht nur des Wiesenpfennigs Ranken an,
Mit denen er die Stufen überspann!

Das ist doch wonnig, wie er sanft sich wiegt,
Wie ebenmäßig Blatt an Blatt sich schmiegt, —
Heut möchte man mit hundert Augen sehn,
Heut ist's im Garten doch zu wunderschön!

(Auf Urlaub Sommer 1916)

Digitized by Google

Das alte Mädchen

Von Albert von Trentini

Die schwarze Uhr, die im grauen Saale des Frankschen Hauses zu Bruneck hing, schlug dreiviertel zehn. Eine halbe Minute darauf öffnete sich die mittlere der drei dunklen Türen, die linksseitig in den Saal hereinmündeten, und eine im Dämmer fast unsichtbare Frauengestalt trat in die Fliesen heraus. Kaum aber war sie bis zu der Stube hingeschritten, die sich ihr gegenüber durch einen mächtigen Torbogen in der rechten Wand verriet, als aus der Finsternis eines scheinbar weitentlegenen Ganges eine schneidende Stimme kam: „Frailn Gertrud!“ Die Frauengestalt hielt inne; ehevor sie jedoch überlegt hatte, nach welcher Seite sie sich nun wenden wollte, war die Rufende, ein wahrer Riese in der Dunkelheit, schon auf sie zugestürzt und begehrte: „I woas ja no nit, was gekocht werden sollt. Und daß es Fenster nit vergessen werdt! 's liegt seit gester bein Sprengler in der Niederragengass'!“

Gertrud Frank zögerte eine Weile; schließlich trat sie, ohne eine Antwort gegeben zu haben, in die Stube. „Ich gehe jetzt, Mutter,“ sagte sie an der Schwelle und blieb dort stehen. Am Fenster, zwischen dessen Scheiben eine Schar Äpfel im Moose lag, saß die Witwe Frank im Lehnstuhl. Sie war blind. Einen Stock hielt sie in der linken Hand, die rechte war krampfhaft um den Lehnenknauf geschlungen. Mißmutig hob sie jetzt das Gesicht aus dem Grau hervor und nickte. Aber das genügte nicht. Das riesenhafte Weib war der Tochter nachgelaufen, und als sie nun gehen wollte, vertrat es ihr wie ein Schlagbaum den Weg und donnerte: „Bleibt's nachher bei die Pfannzelten, oder nit?“

„Bleibt dabei!“ antwortete Gertrud und ging.

In den Saal mündete die breite, dunkle, ausgetretene Treppe. Langsam stieg sie hinab. Genau so wie im zweiten Stockwerk standen auch im Saal des ersten ein großer Tisch und um ihn herum sechs altertümliche Stühle. Nur noch finsterer als oben war es. Am allerfinstersten aber im Flur zur ebenen Erde. Nicht erst heute, — seitdem sie gehen konnte, lief Gertrud, wenn sie das Haus verließ, die letzten Stufen schnell herab, die Kälte des schwarzen, gegenstandslosen Gewölbes durch und aus dem Tor.

Nun war sie auf der Gasse. Aber da war es nicht viel besser als im Hause. Sie schritt schnell, ohne anderen Grund, als um das haßvoll-verzweifelte Gefühl, das in ihr bohrte, zu überlaufen. Schon am Niederragentor jedoch ward sie von der Frau des Drogisten Nagler eingeholt und mitgenommen; Gespielinnen von Kindheit auf! Während des Gespräches, das gerade, weil sich die zwei schon seit leicht dreißig Jahren ganz und gar fernestanden, mit echt kleinstädtisch erzwungener Lebhaftigkeit geführt wurde und den Krieg draußen und den Krieg herinnen durchmaß, standen die Häuschen mit ihren uralten Erkern und Gewerbsschildern genau so anmutig und harmlos da, wie seit hundert und hunderten von Jahren, jedenfalls aber genau so, wie seitdem Gertrud Frank sie zum erstenmal gesehen hatte. Und auch die Gesichter alle, die da hinter den Ladenfenstern und Spionen lugten oder, grüßend natürlich, vorbeikamen, waren dieselben wie immer, denn kein Alter, kein Glück oder Unglück hatte sie ernstlich verändern können. Am grausamsten aber herrschte dies Gleichgebliebensein und Weitergleichbleiben aller Dinge in der Kirche, in die nun die zwei Frauen traten und in der sie sich trennten; der Frankschе Kirchenstuhl war der oberste in der rechten Schiffreihe, und wer Frank war, durfte allein darin knien. Die Messe las der achtzigjährige Benefiziat; seit achtundzwanzig Jahren las er sie jeden Morgen um zehn Uhr auf dem Hauptaltar. Ihm ministrierte der fast ebenso alte Mesner. ‚Bete!‘ befahl sich Gertrud Frank herrisch. Aber: was beten? Sand war in ihr drin! Sand rings um sie her! Sand, wohin ihr Gedanke traf, — und wunschlos sie selber, weil sie ebensowenig noch an Gottes Gnade als an ein Schicksal, das erlöste, und an ihre eigene Kraft glaubte. Wo sollte ein Beten da herkommen? —

Digitized by Google

Als sie die Kirche verlassen hatte, wandte sie sich dem Weg zu, der von der Stadt fort in die östlichen Wiesen führte. Zwar ließ sich auch von diesem Weg aus nur Tägliches sehen: das Nest der Dächer mit den Türmen, gleich darüber auf dem Hügel das Schloß, und im Kranze rundum die Mauer der Berge und Gebirge. Aber hier war wenigstens die Einsamkeit und der Herbst! Aus dem aufgehellten Himmel, obwohl er bleich war, schimmerte Licht, aus dem halbgefrorenen Boden redete es, wenn auch nicht tröstlich, so doch verständig, und in der Luft schwamm eine fühlbare Welle sicheren Wohltuns. So vergaß die Schreitende das Fenster, das beim Spengler lag, das Schlafpulver für die Mutter, das beim Apotheker wartete, und als sie vor der Brücke angelangt war, die über den Bach in den Schießstandswald führte, überlegte sie nicht lange und überschritt sie. Aber sie hatte kaum den jenseitigen Pfad erreicht, der zwischen überherbstlichen Büschen den Hang hinanleitete, als sie vor der Gestalt eines Offizier wie vor einem Gespenst zusammenschreckte und haltmachte: denn dieser Offizier, — Gott im Himmel, wie war das möglich . . .?

Auch der Offizier erkannte sie erst in diesem Augenblick. Er blieb er stehen, schnellte um ein paar Zoll in die Höhe und ward über und über rot. Seit acht Tagen hatte er diese Begegnung so gut wie stündlich, gerade aber jetzt nicht erwartet. Endlich gab er sich einen Ruck, streckte die Hand aus und rief überlaut: „Fräulein Gertrud! Sind Sie's wirklich!"

Sie wußte sich schwerer zu fassen. Erst ging sie, im Gesicht eine flammende Glut, zur Brücke zurück; dann kehrte sie wieder um und lief wieder den Hang aufwärts — und da erst, weil sie nun sah, der Mann machte ihr immer noch jeden Schritt nach, entschloß sie sich, ihn zu erkennen, schlug die Augen auf und reichte ihm die Hand.

Eine Minute später schritten sie, als ob das so sein müßte, in den Wald hinein.

Aber es verging eine halbe Stunde, ehe sie zu reden begannen. Sie fand in der bodenlosen Verwirrung kein Wort; er, schon wieder Herr der Lage, wollte ihr das erste lassen. Als sie endlich fast stotternd fragte: wieso er denn plötzlich . . . ? unterbrach er sie wie auf ein Stichwort: „Gar kein Wunder! Ich bin seit Kriegsanfang als Reservist eingerückt. Nun ist mein Regiment in den Dolomiten drin, und ich bin von Wolhynien herabkommandiert. In ein paar Tagen geht's wieder weiter!"

Auf das hin begann sie zu laufen. Eine unbeschreibliche Qual erfaßte sie und trieb sie weiter. Sie sah den Wald vor sich, den nun die Sonne traf, und trotz seinem Herbst schien es ihr, als ob er in allen Sommerfreuden brennte. Sie hörte das tobende Rauschen ihres Herzschlags und in diesen hinein die Stimme des Begleiters wie eine Orgel singen, in der Anfang und Ende aller Welten brauste. Und aus diesem wilden Gemisch von Farben und Tönen, Wonne und Pein erstand vor ihren bewußtlosen Augen sein Antlitz wie der ganze märchenhafte Glanz ihrer verlorenen Jugend, und indem sie nur immer noch rascher schritt, hatte sie kein anderes Verlangen mehr, als vor dieser strahlenden Jugend ihr häßliches Alter zu verbergen.

All das entging dem Manne. Er sah sie wohl immer wieder an, aber die Veränderung war ja so klar: sie mußte an die Vierzig herangekommen sein und lebte seit ihrer Geburt in Bruneck! Gewiß dachte auch er bis zur Zeit zurück, in welcher er, elf Monate lang, Tag für Tag an ihrer Seite dies Land durchstreift und sie wie etwas nie Wiederkommendes geliebt, — und an deren Schluß er sie allein zurückgelassen hatte. Aber je länger er so mit ihr dahinschritt, um so nüchterner machte ihn diese Betrachtung. Er kam aus der Welt und ging in die Welt zurück. Krieg oder Frieden, das stand auf seinem kühlen Gesicht, wie es kommt, wird es genommen! „Wie geht es Ihrer Mutter?" fragte er plötzlich und es klang aufrichtig besorgt. Damit zwang er sie aber, als die notwendige Antwort gegeben war nur zum Abschied. Sie müsse heim, sagte sie verstört und drehte unvermittelt um; „die Mutter wartet! Sie ist gewöhnt, nicht allein zu sein. Sie ist ja blind."

„Blind?" Er machte jäh halt; jetzt standen sie einander dicht gegenüber. Und nun schaute er ihr entsetzt in die Augen. Eine blinde Mutter hat sie! In dem fürchterlich grauen Haus! „Blind?" wiederholte er fast starr und sein Blick

Digitized by Google

wurde noch ergriffener. „Vollkommen blind?"

„Ja. Seit vier Jahren!"

Er sagte nichts mehr, drehte aber auf einmal kurz um. „Kommen Sie! Ich begleite Sie!" bat er heiser und trat an ihre Seite. Und ohne daß noch ein Wort gefallen wäre, gingen sie zurück.

Als sie aber vor der Kirche angelangt waren, blieb Gertrud wie vor einer Grenze stehen! Da begannen ja die Gassen. „Sie wollen . . .?" fragte er erstaunt. „Nein! Aber Sie vielleicht . . .?" Er schaute sie verständnislos an, schüttelte den Kopf und ging weiter. Und so schritten sie denn wirklich, an allen Spionen und Ladenfenstern vorbei, bis vor das Haustor. Hatten davor aber kaum haltgemacht, als ihm sonderbar unbehaglich wurde. ‚Da ist es also wieder, dieses Haustor!' sagte er sich und steckte die Hände einmal in die Taschen und holte sie das andere Mal wieder daraus hervor. Dieses schwarze, unheimliche Haustor! Tat dann auf einmal einen verzweifelten Atemzug und platzte heraus: „Ich möchte recht gern Ihre Mutter besuchen. Was meinen Sie?"

„Nein, nein!" unterbrach sie ihn in vollem Schrecken. „Ich weiß nicht, ob die Mutter . . ."

„Sie würde es mißverstehen, meinen Sie?"

Im geheimen rang sie ja die Hände, während sie flehend um Verständnis bat. „Ich fürchte: ja! Seien Sie nur nicht böse, daß ich es offen sage!"

Er biß die Zähne aufeinander und wandte sich ab. Das war doch vorauszusehen gewesen! So einfach nehmen die Anderen solche Sachen nicht! Und wieder unzufrieden, trat er von einem Fuß auf den anderen. Bis ihm auch diese Verzagtheit zu dumm wurde, und er es wagte: „Ja, aber . . ."

Sie erschrak noch heftiger.

„Wir könnten uns doch irgendwo anders noch einmal sehen! — Irgendwo?!"

Gott sei gelobt und gepriesen! Er ging noch nicht! Er wollte auch!

„Wenn wir uns zum Beispiel heute nachmittag beim . . . beim . . ."

Totenblaß starrte sie ihn an. Ja: jeder Tropfen Blutes war jetzt aus dem gemarterten Gesichte gewichen, denn wenn er nun sagen würde, — wenn er wirklich und wahrhaftig noch sagen würde: ‚Beim Tannenfink?'

„Zum Beispiel: wo wir uns früher immer trafen, beim Tannenfink?"

Eine Sekunde lang schien sie zu wanken. Aber das war nur das Glück. Plötzlich schossen ihr die Tränen aus den Augen, ein Leuchten überzog das ganze Gesicht. „Um drei Uhr! Ich bin dort!" flüsterte sie überselig, stieß, ohne ihn noch einmal anzuschauen, das Tor auf, und war drin. —

Paul Fehrenbach schloß das Tor, und lächelte. In diesem Augenblick prallten im Hause gegenüber drei Frauenköpfe vom Fenster zurück, — er sah es, und lächelte noch wehmütiger. Wie er aber nun langsamen Schrittes den Weg wieder ging, den er in der letzten Woche täglich und jedesmal mit ungeduldigerer Spannung getan hatte: durchs Florianitor auf den Graben hinaus, über den Graben hinab bis zur Bezirkshauptmannschaft, in der er vor elf Jahren gesessen, und zuletzt bis vor das Haus neben der Klosterkirche, in dem er damals gewohnt hatte, verwandelte sich dieses Lächeln in den Ausdruck eines tief nachdenklichen Ernstes. So also stand es bei ihr! Und so sah sie aus! Merkwürdig! Elf Jahre! Für ihn hatte ein halbes genügt, zu vergessen! Für sie elf nicht! „Oh, — guten Morgen!" grüßte er plötzlich überhöflich. Der Bürgermeister war es, der ihn schon vorgestern erkannt hatte. Aber er dankte auch heute nicht freundlicher. Überhaupt, das hatte er wohl gemerkt: Keiner der Menschen, mit denen er damals an ein und demselben Tische gesessen, vor deren Angesicht er so harmlos unbekümmert seine Liebe zu Gertrud gelebt hatte, grüßte ihn freundlich. Mochte sich hier auch Familie und Familie nur ganz bedingt lieben, — wenn ein Fremder, dem sie die bescheidenen Arme geöffnet haben, auf einmal holländisch verschwindet und ein schönes Bürgermädel sitzen läßt . . . nein, das verzeihen sie doch nicht!

Und eine blinde Mutter! Und dieses furchtbare Haus! Und ein Tag wie der andere! Rettungslos, hoffnungslos verlorenes Leben! Und er?! Gertrud? Eine der vielen Liebeleien. Bruneck? Einer der vielen Schauplätze seines Lebens. Wer will sich auch die Last aufbürden, gewissen-

Digitized by Google

hafter und gehaltener zu leben als die Mehrzahl der anderen? ‚Nein, nein, nein!‘ sagte er sich immer wieder. ‚Aber mußt jetzt gut zu ihr sein! Lüge, was und wieviel du willst, aber träufle Balsam! Balsam! Balsam! Das ist deine Pflicht jetzt!‘ Hastig trat er, als die Mittagsglocken läuteten, in einen Gasthof, den er damals nie besucht hatte, und nahm sein Mahl. Ungeduldig wanderte er nachher die weiße Straße gegen St. Lorenzen entlang, immer vor und zurück, nur um die Zeit bis zum Zusammentreffen totzuschlagen. Aber es kam immer bewußter und bewegter wieder: ‚Nein, nein, jetzt sei lieb mit ihr, soviel du nur kannst und wenn es dir noch so schwer fällt! Sie braucht es! Sie mag ruhig erkennen, daß das Vergangene nicht wiederkommt, — aber sie muß glauben dürfen, daß es wenigstens wirklich gewesen ist, und daß ich es nie vergaß!‘ Und dieser Vorsatz machte ihn immer weicher, immer unfähiger, noch zu warten; als müßte er noch einmal zu spät kommen, wenn er nicht jetzt wenigstens eilte, kehrte er auf einmal um und stand, als die Klosterkirchenuhr dreiviertel drei schlug, vor dem Tannenfink.

Und nun geschah etwas Seltsames mit ihm. Mochte es sein, daß er vor elf Jahren an einem ebenso spät sonnig gewordenen Novembernachmittag und um dieselbe Stunde vor der alten Tanne gewartet hatte, in deren Rinde, als uraltes Mal der Gegend, ein roh geschnitzter und roh gemalter Rotfink hockte, — jedenfalls versanken im Anblick dieses unverändert gebliebenen Zeichens ihm wie durch ein Wunder die elf Jahre, und für Minuten fand er sich zurückversetzt in jene vergangene Zeit. Sein Auge suchte, hinter die Tannen dringend, den sachte ansteigenden Wald ab, der gegen die Tiefe hin zu einem finstern Grün sich verdichtete; er erkannte jeden Stamm und jede sonderbare Wurzel, lief am Waldrand den klimmenden Pfad entlang aufwärts und entdeckte beruhigt und erstaunt zugleich, daß über der Linie, mit der der Pfad sich nach der Höhe verlor, bunt in seinem Herbste der weite Kronplatzberg ruhte; wandte sich nun um und erblickte zu seinen Füßen im Kranz der leuchtenden Felder und Wiesen, Dörfer und Mittelberge die Stadt mit dem Hügel am Schloß, — und Gertrud, die, der einzig sichtbare Mensch rund umher, aus der Sonne der Angergasse langsam hervorkam.

Und da schlug ihm das Herz! Schon wollte er sich losreißen, um den Hang zurückzulaufen und Gertrud zu empfangen, aber was ihm alle Sinne mit so wundersamer Verzauberung füllte, hielt ihn gebannt. Der Himmel lag von Ost zu West und von Nord zu Süd gleichsam verklärt, voller Schein und Schimmer über Berg und Tal und Stadt. Die Türme und Mauern des Schlosses schmiegten sich, warmen Feuers voll, an die Zweige der falben Linden am Hügel, und die schüchternen Stimmen der letzten Vögel sangen leise. Über all dem und um all das aber lachte eine solch sichere Beschränktheit bejahenden Lebens, redete eine solch zwingende Gewalt friedlichen Daseins, daß eine lange nicht mehr gekannte Glut in das Gemüt des Schauenden stieg.

„Immer noch dasselbe kleine Nest, nicht wahr?“

Als ob er geweckt worden wäre, fuhr er auf: Gertrud stand da. Aber er antwortete gar nicht, sah sie verträumt an, reichte ihr die Hand und nahm ohne weiteres den Weg auf.

Weiß Gott, wie lange sie so schweigsam nebeneinander schritten. Der Wald entließ sie, empfing sie nach einer kurzen Lücke wieder, und wurde immer stiller und verhangener. Gertrud hatte geglaubt, sich mit Besonnenheit zu diesem Gange gerüstet zu haben, aber je länger er währte, desto unwiderstehlicher kam das Pochen in die Brust zurück, das seit dem Vormittag sie beherrscht und die Minuten des Wartens zu einer süßen Qual gemacht hatte; immer unsicherer ward ihr Schritt, immer glühender das furchtsame Antlitz. Aus der aufgewühlten Untiefe ihres Herzens, aus allen Richtungen des Himmels und allen Winkeln der Erde jagte immer stürmender das Heer von Fragen auf sie zu; wollte sie das Auge auf Paul werfen, um in dieser Verwirrung die Gegenwart zu gewinnen, so tanzte plötzlich der Reigen der einstigen Tage um sie herum; wollte sie aber etwas aus diesem Wirbel erhaschen, dann traf sie Pauls Blick, ein lächelnd undeutlicher Blick, und Angst und Hoffnung wurden noch wilder.

Diese Unrast schwand aber mit einem Schlage, als Paul sie auf einmal an der

Digitized by Google

Hand nahm und zu führen begann. Nun schritt sie an seiner Hand aus dem Walde in die grüne Helle hinaus, wußte, wohin er sie führen wollte, und wurde damit vollkommen ruhig. Jetzt war es aber auch, daß Paul sie zum ersten Male prüfend ansah. Was er im ersten Anblick nur widerstrebend, im zweiten, vom Tannenfink aus, aber überhaupt nicht zustande gebracht hatte: die Gertrud von einst der Gertrud von jetzt gegenüberzustellen, nun vermochte er es. Und wie über ein sonniges Sommerfeld plötzlich der Schatten von Wolken fallen und Hellgrün in Dunkelgrün verwandeln kann, sank die Verzauberung, die das Heute zum Gestern gemacht hatte, ebenso schnell von ihm wie der Glaube an seine Kraft, Gertruds Elend zu versöhnen. Sie hatte auch entzückende Füßchen gehabt, damals, und trug nun unzierliche Schuhe, und obwohl die schlanke Gestalt sich nicht verändert zu haben schien, in dem weiten Rock und der unmodernen Jacke kam sie nimmermehr anziehend zum Ausdruck. Was ihn aber mehr als all dies ernüchterte, ja ihn auf einmal zwingen wollte, ihre Hand auszulassen und jedweden Versuch zur Lüge schlankweg aufzugeben, war ihr Gesicht, das mit dem jugendlich anmutigen Antlitz von einst nicht einmal mehr verwandt schien. Sie gingen jetzt zwischen Wintersaatfeldern in der vollen Sonne dahin, über die wechselnden Buckel und Senkungen der lachenden Hügel, und darum sah Paul so gut. Die Augen, ja das mochten wohl noch die alten Augen sein! Aber um sie herum waren kleine, viele Falten in die Haut gezeichnet, und diese selbst, die einst so rosenblattfein die Wangen und das Kinn unter den Mädchenlippen gebildet hatten, zeigte nun derberes Rot und deckte vergröberte Züge.

‚Sie merkt es gottlob! nicht, daß ich sie betrachte,‘ dachte er. Aber sie hatte von diesen Blicken jeden erraten und auch ihre Wirkung in der Seele des Mannes mußte sie fühlen. Ein Schmerz, der erst leise, jetzt aber schon nagender stach, machte sich empfindlich, und trotzdem: als das prüfende Auge sich endlich von ihr abwendete, atmete sie befreit auf, in einem plötzlichen Entschlusse tapfer, und entzog ihm die Hand. Lächelnd tat sie es. Aber es bekehrte den Gleichgewichtslosen. In einem einzigen Besinnen schien er zu verstehen, daß Gertrud es ganz allein ihm überlassen wollte, ob sie heute jenen Platz wieder aufsuchen sollten, der vor allen anderen der Platz ihrer Liebeswanderungen gewesen war, und in schneller Rückkehr zu gerechter Zartheit nahm er die Hand wieder auf. Das aber gab ihr nun vollends alle Herrschaft. Sie sah im letzten Schreiten die gelbgrünen Schilfdächer von zwei großen Höfen, die sich abhoben vom verschwimmenden Goldgrün der ferneren Wälder; sah in Ufern von Wildgras und Sonnenblumen den alten Weiher wie ein grellweißes Auge im Geschiebe des Landes stehen; die weichen Stufen des Rasens in das trockene Heidekrautbett der Hügelkuppe hinanleiten, der sie zustrebten; und über all dem den unendlich durchsichtigen, schimmernden Südhimmel. Neben diesen aufrührenden Zeugen der nie vergessenen Vergangenheit aber sah sie auch die Mutter im finsteren Hause; sah die lückenlos lichtlose Kette aller Tage bis heute, — nein! es hieß nicht erobern und genießen jetzt, sondern in wohlbesonnener Klarheit erretten, was noch zu retten war!

„Nun sind wir da!“ sagte Paul, und indem er sich niederließ in die letzten Blumen, zog er auch Gertrud herab. Dabei nahm er die Kappe vom Kopf und mit einem schnellen, verzagten Seitenblick sah sie: an seinen Schläfen war das Haar grau. Und dies rührte sie eigentümlich!

Trotzdem widerstand sie auch jetzt. Der Verlust, an dem sie seit elf Jahren hilflos trug, kam ihr, je bewußter sie sich der Nähe Pauls ward, nur um so furchtbarer zur Besinnung, und als hielte die gegenwärtige Stunde einzig und allein den Schlüssel zu einer erträglicheren Zukunft in sich, mehrte sich in ihr die Angst davor, sie könnte alles mit dem kleinsten, falschen Worte verderben. So zwang sie das von Gegenstand zu Gegenstand irrende Auge immer gewaltsamer zur Ruhe. Die Heide, in der sie saßen, ward von einem klaren Winde leise bewegt; und während vom Tannicht hinter ihnen das grüne Dunkel oft einen Schauer über sie warf, begannen am Abhang des Hügels, der zu den Höfen und Weiden hinableitete, die Fluren immer heller zu leuchten. Das Auge des Mädchens aber nahm diesen ewigen Wechsel

Digitized by Google

wie einen bedeutsamen Ausdruck ihrer wogenden Spannung auf und wußte nicht, wie die wachsende Helle und der steigende Duft dieser Welt an alles Unbewußte im Mann neben ihr rührten. Er verweilte in einem fast andächtigen Schauen, streckte den Körper und erlebte die Überraschung: zum ersten Male seit überlanger Zeit die Gestalt seines Lebens überblicken zu können, und in allem, was ihm geworden war, Wert und Unwert voneinander zu scheiden. Und wie diese innere Aussicht sich von Minute zu Minute erweiterte, gleich dem Anblick des reinsten Himmels, der über der verschwindenden Sonne auf dem Bogen der blauen Alpe zurückgeblieben war, griff er mit beiden Händen verlangend in die Blumen, sog seine Brust sehnsuchtsvoll den reinen Hauch, und plötzlich, als hätte ihn von all dieser Reinheit her eine bestimmende Gnade getroffen, sagte er laut: „Und nun erzähle, Gertrud!"

Dieses einzige Wort ‚erzähle', die Tatsache, daß er ihr jetzt ‚du' sagte, schenkte ihr in einem Augenblick mehr, als sie von der Stunde erwartet hatte. Der lange Weg, den sie eben noch zwischen ihr und ihm hatte liegen geglaubt, wurde zur kürzesten Brücke. „Ich habe nichts zu erzählen, Paul," antwortete sie voll einer unsäglichen Freude, „wirklich nichts."

„Was du treibst?"

„Nichts treibe ich."

„Was du unterdes erlebt hast?"

„Nichts habe ich erlebt. Gar nichts."

Er meine das nicht so, erwiderte er, stützte den Körper auf die Ellbogen und vergrub das Auge noch tiefer in die Bilder von Himmel und Erde. Er möchte an allem nachträglich teilhaben, was sie unterdes verändert habe, und sei neugierig, zu erfragen, wie sie heute über die Dinge denke, die einen zu beschäftigen niemals ganz aufhören. Und sie solle ihm nur nicht damit kommen zu sagen: Hier in diesem Nest, wie soll man sich da entwickeln? Denn der Unterschied zwischen Großstadt und Land falle, wenn man ihn unvoreingenommen betrachte, gewiß nur zugunsten der kleinen Nester aus.

Aber das Lächeln, das er ihr bereits abgewonnen hatte, wurde nur noch bestimmter auf ihr; sie sei älter geworden, sagte sie, und das mache ihre ganze Entwicklung seit jener Zeit aus; „nicht mehr und nicht weniger als: älter geworden bin ich. Aber du, du sollst mir erzählen."

„Nichts!" Er setzte sich heftig auf und blickte geradezu zornig in die weiteste Ferne. „Damit will ich gar nicht die Leier der alten Knaben anstimmen, die, so oft sie nachdenken, stets ein verpfuschtes Leben feststellen. Aber siehst du —" er wartete eine Zeitlang, ernsthafteste Wahrheit und billigste Selbstverspottung mischten sich dabei in seinem Innern; und als er das Auge von der Ferne ab und auf Gertrud hinwandte, scharf, gescheit und fast stechend, und zu reden fortfuhr, war dieser Kampf noch nicht entschieden. „Ich könnte dir höchstens beichten!"

„Nein, nein, nein," wehrte sie ab.

„Ich meine ja nicht um Absolution bitten."

„Um Gottes willen!"

„Ich meine" — unsicher sah er auf sie: wollte sie ihn am Ende gar auslachen? — „ich meine: Rechnung machen! Ja! Einiges habe ich ohnedies schon den Schlachtfeldern anvertraut. Die fordern so eine Art Reinemachen geradezu heraus. Und so wenig ich glaube" — ohne jeden Übergang wurde er jetzt ernst — „daß der eine Haut wirklich gehabt hat, dem nur der Krieg sie abziehen konnte, in ein paar Einzelheiten bin ich gewiß auf dem Wege der Häutung. Denn ein anderes Leben möchten die meisten von uns sich jetzt wahrscheinlich doch erwerben oder wenigstens entdecken. Aber einmal wird ja wiederum Friede sein, und da wird es dann kaum mehr darauf ankommen, daß man mit der Reue über viel Friedliches brav Krieg führen kann, sondern wie man mit dem Guten aus der alten Zeit die neue zu beginnen versteht. Und hier, siehst du" — und jetzt wurde sein Auge voll von aufrichtiger Sonne — „ist es friedlich! Die Blumen da, — diese begrenzte und doch ungemessene Aussicht... und du da!... siehst du, hier kann, wer aus dem Kriege kommt, einmal die Reliquien des alten Friedens sammeln und die Hoffnungen in den neuen bedenken. Diese Reliquien aber, wie soll man sie denn anders finden, als auf dem Wege der Subtraktion? Man zieht das Mindere und Schlechte von der ganzen Vergangenheit ab, und ..."

Digitized by Google

„Nein," unterbrach sie ihn zum zweiten Male und hob abwehrend die Hand, und er hätte sehen können, wie alle Freuden und Ängste ihrer treugebliebenen Liebe im immer noch lächelnden Gesicht sich bekämpften. „Nein!"

„Doch: Nun gerade! Und gerade dir!" Er schlug beide Fäuste in die Blumen. „Was weißt denn du? Sich selber bekennt man ja das wenigste. Sich vor sich selber zu schämen, das bringt nur der Charakter zustande, der ein unveränderliches Gewissen anerkennt. So charakterfest ist aber von uns so gut wie keiner mehr gewesen! Im Innersten leiden wir unter diesem Mangel und suchen ein Mittel ihn aufzuheben. — Und da bist jetzt du neben mir" — immer heller belebte sich sein Wort, wurde feuriger, fordernder — „dir habe ich, ohne das geringste Verschulden von deiner Seite, weh getan, — dich habe ich seit jener Zeit nie mehr gesehen, — du allein wirst also meinen Fehlern gegenüber — und gerade weil es die meinigen sind, so streng sein können als es mir nottut ..."

„Nein!" Ein Schauer, von dessen Ursprung und Gewalt sich der redende Mann keine Vorstellung machen konnte, ließ ihren ganzen Leib erbeben. Denn: seine Fehler, nein, nein, nein, die wollte sie nicht hören! Die kannte sie, ohne daß sie sie hätte nennen können! Die verstanden sich ihrer Treue von selber! Und vielleicht war es ihm gar nicht ernst mit den Worten, vielleicht spielte er nur damit! „Nein!" Mit einem wehen Strahl von Mißtrauen im streitenden Auge blickte sie ihn an, und indem sich ihre zuckenden Hände in die Büschel der Halme krallten, sagte sie: „Du wirst ja viel besser wissen als ich, wie man in den seltenen Minuten, die einen dazu bewegen, sein Leben beurteilen und den Weg in die Zukunft glatt machen soll! Aber ich ... nein!" Sie unterbrach sich mit bestimmtester Bewegung, denn sie sah: Nun erwartete er den Gemeinplatz der alten Mädchen und begann schon verdrießlich zu lächeln. „Nein! Ich beklage mich über mein Leben nicht, es ist, schon der Wahrheit gegenüber, daß Hunderttausende ein tausendmal unbefriedigteres haben, bedeutungslos. Aber" — und da begannen ihre ungezähmten Lebenskräfte, die um jeden Preis retten wollten, was noch zu retten war, — „aber ich wehre mich mit jedem Monat hartnäckiger gegen alles, was, ich will nicht einmal sagen: schlecht, aber schwach oder vertan oder verpfuscht oder allzu menschlich ist! Es ist da, mit allen fünf Sinnen weiß jeder Mensch, daß es da ist. Aber gerade deshalb, weil es überall da ist und immer da ist und immer das erste ist, was man sieht, wenn man die Augen aufmacht, *will* ich es nicht mehr sehen, *sträube* ich mich dagegen, es zu sehen, und in dieser Stunde am allermeisten! Es ist ja nur ein lächerlicher Irrtum, zu glauben, daß es einen Sinn haben kann, wenn wir uns nun gegenseitig anvertrauen, was uns aus eigenem Verschulden mißlungen ist; es schaut dabei nichts heraus, nichts! Das *Gute* aber ..."

„Das Gute!" lachte er und warf eine Handvoll Blumen gegen den gelb werdenden Himmel.

„Ich meine ja nicht eine Heldentat, die man getan, oder eine Todsünde, die man nicht getan hat; Etwas, das man Gutes, über sich gebracht und ausgeführt, oder etwas Schlechtes, das man überwand und nicht ausgeführt hat, — sondern ..."

„Sondern?"

Ihr traten die Tränen in die Augen. „Sondern, was man, ohne eigentlich zu wissen, warum es gut ist und woher man es bekam, vom Himmel herab oder von ungefähr oder von einem Menschen, noch in sich drinnen hat, — *hat*, meine ich — und das allein noch den Keim bilden kann für den morgigen Tag. Das Einzige, womit man," gepreßt, ja verzweifelt sprach sie es aus: „noch wirtschaften kann."

Und nun machte sie es wie er: riß einen Büschel Blumen aus dem Boden, zerdrückte ihn zwischen den Händen; tat das, damit ihre Finger ein Ding hätten, in das sie ihr fieberhaftes Zittern verbergen könnten. Denn eine ungeheure Erregung bemächtigte sich ihrer. Ein fast schauderndes Erstaunen vor sich selber und eine geradezu verdammende Unzufriedenheit mit sich selber. Wer hatte ihr denn diese Gedanken eingegeben, die sie bis heute noch niemals gedacht, diese Worte eingeflößt, deren Ton bisher niemals, niemals der ihrige gewesen war? Und wer hatte sie dazu verführt, den felsenfesten Vorsatz, nur stille zu sein, nur zu warten,

Digitized by Google

nur um Gottes willen keinen anderen Weg zu gehen, als welchen der Wiedergekommene sie führen wollte — wer hatte sie verführt, diesen klugen und demütigen Vorsatz in den Wind zu werfen?

Aber auch der Mann war wie aus den Wolken gefallen! Das war Gertrud aus Bruneck? Das seine willenlose Gertrud? Mit einer fast knabenhaften Verwunderung, aber auch zugleich mit kaum versteckter Verlegenheit sah er über sie hin, die totenstill jetzt dasaß, und bemerkte alles wieder, was ihm die elf Jahre bewiesen hatte: den unglücklichen Hut, die altmodische Jacke, die derben Schuhe, das Antlitz mit seinen Zeichen und Merkmalen. Aber das Erstaunen wurde mit jedem dieser Blicke nur noch größer. Woher sah ihm denn diese Frau in Herz und Nieren? Wenn er ganz und gar aufrichtig war: hatte er wahrhaftig die Sehnsucht gehabt, ihr zu beichten? Wenn er restlos gewissenhaft sein wollte, war im letzten Grunde nicht auch zu dieser Stunde ein Quentchen von Neugier, von Spiellust, von Verlangen, sich in diesem Herzen noch als den Herrn zu fühlen, der Antrieb gewesen?

„Ja," warf er endlich ein, nur um diese schonungslose Betrachtung nicht weiter führen zu müssen, und darum beinahe leichtfertig, „solcher guten Dinge weiß ich ja noch einige. Die Natur zum Beispiel; die Erinnerung an meine Mutter; ja sogar die Fähigkeit, diesen Krieg zu erleben! — Aber: wirtschaften damit, leben davon...? Womit wirtschaftest denn du?"

Sie legte die zerpflückten Blumen ergeben in den Boden zurück. Also hatte sie es wirklich falsch gemacht! „Ich sagte ja nicht, daß ich besonders reich wirtschafte," erwiderte sie mit einem stillen, gütigen Lächeln und ohne ihn anzublicken, „es geht eben gerade!"

„Die Natur," wiederholte er, als hätte er nicht gehört und senkte das Auge in den Himmel zurück, der von Sekunde zu Sekunde lichter und weiter wurde, „die ist ja allerdings kein Humbug!"

„Sie umgibt mich vom Frühling bis in den Frühling," sagte sie, von neuem durch einen unwiderstehlichen Zwang zum Bekennen gedrängt, „und meine Mutter lebt noch und ist sogar blind. Und daß wir diesen Krieg mit einer ganz ungekünstelten Vaterlandsliebe und Gerechtigkeitsliebe führen, weiß Gott, wie ich das genieße! Aber je länger er dauert, um so mehr kommt es mir vor, daß er doch nur für den Frieden geführt wird, und mit der Natur reiche ich armseliges Ding nicht einmal aus, um meiner Mutter ein paar gute Worte zu sagen."

„Also bleibt auch nach deiner Rechnung eben nur ein Manko?" lachte er laut auf, in einem triumphierenden Ingrimm, und stieß den Säbel, daß er laut klirrte, an den nächsten Stein.

Einen schweren Augenblick lang zögerte sie und überlegte noch. Aber schon im nächsten gab es kein Warten und Raten mehr. „Nein," antwortete sie, an allen Fibern bebend, obwohl sie die Hände fest ineinander preßte, denn Wort für Wort mußte sie der aufgewühlten Tiefe ihres Herzens entreißen. „Das stimmt eben nicht. Und du magst es ja hören, warum nicht? Wir sind keine Kinder mehr, und einmal kommt für jede Wahrheit das Recht. — Ich lebe noch immer von dir. Wenn mir die lange leere Zeit dich immer mehr entfernte, dann rettete ich dich immer trotziger zu mir zurück; gegen alle Wirklichkeit, nur mit dem sicheren Instinkt, daß ich mir bewahren müßte, was mir das einzige, ganz klare Gute gewesen ist. Zum Atmen braucht man Luft; um leben zu können, irgendeinen Glauben. Soviel, um nicht ganz zu zerfallen, habe ich mir ihn auch wirklich immer gerettet. — Und jetzt, wo ich dich wieder höre, habe ich ihn neuerdings ganz."

Wild schlug ihm das Herz in der Brust.

„Das alles klingt kleinlich in der heutigen Zeit," fuhr sie vollendend fort; „aber hinter dem Geist und der Kraft jeder Zeit steht doch immer nur der Mensch. Wollte man die Mutterliebe Egoismus nennen, dann hätte das Kind keinen Sinn, und man verdammte die Welt. Was den Menschen aufrechthält und weitergehen läßt, ist immer recht, und wenn es auch tausendmal nur um seiner selbst willen geschieht!"

Nun aber war sie zu Ende. Mit einer heiteren Ruhe, von der sie nicht wußte, wie sie ihr nun so plötzlich erwachsen war, blickte sie hinab in das Land, über das ganz allmählich die Dämmerung fiel. Die Sonne war gesunken. Der Sonnenunter-

Digitized by Google

Die Alte

Gemälde von Prof. Fritz Fleiſcher

Digitized by Google

Digitized by Google

gangswind hatte aufgehört, kein Hauch mehr strich die Halme. Die Farben der Saatfelder, der angrenzenden Wiesen und Raine und des Weihers verblaßten. Die Wechsel von Tal und Hügelwelle einten sich; Nähe und Ferne schoben sich zu einer einzigen Wesenheit abendlicher Erde zusammen, aus der die Kuppe des Kronplatzberges mit mattem Rosenrot in den Himmel langte. Dieser Himmel aber hatte von Dämmerung noch nichts. Schritt sie auf dem Lande immer unaufhaltsamer und ausgleichender einher, in des Himmels Weite und Tiefe sammelte sich ebenso zunehmend die Kraft des Lichtes. Über der Lüseneralpe schwebte er, als der untergegangenen Sonne noch am nächsten, in reinstem Weißgold, und jede Alpenlärche und jede Wellenlinie hob sich in schärfstem Tiefblau von ihm ab. Dort, wo die Hochwaldhänge eng aneinandertraten und über den welligen Hebungen und Senkungen, die von da aus zum Kronplatz hinüberleiteten, ging er mit mählich sich steigernden Tinten in ein leuchtendes Blau über, das auch dann, als das Rosenrot auf der Kuppe erlosch, den Schneefleck, die frostverbrannten Böden und, darunter, die abfallenden Wälder noch erwärmte. Wo aber die Ausläufer der weiten Bergkette in den Osten hineingriffen, wo es über Dorf und manchen noch blitzenden Einödhof hinüberging in die Dolomiten, da feierte er das Fest einer grenzenlos hohen Helle, und während der versteinerte Mann mehr fühlte als sah, wie das Mädchen neben ihm immer tiefer in Stille und Sinnen versank, ließ er das entfesselte Auge immer durstiger aus dieser Helle trinken. Aber dabei wurde sein Herzschlag nicht sanfter, seine Erregung nicht gelindert. Wohl tat sich ihm alles, was da an lautlosem Glanz und Duft um ihn vorging, als tröstende Ruhe kund. Die Flügel einer schönen Wahrheit, die dem Gemüte so unendlich leicht verständlich schien und trotzdem jedem Wort widerstrebte, fühlte er über seinem sehnsüchtigen Hingegebensein schweben, und in der Tiefe seines Menschen erstand von Sekunde zu Sekunde brennender das Verlangen nach ihrem Besitze. Aber um so ruheloser und suchender ward er. Nur um so unsicherer tappten sein Auge und Ohr in der Fülle des Schweigens und Leuchtens, und die zornige Ahnung eigener Unvermögenheit gegenüber dieser Welt von Reinheit und klarem Willen ward immer gewisser. Als auf einmal die Helle des Himmels sich an einem Stern, der im Osten aufzuckte, noch sieghafter entzündete, das darunterliegende Land jedoch seine Grenzen wie in einem festgefriedeten Garten zusammenschob, packte ihn das Weh des Gegensatzes zwischen ihm und diesem kindlichen Wunder wie eine folternde Zange. ‚Gertrud!' wollte er, Hilfe flehend, rufen, rief es nicht, — fiel aber mit einer einzigen jähen Bewegung an ihre Brust.

Sie erschrak, als ob der Blitz in sie gefahren wäre und all ihre Glieder erbebten. Aber der Mann umarmte sie nicht, küßte sie nicht, suchte und gab keine schale Liebkosung; legte nur wie ein Kind sein Haupt in ihren Schoß und ließ es dort liegen. Und da ward denn der Orkan in ihr mit einemmal zu einem Glück, wie sie so überirdisch voll nie eines geträumt hatte. Der Mann sah es nicht, daß ihr die Tränen aus den betenden Augen strömten; bemerkte es nicht, wie sie sich nicht zu rühren wagte; wie sie dem rasenden Herzschlag gebot, nur damit der Ruhesehnsüchtige nicht ihre demütige Wonne fühle, sondern nur seine Ruhe. Voll von einem Zittern, das Gott pries, lagen ihre Hände im tauigen Gras. Voll von einem Schauer, dem kein Denken mehr nahe kam, starrte ihre ganze Gestalt in der Dunkelheit. Der Mann bewegte sich nicht. Er lag einfach gebettet, wie zum ersten wahren Schlummer seit langen Jahren. Er hatte die Augen geschlossen, die Lippen geschlossen, und ob er auch nichts hörte, nichts fühlte, nicht wußte, warum ihm nun wohl war, — ihm war wohl. Und dies erfühlte die Frau. Immer wahrer, immer tiefer in ihrem steinernen Lauschen. Es konnte sein, daß er nach dieser Rast unbekümmerter als jemals vorher das Leben weiterlebte, — es sollte geschehen! Es konnte sein, daß er schon morgen diese Rast vergaß, oder daß er sie übermorgen verlachte, — es sollte geschehen! Magst du dich fürderhin auch noch viel weiter von mir entfernen als bisher, sprach ihr begnadetes Herz in seinem überfließenden Reichtum: weil du mir nur ein einziges Mal deine ganze suchende Seele hinge-

Digitized by Google

geben hast, mag es geschehen! Mich hast du gerettet damit, — was immer dich retten kann, es sei gesegnet!

Als er sich aber endlich von ihr löste, überfiel die Angst sie zum zweiten Male. Sie wußte mit ihren Augen nicht wohin, fand für ihren Blick keinen Platz, und gegen allen Willen falteten sich ihre Hände. Aber er erhob sich langsam, und ohne nur für einen Augenblick in die frühere Unrast zurückzufallen und mit einer ganz anderen als der früheren Stimme sagte er: „Du wirst gehen müssen, Gertrud?“ Und half ihr empor. Da sah sie sein Gesicht: und jetzt fehlte kein Zug mehr darin, den sie nicht von damals her kannte und seit damals in ihrem innersten Herzen trug. „Ja,“ antwortete sie mit einem fast übermütigen Lachen — ihm sollte auch der Übergang leicht werden! — „ich habe heut ohnedies schon zuviel gelogen.“

„Es war recht von dir!“

„Ich verantworte es.“

„Ich will's dir vergelten.“

Sie wußte nach einer langen Weile noch nicht, gingen sie nun schon im Walde oder noch unter dem hellen Himmel. Alles Wirkliche war ihr verzaubert, alles, was die kühnsten Wünsche in himmlischer Ferne geglaubt hatten, verwirklicht! Den Schritt des Begleiters hörte sie nicht, den ihrigen tat sie im schwebenden Traume, und kein Wort mehr vermochte sie zu reden. Erst als sich im Wald eine Lichtung auftat, durch die das erdunkelte Blau mit den erstandenen Sternen herabschien, wachte sie auf. Der Schweigsame neben ihr war stehengeblieben, drehte sich, mit dem Auge im Himmel suchend, im Kreise herum und langte auf einmal nach ihrer Hand. „Das ist das einzige, was ich von mir sagen kann,“ sagte er und wies nach dem blitzenden A der Kassiopeia empor. „Ich habe sie immer wieder gesucht, seit du sie mir zum erstenmal gezeigt hast. Aber von nun an ...“ Aber schon ließ er die Hand wieder aus und ging weiter; eine kindliche Scham verbot ihm, den Satz zu vollenden. Zum letztenmal nahm der Wald sie auf, und von neuem gingen sie, ohne zu reden — bis plötzlich zu ihren Füßen die Stadt erschien. Das ist die Wirklichkeit wieder! empfanden sie beide in einem. Aber nicht für einen Augenblick verloren sie ihre köstliche Sicherheit. Und so stiegen sie den Hang ganz langsam hinab. Er lag schon in vollem Dunkel. Kein Dach, kein Turm, kein Baum hob sich noch unterscheidbar aus der Nacht hervor, die sie alle verschlungen hatte: das Schloß war mit den Linden zu einem schwarzen Riesen verwachsen, über dem nur die Sterne den Himmel andeuteten, und die Häuschen der Angergasse waren ein wirrer Block von lautloser Finsternis, aus dem nur drei winzige Lichtlein schimmerten. Je tiefer hinab aber die Heimkehrenden gelangten, um so rücksichtsloser schritt die vermummte Stadt aus der Nacht zurück. Auf den Weg, den sie gingen, sogar bis in den Waldsaum hinein, kam das Licht einer Bogenlampe, die am Eingang des Grabens stand, und als sie noch auf die Wurzeln achthaben mußten, die den Pfad überquerten, erblickten sie schon das bestrahlte Pflaster, die Treppe zur Kirche und die Schatten entlaubter Kastanienbäume auf den Mauern des Klosters. Vom Frankschen Hause oder von der Kaserne war hier freilich noch lange nichts zu sehen. Aber als sie die letzte Stufe herabgekommen, schien es Gertrud plötzlich, als träfe sie der Schatten jenes Hauses, und Paul war es, als hörte er den bekannten Ton des Alarms; einen Augenblick lang sahen sie sich unsicher an. Doch nur ein ruhiges Lächeln antwortete zuletzt einem jeden vom andern. Woher hätten sich auch die Dinge verändern sollen? Die Herrschaft darüber hatten die veränderten Menschen!

Mit einemmal blieb Paul dennoch stehen! Sie waren in den Graben hineingeschritten, nun machte er jählings halt und blickte aufmerksam rundum. „Mir scheint, es ist losgegangen,“ sagte er und nahm den Säbel schnell höher. An der Seite, auf der die Baumreihe sich bis hinauf zum Florianitor hinzog, standen Geschütze. Andere wurden soeben vor dem Postgasthof vorbeigefahren, um an die stehenden angeschlossen zu werden. Bürger und Soldaten waren da und dort, und der Klang von bewegtem Metall, Befehle und das Knarren derber Räder schlugen in die letzten Blätter der Ahorne empor. Und immer wieder war ein Mann zu sehen, der lief, der Eile zu haben schien und nicht ankam. „Herrgott von Bentheim!“ rief Paul, im Nu wieder nur noch Soldat, und hatte kaum

Digitized by Google

noch acht auf das Mädchen, das ebenso schnell die Beute eines bangen Gedankens geworden war, „wenn mich nicht alles täuscht, ist das mein Bursche, der mich sucht." Und war schon von ihr fortgesprungen und im Platz drin: „Huber!" rief er und hob die rechte Hand hoch. „Huber!"

Gertrud floh an die dunkelste Wand. Er geht ja wieder in den Krieg! Wenn da nun einer der Städter vorbeischlich und sie sah, die mit erschreckt auf die Brust gepreßten Händen dastand, dann hatte sie Hohn und Spott für viele Monate! Trotzdem rückte sie den Fuß nicht. Er geht ja in den Krieg! Nicht als ein Schreck durchbohrte sie das, denn in aller Bedrängnis fühlte sie klar: nun habe ich das Recht, für ihn zu fürchten. Paul hatte seinen Huber unterdes gefunden; einen Zettel in der Hand, sah sie ihn mitten im Volke vor dem Burschen stehen. So hoch sie vermochte, hob sie sich auf die Zehen, um ein Wort zu erhaschen. Aber sie sah nur noch, wie der Mann salutierte — in der nächsten Sekunde war Paul zu ihr zurückgelaufen. „Ich habe den Befehl natürlich richtig versäumt," sagte er eilig, „wir gehen noch nachts fort. — Nein, nein," unterbrach er sie, die in peinvoller Angst, plötzlich ganz und gar überflüssig geworden zu sein, schon Abschied nehmen wollte, „ich führe dich noch geschwind heim. Aber gehen wir lieber durch die Angergasse."

Alle Fassung hatte sie verloren. Angestrengt, in einer Verwirrung ohnegleichen, und im Angesicht der letzten Minute des Zusammenseins, suchte sie nach einem hellen Gedanken, nach dem passenden Wort. Sie hätte doch von Anfang an daran denken, es überhaupt niemals vergessen sollen, daß das bevorstand! Was war nun zu tun? Was konnten sie sich jetzt noch zu sagen haben? Aber ihm schien nicht im geringsten daran gelegen zu sein, daß sie etwas sagte oder tat. „Wenn mir nur der Prantner in der letzten Stunde keine Dummheit gemacht hat," meinte er, ausschließlich nur mehr Batteriekommandant, „der Kerl ist weitaus der gescheiteste von meinen Leuten, aber auch der selbständigste. Wenn er Nr. 11a nicht noch rechtzeitig in Ordnung gebracht hat, gibt das einen Mordsskandal. Es ist schon zum Teufelholen!" Noch etwa hundert Schritte vom Frankschen Hause waren sie entfernt. „Und wenn man nicht Tag und Nacht und ununterbrochen aufpaßt," fuhr er fort und der klirrende Säbel schleifte ihm unbekümmert im Pflaster nach, „dann ist das Werkel schon gleich nimmer prompt. Und dieser Prantner . . ."

Aber jetzt fiel sie ihm ins Wort. Jetzt hielt sie das einfach nimmer aus. „Du," hauchte sie atemlos, zitternd im Frost ihrer neuen Armseligkeit, „soll ich dir nicht etwas mitgeben? Tee oder Kakao, oder . . ."

„Nein! Was dir einfällt! Zu essen und zu trinken haben wir mehr als genug. Da fehlt gar nichts."

„Oder Zigaretten, oder Schokolade?"

„Nein! Nein! Das hat man immer im Überfluß, und noch dazu ist Weihnachten vor der Tür."

„Oder irgend etwas besonders Warmes zum Anziehen?" Sie hatte fast keine Stimme mehr. „Pulswärmer, oder Gamaschen . . ." Sie standen nun vor dem Hause. Sie, um die plötzliche grenzenlose Müdigkeit zu stützen, an das riesenschwarze Tor angelehnt; er, nachdenklich in die Gasse hineinschauend, dicht vor ihr.

„Oder ein paar Sturmhauben, oder . . ."

„Nein!" Mit einem entschlossenen Ruck und wie ein Kind so begierig, wandte er sich ihr zu. Natürlich! Der nächste Mensch war jetzt unbedingt sie ihm, da brauchte es wahrlich kein Nachdenken mehr! „Nein!" sagte er ganz und gar verwandelt. „Das alles nicht, Gertrud. Aber wenn du mir eine recht, recht dicke, gestrickte Weste machen lassen könntest! Wolle natürlich, und grau müßte sie sein. Und nicht so, wie man die gewöhnlichen Westen macht . . ."

„Nein, aber sag' nur!" Jetzt war ja alle Qual wieder dahin! Ein Meer von Glanz und von Dank in der Brust! „Du mußt nur genau ansagen . . .!"

„Ja, hör' nur! Am Hals oben sollte sie wie ein Sweater sein, weißt du? Und nicht am Gürtel schon aufhören, sondern noch eine Hand breit lose hinabfallen; das ist nämlich das Praktische."

„Und doppelt oder dreifach gestrickt?"

„Doppelt, das heißt — nein, einfach." Kreuzvergnügt lachte er. „Nämlich: als eigentliche Seele sollte sie eine Kamelhaarweste haben; mit Ärmeln natürlich . . ."

„Mit Ärmeln?"

Digitized by Google

„Ja. Und erst über diesem Kamelhaar kommt dann das Gestrickte, so daß sie eigentlich vollkommen eingewickelt ist in Wolle."

„Gut, das versteh' ich ganz gut. Und Knöpfe?"

„Freilich Knöpfe, und recht fest annähen!"

„Ja; aber wohin schicken? Ich weiß deine Nummer noch nicht."

„Feldpost 601. Gebirgsartillerieregiment Nr. 2, Batterie 6. Ich schreib dir's auf. Warte."

Sie glühte wie im Fieber. In ihren Fingern brannte es schon, in allen ihren Gliedern regte sich die Wonne der Arbeit, in ihrem Herzen sprudelte Quelle um Quelle auf. Himmel, wie bist du gütig! Aber wenn sie es auch nur behielt! Kamelhaar mit Ärmeln, am Hals wie ein Sweater, unter dem Gürtel um eine Handbreit noch hinabfallen lassen, und Doppelknöpfe.

„Da! — Aber nun noch etwas anderes, Gertrud! Der Schuster Bogner in Steeg draußen hat ein Paar Schuhe von mir in der Arbeit. Wenn du die morgen . . ." Jedoch: da getraute er sich mit einem Male nimmer weiter, und geradezu verzagt blickte er sie an.

„Aber das ist doch natürlich!"

„Ich habe bisher eigentlich wirklich niemand gehabt," sagte er in einer ungeheuren Schüchternheit und ganz langsam in die Gasse hinaus — „der mir so etwas — oder dem ich mit so etwas . . ."

„Aber da ist doch kein Wort zu verlieren!"

„Und man braucht so im Krieg die ganze Zeit wieder etwas; bald dies und bald das, und . . ."

„Also, was ist mit den Schuhen?"

„Um Gottes willen," fuhr er erschreckt zusammen, „es schlägt sechs!" Und knöpfte in fliegender Eile den Pelz zu. „Ich muß gehen! — Ja. Mit den Schuhen ist es so: Hingehen morgen zum Bogner, sie abholen und mit der nächsten Post schicken!" Beide Hände nahm er ihr jetzt und schüttelte sie und immer fester und immer noch einmal, als könnte er sich von ihnen nicht trennen. „Die Weste hat nicht so Eile, aber die Schuhe schon. Und dann — jetzt kommt ja erst das Wichtige: gleich morgen wieder ein Paar bestellen, ganz genau gleich wie das fertige, und in drei Wochen wiederum schicken! Nichts zerreißt soviel wie die Schuhe. Und nach weiteren drei Wochen wieder so machen, und so fort bis . . ."

„Versteh' schon! Und wenn du sonst etwas brauchst, irgend etwas, was immer es sei . . ."

Da fühlte sie: ihre Hände wurden losgelassen, für eine Sekunde lang sah sie noch sein Auge, das voll Rührung das ihre suchte, — in der nächsten war es um die Ecke verschwunden! —

Langsam öffnete sie das Tor. Trat langsam ein. Kalt und schwarz und ohne Grenze zu allen Seiten gähnte der Flur sie an; wußte nichts vom Licht, das zitternd jetzt in ihr brannte und mit jeder Flamme verkündete: jetzt ist die Stärke deine Pflicht! Und wahrlich: indem sie den dunklen Gang trotzig durchmaß, gewann sie dem Herzen das erste Lächeln ab, und als ihre Füße die Treppe gefunden hatten, war aller Anfang getan. Sie sah, versunken in den Reichtum der neuen Fülle, das Finster nimmer, das überall starrte, die kahlen Wände nicht, über denen der Winter hing, die nackten Tische nicht, auf denen der Glanz der glatten Fläche fror, und selbst das riesenhafte Weib übersah sie, das pünktlich vor ihr erschien, als sie die letzte Stufe überwunden hatte. Das Kamelhaartuch nehme ich aus meinem Bergmantel, bedachte sie, er ist grau, noch nie naß geworden und dick genug, und wenn ich geschickt bin, bringe ich zwei Westen heraus. Die Wolle aber kaufe ich beim Weber in Percha! Natürlich in Percha! So eine Wolle hat kein anderes Dorf! Und die Knöpfe, — da flog ein Leuchten in ihre Züge, daß der Riese, der immer noch dastand und nicht gesehen wurde, ein zorniges „Ho!" rief —, der Vater hatte ein Dutzend Westen gehabt! Mit den schönsten Emailknöpfen. Die wurden genommen! Den Schnitt jedoch zum Ganzen —

„Wo bleiben Sie denn a so lang und wo sein Sie denn?" brach aber nun das Weib los und stemmte die Arme in die Hüften und war nicht mehr wegzuleugnen. „Ist a Manier! Koa Pulver für die Nacht da, und koa Fenster nit da, und koa Lot Butter zu die Nocken in Haus!"

Gertrud schaute sie von oben bis unten an. Aus ihrer vollen Sicherheit lächelnd.

Digitized by Google

Und es war das erstemal, daß sie es in dieser Weise tat, — und auch das erstemal, daß sie es wagte, zu sagen: „Muß halt einmal die Veronika selber laufen . . ."

„Jii?"

„Weit ist es ja nicht und oft vorgekommen auch nicht!"

„Ji soll da der Nacht . . .?"

„Warum denn nicht?"

„Ji . . .?" Und mit einem klatschenden Hohngelächter und mit beiden Armen fuchtelnd, dreht sich der kolossale Leib um und stob in das Dunkel zurück. „Ja sell waar a Modi! Ah, da legst di nieder! Da kennet i oane. An Schmarrn sag i, und helf Gott!"

Und eine Tür flog ins Schloß, daß das ganze Haus erdröhnte. Und dann erst noch eine zweite, und nun noch eine dritte.

Trotz alledem trat Gertrud auch in die Stube noch lächelnd. Jetzt ist die Liebe deine Pflicht, flüsterte das Herz ihr zu, als sie die Blinde im Lehnstuhl erblickte. „Mutter," begann sie sogleich und ging näher, und der heiligste Vorsatz, von nun an auch vor diesem Leiden sich selbst zu vergessen, durch nichts mehr verletzen und zurückstoßen zu lassen, beherrschte sie, — aber die Mutter kam ihr mit dem Reden zuvor. Das gelbe, verquälte Gesicht hob sich aus dem Dunst der schlecht beleuchteten Stube ihr zu, und mit bohrender Stimme sagte es: „Daß du jetzt noch lügen anfangst! Sagt sie, sie geht zur Horner Marie, und derweil ist die Horner Marie dagewesen und hat gesagt, sie hat dich mit ei'm Soldaten gehn g'sehen."

Gertrud erstarrte.

„Tät ihr abgehn, hat sie g'sagt, und recht hat sie, daß man mit ihren Namen Schindluder treibt, um die Mutter anzulügen und mit den Lumpen umedumzuschlenzen! Wundert mi nur, daß dir vor deine vierzig Jahr' nit schämst. Weiß schon, wer's g'wesen ist."

Kein Tropfen Blut stand mehr in Gertruds Gesicht —

„Kannst schauen nachher, wie dich bei der Marie herausredst und was die Leut abgeben werden! — Hysterisch seid's alle! Kann einer ang'stellt haben, was er nur will."

Die Hände wollten wohl hinauf zu den brennenden Wangen! Aber heut durften sie nicht!

„Und jetzt bring mir mein Tee mit'n Pulver; möcht schlafen!" —

Es brauchte eine Weile, ehe die versteinerten Füße sich vom Boden losrissen. Und wie die eines Angeschossenen, eines Menschen, der im nächsten Augenblick niederstürzen wird, tappten sie nun über die Schwelle zurück. Mit aller Willenskraft sich weiterschleppend und von Sekunde zu Sekunde schwerer, brachten sie den geschlagenen Leib noch bis vor den Tisch in der Halle, — als aber die Hände jetzt die Kante gefunden hatten, brachen die Knie vernichtet zusammen, und wie eine Tote fiel Gertrud ins Holz.

Und lange Zeit lag sie so. Vollkommen gefühllos. Als dann der Leib sich endlich von selber dieser Starrheit widersetzte und die Gestalt sich zurückhob, schien es, als wollte der einzige Blick, den die betäubten Augen in dieser Sekunde empfangen hatten, die Wiederaufgerichtete zum zweitenmal fällen. Schon schwankte sie, in ihrem leichenblassen Gesicht erschien das Entsetzen, — da kam aber Hilfe. Eine Lampel hing in der tiefsten Nische der Halle. Ihr elendes Lichtlein flammte jetzt auf. Es starb auch gleich wieder. Aber die schaudernden Augen hatten es doch schon erfaßt. Und nun ließen sie es nimmermehr aus! Es flackerte in seiner Schale wie ein erlöschendes Leben, es klagte im unendlichen Raum wie ein gefangener Vogel, — immer wieder aber rang es sich einmal zum wirklichen Leuchten, und dann war das Dunkel der Halle gebannt. Und diesem Spiel, das nichts anderes war als ein verzweifelter Kampf zwischen Finster und Helle, ein Krieg, in dem es nie Sonne, aber niemals auch Nacht werden konnte, schauten die Augen nun zu. Und langsam bezwang es sie. Mählich strebte das Blut in die Adern zurück, fanden die Glieder die Herrschaft wieder, und sobald die Hände es wagten, den stützenden Tisch zu verlassen, war dieser letzte Sieg auch gewonnen. Ein gläubiger Atemzug sprengte auf einmal die Brust, ein helles Erinnern vertrieb die Gespenster, wie von einem Glanz gerufen, der nimmermehr unterging, breiteten sich die Arme weit aus, — und als nun die Tränen den letzten Bann lösten, hatte Gertrud sich wieder!

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 14. Juni 1916

In einer seiner Friedensreden der letzten Zeit hat Präsident Wilson gesagt, die Operationen stünden stille und es sei Zeit für die Völker, über den Frieden zu beratschlagen. Genau das Gegenteil ist richtig. Denn auf allen Fronten sind die Operationen in vollster Bewegung und in einem Zusammenhange, dessen große Bedeutung den Gedanken an Frieden im Augenblick völlig ausschließt.

Im Mittelpunkte steht der deutsche Seesieg vom 31. Mai vor dem Skagerrak. Die Bezeichnung bei Hornsriff ist verkehrt und schmälert die Bedeutung dieses großen Sieges. An anderer Stelle dieses Heftes wird er ausführlich geschildert und gewürdigt; darum genügen hier einige Worte über seine politische Bedeutung. Die Schlacht ist kein zufälliges Begegnungsgefecht gewesen, sondern sie entstand infolge des planmäßigen Vorgehens beider Flotten, wobei die Initiative für die Schlacht selbst von der deutschen Seite ausgegangen ist, — so hat es ein neutrales Blatt selbst festgestellt. Ob hinter der Ausfahrt der englischen Flotte die Absicht stand, an der Küste Jütlands zu landen oder die Durchfahrt zur Ostsee von Dänemark zugunsten des russischen Bundesgenossen zu erzwingen, das wird uns England selbst heute nicht zugeben und erkennen lassen. In einer hinreißenden Rede an seine Flotte am 5. Juni hat Kaiser Wilhelm die Bedeutung des Seesieges genau bezeichnet: „Die deutsche Flotte ist imstande gewesen, die übermächtige englische Flotte zu schlagen." Voller Anerkennung hat er von der feindlichen Flotte gesprochen, in der Vornehmheit, die ihn auszeichnet, in der er nie den Gegner unterschätzt oder, wie es der englische König tut, beleidigt und herabsetzt. Es ist so: wenn es hart auf hart kommt, ist die deutsche Flotte imstande, auch eine überlegene englische Flotte zu schlagen, und zwar nicht durch geheimnisvolle oder zufällige Künste, nicht durch Minen und U-Boote, sondern durch die Großkampfschiffe, durch die glänzende strategische Führung, durch die Leistungen der Artillerie und der Torpedoboote, kurz durch die Qualität, die hier in einer verblüffenden Weise über die Quantität gesiegt hat.

So mußte der Eindruck dieser Niederlage in England niederschmetternd sein. Über ein Jahrhundert lang war die englische Schlachtflotte nicht vor eine ernste Probe gestellt worden; Tag für Tag strömte die Menge an der Trafalgarsäule vorüber, die in London die Erinnerung an den Sieg Nelsons wach hält, die letzte ernsthafte Seeschlacht, die England vor dem 31. Mai 1916 geschlagen hat. Die neue Probe nun hat seine Marine nicht bestanden, die frechen Worte des Renommisten Churchill sind Lügen gestraft worden und mit Verlusten, die die deutschen weit überstiegen, fuhr die englische Flotte geschlagen nach den Heimatshäfen zurück. Hatte sie, wie wir vermuten, einen bestimmten militärischen Auftrag, so ist er damit auch zugleich erledigt gewesen.

Der deutsche Erfolg hat das Prestige der englischen Flotte schwer erschüttert, in England selbst, noch mehr in seinen Kolonien und am meisten in der neutralen Welt. Denn er ist nicht nur ein militärischer Sieg, sondern zugleich auch ein politischer Erfolg. So wie der Sieg zu Lande uns im Osten und Westen Faustpfänder in die Hand gegeben hat, so auch zur See. Die Mittel des Land- und Seekrieges sind verschieden, und daher auch die Gewinne, aber der Erfolg ist der gleiche. Nach der Eroberung der flandrischen Küste ist diese Schlacht vor dem Skagerrak der zweite Schritt auf einer Bahn, in die uns das Schicksal zwingend gewiesen hat. Vor Jahren hat der deutsche Kaiser gesagt: „Reichsgewalt ist Seegewalt". Das hieß, wenn England nicht freiwillig diesen Anspruch Deutschlands anerkennen würde, daß er gegen England erzwungen werden müßte. Darin sind wir jetzt einen gewaltigen Schritt vorangekommen. Zwar können wir diese Seeschlacht nicht mit den bekannten ganz großen Seeschlachten der Weltgeschichte vergleichen, wie denen von Salamis und Aktium im Altertum und denen von Trafalgar und Tsuschima in der Neuzeit. Denn die feindliche Flotte ist zwar sehr geschädigt, aber nicht vernichtet worden, und daher ist der Ausgang aus der Nordsee in die Freiheit der Meere noch nicht gewonnen. Aber eine neue Etappe auf diesem Wege, auf dem Deutschland den englischen Riegel vor der Nordsee (die die Engländer die deutsche See nennen) sprengen will, ist dieser große Erfolg. Und darum genießen wir mit vollen Zügen die Freude dieses Sieges und danken der glänzenden Führung des Admirals Scheer, dem Heldenmut seiner Offiziere und seiner Truppen, danken vor allem auch Alfred von Tirpitz, dessen Lebenswerk in jeder Beziehung damit die glänzendste Probe bestanden hat. Die Parlamente, zahlreiche Organisationen, das Volk und an erster Stelle sein Kaiser haben dem verdienten Großadmiral auch mit warmen Worten diesen Dank ausgesprochen.

Digitized by Google

Der Eindruck dieser Seeschlacht tritt in Frankreich vor den Sorgen um die fortdauernd vorangehenden deutschen Erfolge vor Verdun zurück: „Gerade in diesen Tagen," so sagte der Kaiser in Wilhelmshaven, „wo der Feind anfängt, vor Verdun langsam zusammenzubrechen", wurde die Tat vor dem Skagerrak vollbracht. Die zähe, bohrende Energie des Generalstabschefs v. Falkenhayn drückt stärker und stärker auf diese gewaltige Feste. Am 7. Mai schoben die Pommern unsere Linie bis auf die Höhe 304 vor. Am 29. fielen die französischen Stellungen zwischen Cumières und der Südkuppe des „Toten Mannes". Am 1. Juni erstürmten unsere Truppen den Caillette-Wald, am 2. Juni das Dorf Damloup am Osthang der Maashöhen und am 6. Juni wurde auf dem Ostufer der Maas die Panzerfeste Vaux erstürmt, die in allen ihren Teilen nun in dauerndem Besitz gehalten wird. So zieht sich der Kreis enger und enger, in dem die Franzosen verzweifelt kämpfen, östlich und westlich der Maas. Wir können sagen, daß die Wirkung eines Falles von Verdun bereits jetzt eintritt, sowohl in den Riesenverlusten der Franzosen, wie in den aufgeregten Verhandlungen der französischen Kammer, die uns am besten erkennen lassen, wie die Stimmung ist. Man traut der Heeresleitung, man traut vor allem dem Ministerpräsidenten Briand nicht mehr, man fordert geheime Sitzungen der Kammer, um darüber zu verhandeln, ob die Festung genügend gegen diese methodischen Angriffe der Deutschen vorbereitet und verteidigt worden sei. Briand vermag dieses wachsende Mißtrauen nicht mehr mit seinen alten Künsten zu beschwören, das auch seinen Kollegen, den Finanzminister Ribot, jetzt bedroht. Eine Lage rückt für das Kabinett heran, wie die, in der der Vorgänger Viviani stürzte. Stein auf Stein bröckelt, bis schließlich einmal der Augenblick kommen muß, in dem das auf das äußerste angespannte Volk unter den deutschen Schlägen zusammenbricht.

Die Entlastung dieser Kämpfe durch die englische Unterstützung war vorhanden, aber im Verhältnis doch gering. Am 21. Mai und am 2. Juni wurden Kämpfe mit den englischen Truppen gemeldet, bei Givenchy und bei Zillebeke. Auch da waren Erfolge zu verzeichnen, aber nennenswert sind im großen Rahmen der französischen Kämpfe diese Zusammenstöße nicht.

* * *

Was für uns Verdun ist, ist für unsere österreichisch-ungarischen Bundesgenossen der Kampf gegen die Italiener. Vom 15. Mai haben ihre Heeresberichte so gut wie ununterbrochen fortschreitende Erfolge in den Kämpfen in Südtirol gemeldet, am 22. Mai überschritt das Grazer Korps die italienische Grenze. Am 30. Mai nahmen die Streitkräfte des Erzherzogs Eugen Asiago und Arsiero und seitdem ist an diesen Stellen der Erfolg immer weiter vorangetragen worden, der nun auf Schio gerichtet ist. Gehen die Kämpfe, wie wir erwarten und vertrauen, so weiter, so wird zum mindesten die Isonzostellung der Italiener unhaltbar, weil ihnen die Österreicher in den Rücken kommen, und gelingt der Durchbruch auch am Ende in das Becken von Schio und darüber hinaus nach Vicenza, so werden die Waffen in die lombardische Ebene getragen, in der die österreichischen Waffen schon manches Mal große Erfolge erzielt haben. Auch der Gewinn an Gefangenen und Kriegsbeute entspricht den glänzenden militärischen Erfolgen, in denen auch der junge Thronfolger Lorbeeren für sich erntete. Es ist eine durchaus stil- und kunstgerechte Offensive, die so in Südtirol vorangeführt wurde und die zunächst das italienische Heer in eine ausgesprochene Winkelstellung bringt, so daß der Charakter der österreichischen Offensive in Südtirol als Flankenoperation großen Stils erscheint, die in ihren Folgen die ganze strategische Lage zwingend beeinflussen wird. Cadorna müßte schon, um die Lage wiederherzustellen, zu einer umfassenden Offensive durch das Sugana-, Etsch- und Ledrotal ansetzen und zugleich versuchen, die Österreicher wieder über die Posina zurückzudrängen. Aber woher soll er die Kräfte dazu nehmen?

Nachdem in im ganzen fünf Schlachten am Isonzo die Italiener regelmäßig zurückgeschlagen worden waren, begann Österreich-Ungarn diese entschlossene Offensive, die seit Jahren von Conrad v. Hoetzendorf vorgedacht und vorbereitet war. Schon als er Brigadekommandeur in Triest wurde (1899), hat er sich mit dem Gedanken erfüllt, daß ein Krieg mit Italien wahrscheinlich unvermeidbar sein würde. Er hat dort im Februar 1902 einen Aufstand der Irredentisten niedergeschlagen, der ihn belehrte, wie diese Bewegung systematisch die österreichische Stellung an der Adria unterwühlte, der ihm zeigte, daß Italien sich auf Kosten seiner Monarchie zu vergrößern strebe. So stand für ihn die Aussicht fest, daß, ungeachtet des Dreibundes, Österreich-Ungarn im Falle eines kriegerischen Zusammenstoßes mit einer anderen Macht Italien zum Gegner haben werde. Als Divisionskommandeur in Innsbruck (1903 bis 1906) hat er darum für die Vorbereitung dieses Krieges alles geleitet, was sich jetzt bewährt: die Schaffung einer neuen Grenzschutzorganisation und die Reorganisation des Landesschützenkorps. Er hat als erster den Gebirgskrieg so in Aussicht genommen, wie er sich jetzt abspielt, den Truppen Aufgaben gestellt, die damals unmöglich schienen und jetzt gelöst worden sind. Dann hat er als Generalstabschef der gesamten bewaffneten Macht sich den Schutz der Südgrenze ganz besonders angelegen sein lassen. Er wußte, daß im Falle eines Krieges mit mehreren Feinden nicht alle Grenzen Österreichs gleich stark mit Truppen besetzt werden konnten, und schuf deshalb die Befestigungen an der Südgrenze, die die ge-

Digitized by Google

samte Grenze sicherten. Bis dahin hatte man sich im wesentlichen auf die Befestigungen von Trient beschränkt, Conrad von Hoetzendorf hat die ganze Grenze gegen Italien unangreifbar gemacht und damit die Voraussetzung für die großen Erfolge der letzten Wochen geschaffen.

Noch sind diese Operationen nicht abgeschlossen, doch ist die Wirkung auf das Innere Italiens bereits eingetreten. Am 10. Juni hat das Kabinett Salandra—Sonnino zurücktreten müssen, weil die Angriffe der Kammer infolge der österreichischen Siege dazu zwangen: die Kammer lehnte die Erklärung des Vertrauens für diese Regierung mit 197 gegen 158 Stimmen ab, und damit ist Italien in eine Krisis gestürzt, deren Folgen in keiner Weise abzusehen sind.

Man muß es den Russen lassen, daß sie als die einzigen in der Entente ihren Pflichten nachkommen, nämlich durch sogenannte Entlastungsoffensiven ihre Freunde zu unterstützen. Und sie tun das ohne Rücksicht auf eigene Verluste. Seit dem 18. Mai hat die russische Artillerie an der galizisch-wolhynischen Front, an der russischen Südwestfront also, angegriffen. Seit dem 4. Juni ist der Infanterieangriff dazugekommen, und es ist an der ganzen Front zwischen dem Pruth und dem Knie des Styr bei Kolki auf einer Ausdehnung von 350 Kilometer eine große Schlacht entbrannt. An dieser Front kommandiert auf der russischen Seite der General Brussilow, der mit aller Macht und mit überlegenen Truppen gegen den Feind anstürmen läßt. Er hat dabei Erfolge gehabt, besonders gelang es im Norden dieser Kampffront die Stadt Luck am 7. Juni zurückzuerobern. Luck ist die dritte Ecke des sogenannten wolhynischen Festungsdreiecks (die beiden anderen sind Rowno und Dubno) und war am 31. August 1915 von den Österreichern erobert worden. Diese vorübergehenden Mißerfolge haben die österreichisch-ungarische Heeresleitung nicht beirrt, um so mehr als sie auf die Unterstützung der Deutschen unbedingt zählen konnte. Am 12. Juni meldete denn auch unsere Heeresleitung schon, daß deutsche und österreichisch-ungarische Truppen der Armee Bothmer die an der Strypa bei Buczacz im Vordringen befindlichen russischen Abteilungen wieder zurückgeworfen hätten. Wie wir schon sagten: was für uns Verdun ist, ist für die Österreicher der italienische Kriegsschauplatz. Es genügt, wenn einstweilen im Osten die Front vor wirklich gefährlichen Durchbrüchen geschützt bleibt, damit der Angriff in Italien inzwischen von den bisherigen Erfolgen aus weiter geführt werden kann. Denn Frankreich und Italien sind die beiden Stellen des „schwächeren Widerstandes" in der Entente und von den Erfolgen gegen sie hängt es in erster Linie ab, ob sich der Krieg in absehbarer Zeit seinem Ende nähert.

Als eine Unterstützungsoffensive können wir in diesem großen Zusammenhang auch die Kämpfe der Russen und Engländer gegen die Türken bezeichnen, auf den zwei oder drei Kriegsschauplätzen in Asien: in Armenien, östlich Mossul und im Süden im Irak. Am 25. Mai ist eine Kosakenschwadron im Hauptquartier des Oberkommandierenden der englischen Armee, des Generals Lake, angekommen, die sich einen Tagmarsch östlich von Kut el Amara befindet. Die Russen behaupteten, schon Mitte Mai nur 20 Kilometer von Chanekin und 155 von Bagdad entfernt zu sein, 40 Kilometer näher als die Engländer stünden. Damit ist das russische Vorgehen schon aus den Bergen in die Ebene heruntergekommen. Aber die Türken haben sich dagegen zur Wehr gesetzt. Am 9. Juni haben sie die Russen von Chanekin geschlagen und sind sie in Kasri Schirin wieder eingedrungen. Sie haben damit diese Offensive zum Stehen gebracht, die ja, wie erinnerlich, in der Vereinigung der russischen und englischen Operationen von Persien und vom Irak her Bagdad ernstlich bedrohen wollte. Vor allem aber sind sie auf einer Front von 50 Kilometer im Norden, in Armenien ihrerseits zum Angriff vorgegangen. Sie griffen den linken Flügel des Feindes an und streben dadurch eine Stellung im Rücken und in der Flanke der russischen Streitkräfte zu gewinnen, die bei Bitlis und Musch stehen. Man erkennt darin einen festen strategischen Plan, der vor allem den Vormarsch der Russen auf Mossul verhindern will und bereits schöne Erfolge gezeitigt hat, so unerfreulich die Witterungsverhältnisse sind. So sind heute Russen und Engländer von ihren weitfliegenden Zielen recht weit entfernt, die im Norden in der Eroberung Armeniens, im Süden in der Eroberung Bagdads und in der Mitte im Durchstoß bis nach Mossul, d. h. bis zur Bagdadbahn bestanden, damit so die ganze Stellung der Türken in Asien vom Schwarzen Meere bis zu den zwei Strömen in sich zusammenbräche.

In jedem Falle sind die Russen durch ihr Engagement auf dem asiatischen Kriegsschauplatz und an der wolhynisch-galizischen Front vollständig gehindert, irgend etwas von Bessarabien aus zu unternehmen, — ein Gedanke, der überhaupt von vornherein ziemlich windig war. Rumänien steht vollständig still, es hat mit den Zentralmächten Verträge über die Lieferung von Getreidefrüchten usw. geschlossen, die bei der Entente größte Erbitterung und Enttäuschung hervorgerufen haben, und wartet ab. Deshalb hat Bulgarien den Rücken frei, wenn es nun seine Aufmerksamkeit nach Süden richtete, nach der Front von Saloniki. Diese Front von Saloniki, wo sich die Entente eine ständige Basis unter brutaler Vergewaltigung Griechenlands geschaffen hat, schließt so den Ring dieser ungeheuren Kämpfe zusammen,

Digitized by Google

die, wie dieser Überblick zeigt, im engsten inneren Zusammenhang miteinander stehen.

Am 24. Mai wurde seit längerer Zeit wieder ein bulgarischer Heeresbericht ausgegeben. Danach hatten sich die englisch-französischen Truppen fächerförmig nach Norden ausgedehnt und eine Front hergestellt, die von Osten nach Westen über die Orte Dova Tepe, Doiran, Subotsko, Vodena, Florina läuft. Gelegentlich wurde auch schon von kleineren Scharmützeln gemeldet. Indessen hatten die Engländer und Franzosen noch an keiner Stelle die Grenze überschritten. Während sie sich durch mindestens drei Verteidigungsstellungen zwischen Saloniki und Doiran den Rücken gesichert haben, hatte die Ausdehnung dieser Front eine bedenkliche Bedrohung der bulgarisch-deutschen Front auf ihrem linken Flügel zur Folge. Deshalb faßte die Heeresleitung dort kühn und energisch zu, indem sie am 29. Mai den Engpaß von Rupel an der Struma mit den umliegenden Höhen und strategischen Punkten mit Gewalt besetzen ließ. Damit wurde die strategische Lage in Ostmazedonien für unsere Verbündeten, die zusammen mit deutschen Truppenteilen kämpfen, gesichert: sie sind nun weder in der linken Flanke noch von vorn mit Aussicht auf Erfolg anzugreifen und beherrschen ihrerseits die Straßen nach Seres, Drama und Kawala.

Dieser Schritt mußte griechisches Gebiet betreten. Griechenland hat mitgeteilt, daß es seine Zustimmung dazu gegeben habe, nachdem Deutschland und Bulgarien dieselben Bürgschaften gegeben hätten, wie sie die Entente bezüglich der von ihr besetzten Teile Griechisch-Mazedoniens gegeben hat. Nun wartet anscheinend unsere Heeresleitung das Weitere dort ab. Dieses Weitere sucht die Entente auf alle Weise herbeizuführen. Sie hat den Belagerungszustand über das ganze von ihr besetzte Gebiet Griechisch-Mazedoniens erklären lassen und hat vor allem, mit Wirkung vom 7. Juni an, die Blockade über ganz Griechenland verhängt. Die Getreide- und Kohlenzufuhr ist für das Land gesperrt, seine ganze Handelsschiffahrt lahmgelegt, und so hält die Entente das unglückliche Land gewissermaßen an der Gurgel, jederzeit bereit, sie ihm zuzudrücken. Deshalb hat es offenbar wieder einen Schritt nachgegeben. Die Entente verlangt nämlich, um das Land wehrlos zu machen, daß die griechische Armee, die schon seit langem mobil ist, demobilisiert werde. Griechenland hat darauf wenigstens das Zugeständnis gemacht, daß es die zwei ältesten Jahrgänge, die unter den Fahnen stehen, entlassen hat. So ist die Lage für das Land und seinen König unendlich schwierig. Letzterer hält mit großem Mut an der Neutralität fest und hat vor allem in der striften Ablehnung, der Entente die Benutzung der Bahn zwischen Athen und Larissa für die serbischen Truppen zu gestatten, diesen Mut bewiesen. Er ist seiner Armee, vor allem seines Offizierskorps völlig sicher, das die Demütigung seines Vaterlandes auf das tiefste fühlt und seinem König bedingungslos zur Seite stehen will, wenn es zu ernsthaften Verwicklungen kommen sollte. Aber auch die Gegenseite ist rührig, vor allem ihr Führer Venizelos, der die Entente unterstützt und seinen König direkt angreift. Man kann, wenn man diesen Mann betrachtet, nur an jene Gestalt aus dem Altertum denken, an den sprichwörtlich gewordenen Herostratos, der den Tempel der Artemis in Ephesus anzündete, um seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen. Anders handelt Venizelos mit seiner Partei auch nicht, denn was er tut, kann nur seinem Vaterlande schaden.

So ist der vielleicht letzte politische Brennpunkt des Weltkrieges an diese Stelle gerückt. Wie lange werden König Konstantin und seine Regierung diese unerträgliche Lage noch aushalten? Sie kann jeden Tag zur Explosion kommen, und hoffentlich wird dann die Leitung Griechenlands dieselbe Entschlossenheit und Ruhe bewahren wie bisher. Aber übersieht man so die Operationen dieses ganzen Krieges, dann wissen wir, daß das Friedensgerede in den letzten Maiwochen eben nur Gerede war. Alles ist militärisch noch im Fluß, alles wartet auf Entscheidungen, die eben erst herbeigeführt, erkämpft werden müssen, und eher ist an einen Abschluß nicht zu denken.

⁂ ⁂ ⁂

Die Möglichkeit, daß dieser Krieg ein baldiges Ende finde, schien aufzutauchen, da der Wille Nordamerikas, ein Ende herbeizuführen, in dem abgelaufenen Monat stärker hervortrat als bisher. Die Vereinigten Staaten haben natürlich von Anfang an den Wunsch gehabt, neben dem großen Verdienst an den Kriegslieferungen auch noch den Ruhm des Friedensbringers und Schiedsrichters davonzutragen. Es liegt ja auf der Hand, wie das die Stellung eines Präsidenten heben muß, dem es gelänge, ein so weltgeschichtliches Werk durchzuführen. Diese Erwägung wurde noch durch den Zufall verstärkt, daß in diesem Jahre 1916 die Neuwahl des Präsidenten stattzufinden hat, und daher haben die Verhältnisse und Aussichten der amerikanischen Wahlbewegung eine Aufmerksamkeit in Europa gefunden, wie noch nie bei einer Präsidentenwahl. Deshalb wurde auch Präsident Wilson in seinen Äußerungen darüber allmählich deutlicher.

Am 10. Mai war die amerikanische Note an Deutschland überreicht worden, auf die letzteres nicht noch einmal geantwortet hat. In dieser Note wurden die Zugeständnisse Deutschlands in Sachen des Unterseebootkrieges zur Kenntnis genommen, dabei aber mit einer beleidigenden Deutlichkeit gesagt, daß von einer Annahme der deutschen Bedingung oder des deutschen Wunsches gar keine Rede sein könne, es müsse Amerika nun seinerseits auch gegen England entscheidende

Digitized by Google

Schritte tun, um die englischen Verletzungen des Völkerrechts aufhören zu machen. Deutschland hat sich ja freie Hand vorbehalten für den Fall, daß in dieser Beziehung nichts geschieht. Einstweilen jedenfalls ist die Gefahr eines deutsch-amerikanischen Konfliktes aus der Welt geschafft, und Wilson hat erreicht, was er systematisch gewollt und Schritt für Schritt seit der Torpedierung der „Lusitania" verfolgt hat.

Von hier wendete er sich nun an sein Volk mit mehreren Reden, die darauf hinwiesen, daß nunmehr die Zeit gekommen sei, den Frieden in Aussicht zu nehmen. Er sprach dabei Bedingungen aus, die für Deutschland unannehmbar sind, wie überhaupt die Ansicht der überwältigenden Mehrheit im deutschen Volk dahin geht, daß Deutschland eine Vermittlung der Vereinigten Staaten nicht brauche und nicht wünsche. Wir stehen auf diesem Standpunkte, weil die Vereinigten Staaten sich in diesem Kriege nicht neutral gezeigt haben. Sie haben nicht nur, wie bekannt, unseren Feinden Mengen von Kriegsmaterial geliefert und damit den Krieg in die Länge gezogen, der ohne dies wahrscheinlich zu Ende wäre, sondern sie haben auch in jeder einzelnen Frage sich als Schildträger der Entente, vor allem Englands gefühlt und benommen. Das sagen wir ohne jeden Haß und ohne jede Abneigung. Vielmehr bedauern wir es, daß dieser angelsächsische, also germanische Staat, in dem Millionen deutscher Brüder wohnen, so entschieden auf der Seite seiner englischen Vettern, unserer Todfeinde steht. Aber die Tatsache ist da, sie bleibt vor allem auch bestehen, weil die Vereinigten Staaten in ihrem Gegensatz zu Japan eine dauernde Anlehnung an England brauchen und England seinerseits alles tut und tun wird, diese Beziehungen zu seinem großen Tochterstaat fester zu gestalten. Das ist eine weltpolitische Tatsache, um die wir nicht herumkommen und die wir mit keiner Redensart aus der Welt schaffen. Einstweilen hat die Aktion des Präsidenten Wilson zu ernsten Schritten nicht geführt, um so mehr, als seine Anregung in England auf eine noch stärkere Ablehnung gestoßen ist, als bei uns.

Vorläufig sind die Vereinigten Staaten mit den Vorbereitungen der Präsidentenwahl beschäftigt. Nach der Gewohnheit des Parteilebens dort finden im Sommer jeden Jahres, in dem eine Neuwahl des Präsidenten stattzufinden hat, sogenannte Parteikonventionen statt, die den Kandidaten ihrer Partei nominieren. Vom 7. Juni an hat die betreffende Zusammenkunft der Republikaner stattgefunden, die das Mitglied des obersten Gerichtshofes Hughes als Kandidaten ihrer Partei bestimmt hat. Daneben wird möglicherweise Roosevelt als Kandidat einer eigenen Partei die Wahl versuchen. Die Demokraten kommen in St. Louis zusammen und werden mit ziemlicher Sicherheit einstimmig Wilson nominieren. Ist das vorüber und sind die Chancen des Wahlausganges einigermaßen zu übersehen, so setzt vielleicht auch ein stärkeres Bemühen der Vereinigten Staaten um den Frieden ein, das aber auch dann uns in unserer grundsätzlichen Stellungnahme nicht beirren wird.

Parallel damit ging ein mittelbarer Meinungsaustausch zwischen dem englischen Minister Grey und dem deutschen Reichskanzler. In der eigentümlichen Form des Interviews, der Mitteilung an amerikanische Zeitungsvertreter, haben die beiden Staatsmänner ihre Standpunkte nochmals ausgesprochen. Und das Ergebnis ist, daß sie beide unversöhnbar sind. Sir Edward verlangt die Wiederherstellung Belgiens und Serbiens und noch manches andere. Der Reichskanzler fordert unter der Zustimmung des ganzen deutschen Volkes, daß unsere Gegner erst einmal die Kriegskarte anerkennen sollen, die Karte, die zeigt, welch große Stücke feindlichen Landes unsere Truppen in der Hand haben und welches die militärischen Erfolge der Entente dagegen sind. So sind, wie zu erwarten war, diese Auseinandersetzungen rasch auf den toten Punkt gekommen und ebenso rasch durch die Aufmerksamkeit auf jene großen Kriegshandlungen abgelöst worden, deren Ergebnis nun zunächst einmal abgewartet werden muß.

Nur kurz merken wir zwei Todesfälle an, die fast zur gleichen Zeit erfolgten. In der Nacht vom 5. zum 6. Juni fiel ein englischer Kreuzer einem deutschen U-Boot oder einer deutschen Mine zum Opfer, der Lord Kitchener auf der Fahrt nach Rußland trug, und mit seinem ganzen Stabe hat der englische Kriegsminister den Tod in den Wellen des Ozeans hoch im Norden bei den Orkney-Inseln gefunden. Kitcheners Verdienst ist die Organisation eines Freiwilligenheeres von drei Millionen Mann. Das ist eine große, ja glänzende Leistung, die ihm niemand streitig machen kann. Sonst hatte seine Organisationsgabe im Kriege versagt. Schon in der Durchsetzung der allgemeinen Wehrpflicht, die mit dem Aufruf der Wehrpflichtigen durch königliche Botschaft am 24. Mai vollendet war, war er nur an zweiter Stelle beteiligt, und ein Zweig der Kriegsverwaltung nach dem anderen mußte ihm abgenommen werden, so die Munitionsversorgung und manches andere. Kitchener gehört zu der Reihe von Männern, die sich um den Aufbau des englischen Weltreiches in der Gegenwart große Verdienste erworben haben; vor allem ist ja die endgültige Sicherung des Sudans für England 1898 sein Werk. Er war ein Mann von brutaler Energie, kalt, unbeliebt, aber von großem Maße. Wir versagen dem toten Gegner nicht unsere Achtung; gefährlich ist er uns nicht geworden, denn was er an Truppen gesammelt hat, das hat weder in Flandern und Nordfrankreich noch in Gallipoli etwas geleistet.

Weltpolitisch viel wichtiger ist der rasche Tod Juanschikais am 8. Juni. Seit er den Kaisertitel hatte annehmen wollen und von

Digitized by Google

diesem Plane hatte abstehen müssen, war seine Macht in das Gleiten gekommen. Heute ist der ganze Süden, räumlich und nach Bevölkerungszahl die volle Hälfte Chinas, im Aufstande gegen die Pekinger Regierung und hat sich selbständig erklärt. Versuche, das zu bekämpfen oder durch Kompromisse zu beschwören, sind Juanschikai mißglückt. In einem ungeheuer kritischen Momente für sein Vaterland ist er gestorben, ob eines natürlichen Todes wissen wir in Europa nicht, und nun ist die Bahn frei für den schrankenlosen Machtehrgeiz Japans, das an der Herbeiführung dieser Lage sehr mitgearbeitet hat.

Inmitten dieser großen militärischen und politischen Weltereignisse haben in Deutschland bewegte Tagungen des Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses stattgefunden. Um neue Steuern wurde gekämpft, die ausschließlich angenommen wurden, in einem Kompromiß, das, wie stets, niemand ganz befriedigte und doch eben angenommen wurde. Darin tritt eine große Frage hervor, um die in der Zukunft sehr entschieden gekämpft werden wird. Eine Richtung in unserem politischen Leben nimmt für das Reich das Recht in Anspruch, direkte Steuern zu erheben, und sucht so die Rechte des Reiches auch politisch sehr zu erweitern. Die andere Richtung weist dagegen mit Recht und Entschiedenheit darauf hin, daß diese direkten Steuern die Grundlage des Lebens der Einzelstaaten seien und daß diese Grundlage angreifen, heißt, Bismarcks Werk überhaupt gefährden, das ja in dem richtigen Verhältnis von Einzelstaat zum Reich beruht und dafür eine so glückliche und bewährte Lösung gefunden hat. Erbitterte Kämpfe darum werden auch künftig geführt werden, in die von selbst die Zukunftsfrage hereinspielen wird, in welcher Form die Erweiterungen unseres Reichsgebiets ihm angefügt werden, die wir aus diesem Kriege gewinnen wollen und für die künftige Sicherheit des Reiches brauchen.

Im Augenblick noch drängender waren in diesen Frühjahrswochen die Sorgen und Auseinandersetzungen um die Sicherstellung unserer Ernährung. Es zeigte sich, daß die Verteilung der vorhandenen Lebensmittel nicht ausreichte und daß dies zu teilweise sehr großen Schwierigkeiten führte, Zustände, die jeder in seiner Stadt am eignen Leibe gespürt und gesehen hat. Es dauerte reichlich lange, ehe die Gedanken und Pläne, dagegen etwas Ernsthaftes zu tun, zur Reife gelangten. Eigentlich führte dazu erst die Einsicht, daß die Kräfte des Staatssekretärs des Innern, Dr. Delbrück, dafür nicht mehr ausreichten, weil er an schwerer Krankheit litt. Er trat zurück nach einem Leben stärkster Pflichterfüllung und einer Arbeitsleistung, die geradezu ungeheuer zu nennen ist, ist doch das Reichsamt des Innern vielleicht diejenige deutsche Behörde, die am umfassendsten und weitschichtigsten zu arbeiten hat. Die Frage, wer sein Nachfolger werden würde, erregte gleichfalls das Interesse auf das tiefste. Die Entscheidung ging dahin, daß der bisherige Staatssekretär des Reichsschatzamtes, Helfferich, die Nachfolge Delbrücks übernahm und damit zugleich der Stellvertreter des Reichskanzlers wurde. Allgemein wurden Bedenken laut, daß ein in Finanzsachen so erfahrener Mann, wie Helfferich, der erst vor wenig über einem Jahr dieses verantwortungsvolle Amt übernommen hatte, schon davon schied. Sein Nachfolger wurde der bisherige Staatssekretär im Reichslande, Graf Roedern. Daneben aber wurde für den Krieg ein sogenanntes Kriegsernährungsamt eingerichtet, an dessen Spitze der hervorragende Oberpräsident der Provinz Ostpreußen, Herr v. Batocki, trat. Das Wort Diktator, das dafür immer gebraucht wurde, war sehr unglücklich, weil auch dieses Amt die bestehenden Verfassungsverhältnisse natürlich achten soll. Herr v. Batocki hat im Wiederaufbau von Ostpreußen Fähigkeiten der Organisation in so ungewöhnlichem Maße erwiesen, daß ihm ein allgemeines Vertrauen entgegengebracht wird, es werde ihm gelingen, die gewaltigen Schwierigkeiten der Ernährung zu lösen. Sie sind nicht gering, weil naturgemäß auch in den letzten Monaten vor der neuen Ernte alle Vorräte sehr knapp werden. Aber die Ernteaussichten sind bisher so günstig, daß wir hoffen können, auch die Schwierigkeiten dieses Versorgungsjahres zu überstehen.

Schließlich ist das auch nicht die Hauptsache, denn wir können gar nicht anders, als in diesem Kampf bis zum letzten aushalten. Der Reichskanzler hat am 5. Juni mit Recht hervorgehoben, daß die Feinde unsere Bereitwilligkeit zu einem Frieden mit Hohn und Spott abgewiesen haben. Also bleibt nichts anderes übrig, als weiter zu kämpfen bis zu dem endlichen Sieg. Die innere Kraft fühlen wir nach wie vor in uns. Erwünscht aber wäre es — und darum haben die Verhandlungen des Reichstages sich sehr lange und mit einer gewissen Schärfe bewegt —, daß diese Fragen des Krieges und seiner Ziele offener und freier besprochen werden könnten als bisher. Nach wie vor hält die Regierung daran fest, daß die Zensur darüber waltet. Niemand wird ihre Beseitigung fordern, aber es hebt die Stimmung nicht, wenn damit die Möglichkeit zu freierer Aussprache versagt wird und statt dessen die Zeitungen nur mit Erörterungen unserer Versorgungsschwierigkeiten gefüllt sind. Das macht auch im Ausland keinen für uns günstigen Eindruck. Wir sehen nicht ein, warum ein Volk nach solchen Leistungen und nachdem es in so hohem Maße Disziplin bewährt hat, nicht das Recht haben soll, über seine Wünsche und seine Ziele frei zu sprechen und sich so für die weiteren Kämpfe zu stählen.

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Helene Böhlau, Der gewürzige Hund (Berlin, Ullstein & Co.) — Gabriele Reuter, Ins neue Land (Ebenda) — Isolde Kurz, Cora und andere Erzählungen (München, Georg Müller) — Wilhelm Schäfer, Lebenstag eines Menschenfreundes (Ebenda) — Arthur Babillotte, Zwischen den Feinden (Stuttgart, A. Bonz & Co.) — Meister Johann Dietz erzählt sein Leben (München-Ebenhausen, Wilh. Langewiesche-Brandt)

Wenn mich jemand fragte, wer von allen unsren Erzählerinnen die ursprünglichste Dichterin wäre, so würde ich ohne Besinnen antworten: Helene Böhlau.

An schöner Reife und sichrem Gleichmaß, an künstlerischer Gepflegtheit und vorstoßender Wucht sind ihr andre überlegen. Doch das holde Erschrecken, das einem jäh das Herz überschauert, erfährt man am ehesten bei ihr — eben weil sie die reinste Natur ist. Sie kann sich unter fremdem Einfluß verirren und verlieren, daß man sie zuzeiten kaum wiedererkennt, doch dann kommt eine Stunde, wo sie alles hundertmal gutmacht, wo als wundervolle Überraschung ihr Bestes und Eigenstes ungetrübt aus ihr herausstrahlt: eine kristallene Reinheit, eine herzliche, innige Menschlichkeit, eine schwebende, sommerselige Heiterkeit. Da wird man so froh in tiefster Brust, daß man noch Jahre später, wenn man zurückdenkt, eine leuchtende, liebe Erinnerung hat.

Für viele wird sich an die „Ratsmädelgeschichten" solch eine goldene Erinnerung knüpfen. Wenn man später die Bekanntschaft erneuert, muß man im ersten Augenblick vielleicht eine leise Enttäuschung bekämpfen. Denn so prachtvoll die beiden Mädel sind, die da unter den großen Tieren von Altweimar ihre helle Jugend verleben: sie reichen nicht ganz an das Bild heran, das man jahrelang von ihnen in einem Herzenswinkel bewahrte. Doch gerade dies ist vielleicht der schönste Ruhm für eine Dichtung, daß sie sich über ihre eigenen Grenzen hinaus in uns verklärt. Wer hat noch nicht gefühlt, daß seine Vorstellung vom Faust im Grunde noch höher ist als das Gedicht selber? Alles wahrhaft Schöne, das wir einmal empfingen, muß in uns selbst noch schöner werden; je mehr seine Form, die immer sterbliche Bestandteile hat, dem Gedächtnis entschwindet, um so mehr befreit sich seine Seele. Sie erweckt Sehnsucht und leuchtet; sie bestimmt letzten Endes das Urteil.

Deshalb wird ein Dichter von der Nachwelt niemals nach dem gesamten Durchschnitt seiner Leistungen gewertet, sondern immer nur nach dem Höchsten, was ihm gelang. Und das von Rechts wegen! Für ein einziges wundervolles Gedicht verzeiht man ihm hundert schwache und nebensächliche.

Auf Helene Böhlau bezogen heißt das: die Werke, in denen ihr unruhiger Kopf unter dem Einfluß zeitlicher Ideen ihrem ruhigen Herzen davonlief, scheren uns nicht. Die Werke, in denen sie nur ihrem Affen Zucker gab und vor lauter „Natürlichkeit" unnatürlich ward, scheren uns nicht. Wenn wir sie nennen und erkennen, dann denken wir an den „Rangierbahnhof" und an all die Historien aus dem Weimar Goethes: von den „Ratsmädelgeschichten" angefangen bis zur „Sommerseele" und „Kristallkugel." Daraus allein formt sich ihr von allen Trübungen freies Bild. Und man spricht ein hohes Lob aus, wenn man sagt, daß ihr neuer Roman dieses Bild noch verfeinern und verstärken wird. Denn soviel man gegen ihn einwenden mag: er ist ganz erfüllt von einer zarten, innigen und doch auch bis zum Wagnis kühnen Poesie.

Der allzu verblüffende Titel „Der gewürzige Hund" war gerade deshalb das schlechteste Aushängeschild, das die Böhlau wählen konnte. Es wird die viel zu vielen anlocken, die dahinter eine Exzentrik-Nummer erwarten und sich zu ihrem Schrecken von einer Dichtung enttäuscht fühlen werden. Es wird anderseits manche feineren Menschen abstoßen, die sonst zu still glühenden Freunden dieses Werkes hätten werden können. Zweifellos zeigt die Titelwahl auch die gefährliche Neigung der Böhlau zu Gesuchtheit und Übersteigerung der Originalität. Keine gleich bedeutende Dichterin hätte sich dazu verführen lassen. Denn tatsächlich hat der Titel etwas Sinnloses: der gewürzige Hund taucht nur auf drei Seiten des Buches auf, und wenn man ihn vollständig striche, so ginge nichts Wesentliches verloren.

Aber nun der Roman selbst! Wir sind in der Postkutschenzeit, in der Goethezeit. Die Erde ist noch weit und groß, der Raum noch nicht wie heut überwunden, die Ferne lockt und „redet noch trunken" wie bei Eichendorff „von künftigem, großem Glück". Da lebt mit seiner jungen Eheliebsten auf einem uralten Herrenhof im bayrischen Franken der Freiherr Gabriel Schenk von Geyern. Er könnte ein glücklicher Mann sein, froh des

Digitized by Google

Garnelenfiſcher. Gemälde von Prof. Gregor von Bochmann

Digitized by Google

Digitized by Google

angestammten Besitzes und froh vor allem seines Weibes. Denn die zarte, junge Myrtel ist ganz Liebe, ganz Seele, ganz Hingabe. Wenn Helene Böhlau von ihr spricht, so ist Andacht in ihrer Stimme und Frömmigkeit in ihrem Herzen... fast als rede ein gläubiger Katholik von einer holdseligen Heiligen. In der Morgenfrühe unter grünen Bäumen steht die zarte Myrtel im weißen Kleid am Beginn des Buches vor uns: „Blond, lieblich, ein ganz klein wenig so, als hätte ein inniger Künstler die liebe, zarte Gestalt aus feinem, feinem Holze geschnitzt und hätte in seiner Einfalt gedacht, sie solle nicht sein wie aus Holz. Sie soll sein wie aus wahrhaftigem Leben. Gott helfe mir, Amen."

Es ist bewunderungswürdig, wie dieser hohe, reine Ton mindestens in der ersten Hälfte des Buches durchgehalten werden konnte, ohne daß uns Myrtel langweilt. Sie berührt mit ihren Füßen kaum die Erde; sie ist ein kleines Nönnchen, nicht ganz aus Fleisch und Blut, abgeschieden in Gott und in ihrer Liebe: ein Bild, von der Andacht für die Andacht gemalt. Ich wüßte kaum eine Gestalt zu nennen, die noch von solcher Jungfräulichkeit umstrahlt würde. Eine fast unirdische Reinheit und Stille ist um sie gebreitet. Gewiß fühlen wir wohl, daß sie ein wenig zu sehr übersteigert, daß sie nicht erlebt, sondern nur erfühlt ist, eine feinere, geistigere Schwester des Heilbronner Käthchens, ihrem „hohen Herrn" romantisch-innig zugetan. Aber wie echt ist die Sehnsucht, die sie gebar! Wie zart muß die Seele sein, die sie ausgestattet hat! Wieviel Reinheit und Liebe und Heiterkeit muß in einem Dichterherzen wohnen, das solche holdselige Phantasiegestalt erschaffen kann! Manchmal hält man fast den Atem an und fragt sich: wie soll das weitergehen? Wird diese Zartheit sich nicht im nächsten Augenblick in Körperlosigkeit auflösen? Wird sie nicht zerflattern wie ein schimmerndes Morgen- oder Abendwölkchen? Aber dann wird durch einen feinen realistischen Zug der schwebenden Myrtel wieder ein irdischer Halt verliehen, und die Beklemmung schwindet. Es ist lauterste Poesie, wenn das süße Nönnchen mit der Stickschere den sündhaften Hasenvater zu scheren versucht, um seiner sträflichen Selbstsucht beizukommen. Es ist bedeutungsvoll, daß es ihr nicht recht gelingt. Alle Geschöpfe Gottes nimmt sie in ihre große Liebe auf, besonders auch die Tiere, die „sehr getreuen". Wenn sie einmal die Spottlust anwandelt, befreit sie sich mit einem alten Stoßgebet von solcher Versuchung und lobt dann doppelt, was ihr eigentlich mißfällt. „Es war, als wollte sie es liebkosen dafür, daß es ihr nicht behagte. Sie war dann ganz wunderlich geschickt im Auffinden köstlicher Eigenschaften." So empfindet sie stets Angst und Schauder vor einem alten, halb kahlen Kettenhund, der auf dem Hofe das Gnadenbrot bekommt. Sie streichelt ihn zärtlich, ob auch ihre Hand dabei bebt, und als ihr Mann sehr treffend bemerkt, daß der Köter wie die Pest stinke, wehrt sie ab: „Nein, sag' das nicht! Das ist nicht so schlimm mit ihm. Er ist nur gewürzig."

Man wird den Titel nun verstehen und zugleich begreifen, weshalb ich vorhin von der Kühnheit der Böhlau sprach. Sie streift mehr als einmal jene haarscharfe Grenze, die Erhabenes und Lächerliches, Poesie und Unsinn scheidet. Sehr nüchterne Menschen werden vielleicht finden, daß sie die Grenze sogar hier und da schon überschreitet, und jedenfalls waren mit fortschreitender Handlung kräftige Gegengewichte gegen die übersteigerte Zartheit Myrtels höchst erwünscht. Sie werden auch geschaffen. Um nämlich ihren Gatten, der ein halber Dichter, ein innerlich unfroher, sich verzehrender Mensch ist, auf andere Gedanken zu bringen, überredet ihn Myrtel zu einer Reise. Er hat so oft von Goethe als einem göttlichen Menschen gesprochen, daß sie sich denkt: vielleicht kann dieser Wundertäter auch meinen ruhe- und haltlosen Geliebten erlösen. Sie wallfahrten also nach Weimar. Aber Goethe, der für uns unsichtbar bleibt, empfängt und entläßt den freiherrlichen Halbdichter sehr kühl, so daß er ganz vernichtet die Treppe herabschwankt. Es ist ein Glück, daß die Mamsell Vulpius ihn zur Stärkung mit in ihre Küche nimmt. Prachtvoll, wie diese „kleine fette jubilierende Kugel" gezeichnet ist, — dieses sommerlich heitere, sinnenstarke Geschöpf, das den ausgesprochensten Gegensatz zu Myrtel bildet.

Hier in Weimar und Jena, vor lebensfrohem Volk, tritt die kleine Freifrau mehr zurück. Andere Schicksale kreuzen das ihre: der Roman wird unruhiger und verliert an Einheitlichkeit. Legenden und Märchen schieben sich in ihn hinein, die „Genies", die blonden Riesentiere, Engeles traurige Liebe und andere Dinge mehr lenken von dem bisherigen Mittelpunkt ab, der Krieg von 1806 erschüttert die Menschen, und in all diesen Schicksalen und Aufregungen wird das Liebesopfer der feinen Myrtel nicht mehr so als einzige Hauptsache, nicht mehr so erschütternd empfunden, wie man es eigentlich gedacht hätte. Um den einzig Geliebten durch ihren Verlust zum Mann zu machen, um ihn ganz zu sich selbst zu bringen, gibt sich Myrtel selbst den Tod. Sie erdolcht sich, wie es in Wirklichkeit 28 Jahre später jene schwärmerische Charlotte Stieglitz tat, die ihren Gatten durch den Schmerz gleichfalls zum großen Dichter zu machen versuchte.

Nun, dieser Dolchstoß hat gar nichts Bezwingendes, und ich würde ebensogern darauf verzichten, wie auf die mir höchst widerstrebende Fleisch- und Fettmystik, die Helene Böhlau wohl aus Novalis' berühmter und berüchtigter „Hymne" übernommen hat. Aber ob man den Weg mit der Böhlau nun zu Ende geht oder nicht, ob man sich mit allerlei Einwänden gegen den „gewürzigen Hund" begnügt oder ihn aus Gefühls-

Digitized by Google

gründen überhaupt ablehnt — immer muß man doch sagen: welch eine Dichterin! Nur das eine verstehe ich nicht, wie Saul unter die Propheten kommt und diese Schale voll romantischer Poesie unter die sonst so ganz anders gearteten Ullstein-Bücher.

Vortrefflich dagegen paßt an diese Stelle der jüngste Roman von Gabriele Reuter: Ins neue Land. Einem bekannten Maler, der als Kriegsfreiwilliger hinauszog, ist durch ein Dum-Dum-Geschoß Hand und Arm zerfetzt worden. Er ist verzweifelt. Er empfindet, daß er die Kunst verraten hat, als das Soziale, das Gemeinschaftsgefühl in ihm übermächtig ward. Er fühlt, daß er „nur durch Hand und Arm für die Menschheit Wert gehabt" hat. Und er will diesem Leben, das kein Leben mehr ist, ein Ende machen.

Solch ein Konflikt liegt nahe und ist sehr zeitgemäß. Aber ich halte ihn für aufgebauscht. Als ich ihn einem Maler erzählte, lachte er und sagte: Ich bin doch nicht durch meine Hand ein Künstler, sondern durch meine inneren Anlagen und durch meine Augen. Wenn ich das Unglück hätte, heut die rechte Hand zu verlieren, so würde ich morgen mit der linken zu üben und zu zeichnen anfangen. In einem Vierteljahr oder meinetwegen in einem halben oder ganzen würde sich alles wieder ausgeglichen haben.

Natürlich ist Gabriele Reuter auf diesen Einwand gefaßt gewesen, aber da er ihren ganzen Roman umgeworfen hätte, hat sie ihn beiseite geschoben. Ihr Held glaubt einfach nicht daran, daß er jemals mit der Linken zu einer völligen, ihm selbst genügenden Beherrschung des Materials kommen könnte. Also lichtlose Verzweiflung. Da beginnt denn nun der Roman. Zufällig kommt ein allmählich ins Mütterliche gewachsenes Mädel, das einst des Malers Geliebte war, mit allerhand Spenden ins Lazarett. Die Liebe ist vorbei, und ganz so billig, daß der einarmige Held mit dem Eisernen Kreuz die früher Verlassene schluchzend an die tapfere Männerbrust zieht, macht es Gabriele Reuter ja doch nicht. Aber es gibt da einen Sohn, um den sich sein Erzeuger in seinem künstlerischen Egoismus bisher nicht gekümmert hat, und dieser Sohn entwickelt ein verblüffendes Talent, dieser Sohn hat die malerische Begabung seines illegitimen Vaters geerbt und erweckt dadurch dessen stärkste Teilnahme. Das Weitere kann man sich denken. Wie der Vater diesen störrigen Sohn allmählich gewinnt, wie er in seiner Förderung, nach tapferer Überwindung seines eigenen Ichs, eine neue schöne Aufgabe erhält, wie der Sohn die Eltern schließlich eint . . . es ist wirklich nicht viel dagegen zu sagen. Eine glatte Geschichte wie tausend andere. Bei der Böhlau spürt man fast immer die Dichterin; bei Gabriele Reuter doch nur die Schriftstellerin, die mit Anstand einen zeitgemäßen Romanfaden abspinnt.

Nennt man den Namen Isolde Kurz, so erhebt man den Blick unwillkürlich wieder etwas höher . . . in beglänzte dichterische Gefilde. Neben der halb so alten Ina Seidel hat keine Frau so schöne Begleitgedichte zum Kriege geschaffen wie die vortreffliche Schwäbin. Sie hat mit einer Ursprünglichkeit auf den Ruf der großen Stunde geantwortet, wie man es kaum vermutet hätte. Denn es konnte ihr manchmal geschehen, daß gerade die Kunst und Kultur ihrer reifen, abgeklärten, durchgebildeten Persönlichkeit eine gewisse Abschwächung des ursprünglichen Gefühls nach sich zog. Sie steht literarisch etwa zwischen Paul Heyse und Conrad Ferdinand Meyer; sie ist durch die beginnenden siebziger Jahre gebildet worden, hat zu den bürgerlichen Realisten der sechziger Jahre, also auch zu Gottfried Keller, eine wesentlich geringere Hinneigung, aber bei schwächerer Erlebniswärme eine gewisse Größe der Phantasie vor ihnen voraus. Heimlich suchte sie stets nach dem „strahlenden Helden"; die Gegenwart und die Wirklichkeit haben ihr selten oder nie genug getan; sie zog nach dem Süden in unerfüllter Sehnsucht, sah dort leuchtendere Farben und unmittelbarere Menschen, fand in Florenz eine zweite Heimat und lebte mit den großen Gestalten der Renaissance. Außer einer Reihe sehr schöner Gedichte hat sie ein paar echte Novellen geschrieben. Während sie in den italienischen, wie z. B. in „Unsere Carlotta", ihre Gestalten gern an die einfache Macht und Größe antiker Statuen heranführt, gehen die Träger ihrer besten übrigen Erzählungen bezeichnenderweise an dem Zwiespalt zwischen einer übermächtigen oder gar heroischen Phantasie und einer allzu engen Wirklichkeit zugrunde. Der holde kleine Dichter in „Nachbars Werner", der Unverstandene und Mißhandelte, muß sein Knabenhaupt im Tode neigen; die bucklige Stickerin in der prachtvollen „Zenobia"-Novelle stirbt unter den Hufen der Pferde, die ihren Abgott Napoleon von dannen führen.

In dem jüngsten, schon vor einiger Zeit erschienenen Buche von Isolde Kurz: „Cora und andere Erzählungen" (München, Georg Müller) haben wir eine kleine Geschichte „Der strahlende Held", die in dieselbe Kerbe schlägt. Da lebt die junge Perenna „in lauter Einbildungen", wartet auf ihren Helden, einen Forschungsreisenden, muß zuletzt bittere Enttäuschung leiden und erzählt doch noch ihrem Kinde, ihrer Tochter, von dem strahlenden Helden, den sie geliebt hat. So vermacht sie dem kleinen Mädchen ihren Traum, das nun auch wieder von einem strahlenden Helden träumt. Und Isolde Kurz nickt dem kleinen Mädchen zu: Träume nur, denn diese Jahre des Wartens und Träumens sind die größten deines Lebens! Es kommt überhaupt nicht auf die Länge des Lebens an, sagt der todgeweihte Held einer anderen Erzählung, sondern auf die Schönheit. Und in der letzten Skizze wirft die arme Klavierlehrerin das Leben wie ein

Digitized by Google

abgetragenes Kleid von sich, weil sie den Zusammenbruch aller ihrer Träume und Hoffnungen ahnt.

Die umfangreichste und bedeutendste Erzählung des Buches ist aber die, die ihm den Titel gab: „Cora". Über den italienischen Volkscharakter kann man daraus mehr erfahren, als aus einem Dutzend von Wälzern. Hier ist das wundervolle, phantastische Kind der kühlen, berechnenden jungen Dame gegenübergestellt, die sich daraus entwickelt. Es gibt also wieder eine Enttäuschung ... in der Seele des deutschen Hauslehrers, der ein Ideal begraben muß. Auf den ersten Blick also alles Resignationsnovellen, und innerlich doch der gerade Gegensatz dazu. Denn wohl sieht ein großes Herz immer wieder seine Ideale scheitern, aber es läßt sie nicht, es sagt stets von neuem: und wenn ich daran sterben muß, sie sind doch schöner gewesen als die Alltagsideale sorglicher Philister!

Auch der Held des nächsten Buches würde diese Worte glatt unterschreiben — durch ein eigensinniges, an Enttäuschungen reiches, aber im ganzen doch großes Leben hat er sie bekräftigt: Johann Heinrich Pestalozzi, der schwarze Pestaluz, dessen irdischen Weg uns Wilhelm Schäfer im „Lebenstag eines Menschenfreundes" erzählt (München, Georg Müller).

Das Beste, was uns Wilhelm Schäfer gegeben hat, sind seine „Dreiunddreißig Anekdoten". In langer Übung hat er sich da auf eine enge, aber reizvolle literarische Gattung eingestellt, die der Art seines Talentes entspricht. Als ich das kunst- und stoffreiche Werk vor Jahren hier anzeigte und rühmte, hob ich besonders die historischen Anekdoten als vortrefflich hervor und sagte weiter, daß die einzelnen Stücke immer schwächer würden, je mehr sie sich der Novelle näherten.

Allgemeiner ausgedrückt: Der rheinische Erzähler ist zwar ein hochkultivierter Künstler, aber er ist kein ursprünglicher Dichter. Er kann Gegebenes kunstvoll formen und fein ausdeuten, aber er kann schöpferisch nichts hervorbringen. Er ist immer gezwungen, sich anzulehnen. Er schafft nicht, sondern er umschreibt nur. Umschreibt eine geschichtliche Szene, umschreibt den Lebensgang Karl Stauffers, umschreibt den Weg Pestalozzis. Er braucht immer Fremde, um zu Eigenem zu kommen, er braucht eine schon vorhandene Formung, um da einsetzen und den feinsten Extrakt herausholen zu können. Solch ein Extrakt im Gewand einer kurzen, schon rein stofflich fesselnden Anekdote — das kann ein wahrhafter Leckerbissen sein. Aber ein Extrakt in Romanform, das ist eigentlich ein Widerspruch in sich selbst. Wir wollen das lebendige Vieh auf der grünen Weide sehen, und statt dessen stellt uns Wilhelm Schäfer eine Kiste mit hundert Bouillonwürfeln hin. In hundert Abschnitte nämlich gliedert sich sein etwa 400 Seiten starker Roman.

Um diesen Roman, diesen Pestalozzi-Roman zu lesen, habe ich ebensoviel Zeit gebraucht wie sonst für zwei Dichter- oder für vier Unterhaltungsromane. Das ist ein gutes Zeichen und ein schlechtes Zeichen. Ein gutes, denn es sagt: Dieses Buch ist voller Ernst und Schwere, voller Kunst und Mühe; man muß davor Respekt haben und es mit der gleichen Besonnenheit und Zusammengefaßtheit sich erwerben, mit der es geschrieben ist. Ein schlechtes Zeichen, denn es sagt: Diesem Buche fehlen die Flügel, die das Schwere wieder leicht machen, fehlt die Unmittelbarkeit, die in einem Wort, einer Bewegung, einer Gestalt lebendig zur Anschauung bringt, was die Reflexion viel langsamer und mühseliger uns zuträgt. Es ist der Unterschied von Dichtung und Biographie. Wilhelm Schäfers Werk liegt auf einer Mittellinie, aber die Biographie, die kluge, künstlerisch gefaßte, aus eigenen Lebenserfahrungen bestätigte und genährte Biographie überwiegt im ganzen doch. Durch Morgen, Mittag und Abend seines Lebens begleiten wir den schwarzen Pestaluz, oder wie der Spott sagt: die schwarze Pestilenz. Wir hören von der Armut seiner Jugend, von dem Einfluß, den der Großvater in Höngg auf ihn hat, von Bodmer und Lavater, von der ungeheuren Wirkung Rousseaus, von seiner Liebe zum niederen Volk und zum unverkünstelten Landleben. Wir machen all die enttäuschenden Um- und Irrwege mit, die er als Landwirt, als Fabrikant, als Erzieher gehen muß, bis die Lehre des „Armennarrs von Neuhof" sich von seiner eigenen Unbrauchbarkeit reinigt. Wir werden ohne Frage auf diesen Wegen manchmal müde. Warum? Eben, weil wir in keinem Augenblick unmittelbar vom Leben selbst berührt werden, sondern immer nur von einem Reflex des Lebens. Keine Figur des Romans gedeiht ganz zu Fleisch und Blut. Über jede wird etwas Charakteristisches, oft sehr Feines gesagt, jede hält uns einen Zipfel ihrer Geistigkeit hin, aber wir müssen sinnlich berührt werden, um mit allen Sinnen wach zu bleiben. Wie wenig das geschieht, erkennt man am besten vor den Frauengestalten. Sie verbreiten so wenig die Atmosphäre des eigentlich Weiblichen, daß man sie ohne Schädigung des Buches mit ein wenig Geschicklichkeit beinah zu Mannsbildern verwandeln könnte.

Und weiter: schon daraus, daß Wilhelm Schäfer seinen „Roman" in 100 Abschnitte teilt, sieht man, wie sehr er im einzelnen konzentriert. Jedes Teilchen ist Extrakt; jeder Satz ist mit besonnener Kunst geformt; auf jeder Seite fast kann man sich an einem feinen Bild oder einer fein geformten Erfahrung erfreuen. Aber das Ganze leidet trotzdem an einem Konzentrationsmangel und wird deshalb oft geradezu langweilig. Auf Seite 189 heißt es von dem Helden: „Er muß Bogen vollschreiben, um einige brauchbare Zeilen zu gewinnen, und die scheinen ihm wie gepreßte Pflanzen." Gepreßte Pflan-

Digitized by Google

zen: das sagt ungefähr das gleiche wie die vorhin gebrauchten „Bouillonwürfel." Diesen Eindruck kann der rheinische Erzähler selbst dadurch nicht aufheben, daß er sein ganzes Buch im Präsens erzählt. Die unmittelbar wirkende Zeitform vermag den inneren Mangel an Unmittelbarkeit nicht auszugleichen. Und bei aller Hochachtung, die mir der Pestalozzi-Roman als Arbeit einflößt, warte ich doch lieber auf die 34. bis 66. Anekdote, die uns Wilhelm Schäfer versprochen hat.

Ein Seitenblick soll dem Kriegsroman des jungen Lothringers Arthur Babillotte gelten: „Zwischen den Feinden" (Stuttgart, A. Bonz & Co.). Man erlebt da eine elsässische Familientragödie, die sich in dem blutigen Hin und Her der deutsch-französischen Grenzkämpfe rasch, ja fast überstürzt entwickelt. Ein junger Bauernsohn hat um eines Mädels willen einen Nebenbuhler niedergestochen und ist nach Frankreich geflüchtet. Nun kommt der Krieg, und als Sergentmajor dringt der Geflüchtete mit den Franzosen siegreich ins Elsaß und sein Heimatsdorf ein. Unsre Gläubigkeit wird dabei allerdings starken Belastungsproben unterworfen. Nicht genug, daß der Truppenteil, bei dem der verwelschte Schorschel steht, ausgerechnet gerade gegen das Heimatsdorf des Burschen angesetzt wird — sein Bruder, der als deutscher Soldat im Felde stand, hat auch gerade als Verwundeter Urlaub und ist inzwischen der Gatte des Mädels geworden, um dessenwillen der Schorsch sein Messer hat spielen lassen. Von der allzu künstlichen Konstruktion kommt Babillotte auch später nicht los. Nach der Wahrscheinlichkeit der Handlung darf man nicht fragen, und die Psychologie ... nun, sagen wir, es ist Kriegspsychologie, die nicht viel Umstände macht und durch Schnelligkeit ersetzt, was ihr an Tiefe mangelt. Sehr lebendig aber ist die Darstellung; sie ist gewandt und kräftig, sie vermag uns über manche nur von Phantasiepfeilern getragene Brücke hinwegzuführen. Auch diese und jene Gestalt hat einen guten Umriß, besonders der alte Louis Daiber, der Deutschen und Franzosen den Frieden predigt unter Berufung auf Jesus Christus. Darin liegt etwas Ergreifendes. Überhaupt geht die Christusgestalt durch die gesamte deutsche Kriegsliteratur, selbst durch jene, die nur unterhalten will. Das ist 1813 nicht der Fall gewesen. Da drückte sich das große religiöse Gefühl, das alle Herzen erfüllte, in dem Namen „Gott" aus: es sprach der Glaube. Heut sagen alle Dicher Christus: es spricht die Menschlichkeit. Darin liegt wohl ein tiefer Unterschied ...

Und nun, Meister Dietz, noch ein paar Worte über dich, ehe die Pforten sich schließen. Was ist noch übrig von dir? In welchen Winden fliegt heute dein Staub? Wer hätte dir prophezeit, daß Anno 1916, mitten im größten Kriege, den Deutsche jemals führten, dein Andenken aufgefrischt werden und spätes Enkelvolk die Blätter lesen wird, die du in deiner Barbierstube mit krausen Zeichen beschriebest? Als deine Feder über das Papier kritzelte, regierte Friedrich Wilhelm I. über Preußen, der Rauch wölkte sich im Tabakskollegium, die Potsdamer Riesengarde exerzierte, und ein Querpfeifer und Poet träumte von Tagen des Ruhmes. Seltsamer Gedanke, daß erst wir Heutigen lesen sollen, was damals ein ehrsamer Bartkratzer der Aufzeichnung für wert fand ...

Nach der alten, in der Königlichen Bibliothek zu Berlin verwahrten Handschrift hat Dr. Ernst Consentius die Erinnerungen des kurfürstlichen Feldschers und königlichen Hofbarbiers zum erstenmal unter dem Titel „Meister Johann Dietz erzählt sein Leben" veröffentlicht (München-Ebenhausen, Wilhelm Langewiesche-Brandt). Als die ausführlichste bürgerliche Lebensbeschreibung jener Zeit hat das Buch kulturgeschichtlichen Wert. Von seinen Lehr-, seinen Wander-, seinen Bürgerjahren berichtet rückschauend der siebzigjährige Meister in müßigen Stunden, und die Lehr- und Wanderjahre sind naturgemäß bunter und kurzweiliger als die Philisterzeit und die behäbige Existenz nachher. Durch Hunger und Prügel lernte der Junge sein Handwerk, mußte Pest und Krankheit bestehen, verdingte sich dann aus seiner Vaterstadt Halle nach Berlin und Spandau, hatte mit Jungfern manch zärtlich Abenteuer und ging mit den 12000 Brandenburgern des Großen Kurfürsten Anno 1686 als Feldscher nach Ungarn in den Türkenkrieg. Wenn er erzählt, wie ihn in Polen die Läuse (salvo honore!) fast auffraßen, wenn er von der Tapferkeit der Brandenburger und Bayern, aber auch mit Achtung von dem türkischen Feinde spricht, wenn er den Jammer der Verwundeten, die Eroberung von Ofen, den Schrecken des Bombardements, die Bestialität der Kämpfe anmerkt, so können wir ihn heute besser verstehen als je. Auf die Kriegsabenteuer folgen Reise- und Jagdabenteuer. Mit Walfischfängern sticht Johann Dietz in See, und er beweist hier doch, daß er eine üppige Phantasie hat. Denn neben „erschröcklich großen Adlern" will er fürchterliche „See-Einhörner" und andere Ungeheuer gesehen haben, ja, er wartet auch mit Hexen, Werwölfen, Gespenstern auf. Zuletzt erzählt er seine Eheleiden. Zweimal will er mit seinen Frauen böse hereingefallen sein, es gibt Prügelszenen, Prozesse, Zank, Herzeleid, aber da der Meister auch mit der Innung ewig im Hader liegt, so scheint er doch selber das Karnickel gewesen zu sein.

Ein Buch aus Vorzeit und Vätertagen. Ein Eimer, geschöpft aus der dunklen Flut, die man Volk nennt. Wer Sinn dafür hat, soll dem Bartkratzer von Anno dazumal zuhören. Er wird vielleicht auf den Gedanken kommen, daß nur die Oberfläche schäumt und wechselt, daß die Tiefe aber immer dieselbe bleibt.

Digitized by Google

Eine kostbare Neuerwerbung des Berliner Museums:
Die um das Jahr 480 v. Chr. entstandene überlebensgroße Marmorstatue einer Göttin

(Aufnahme von Hofphotograph Gustav Schwarz, Berlin)

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Die jüngste Neuerwerbung des Berliner Alten Museums — Neue Arbeiten von Ludwig Hohlwein in München — Kriegsdenkmäler und Heldengräber — Wohndielen nach Entwürfen von Prof. Rich. Riemerschmid in München — Zu unsern Bildern

Mitten im Kriege, der unsere Grenzen umtobt und fast überall fest abschließt, hat im Berliner Alten Museum ein Kunstwerk aus der besten Zeit griechischer Plastik Einkehr gehalten. Es stammt, soviel wir bisher wissen, aus einer der unteritalienischen Städte, der Erwerb wurde durch reiche Gaben des Kaisers und einiger Mäzene ermöglicht; auf welchen verschlungenen Pfaden das Meisterwerk aber schließlich zu uns gelangte, ist noch Geheimnis. Es ist ein Kultbild, die sitzende Statue einer Göttin; welche Göttin der große Künstler darstellte, ist vorläufig nicht zu ergründen, denn leider fehlen gerade die Hände, die ohne Zweifel die göttlichen Attribute trugen. Sonst ist die Gestalt überraschend gut erhalten, nur einige Teile des Thronsessels sind abgesplittert und die rechte Wange hat gelitten. Das Werk scheint in dem letzten Drittel des fünften Jahrhunderts v. Chr. entstanden zu sein, in der Zeit strengarchaischen Stils, die uns auch sonst die schönsten unter den erhaltenen griechischen Statuen geschenkt hat. Ernst, fast streng, feierlich thront die Göttin, kostbar gekleidet; das reiche Gewand war einst gewiß durch eingesteckte goldene Blumen und Ähren geschmückt, in den Ohrläppchen, die durchbohrt sind, dürften goldene Ohrringe geprunkt haben. Das Antlitz ist, trotz des Lächelns, das um den Mund zu spielen scheint, herb, aber zugleich von, fast möchte ich sagen, mütterlicher Güte. Wer des Werkes Meister war, wird wohl nie ergründet werden können; kaum sogar, ob es von Griechenland nach Unteritalien eingeführt wurde, oder ob ein ungewöhnlich begabter eingeborener Künstler es aus einem übrigens auch an sich herrlichen Block parischen Marmors schuf. Jedenfalls aber gehört es zu den herrlichsten Werken, die uns aus der Frühzeit griechischer Kunst überkommen sind: es ist unbedingt keine römische Kopie, sondern durchaus Original. Berlin kann stolz sein auf diese Erwerbung, die uns fast wie ein Wunder erscheinen will. —

Ludwig Hohlwein, der vortreffliche Münchener, hat in neuester Zeit für Velhagen & Klasing einige packende Blätter geschaffen, teils Plakate, teils Buchumschläge. Bei den nahen Beziehungen zwischen dem genannten Verlag und unseren Monatsheften möchten wir uns unserer Gewohnheit nach auf die Wiedergabe einiger dieser Zeichnungen beschränken. Unsere Freunde werden ja am besten selbst sehen, in wie mustergültiger Weise Hohlwein das Wesen eines Buches in seinen Blättern zu fassen, widerzuspiegeln weiß: hier mit dem in Flammen lodernden Erdball für die Geschichte des „Großen Krieges", der ja in der Tat ein Weltenbrand wurde; dort mit dem scharf hingestellten Schattenriß eines Kriegsmalers für das Buch „Kriegsfahrten deutscher Maler", oder mit dem Arzt, der sich über einen Verwundeten beugt, für das schöne Buch des Prof. Lennhoff „Mit dem Feldlazarett". Es ist eine ganz eigene Begabung in Meister Hohlwein: er versteht es, den Blick des Beschauers sofort zu fesseln und in die Rich-

Plakat von Ludwig Hohlwein

Digitized by Google

Buchumschlag von Ludwig Hohlwein

tung zu zwingen, die er ihm gerade geben will. —

Über „Kriegergrabstätten" schreibt uns Fritz Hellwag: Was können, was dürfen wir tun, um den letzten Ruhestätten unserer lieben gefallenen Helden die rechte Weihe zu geben? Können wir mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln, mit Stein, Erz und Holz das aussprechen, was uns in den Stunden der tiefsten inneren Bewegung über alles Irdische hinweg zur Ewigkeit hinüberleitet? Dürfen wir uns darüber täuschen, daß dem Menschenwerk eine Grenze gesetzt ist und unser ideales Wollen, mag es noch so stark und lauter sein, nicht den bleibenden Maßstab bilden, sondern uns leicht verleiten kann, mehr zu beginnen als wir vollbringen können?

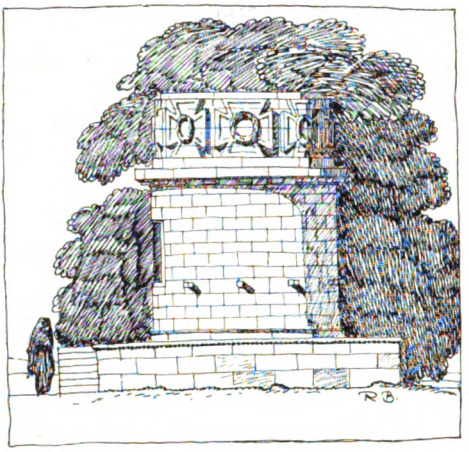
Alle Berufenen vereinigen ihre Stimmen zu der eindringlichen Mahnung: übereilt euch nicht, laßt euch nicht verführen durch geschäftliche Angebote, die auf eure ungeklärten Stimmungen ihre Spekulationen einrichten und euch mit sentimental aufgeputzter Ware betören wollen! „Schlichte Einfachheit ist wertvoller als aufdringlicher Prunk."

Buchumschlag von Ludwig Hohlwein

Buchumschlag von Ludwig Hohlwein

Wir dürfen uns freuen, daß die Persönlichkeiten und Behörden, denen wir vertrauen mögen, rechtzeitig jene Gefahr und die Notwendigkeit erkannt haben, an guten Vorbildern zu zeigen, wie wir das Gedächtnis unserer toten Krieger am besten ehren werden. Das Kriegsministerium und das Kultusministerium haben gemeinsam unsere besten Künstler auf die Schlachtfelder hinausgesandt, damit sie an Ort und Stelle sehen und prüfen sollten, wie treue Freundeshände die Gräber der Gefallenen angelegt und geschmückt haben und wie aus solchen

Digitized by Google

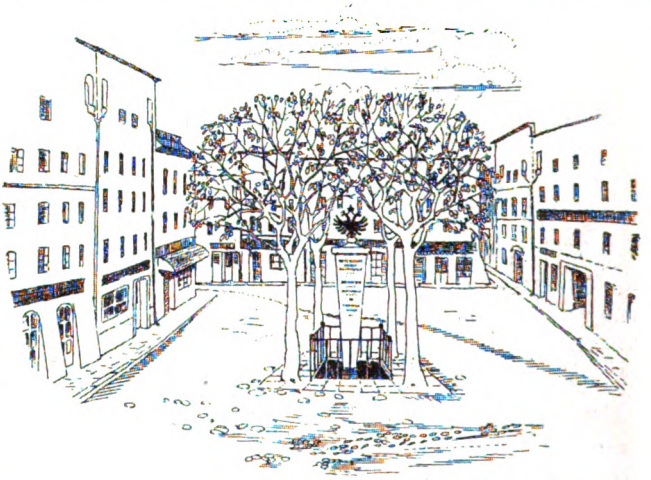


Denkmal auf einem Schlachtfelde
Entwurf von Architekt Prof. Richard Berndl, München. Verkleinerte Wiedergabe aus „Soldaten-Gräber, Krieger-Denkmäler, Erinnerungszeichen". Entwürfe und Vorschläge herausgegeben vom Bayrischen Kunstgewerbeverein (Verlag von R. Oldenbourg in München)

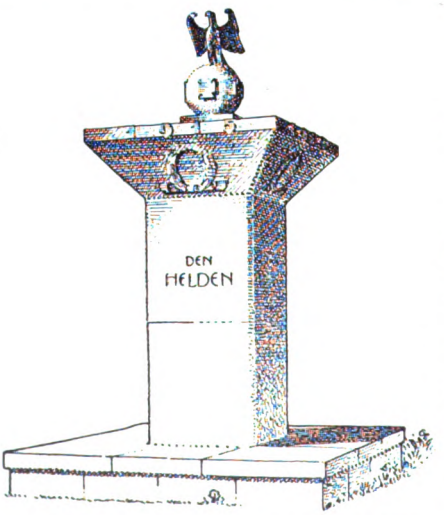
flüchtigen Schöpfungen dauernde Erinnerungsstätten geschaffen werden könnten. Die Künstler sind zurückgekehrt, des Lobes voll für die vielen sichtbaren Wahrzeichen einfacher, echter Liebe und Treue; sie warnen dringend, an deren Stelle etwas Neues, Prunkhaftes setzen zu wollen, und geben wertvolle Ratschläge, wie die vorhandenen Anlagen durchgebildet werden können.

„Grundsätzlich sollen Kriegergräber und Kriegerehrenmale in ihrer Eigenart erkennbar sein." Sie müssen eine typische Form erhalten, die in Reihengräbern zu verwenden ist oder im einzelnen durch symbolische Zutaten auf Besonderheiten hinweist, auf keinen Fall aber durch lautes Vordrängen die Stille des Ortes entweiht.

Das Verdienst, den ethischen Gehalt zuerst und am tiefsten ausgeschöpft zu haben, gebührt einer vom K. K. Gewerbeförderungsamt in Wien im Kunstverlag von Schroll & Co. herausgegebenen Sammlung von Vorschlägen und Arbeiten der Lehrer und Schüler der Wiener Kunstgewerbeschule. Niemals ist der Vergleich des in die Tiefe wirkenden Grabsteines mit dem in die Höhe weisenden Denkmal, der Gegensatz des mit menschlichem Maßstab zu messenden Grabes zu dem durch die Einheit mit der großen Natur wirkenden Male, der Unterschied in der Bestimmung: Erinnerung oder Symbolisieren einer Idee — klarer beschrieben und anschaulicher versinnbildlicht worden als in diesem Buche. Die hier beigefügten Bilder zeigen uns, mit welcher Strenge hier und anderswo die Einheitlichkeit des Gedankens und seiner Durchführung angestrebt wird. Der „Bayerische Kunstgewerbeverein" bringt nämlich auch eine Sammlung von Entwürfen und Vorschlägen (Verlag R. Oldenbourg, München) und zwar süddeutscher Künstler, die dem heimischen Volkscharakter und Verlangen nach schmückender Zugabe und ornamentalem Ausdruck in verständnisvoller Weise entgegenkommen. Endlich hat der „Deutsche Werkbund" unter



Kriegsdenkmal für eine kleine Stadt
Entwurf von Marie Friedmann, Wien
Verkleinerte Wiedergabe aus dem Werke: „Soldatengräber und Kriegsdenkmale." Herausgegeben vom K. K. Gewerbeförderungsamte. (Verlag von Anton Schroll & Co. in Wien)



Entwurf für ein Kriegsdenkmal von C. Lennartz, Kiel. Mit einem vierten Preise ausgezeichnet in dem für die Bilder auf S. 413 erwähnten Wettbewerb

Digitized by Google

seinen Mitgliedern einen recht erfolgreichen Wettbewerb ausgeschrieben, bei dem als Material der Granit vorgeschrieben und einfache Grabsteine verlangt worden waren, die der früher oft auf bösen Wegen wandelnden Industrie als Vorbilder dienen könnten. Der „Verband deutscher Granitwerke“ in Karlsruhe hatte dazu erhebliche Preise gestiftet und wird nun die Sorge übernehmen,

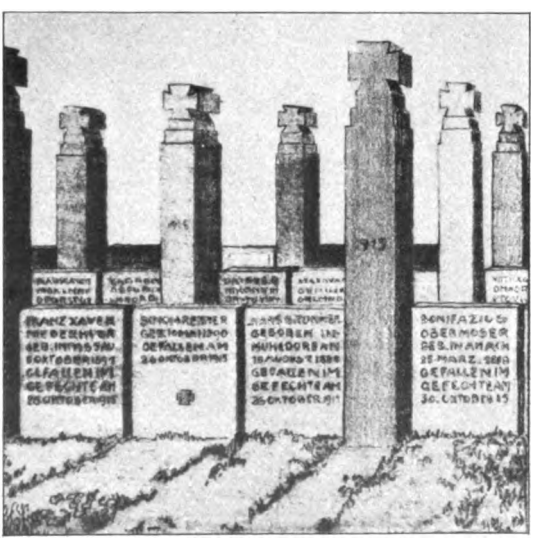
Entwurf von Richard Kuöhl, Hamburg
Zweiter Preis

Entwurf von Baurat Wilh. Wagner, Berlin
Vierter Preis

daß durch die beste Ausführung dieser zum großen Teil hervorragenden Künstlerentwürfe das Odium beseitigt werde, das dem Granitgrabmal lange Zeit angeheftet war.

Wenn so die besten Kräfte in der Heimat zusammenwirken, dürfen wir hoffen, daß nicht nur eine allzugroße Erzeugung von Geschmacklosigkeiten vermieden werde, sondern daß unsere Kriegerfriedhöfe daheim und die Grabstätten im Feindesland mit Ehren vor dem Urteil der Nachwelt bestehen können. —

Über die Vorzüge und Nachteile des Einbaus von Hallen in städtische oder ländliche Einfamilienhäuser gehen die Ansichten sehr auseinander. Gewiß läßt sich die große zweigeschossige Halle zu einem eindrucksvollen Repräsentationsraum gestalten, und wo in großen Häusern genügend Platz vorhanden ist, ist dagegen nichts zu sagen. In kleineren Landhäusern ist solche Raumverschwendung aber fast stets vom Übel, und es ist meist richtiger, sich hier auf eine eingeschossige Wohndiele zu beschränken, die schon durch ihre geringere Höhe weit behaglicher wirkt. Selbstverständliche Voraussetzung ist dabei, daß der Diele ein Vorplatz mit Windfang vorgelagert ist, wie es im Haus Wieland der Fall ist, dessen Wohndiele ein gutes Beispiel ebenso vornehmen wie zweckmäßigen Hausbaus ist. In dem ebenfalls



Entwurf von Hermann Haas. Erster Preis

Entwürfe für Kriegerdenkmäler und Kriegergrabmäler aus einem Wettbewerb des Verbandes Deutscher Granitwerke in Karlsruhe, veranstaltet vom Deutschen Werkbund

Digitized by Google

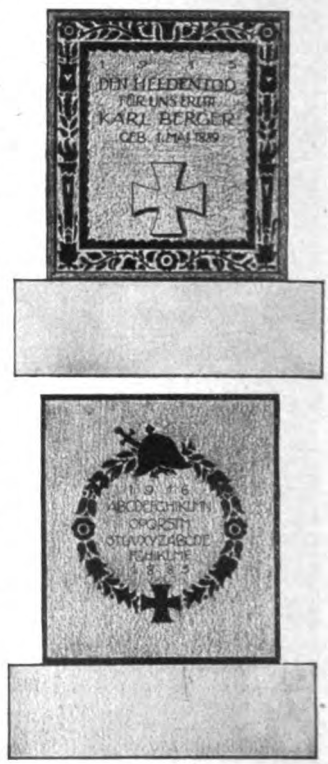
Entwurf von Prof. Max Hans Kühne, Dresden. Vierter Preis

von Prof. Richard Riemerschmid gebauten und eingerichteten kleineren Landhaus in Witzenhausen verbindet die Diele die im Wirtschaftsflügel untergebrachte Küche mit den Wohnräumen des Hauses und ist infolgedessen sehr praktisch als Speisezimmer ausgebaut. Die Treppe zum Obergeschoß ist hier ungemein geschickt abgesondert und dem Raum damit eine intime Behaglichkeit gegeben, die gar nicht daran denken läßt, daß es sich um einen Durchgangsraum handelt. Auch die mit der Wand verbundenen Bänke und der in einer an die Küchenwand anschließenden Nische halb verborgene stattliche Ofen erhöhen den Eindruck der Wohnlichkeit des mit wenigen Mitteln anheimelnd ausgestatteten Raumes. —

Der Anbau von Sonnenblumen ist uns in den letzten beiden Sommern immer wieder ans Herz gelegt worden, und man sah in deutschen Landen wohl noch nie soviel Sonnenblumen wie jetzt: in den Gärten, an den Bahnhängen leuchten sie förmlich. Vielleicht hat man auch jetzt erst erkannt, daß und wie schön sie ist, die schlichte Sonnenblume, wie sie auch das Zimmer schmückt, zumal wenn man sie in das richtige Gefäß stellt und auf den rechten Hintergrund. Das hat Karl Rickelt prachtvoll verstanden! Es ist ein Farbenzusammenklang auf unserm Titelbilde, dessen man sich immer wieder erfreuen, ein künstlerisches Spiel mit allen Schattierungen von Gelb, Rot und Grün, an dem man sich gar nicht satt sehen kann.

Wehmuts-

Entwurf von Karl Richard Henker, Berlin
Vom Preisgericht zum Ankauf empfohlen



Zwei Entwürfe für Einzelgräber von Carl Tobler, Budapest
Vom Preisgericht zum Ankauf empfohlen

Entwürfe für Kriegerdenkmäler und Kriegergrabmäler aus einem Wettbewerb des Verbandes Deutscher Granitwerke in Karlsruhe, veranstaltet vom Deutschen Werkbund

Digitized by Google

Wohndiele des Hauses Wieland in Ulm. Entworfen von Prof. Richard Riemerschmid, München

voll faßt uns unser zweites farbiges Blatt (zw. S. 320 u. 321 an, uns, denen der Maler durch lange, lange Jahre ein allezeit treuer Freund und Mitarbeiter war. Vor kurzem erst ist Prof. Moritz Röbbecke hinübergeschlummert, von schweren Leiden erlöst. Mit ihm ging ein großer Könner, dem eigentlich kein Gebiet der Malerei verschlossen geblieben war. Er beherrschte, wie unser Blatt „Am Ammersee" zeigt, die Landschaft bis zur Grenze der Meisterschaft, vortrefflich war er als Bildnismaler; am bedeutendsten aber vielleicht als Kopist alter Meister. Das letztere soll einen ganz besonderen Ausdruck der Bewunderung einschließen. Denn er war selbstverständlich kein Kopist von der Art, wie man sie zu Hunderten findet, wie sie in den Museen herumsitzen, froh, wenn sie einmal für eine ihrer Kopien um billiges Geld Käufer finden. Röbbecke dagegen war auch als Kopist der selbständige Künstler in dem Sinne, wie es etwa Lenbach gewesen, als er für den Grafen Schack seine berühmten Kopien schuf; er handwerkte nicht vor den Originalen, er empfand den Meister, den er kopierte, dem Geiste nach in allen Tiefen nach. Wahrscheinlich kommt einmal die Zeit, in der man die Röbbeckeschen Kopien zumal aus spanischen Galerien, die sich jetzt, wenn wir recht unterrichtet sind, meist im Besitz eines fürstlichen Kunstfreundes befinden, jenen Lenbachschen als vollkommen ebenbürtig zur Seite stellen wird. — Einige unserer farbigen Blätter schließen sich in den Rahmen der

Anlage der Treppe in der auf S. 416 abgebildeten Wohndiele
Entworfen von Prof. Richard Riemerschmid, München

Digitized by Google

überaus frischen, lebendigen Studien und Skizzen von Prof. Arnold Busch-Breslau aus dem vielgeschmähten Russisch-Polen zusammen, das zumal den Lesern des hübschen Textes wahrscheinlich in einer ganz neuen Beleuchtung erscheinen wird. Ein letztes farbiges Blatt endlich ist zwischen S. 392 u. 393 eingefügt: „Die Alte" von Prof. Fritz Fleischer. Der Weimarer Künstler hat äußerst glücklich ein prachtvolles Farbenzusammenspiel erhascht. —

Neulich bekamen wir eine wunderliche Zuschrift, die es uns zum Vorwurf machte, daß wir Bilder von Künstlern aus Feindesland wiedergegeben hätten. Zuerst überrann uns „eisiges Schaudern" ob des uns zugemessenen Vergehens; es gibt nämlich wirklich Leutchen, die es sogar für unpatriotisch halten würden, wenn man heut ein Gemälde des „Italieners" Raffael reproduzierte. Dann aber löste sich das Schaudern in schmunzelndes Lächeln: die bösen Feinde waren nämlich zufällig ehrliche Neutrale, und sogar eine Bundesgenossin, eine wackere Ungarin, war darunter. So bringen wir denn auch heute mit gutem Gewissen das schöne Frauenbildnis von Julio Romero de Torres (nach Seite 288): die Spanier gehören ja zu den wenigen, die die Entente noch nicht ins Joch gespannt hat; die Spanier sind keine Portugiesen! Bisweilen denkt man sogar an Gibraltar ... und darüber hinaus. — Einer schönen, reifen Plastik von Prof. Fritz Klimsch (nach Seite 328) — immer ist der Berliner Meister voll Anmut! — mag ein prachtvolles Blatt von Prof. Gregor von Bochmann folgen (nach Seite 404), „Garnelenfischer", ein Stückchen Strand mit sprühendem, spritzendem Wogenschwall und kraftvoll hingestellten Gestalten, Pferden, Männern; ein Bild voller Leben. Und zum Schluß endlich, zwischen Seite 336 und Seite 337 eingeschaltet, ein Bild unseres verehrten lieben Münchner Meisters Prof. Adolf Hengeler: ein Bild, das als wahre Wohltat in dieser Zeit steter Erregung wirkt. Wer es noch so gut hat, wie der alte beschauliche Herr auf diesem Bilde, ist wahrhaftig zu beneiden. Und der Maler, der solch ein Bild malen kann, dazu! v. Sp.

Wohndiele eines Landhauses in Witzenhausen. Entwurf von Prof. Richard Riemerschmid, München

Nachdruck verboten Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50 — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zimmerecke
Gemälde von Prof. Otto Strützel

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXX. Jahrgang 1915/1916 — Heft 12. August 1916

Die Sprache der Erde. Von Adele Gerhard

(Schluß)

Horst van Riche saß im Landhause in seinem Zimmer und arbeitete. Am Abend vorher war er von dem Bergwerk zurückgekehrt, und einige Stunden später war auch Marheine eingetroffen. Sie hofften heute den Sohn zum erstenmal zum Sonntagsurlaub bei sich zu sehen.

Draußen hob ein grauer, kühler Junitag an. Es war nicht nur das Unerwachte einer frühen Morgenstunde, sondern auch etwas Verdecktes, eine Stille und Unfreundlichkeit in der stumpfen, unhellen Luft. Die Vereidigung der jungen Rekruten fand heute statt; sie würden dann zum Kirchgang durch die Straße ziehen. Horst hatte es mit Marheine schon gestern besprochen, aber noch saß er tief vergraben über seiner Arbeit.

Das Schreibpult war bedeckt mit Statistiken und weit ausgedehnten Quellenuntersuchungen. Immer von der Volkswirtschaft stark angezogen, hatte Horst schon in jungen Jahren seinen Doktor gemacht, und bei seinem späteren Wirken war ihm diese sichere Grundlage eine unentbehrliche Stütze. Der weitschichtige Plan, der jetzt in ihm wühlte, war im engen Zusammenhang mit der Lage des Vaterlandes in ihm erwacht. Die Moorkulturen, zu deren Verwaltung er zugezogen war und durch die er ringsum unter der Arbeit der Gefangenen brache Ländereien sich in Acker- und Weideland verwandeln sah, hatten in seinem großgerichteten Sinn an neue und weitgehende Ideen gerührt. Diese Bebauung und Ausnutzung erschien ihm vorbildlich und hatte weite Pläne, die wie leuchtende Zukunftsvisionen vor ihm standen, in ihm geweckt. Was ihm stets in seiner parlamentarischen Tätigkeit einen sicheren Einfluß erzwang, war ein inneres Feuer, mit dem er die großen realen Fragen ergriff. Es war Leidenschaft des Geistes, die der kritischen Eindämmung oft bedurfte, aber die doch trag- und wurffähig machte und ihm einen gesonderten und geachteten Platz erobert hatte. Seine Augen lasen eben über den Bericht der letzten Versammlung: ‚... Der Vorredner, der Herr Abgeordnete van Riche, hat uns von diesen Plänen, die doch bisher erst auf einer Fiktion ruhen, mit einer Inbrunst gesprochen, wie man sonst vielleicht nur von einer Geliebten oder Braut spricht. Das ist gewiß schön und fortreißend. Aber je schöner und fortreißender es ist, um so mehr müssen wir das nüchterne Auge der Kritik hier einschalten ...‘

Van Riche ließ das kleine Heft sinken. Irgendeine Wendung mußte seine Aufmerksamkeit von dem Bericht ziehen. Er trat ans Fenster und blickte in den grauen, spröden Morgen. ‚... mit einer Inbrunst, wie man sonst vielleicht nur von einer Geliebten oder Braut spricht ...‘ Eine alte Schmerzensnarbe rührte sich wieder stechend. Gewiß — während er in der ersten Ehezeit vermieden hatte, mehr als Tage je der holden Frau fern zu sein,

 Nachdruck verboten. Copyright 1916 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

war er nun ja seit Jahren unter dem bewußt geformten Plan nur während der Reichstagssitzungen in ihrer Nähe. Aber was war dies Äußerliche gegen die Biegung, die über sein Temperament gekommen war! Wenn man das Mark der Lebenskräfte nur zu allgemeinem Wirken führte, so konnte dort wohl ein Feuer erglimmen, dessen heiße Kraft erstaunen machte . . .

Ein Klopfen tönte. Er wandte sich um. Marheine stand in der Tür.

„Ich glaube, sie kommen die Straße hinunter."

Riche legte die Feder aus der Hand und trat mit ihr auf den Balkon. Dort standen sie unbeweglich, harrend.

Ein kühles Frühlicht dämmerte. Dunkel, fast ohne Farbe erschienen die breiten Kronen der Kastanien. In der frischen, spröden Luft hörte man die gleichmäßigen Schritte der Heranziehenden. Nun war der Trupp an das Haus gekommen. Deutlich unterschied man die Gestalten. Einige knabenhaft schlank in den tiefblauen Soldatenkleidern, dazwischen gröbere, plumpere, massivere Erscheinungen. Eine tiefe Müdigkeit lag über den jungen ernsten Gesichtern. Stille, scheue Morgenlichter in der blassen Kühle.

Reglos lehnten van Riche und Marheine an der Brüstung. Jetzt hatten sie Gert erspäht. Das Gesicht war bleich. Er bewegte den schmalen Kopf, als ob er grüßend hinaufschaue . . .

Einen Augenblick später waren die Tritte in der breiten Straße verhallt. Horst und Marheine traten unbehaglich aus der grauen Frühluft, darinnen Himmel, Welt und Städtchen wie gebunden und noch ungelöst ruhten.

„Blaß sieht er aus," sagte Marheine nach einer Weile leis.

Riche nickte. „Und ernst," fügte er schwer hinzu.

Nach einigen Minuten fragte sie: „Der Vetter kommt erst nachmittags, nicht wahr?"

„Gewiß — warum meinst du?"

„Nun, ich denke, es ist gut, Gert vorher allein zu sprechen."

Marheine war zur Tür gegangen. Etwas Lastendes war auf sie gesunken. War es nur das Ernste, Stille dieser jungen Gesichter, was sie quälte, und darunter der Ernst und die blasse Stille des einen, geliebten? Sie wartete auf ein Wort ihres Mannes, das etwas Beruhigendes, Tröstendes sage. Aber das Wort kam nicht.

Grübelnd ging sie die Treppe hinunter. Doch eine unklare Unruhe trieb sie nach einer kurzen Stunde wieder in van Riches Zimmer. Er war nicht dort — ein Blick aus dem Seitenfenster hätte ihr zeigen können, daß er im Garten nachdenkend auf- und abschritt. Arbeitete er nicht mehr? Sie schaute forschend auf dem Schreibtisch über die Blätter . . . ‚Im alten, heiligen Dome — da kniet mein einz'ger Sohn . . .'

Es war ihr, als sei sie in eines anderen Besitz eingedrungen . . . Hastig wandte sie sich ab und stieg die Treppe hinunter. In die geheimen Gemächer ihrer Seelen war ja seit lange kein schweifender Blick von dem einen zu dem andern gekommen.

Bestürzt wiederholte ihr Sinn: ‚Mein einziger Sohn . . .' Wie eine schwere, traurige Melodie ging es in ihr. Hatte sie denn nicht immer gewußt, daß Gert auch *sein* einziges Gut war? Und hatte sie nicht gerade jetzt von dem väterlichen Rat seines Herzens nehmen wollen? —

Ein schöner ernster Soldat trat eine Stunde später durch das Gartentor. Marheines Augen tasteten an dem schlanken aufrechten Körper in dem dunklen Tuch, den neuen, den andern Linien in seinem Gesicht, glitten über ihr Eigenes mit einer unruhvollen Frage. Waren Monde dahingegangen, seit sie mit dem Kinde, dem hellen, weichen, durch den buschigen Park geschritten war — Monde, seit die Funken der Sonne von dem lichtgrünen Rasen sich in diese Augen verfangen, verirrt hatten?

Nun saß ein besinnender Jüngling in der kleinen Vorhalle und erzählte. Antwortete beruhigend auf der Eltern Fragen, beugte sich liebevoll über Marheines Hand. Aber es war eine Abwesenheit in den Worten, ein Gebundenes und Halbes. Und seine Blicke schienen in eine Trübe und Unhelle zu tauchen, die nur *er* schauen mochte.

Die Luft hatte sich aufgeklärt. Eine schüchterne Sonne ging über den Garten, die Allee.

„Machen wir einen Spaziergang, Gert — vielleicht über den Fluß ins Marsch-

Digitized by Google

land?" fragte van Riche. „Das heißt, wenn du, Marheine, dabei bist."

„Gern," sagte Gert, „ich habe bis in den Abend Urlaub."

Marheine senkte die Augen. „Ich bin ein wenig müde. Aber wandert ihr doch ein Stündchen, und nachher setzt sich Gert zu mir in den Garten, bis der Vetter kommt." Und in ihr redete es: ‚Vielleicht spricht er mit dem Vater — wird hierdurch freier — Vielleicht spricht er mit mir — erschließt sich, wenn man allein mit ihm ist . . .'

Ihre Augen glitten mit einem wehen Stolz über ihn, wie er neben dem Vater dahinschritt. Glitten über die sinnende Stirn, den fest zusammengeschlossenen Mund . . .

Nachdem sie zurückgekehrt waren, saß Marheine mit dem Sohn in einem entlegenen Winkel des Gartens. Zeichen und Töne aus dem lärmenden Sonntag der kleinen Stadt drangen nicht ein. War wirklich nur einige Straßen entfernt das Tanzlokal am Fluß, wo man jodelte und jauchzte, wo die jungen Burschen fidelten, die Mädchen kreischten?

Neben den beiden blätterte eine hohe Akazie ihre letzten Blüten hinab. Bleich und kühl deckten sie die schmalen Wege, während das Gespräch in gedämpften, halben Tönen dahinglitt . . .

„Es ist anders, Mutter. Die Menschen sind anders, als wir dachten . . ." Die Jünglingsaugen blickten verhangen in den Sonntag. „Als ich mir's dachte," fügte er, sich hastig verbessernd, hinzu.

Als Doktor Clemens gegen Abend kam, war Gert ins Haus gegangen, um eine dienstliche Angelegenheit zu erledigen. Der Alte bemerkte, daß Marheine bleich war und ein schwerer Kummer um ihre gesenkten Lider lag. Plötzlich kam es leise von ihr: „Man hat mir mein Kind genommen, Lujo! Genommen — noch ehe man es mir nahm." Der alte Holztisch zitterte, wie der Fuß der Frau gegen ihn stieß.

Wie sie des Alten traurige, weitschauende Augen sah, fügte sie finster hinzu: „So natürlich nicht, wie man es vielleicht bei einem andern denken könnte, Lujo . . . Aber daß ein Kind in einer Nacht mehr von des Lebens Schlamm und Dunst hört, als in achtzehn reinen, frohen, gehüteten Jahren!" Sie legte die Hand vor die Augen, ließ sie aber wieder sinken, als Horst zu ihnen trat.

Van Riche warf einen kurzen Blick auf Marheine. Er schien sprechen zu wollen. Aber schon nach einigen Minuten erhob er sich und ging mit unstetem Schritt durch die dunkelnde Luft ins Haus.

In seinem Zimmer warf er sich ruhelos auf den Diwan. Zu wissen, was da in dem kühlen Nachmittagslicht neben dem weißblätternden Akazienbaum zwischen Gert und Marheine gesprochen worden war und sie nicht tröstend in seine Arme ziehen zu können: ‚Marheine — sieh — er ist doch rein durch diese Dinge gegangen! Nur gehärtet, gehörnt hat sich seine Haut . . .'

Er — er zu ihr dies sprechen . . . In ihm jagte es: an den alten Schmerz hatte in Marheine gerührt, was Gert da erzählte! In vergessener Kraft war es wieder hervorgebrochen . . . In nackter Menschlichkeit, schwülen, ganz unteren Dunkelheiten zu ihr getreten — des Leibes Not und des Leibes lärmvoller Schrei . . . Was ihrer beider Leben zerschlagen hatte . . . In gehäufter Qual, da es verwirrend gegen die reine Jünglingsstirn drang . . .

Van Riche sprang auf. In dem dunkelnden Zimmer, durch das die Nachtluft kühl und schauernd schlug, tönten seine ungleichen Schritte — her und hin, hin und her . . .

Am Abend saß Marheine mit dem Vetter in ihrem Zimmer, während van Riche Gert zu der Kaserne zurückgeleitete. Ihr Gesicht war noch immer blaß, aber ihr Sinn schien doch schon aufgeschlossen für die gütigen und sinnenden Worte, die langsam von des Alten Lippen zu ihr kamen. „Liebe — sagtest du nicht selbst: der Kampf fürs Vaterland! Eine der höchsten Ideen, die seit fernster Vorzeit das Herz des Menschens füllten! Die jungen Leiber begeistert und stark, ihre Heimat zu verteidigen . . ."

„Ja, Lujo — gewiß. Und ich habe auch nichts zu bereuen. Selbst wenn die Idee wie jede Idee in der Wirklichkeit, in dem Umbiegen, der Umgestaltung manches von ihrer Tragkraft einbüßt und viel anderes hinzufließt . . . Aber man muß es doch erst verwinden lernen, wenn ein Kind, das

Digitized by Google

man rein und streng aus seiner Hand gab, nun in einer Stunde mehr von der plumpen Wüstheit, dem Ungefügen der Triebwelt erfährt, als es sonst in Jahren, dann auch selbst reifer, in sich aufgenommen hätte!

„Wohl wahr, Marheine." Doktor Clemens nickte langsam. „Du hast ja dein Kind wie ein adliges Bild, rein und streng und keusch, neben dir werden lassen. Der Gralsritter. Aber ist dies alles, was dich so beleidigt und zurückstößt, dieser Dunst von Fleisch und Tierheit für uns wirklich noch das gleiche wie einst? Heute? Ich meine nicht."

„Du meinst nicht?"

„Nein, Marheine, denn die Sprache der Erde tönt wieder, und in ihrem Grollen klingen diese wüsten Untertöne mit wie in einem großen Konzert der Einheit. Wir hatten für diese ganz starken Töne der Erde wohl ein wenig das Ohr verloren, weil wir sie nie mehr rein vernahmen. Aber mir ist, als sei uns nun doch wieder Sinn in dies alles gekommen."

Eine sanfte Helligkeit stieg in ihre Augen. „Denkst du so, Vetter? Vielleicht ist etwas Wahres daran . . ."

„Ich glaube, Marheine. Und du solltest dich nicht dagegen verhärten und taub schaffen."

„Wie ist an uns gepocht worden!" sprach er langsam weiter. „Über wie vieles hat der Krieg hinweggestrichen! Schmerzen hat er fortgeweht, Schranken zusammensinken lassen, Gesetze, die ein Leben bestimmten, zerbrochen, und selbst Geschichten eines Lebens, die aus den eingeschnittenen Furchen in den Gesichtern der Menschen sprachen, in blassen Hauch aufgelöst... Und wer weiß, ob du und dein Kind übermorgen noch fühlen, wie ihr gestern fühltet? Kein Stück unseres seelischen Baues ist heute nicht im Wanken . . ."

Sie lächelte zu ihm auf. „Du Weiser! Wenn ich doch immer in deinen gelassenen Händen die Fäden meines Gefühlsgewebes sehen könnte . . ."

Draußen klang van Riches Stimme. Die Wirklichkeit pochte an den Frieden der Sekunde.

Am Abend, als Marheine allein in ihrem Zimmer war, trat sie an das geöffnete Fenster. Das Domdach gleißte grün durch die stumme Dunkelheit. Aber die aufschreckende Kraft der Farbe traf sie nicht. Marheine hatte ihr Haar gelöst, wie sie es gern tat, wenn ernste Gedanken ihren Kopf angriffen. In dem blauwallenden Mantel stand sie lange schweigend und blickte in den kühlen, sternigen Junihimmel. Ihre Gedanken und ihr Herz flogen zu der roten Heide — zu den niedrigen Häuschen . . . Dann und wann kam ein wilderes Aufjauchzen, ein gelles Lachen von ferne durch das dichte Blatthaus der Allee. Nachdenklich hob sie den Kopf. Die milden, ernsten Worte des Vetters bewegten sich in ihr. Und nun klang von einem leisen Windhauch hergeweht, von einer warmen Mannesstimme mit einer tiefen Sehnsucht wie vom Grunde aus gesungen: ‚In der Heimat, in der Heimat . . .' Die Tränen schossen Marheine in die Augen. Es war, als ob eine Seele ihr letztes, starkes, warmes, sehnsüchtiges Geheimnis in diese Töne hineinsenke. Tief atmend schloß sie das Fenster, wie jetzt das Lied in der Dunkelheit verhauchte.

Als Gert an einem der nächsten Abende zu ihnen kam, erschien er ihnen frischer, die Augen heller und die Stirn weniger umhangen. Er erzählte, daß sie mit dem Leitungsbau begonnen hatten, und man spürte, wie die belebte Tätigkeit in der Natur, die Anspannung von Muskeln und Kraft ihn erfreuten. Das Gesicht war unter der starken Sonne der letzten Tage gebräunt, der Hauch junger Tatkraft kam von ihm.

Lachend erzählte er, wie sie nach der Arbeit in einem Bauernhaus eingekehrt wären und sich mit Landschinken und einer derben Leberwurst gestärkt hätten. Und wie sie zum Schluß den Bauersleuten als Dank den beladenen Kirschbaum abgeschüttelt hätten. „Das ging hoch her, Mama! Sie mußten uns vollen Wegzoll zahlen."

Aus Gerts Augen kam ein Glanz, wie die Eltern ihn lange nicht mehr gesehen hatten. Sie versprachen, einmal in der Frühe hinauszukommen und sich die Übungen anzuschauen.

Die Erde leuchtete, als van Riche und Marheine an einem der nächsten Morgen durch die Lindenallee den langen Weg hinunterwanderten. Schwer und reif

Digitized by Google

schauerte es schon durch die hohen Getreidefelder. Dazwischen bebte an zitternd bewegtem Stengel der rote Mohn. Ganz in der Ferne sah man die niedrigen Hügel in blauem Dämmern. Still in erstem Frühduft lag die Welt.

Der Hauch von Halm und Feld, der hohe Sommer ringsum schien die beiden schönen Menschen einzuladen, glücklich zu sein. Aber sie schritten still, in leisem Abstand, schweigend durch den strahlenden Morgen. Marheine trug ein leichtes schwarzseidenes Kleid, das sich anmutig um die schönen Glieder schmiegte. Sie liebte diese ernsten Farben, und doch verlor ein tiefes Lila und selbst dieses seidene Schwarz seine Schwere, wenn es um ihre reiche Frauenfülle wehte und das Gesicht mit der samtnen, warmen Haut blumig aus ihm hervorblühte. Irgend etwas an ihr mahnte immer an schöne, bunte Vögel, die sich in einer Hecke versteckt haben und verstohlen aus ihr lugen.

Riche und Marheine hatten sich wohl ein wenig verspätet, denn wie nun die Baracken grell in der Sonne blitzten, hörte man schon den Gesang der Rekruten über die rote Heide gehen: ‚Wir fahren gegen Engelland — wir fahren gegen Engelland . . .‘ Und holpernd bog der Wagen mit dem lustigen Trupp aus dem Waldweg ein. Jung und stark sprangen sie an dem eisernen Tor hinunter. Der Hauch von erdhafter Frische wehte durch die blaue Luft . . .

Aber zugleich, wie ihre Schritte gleichmäßig, fest über den Kasernenhof tönten, war es Marheine, als ob über die weiten Felder ein Unsichtbares aus der Ferne zu ihnen winke. Der Atem von etwas Ungeheurem, dem sie schon mit unsichtbaren Banden verkettet waren. ‚Wir fahren gegen Engelland — wir fahren gegen Engelland . . .‘ Wehend und stark schien es sie zu fassen — ein Locken aus der Tiefe, ein Schrei der Elemente . . . dorthin — dorthin — zu Kraft, zu Wucht, zu Todesbereitschaft! Und durch die frische Jugend, durch die frohe Kraft schlug das Gewaltige, schlug dräuend das Schicksal aus den Weiten . . . Das Leben, das junge, stürmende Leben in seiner drängenden Überfülle reichte dem Tode die Hand, blickte ihn mit offenen, hellen Knabenaugen an — das alte, einfache Lied der Erde, ihre großen schlichten Laute . . .

In den folgenden Wochen sahen Marheine und van Riche die jungen Rekruten oft am blauen Morgen, wenn der Trupp singend hinauszog zu dem großen Exerzierplatz, sahen sie in heißen Mittagsstunden, wenn der Wagen schwankend vom Walde her zwischen den hohen Getreidefeldern in den holprigen Weg zur Kaserne einbog und die sonngebräunten Gesichter zu ihnen hinunterlachten. Nur an den Abenden war Gert in dem Landhaus, und sie freuten sich seiner sicheren Haltung, des klareren Blicks, der die Dinge, die ihn anfangs durchrüttelt und bedrückt hatten, nun einfacher und kälter sah.

Einmal an einem lauen Juniabend besuchten sie ihn in der Kaserne und wanderten, wie der Tag bereits über dem langhin gezogenen Waldstreifen am Horizont verglühte, durch die Straße zwischen den Lindenbäumen, an denen sich schon kleine, grüne Fruchtkügelchen formten. Fast vor jedem Haus stand ein feldgrauer Soldat und plauderte mit einem Mädchen durch das offene Fenster. Oder zweie waren vor der Tür in einem engen Gespräch.

Lautlos ruhten die Felder unter dem klaren, tiefblauen Himmel. Nur das leise Zirpen und Surren klang. In dem eigentümlichen Abendschein lag breit und weiß der Kasernenhof. Durch die schmalen Fenster der rotziegeligen Baracken blinzelte da und dort ein verirrtes, gelbes Lichtchen. In den niedrigen Stuben saßen, die blauen Arbeitsschürzen über den Drillichanzügen, die Rekruten singend zusammen. Auf dem schmalen Holztisch klebten Kerzenstümpfe, einen Haufen Werg neben sich reinigten die jungen Burschen, vorgeneigt, eifrig ihre Karabiner bei dem ungleich flackernden Licht. Auch Gert war in die schlichte Beschäftigung ganz versunken. Sinnend betrachtete Marheine die blitzenden Augen, die luftgebräunten, kindlichen Gesichter, die jungen Stirnen . . . Ein Glas Bier und noch eines und wieder eins wurde zwischen der Arbeit aus der Kantine geholt . . . In der Frühe um fünf zog man bereits singend in den blauen Morgen, strammten sich die Muskeln — da mußten die Kehlen jetzt schon gestärkt werden . . .

Digitized by Google

Das alles kam frisch und natürlich zu Marheine und van Riche. Die Kameradschaft hatte Gert in starke, gelassene Arme aufgenommen. Und langsam versank der Schmerz, der Marheine an jenem ersten grauen Sonntag bedrückt hatte, vor diesen hellen, naturhaften Menschentönen . . .

Der Mond, heute nur eine schmale Sichel, hatte schon sein leises Spiel begonnen, als die beiden den Rückweg einschlugen. Aber es war hell genug, da die Sterne einen schier übermäßigen Glanz an dem blauen, weitausgedehnten Firmament entzündeten. In einer kleinen Seitenstraße der Allee wurde eben sacht ein Fenster geöffnet. Man hörte ein unterdrücktes Aufkreischen . . . Eine Uniform blitzte, dann blinkte ein weißer Hals . . . Man sah, wie die Frau hochgehoben wurde, dann hinunter in das hohe Gras glitt. „So — da stehst du, Katherein!" klang es in gedämpftem Ton, „nun kannst du dich heimtrollen . . ."

Der schmale, ein wenig verschlafene Mond spielte über einem blassen, gedunsenen Gesicht. Einen Augenblick darauf war das Weib in den Feldern verschwunden.

Wie das breite, weiße Gesicht in der Dunkelheit schimmerte und erlosch, zuckte schattenhaft eine Erinnerung in Frau van Riche: sie sah regelmäßige, gut geschnittene, blasse Züge unter blonden, schöngeschwungenen Brauen, eine volle Gestalt mit einem eigentümlichen Rhythmus der Bewegungen, in denen eine geheime, sinnliche Unruhe vibrierte . . . die Erscheinung, die im Untergrund immer mit ihr gegangen war — durch unzählige Träume, durch endlose schlaflose Nächte — gespenstisch, geisterhaft und doch zugleich mit schwülem, bebendem Leben erfüllt. Einen Augenblick schien sie Marheine über die dunklen Felder zu schreiten — aber nur einen Augenblick. Und zugleich fühlte sie etwas Merkwürdiges: als ob der Ekel, der heiß, immer neu erwachend, lange Jahre in ihr gebrannt hatte, nun von ihr abgeglitten sei — als ob da etwas Totes, Gleichgültiges in das Auge ihrer Seele träfe und versänke.

Sie holten fester aus. Soldaten kamen ihnen entgegen. Wanderten eilig, da die zehnte Stunde nahte, vorüber. Sie pfiffen ein Lied in die blaue Nacht. Ihre frischen, festen Schritte tönten. Van Riche und Marheine blickten ihnen nach. Sie waren feldgrau eingekleidet — vielleicht noch in diesen Tagen rückten sie aus — in einer Woche waren sie vielleicht schon an der Front — strömten ihr Blut, ihr Lebensmark aus . . .

Marheine hörte Lujos Worte: ‚Die Erde spricht', wie sich dies alles hier traumhaft ineinander wob. Und zugleich bog sich ihre Seele zusammen in ahnungsvollem Schauer. Gert — wie lange noch! Sie sah den jungen Kopf, wie er sich bei dem ungleich flackernden Licht über den Karabiner neigte . . .

Neben ihr klang der langsame, ein wenig schleppende Schritt ihres Mannes. Unwillkürlich ging ihr Blick über das sich dunkel abhebende Profil. Und ohne Worte wußte sie, daß die gleichen Schauer über ihn liefen . . .

⁂ ⁂ ⁂

Die Zeit schritt vor, und nun waren die schmalen schwebenden Blüten auf dem hügeligen Heideland schon weit und offen. Wohl lagen immer noch Schwärme von Bienen über den rotblühenden Büschen, aber dazwischen zogen sich weite, fahle Striche und Flecken. Dürres und Abgetrocknetes. Schon neigte sich der hohe Tag, neigte sich der hohe Sommer und ganz aus der Ferne winkte mit blasser Hand der braune Herbst.

Der August kam ins Land. Ein spiegelndes Licht füllte die Atmosphäre. Einmal an einem leuchtenden Sonntag fuhren sie zusammen im Wagen tief in die Heide hinein. Gert wollte ihnen die Dörfer in der Umgegend zeigen, wo er so oft gebaut hatte. Er kannte beinah jeden Fleck und vertiefte sich mit dem Vater in ein ganz fachmännisches Gespräch über die Kräfte dieses Bodens.

Wo es ganz einsam war und kein menschlicher Laut mehr klang, ließen sie den Wagen halten und stiegen aus. Groß und schlank ging Gert in seinem blauen Soldatenrock neben Marheine über die rotblühende Erde. Stolz und frei hob sich der schöne Jünglingskopf in der durchsichtig reinen Luft.

Es war etwas Unwirkliches für Marheine, wie er da neben ihr schritt. Immer

Digitized by Google

war ihr, als ob diese Gegenwart schon fast Vergangenheit sei — als hielte ihr Schmerz, ihre zitternde Angst schon die Zukunft, die zerschneidende Trennung in sich.

Ganz fern hinten in der bunten Heide sahen sie scharf einen graublauen Farbenfleck. Wie sie überrascht näherkamen, war es nichts als das geringe Kleid eines Schäferweibes, das da einsam mit ein paar kleinen, grauweißen Schafen stand. Herr van Riche wollte sie über den Weg fragen, aber sie schaute ihn stumpf mit blöden Augen an. Wie die dreie weiter schritten, sahen sie das Weib noch immer mit seinen grauweißen, sanft blökenden Schafen in seinem weitbauschenden, fahlblauen Kittel wie ausgehauen, ein stummes Bild, in der Landschaft stehen.

„Das ist ein langsames, schweres Volk hier," meinte Gert kopfschüttelnd, „auf drei Fragen bekommt man vielleicht einmal ein zugreifendes Wort."

„Vergißt du ganz, daß ich auch von dem langsamen, schweren Volk bin," rief Marheine lächelnd. Ihre Hand in Gerts langen, schlanken Fingern, ließ sie sich von ihm durch die auf- und niedersteigende, buschige rote Welt ziehen.

„Ach du, Mama! Du bist doch nicht langsam . . . Und schwer erst! Ja — aber vielleicht doch!" fügte er nach einer Weile hinzu, wie er die großen Augen auffing. „Es kommt nur nicht so nach außen, wie bei dem Menschenschlag sonst hier."

Sie hörte ihn versonnen. Ging er wirklich noch neben ihr in dem tiefblauen Soldatenrock über die rote Heide in der spiegelnd klaren Luft? Ging es wirklich noch neben ihr, ihr Glück? Oder war das alles schon ein Traum? . . .

Gert plauderte heiter mit ihnen, wie sie nun zu dem Wagen zurückkehrten und vor einem einsamen Bauernhof haltmachten.

Man setzte sich hinter dem Haus ins Gras mit dem Blick in die weite, offene Landschaft. Groß und schlank trug Gert den Tisch, auf seinem Kopf aufgestülpt, herbei. Die Stühle schwenkte er lustig in der klaren Luft.

„Es ist alles sehr gut hier," sagte er sachverständig. Er erzählte, wie sie hier gebaut, wie sie mit der Drahtgabel die Leitung durch die Baumwipfel geführt hatten. Wie sie nachher die alte Bauersfrau ‚Mutter' gerufen und ihr die Schätze der Vorratskammer entlockt hatten.

Marheine fühlte, wieviel quellendes Jugendleben jetzt von Gert kam, wieviel erdhafte Frische. Ein frohes, menschliches Mitschwingen regte sich in aller Erschütterung in ihr.

Es war schon spät geworden. Das Abendbrot mußten sie zu Hause etwas hastig nehmen. Der Mond lag breit und stark auf dem langsam sich neigenden Rasen. Marheine sah abgespannt aus, aber wie der Abschied nahte, erhob sie sich — sie wollte Gert zur Kaserne begleiten.

Van Riche blickte unruhig auf sie. „Du warst so müde, Mama," sagte Gert besorgt, „wird es dich nicht zu sehr anstrengen?"

Sie schaute ihn an. Draußen leuchtete der Mond voll. Eine große Helligkeit füllte die Luft.

„Ich möchte noch einmal mit dir über die im Mondlicht weiß schlafenden Wiesen schreiten, Gert," sprach sie leise. Sie sagte nicht: „noch dies eine Mal," aber in ihrem Ton klang es hörbar mit.

Van Riche und Gert erwiderten nichts mehr. Wer wußte, wann sie noch einmal, wenn nicht heute, mit ihm über die weiß schlafenden Wiesen, wie sie es nannte, schreiten würde . . .

Sie legte ihren Arm in den Gerts. Sicher und behutsam führte er sie. Seine vornehme Jünglingsgestalt überragte noch um ein weniges das stolze Haupt der Frau mit der blauschwarzen Flechtenkrone. Eine breite, weiße Lichtfülle lag rings über den Fluren. Marheine atmete tief. „Hier ist es schön."

Sie sahen ihn noch, wie er an der eisernen Pforte grüßend die Hand hob . . . Dann verhallten seine Schritte in dem Kasernenhof, und ferner und ferner auf der mondbeschienenen Fläche entschwand die schlanke Gestalt. Sehr stumm traten van Riche und Marheine den Rückweg an.

In der Nacht aber, wie Marheine schlaflos lag nach diesem Tage, der ihr fast, da er noch war, wie ein Traum erschienen, kam die ganze Schwere, das Schicksalhafte ihres Erlebens zu ihr. Daß Gert, daß er ihr genommen werden könnte, hatte sie nie in früheren Zeiten in ihr Denken gezogen.

Digitized by Google

Hier lag ja ihr Leben ... Und sie weinte ganz dumpf und schwer.

Über die einsame Straße heulte ein Hund ... Mit einemmal sah sie sich als kleines Mädchen an der Hand ihrer Mutter, die sie so früh verloren hatte, langsam und fröhlich, ein Kränzchen blauer Kornblumen in dem schwarzen Haar, über helle, pfingsttägliche Felder schreiten. Ein weißes, frohes Licht füllte die Luft. Aus der Ferne kamen aus stillen, feierlichen Straßen Glockentöne ...

Marheine bewegte unruhig fragend den Kopf. Warum kam diese Erinnerung nur jetzt? Es war doch nicht das, wonach sie sich mit einem namenlosen Heimweh sehnte. Dann aber wußte sie, was dies Bild zu ihr führte: so — so heiter — voll weißen, friedvollen Glückes waren die Jahre mit Gert gewesen. Jedes dieser Jahre war ein Fest — jedes hatte gewiß sein besonderes Gesicht gehabt — aber jedes einzelne war ihrer Seele ein Sonntag gewesen ... Sie sah das kleine flaumige Kind auf ihrem Schoß, sie selbst noch jung und hell — dann riß der Faden ... Mit diesem flaumigen Kind war eine andere Marheine verbunden gewesen — Aber dann der frische Bub in der leichten Bluse mit dem schlanken Rücken und dem kurzgeschorenen Kopf — wie er sie fest an der Hand hielt! Ja — *er* war die Macht gewesen, die sie im Leben gehalten hatte ... Und nun schaute sie ihn größer und älter. Die helle Bluse, die kurzen Hosen waren seiner männlichen Reife gefallen. Aber der edel geformte Kopf war geblieben. Und unverändert war er in seiner Innigkeit zu den Eltern — ohne jedes Wissen des Schicksals, das über diesen beherrschten Menschen hing — voll des seligen Empfindens, eins und glücklich mit ihnen zu sein. Ohne zu grübeln und immer sicher, daß die Eltern, wie er, mit Frieden und Freudigkeit im Leben ständen. Und sie *hatten* Frieden, wenn er sie mit seinen strahlenden Augen anblickte ...

Wieder kam das weiße Licht von den pfingstlichen Feldern, der Glockenton aus den stillen Straßen ... Ob es je noch einmal so werden könnte — so voll frohem Frieden, voll feiertäglichem Kinderglück?

Die stolze, feste Frau drückte den Kopf tief in die Kissen und weinte — ein namenloses Heimweh nach der weißen, stillen Landschaft flüsterte in ihre Träume ...

Am folgenden Morgen war van Riche schon vor seiner Frau am Frühstückstisch gewesen. Er las noch in der Zeitung, wie Marheine in ihrem leichten, gelben Zephirkleid geräuschlos eintrat. Vor van Riche lagen Briefe — einer, den er nicht in den Umschlag geschoben hatte und von Zeit zu Zeit immer wieder überflog ... Er mußte eine Nachricht erhalten haben.

Nach einer Weile sagte er in gedämpftem Tone: „Ich denke, Marheine, wir suchen in den nächsten Tagen mit Gert noch einmal in Ruhe über alles zu sprechen.“ Und noch gedämpfter fügte er hinzu: „Gaffling schreibt mir heute, daß sie wahrscheinlich in zehn Tagen hinausziehen.“

Er war aufgestanden und ans Fenster getreten. Draußen reckte sich die Morgensonne über dem hellen Rasen. Marheine sah, wie Horst den Kopf gegen die Scheiben drückte. Nach einer Weile hörte sie ihn leise, heiß, stoßweise sprechen: „Mein Junge — mein Bub ...“

Es klang so erschütternd, daß Marheine aus ihrer schweren Dumpfheit aufschreckte. Aber Horst hatte sich schon abgewandt und war mit dem langsamen, ein wenig schleppenden Schritt hinausgegangen.

‚Mein Junge — mein Bub ...‘ In seiner abgrundweiten Schwermut trieb der Ton sich traumhaft weiter in Marheine. Trieb tiefer noch in ihrer Seele Gründen, als die schicksalhaften Worte, daß sie in zehn Tagen hinauszögen ... Eine dunkle, beklommene Frage senkte sich: Ob sie vergessen, daß es nicht nur *ihr* Kind sei, das da auszöge ... Wohin sie ihre müden, schweren Schritte wandte, erklang zu ihr aus den eigenen Tiefen: ‚Mein Junge — mein Bub!‘ Ja — es war sein Kind ... Auf dem kleinen Sesselchen, das seine Sorge ihr erbaute, hatte sie es in ihrem Schoß getragen — dies Kind — von ihm empfangen ... Von ihm empfangen! Und sie wußte, was es ihm geworden war, dies Kind, dieser Jüngling, der nun von ihnen ging ...

Aus dem glühenden Schmerz des Mannes schlug sich eine Brücke zu einer fernen, weiten Vergangenheit. Zu blauen Nächten, da sein Arm leis um ihre jungen Schultern gelegen hatte ... Und es ging heute von ihnen,

Digitized by Google

Bootsvermieter am Osterdeich in Bremen. Gemälde von Heinz Baden

Digitized by Google

Digitized by Google

dies Kind — von ihm — von ihr ... Sie wußte in dieser Stunde kaum, was sie mehr schmerzte. Obwohl doch ihr einziges Gut sie verließ und sie beraubt in eine freudenlose Ferne starrte — Vögel der Angst, Vögel der Verzweiflung über ihrem schutzlosen Haupt ...

Am Mittag hatte Horst erwähnt, daß er für eine Stunde zu dem Bergwerk fahren müsse. Marheine beabsichtigte schon seit langem, es anzusehen, aber er war erstaunt, als sie erklärte, dies Mal mitfahren zu wollen. Gerade heute? Er warf einen betroffenen Blick auf sie. Doch Marheine fühlte, daß sein Gram ihn zu sehr band, um die Gedanken recht zu anderem ziehen zu lassen.

Er mochte den ganzen Vormittag das Künftige, das Nahe in sich gewälzt haben. Denn als sie in dem Eisenbahnzug saßen, lehnte er sich nach kurzer Zeit erschöpft zurück und schlummerte ein. Marheines Augen aber gingen bald von der alten Dame in dem schwarzseidenen Umhang, die ihr gegenüber mit verkrümmten Fingern immer aufs neue die Silberstücke in ihrer perlgestickten Börse ordnete und zählte, zu der sonnigen Landschaft draußen — gingen weiter, immer weiter bis zu der dünnen Linie, wo Himmel und Erde ineinanderstachen ...

Tränen schossen heiß in ihre Augen. ‚Wie muß ich euch jetzt lieben, euch wogende, goldene Getreidefelder — euch halmige Wiesen — denn für euch gab ich meines Blutes edelsten Saft als Pfand ...' ‚Ja,' klang es leise weiter in ihr, ‚hier sollen im lauen Abendwind deutsche Lieder durch die Luft klingen — deutsche Weihnacht soll hier gefeiert werden — dafür lasse ich mein Kind auf die rauhe, harte, bald schon winterliche Erde ziehen ...'

Als ihr feuchter Blick zurückschweifte, traf er ihren Mann, wie er schlummernd da ruhte. Der Kopf hielt sie fest. Zum erstenmal nach vielen Jahren zog dieses Gesicht sie wieder in seine Wege. Wärme und Feuer schlugen ihr entgegen. Nichts in diesen Zügen band ein dumpf Triebhaftes, aber ein heißes und starkes Leben pochte spürbar. Doch zugleich drang etwas Brütendes zu ihr, ein stummer Schmerz, dessen Finsternis auch der Schlaf nicht zu lösen vermochte. Als ob ein alter und ein neuer Gram sich in geheimen Linien da ineinanderschlängen ... Tief eingegrabene Furchen in der düsteren Stirn und leise zuckende Linien um den warmen Mund.

Mit einem geheimen Schrei faßte dieser wortlose Kummer an Marheines Seele, rührte ganz nackt an sie wie ein Stück ihrer eigenen Haut.

Jetzt bewegte sich Horst im Schlaf — ein weiches Atmen kam über die vollen Lippen ...

Marheine wandte sich hastig. Tief bohrte sie den Blick in die leuchtenden Wiesen. Warum empfand ihre Seele jetzt in weicher Bereitschaft eine Nähe, da die jähen und dunklen Töne dieser Natur sie doch einst in tiefe Fremdheit gescheucht hatten? Mit welchem Recht durchspürte sie seine verborgenen Schmerzensgänge? Wenn er erwacht wäre unter ihrem Blick!

Als ob die alte weißhaarige Dame, die da immer noch eigensinnig ihre Geldstücke in der kleinen, perlgestickten Börse ordnete, sie mit forschenden Gedanken beobachtet hätte, heftete Marheine das Auge reglos, starr in die Landschaft. Nichts als das abgewandte stolze Profil sah Horst, wie er sich nach einer Weile schlaftrunken aufrichtete. Schwer sank in der grellen Sonnenhelle die breite Last der nahenden Tage wieder auf ihn.

Bei ihrer Rückfahrt hatte sich der Himmel dicht umzogen. In der Nacht ging ein Unwetter nieder. Wolkenbruchartige Regengüsse peitschten über die alten Kastanien am Wall. Der Sturm sang ein wüstes und unheimliches Lied. Marheine fühlte Gert schon in nassen Erdwällen draußen, spürte ein Frösteln unter durchwühlenden Regenschauern ... Aber wie dann ein unruhiger Halbschlummer sie betäubte, umfloß sie plötzlich nur noch die Vision einer riesenhaften dunklen Flut, an deren beiden öden Ufern, durch die finstern Wogen wie durch eine Weltweite geschieden, sie und Horst standen ...

Wie sie erwachte, wich immer noch diese Vorstellung der riesenhaften schwarzen Wasser mit ihrer endlosen Verlassenheit nicht von ihr. Ganz überrascht sah sie da und dort Fetzen blaßblauen Himmels schimmern. Der Sturm hatte die schweren Wolkenballen vertrieben. Die Luft hatte sich beruhigt. Langsam mit einem tiefen Auf-

Digitized by Google

seufzen fand Marheine sich zurück... Gert! Nun waren es nur noch Tage ...

Am Abend wollte er zu ihnen kommen, und sie sammelte all ihre Fassung. Wie ein stärkendes Kräutlein, das in aller Unscheinbarkeit würzig und heilsam zu uns atmet, empfand sie die Nähe des Vetters, als er am Nachmittag bei ihr eintrat. Horst hatte ihm gewiß schon in der Frühe mitgeteilt, daß die Stunden jetzt gezählt seien...

Marheine führte den Vetter in die zierliche Vorhalle und hüllte die Schultern in einen leichten Mantel von leuchtendem Violett, wie sie es zu tragen liebte und wie es dem stolzen Reiz ihrer Erscheinung so gut eignete. In der Ferne funkelte über den Gärten grünfarbig, von unzähligen Tropfen betaut, das schimmernde Domdach. Doch sein grüngleißendes Schillern zwang sich nicht mehr wie früher unheilschwanger mit erschreckender Schärfe in Marheines Augen.

„Hier, Lujo, wollen wir sitzen." Sie schob zwei bequeme Korbsessel heran. „Dort draußen" — sie wies in den Garten — „sind noch die feuchten Spuren des Unwetters, das mich die Nacht so sehr ängstigte ..." Sie deckte die Hand über die Augen. „Gert! ..."

Er nickte langsam. „Du erblicktest ihn schon draußen, wie du in der Finsternis lagst und es tobte und wütete ... Aber, sieh, der Sturm, der durch die Weiten, um die Kronen der Bäume peitschte, hat die Wolken verjagt ..." Er schaute zu dem Himmel, wo nur ein paar weiße Streifen noch trieben ... „Marheine, es war doch die Sonne, die hinter dem allen standhaft winkte ..."

Er sah die Tränen an ihren Wimpern. „Liebe, ich fühle das besser als du — es ist auch dir die Sonne ... Glaube mir," fuhr er gedämpft fort, „ich weiß gut um die Welt und auch um dich Bescheid. Du wirst vielleicht sagen: ‚was spürt das schale Wasser vom Wein, die Fledermaus von der Rose, der Nachtigall!' Aber gerade so ein kleines, stummes Wasser" — seine faltige Hand zeigte auf eine der großen Pfützen, in denen des Himmels frohes Blau sich malte — „spiegelt alle Farben der Welt. Und ob die Erde lächelt und Rosen in den blauen Himmel blühen, oder ob graue Wolken unwirtlich eine fröstelnde Bangigkeit in den gedrückten Sinn des Menschen tragen — so ein stilles, geduldiges Wasserbecken fängt dies alles auf ..."

„Gewiß, Marheine," sprach er noch leiser weiter, „wer wollte das Entsetzliche in dem allen leugnen! Aber wahr ist doch, daß wir der wilden Urkraft der Erde leibhaftig wieder ins Angesicht sahen und daß wir selbst an diesem gewaltigen Antlitz mit seinen einfachen, großen Linien gewachsen sind."

Sie blickte nachdenkend zu ihm auf.

„Rings um uns ist umgepflügter Boden." Seine Stimme klang fast andächtig. „Das Kleine sinkt — das Große hebt das Haupt bei diesem Weltbeben. Und auch du, Marheine, scheinst mir oft eine andere — eine größere als vielleicht noch vor Wochen. Und ich glaube fast, wenn du dich ganz zusammenfassest, du läßt auch als eine andere, als du es früher gewesen bist, dein Kind hinausziehen."

Marheine schaute ihn lange an. Ein sinnendes Suchen war in ihren Augen. Dann zog langsam ein geheimnisvolles Lächeln, aus Schwermut und Ahnen rätselhaft gemischt, über die schönen Züge. Der Kopf mit der blauschwarzen Flechtenkrone hob sich höher. „Vielleicht hast du recht, du Weiser, der du uns in die eigenen Schachte hineinleuchtest. Und sollte ich nicht versuchen, deine Weisheit zu fühlen? ..." Sie stand auf und drückte bewegt seine Hand. „Wie es auch sei — habe Dank für all deine erhellende Güte! Sollte man nicht fast wünschen, eine der stillen Wasserpfützen zu sein, wenn sie wirklich so herrlich das Wesen und die Kraft der Welt in sich sammeln?"

Es war draußen dunkel geworden. Nur ein paar heimliche Laute kamen aus dem dichten Park. Der Abendtisch war gedeckt. Marheine stellte zwei hohe Wachskerzen in mächtigen silbernen Leuchtern auf. Dazwischen einen Strauß glutvoller Rosen.

„Wir wollen noch einmal mit Gert festlich zusammen sein. Festlich und mit jener Kraft, wie du sie in mir fühlen willst, Vetter!"

Wenige Tage später zog Gert hinaus. Noch einmal sahen sie ihn, mit den Blumen am Helm, singend mit seinem Trupp an ihnen vorüberziehen, sahen ihn schlank und fein unter den gröberen, massiveren Genossen.

Digitized by Google

Als in der Ferne der letzte graue Dämmer des Eisenbahnzuges in der warmen, vollen Luft des reifen Augusttages entschwand, spürte Marheine, wie sie zurücktrat, immer noch den strahlenden Glanz dieser jungen Augen. Nur dieses Strahlen blieb in strömender Stärke in ihr — als sei ein Stern knisternd neben ihr zerstoben, dessen funkelnder Glanz noch in ihren Augen sprühte ...

Ganz betäubt wandte sie sich um.

Es war kein Schmerz, kein Gefühl eines Abschiedes in ihr. Abschied? Hatte sie nicht seit vielen Monaten unzählige Male in ungesprochenen Stunden voll namenloser Ergriffenheit von diesem geliebten Haupt, dieser zärtlich umglittenen Gestalt Abschied genommen? Abschied? Hatte man noch besessen, was man in jeder wachen und Traumesminute schon hingegeben hatte mit dem trennenden Ewigkeitsmal in der zerschlagenen Seele?

Aber plötzlich, wie sie sich zurückbog, um langsam den Heimweg anzutreten, zuckte sie zusammen. Was in ihr selbst schon wie in Stein gehauen schicksalhaft ruhte, schlug ihr in atmendem Leben aus dem schmerzzerwühlten Gesicht neben ihr entgegen. Unmittelbarer, ungebändigt in dieser jäheren, glühenden Natur — ein ungeheurer, nackter Gram ...

Ihr graute, in diese Augen zu sehen — den Schmerz in diesen Zügen, von dieser Stirn zu lesen ...

Entlastend fast fühlte sie, daß Horst den Tag zu dem Bergwerk fahren mußte und erst spät in der Nacht heimkehrte. Schon im Laufe der Woche hatte er drängende Arbeit in seinem Wahlbezirk, und es war seit langem besprochen, daß Marheine dann nach Berlin zurückkehre.

Doch wie Marheine sich abends niederlegte, kam der Gram aus diesen Augen, von dieser Stirn wie ein versteckter Begleiter zu ihr. Aber nach den Tagen und Wochen einer tiefen, gebundenen Erregung sank sie dann voll körperlicher Ermattung in einen schweren Schlaf.

Gegen fünf Uhr in der Frühe erwachte sie. Von draußen drang gegen ihre noch halb gesenkten Lider ein rötlicher Dämmerschein wie von fernen Feuerbränden.

Marheine richtete sich auf. Der ganze West erglühte im Widerschein der aufgehenden Sonne. Rotdurchflammte Wolkenballen schwebten über den weiten Feldern, glitten in feurige Lohe gehüllt durch die unermeßliche, wie noch unberührte Weite des Himmels. Morgenrot ...

Plötzlich, traumhaft, wie aus verschütteten Schachten des Erinnerns tönte es in Marheine: ‚... leuchtest mir zum frühen Tod — bald wird die Trompete blasen ... Morgenrot — Morgenrot ...‘

Sie sprang auf. Wie oft hatte sie achtlos wie ein altes Dudelsacklied die Worte gesprochen! Jetzt war Leben in ihnen erwacht ... Sie sah die Sonne aufgehen draußen über den weiten Feldern — den Fluren des Todes und der Vernichtung, zu denen auch er in rasendem Lauf schon strebte ... Der Atemstoß des furchtbaren Geschehens in den Weiten fuhr betäubend zu ihr.

Schweren Atems starrte sie in die purpurnen Wogen auf dem tiefen, seengleichen Himmelsgrunde. ‚Morgenrot — Morgenrot — bald muß ich mein Leben lassen ...‘ Wollte das Lied, wollten die Worte sie sprengen?

Bebend glitt sie in die Morgenschuhe, warf achtlos den leuchtenden Mantel über. Wie gepeitscht wanderte sie durch das weite, stille Haus. Schwer und nächtig floß das lange Haar hinab. Zu dem Balkon vorne am Wall, wo sie Gert zum letztenmal in seinem alten Kindergang gesehen hatte, ehe er zur Kaserne ging, schritt sie. Lange stand sie dort — jede Linie, jede Kontur, die sich in ihre Augen gepreßt, hob sich wieder ...

Endlich zog sich auch über das dunkle Blätterdach der Kastanien langsam der leise rötliche Schimmer ...

Wie Marheine sich in das Zimmer zurückwandte, sah sie im Rahmen der Tür eine Gestalt. Horst! Hatte auch ihn die tötende Kraft dieses Morgens emporgetrieben? Oder hatte er die tiefe Not ihres ruhelosen Schrittes erspürt?

„Marheine!“ In der blauen, warmen Frühluft, halb Nacht noch, halb schon Morgen, standen sie einander gegenüber ...

Sie sah die bewegte Stirn, sah die atmende Weichheit in seinen Zügen ...

„Marheine ...“ In der tiefen Morgenstille zitterte es zu ihr ...

Und plötzlich hatten ihre Hände seine Hand gefaßt, senkten sich ihre Lippen in

Digitized by Google

bebender Buße tief zu ihm. In dem roten Dämmer des Frühlichts hielt er sie in seinen Armen.

⁂ ⁂ ⁂

Ein ganz heller, reiner Morgen dämmerte auf. In blaßblauer Luft stieg die Sonne langsam empor. Alles war wie vergüldet. Mauern, Häuser, Sträucher. Alles war golden umsäumt. In der zarten Bläue lag der kleine Ort in der weiten Ebene. Ein Duft war über dem Wall — wie Frühling war es fast. Mitten in dem Städtchen stand ein Trupp Telegraphisten und versuchte, den Draht aus dem hellen Laub einer weißstämmigen Birke zu entwirren.

Nun hob sich die Sonne höher und höher. Sie prangte über der buntblühenden Heide. Sie erzählte vom Künftigen, vom Erwachen.

In einem der einbuschenden Parks aber saß Marheine, die Hände ineinandergeschlungen, wie in stillem Gebet. Ihr war, als könne sie den Kopf an die Erde lehnen und horchen, und diese Erde erzählte ihr Geheimnis: hart und trocken würde sie werden, brüchig vor Frost — Sturm würde über sie hinschüttern und Blut, Menschenblut in sie dringen ... Aber dann wird ein Tag kommen, ein reifer Tag, da diese Erde aufseufzt in einem langen, schluchzenden Sehnsuchtsseufzen und in die Arme der Erfüllung gleitet ...

Und Marheine sah visionenhaft mit der bildhaften Kraft sicherer Prophetie einen jungen, schlanken Soldaten über diesen durchschütterten Boden schreiten — schreiten in einem Zug von Genossen mit langsamem und doch festem Schritt ... Sie sah ihn auf zwei Menschen zutreten — nun wieder seine Eltern wie einst, da ein flaumiges, nur halb gestaltetes Etwas auf dem kleinen Thronsessel in hegendem Mutterschoß geborgen ruhte ...

Aus unserer Studienmappe:

Mädchenkopf. Zeichnung von Hans Volkert

Digitized by Google

Befreite Sklaven

Ballade von Albert Geiger

Hoch gewachsene starre Felsengipfel.
In dem Nachtwind brausend Zederwipfel.
Tief das Meer mit dunkeln Buchten schäumend.
Still und hehr die Welt zum Tage träumend.
Geier, die auf Opfer kreisend lauern.
Wölfe, die der Beute Witterung lockt.
Und die still zum Sprunge kauern.
Und im tiefsten Dunkeln
schwaches Lichterfunkeln.
Eine Schar, die eng zusammenhockt:
Sklaven.
Die sich flüchtend trafen.
Denen Schlaf und Angst den Atem stockt.
Sklaven!

Aus der Hauptstadt Mauern losgebrochen.
Aus der Knechtschaft Löchern stumm gekrochen:
Rasten sie von ihres Fliehens Eile
in der Schlucht hier kurzen Schlummers Weile.
Nervige Väter halten grimmdurchdrungen
ihre schmachgenährten armen Jungen.
Und an weher Mütter Brüste hangen
zarterblühter Mädchen weiche Wangen.
Alle
folgten sie des Führers Mahnungsschalle.
Der sie aus der Knechtschaft engem Haus,
Wahn und Graus,
rief in's Land der Freiheit stark hinaus:
„Wollt ihr ewig dienen, dämmern, schlafen?
Werdet frei, ihr!
Sklaven!"

Digitized by Google

Manchmal schütteln sie im Traum die Ketten.
Murmeln lallend:
„Flüchten! Rennen! Retten!" –
In des Zirkus hochgetürmten Bogen
seh'n sie schauerliche Bahn gezogen.
Grause Bestien, wo das Aug' gewendet.
Menschen. Tiere. Die der Blutdurst blendet.
Und ihr armes scheues Leben
diesen Bestien preisgegeben.
Bis des Cäsars Angesicht
steinern steht im Abendlicht.
Und sein Arm des Mordens Ende winkt.
Bis versinkt
in des Schweigens fahlen Dunst
der Arena Blut und Brunst:
Welke – blühende Menschenleiber.
Bluterstarrte Männer, Weiber.
Kinder, kaum dem Traum entrüttelt,
von des Todes Hand geschüttelt.
Alle, die als Opfer schlafen.
Die der Herren Räder trafen:
Sklaven!

Doch zerreißend ihre Bande
stoben jäh sie in die Lande.
Und beim Rütteln an den Gittern
sah man bang die Hauptstadt zittern.
Denn es schwoll der Strom der Knechte,
die sich heischten Freiheitsrechte.
Schon begann der Tag zu grüßen,
der das Eisen löst den Füßen.
Der die Sklaven macht zu Fürsten,
die nach Herrenherzblut dürsten.
Die in grimmigem Gedenken
langer Qual,
scharf den Stahl
in der Peiniger Brüste senken.
Die in Flammen, Qualm und Qual
löschen ihrer Knechtschaft Mal.

Digitized by Google

Tief im Staub,
jauchzender Verachtung Raub:
Seh'n die Herrn zu ihren Füßen,
sie als Sklaven nun zu grüßen:
Sie, die Herrn,
als Sklaven!

Wehe! Nichts! Die Nacht sank nieder.
Stumm der Siegeshoffnung Lieder.
Dahin, dorthin, fluchtzersprengt,
Sklavenschar an Schar sich drängt.
Knäuelt sich in finstern Schluchten.
Suchen wimmernd öde Buchten.
Stumm geballt,
angstverzerrt Antlitz, Gestalt:
kauern sie. Lauern sie. Schauern sie:
Ob der Herr zurück nicht kehrt.
Und aus seines Schwertes Scheide
seines Messers Schneide
über sie wie Blitz hinfährt.
Über sie die Sklaven.
Die auf's Neue:
Sklaven!

Horch!
Durch Morgenlüfte schwimmen
hört man ferner Hörner Stimmen.
Und im Dämmer rieselt nieder
Feuer durch der Felsen Glieder.
Und wie Glut um Glut erschwillt,
wild ein Schrei durch's Dämmern schrillt:
„Auf! Ihr Knechte!
Spürt des Herrn geballte Rechte!
Spürt die Fessel, spürt die Stricke!
Beugt euch krümmend unserm Blicke!
Daß ihr unsre Stadt umwittert,
Daß das Land vor euch gezittert:
Krummen Knie's mit blutigen Füßen,
wundgepeitscht sollt ihr es büßen.

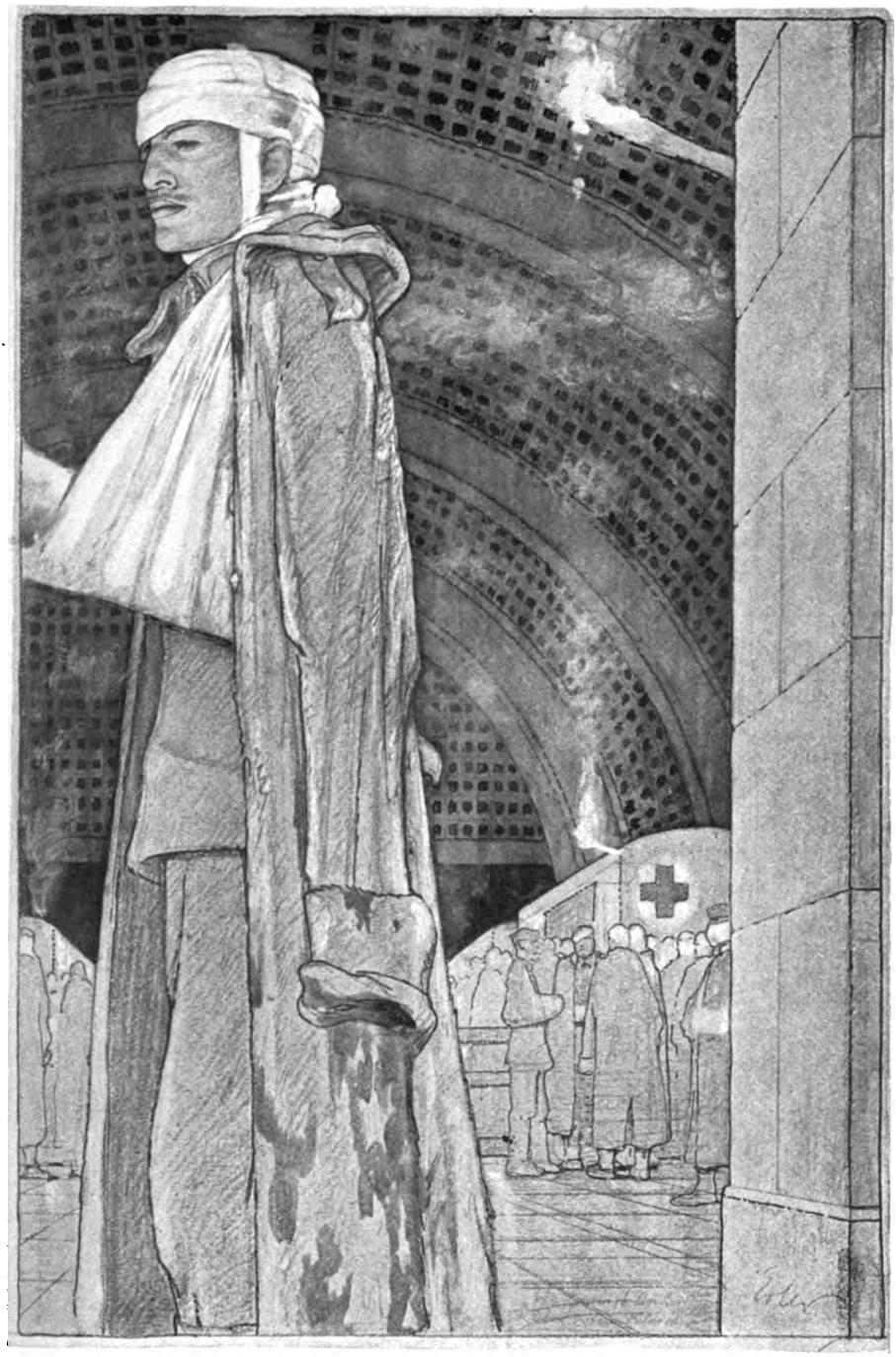
Digitized by Google

Sollt das Haupt zur Erde ſchlagen.
Schrein nach den vergangenen Tagen!
Wenn ihr fühlt:
wie fühllos ſtrafen
Herrn die Sklaven.
Ihre frechgewordenen
Sklaven!"

❖❖❖

Aber ſteil auf Klippenhelle,
unter ſich des Morgens Welle.
Hoch der Sterne blaſſes Flimmern.
In der Augen trunknem Saugen
ſchon der Sonne rötlich Schimmern.
Bruſt an Bruſt gedrängt, gedrückt.
Stählern Blick in Blick gezückt:
Steht in Einſamkeit ein Paar.
Das vereint entronnen war,
das ſich über Blut und Wunden
kämpfend ſeinen Weg gefunden.
Lachend grüßen ſie das Ende.
Lachend ſchlingen ſie die Hände.
Spähen flüchtig tief zum Dunkeln,
wo der Häſcher Waffen funkeln.
Wo in Angſt und Mord gedrängt
jammernd ſich die Menge zwängt.
Losgelöſt von allem Qualm.
Frei wie Welle, Luft und Halm.
Sonder Hoffnung. Wünſcheleer.
Einem Wunſche nur gegeben,
doch vom Leben
aller ſüßen Wünſche ſchwer:
Löſen ſie der Adern Schlagen.
Stolz ihr Blut ins Licht zu tragen.
Und wie es nun roſig quillt,
aus den Adern überſchwillt:
Miſchen ſie ihr heißes Blut
der erwachten Sonne Glut:
Freigewordene Sklaven!

Digitized by Google



Wo kommst du her in dem roten Kleid?
Zeichnung von Prof. Fritz Erler

Digitized by Google

Fritz Erler und Ferdinand Spiegel als Kriegsmaler

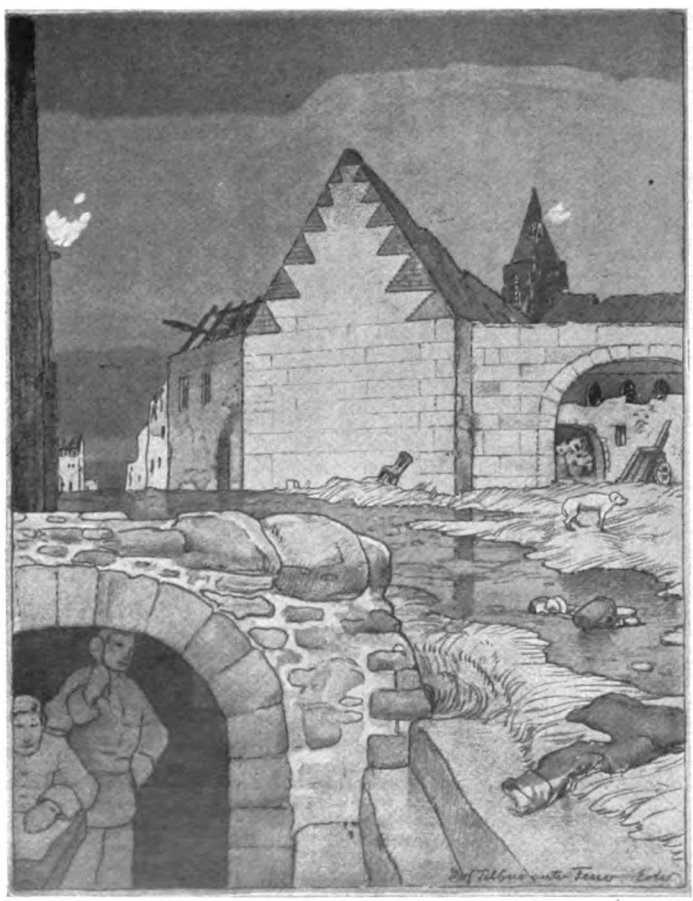
Von Josef Ponten

zurzeit kriegsfreiw. Kraftfahrer-Unteroffizier, türkischer Kriegsschauplatz

Mit elf Bildern aus dem Mappenwerk „1914/1915. Von Fritz Erler und Ferdinand Spiegel“ (Verlag der Vereinigten Kunstinstitute A.-G. vorm Otto Troitzsch, Berlin-Schöneberg)

Fritz Erler und Ferdinand Spiegel waren Ende 1914 als Kriegsmaler bei der Armee des bayerischen Kronprinzen in Flandern, Erler im Sommer 1915 bei der des deutschen Kronprinzen vor Verdun; dann bei der deutschen Südarmee in Galizien. Der Schreiber dieser Zeilen war in Frankreich und in Galizien längere Zeit mit Fritz Erler zusammen.

Kriegsmalen ist zunächst natürlich Stoffsammeln. Eindrücke aus der Natur, vermischt mit Stimmungen des eigenen Wesens vor der Natur, sammelt ja immer der Künstler, und das Niederschreiben oder Gestaltwerdenlassen des Künstlerischen ist Ordnen und Klären des erinnerten und erlebten Stoffes. In der Kriegsmalerei — und überhaupt aller sich mit dem Kriege befassenden Kunst — aber mehr als sonst. Denn sonst wird im alltäglichen Leben oft zufällig der Stoff gesammelt, und während des künstlerischen Reifens tauchen manchmal die entlegensten einmal gesehenen Dinge am Spiegel des Teiches der Vergessenheit auf und gliedern sich dem Werdenden ein. Jetzt aber gilt es einen neuen Stoff, ein unerhörtes Erleben. Da wird die Neugierde oft mehr gereizt als der Formensinn, die Eitelkeit des dem Feuer und überhaupt der Unbill des Feldzuges trotzenden Künstlers mehr als der in seiner Persönlichkeit fleischgewordene Formenwille — kurz, Kriegsmalen kann zunächst eine Gefahr für den Künstler werden.



Dorf Telhus unter Feuer. Zeichnung von Prof. Fritz Erler

Daß viele Künstler dieser Gefahr erlegen sind, wird jeden ein Gang durch die sich mehrenden Ausstellungen von Kriegsbildern und ein Blick in die illustrierten Zeitschriften lehren. Das Verwirrende des Stoffes darf nicht in das Kunstwerk übergehen, der Geist des Künstlers muß wie ein beherrschender Gott über den Wassern des Chaos der Naturfülle schweben.

Es kommt nicht darauf an, tausend und ein neue Dinge und Geschehnisse vom Kriege dem Laien zu erzählen, sondern lieber ein altes, meinetwegen unmodernes oder ganz unzeitliches Geschehnis tausend und einmal stärker zu berichten,

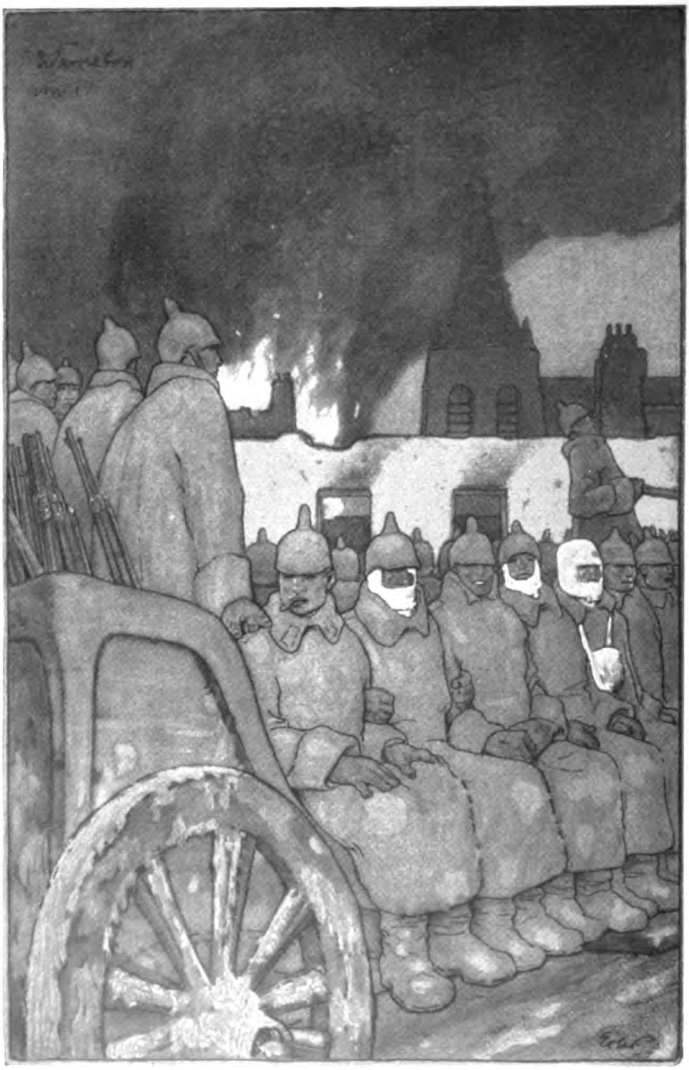
Digitized by Google

Abendſegen in Herlies
Zeichnung von Prof. Fritz Erler

Digitized by Google

als der Laie es zu empfinden vermag. So hämmert es sich in den Schauenden ein und wird unverlierbarer Besitz der Seele. So wirken heute noch Kampfbilder auf assyrischen Tempeln, in ägyptischen Gräbern, auf griechischen Vasen oder italienischen Zeichnungen zeitgemäß, weil ewig, während noch so zeitgemäße und moderne Bilder nach einer Woche schon in der Fülle des sich drängenden Neuen veraltet, weil zufällig, erscheinen können.

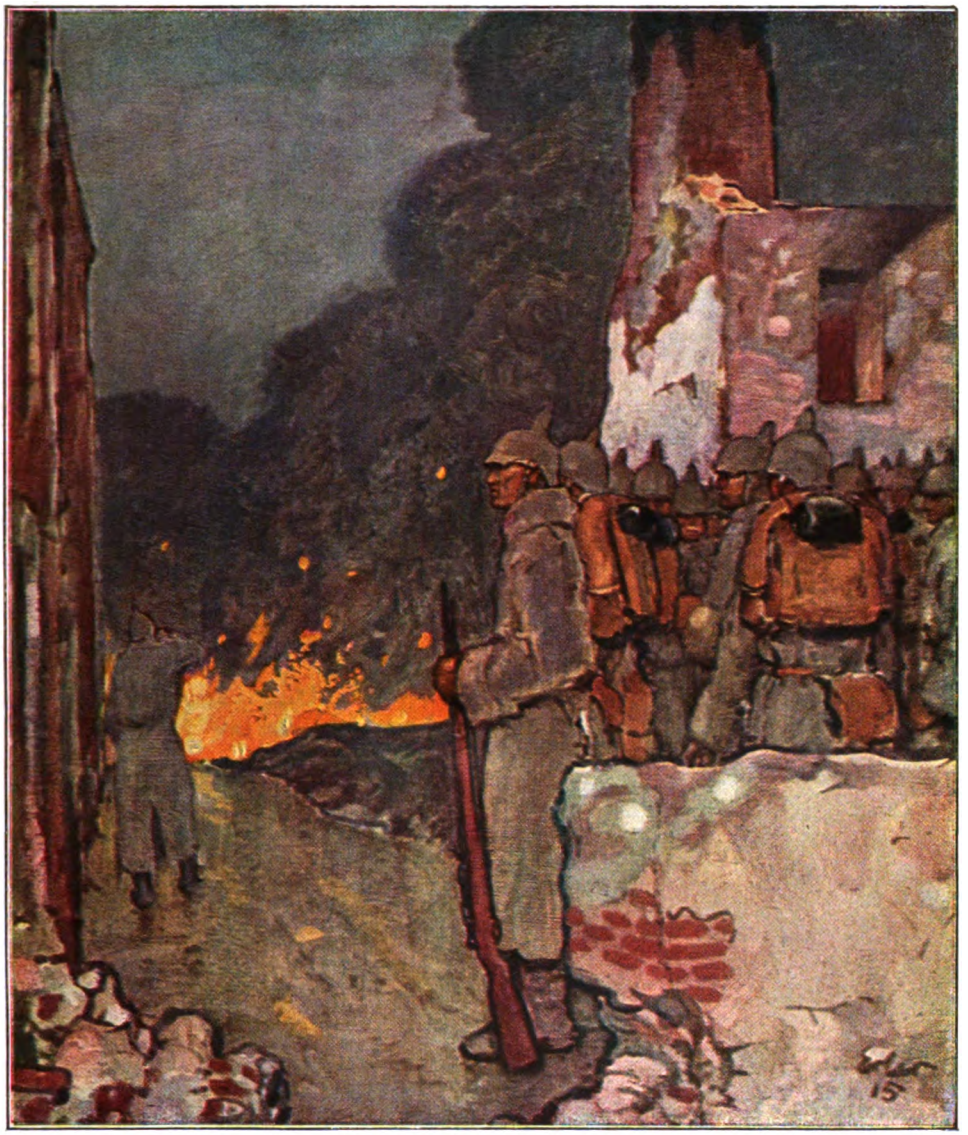
Es droht die Gefahr, daß der Krieg, wie er ein Rückfall in überwunden Geglaubtes sein mag, auch die Kunst in überlebte Formen zurückwerfen wird. Um so mehr, als der moderne, von Volksheeren geführte Krieg naturgemäß den Einfluß des Volkstümlichen stärken wird. Ja wenn das Volkstümliche wie in den Zeiten großen Stiles das Stilistisch-Große der Tempelwand, der Kirchendecke bedeutete! Nichts lieber! Aber in unserem Zeitalter der Maschine, der Naturbeherrschung, der Volksschule, der — Photographie muß die Kunst vor dem Schicksal behütet werden, auf die Bildungs„höhe" des gemeinen Mannes hinabzusinken. Daß niemand mich mißverstehe und das Volkstümliche mißverstanden glaube! Aber der Gebildete von heute mißversteht das Volkstümliche. Das dem Volke Eigentümliche war, daß das Volk hinaufpilgerte zu der aristokratischen Höhe, auf der die Kunst von jeher wandelte und wo sie Eigentum des Volkes wurde, nicht sie zu sich in die Niederungen des Geschmackes von jedermann, der „Bildung" herabzog. Volkstum ist nicht der Nullpunkt, sondern der Siedepunkt völkischen Empfindens.



Ablösung. Zeichnung von Prof. Fritz Erler

Wie schrecklich wäre es, wenn nach diesem Kriege wieder Anschläge auf die Wände der Rathaussäle und Zeughaushallen drohten, wie sie nach 1870 verübt worden sind! Wie falsch und erlogen wirkt all das „Historisch-Echte", wie kraftlos und kurzatmig das „Geschichtlich-Dramatische"! Vom Stoffe her drohen Betörungen des Geistes; aber der geheimnisvolle künstlerische Sinn in uns läßt sich nicht durch die Kostümechtheit und die Naturwahrheit betrügen. Wenn nackte Männer bei Michelangelo kämpfen, empfindet er das als echt, weil der Kampf und seine Größe in Michelangelo waren, und empfindet manche Schilderung des Sturmes des Regiments soundso mit bildhaften Persönlichkeiten und örtlichen Geländestudien, mag der Künstler selbst am Sturme teilgenommen haben, als unecht, wenn der Künstler nur aus der Breite der Natur statt aus der Tiefe seiner Seele geschaffen hat. Man könnte die Sache zuspitzen und sagen: die Sarazenenschlacht Alfred Rethels im

Digitized by Google



In Reserveſtellung vor Ypern

Gemälde von Prof. Fritz Erler

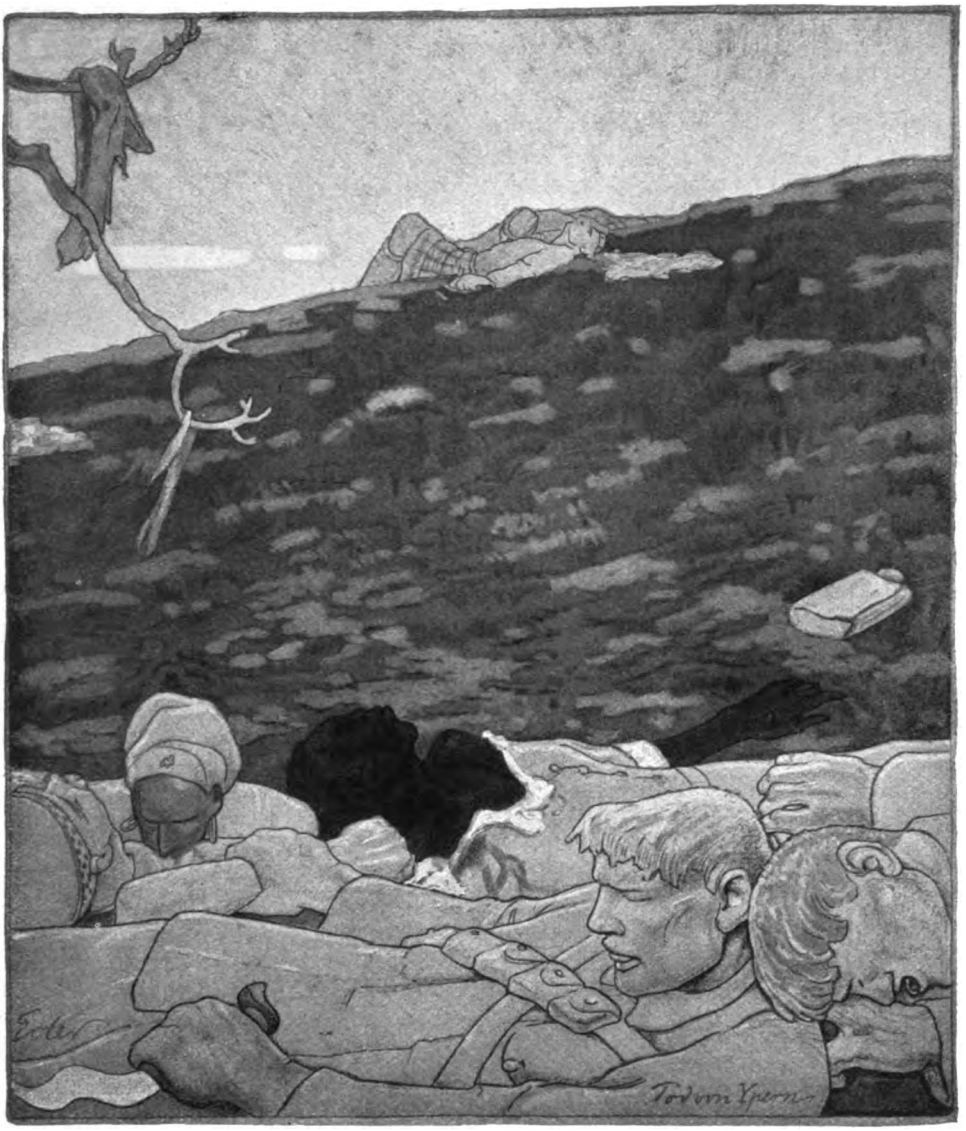
Verlag der Vereinigung der Kunſtfreunde Ad. O. Troitzſch, Berlin-Schöneberg

Einzelverkauf unterſagt

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google



Tod von Ypern
Zeichnung von Prof. Fritz Erler

Digitized by Google

Aachener Krönungssaale ist trotz der geschichtlichen Echtheit der Gewandungen und Waffen — worauf das 19. Jahrhundert soviel gab — ein gewaltiges Kriegs- und Kampfbild, weil der Geist des Kampfes „inwendig" in Rethel war. Den Geist dieses heutigen Krieges der Kriege erfassen, darauf kommt es mehr an als auf die Treue gegen den Ort und das Geschehnis. Das, was der Kriegsmaler im Felde zu tun hat, ist also eigentlich mehr, Eindrücke zu sammeln, um später bei der Gestaltung der Werke von ihnen absehen zu können, als sie selbst wiederzugeben. Ein Wort des Cornelius, daß der Maler den menschlichen Körper so studieren müsse, daß er ihn auswendig kenne, kommt — mit einem Körnchen Salz — in diesem Zusammenhange wieder zu Ehren. Wenn uns auch nach diesem Kriege wieder die Gefahr der „historisch-echten" Wandgemälde drohen sollte, dann wäre es besser, ein künstlerisch besorgter Stellvertretender Generalstab ließe keine Kriegsmaler ins Feld hinaus.

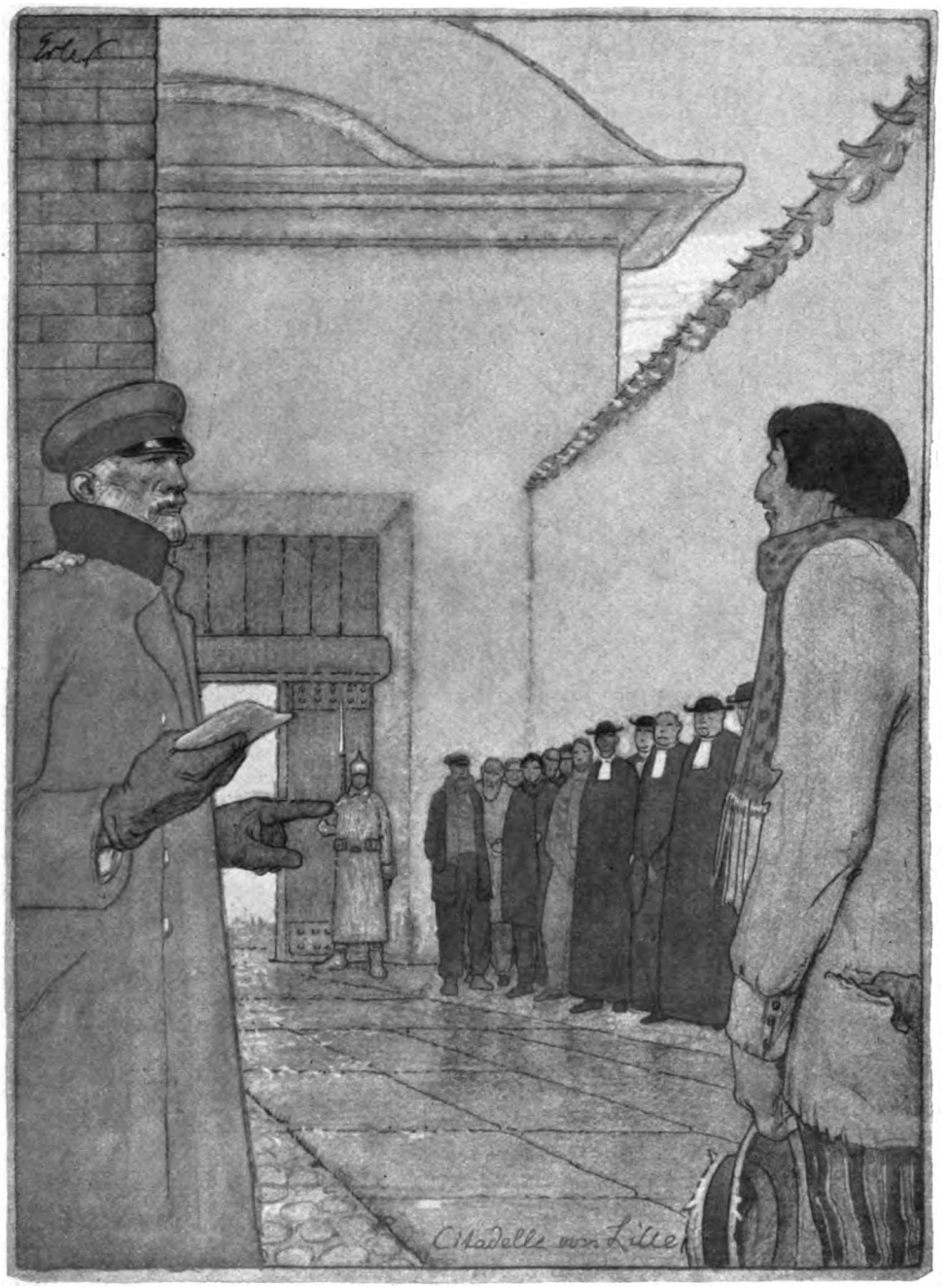
Eine Gefahr droht dem Kriegsmaler auch vom Patriotismus her. Patriotismus ist Stoff, ist eine Summe von gewissen geschichtlichen Tatsachen und heldischen Erinnerungen, von bestimmten Männern und Namen. Das Vaterland lieben, heißt bei allen Kulturvölkern dasselbe, sie weichen erst auseinander, wenn es heißt: sein Vaterland lieben. Kunst aber ist eine Kraft, ist eine durch Rasse und Überlieferung vorgezeichnete Richtung des Geistes zu schauen, eine geheimnisvolle Erkenntnistheorie, wenn man will, zu sehen, und es kann ein Maler höchst undeutsch sein, wenn er deutsche Soldaten oder deutsche Fürsten und deutsche Heldentaten malt.

Soviel über das Allgemeine. Sehen wir nun zu, wie zwei Maler von Ruf ihre Aufgabe aufgefaßt und gelöst haben. Aus den Kriegsbildern Fritz Erlers und Ferdinand Spiegels ist die Kriegsmappe „1914/1915", die der Verlag der Vereinigten Kunstinstitute in Berlin in mustergültigen Lichtdrucken herausgegeben hat, und aus dieser eine Anzahl der besten Blätter ausgewählt, die dem Leser hier vorgeführt werden. Da ist nicht aller Stoff in Form gelöst, nicht alle Dinglichkeit in Geist verklärt, aber in Ausstellungen und Zeitschriften dürfte bis jetzt nicht viel Gleichwertiges zu finden sein. Was stilistisch wohl zunächst auffällt, ist die große Vereinfachung des Stoffes, besonders bei Erler. Eine einzelne Figur steht im Vordergrunde des Bildes mit der dichterisch-mystischen Unterschrift: Wo kommst du her in dem roten Kleid?, bildsäulengleich und riesengroß; im Hintergrunde unter den mächtigen Bogen einer Eisenbahnhalle stehen zur Nachtzeit einige andere Verwundete vor bruchstückweise erscheinenden Rotekreuzwagen, und doch dürfte jedermann die Raumvorstellung der Bahnhofshalle einer heutigen Großstadt, wie Lille eine ist, mit der Wagenfülle neuzeitlichen Zugverkehrs und der sich drängenden Schar heim- und ins Lazarett begehrender Soldaten haben. Mächtig wie ein Pfeiler steht der Verwundete da, im Bildbau ein Gegenstück zu dem Steinpfeiler des Hallenbaus. Alles erzählende Beiwerk, alle näheren Angaben von Abteilung und Truppenkörper fehlen; nicht deshalb, weil aus der Schlacht kommende Verwundete alles außer dem nackten Leben verloren zu haben pflegen, sondern es ist offenbar Formgrundsatz des Zeichnenden.

Ähnlich, nur noch einfacher angelegt ist das Bild: Abendsegen in Herlies. Im Hintergrunde die malerische, von Granaten angenagte und durchlöcherte Kirche, zerrissene Telegraphendrähte im Mittelgrunde, die zu der großartigen Vordergrundsfigur hinüberleiten, dem Kopfe des ernsten, bärtigen, in Gemütsruhe seine Pfeife rauchenden Jägers. Eine Granate platzt auf dem Friedhofe, aber der Mann schaut nicht einmal hin, so die großartige Ironie des Soldatenwortes: Abendsegen sprechend, veranschaulichend. Offenbar hat in der Natur der Jäger nicht so an der Stelle gestanden, der Maler hat ihn wie eine Briefmarke in die Ecke des Bildes einer beschossenwerdenden Dorfkirche geklebt, aber das Bild ist ohne Frage fertig. Manche sagen von Erler: zu deutlich zeigt der Künstler seine, bewußte oder unbewußte, stilistische Absicht.

Ähnlich, dem ersten Bilde noch mehr als dem zweiten, ist das Blatt: In der Zitadelle von Lille. Es könnte auch: Verhör, Kriegsgericht, oder so ähnlich heißen. Im Vordergrunde ein zerlumpter Industriearbeiter mit einem bezeichnenden Galgengesichte, ein ihn verhörender greiser, ernster Kriegsgerichtsrat, der sich auch als Soldat in diesem Augenblicke mehr als Jurist fühlt, im Hintergrunde Abbés und Bürger. Wieder im Vordergrunde die große Figur, diesmal doppelt, wieder zu dem Menschenpfeiler der Mauerpfeiler, wieder eine einfache großformige Architektur, wieder im Hintergrunde die Gruppe der Leidensgenossen. Nur angedeutet sind die Personen, wuchtig und schwer stehen sie da, die Abbés fast Baumstämme oder Tonnen, der unerbittliche Posten am Tore ist selbst fast ein Tor, auf breiten Beinen ruhend. Alles rührende, packende oder erschütternde Beiwerk fehlt. Aus Senkrechten und Wagerechten besteht das Bild, aber so unerbittlich-unversöhnlich, wie Senkrechte und Wagerechte im Winkel aufeinandertreffen, so unerbittlich und ernst ist die Stimmung. Wie machtvoll wirkt die linke, wagerecht gestreckte Hand des Kriegsrats! Rethel hat einmal, im Bilde Otto III. im Grabe Karls des Großen, einer Hand eine ähnliche bildbauende Aufgabe zugedacht. Man hat in den letzten Jahrzehnten, als die Kunst und mit ihr die Kunstbetrachtung sich erneuerte, sich ernsthaft gefragt, ob die in der eben vergangenen Kunstwelt beliebte Darstellung geschichtlicher und literarischer Gegenstände überhaupt der bildenden Kunst erlaubt sei.

Digitized by Google



In der Zitadelle von Lille
Zeichnung von Prof. Fritz Erler

Digitized by Google

Einzelne Künstler haben sich in eine große Feindschaft gegen die geschichtliche und literarische Malerei verirrt, die dann berechtigt war, wenn sie in ihrer Art der reinen Gegenstands- und Zustandsschilderung vielleicht gerade aus der Feindschaft heraus Bedeutendes schufen. Unberechtigt war sie schon bei den künstlerisch unfruchtbaren Kunstschreibern; aber wenn man grundsätzlich zugibt, daß Gedankliches ebenso wie Sichtbares von der Malerei sinnlich dargestellt werden darf, so muß doch aus dem Wesen der Malerei heraus gefordert werden, daß die Darstellung sich rein malerischer Mittel bediene. Das Geistige eines Stoffes muß durch die dem Maler einzig zur Verfügung stehenden sinnlichen Mittel des Raumes, der Linie und der Farbe ausgedrückt sein, durch keine noch so geistreiche, gelehrte oder witzige Verwendung von Allegorien, Sinnbildern und Zeichen können jene Mittel ersetzt werden. Das Unheimliche in einem Bilde spricht ein Drache weniger gut aus als hart und groß auf leeren Flächen zusammentreffende senkrechte und wagerechte Linien. Wie das Blatt: In der Zitadelle von Lille in unseren Beispielen beweist.

Wie sparsam mit seinen Mitteln ist der Künstler auch da, wo er nur eine Stimmung wiedergeben will, wie in dem Blatte: Dorf Telhus unter Feuer. Ein vom Kriege verwüstetes Dorf, die Häuser sind ausgebrannt, der Feind nimmt es unter Feuer, alles an Lebewesen ist in die Keller gegangen, wo auch die Fernsprecher ihren Dienst tun, nur ein Hund, die Ereignisse nicht verstehend, irrt über die Dorfstraße. Grüne Schrapnellwölkchen blitzen am Kirchturme auf. Wer einmal den Wirrwarr in einem solchen Dorfe, wo der Kampf getobt hat, sah, wo die Schulbänke zu Hindernissen und die Möbel zu Lagerfeuern herausgeschleppt waren, wo das Unterste zu oberst gekehrt war, dem besonders wird die Mäßigkeit im Stofflichen auffallen. Stroh ist ausgeschüttet, ein Soldatenrock und einige Krüge liegen auf der regennassen Straße, ein Stuhl lehnt schief an einer Hauswand, das ist alles. Überhaupt diese Hauswand! Aus Hausteinen ist sie aufgeführt, der Giebel ist kunstvoll verzahnt durch aufgemauerte Ziegelsteine, und sie ist unverletzt. Aus ihrer nackten Leere fließt ein groß Teil der Stimmung der Öde und Verlassenheit, die der Künstler vermitteln will. Nicht vielerlei, sondern wenig ist geschildert, aber stark und überlegt, und mit dem einfachen Mittel des Stiftes und geringer Farbe.

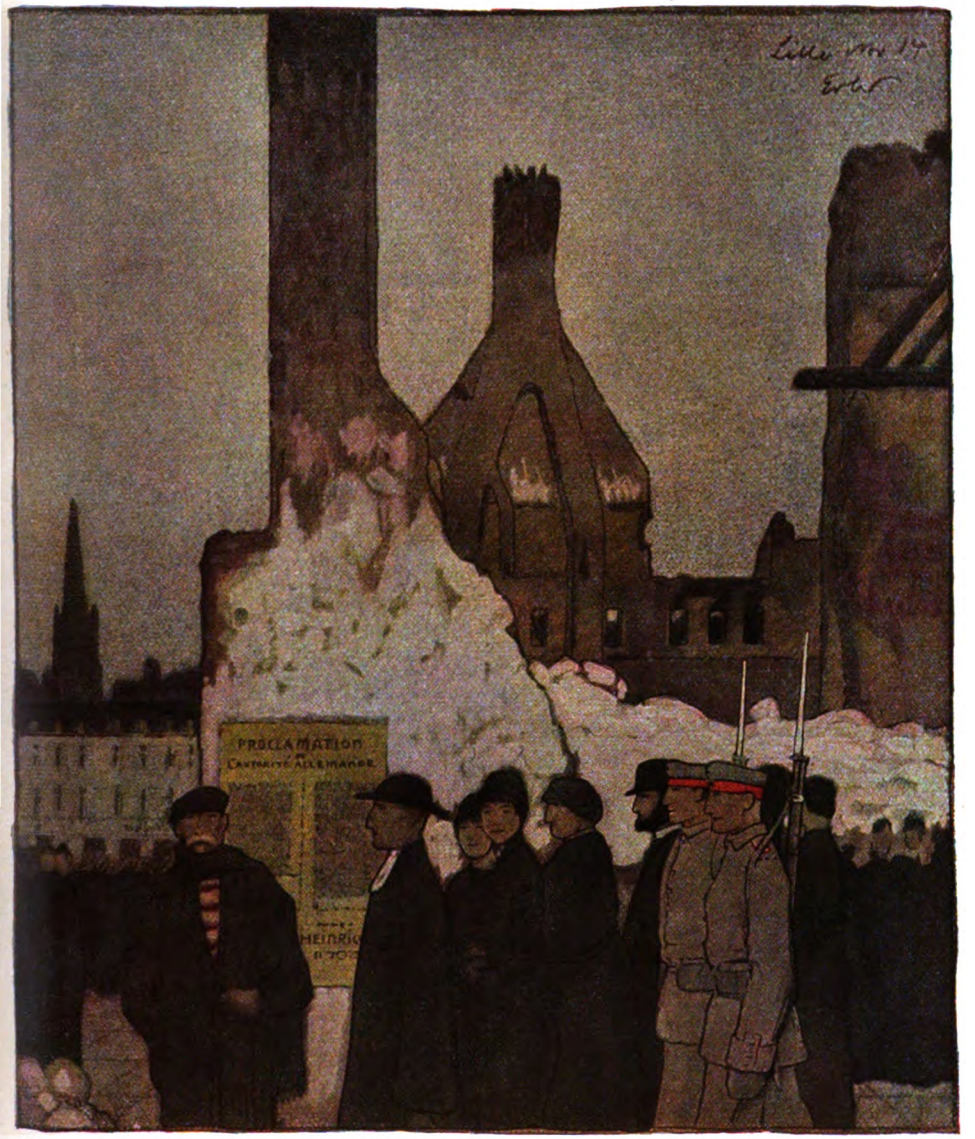
Nicht, als ob nicht auch mal größere Massen im Bilde aufgeboten würden. In dem Blatte mit der sonderbaren und doch zwingenden Unterschrift: In der Regennacht werden die Straßen lebendig (seltsam verschleiert ist der Titel wie die Regennacht selbst), erscheinen viele Soldaten. Sind sie auf dem Vormarsche oder gehen sie in die Quartiere? Sind sie gefechtsbereit oder abgelöst? Alles bleibt unbestimmt, nebelhaft. In der Bezeichnung des Stofflichen die größte Sparsamkeit. Zwei Gründe, der vordere mit wenigen deutlichen, der hintere mit vielen angedeuteten Figuren. Ein leerer Raum in der Mitte, sicher nicht der stofflichen Genauigkeit zuliebe (die Marschordnung für marschierende Kolonnen befiehlt, daß die Infanterie auf den Seiten der Straßen sich zu halten hat, damit die Fahrbahn frei bleibt für schnell verkehrende Fahrzeuge, besonders für Kraftwagen, was der Künstler, der nicht Soldat war, vielleicht nicht einmal weiß), sondern aus architektonischen Gründen des Bildbaues. Daß in der Beschränkung sich der Meister zeige, kann mancher Kunstjünger an diesem Blatte deutlich sehen.

Andere Blätter zeigen nicht dieselbe Klarheit und Durchsichtigkeit im Aufbaue und sind auch die weniger starken. Das gilt von dem Blatte: Ablösung, wo müde und verwundete Soldaten auf einer Protze abfahren. Die Gründe schieben sich etwas nah aufeinander. Aber auch hier ist alles klar und fest, ohne Abirrung und malerisches Geschwätz fest auf einen Zweck gestellt. Das gilt auch von dem Blatte: Lille, November 1914. Bummel der Stadtbewohner in der beruhigten Stadt an den Häuserruinen vorüber, den der deutsche Doppelposten mitmacht. In diesem Blatt wird vielleicht am meisten erzählt. Da ist eine Proclamation de l'autorité allemande an einem zerstörten Hause angeschlagen, der Abbé ist da und jene Damen mit frechen Gesichtern, die zwischen Freund und Feind nicht groß unterscheiden, Arbeiter und Bürger, und wer Lille kennt, dem überläßt der Künstler zu fragen, welche Straßenecke dargestellt ist.

Nicht zur erwähnten Mappe gehört das Bild: In Reservestellung vor Ypern. Es ist eins von den Gemälden, die man im November 1915 bei Schulte in Berlin in einer Ausstellung der Kriegsbilder von Fritz Erler sehen konnte. Einige davon waren auch im Frühjahre 1916 in der Kriegsbilderausstellung der Berliner Akademie der Künste zu finden. Das Bild hält in der räumlichen Anlage die Mitte zwischen den bisher betrachteten. Es ist ausgezeichnet durch einen prächtigen Tiefenblick, der gerade in das Mündungsfeuer der Geschütze hineinführt. Die Stimmung der Erwartung, der gefaßten Sammlung des „Gewehr bei Fuß" ist gut ausgedrückt. Die Soldaten haben wie immer bei Erler etwas Klobiges, das nun zu seinem Formwillen gehört.

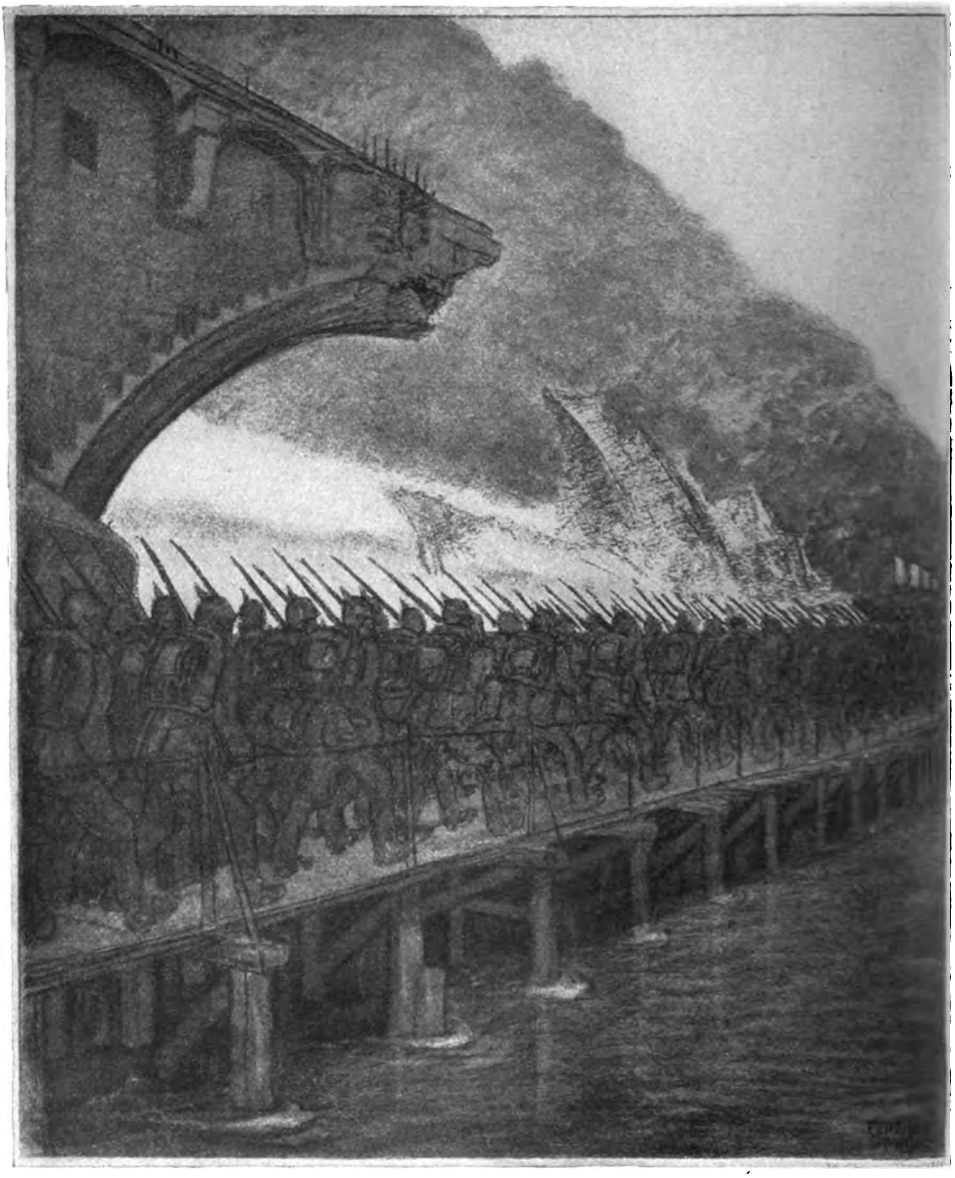
Als letztes wieder zur Mappe gehörendes Bild in dieser Auswahl von Erlerschen Kriegsbildern sei der Tod von Ypern betrachtet. Es ist echt Erlerschen Stiles wie kaum eines der erwähnten. In drei Raumstreifen ist das hochkantgestellte Blatt zerlegt, der Gesichtskreis ist hoch an den Rand hinaufgeschoben. Der leere Raum, der sozusagen als Resonanzboden der Raumfülle dient, ist der breiteste Raumstreifen. Die Sinnestäuschung des „mit Leichen besäten

Digitized by Google



Lille, November 1914
Zeichnung von Prof. Fritz Erler

Digitized by Google

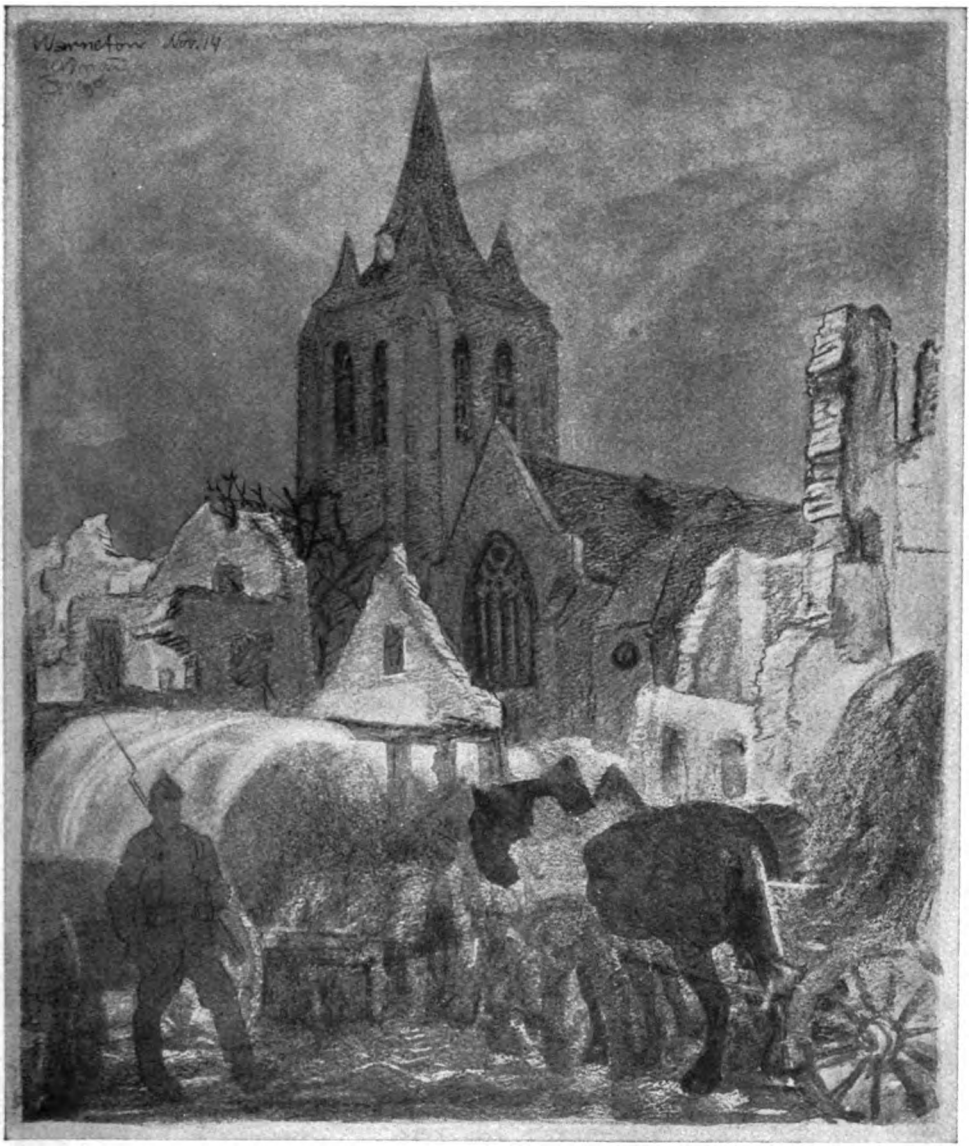


Über die Aisne. Zeichnung von Ferdinand Spiegel

Schlachtfeldes" und der „Berge von Toten" ist vollkommen. Und doch sieht man nur ein paar Geviertmeter steppigen Geländes vor dem Schützengraben und sieben Tote, und von diesen nur einige Körperteile. Tommys, Hochländer, ein Inder und ein Neger, ein indischer Dolch, eine Feldflasche und zwei ins Bild hereinragende nackte Baumäste mit Kleiderfetzen, das ist alles. Ich kenne kein Werk aus diesem Kriege, das diesem Blatte an Wucht der Darstellung eines schweigenden Totenfeldes gleichkäme. Den Formenkreis und Stilwillen des Künstlers zeigt dieses Blatt aufs klarste. Die Gestalten sind grobknochig und breit, die ganze Schilderung ist fast stenographisch zu nennen. Der Bildausschnitt ist hochkant gewählt, trotzdem hat wohl niemand die Empfindung eines vereinzelten merkwürdigen Ortes, sondern die Breite des Schlachtfeldes ist hinreichend durch die breit vor dem unteren Bildrande ausgestreckten, rechts und links in die Weite ragenden Körper vorgetäuscht. Das Blatt ist, wie man zu sagen pflegt, „ein echter Erler".

Beim Beispiele dieses „echten Erler" sei

Digitized by Google



Warneton, November 1914. Zeichnung von Ferdinand Spiegel

auch auf eine Gefahr hingewiesen, die dieser Formwille läuft. Die kühle Verstandesmäßigkeit in der Anlage, die große Durchsichtigkeit im Aufbaue des Bildganzen kann zum Schematisieren führen, zur „Dekorationsmalerei", wie die Verächter von Erlers Kunst sagen. Davor kann nur der gleichbleibende Ernst, das Darzustellende tief und innerlich zu erleben, behüten.

Dekorationsmalerei! Als ob das an sich ein Vorwurf wäre! Alle große Malkunst war eine Kunst des vollendeten Schmückens. Erlers großformige Art weist bei allem, was er schafft, auf das eigentliche Feld seines Könnens hin, die Wand. Das Neißersche Haus in Breslau, das Kurhaus in Wiesbaden, das Versicherungsgebäude an der Königinstraße in München und andere Beispiele beweisen das. Wenn man aus Italien nach Deutschland kommt, empfindet man, was „nur ein Dekorationsmaler" bedeutet, und wie wenige wir deren haben. Raffael hat, und mit Recht, in den letzten Jahren bei uns die schärfste Kritik erfahren. Zum Teil war das eine Abwehr gegen die Überschätzung des Laien, dem der Erzengelname Raffael eine Schablone für höchste Kunst ist. Raffael war aber ein Raum-

Digitized by Google

künstler, des die Kunstgeschichte seinesgleichen sucht.

Wichtig zu wissen ist, daß die Blätter der erwähnten Mappe ursprünglich nicht zur Herausgabe bestimmt waren. Es sind Studienblätter, Übungen und Vorentwürfe zu größeren Arbeiten, als welche dem Künstler immer die Wand verschwebt. Alle Wände im ganzen Reiche werden ja nicht groß genug sein, die Heldentaten zu schildern, die in diesem Kriege getan werden. Aber es steht zu hoffen, und die Persönlichkeit dieses Künstlers und genügend anderer bürgt dafür, daß wir nach diesem Kriege bessere Wandgemälde zu sehen bekommen als nach 1870.

Noch ein Wort über die Art und Weise Erlers, den Krieg zu studieren. Man denkt sich wohl so, daß er mit Staffelei und Leinwand auf den Etappenstraßen, in den Reservestellungen und den Gräben stehe. Das ist nicht so. Er führt draußen nur ein kleines Skizzenbuch mit, nicht größer als das Merkbüchlein, das jeder andere immer in der Tasche trägt. Die Aufzeichnungen sind ganz dürftig und für den Fremden oft kaum verständlich. Ein Gesichtszug, eine Überschneidung, ein Faltenwurf, ein Waffenstück, dazu der Name von Farben und sonst eine zufällige Bemerkung über Stimmung und Wetter, auch ein Witzwort, das an einen bestimmten Zustand erinnern hilft, das ist es; alles übrige ist Gedächtnis. Über das Formgedächtnis kann man wohl staunen. Aber auch künstlerisch ist das nicht belanglos. Das Fernsein vom Gegenstande gibt auch ein heilsames Abrücken von der Natur, die dem Künstler oft zu nahe „auf den Pelz rückt", so daß Dinge in das Kunstwerk miteingehen, die zwar zur Vollständigkeit der Natur, aber nicht zum Stilwillen des Werkes gehören. Auf dem Wege durch das Gedächtnis macht das Erlebnis schon eine große Klärung durch. Natürlich kann sich diese Art des Arbeitens nur der Künstler mit großem Formgedächtnis leisten. —

Wenn Ferdinand Spiegel in diesem Aufsatze nur wenig Raum bekommt, so wolle man nicht vom Raume auf den Wert schließen. Von den Spiegelschen Kriegsbildern kenne ich nur das Dutzend Blätter aus der Mappe, nicht ein einziges Gemälde. Aber es ist gerade reizvoll, Spiegel mit Erler zusammenzuhalten, und die gemeinsame Arbeit der Künstler an der Mappe gibt dieser einen besonderen Reiz. Man sieht aus der Vergleichung, daß es in der Kunst kein Dogma gibt, das auch auf einem andern als dem Erler eigentümlichen Wege das Ziel erreicht werden kann, daß es „auch so geht". Spiegel ist, man kann das schon in den Schwarzweißblättern und in den Schwarzweißnachbildungen nach farbigen Blättern sehen, Spiegel ist malerischer als Erler. Verstand und Überlegung sind weniger mächtig bei Spiegel, dafür ist vielleicht sein Temperament größer. Er ist künstlerisch nervöser. Er geht weniger ins Zeichnerisch-Große wie Erler als vielmehr ins Zeichnerisch-Reizvolle. In seinen Blättern ist mehr Natur als in den Erlerschen, der Natur aber ist ihre Schwere durch die schwingende Auffassung des Künstlers genommen und die „grobe Deutlichkeit der Dinge" ist, durch den Schleier seiner Persönlichkeit gesehen, abgeschwächt. Er sieht weniger das Statuarische als Erler. Vielleicht wird er für die Verwertung seiner Kriegsstudien weniger nach der Mauer als nach der Leinwand verlangen. Das Gesagte kann man an den beiden Nachbildungen nach den Blättern: Über die Aisne und Warneton, November 1914, nachprüfen. Mit dem ersten Blatte vergleiche man Erlers: In der Regennacht werden die Straßen lebendig, mit dem zweiten Erlers: Ablösung. Spiegel ist auch romantischer als Erler. Für Romantik ist in der klaren Rechnung Erlers kein Platz. Das Romantische spricht schon aus den beiden wiedergegebenen, stofflich sachlichen Blättern, mehr noch aus einem Blatte: Im Granatfeuer, wo durch die krachenden Mauern und splitternden Dachsparren nebelhafte schwarze Rosse jagen: das ist der Tod. Ist Erler, der die bunten mythischen Jahreszeiten in Wiesbaden malte, nicht romantisch? Dann ist seine Kunst höchstens dem Stoffe nach romantisch, nicht der Form und dem Stile nach.

Ich möchte jedermann empfehlen, die erwähnte Mappe zu studieren, die nun wohl in jeder größeren Museumsbücherei zu finden ist, sofern die Selbstanschaffung dem Geldbeutel zu große Opfer auferlegen sollte.

Vergänglichkeit

Über die Berge, südenzu,
Gehen die Vogelflüge,
Über sie ohne Rast und Ruh
Treiben die Wolkenzüge.

Ewig erfaßt sie Wind im Spiel,
Zart bald, bald ingrimmheftig.
Aber was kümmert es uns viel?
Wir sind geschäftig,

Sind vor lauter Geschäftigkeit
Endlich nicht acht geblieben,
Daß der Wind auch unsere Zeit
Hat mit sich fortgetrieben.

Ernst Zahn

Digitized by Google

In der Regennacht werden die Straßen lebendig

Zeichnung von Prof. Fritz Erler

Aus dem Mappenwerk „1914/1915. Von Fritz Erler und Ferdinand Spiegel"
Verlag der Vereinigten Kunstinstitute A.-G. vorm. Otto Troitzsch, Berlin-Schöneberg

Einzelverkauf untersagt

Digitized by Google

Digitized by Google

Wandlungen der Diplomatie

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Über Niederländisch-Indien wird sehr ungünstig in der japanischen Presse geschrieben und rundweg behauptet, daß Holland dort eine Mißregierung führe. Gegen dergleichen Geschreibsel und absichtsvolle Stimmungsmache wird von der niederländischen Gesandtschaft in Tokio keine Hand gerührt. Es ist sehr bedauerlich, daß unsere Gesandtschaft in Japan keine Kenntnis des Ostens hat, mit der Sprache des Landes unbekannt ist, keine Fühlung mit den Vorgängen im japanischen Volk besitzt."

Urteile eines ansehnlichen Niederländers, Mitgliedes der ersten Kammer, des Herrn van Kol, den die Regierung kürzlich nach Japan entsandt hatte. Einer der Fälle, wo die Entwicklung absurd wird: man hält Gesandtschaften und, wenn Angelegenheiten vorzubringen sind, beauftragt man Sondergesandte. Der weitere Bericht zeigt, daß in der betreffenden Angelegenheit — niederländisch-indischer Handel nach Japan — von der diplomatischen Vertretung fast alles versäumt worden war, selbst das ihre Nahegelegte.

Es stürzt uns nicht in unbegreifliches Staunen, das Bild einer in phäakischer Selbstgenügsamkeit dahinlebenden Diplomatie gezeichnet zu lesen, die die unumgänglichen Aktengeschäfte mit einem unverhältnismäßigen Gefühl von Kraftaufwand erledigt und im übrigen mit einer gewissen gebildeten, sammlerischen Neugier in ihrem vornehmen Rundreiseleben auf das Gewimmel ausländischer Eindrücke herunterblickt, die sie wechselt, ehe sie in ihnen heimisch wurde. Das Wort „Diplomaten von weltgewandter Untätigkeit" hat ein Deutscher vom Handwerk, der in dieses 1855 durch Bismarck eingeführt worden war, Georg v. Ortzen, vier Jahrzehnte später niedergeschrieben. Nur wer meint die Berechtigung eines so kühl gewagten Ausdrucks müßte beunruhigend wirken, wird seine Enttäuschungen bis in Kreise hinein erleben, die sonst genug über Politik reden. Und sieht man erst auf das sogenannte „gute" Publikum, so findet man leicht, daß es bei dem Worte Diplomat nicht so zuerst an die sachlichen Zwecke denkt — die doch vielleicht stets in gewissem Maß erfüllt werden —, als daß es seine Phantasie in den durch das Geld allein nicht zu schaffenden Vergünstigungen, Ehren, Behaglichkeiten, internationalen Herrlichkeiten dieses bevorzugten Daseins ergeht und lieber sich diese bewundernd ausmalt, als sich mit kritischen Fragen zu stören. Die rechte Bürgerlichkeit genießt wie ein höheres Filmspiel den gesellschaftlichen Nimbus, den sie zwar unerreichbar, doch noch aus ihr selbst begreifbar über sich erblickt. Selbst der Kitzel, den sie bei den Monarchen- und Aristokratenverzerrungen des Simplizissimus empfindet, rührt daher, daß sie in ihrem Lieblingsthema unterhalten wird, mit einem Beigefühl des Kühnen, nicht daher, daß sie erregende Wahrheiten findet. Die Bewunderungsschicht ist wie alles in Deutschland vorangekommen, anspruchsvoller, materialisierter geworden; der Gardeleutnant der älteren Leihbibliotheken, Spielhagens faustisch veranlagter Hauslehrer reichen ihr nicht mehr, die heutige Lesewelt verlangt den Attaché.

Doch über der Schicht, die dankbar sich begnügt, daß etwas sie blende, reckt sich eine auf, die diese Befriedigung durch das Distanzhalten weniger kennt, als das nüchterne Folgern. Auch da, wo sie von sich träumt. Geld, Beziehungen, Machteinflüsse, Denkart an wichtigen, hohen, ganz hohen Stellen haben ein neues Deutschland äußerlich beschleunigt, die geologischen Schichten der Gesellschaft fast eruptiv durcheinander geworfen. Frankreich, der eine Spiegel unserer „Modernen", macht Parteigrößen zu Diplomaten, der andere, Nordamerika, wählt mit augenfälliger Vermehrung Namen, die in poetischer Sprache auf die finanzielle Laufbahn deuten. Reichstägliche Sturmläufe zugunsten „neuer" Kreise in der Diplomatie betonten mehr die erlangte Bedeutung dieser neuen Kreise, als daß sie sich auf deren nicht länger zu zügelnde nationale Inbrunst beriefen.

Immer die Worte Rang, Gesellschaft, Vermögen, Repräsentation hypnotisieren die Begriffe von Diplomatie. Die gehaltvollen Erinnerungen an die Zeit Wilhelms von Humboldt oder Niebuhrs sind verblaßt, mit ihnen aber auch die etwas älteren geschichtlichen Gedankenverbindungen, die sich auf die Fremdworte Esprit, Intrige und Gastronomie — der Typus Talleyrand — verteilen. Bei alledem ist es selbstverständlich, daß die erwähnten Wünsche einer erweiterten Zugänglichmachung der deutschen Diplomatenposten sich auf eine Anzweiflung der neuerlichen Leistungssumme stützen mußten. Und diese wurde allerdings von vielen, die vaterländischen Erfordernisse ernst nehmenden Deutschen geteilt, auch wenn sie deswegen noch nicht die gleichen Schlüsse gegen den Adel zogen. Deren Unnötigkeit hat nun inzwischen der große Krieg erwiesen; die aus den landsässigen Familien stammenden Führer, ihre geistige Energie und Beherrschung vielteiligster Feinberechnungen hätte wohl niemand ausschalten mögen. Das Degenerierende liegt

Digitized by Google

nur bei schlechter Einzelwahl in der altadeligen Herkunft, und in den rasch emporgearbeiteten neupatrizischen Familien gilt öfter das „Weh' dir, daß du ein Enkel bist!" sogar auffallend mehr. Statt eine dilettantische und halbverstandene Anthropologie anzuwenden, tut man besser, die Verhältnisse ins Auge zu fassen und die Methodiken zu untersuchen, wieweit sie die Persönlichkeit beschränken und herunterzetzen.

Der unumgängliche Vergleich glänzender deutscher Heerestüchtigkeiten mit einer verblindeten, glanzlosen, matten Diplomatie, die die politisch erschreckende Lage des Jahres 1914 nicht abzuwenden, auch kaum wohl genügend zu beurteilen gewußt hatte, mußte bei aller Burgfriedenstimmung, zu der sich der Staatsbürger anfänglich noch froh verstand, lauten Unmut zutage treten lassen, wozu sich der Spott ausländischer Schadenfreude gesellte. Seither mußte dasselbe Ausland, im Ton der sprachlosen Überraschung, Siege der deutschen Diplomatie anerkennen. So dürfen sie denn auch genannt werden, obschon es nicht ganz so zugegangen ist, wie man es ja gerne den Nächstberufenen bewundernd danken möchte.

Der Diplomat, soweit er nicht schon gänzlich aufhört es zu sein, hat das vor anderen Amtsträgern voraus, daß er am Forum der Öffentlichkeit eigentlich immer wegen Mangels an Beweisen freigesprochen werden muß. Er kann zum Sündenbock werden, wo er persönlich es nicht verdient hat, kann Lob einheimsen, das er weitgehend den Mitbeteiligten verdankt. Denn mit dem Glück in der Diplomatie ist es wie mit dem in der Liebe, daß zwei selbständige Teile darin zusammenkommen. Ohne umfassende Kenntnis der Dokumente und Tatsachen, wie sie später ein Historiker gewinnt, ist kein zuverlässiges Urteil zu bilden, soviel auch geredet wird. Daß mit gedämpftem Hymnenklang ein Vertreter ausgewechselt wird, wie an bestimmten Königshöfen nicht lange nach Ausbruch des Krieges geschah, ist wohl ein Merkmal, zumal wenn daraufhin, wie in Bukarest, eine belebte, wachsame Tätigkeit bemerkbar wird, ist aber noch kein Geschichtsmaterial. Im Laufe der Zeit wird sich klären und abgrenzen, welcher Anteil bei den für uns glücklichen Wendungen auf frühzeitiges Vordenken und planvolles Handeln entfällt, wie vieles nur mehr auf die „Ruhe eines von Nervosität freien Zuschauens" — wovon gelegentlich verlautbart wurde —, bis die von den Dreiverbandshänden so gar grob geschüttelten türkischen Pflaumen, und andern, zu uns herüber fallen mußten. Was geworden ist, ist der Sieg einer Politik, die als die verkörperte Solidität und Rechtlichkeit erkannt werden mußte und die, auch solange sie mehr enthaltsam, denn planend verfuhr, jedenfalls die Grundlagen bereitet hat, daß die das Wohl jener Staaten unbeirrt abwägenden Verantwortlichen in der Schwere der Entscheidung den Mut hatten, auf Deutschland und Österreich ihren Verlaß und ihre Zuversicht zu setzen. Und darin liegt das Wiedererhebende, nach dem Ekel und der Trostlosigkeit, womit der politische Anfang des Krieges die Seele erfüllen mußte. Auf die Dauer hat sich doch die gewissenhafte Sachlichkeit gegen die wüste Agitation der Entente nebst der Feilheit so mancher Politikmacher behauptet, und die Mannhaftigkeit und Klarsicht der monarchischen Lenker war es, die diese befreiende Wendung brachte.

Wenn in der politischen Geschichte der natürliche Soldatenverstand mit seiner verfeinerten gesunden Bündigkeit sich so viele Male als der bessere gezeigt hat, beispielsweise gegen die Perücken um die Zeiten des Prinz Eugen oder auch sonst gegen die „Diplomatiker", wie Gneisenau sie nannte, so ward ihm seither wieder die Möglichkeit gegeben, in den Legationen selbst mit der Berufsdiplomatie zusammenzuwirken, durch die Einrichtung der Militär- und Marineattachés. Auch in diesem Weltkriege, von der Zeit vor Englands Kriegserklärung bis zu den aktiven Herbeiführungen, die die weittragende Gemeinbürgschaft von Berlin bis Konstantinopel begründeten, hat er sich in richtiger Voraussicht, wie in bejahender Verdienstlichkeit betätigt, was man künftig wohl noch deutlicher geschichtlich dargestellt finden wird. Das gebrauchte Wort „natürlicher" Verstand, das etwas Grundsätzliches besagen möchte, führt durch die Erläuterung dessen nun wieder zu den Befähigungswerten.

Man kann nicht Generalstäbler oder Marineattaché „werden" wollen, sondern wird dafür ausgewählt, aus dem bisherigen Dienst herausgenommen. In den meisten Fächern aber versucht man seine Laufbahn, wählt sie selber, wobei nur so vielfach vergessen wird, daß man seinen Beruf erkennen sollte, um ihn zu erwählen. In älteren Zeiten rückte man auch nicht zum Gesandten oder Diplomaten auf. Sie wurden durch das unmittelbare Zutrauen aus den sonst Geeigneten herausgesucht. Nicht nur von der päpstlichen Kurie oder von der Signorie der Republik Venedig, die lange Zeit den Ruhm der mit dem eindringlichsten Blick und der weltkundigsten Geschicklichkeit begabten Staatsgesandten erworben hat, die durch die strenge Klugheitsschule dieser länderbeherrschenden Stadtaristokratie hindurchgegangen waren. In den meisten Ländern, namentlich im vielstaatlichen Deutschland, band sich die Auswahl überhaupt nicht an die Landeskinder. Es bestand auch in der Diplomatie Freizügigkeit, weil man der Person eines Fürsten, noch nicht den nationalen Staaten diente. Der Große Kurfürst verdankt ihr einen der ausgezeichnetsten unter seinen Mitarbeitern und Vertretern, das ist der in Genf geborene Pfälzer Ezechiel von Spanheim, früherer Erzieher des kurprinzlichen Bruders der Liselotte. Die politischen Darlegungen und persönlichen Charakteristiken, die dieser rechtschaffene, kluge, mit Pfälzer Mutterwitz

Digitized by Google

begabte Mann vom Hofe Ludwigs XIV. an seinen brandenburgischen Herrn geschrieben hat, lesen wir mit demselben geistigen Vergnügen, wie die berühmten venezianischen Gesandtenberichte.

Heute „wird" man in Deutschland im allgemeinen Diplomat. Als Referendar, Leutnant, womöglich Abiturient entscheidet man sich dafür, wenn die sonstigen Bedingungen gegeben sind. Die zunehmende Umwandlung in eine Anciennitätskarriere entspricht dem bei uns maßgeblichen Leitgedanken, daß alle Befähigungen durch regelrechten Lehrgang am besten zu erlangen seien, auf Universitäten, Seminaren, Akademien, Kunstschulen usw. Man erregt nur Mißbehagen, wenn man einwendet, daß das den fleißigen Durchschnitt wohl richtig ins Geleise bringt, doch leicht auch zu den Gulliverstricken der individuelleren Begabung wird, der starken Ursprünglichkeiten. Allenfalls darf man aussprechen, daß seit Homer und den Nibelungen die Doktoren der Philologie nicht die besseren Dichter waren, oder daß alle großen diplomatischen Staatsmänner — aus anderweitigen Lebenskreisen herübergekommen sind. Es hat zwar etliche Male auch nicht geglückt, wenn ein königliches Urteil aus den Nichtdiplomaten sich „seinen Mann" herausgriff. Zuweilen betrog Phantasie, nachdem die Prosa ermüdet hatte.

Etwa seit 300 Jahren ist in den Formalismen und Zeremonialwichtigkeiten, in den Staatswissenschaften und im Völkerrecht — das man nach dem Vorgang des Heidelberger Rechtslehrers E. Imm. Bekker richtiger als „Staatenrecht" bezeichnen sollte — der besondere Lehrstoff der Diplomatie angehäuft worden, woneben noch sprachliche, statistische, wirtschaftliche und ähnliche Kenntnisse erfordert werden. Insofern regelt man die Einarbeitung, die Examina, das Aufrücken und legt weniger Wert auf das schulwidrige Beispiel Bismarcks, der in diesen Materien doch auch der Überlegene zu sein oder bald zu werden wußte, so daß er bei den jüngeren Legationskräften mit seinem unheimlichen „Sollte Ihnen dieses Blatt aus Beckers Weltgeschichte zufällig entgangen sein?" gefürchtet war. Als einziger von sämtlichen Gesandten in Petersburg konnte er mit Alexander II. russisch sprechen, und von allen Diplomaten ist er der lebendigste Völkerkundige gewesen. Beckers Weltgeschichte, obwohl nur auch eine niedere Tugend, die dem feineren Geschichtssinn nicht genügte, betonte er mehr, als den theoretischen Regelstoff. Von sich als Diplomaten hat er das unmethodische Gleichnis des Jägers angewendet, der jegliche Sinne für das Umgebende geschärft hält und auf dem Anstand, von Insekten umschwärmt, die genaue Sekunde abzupassen lernt. — Wie an dem Künstlertum des akademischen Architekten das Lastgewicht der unzähligen ihm bekannten Vorbildermappen und Stilgelehrsamkeiten hängt, so kann im politischen Beruf die frische Energie verloren gehen im übertriebenen Herumsuchen nach den Präzedenzfällen — die mit der Weltgeschichte doch noch nicht dasselbe sind —, nach den Theorien und Schematismen. Unwichtigkeiten und Formalpunkte, deren Lösungen sich nebenher zu finden haben, werden die sich vordrängenden, verdichten sich in der Erwägung zu Bedenken, zur Verneinung, werden zum Dickicht, aus dem man keine Horizonte mehr und nicht die klare Sonne sieht. Es bleibt, auch bei der achtungsvollsten Beurteilung aller dieser Fragen, ein Unterschied, ob die Persönlichkeit unbelastet, unverbraucht, frisch, selbständig in diesen Beruf hineintritt, der für die Hauptsache doch den Bismarckschen scharfäugigen Jäger erfordert, auch, anders gefaßt, den guten Schachspieler, den überblickenden und freiheherrschenden Strategen. Oder ob vorher in längeren Phasen des Dienstes ihre Tätigkeit durch die formale Aktennüchternheit einigermaßen hermetisch umgrenzt worden war, worin dann doch eine verhältnismäßige Entwöhnung von der geistigen Initiative entsteht, überhaupt ein Stück Naturverstand leicht hängen bleibt und die Verluste dieser Art durch den Gewinn an der vielbetonten Routine niemals mehr wettgemacht werden. „Il faut avoir le diable au corps pour être bon diplomate," das Wort des alten russischen Kanzlers Grafen Nesselrode hatte seinen guten Sinn. Bismarck hat wieder und wieder abgewehrt, daß die Diplomatie eine erlernbare Wissenschaft sei. Sie sei Begabung, sei wie die Ausübung einer Kunst, die im richtigen Gefühl liege. Vor allem bekämpfte er die juristischen Theorien in der auswärtigen Politik, wo die Theorie noch grauer als sonst sei und überhaupt weniger zur Geltung komme. So warnte er, obwohl selber der große Erfahrungspolitiker und Geschichtsbeobachter, auch davor, durch eine vergleichende Konjekturalpolitik allzu sicher die mittelbaren Folgen der Entschlüsse abzuleiten. Die spätere Zukunft lasse sich nicht erkennen, es komme oftmals unerwartet anders, als man hoffe oder fürchte. Dieser Gewissenhafteste, der noch im Ruhestand nach 1890 sagte, er komme um den Schlaf der Nacht, wenn er anfange nachzudenken, ob er manches anders hätte machen können, lehnte es ab, daß der Staatsmann sich von einer unsicheren zukünftigen Sorge beirren lasse, das derzeit für die salus publica Richtige zu tun. Die politischen Bilanzen „stehen offen, haben ihre Zeiten und verschwinden schließlich unter anderen Fragen der Geschichte". „Die ganze Weltgeschichte kann man niemals machen."

Eine bürokratisch gefärbte End-Entwicklung der Berufsdiplomatie liegt allerdings nun auch auf dem Wege der Geschichte. Ursprünglich kannte man, im Altertum und Mittelalter, nur die Entsendung mündlicher Unterhändler oder Überbringer von Ehrenbezeugungen. Daher spricht man von Gesand-

Digitized by Google

ten, Botschaftern, Legaten, Nuntien, Ambassadeuren — von dem Worte ambaht (amt), d. i. Beauftragten. Diese Benennungen blieben, auch als mit dem 16. Jahrhundert das längere Belassen am fremden Hofe aufkam und die Entsandten bald zu „Residenten", ständigen Vertretern wurden. Eine größere Repräsentation verlangte das zunächst nicht. Die Affen, Elefanten, Dromedare, Schaustücke und Kostbarkeiten, womit am mittelalterlichen Hoflager der Kaiser morgenländische Gesandtschaften erschienen, stellten überbrachte Geschenke der sarazenischen Herren dar, und daneben sollten sie nach einer asiatischen Berechnung, die in Europa auch nicht fehlschlug, auf die Bewunderung im Volke wirken. Dies letztere Motiv ist erst auf einem Umwege allerdings in das Gesandtenwesen als solches mit hineingekommen. Noch im 17. Jahrhundert finden wir die Herren von der Diplomatie, als welche sie nun schon einen Stand darstellten, nur erst in einem naiveren, ihnen selbst zugute kommenden Aufwand, der namentlich bei den ausgedehnten Friedenskongressen auf viel und gut Essen und Trinken und kollegiale Geselligkeit Wert legte, während ein anderer Teil der Selbstbefriedigung sich in der besonderen Wichtigkeit der Visiten, Kratzfüße, Zeremonialien und Rangtüfteleien gütlich tat. Ludwig XIV. zog in die Dienste des Absolutismus die große Augenwirkung. Er kehrte sozusagen die Schaustellungen um, womit einst die Bürger im üppigen 15. Jahrhundert die Fürsten erfreut hatten, wenn sie in ihre Städte einritten. Den Prunk der Auffahrten mit Karossen, Läufern, Mohren, Pagen, galastrotzenden Dienerschaften, der Ballfeste, Feuerwerke und Gartenfeste, womit Ludwig den höfischen Nimbus erhöhte, verlangte er aus demselben Grunde von dem am Hofe erscheinenden landsässigen Hochadel, weshalb er auch sehr darauf sah, daß dieser sich in der Residenz mit stattlichen „Palais" — in Frankreich sagt man aber Hôtels — einrichten mußte. Diese Schicklichkeiten sind dann mit übergegangen auf die auswärtigen Fürsten, die sich bei dem gebieterischen Großmeister aller Zeremonien vertreten ließen, und in Verbindung damit entstand auch das Gesandtschaftshotel.

Die Politik im 18. Jahrhundert gelangte dazu, beinahe mehr Geld als Klugheit zu kosten. Ein Heer von Mitessern, Empfängern und Zuträgern aller Grade, von der Politik bis zum gewöhnlichen Klatsch, hing sich an die auswärtigen Gesandten, die ihrerseits mit diesen pikanten Klatschgeschichten ihren Herren daheim aufwarteten, damit sie so für ihr Geld auch in der großen Welt mitlebten. (Noch Bismarck als Minister hat Anlaß gefunden, diese Aufmerksamkeiten in den gesandtschaftlichen Berichten abzulehnen und zu wünschen, daß „mehr die förderliche Seite der Aufgabe gepflegt werde".) Sodann galt es, alle möglichen Leute von Einfluß — Hofleute, Beamte, Kammerdiener, Favoritinnen und wiederum deren Günstlinge — mit mehr oder minder kostspieligen „Verehrungen" zu regalieren. Hieraus haben sich, abgekürzt gesagt, die wohlangewandten Zahlungen an fremde Minister, Diplomaten, Publizisten entwickelt, die namentlich in der englischen Koalitionspolitik gegen ihren großen Gegner Napoleon eine wesentliche Rolle gespielt haben. Und endlich die großen Schmiergelder an Zeitungen, welche ja als „öffentliche Meinung" gelten und nicht zum wenigsten die Entschlüsse von unsicheren Regierungen fördern müssen, indem sie sie verkünden, bevor sie gefaßt wurden.

Die Repräsentation hat heute an Sinn und auch an Ausdehnung verloren. Insbesondere die große Tafelhaltung ist längst verschollen, die Gesandten sitzen nicht auf dem täglichen Präsentierbrett, leben und essen wie andere Leute. Das einfache Volk ist gebildeter geworden, gerade sein Empfinden schätzt nicht nach dem Aufwand ab. Anders schätzen natürlich Geschäftsleute in den Hauptstädten, sowie eine tanzlustige, rein gesellschaftliche Schicht es ein, ob die Botschaften „etwas leisten". Bismarck hielt, auch abgesehen vom häuslichen Privatgeschmack, den Luxus in der Diplomatie für wertlos geworden, wollte ihn aber für die „minder zivilisierten Länder" gelten lassen. Zu seinen Zeiten, als die Vereinigten Staaten zum Gesandten am deutschen Kaiserhof Bayard Taylor ernannten, erfreute die Wahl, die auf diesen hochgebildeten, weltmännischen Schriftsteller fiel, der im Kriege von 1870 den Deutschen begeisterte prophetische Strophen in ihrer Sprache zugerufen. In noch nicht lange vergangenen Tagen war man nicht ganz so zufrieden, als das Weiße Haus das geistesberühmte Deutschland durch einen Vertreter mit wissenschaftlichem Namen, doch nicht großem Privatvermögen ehrte.

Mehr den Vergangenheitswerten gehören auch die kleinen, mit höchster Feinheit durchgeführten Diners an, mit denen so mancherlei ausgerichtet oder doch günstig eingeleitet wurde. Die hansischen Gesandten hatten ihren besonderen Ruhm darin und dadurch viele gute Freunde. Aber schließlich handelte es sich um Erleichterungen in der Zollhandhabung und solche nicht weltbewegende Dinge. Die Diplomatie im ganzen war vielköpfiger, vertrat nicht so kompakte Gegensätze, dadurch war sie in sich gesellig bewegter, vermittelter, intimer. Auch sonst paßten diese kleinen Zirkel in die Zeit, als man noch — wie in der diplomatischen Kochkunst — auf das Anregende der Unterhaltung einschließlich der pikanten Gewürze, der „Bonmots", der Sarkasmen, der feineren „Médisance" Wert legte. Er ist nicht erst zur Zeit von Voltaire oder Sanssouci, sondern schon zu der des alten Lebekünstlers in jeglichen Finessen St. Evremond in jener Gesellschaft aufgekommen, auf die jene Fremdwörter deuten, so daß man durch ihre Übersetzung das geschichtliche Bild verdürbe. Die leitende Bestrebung der großen und kleinen Diplomatie

Digitized by Google

war doch, einen magnetischen Reiz der Persönlichkeit zu suchen, der sich nicht durch schriftliche Verhandlungen, Kuriere, bloße Berichterstatter und Agenten ersetzen lasse. In diesem Sinne sagte Talleyrand: Wenn wir nicht überlegen sind, so sind wir überflüssig. Seitdem hat der elektrische Funke noch wiederum die Bedingungen der diplomatischen Tätigkeit verschoben. Auch das mir bekannte, vertrauliche Wort eines vor etlichen Jahren verstorbenen deutschen Botschafters, der an der Stätte seines Wirkens sehr günstige Ergebnisse hinterlassen hat, brauchte denselben Ausdruck, sprach vom gelegentlichen Gefühl des Überflüssigen. „Zu selbständigen Entschlüssen kommt der an Ort und Stelle Befindliche nur selten, dafür hagelt es ‚Direktiven'." — Oder wiederum, sie bleiben aus, und weil man an sie gewöhnt ist, unterbleibt dann auch das Eigene. Mit alledem werden jedoch so überaus wichtige Fragen angeschnitten, daß sie nicht im Vorbeigehen betrachtet werden können und anderseits im jetzigen Zeitpunkt nicht vollinhaltlich behandelt werden dürften.

Magnetische Persönlichkeiten, von edleren Eigenschaften als der vorhin genannte Talleyrand, wird man immer im Diplomatenstande antreffen. Spannungen zwischen einer solchen persönlichen Denkweise und den hinlänglich bekannten Überlieferungen der englischen Politik können oder müssen in stark bewegten Zeiten zum privaten Widerstreit werden, und sie sind schon früher derartig empfunden worden. Ich rechne dahin auch den oft zitierten Eintrag des Sir Henry Wotton um 1600 in das Stammbuch eines Freundes: Legatus est vir bonus peregre missus ad mentiendum rei publicae causa, „ein Gesandter ist ein anständiger Kerl, den man nach auswärts schickt, um von Staats wegen zu lügen." Die sich über das Wort entrüstenden Übersetzer tun unrecht, das Wort bonus wegzulassen. Der ganze Eintrag ist unmöglich, wenn er nicht unter nahen Freunden einem Bedürfnis des Selbstironischen entspringt.

Hier soll aber nun nicht das Unrecht des Anscheins verschuldet werden, als müßte man nach schöneren Persönlichkeiten der Diplomatie nur unter den nichtdeutschen suchen gehn. Ich denke eines Mannes, der jede Vornehmheit mitbrachte, bei dem die „Repräsentationen" in seiner Familie hinaufreichten in die Zeit van Dycks und in die des Kaisers Barbarossa, — der nachts noch arbeitete, um seinem Kanzlei-Hofrat es leichter zu machen, der in seinem Gartenlandhaus auf dem Sofa schlief, um einem ahnungslosen Gast sein eigenes Zimmer zu geben, der einst als junger Jurist sich mit dem utopischen Plan getragen hatte, mit seinem großen Reichtum eine unentgeltliche Anwaltpraxis zugunsten der Bedrückten auszuüben. Er ist tot, aber noch sprechen die Staatspersönlichkeiten des Landes von diesem ausgezeichneten deutschen Vertreter, und lebte er, wurde unlängst gesagt, so würde man dort weniger meinen, daß Deutschland in seiner Unersättlichkeit die friedlichen Nachbarn überfallen habe und wehrlose Frauen und Kinder hingeschlachtet. Er, der Unverheiratete, in seiner feinfühligen Kunst, zu vereinigen, zu erfreuen und scheinbar niemals zu verpflichten, durchdrang den Kreis der örtlichen Diplomatie mit Zusammenhalt und Wärme, und manchen Leser überrascht es vielleicht zu hören, mit welcher Hingebung dort an bestimmten Abenden in der Gastwirtschaft, die ein französisches Ehepaar hielt, hemdärmelige Gesandte der Alten und Neuen Welt Kegel schoben.

Die Diplomatie, die um 1848 jung war und zur Zeit des großen Reichskanzlers im Ruhestande lebte, hätte diese Leibesübung vielleicht demokratisch gefunden, wozu ja durch ältere, verschollene Männlichkeitsgegensätze damals noch manches gestempelt war. Um so mehr schwebte ihrem Standesgefühl, auch wenn sie das Buch Castigliones nicht kannte, der allseitig vollendete Weltmann in der geistigen Beziehung vor, der Cortigiano aus den Renaissancestaaten, der in den durch den Namen St. Evremonds schon angedeuteten adlig-militärisch-höfischen Kreisen sein Wiederaufleben als französische Spielart gefunden. Die Diplomaten noch des älteren 19. Jahrhunderts gaben dem Ranggefühl der geistigen Verpflichtung Ausdruck in ihren mit einer ästhetischen Liebe geschriebenen Briefen, in ihrer durch Inhalte oder durch Feinheiten stets belebten Unterhaltung, im Umgang mit nicht allzu weltfremden Gelehrten, den sie gerne suchten, in ihren gutgepflegten Bibliotheken, in dem besonderen Ehrgeiz, Erkenntnisse und Beobachtungen aus ihrer Umwelt in feingeschliffene Aphorismen zu verwandeln. Und wenn sie Denkwürdigkeiten abfaßten, so war Gedachtes und Gelebtes darin, noch nicht der nüchterne Vorzimmercharakter, der neuere Planetoiden zuweilen so ärmlich aus der Zeit Bismarcks und von diesem erzählen läßt. Ihre verständnisvolle Geschichtskenntnis, die zu der Zeit der Dahlmann, Ranke, Droysen, Sybel, Treitschke für den Politiker — sogar noch für Parlamentarier — zum gebildet Selbstverständlichen gehörte, richtete sich mit einer aufmerksamen besonderen Wertung auf die Überlieferungen und Namen der geschichtlichen Diplomatie. Sie fanden ihren persönlichsten Lehrstoff in diesen biographischen Bildern, schufen sich Klarheit und Rechenschaft über die Technik, die Standpunkte, die Berufstheorien und die Berufsmoral dieser Überlieferungen, und eine vielgeübte Gepflogenheit war, wenn man sich auf kein Bismarcksches Gedächtnis zu verlassen traute, in stillen handschriftlichen Heften, die man unter sehr guten Freunden auch wohl austauschte, Zitate und geistreiche Aussprüche, kluge oder gelehrte Bemerkungen über Staat, Fürsten, Völker, Politik, bekannte und minder bekannte Epigramme, Gescheitheiten, Bos-

Digitized by Google

heiten, geflügelte Worte und Anekdoten zusammenzutragen. So war allerdings eine Methode der internen Berufsstudien auch in ihnen leitend. Immerhin in einer freieren Weise als in der Ära der Examina. Was dieser die Präzedenzfälle sind, waren jenen mehr die Eigenschaften, Grundsätze, Leitworte von Vorgängern, die sie sich zum Muster nahmen. Zum Bilde des Epigonischen, Zurückblickenden gehört auch dies. Im großen und ganzen mußten die sorgfältigen Kleinmeister aus der deutschen Bundeszeit, gerade die fachbewußteren, angesichts der machtvoll diesen Boden durchbrechenden und ihn erschütternden Bismarckschen Originalität im gewissen inneren Widerstande stecken bleiben. Diese eigentlich Nächstberufenen, um einen ganz großen Staatsmann dem Verständnis auszudeuten, überließen das Anderen, auch wenn sie sich als Deutsche des Gewordenen freuten und Leistung, Bedeutung gewiß nicht verkannten. Bezeichnend auch, wie sie dann noch immer um Bismarcks Überlegenheit herum nach den Entnehmungen und Vorbildern spürten. Es mag hier genügen, als Beispiel dafür die sich im Hause des Gesandten v. Bunsen erhaltende Meinung zu erwähnen, Bismarck habe das Verfahren der Aufrichtigkeit dem Lord Stair († 1747) abgesehen. Wieviel ist über dieses „Verfahren", das weit mehr ein Charakterzug war, aus der alten Methodik herausgetüftelt worden! Er sage die Wahrheit, damit sie nicht geglaubt werde; er überfeinere die Talleyrandsche Kunst, „durch die Sprache die Gedanken zu verbergen", und ähnliches mehr. Bismarck selbst hat gesagt, er „behalte den Mut", wenn er bei der Wahrheit bleibe. Und: der vornehmste Stand dürfe an sich nichts dulden, was ihn beflecke.

Lord Stair war ein guter Diplomat Englands am Pariser Hofe, aus der soldatischen Schule Marlboroughs und selber von ansehnlichen Heerführererfolgen. An gescheiten Aufrichtigkeiten hat er es nicht fehlen lassen; als Anno 1714 am Hofe ihn die alte Maintenon mit ermutigendem Anlächeln fragte, er möge ihr erklären, warum England unter dem weiblichen Königtum (der Königin Anna) sich so glücklich befunden, antwortete er mit höflichstem Gesicht: Er denke, deswegen, weil unter dem männlichen Königtum die Frauenzimmer regierten und unter dem weiblichen die Männer.

Und das wird, wer immer auf dem Thron sitzt, durch alle Gedankentiefen und Wandlungen der Diplomatie hindurch auch immer die Hauptsache bleiben, daß sie Männer zu Vertretern findet.

Zwei Gedichte von Frida Schanz

Welch tiefes Träumen

Welch seltsam tiefes Träumen lastet nun
Auf allen Wegen und auf allen Stunden!
Die sonnenfrohen Sommerfalter ruhn
Auf staubigem Laube, reglos, wie verschwunden.
Und regungslos gleich müden Schmetterlingen
Ruht auch das Leben nach dem hohen Flug.
Wie war es groß, als es die Flügel schlug,
Und welch ein Leuchten ging von seinen Schwingen!

Brenta-Wellen

Wie genoß ich euch beim Wandern,
Wellen, Wellen, Brenta-Wellen!
Eine jede schien der andern
Immer lachend nachzustellen.

Einer jeden ganzes Leben
Schien ein haschendes Erfassen
Alles Frohsinns dieser Reben,
Dieses Blühns in den Terrassen!

Aus der Schluchten feiner Enge
Stürzten neue Adern nieder,
Perlenweiße, wilde Stränge,
Immer neue, immer wieder!

Wie sie ihren Pfad sich machten,
Mit den Wellen sich zu einen, —
Jenen, die so rhythmisch lachten
Ob des Strombetts großen Steinen!

Mit den silberschuppenhellen,
Die so grad die Straße fanden
Nach dem Meer. — Aus solchen Wellen
Ist dies kleine Lied entstanden! —

Digitized by Google

Die Geschichte vom Kalifen und dem Teufel

Ein Märchen

von Julius R. Haarhaus

Als der Kalif Harun al Raschid, Sohn des Hadi ibn Mahdi, der fünfte Herrscher aus dem Hause des Abbas el Saffah — Ruhm und Ehre seinem Namen und die Gnade des Allerbarmenden! — in der vierzehnten Nacht des Monats Redscheb im Jahre der Hedschra 188 mit Dschaafar, dem Barmekiden, nach seiner Gewohnheit verkleidet durch die Gassen Bagdads wanderte, um durch die eigenen Augen und Ohren Belehrung zu empfangen über die Dinge, die den Großen und Mächtigen sonst mit sieben Schleiern verschleiert bleiben, geschah es, daß er bei einer Schenke vorüberkam, aus der ihm ein wüster Lärm entgegenscholl. Er winkte seinem Wesir, stehenzubleiben, horchte und vernahm, wie drinnen in dem Hause mehrere Menschen mit lallender Zunge aufeinander losschimpften, sich prügelten und in ihrer blinden Wut Krüge und Becher zerschlugen. Und während der Kalif und der erste seiner Diener noch vor der Pforte standen und zu erraten suchten, was wohl die Ursache dieses unanständigen Streites sei, traten die Nachbarn aus ihren Häusern und schalten auf die Störer ihrer Ruhe, auf den Wirt, der solches Gesindel in seiner Schenke dulde, auf die Wächter der Stadt, die nie zugegen wären, wenn irgendwo eine Prügelei stattfinde, auf den Wali, der keine zuverlässigeren Wächter anstelle, und schließlich auf den Kalifen selbst, der dem Wali alles durch die Finger sähe und ihn schalten und walten lasse, wie es ihm beliebe. Und ein alter Pantoffelmacher, der Harun und Dschaafar ihrer groben Kutten halber für persische Bettelmönche hielt, wandte sich zu ihnen und sagte: „Da seht ihr, heilige Männer, wie es hier in Bagdad zugeht! Die Stadt, darinnen der Nachfolger und Statthalter unseres erhabenen Propheten residiert, ist ungeachtet ihrer vielen Moscheen und Märtyrergräber ein Pfuhl der Sünde, und der in Wahrheit das Regiment führt und die Menschen zur Unmäßigkeit verleitet, daraus alle Übel der Welt entspringen, ist kein anderer als Satan."

„Da hörst du, Barmaki Dschaafar, wie meine Untertanen über mich reden," bemerkte der Kalif im Weitergehen, „wenn sich ein paar Trunkene raufen, so soll ich schuld daran sein."

„Laß die Leute reden, Gebieter der Gläubigen!" antwortete der Wesir, „sie wissen es nicht anders, als daß alles aus deiner Hand kommt, das Gute wie das Böse."

Und da sie weitergingen, gelangten sie zu dem Hause eines Kaufmanns, der mit Parfümerien handelte, mit Rosenwasser und Orangenblütenwasser, mit Veilchen- und Weidenblütenwasser, mit Weihrauch, grauem Amber und Moschus. Durch das vergitterte Fenster des Harems fiel noch ein Lichtschein auf die Gasse, und man hörte drinnen die scharfe Stimme eines Weibes und dazwischen nur die Seufzer eines Mannes, der die Hoffnung aufgegeben zu haben schien, auch einmal zu Worte zu kommen. Und das Weib sprach: „Du willst ein Kaufmann sein und der Vornehmste in der Zunft der Parfümeriehändler! Ein schöner Kaufmann, der nicht einmal soviel verdient, daß er seiner Frau ein Kleid aus Seide von Mossul kaufen kann und einen Mantel aus Brokat, dazu ein Halsband von Perlen und einen Ring mit einem Rubin! Hat der Kalif nicht tausend Frauen, und schenkt er nicht jeder von ihnen zum Beiramfeste mehr an kostbaren Gewändern und Schmuck, als zehn Lastkamele tragen können? Und du hast nur mich und läßt mich in Lumpen gehen wie eine Bettlerin? Hätte ich mich doch nicht beschwatzen lassen, dich zum

Digitized by Google

Manne zu nehmen, du armseliger Schlucker, denn mit meiner Schönheit hätte ich einen ganz andern Gatten bekommen können, einen Wesir oder Emir oder gar einen Prinzen!"

„O Weib," erwidert: der Mann, „der Teufel hat dich verblendet und in den Becher deiner Seele das Gift der Überhebung und der Eitelkeit geträufelt! Wie kannst du dich vermessen, mich, der sich kümmerlich durch den Handel mit wohlriechenden Wassern ernährt, mit unserm erhabenen Kalifen zu vergleichen! Er braucht nur die Hand auszustrecken, dann fließt ein Strom von Gold in seine Schatzkammern. Hundert Provinzen, die er mit dem Schwerte geraubt hat, müssen ihm Tribut zollen, von jedem Weizenkorn, das zur Mühle geht, erhebt er eine Abgabe; wer sich um ein Amt bewirbt, findet keine Berücksichtigung, wenn er nicht einen Beutel mit tausend Dinaren in den Palast sendet, und der Ärmste, der sein Recht sucht, muß seinen letzten Dirhem vor dem Richterstuhle zu Boden fallen lassen, damit der Hüter des Rechtes auf ihn aufmerksam wird."

Als Harun al Raschid diese Worte vernahm, ergriff er Dschaafar am Ärmel seiner Kutte und zog ihn mit sich fort: „Wir sind erkannt, Barmaki Dschaafar," sagte er, sich vor Lachen schüttelnd, „vor Allah und diesem Kaufmann bleibt nichts im verborgenen. Aber mich verlangt nicht danach, ihm noch länger zuzuhören, denn in sechs Wochen beginnt der Ramadan, und da wird der Chatib meiner Hofmoschee mir in seinen Predigten ohnehin genug bittre Pillen zu schlucken geben."

Sie setzten ihren Weg fort; da sie aber auf den Platz kamen, den man den Dattelmarkt nennt, begegneten ihnen zwei Häscher des Muhtasib, die einen Gefesselten zwischen sich führten und, so oft er sich ihnen zu entwinden versuchte, mit ihren Stäben wacker auf ihn eindraschen.

„Im Namen Allahs, des Allerbarmenden, haltet an!" gebot Harun, indem er vor sie hintrat, „was hat dieser Mensch begangen?"

„Guter Freund," erwiderte der eine der Häscher, „spar' dein Mitleid für einen Würdigeren auf! Dieser hier ist ein Dieb, den wir auf frischer Tat ergriffen, als er in eine Schlächterbude einbrach und eine Hammelkeule stahl."

„Ist das wahr, du Hundesohn?" wandte sich der Kalif an den Gefesselten, „hast du vergessen, was der Koran denen androht, die sich an fremdem Eigentum vergreifen?"

„O heiliger Pilger, ich weiß, daß ich unrecht tat, aber vielleicht urteilst du milder über mich, wenn du erfährst, daß ich und mein Weib und meine sieben Kinder schon drei Tage gehungert haben," verteidigte sich der Dieb. „Siehe, ich bin ein armer Lastträger und habe mich, seit ich zurückdenken kann, immer redlich durchgeschlagen. Nun aber, da ich krank geworden bin, ist die Kraft meiner Arme und meines Rückens von mir gewichen, und ich gleiche mehr einem kreuzlahmen Esel denn einem Kamel mit rundem Bauche und gewölbten Schenkeln. Unter den Kaufleuten der Basare ist keiner, der mir Arbeit gibt, und ich weiß nicht, wie ich fortan mein kärglich Brot verdienen soll. Heute morgen wollte ich zum Palaste des Kalifen gehen und nachfragen, ob mich einer der Pferdepfleger vielleicht als Stallburschen gebrauchen könnte. Und wie ich vor dem Tore stand und schon halb wieder verzagte, siehe, da wurden die Pforten aufgetan, und der Beherrscher der Gläubigen ritt hinaus zur Jagd in die Tigrisebene, und wie das Weiße im Auge den Augenstern, so umgaben ihn die Wesire und Emire, die Nabobs und die Großen des Reiches und die Kämmerlinge, die Verschnittenen und Mamelucken. Und sie kamen, wohl an die tausend Reiter, in königlichem Schmuck auf edlen Pferden, schnell wie der Sturm und feurig wie Wetterleuchten, mit Sakerfalken und Schahinfalken und Sonkorfalken und turkmenischen Windhunden und allem, was zur Jagd gehört. Und wie ich dastand und über all der Pracht meinen Hunger und meine Not vergaß, da flüsterte mir Satan ins Ohr: ‚O Sohn des Khassib, stehet nicht geschrieben: es ist kein Unterschied zwischen Muslim und Muslim? Wie kommt es, daß er, der dort im grünen Turban reitet, der reichste der Menschen ist und du der ärmste? Seid ihr nicht beide nackt und bloß zur Welt gekommen, und werdet ihr nicht beide, wenn eure Stunde da sein wird, wieder nackt und bloß von hinnen gehen? Tu deine Augen auf und gebrauche deinen Verstand, dann wirst du erkennen, daß, wenn die göttliche Gerechtigkeit nicht schliefe,

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Wilhelm Schneider-Didam

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF

Digitized by Google

der Mann dort im grünen Turban von Rechts wegen nicht reicher sein dürfte als du. Ist sein Gewand nicht Beute aus Damaskus und der Diamant, den er als Knopf des Turbans trägt, nicht Raub aus Hindostan? Sind seine Falkoniere nicht gefangene Kurden, deren Land er überfiel und die er zu Sklaven machte; sind die Rosse, die sie reiten, nicht ein erzwungener Tribut vom Lande Jemen? Nichts ist sein Eigentum, es sei denn, daß man Eigentum nennt, was man mit List oder Gewalt einem andern genommen hat. Und du, Sohn des Khassib, maßest du dir an, rechtschaffener und frömmer sein zu wollen als der Nachfolger und Statthalter des Propheten? Warum machst du's nicht wie er und greifst zu, wenn du etwas siehst, dessen du bedarfst? Weißt du nicht, daß Gott seine Gaben für alle bestimmt hat? Willst du mit den Deinen darben, wenn andere im Überflusse leben?' Also sprach Satan zu mir, und da ging ich hin und nahm mir eine Hammelkeule aus der Bude Taribs, des Schlächters, aber die Hunde schlugen an, und der Schlächter kam herbei und hielt mich fest und übergab mich diesen Männern hier. Ich habe weder Glück noch Stern, wie denn der Dichter von meinesgleichen sagt:

Bist dem Schicksal, Armer, du verhaßt, wird sogar das Riesen dir mißlingen,
Brücken brechen unter deiner Last, drüber tausend Elefanten gingen."

Als der Dieb diese Verse gesprochen hatte, stießen ihn die Häscher fort und schleppten ihn in das Gefängnis des Stadtviertels. Der Kalif aber dachte über seine Worte nach und sagte zu seinem Begleiter: „Wenn es der Teufel so weiter treibt, dann wird es um meine Macht und Herrlichkeit bald geschehen sein, Barmaki Dschaafar. Wir müssen Satan das Handwerk legen und ihn auf irgendeine Weise unschädlich machen, denn er hetzt meine Untertanen gegen mich auf und erfüllt sie mit dem Geiste der Rebellion."

„O Herr und Gebieter," erwiderte der Wesir, „wenn der Teufel dein Feind ist, so beweist das nur, daß du vor Allahs Augen Gnade gefunden hast. Fürchte dich nicht, denn die Macht des Allmächtigen wird dich schon zu schützen wissen."

„Wahr gesprochen, Wesir! Aber es scheint mir doch klüger, die göttliche Macht nicht erst auf die Probe zu stellen. Hat mir Allah die Herrschaft über dieses Land gegeben, so hat er auch gewollt, daß ich mich ihrer bediene. Wer ein Schwert trägt und die Hand nicht am Knaufe hält, der ist wert, daß man ihn mit Ruten züchtigt. Laß uns also darüber nachsinnen, wie wir uns des Teufels bemächtigen."

„Wie dürfen wir es wagen, in die heilige Ordnung des Geschaffenen einzugreifen, erhabener Kalif!" wandte Dschaafar ein. „Glaubst du, daß der Allmächtige den Teufel in die Welt gesetzt hätte, wenn er nicht zu irgend etwas nütze wäre? Steht nicht auch dem Lichte die Finsternis gegenüber und dem Tage die Nacht? Grenzt nicht an die gesegnete Ebene der Zwillingsströme die unfruchtbare Wüste? Wer könnte den Wert des Guten ermessen, wenn er nicht jederzeit auch das Böse vor Augen hätte? Ich rate dir, erhabener Fürst, befrage, ehe du etwas gegen den Teufel unternimmst, die Weisen und die Sterndeuter deines Reiches und befiehl ihnen, im heiligen Koran, in der Sunna und im Hadis nachzuforschen, ob das, was du zu tun im Sinne hast, auch wohlgetan sei."

Obgleich Harun al Raschid fest entschlossen war, seinen Vorsatz auszuführen, gab er dem Drängen Dschaafars nach und ließ gleich am nächsten Tage die Astrologen seines Hofes, die Scheichs der Moscheen, die Chatibs, Imams und Mullas, dazu die Lehrer an der Olema und die Koranausleger der Medressen zusammenrufen. Er wußte, daß es in seiner Macht stand, die Fragen, die er an sie richten wollte, so zu stellen, daß er die gewünschten Antworten darauf erhielt, zudem lag ihm daran, die Verantwortung für das geplante Unternehmen auf sie abzuwälzen, und endlich bedurfte er auch ihrer Gelehrsamkeit, um zu erfahren, auf welche Weise er des Teufels habhaft werden könne.

Die Beratung verlief denn auch ganz nach Wunsch, aber wenn auch die erste Frage des Kalifen, ob es ein gottwohlgefälliges Werk sei, die Macht Satans zu brechen, einstimmig bejaht wurde, so fand sich unter den Gelehrten nur ein einziger, der die zweite, nämlich die, wie dem Teufel eine Schlinge zu legen sei, zu beantworten wußte. Es war ein junger Imam von

Digitized by Google

der Moschee, die man Dschamah el Merdschamiah nennt, ein Mann, der nicht gerade im Geruche des frömmsten Lebenswandels stand und von dem man munkelte, daß er heimlich dem Genusse des Weines huldige und, anstatt über die Suren des Korans nachzusinnen, Gedichte auf den schlanken Wuchs und die Gazellenaugen der jungen Schönen seines Stadtviertels mache. Deshalb erhob sich, als er das Wort begehrte, in der Versammlung ein Murmeln des Erstaunens, und es war keiner, der ihm die Fähigkeit zutraute, in einer so schwierigen und ungewöhnlichen Sache einen verständigen Rat zu erteilen. Aber wie man zuweilen irdene Töpfe findet, die einen Goldschatz bergen, wie die rauhesten Muschelschalen gewöhnlich die edelsten Perlen einschließen, und halbverschüttete Brunnen mitunter das köstlichste Wasser spenden, so bewährte sich auch an dem jungen Imam das Wort des Dichters:

Wenn des Himmels helle Sterne hinter Wolken dir entschwinden,
Läßt ein Stückchen faulen Holzes dich noch Weg und Richtung finden.

Er warf sich vor dem Throne des Kalifen nieder, küßte den Boden zwischen seinen Händen und sagte: „Wenn einer den Teufel fesseln kann, so ist es Duban, der fromme Sufi, der draußen auf dem Totenacker vor dem Taubentor in einem Grabmal wohnt und jeden zweiten Tag fastet. Er ist nicht nur in allen Wissenschaften und Künsten erfahren, sondern auch ein Heiliger, dem die Geister der Hölle nichts anzuhaben vermögen. Deshalb rate ich, Herr des Erdkreises, sende einen deiner Mamelucken zu ihm, daß er vor deinem Angesicht erscheine und deine Befehle entgegennehme."

Da schickte Harun einen seiner Kämmerlinge zum Totenacker und ließ den Sufi zu sich entbieten. Aber der heilige Mann kam nicht, ließ vielmehr dem Kalifen melden, er möge sich, wenn er etwas von ihm wolle, in eigener Person zu ihm bemühen, denn er fürchte, daß sich die Luft des Hofes wie der Moschus in seine Kutte festsetzen und den Duft seiner Heiligkeit beeinträchtigen könne. Zuerst ergrimmte der Fürst ob dieser Anmaßung des frommen Einsiedlers, als er aber bedacht hatte, daß der Mann, von dem er so Ungewöhnliches zu verlangen im Begriffe stand, auch berechtigt sei, besondere Rücksicht zu beanspruchen, bezwang er seinen Zorn und ritt mit großem Gefolge zum Totenacker hinaus.

Der Sufi, der bei der Ankunft des Reiterzuges gerade auf dem Estrich des Grabgewölbes saß und zur Erholung von seinen Andachtsübungen mit einer gezähmten Maus spielte, hielt es nicht für der Mühe wert, sich beim Eintritt des hohen Besuchers zu erheben, sondern sagte, seine Beschäftigung mit dem Tierchen fortsetzend: „Ich weiß schon, was dich zu mir führt, Abbasside; du kannst dir also jedes Wort sparen. Und ob dein Verlangen auch töricht ist, so will ich ihm dennoch nachkommen, denn Kindern und Fürsten soll man ihren Willen tun, wenn man Wert darauf legt, in Ruhe und Frieden zu leben. Geh jetzt heim und besuch' mich wieder in der Nacht des Neumondes, aber ohne fürstlichen Schmuck, sondern im Gewande eines Hadschi mit Stab und Pilgerflasche. Und bring nicht mehr als einen von deinen Leuten mit, einen Mann, der sich nicht fürchtet und der zu schweigen versteht." Und indem er die Maus in den Ärmel seiner Kutte schlüpfen ließ, stand er auf, trat auf die Matte, die ihm als Gebetsteppich diente, und verrichtete seine Andacht.

Der Kalif kehrte ein wenig enttäuscht heim. Er hatte gehofft, seinen Wunsch sogleich erfüllt zu sehen, und mußte sich nun bis zu der Nacht des Neumondes gedulden.

Als diese endlich da war, begab er sich mit Dschaafar zum Totenacker. Der Sufi, der ihn schon erwartet hatte, ließ die beiden in das Gewölbe treten, das eine Grablampe mit mattem Licht erleuchtete. „Abbasside," sprach er, „der, den du suchst, ist schon hier, du selbst hast ihn mitgebracht, wie denn kein Heiligtum ist, in das der Mensch nicht das Böse hineintrüge. Nun steht es in deiner Macht, dem Teufel den Rückzug abzuschneiden und ihm diese Mauern als Kerker anzuweisen. Knie nieder in den Staub und schreib mit diesem Stückchen Kohle auf die Schwelle der Tür die Worte: ‚Es ist keine Majestät, und es gibt keine Macht, außer bei Allah, dem glorreichen, großen!'"

Und während der Beherrscher der Gläubigen dem Gebote des frommen Einsiedlers nachkam, zog dieser mit einem Messer, in dessen Klinge der Name Allahs eingraviert

Digitized by Google

war, auf den Fliesen des Bodens einen Kreis und schrieb mit Kreide heilige Formeln in kufischer Schrift hinein. Dann löste er von Haruns Gürtel die Pilgerflasche aus gebrannter Erde, stellte sie in die Mitte des Kreises und sprach die Beschwörung. Und siehe da: die bleierne Verschlußkapsel der Flasche sprang mit einem gewaltigen Knall in die Luft, und aus dem Gefäße stieg eine Rauchsäule empor, die zu einer gelbgrauen Wolke anwuchs und den ganzen Raum mit einem Gestank wie von verbranntem Kamelmist und Schwefel füllte, so daß dem Kalifen und seinem Wesir der Atem verging und das Wasser in die Augen trat. Und da aller Rauch aus der Flasche gezogen war, und das Licht der Lampe wie durch sieben Schleier schien, vernahmen Harun und Dschaafar abermals einen Knall, noch stärker als der erste und nicht anders, als der Donner, wenn ein Blitz in einen Baum schlägt. Als sie aber die Augen wieder öffneten, stand ein Ifrit vor ihnen, nicht größer als ein Mensch, aber mit zwei Bockshörnern an der Stirn wie Moses, der Sohn Omrans, der da Türhüter war im Palaste des Pharao, und wie Iskender, der Zweigehörnte. Dieser Ifrit war der Teufel selbst, und er redete den Kalifen, der mit Dschaafar und dem Sufi außerhalb des Kreises stand, also an: „Wer bist du, Menschlein, daß du es wagst, mich, den Kalifen der Hölle, um diese Stunde der Nacht zu behelligen?“

Der Gefragte erwiderte: „Ich bin Harun, der Abbassíde, der Knecht Allahs und der Geringste der Muslimen. Aber da mir der Allerbarmende in seiner Gnade erlaubt, diesen frommen Einsiedler zu meinen Untertanen zu zählen, so habe ich die Macht, auch über das Reich der Hölle zu gebieten.“

„Und was verlangst du von mir?“ fragte der Teufel.

„Daß du dieses Gemäuer nicht wieder verläßt, bis die Engel den Tag des Gerichtes verkünden.“

„Armseliges Menschlein!“ rief Satan, „glaubst du etwa, dieser Kreis vermöchte mich festzuhalten? Sieh her, wie ich der Kunst deines Untertanen spotte!“ Damit trat er aus dem Zirkel und näherte sich, ins Riesenhafte wachsend, Harun und Dschaafar mit so drohenden Gebärden, daß beide entsetzt zurückwichen und durch die Pforte ins Freie eilten. Der Fürst der Hölle wollte ihnen folgen, als er aber die Schrift auf der Schwelle sah, blieb er stehen, kraute sich den Kopf und ging mit sich zu Rate, denn er erkannte, daß er wirklich Haruns Gefangener sei. Und da er kein Mittel unversucht lassen wollte, um aus seinem Kerker zu entrinnen, verwandelte er sich wieder in eine Rauchwolke, um auf diese Weise in die Flasche zurückzugelangen. Aber Duban, der seine Absicht erriet, ergriff den Pilgerstab, den der Kalif in dem Gewölbe hatte stehenlassen, und schlug das Gefäß in Scherben.

Da nahm der Böse wieder menschliche Gestalt an und sagte zu Harun: „Du willst ein Muslim sein und schreibst den Namen Allahs auf eine Türschwelle, daß ihn die Menschen mit Füßen treten?“

Aber der Beherrscher der Gläubigen, der in den Schriften der Dichter wohlbeschlagen war, ließ sich nicht aus der Fassung bringen, sondern erwiderte: „O bemitleidenswerter Teufel, wie schlecht ist es um deine Kenntnisse bestellt! Weißt du nicht, daß geschrieben stehet:

Was Gott erschuf, ist heilig. Wie die Erde
So auch der Fuß des Menschen, der sie tritt.
Drum wandle, Pilger, so, daß jeder Schritt
Zu einer rechten Andachtsübung werde!?“

„Was kümmern mich deine Dichter!“ rief Satan unwillig. „Laß uns lieber ein vernünftiges Wort miteinander reden! Ob sich dein Reich auch erstreckt vom Libanon bis zum Pandschab und vom Kaukasus bis zum Meer von Oman, so hegt deine Seele doch Wünsche, die nur ich zu erfüllen vermag. Sei also klug, Kalif, und lösche die Schrift dort auf der Schwelle, dann wirst du, wenn du heimkehrst, in deinem Harem die zehn schönsten Mädchen finden, die die Erde trägt, fünf weiß wie Elfenbein und strahlend wie der volle Mond, mit Gazellenaugen und gewölbten Brauen, mit Lippen wie Karneol und Haar wie der Vorhang der Nacht, und fünf schwarz wie Ebenholz, mit dem Wuchse der Zeder und den Gliedern der Antilope, mit Augen, deren Weißes den Schnee beschämt, und mit Zähnen wie die Blätter der Kamillenblüte.“

„Und wenn du mir hundert Mädchen versprächest,“ entgegnete Harun, „so würdest du mich doch nicht gefügig machen.

Digitized by Google

Denn Jugend ist vergänglich und Schönheit verblüht, und es ist nichts von Bestand außer der Tugend und einem reinen Gewissen. Und damit du weißt, woran du mit mir bist, so schwöre ich bei den Häuptern Emins, Mamuns und Kasins, meiner Söhne, daß ich die Schrift dort nie und nimmer auslöschen werde!"

„Nun ja, ich verstehe schon," sagte der Teufel, „du bist der Weiber überdrüssig, was deinem Verstande Ehre macht. Aber ist nicht noch Raum in deinen Schatzkammern? Wie wäre es, wenn ich dir die Schätze Indiens verschaffte, Gold und Silber, gemünzt und ungemünzt, dazu Edelsteine und Perlen, mehr als tausend Lastkamele tragen können?"

„Willst du verschenken, was nicht dein ist, o Vater der Lüge?" erwiderte der Kalif. „Glaubst du, ich würde dir gestatten, mich mit Schätzen zu bereichern, die du erst andern rauben mußt? Siehe, du verlockst mich nicht, und ich schwöre zum andern Male beim Barte des Propheten, daß ich die Schrift nicht von der Schwelle tilgen werde, solange mir Allahs Gnade das Leben schenkt."

Da schlug sich der Teufel mit der flachen Hand so stark vor die Stirn, daß ihm Funken aus den Augen stoben, und sagte: „Wie konnte ich nur so töricht sein und dir, dem reichsten Fürsten auf dem Erdenrunde, Gold und Silber anbieten! Das hieße ja, Sand in die Wüste tragen und Wasser in das Meer gießen! Du strebst nach Höherem, nach der Herrschaft über die Länder des Sonnenuntergangs, und deshalb will ich dir, wenn du meinen Wunsch erfüllst, das Reich des byzantinischen Kaisers geben, das das größte ist unter den Reichen der Welt und sich von Lasistan erstreckt bis zu der Stadt Venedig."

Jetzt lachte der Kalif laut auf und rief: „Denkst du, armseliger Satan, ich bedürfte deiner, um das Zeichen meiner Hand an die Quadern der Hagia Sophia zu drücken? Weißt du nicht, daß die Fahne des Propheten schon auf den Zinnen von Mazaka flattert, und daß meine Panzerreiter ihre Rosse aus dem Kisil-Irmak tränken? Es ist kein Sieg und keine Macht, die nicht von Allah kommen, und wenn ich mir das Reich des byzantinischen Kaisers unterwerfe, so tu' ich's nur, um das Panier des Islam in den Ländern der Ungläubigen aufzurichten. Und nun schwöre ich zum dritten Male bei der Allmacht des Allmächtigen, daß ich nie und nimmer die Schrift von dieser Schwelle wegwischen werde. Gehab' dich wohl und laß dir die Zeit nicht lang werden bis zu dem Tage, von dem geschrieben stehet: Es werden die Sterne verstreut werden wie Weizenkörner in der Hand des Sämanns, und die Himmel zusammengerollt werden wie die Teppiche im Basar."

Und da der Kalif diese Worte gesprochen hatte, winkte er seinem Wesir und ging mit ihm von dannen, froh, daß die Macht des Bösen nun gebrochen war, und daß er, Allah vorgreifend, schon auf Erden den Zustand der Unschuld, Reinheit und Seligkeit herbeigeführt hatte, den der Koran den Begnadeten im Paradiese verheißt. Der Sufi Duban aber blieb bei dem gefangenen Teufel in dem Grabgewölbe zurück und leistete ihm ohne Furcht Gesellschaft, denn da er schon bei Lebzeiten ein Heiliger war, vermochte ihm der Fürst der Hölle nichts anzuhaben. Und sie gaben sich Zeitvertreibs halber gegenseitig Rätsel auf, doch keiner vermochte die des andern zu raten, weil ihre Gedanken so weit voneinander entfernt waren wie Morgen und Abend.

⁂ ⁂ ⁂

Als nun drei Monate vergangen waren, geschah es, daß der Kalif, der jetzt selbst so zurückgezogen lebte wie ein Einsiedler, Dschaafar, den Barmekiden, zu sich entbieten ließ.

„Was sagst du nun, Wesir," redete er ihn an, „habe ich nicht wohl daran getan, den Teufel einzukerkern? Leben meine Untertanen jetzt nicht wie im Himmel?"

„Wenn es im Himmel so still ist wie jetzt in Bagdad, dann sprichst du die Wahrheit, Beherrscher der Gläubigen!" erwiderte Dschaafar.

„Denke dir nur," fuhr Harun fort, indem er den Koran, in dem er gelesen hatte, zuklappte und küßte, „letzte Nacht bin ich ganz allein durch die Stadt gegangen."

„Und was hast du gesehen und gehört, erhabener Gebieter?"

„Nichts, rein gar nichts! Es war kein Mensch mehr auf der Gasse, und die Schen-

Digitized by Google

Karussell. Gemälde von Josse Goossens

Digitized by Google

[illegible] LIBRARY
[illegible]

Digitized by Google

ken, darinnen die Gäste sonst doch bis zum Morgengrauen tranken, sangen und lärmten, waren alle fest verschlossen."

„Das sind sie jetzt auch bei Tage, Statthalter des Propheten. Da deine Untertanen sich daran gewöhnt haben, die Gebote des Korans gewissenhaft zu befolgen, verschmähen sie den Genuß des Weines, und die Wirte und Weinhändler sind Wasserträger geworden, denn von irgend etwas müssen sie doch leben."

Der Kalif lachte. „Um so besser!" sagte er, „dann haben sie sich also nicht zu weit von ihrem früheren Gewerbe entfernt, denn mit dem Wasser werden sie wohl schon von jeher umzugehen verstanden haben."

„Leider sind durch sie die vielen Leute, die sich bisher durch den Wasserverkauf ernährten, brotlos geworden, mein Herr und Fürst. Denn aus Freude über ihre Bekehrung kauft jetzt alle Welt das Wasser von ihnen und läßt die alten Wasserträger darben. Diese suchen nun durch Lasttragen etwas zu verdienen und vermehren dadurch die Zahl derer, die dem sicheren Hungertode entgegengehen."

„Was sagst du da, Barmekide? Dem sicheren Hungertode entgegengehen? Haben denn die Lastträger in meiner Stadt Bagdad nicht vollauf Beschäftigung?"

„Wie sollten sie Beschäftigung haben? Seit Handel und Wandel stocken, lungern sie umher und betteln."

„Handel und Wandel stocken? Wie soll ich das verstehen, Barmaki Dschaafar?"

„Seit die Kaufleute feiern, sind die Märkte und die Basare verödet. Die Karawanen von Bassorah und Mossul bleiben aus, und die Barken auf dem Tigris liegen still."

„Wie kommt das, Wesir?"

„Ja, Erhabener, das kann ich dir mit wenig Worten berichten. Willst du den Ursprung des Bösen wie des Guten erfahren, so geh zu den Frauen. Sie, die ihre Männer früher mit ihrer Eitelkeit, Putzsucht und Begehrlichkeit plagten, sind jetzt zu allererst fromm geworden. Sie wollen sich nicht mehr in Seide und Brokat kleiden, verschmähen Juwelen, Wohlgerüche und Blumen und sprechen: ‚Wie dürfen wir uns vermessen, schöner und lieblicher sein zu wollen, als uns der Schöpfer gemacht hat? Lasset uns abtun allen irdischen Tand und dafür unsere Seelen schmücken mit der Perlenkette des Gehorsams, der Demut, der Bescheidenheit, der Zufriedenheit und der Einfalt des Herzens!' Und da die Männer solches vernahmen, sagten sie: ‚Sollen wir uns von den Weibern beschämen lassen? Sind sie nicht wie das Rohr im Winde und zeigen doch mehr Weisheit als wir, die wir in den heiligen Schriften erfahren sind und in den Überlieferungen? Wozu brauchen wir kostbare Gewänder, da doch ein rauhes Pilgerkleid genügt, unsere Blöße zu decken? Wozu Waffen, da doch die Gnade des Allmächtigen ein besserer Schutz ist als Säbel von Damaskus und Kettenpanzer von Kerbela? Wozu Pferde, da uns doch Allah Füße gegeben hat, darauf zu wandeln? Wozu Teppiche, da sich auf dem Erdboden, den er geschaffen hat, besser ruht als auf Geweben von Menschenhand?' Und als die Kaufleute sahen, daß ihre Kunden ausblieben, da gingen sie in sich und sprachen: ‚Wahrlich, wir waren Toren und große Sünder, da wir in den Basaren saßen und den Leuten Dinge aufschwatzten, um uns zu bereichern! Wie durften wir für einen Gegenstand mehr fordern, als wir selbst dafür bezahlt haben? Gewinnen denn die Waren dadurch an Wert, daß sie in unsern Magazinen lagern?' Und seitdem sitzen sie zwar noch aus alter Gewohnheit in ihren Khanen, aber, anstatt zu handeln, lesen sie im heiligen Koran und disputieren über die Attribute Gottes, die Pflichtenlehre und die Vorausbestimmung alles Geschehenden. Und wenn, was sich freilich selten genug ereignet, einmal jemand kommt und etwas zu kaufen wünscht, dann sagen sie zu ihm: ‚O Muslem, warum willst du dein Herz an Schätze hängen, die der Rost und die Motten fressen? Geh lieber hin und gib dein Geld den Armen, auf daß du dir Allahs Gnade erwirbst und die Freuden des Paradieses!'"

Während Dschaafar dies alles berichtete, war nebenan, im Darbar, der Audienzhalle, ein Gewirr von Stimmen laut geworden, das immer stärker anschwoll. Da gebot der Kalif: „Sieh nach, Wesir, wer drinnen ist, und erkundige dich nach dem Begehr der Leute!"

Und Dschaafar erwiderte: „Hören ist

Digitized by Google

gehorchen" und begab sich in die Audienzhalle. Nach einer Weile kehrte er zurück und meldete: „Es sind Abordnungen der Würdenträger des Hofes, der Beamten und Richter, der Ärzte und Geistlichen drinnen, die dein erhabenes Angesicht zu sehen und den Staub vor deinem Throne zu küssen wünschen, Gebieter der Gläubigen."

„So laß uns hineingehen und ihr Anliegen anhören!" erwiderte Harun. Und er trat mit Dschaafar, dem Barmekiden, und Masrur, dem Verschnittenen, seinem Schwertträger, in den Darbar und setzte sich auf den Thron. Die Männer aber in der Halle warfen sich vor ihm nieder und küßten den Boden zwischen ihren Händen. Und als der Kalif winkte, erhob sich der älteste unter den Würdenträgern des Hofes und den Beamten, kam näher, warf sich vor den Stufen des Thrones wiederum nieder und sprach: „Friede sei mit dir, Stellvertreter Allahs! Siehe, wir kommen, Klage zu führen über Dschaafar, den Barmekiden, deinen Wesir. Seit dem letzten Tage des Monats Schaban hat er uns unser Gehalt nicht mehr auszahlen lassen, und nun geht der Schewwal zu Ende, und wir erhalten trotz unserer Bitten und Mahnungen keinen Dirhem. Es kann doch dein erhabener Wille nicht sein, uns samt unsern Weibern und Kindern verhungern zu lassen."

„Was muß ich da hören, Barmaki Dschaafar!" wandte sich Harun mit krauser Stirn an den Wesir, „spricht dieser Greis wirklich und wahrhaftig die Wahrheit?"

„Er spricht die lautere Wahrheit, Herr des Erdkreises! Aber vielleicht kannst du mir, der du ja alles weißt, verraten, wovon ich die Gehälter dieser Leute auszahlen soll, wenn alle Kassen leer sind. Da die Kaufleute nichts mehr verdienen, zahlen sie auch keine Steuern mehr; die Einnahmen vom Tigriszoll und von den Stadttoren bleiben aus, dazu die Brückengelder und die Abgaben vom Fleisch, Öl, Wein und Salz. Und da die Leute ihre Häuser verlassen haben und wie Sufis an den heiligen Stätten, in den Vorhallen der Moscheen und in den Grabmälern der Totenäcker wohnen, ist auch der Grundzins nicht mehr einzutreiben. Weißt du ein Mittel, die Staatskassen wieder zu füllen, so wird es mir ein Vergnügen sein, diese wackeren Männer sogleich zu befriedigen."

Da kraute der Kalif sein gesalbtes Haupt, daß sich sein Turban verschob, und antwortete: „O Wesir, es beginnen Zweifel in mir aufzusteigen, ob das, was ich in jener Nacht des Neumondes tat, auch wohlgetan war. Laß uns aber, bevor wir miteinander zu Rate gehen, wie diesen Leuten geholfen werden könne, die Wünsche der andern anhören!"

Und er winkte wieder, da nahte sich der älteste der Kadis dem Thron und sprach, nachdem er den Boden geküßt hatte: „Friede sei mit dir, erlauchter Fürst, und der Segen des Allerbarmenden! Sprich, was soll, da alles Unrecht aufgehört hat, aus denen werden, die deine Weisheit zu Hütern des Rechtes zu bestellen die Gnade hatte? Wovon sollen deine Knechte leben, wenn alle Gebühren und Gerichtskosten und Sporteln wegfallen? Siehe, schon hat der Wali dieser Stadt die Wächter und Häscher entlassen, weil niemand mehr ihrer Dienste bedarf; es gibt keine Diebe und Räuber mehr, keine Wucherer und Betrüger, keine Fälscher noch solche, die sich falscher Gewichte bedienen. Was aber das Schlimmste ist: alle Zwietracht unter den Menschen und aller Streit um Hab und Gut, um Gerechtsame und Erbschaften sind verschwunden, keiner beleidigt den andern mehr, und niemand läßt sich von seinem Weibe scheiden. Wohin soll das führen, und wozu hat uns der Prophet — ewiger Ruhm seinem Namen! — die heiligen Gebote des Korans gegeben, wenn keiner da ist, der ihrer bedarf?"

Da kraute Harun abermals sein erhabenes Haupt, also daß sein Turban von der rechten Seite auf die linke rutschte, und sagte: „Wir wollen uns die Sache überlegen. Tritt zurück, Alter, und mach' dem Juden Platz, daß auch er sein Anliegen vorbringe!" Und er wandte sich zu seinem Wesir und flüsterte ihm zu: „O Barmaki Dschaafar, hätte ich doch in jener Nacht dem Sufi nicht zu tun geboten, was er getan hat!"

Nun trat der Jude vor, der der älteste und berühmteste unter den Ärzten von Bagdad war, warf sich nieder, küßte den Boden und sprach: „Friede sei mit dir,

Digitized by Google

großer Fürst, und der Segen Abrahams und Isaaks! Wir Ärzte kommen, dich zu bitten, du möchtest uns fortan einen Gnadensold auszahlen lassen, denn wir haben viele Jahre lang treulich über Gesundheit und Leben deiner Untertanen gewacht und haben sie befreit von den Gebrechen des Leibes. Jetzt aber sind wir brotlos geworden, denn da die Menschen angefangen haben, mäßig zu leben und sich von Brot und Wasser zu nähren, wird niemand mehr krank, und unsere Kunst ist überflüssig geworden."

Als der Kalif dies vernommen hatte, rieb er seine Stirn, bis der Turban im Nacken saß, und sagte zu Dschaafar: „Welche Folgen kann doch eine einzige Unbesonnenheit haben! O hätte ich dem Sufi nie erlaubt, das zu tun, was er getan hat! Wie soll ich, wenn ich nicht einmal meine Diener besolden kann, diesen Ärzten einen Ehrensold zahlen?"

Und er erhob seine Stimme zu dem Juden und sprach: „Wir wollen euren Wunsch in Erwägung ziehen, meine Freunde. Gehet jetzt heim, denn mich verlangt zu hören, was diese frommen Männer vorzubringen haben." Dabei wies er auf die Abordnung der Scheichs der Moscheen, der Chatibs, Mullahs und Imams, und winkte ihnen, näherzukommen.

Sie traten vor, fielen vor dem Throne nieder und küßten den Staub, und der älteste und vornehmste von ihnen begann also: „Friede sei mit dir, Nachfolger unseres heiligen Propheten Muhammed, und die Gnade Allahs, des Allmächtigen und Allerbarmenden! Siehe, wir nahen dir mit der Bitte, du möchtest uns einige von deinen Landgütern schenken, damit wir uns dorthin zurückziehen und daselbst Klöster bauen können, unser Leben in beschaulicher Andacht und mit Beten und Fasten zu beschließen. Denn seit alle Welt sich bekehrt hat zum rechtschaffenen Lebenswandel, sind wir in dieser Stadt wie das fünfte Rad am Wagen und wie der Schwanz des Kamels in einem Lande ohne Fliegen. Wie sollen wir von unsern Kanzeln wider die Sünde eifern, wenn unsere Zuhörer unschuldig sind wie die Tauben und wie junge Sauglämmer? Wie sollen wir Leuten den heiligen Koran auslegen und die Sunna und das Hadis, wenn sie selbst darin so bewandert sind wie die Lehrer an der Olema? Warum sollen wir sie zur Stunde des Gebets in die Moscheen rufen lassen, wenn ihre Beine schon steif sind vom Knien und ihre Hüften lahm von den Verneigungen gegen Mekka? Darum, o Herr und Kalif, erhöre die Bitte deiner getreuesten Diener und weise uns Stätten an, da wir in Ruhe und ohne Sorgen um unseres Leibes Notdurft den Engel des Todes erwarten können!"

Harun entließ auch diese mit gnädigen Worten und versprach, ihr Anliegen reiflich zu erwägen. Und als die Audienzhalle nun leer war, blieb er auf dem Throne sitzen, nahm den Turban ab, denn das Haupt war ihm warm geworden, und sagte zu seinem Wesir: „O Barmaki Dschaafar, die Welt geht aus den Fugen! Jetzt erkenne ich, wie töricht es von mir war, die Hand nach der Wage der göttlichen Ordnung auszustrecken und die Schale des Bösen zu leeren. Der Allwissende, der die Schlangen erschuf und die Skorpione, die Fliegen, Mücken und das übrige Geschmeiß, wird wohl gewußt haben, weshalb er auch den Teufel in die Welt setzte. Hätte ich doch deine Warnung nicht in den Wind geschlagen! Ich fühle mich wohl stark genug, über Menschen zu herrschen, nimmermehr aber über Heilige und Engel."

„Gebieter der Rechtgläubigen," erwiderte Dschaafar, „was verbringst du die Zeit mit Klagen und die Stunden mit unfruchtbarer Reue? Steht es nicht in deiner Macht, die göttliche Ordnung wieder einzuführen? Laß den Teufel frei, und du wirst wieder Menschen zu Untertanen haben!"

„Wie kann ich den Kalifen der Hölle freilassen, Wesir! Habe ich nicht mit dreifachem Eide geschworen, ich würde nie und nimmer die Schrift von der Schwelle des Grabmals tilgen?"

„So hast du allerdings geschworen, Erhabener. Aber wer spricht denn davon, daß du die Schrift tilgen sollst? Gib den Bauleuten und Steinmetzen deines Hofes den Befehl, die Schwelle mit der Schrift wegzunehmen und sie zum ewigen Andenken und zur Warnung für deine erlauchten Nachfolger hier über dem Thron an der Wand des Darbars zu befestigen.

Digitized by Google

Dann wirst du, ohne deinen Eid zu brechen, zum Ziele gelangen."

Als der Kalif solches vernahm, wurde er so froh wie nie zuvor, und er erhob sich von seinem Sitz, umarmte seinen Wesir und verlieh ihm ein Ehrenkleid, schöner und kostbarer als alle, die er ihm schon gegeben hatte. Und er schickte noch zur selben Stunde Bauleute nach dem Totenacker, die mußten die Schwelle von der Tür des Grabgewölbes wegnehmen.

Der Teufel aber, da er den Ausgang aus seinem Kerker frei fand, fuhr heraus, und es blieb nichts von ihm zurück als ein schwacher Gestank von verbranntem Kamelmist und Schwefel, der sich jedoch nach etlichen Tagen verlor. Und von der Stunde an, da dem Vater des Bösen die Macht zurückgegeben war, ging alles Leben wieder seinen alten Gang, die Schenken verkauften wieder Wein und die Wasserhändler Wasser, die Frauen fanden wieder Gefallen an Kleidern aus Seide und Brokat, an Edelsteinen und Perlen, an wohlriechenden Essenzen und Blumen, die Kaufleute empfahlen wieder ihre Waren und rüsteten Karawanen und Schiffe aus, die Lastträger schleppten wie ehemals ihre Lasten, die Zöllner und die Steuerbeamten hatten wieder zu tun, die Ärzte fühlten wieder den Puls, die Kadis schlichteten nach alter Gewohnheit den Streit der Parteien und verurteilten die Übeltäter, und die Chatibs, Mullahs und Imams bestiegen wieder ihre Kanzeln und predigten, wie es ihr Amt erheischt, gegen Unmäßigkeit und Eitelkeit, gegen Zwietracht und Eigennutz, gegen Geiz und Habsucht und wie die Laster und Gebrechen der Menschen alle heißen mögen.

Und der Kalif, da er sah, daß die göttliche Ordnung wiederhergestellt war, sandte einen seiner Mamelucken in die erste Kanzlei des Diwans, allwo ich, Abu Sfatschew, gebürtig aus der Stadt Nemrab im Lande Greb, Geheimschreiber war und Bewahrer des Archivs, und ließ mich vor sein Angesicht entbieten. Und nachdem ich den Boden zwischen meinen Händen geküßt hatte, sprach er zu mir: „Geh in dein Haus und nimm dein Tintengefäß und dein Schreibrohr, dazu ägyptisches Papier, das die Ewigkeit überdauert, und schreib die Geschichte vom gefangenen und wieder freigelassenen Teufel nieder zur Belehrung und zum Nutzen derer, die nach mir den Thron meines erlauchten Ahnherrn Abbas besteigen werden!" Und ich küßte den Boden zum andernmal und ging heim und tat nach seinem Gebot. Und bevor ich den Bericht im Archiv niederlegte, machte ich eine Abschrift davon zur Warnung für die Allzuklugen und zur Belustigung für die, die da einfältigen Herzens sind.

Ruhm aber Ihm, den der Wechsel der Zeit nicht angreift, und Friede seinem Propheten, unserm Herrn Muhammed! Der Allerbarmende schenke uns allen seinen Segen, denen aber, die diese Geschichte lesen, vervielfältigen lassen und mir einen Ehrensold dafür auszahlen, wie er den Aufzeichnern neuer und unerhörter Begebenheiten gebührt, verdopple Allah die ihnen zugemessenen Lebensjahre und sende ihnen, wenn ihre Stunde gekommen sein wird, den Engel des Todes in freundlicher Gestalt! Es gibt keine Majestät, und es gibt keine Macht, außer bei Allah, dem glorreichen, großen!

Reue der Nacht

Nun nachten wieder die Felder.
Rot brennt im Korn der Mohn.
Nun schatten wieder die Wälder.
Grell schwingt der Grillenton.

Die Sonne blutet. Es funkeln
Die Sterne am Himmelszelt.
Es schlägt den Mantel den dunkeln
Der Herrgott um die Welt.

Zwei scheue Stirnen sinken
Und möchten wieder zurück.
Der Reue Tränen trinken
Sie aus verdorbenem Glück.

Und in dem großen Schweigen,
In tiefer, bedrückender Nacht,
Sich zwei zueinander neigen:
„Was hast du aus mir gemacht!"

Georg Freiherr von Ompteda

Digitized by Google

Probleme der Lebensmittelversorgung im Kriege

Von Geheimem Regierungsrat Dr. jur. Seidel

Nicht allein in Deutschland, sondern auch in den feindlichen und neutralen Ländern haben im Laufe des Krieges ganz erhebliche Preissteigerungen der Lebensmittel stattgefunden. So wird berichtet, daß die Butterpreise in der Schweiz um 26, in Dänemark um 43 und in Holland um 70 Prozent gestiegen sind (Neue Zürcher Zeitung Nr. 1468). In Frankreich ist der Kartoffelpreis im Großhandel auf 5,50 Franken, der Eierpreis von 1,50 Franken auf 2,40 bis 3 Franken gestiegen (Nachrichtendienst für Ernährungsfragen vom 18. 11. 1915). In England hat nach den Mitteilungen des Reichsschatzsekretärs in der Budgetkommission der Preis für Gemüse eine Erhöhung um 120 Prozent erfahren. Ein Vergleich der Durchschnittsfleischpreise im Großhandel in der letzten Woche des Jahres 1915 gegenüber der gleichen Woche des Jahres 1914 zeigt nach dem in der „Times" veröffentlichten Jahresbericht des Oberkommissärs der Londoner Märkte Preiserhöhungen von 10 bis 37 Prozent je nach Art der Viehgattung und des Stückes. Im Vergleich mit den Londoner Fleischpreisen ist in der gleichen Zeit in Berlin nur der Preis für Rindfleisch stärker gestiegen, als in London, dagegen bleiben die Steigerungen für Hammel-, Kalb- und Schweinefleisch wesentlich unter den Londoner Preisen. Die stärkste Steigerung zeigen in London prozentual die Preise für gefrorenes Fleisch. In letzteren Ziffern drückt sich der Erfolg unseres Unterseebootkrieges aus, der die Zufuhren aus den überseeischen Ländern nach England wesentlich beeinträchtigt hat (Berliner Tageblatt vom 15. 4. 1916).

Nun sind freilich Preiserhöhungen und Teuerung der Lebensmittel die unbequemen Begleiterscheinungen kriegerischer Zeiten. Nach den Feststellungen des Oberbürgermeisters Koch-Kassel gingen in Kassel im Jahre 1870 die Kartoffelpreise auf 6 Mark hinauf, ein damals noch unerhörterer Preis als heute, ohne daß die sozialpolitisch noch nicht verwöhnte Bevölkerung daran den gleichen Anstoß genommen hätte, wie heute an einem Preise von 4 bis 4,50 Mark (Vortrag des Oberbürgermeisters Koch-Kassel auf der vierten Tagung des Vereins für Kommunalwirtschaft und Kommunalpolitik. Vereinsschriften, Heft 4, 1916). Es muß daher bis zu einem gewissen Grade während eines Krieges die Teuerung und das durch die Abschneidung eines großen Teiles der auswärtigen Einfuhr herbeigeführte Ausbleiben einzelner Lebensmittel von den kriegführenden, sowie vielen neutralen Ländern getragen werden.

Auf der anderen Seite muß aber die Steigerung der Lebensmittel von den verantwortlichen Stellen im Lande bekämpft werden, und der Kampf ist dann um so aussichtsvoller, je früher er begonnen wird; er ist aber auch verhältnismäßig leicht in einem Lande wie Deutschland durchzuführen, in dem eine musterhafte Ordnung und ein bewährter Organisationssinn nicht allein in den behördlichen Stellen, sondern auch im Volke selbst herrschen.

In den Denkschriften, welche von der Reichsregierung dem Reichstage vorgelegt sind, wird noch im Sommer und Herbst 1915 hervorgehoben, daß die Lebensmittelversorgung so verschiedenartige Gebiete umfasse, mit so wesentlich voneinander unterschiedenen Arbeitskreisen und Aufgaben, daß eine zentrale Regelung, als untunlich, einstweilen außer Betracht bleiben müsse. Erst jetzt ist unter dem Eindruck schwerster Bedrängnis trotz der unleugbaren Schwierigkeiten, die sich einer zentralen Einrichtung naturgemäß entgegenstellen, eine solche Zentralstelle in dem Kriegsernährungsamt mit einem Zivilbeamten, dem Oberpräsidenten von Ostpreußen von Batocki-Bledau, an der Spitze, eingerichtet worden, dem außer einem Sachverständigenausschuß ein Stab von Mitarbeitern zur Seite steht, darunter zur Vertretung der wichtigen militärischen Interessen und zur Durchführung der Einheitlichkeit, der sogenannten Diktaturentscheidungen ein Militär in der Person des Generalmajors Gröner. Nach Lage der Dinge beruht die Hauptbürgschaft für die einheitliche Durchführung der Beschlüsse auf der Mitwirkung der in den einzelnen Provinzen und sonstigen Gebieten kommandierenden Generale. Da diese unmittelbar dem Kaiser unterstehen, kann nur dieser selbst oder ein vom ihm bestellter Beauftragter solche Mitwirkung befehlen. Hierzu ist das militärische Mitglied des Kriegsernährungsamtes berufen.

Der Grundfehler der bisherigen Organisation des Ernährungswesens bestand unleugbar in dem Mangel einer Zentralisation und einer straffen Organisation für das Deutsche Reich über alle bundesstaatlichen Bedenken hinweg. Zwar bestand bei dem Reichsamt des Innern eine Art Zentralstelle mit einem sachverständigen Beirat. Aber diese Stelle konnte zwar alles anordnen, aber nichts ausführen. Sie erließ eine Anzahl Verordnungen, konnte sie aber nicht durchführen und kontrollieren, da ihr hierzu die nötigen Organe fehlten.

Der Mangel dieser Organisation hatte denn auch zur Folge, daß die einzelnen Bundesstaaten, Provinzen und Kreise in der Sorge

Digitized by Google

für den Bedarf der eigenen Bevölkerung sich gegeneinander abschlossen, wodurch auch vielfach der Glaube entstand, daß in einzelnen Orten und Gebietsteilen Überfluß an gewissen Lebensmitteln herrsche, an denen in anderen Mangel war. Nach dieser Richtung sind jetzt Vorschriften erlassen worden, welche darauf abzielen, jede Beeinträchtigung der allgemeinen Lebensversorgung auszuschließen. Ausfuhrverbote für Gegenstände des täglichen Bedarfs, die der nicht öffentlichen Bewirtschaftung unterliegen, sind untersagt worden. Das Reich soll im Kriege seine Eigenschaft als einheitliches Wirtschaftsgebiet bewahren.

Die systematische Verteilung der vorhandenen Lebensmittel muß grundsätzlich Stadt und Land gleichmäßig erfassen nach einem Nationierungsplane, der nach Möglichkeit den wirtschaftlichen Besonderheiten einigermaßen Rechnung trägt. Bemerkenswert sind die Vorschläge, welche kürzlich in dieser Richtung Professor Dr. Waldemar Zimmermann (Berlin) gemacht hat. Er schlägt vor: Meldezwang und Beschlagnahme aller über den nachweislichen vernunftgemäßen Eigenbedarf für eine bestimmte Frist überschießenden Vorräte und anwachsenden Erzeugnisse des Massenbedarfs; Bildung von Zwangslieferungsgenossenschaften oder Aufrichtung von Zwangslieferverträgen der Erzeugergemeinden nach Maßgabe der Zahl und Art der Überschußbetriebe im Orte. Als Muster werden genannt: die Gemeinwirtschaft des Getreides, die Organisation der Viehhandelsverbände, der Butterabgabezwang der Milchliefergenossenschaften und ähnliches (Prof. Dr. Waldemar Zimmermann in der Frankfurter Zeitung Nr. 157, 1916). Um eine zweckmäßige Verteilung zwischen Besser- und Minderbemittelten herbeizuführen, werden auf der Grundlage eines wohldurchdachten Systems Kopfbezugskarten für die wichtigsten knappen Massennährmittel wie Brot, Mehl, Grützen usw., Hülsenfrüchte, Reis, Zucker, Butter, Käse, Fette, Fleisch, Eier, Milch, Kaffee und Ersatzmittel, ferner für Petroleum, Seife, Kleiderstoffe in Anregung gebracht. Dieses derart, daß die Kopfkarten teils Berechtigungs-, teils Beschränkungs-, teils Vorzugskarten sind; die Kopfmengen können zeitweise nach dem Maße der gerade verfügbaren Vorräte abgeändert und müssen ferner durch Zusatzkarten für Schwerarbeiter, Kranke, Kinder, Mütter usw. gesteigert werden. Die Karten sollen ferner teilweise als Tauschkarten ausgebildet werden, so daß man eine Marke statt für eine nicht erhältliche oder nicht beliebte Ware zum Bezug einer bestimmten anderen Warenmenge verwenden kann. Ersparte Marken sind öffentlich zu vergüten. Private Lebensmittelsendungen vom Erzeuger an die Verbraucher sind bei rationierten Waren zu verbieten. Hamsterverbote sind durch Einführung von Vorratslisten der Haushaltungen wirksam zu machen. Die gemeinnützigen Massenspeisungen sind auszubauen. Letzteres ist auch in einer Konferenz des Kriegsernährungsamtes am 3. Juni dieses Jahres auf Grund von Referaten der Oberbürgermeister Dr. Dehne-Plauen und Koch-Kassel empfohlen worden.

Zur Durchführung dieser räumlichen und sozialen Verteilungsaufgaben soll ein auf regelmäßige statistische Erhebungen und Bestandsaufnahmen gegründetes Lebens- und Futtermittelkataster für die wichtigsten Dinge dienen, das einer zu errichtenden Reichsstelle gestattet, den Lebensbedarfsmarkt (ähnlich wie den Arbeitsmarkt) zu überblicken, die Warenverteilung planmäßig zu leiten und die bezirksweise dezentralisierte Durchführung des Verteilungsplanes, die Ausgleichung zwischen Überschuß- und Bedarfsgebieten wirksam zu überwachen. Daß die Gemeinden die ihnen zugeteilten Nahrungs- und Futtermitttel zum Besten ihrer Einwohner möglichst gut ausnützen müssen, erscheint selbstverständlich. Einrichtung eigner Verwertungsbetriebe wie Mästereien, Molkereien, Wurstfabriken, Fleisch- und Gemüsehallen, Geflügel- und Kaninchenhöfe, Dörr- und Einkochanlagen, gemeinnützige Lebensmittelbezug- und Verteilungsstellen sind hier am Platze und auch bereits in großem Umfange eingerichtet.

Von Wichtigkeit ist natürlich auch die Frage der Preisgestaltung, wenngleich sie im Bewußtsein der Bevölkerung vielleicht schon etwas mehr zurückgetreten ist. Hier mag die Gewöhnung an die erheblich gesteigerten Preise, dann auch der Umstand eingewirkt haben, daß bei den Hauptnahrungsmitteln das Reich Höchstpreise festgesetzt hat, und wo dieses nach den örtlichen Verhältnissen nicht der Fall ist, die Gemeinden ihrerseits in die Preisgestaltung eingegriffen haben. Nebenher sind aber Verbote unerläßlich, welche den Handel mit Lebensmitteln stark einschränken, so daß vor allem nicht Personen, welche ganz abliegende kaufmännische Geschäfte betreiben, nebenher auch noch mit Lebensmitteln handeln, nur um durch diesen „illigitimen Handel“ ungeheuerliche Verdienste zu haben.

Naturgemäß ist von größter Bedeutung die Sicherung und Förderung der Produktion. Was die erstere angeht, so ist die Zeit, welche für die Ernährungsfrage die schwierigste war, mit dem Ablauf des Monats Mai vorüber. Unsere Broternährung ist bis zur nächsten Ernte gesichert, so daß die Reichsgetreidestelle erklären konnte, daß nun wieder der schwerarbeitenden Bevölkerung und den kinderreichen Familien die Zusatzbrotkarten gegeben werden könnten, die ihnen im Winter entzogen werden mußten. Hiermit ist aber unsere Broternährung für alle mögliche Kriegszeit gesichert. Denn schlechtere Ernteergebnisse als in der bisherigen Kriegszeit sind nicht gut denkbar. Im Jahre 1915 sind an Roggen und Weizen zusammen nur 13 Millionen Tonnen geerntet worden, nachdem die erste Kriegsernte von 1914 14 1/5 Millionen Tonnen erbracht hatte, das Jahr 1913 dagegen eine Ernte summe von 16 7/8 Millionen Tonnen. Ebenso schlecht war namentlich 1915

Digitized by Google

die Ernte in den übrigen Körnerfrüchten gewesen; der Hafer hat nur rund 60% der Ernte von 1913 erbracht, der Minderertrag der gesamten Körnerernte 1915 gegen 1913 hat 9 Millionen betragen. (Nach den amtlichen Mitteilungen der „Nordd. Allg. Zeitung", s. „Frankfurter Zeitung" Nr. 134, 1916.)

Dagegen bestehen nach der fruchtbaren Witterung der letzten Zeit gute Hoffnungen auf eine große neue Ernte. Wiesen und Felder zeigen überwiegend einen günstigen Stand, die im vollen Gange befindliche Roggenblüte vollzieht sich unter den besten Bedingungen und das reiche, ~~schon seit~~ einiger Zeit zur Verfügung stehende Grünfutter hat den Tierhaltern um so mehr Erleichterung geschaffen, als es bei der andauernd sich glatt vollziehenden Einfuhr aus Rumänien auch weniger als früher an Kraftfutter mangelt. Bei der Regsamkeit, mit der alles getan wird, um unseren Viehbestand nach jeder Richtung hin zu ergänzen, darf man somit hoffen, daß unsere jetzigen Beschwerden bezüglich der Fleisch- und Fettversorgung sich auch nach einiger Zeit gebessert haben werden. („Voss. Zeitung" Nr. 277, 1916. „Die Getreideversorgung" von einem fachmännischen Mitarbeiter.)

Im alten Erntejahre werden wir aber nicht nur mit den Brotgetreidevorräten ausreichen, sondern auch noch eine schöne Reserve ins neue Erntejahr mit hinübernehmen. Auch unsere Kartoffelversorgung ist auf der gegenwärtigen Beschaffungs-, Verteilungs- und Rationierungsgrundlage durchaus gewährleistet. Nach der amtlichen Bestandsaufnahme ist mit Sicherheit anzunehmen, daß wir mit einer Frühkartoffelernte von mindestens $8^3/_4$ Millionen Zentner für Preußen und mindestens $11^3/_4$ Millionen Zentner für das Reich rechnen können.

Den stärksten Einfluß hat die vorjährige Mißernte, verbunden mit der Abschneidung der in Friedenszeiten regelmäßigen, außerordentlich großen Futtermitteleinfuhr auf unsere Viehbestände geübt. Am wenigsten betroffen ist davon der Rindviehbestand. Wir müssen daher in der nächsten Zeit mit stark eingeschränkten Mengen tierischer Nährprodukte vorlieb nehmen, haben aber die Grundlage des Wiederaufbaues unseres vor dem Kriege so reichen Viehstapels so gut wie unversehrt bewahrt. („Frankfurter Zeitung" Nr. 143, 1916.) Die Förderung der Produktion bleibt nach den Erklärungen der Regierung im Reichshaushaltsausschuß vom 29. Mai d. J. in der Hauptsache Aufgabe der einzelstaatlichen Landwirtschaftsministerien. Im preußischen Landwirtschaftsministerium ist jetzt eine „Nachrichtenstelle für landwirtschaftliche Erzeugung" eingerichtet worden. Auch haben die zuständigen preußischen Ministerien die Regierungspräsidenten angewiesen, das für die Fleischversorgung der Bevölkerung erforderliche Schlachtvieh unter allen Umständen sicherzustellen. Dieser Maßnahme vorausgegangen sind die Berechnungen der Reichsfleischstelle über die Zahl der in Hinsicht auf unsere Milch- und Butterversorgung wie auch der zukünftigen Fleischversorgung statthaften Schlachtungen. Der Erlaß bezweckt also lediglich die rechtzeitige und volle Überweisung der Viehstapel für die Fleischversorgung, die unter Wahrung der erwähnten Gesichtspunkte abgeschlachtet werden können. Die Reichsfleischstelle hat den Viehhandelsverbänden diejenige Zahl von Tieren angegeben, die zur Bedarfsdeckung für die Zeit vom 1. Juni bis 15. Juli erforderlich sind. Nach den Erfahrungen der jüngsten Monate wird den Viehhandelsverbänden freihändig nicht annähernd soviel Vieh angeboten, wie sie aufzubringen haben. Daher stellt sich die Autorität der staatlichen Verwaltung hinter die Tätigkeit der Verbände. Den Kommunalverbänden wird die anzuliefernde Viehzahl im Wege der Umlage auferlegt. Den Verbänden bleibt es überlassen, inwieweit sie sich durch freiwillige Anlieferung versorgen lassen können oder Zwangsmittel anzuwenden haben. Bei der Zwangsbeitreibung ist auf die wirtschaftlichen Verhältnisse des landwirtschaftlichen Betriebes Rücksicht zu nehmen.

Wenn man die Gesamtlage vorurteilslos überblickt, so kann man mit gutem Gewissen sagen, daß der Aushungerungsplan unserer Feinde völlig mißglückt ist. Dem hat auch der Präsident des Kriegsernährungsamtes vor wenigen Tagen (am 2. Juni d. J.) im Staatshaushaltausschuß des Abgeordnetenhauses dadurch Ausdruck gegeben, daß er sagte, er habe schon jetzt die feste Überzeugung gewonnen, daß die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln durchaus gesichert sei, so daß man mit vollem Vertrauen der Zukunft entgegensehen könne. Vorhandene Mißstände örtlicher Natur könnten durch geeignete Maßnahmen beseitigt werden; und an gleicher Stelle hat der preußische Landwirtschaftsminister darauf hingewiesen, daß man jetzt über die letzten Schwierigkeiten infolge der Mißernte des Vorjahres hinwegkommen müsse, wobei es sich nur um eine Übergangszeit handle, da bei günstigen Ernteaussichten später eine wesentliche Erleichterung eintreten werde. Bis dahin müsse namentlich der Fleischverbrauch eingeschränkt werden.

(Abgeschlossen Mitte Juni 1916)

Digitized by Google

Die Schlacht

Von

Rolf Brandt

Lauter als alle Dinge redet das Brausen der Schlacht.
Lauter als die Lerchen, die jubelnd im Himmel hängen,
Lauter als die Herzen, die laut zu Herzen drängen,
Lauter als die Schreie, die in Blut ersticken.
Sehnsucht, deine Augen seh' ich nicht mehr blicken,
Liebe, deine Hände winken nicht mehr ferne,
Himmel, es verblassen deine sel'gen Sterne!
Es steht die Schlacht.

O, die lieben Dinge, die uns nahe waren,
Die in allen Stunden warm mit uns gefahren,
Die uns Glück und Leben, fallen tot wie Plunder!
Aus den heißen Lüften kommt das heiße Wunder.
Wollen und Begehren, es versinkt in Nacht.
Lauter als jede Stimme redet das Brausen der Schlacht.

Wir stehn nicht mehr auf frühlingswarmem Boden,
Wir haben diese Erde schon verloren.
Das dumpfe Schlagen kann die Kronen roden,
Es dringt nicht mehr zu unsern fernen Ohren.
Wir sind ein Wille, hart in fremder Hand,
Wir sind ein Besen über heil'gem Land,
Wir sind ein Ich, das sich ganz selbst verlor.
Die Schlacht rückt vor.

Sprung! Deckung! Sprung! Auf, auf! Irgendwo ein Draht.
Immer dies Sensendengeln, immer dies Schneiden der Mahd,
Immer dies heisere Bellen . . . Sprung! Hinab!
Tief in den fremden Graben, tief in ein fremdes Grab.

Schneiden, dies blutige Schneiden . . . Hurra!
Eine Geige geigt.
Leichter, leiser das Brausen. Sieg hat sich geneigt.
Langsam wie aus tiefem, sternenlosem Schacht
hebt sich die zitternde Seele.
Ruhig atmet die Schlacht.

Digitized by Google

Zwickelfüllung an der St. Peter- und Paulskirche in Wilna. Phot. Bulhac

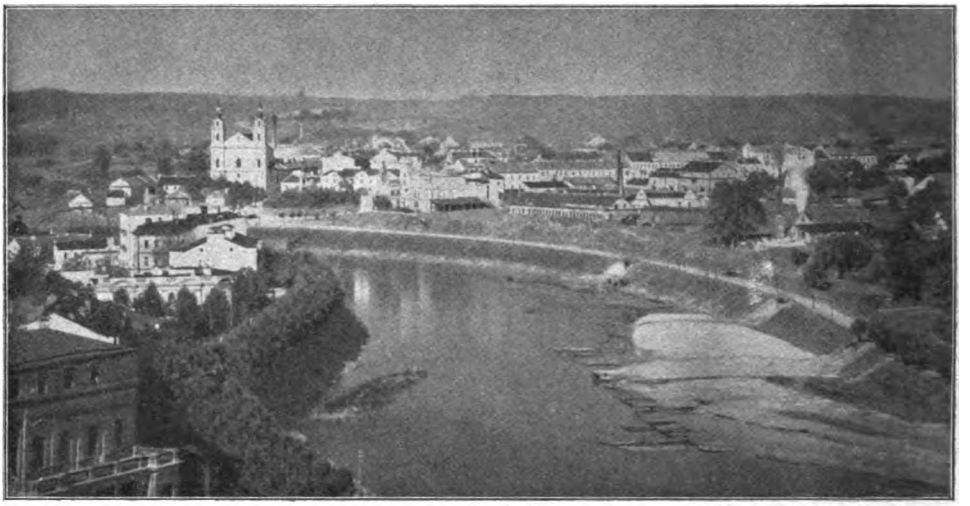
Wilna

Von Geheimrat Prof. Dr. Paul Clemen

Die alte Hauptstadt des Großfürstentums Litauen, die durch 450 Jahre der Mittelpunkt des ganzen Landes zwischen dem engeren Polen und dem baltischen Kurland gewesen war, Wilna, ist seit dem Jahre 1795, seit der dritten Teilung Polens, in ein unverdientes und unwürdiges Dunkel untergetaucht. Das einst so lebendige geistige Leben ist erdrosselt, seit die Universität im Jahre 1832 aufgehoben worden ist. Unter dem Druck der russischen Herrschaft haben sich die polnische Kultur und in den letzten Jahrzehnten auch ein litauisches Schrifttum nur mühsam, fast im geheimen, behaupten können. Krakau, die südliche Hauptstadt Groß-Polens, ist unter österreichischer Herrschaft neben Warschau erstaunlich emporgeblüht und mit seinen Denkmälern und Kunstschätzen der ganzen Welt bekannt und vertraut. Aber wer kennt die zweite polnische Hauptstadt im Norden, den alten Jagellonensitz Wilna? Der Reisende, den der Schnellzug durch Wilna führte, sah von dem Bahnhof nur verschlafen blinzelnd in eine weitgedehnte, schmutzige Vorstadt hinein, die wenig zum Besuch lockte, und wie selten ist ein Fremdling hier ausgestiegen, um nachdenklich der Geschichte der Stadt nachzugehen!

Heute möchte man der Stadt das Horoskop stellen, daß sie in wenigen Jahren bewundert und besucht werden wird, wie nur Prag und Krakau. Ich möchte die Stadt kühnlich eine der schönsten des ganzen Ostens nennen, nach dem Stadtbild und den Baudenkmälern, vor allem auch nach der wundervollen Lage, am Einfluß der schmalen Wileika in die breite und träge sich hinwälzende Wilija auf leicht bewegtem Terrain gegründet, auf sieben Hügeln gelegen und beherrscht von zumal im Osten aufsteigenden, von dunklem, staubigem Grün umbuschten Sandbergen. Sonderlich für die Baukunst des Barock ist Wilna eine Fundgrube voll von ganz unerforschten Schätzen. Dreißig große Kirchen und eine ganze Zahl von Klöstern und Palästen drängen sich hier auf dem engen Boden der Altstadt zusammen und verteilen sich bis in die Vorstädte hinein, und dabei hat die Stadt allein in den beiden Bränden der Jahre 1748 und 1749 volle neunzehn Kirchen und dreiunddreißig Paläste eingebüßt: Was sie damals war, ist sie nie wieder geworden, berichtet bekümmert der Chronist. Es ist heute noch eine klösterliche Stadt mit riesigen, weit verzweigten Kolleggebäuden, die um enge Höfe gruppiert sind, zwischen denen die Handelsgassen oft kaum Platz finden. Die polnischen Klöster sind unterdrückt, aber nicht wenige sind von russischen Mönchen eingenommen worden: Kirchen und Klöster stehen heute leer und schutzlos da. Dann wieder gelbgraue Adelspaläste, von deren Fronten der Putz abfällt, und mächtige Handelshöfe, die wie die großen Karawanserein des inneren Rußlands riesige Sammelbecken der kleinen Handelsleute und der Namenlosen sind. Winklige Straßen und schmutzige Gäßchen und ein ob seiner Gebirgigkeit und geheimer Fallgruben selbst in Rußland berüchtiges Straßenpflaster, das wie das Selbstbekenntnis einer elenden und machtlosen Stadtverwaltung erscheint. Und in den neuen Stadtteilen ganz unvermittelt vornehme Quartiere um geschlossene Squares, vielstöckige Hotels mit prunkenden Fassaden, Läden, die den Luxus von Petersburg und Paris zur Schau stellen, Cafés, Kinos — — und doch hat die Stadt einheitlich fast den Charakter des Barock bewahrt. Dieses Barock hat

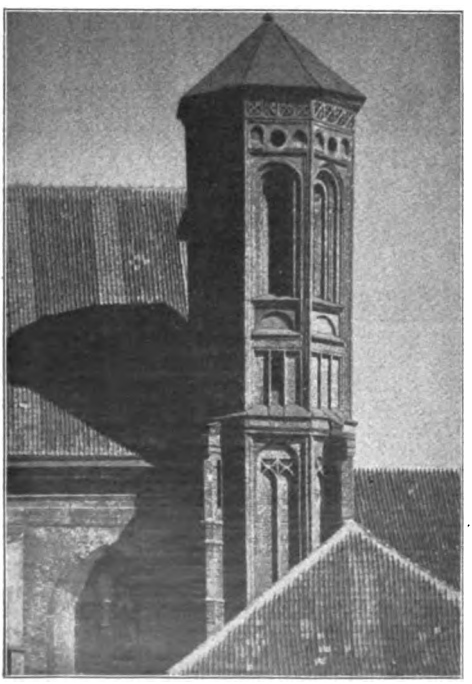
Digitized by Google



Blick über die Wilija. Phot. Bulhac

durch fast zwei Jahrhunderte hier seine Sonderentwicklung gefunden, mit einer ganz anderen Note, als sie die Bauten Warschaus oder die Barockkirchen Galiziens aufweisen. Die Kirchen von Kowno und Grodno, von Wigry und Sainy zeigen wohl die Ausstrahlung dieser Bauschule, aber ihre Grenzen verlieren sich in das Dunkel.

Wer möchte wagen, heute schon eine wirkliche Kunstgeschichte dieses Gebietes, auch nur als Skizze, zu zeichnen? Es gibt kein



Eckturm der Bernhardinerkirche. Phot. Bulhac

erschöpfendes Inventar, keine Landesbeschreibung, seit dem alten Werk Balinskis, das ganz Litauen gewidmet ist. Aus neuerer Zeit wohl eine Menge von Einzelstudien und Führern, darunter als das letzte und beste das Büchlein des eifrigen Stadtarchivars Wlaclaw von Gizbert-Studnicki, des Bruders des bekannten Historikers und Publizisten, aber überall hat die Forschung erst noch einzusetzen. Eine einzige Würdigung in deutscher Sprache haben die Kunstdenkmäler der Stadt bislang gefunden — in einem Aufsatz eines Nachkommen der Polenkönige aus dem sächsischen Kurfürstenhause, des gelehrten Prinzen Johann Georg, Herzogs zu Sachsen, im „Hochland".

Eines hat Wilna vor vielen deutschen Städten voraus, das ist einen eigenen Stadtphotographen. Der Künstlerphotograph Jan von Bulhac hat in vielen, vielen Hunderten meisterhafter Blätter die architektonischen Schönheiten der Stadt festgehalten, nach seinen Aufnahmen sind auch hier die meisten Abbildungen angefertigt.

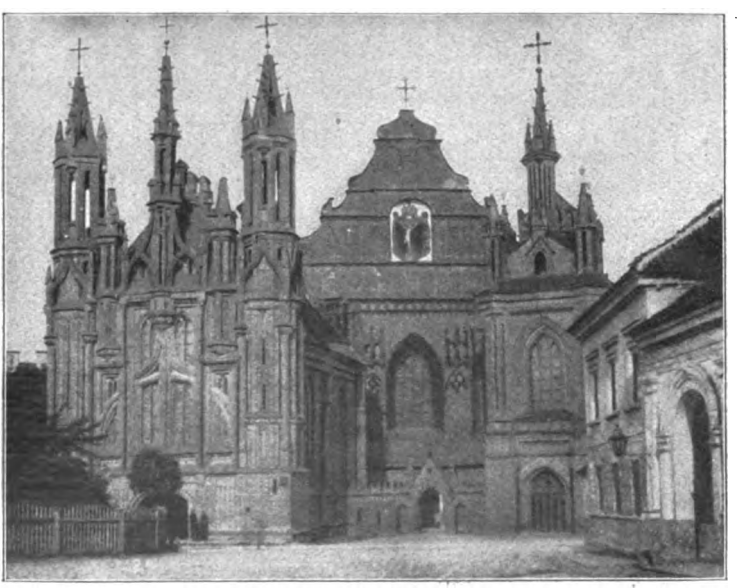
Die Stadt ist spät, erst im 14. Jahrhundert, aus dem Dunkel der heidnischen Vorzeit herausgetreten. Erst Gedymin, der Stammvater der Jagellonendynastie (1316—1341), der sich schon „König der Litauer und vieler Russen" nennt, erscheint als ihr eigentlicher Gründer. Aber noch im Jahre 1413 nennt der flämische Gelehrte und Reisende Gilbert de Lannoy Wilna eine schlecht gebaute Holzstadt mit einer Holzburg, in der aber schon einige Backsteinkirchen sich erheben. Dann kommt die große Zeit der Stadt seit der Vereinigung Litauens mit Polen im Jahre 1386, seit die Jagellonen nun über ganz Polen herrschen. Schon unter Gedymins Sohn Olgerd, des großen Jagello Vater, hatte sich das Fürstentum Litauen über Polozk, Weiß- und Schwarzrußland, Wolhynien bis Kiew ausgebreitet. Wilna hat dann

Digitized by Google

Die St. Bernhardinerkirche (rechts) mit der St. Annakapelle (links)

1432 eine Stadtverwaltung nach dem Vorbild derjenigen von Krakau „instar Cracoviensis" erhalten. Aber schon vorher waren Fäden nach dem benachbarten Ost- und Westpreußen hin und über diese nach dem mittleren Norddeutschland gesponnen worden. Am Ende des 14. Jahrhunderts war hier das Magdeburger Recht eingeführt worden, und die jüngst in Wilna während der deutschen Besetzung nach der Neueröffnung der Bibliotheken dort aufgefundene weißrussische Handschrift des Sachsenspiegels beweist, wie weit das deutsche Recht damals im Vordringen war. Aus dieser Zeit stammen nun auch die ersten Backsteinkirchen der Stadt, die deutlich genug die Verbindung mit dem Deutsch-Ordenslande aufweisen. Bis zum Njemen und zum Narew geht im allgemeinen die Grenze jener großen Bautengruppe der Backsteingotik, die sich über den ganzen Nordosten Deutschlands erstreckte. Jene polnisch-litauischen Backsteinbauten werden dadurch in eine deutliche, durch noch heute sichtbare Grenzmarken bezeichnete Abhängigkeit zu den deutschen Gebieten gebracht. Aber auch über diese Grenzlinie hinaus ist die Spätgotik vorgedrungen. Es gibt eine ganze Reihe von kleinen Inseln solchen westlichen Einflusses — und Wilna steht unter ihnen in vorderer Reihe. Ein merkwürdiges Dokument dieser Ausdehnung ist eine deutsche Inschrift, die sich an einem Hause der Ulica Wileńska findet und die die Erbauung des deutschen Krankenhauses durch den Meister Baltus Hinter bekundet. Die russische Stadtverwaltung hatte an diesem Dokument wenig Freude und sah es gern, daß ein großes Schild sich über diese wichtige Bauinschrift legte, die nun jetzt wieder bloßgelegt ist:

Im Jahr, Tausend sechs Hundert Vierzig
Baute ein Maurer Brüderherzig
Für Deutsch Katol-sche, dieß Krankenhaus
Zur Zeit des Königs-Wladislaus.



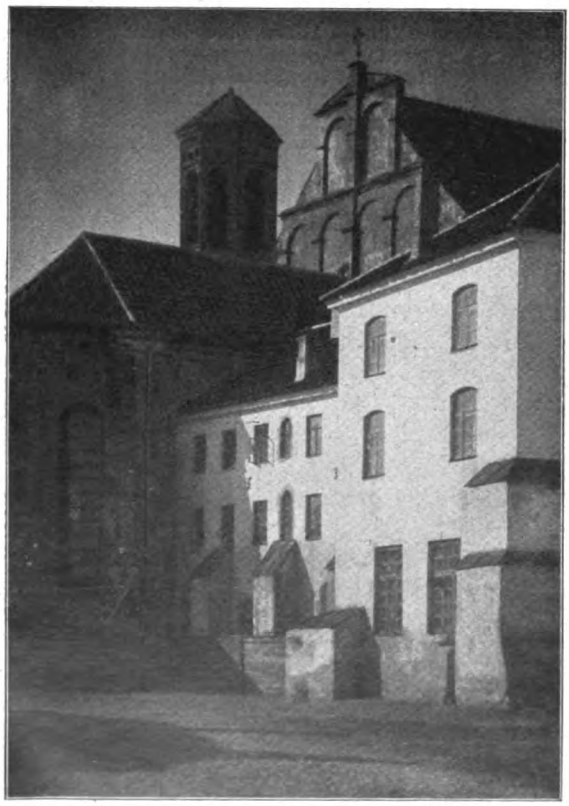
Die St. Annakapelle vor der St. Bernhardinerkirche

Digitized by Google

Balthasar Hikler ward Er genannt
Als Muster der Tugend wohl bekannt
Entsagte deßhalb auf ewige Zeit
Das Recht darauf = blos = als ein Menschen Freind.

Eine Anzahl der gotischen Kirchen Wilnas ist umgebaut und birgt nur noch halb versteckt den alten Kern, so die Franziskaner- und die Jankirche. Heute erinnert an diese Bautenfamilie vor allem die unvergleichlich malerische Baugruppe, die unmittelbar am Ufer der Wileika sich erhebt. Dem breiten dunkelroten Backsteinbau der 1469 von König Kasimir gegründeten Bernhardinerkirche, einem mächtigen Hallenbau mit vier Pfeilerpaaren und einem reichen Tonnengewölbe mit Stalaktiten, dessen Vorder- und Rückfront von schlanken achteckigen Türmchen flankiert ist, ist die St. Annenkirche vorgelagert, mit der wundervollen reichen und phantastischen Fassade, in der die Motive der langen Lisenen und der durchgesteckten Kielbögen in eigenwilliger Verschränkung für die kleine Fläche fast zu gewaltig und ohne Maßstab sich geltend machen. Es ist der Bau, von dem Napoleon bei seinem ersten Besuch in der Stadt bekannte, daß er ihn, wenn es eine technische Möglichkeit wäre, am liebsten nach Paris versetzen möchte. Und gegenüber liegt ein drittes ganz spätes Werk des Backsteinbaus: die am Ende des 16. Jahrhunderts von dem Fürsten Leo Sapieha errichtete Michaelskirche, noch von einer engen Klostermauer umgeben. Das Äußere ist 1665 barockisiert, im Inneren unter den mit Renaissancestuckverzierungen bedeckten Tonnengewölbe ein schöner Hochaltar, der ganz in den strengen klassischen Formen der niederländischen Spätrenaissance gehalten ist, scheinbar von einem Nachfolger des Cornelis Floris, von dem ja auch das Denkmal Albrechts I. von Preußen im Dom zu Königsberg stammt.

Mit der Michaelskirche beginnt nun die Reihe der Spätrenaissancekirchen, die unmittelbar in das Barock hinüberführt. Von den Barockkirchen sind in dem Bogen zwischen Wilija und Wileika noch heute rund fünfundzwanzig erhalten. Schon seit den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts beginnt der Einbruch italienischer Architekten, Maurer, Steinmetzen und Stuckatoren, und es ist, als ob darin ein Bekenntnis zu der Theorie des ältesten litauischen Historikers Kwialowicz ausgesprochen sei, der das ganze Volk von einer Kolonie von Italienern ableitet. Die Nikolauskathedrale an der Bolschaja, die in den Jahren 1596—1604 erbaut ist, gibt heute noch von der Tätigkeit italienischer Architekten der Stadt Kenntnis. Freilich ist der Bau wiederholt verändert. Die einst dem heiligen Kasimir gewidmete Kirche ist 1832 zur russischen Kathedrale umgeändert worden. Die Fassade ist dabei restauriert, und es ist ihr eine moderne barocke Kapelle als Windfang vorgelagert worden. Im Querschiff stehen noch je drei barocke Altäre, merkwürdig hoch gezogen mit geschweiften Gesimsen und hohen luftigen Ecklösungen. Das schöne und den Polen so teure Grabmal des Hetman Alexander Korwin Gosiewski vom Jahre 1662 ist durch die Russen zerstört worden. Im Chor ist für den russisch-orthodoxen Gottesdienst der übliche Bilderrand, die Ikonostasis, eingefügt worden. Deutlich zeigt sich hier noch das Barock, das ja in Rußland so wenig gestorben ist, wie in den österreichischen Alpenländern die Dekoration des Rokoko lebendig blieb. Die breite Front läßt selbst bei allen Zutaten noch das italienische Vorbild erkennen.



Das Bernhardinerkloster. Phot. Bulhac

Der Hauptplatz in der Zahl der früheren Barockkirchen kommt der Peter- und Paulskirche zu, die in der Vorstadt Antokol am Ufer der Wilija und am Fuße des Krestowajaberges sich aufbaut. Die isolierte Lage in einem von einer befestigten Mauer umgebenen Temenos gibt der Kirche ihren besonderen Reiz. Es ist ein italienischer Bau, deutlich zeigt die

Digitized by Google

Fassade von Giovanni Zaora die römische Anordnung, freilich zumal in den Aufbauten in einer nordischen Verschlimmbesserung, 1640 begonnen, 1668 vollendet. Der Begründer ist Litauens berühmter Großkanzler Michael Pac, der wie ein italienischer Renaissancefürst in monumentalen Bauten ein Gedächtnis seiner selbst zurücklassen wollte — das Gedächtnis seiner Familie ist noch allenthalben im Lande wach: die prächtige Camaldulenser-Klosterkirche zu Pozajscie bei Kowno wie die Kirche zu Ratschki bei Suwalki sind ihre Stiftungen. Der ganze Wert ist in St. Peter und Paul auf die Innenausstattung gelegt. Die Kirche ist das großartigste Denkmal, das sich norditalienische Stuckateure in dem äußersten Norden errichtet haben. Die Innendekoration, fast ganz in kaltem Weiß gehalten, zeigt im Detail eine Höhe des Kunstgeschmacks und eine Feinheit und Subtilität in der Durchbildung, die von den billigen und ausschweifenden, nur auf grobe Wirkung berechneten Arbeiten des nächsten Jahrhunderts sich wohltätig abheben. Es sind Werke zweier Mailänder, der Bildhauer Pietro Peretti und Giovanni Galli. Die Wanddekorationen und die Gemälde, die das Gewölbe im Langhaus wie in der Sakristei erfüllen, stammen von Martino de Alto Monte. Der Tradition nach kamen für den Bau dreihundert italienische Maurer und Stuckateure aus Krakau.

Die St. Michaelskirche

Im Laufe des 17. Jahrhunderts entwickelte sich dann gerade in Wilna der Typus der für das ganze litauische Gebiet nun charakteristischen Front, die sich zweistöckig erhebt und aus der sich zwei merkwürdig dünne luftige weitauseinanderstehende Türme loslösen. Allerlei Erinnerungen an italienische, an süddeutsche und österreichische Bauten werden wach — und doch ist dies Wilnaer Spätbarock wieder eine Kunst ganz für sich. Charakteristisch ist, daß sich über der Hauptfront wie auch über dem Chorabschluß des Mittelschiffes ein reicher Giebel erhebt, dessen mit zerrissenen geschweiften Gesimsen gezierte Schauwand oft nur wie eine Kulisse wirkt. Die Missionarikirche, die 1695 vom Grafen Theophil Plater erbaut ist, zeigt diese phantastische Höhenentwicklung am deutlichsten ausgebildet. Die alte St. Johanneskirche, die in der Geschichte der Stadt eine so große Rolle spielt wie in der Geschichte Warschaus die Heilig-Kreuzkirche, hat nach dem Umbau von 1668 die Fassade und den Chorgiebel erhalten, der jetzt dem Bau seinen Charakter gibt. Auf die Turmlösung ist hier ganz verzichtet. Ein einziger freier vierstöckiger Glockenturm ist wie ein Campanile gesondert zur Seite gestellt. Die nach einem kleinen geschlossenen

Digitized by Google

Die St. Peter- und Paulskirche. Phot. Bulhac

Platz zu gelegene Fassade mit dem geschweiften Grundriß und reich verkröpften Gesimsen bringt mit der Fülle der sich in der Wirkung bekämpfenden Säulenpaare einen ganz einzigartigen Eindruck hervor.

Im Anschluß an die St. Janskirche, die „akademische Kirche", erheben sich die ausgedehnten ursprünglich einen ganzen Häuserblock füllenden Gebäude der ehemaligen Universität. Diesen Namen führt das vom König Stephan Báthóry begründete Jesuitenkolleg durch die Gnade des Papstes Gregor XIII. seit dem Jahre 1579, 1781 ist die Universität dann als schola princeps von Litauen wiederhergestellt worden. Es ist eine stattliche Gebäudegruppe mit einer kaum zu übersehende | Reihe von Höfen Gängen und ineinandergeschobenen Trakten, der Hauptbau wie ein italienischer Palazzo wirkend, nordisches Barock mit südlicher Gliederung gemischt; frei und luftig erhebt sich darüber der Turm des ehemaligen astronomischen Observatoriums, das erst 1788 hinzugefügt ist:

Haec domus Uraniae est! Curae procul este profanae.
Temnitur hic humilis tellus, hinc itur ad astra

hat der stolze Erbauer daran geschrieben. Und mit einem anderen ehrwürdigen Spruch hat sich der Bau geschmückt, mit dem Vergilischen Wort:

Addidit antiquo virtus nova lumina coelo.

Seit die Universität

Eckturm der Einfassungsmauer an St. Peter und Paul. Phot. Bulhac

Digitized by Google

Inneres der St. Peter- und Paulskirche

Digitized by Google

von den Russen geschlossen ist, sind auch die wissenschaftlichen Anstalten und Institute in Schweigen versunken; lebendig ist nur die ehemalige Universitätsbibliothek, die einst der König Sigismund August gegründet hatte, bislang in der Reihe der großen Bibliotheken Rußlands nach denen von Petersburg und Moskau an dritter Stelle stehend, mit etwa einer viertel Million Bänden und 10000 Handschriften. Wird jetzt neues Leben aus den dunklen und engen Bücherſälen aufsteigen?

Die Hauptwirkung entfällt in all den Kirchen Wilnas auf das Innere. In der St. Johanneskirche stehen im Chorumgang sieben Altäre dicht gedrängt, im Hochchor drei, die untereinander verbunden sind, so daß sie wieder zu einer seltsamen Theaterdekoration verflochten scheinen. Die wunderbarste Chorlösung bringt vielleicht das Innere der Dominikanerkirche: fünf Altäre mit kolossalen Überbauten sind hier in einem Chorabschluß zusammengestellt, die Gesimse kennen keine Ordnung und keine Regel mehr; sie klettern bewegt aufwärts und scheinen wieder plötzlich abzustürzen. Darüber ein Aufbau, in dem Obelisken und unruhige Figuren wechseln. Das Ganze wie ein stehengebliebenes lebendes Bild. Anscheinend um der Symmetrie willen ist am Eingang des Chores gegenüber einem Altar als Aufbau von gleichen Umrissen ein Beichtstuhl mit der Kanzel darüber in eine Gruppe zusammengezogen worden: eine geniale Improvisation. In der Mitte öffnet sich dann der Durchblick auf den Ordenschor. Die Theresienkirche, die im Äußeren und im Inneren ein strenger italienischer Barockbau mit einer auf Vignola letzter Hand zurückgehenden Fassade und mit einem großen tonnengewölbten Mittelschiff ist, das mächtige klassische Kapitäle und Gesimswirkungen zeigt, ist ebenso in der Mitte des 18. Jahrhunderts durch den ausschweifenden polnischen Rokokostil umgestaltet worden. Eine wahre Angst scheint den Architekten zu bewegen, niemals ein einfaches Gesims zuzulassen, eine Linie durchzuziehen. Alles ist gebrochen, verkröpft, gesteigert zu gunsten einer stark akzentuierten, oft etwas gehackten Licht- und Schattenwirkung. Fleischige und üppige Rocailleornamente sind hier und da hingeworfen und angeklebt und scheinen in keinem rechten Zusammenhang zu stehen. Auch die Figuren sind von der gleichen Ekstase ergriffen, in wildester Deklamation, in den heftigsten, oft beängstigend und grotesk wirkenden Stellungen. Das Innere der Katharinenkirche zieht noch einmal im Jahre 1753 im engen Raum die Altäre, von denen jeder groß genug ist, um als Hochaltar zu wirken, als mächtige Gruppe zusammen. Auch hier die gebäumten, gebrochenen und geschweiften Giebel, auf allen ein Aufsatz mit Engeln. Auch hier am Choreingang als Gegenstück zu einem Altar der Kanzelüberbau mächtig bis zum Hauptgesims emporgezogen. Jene seltsamen bewegten Gesimse erscheinen wie ein Charakteristikum des spä-

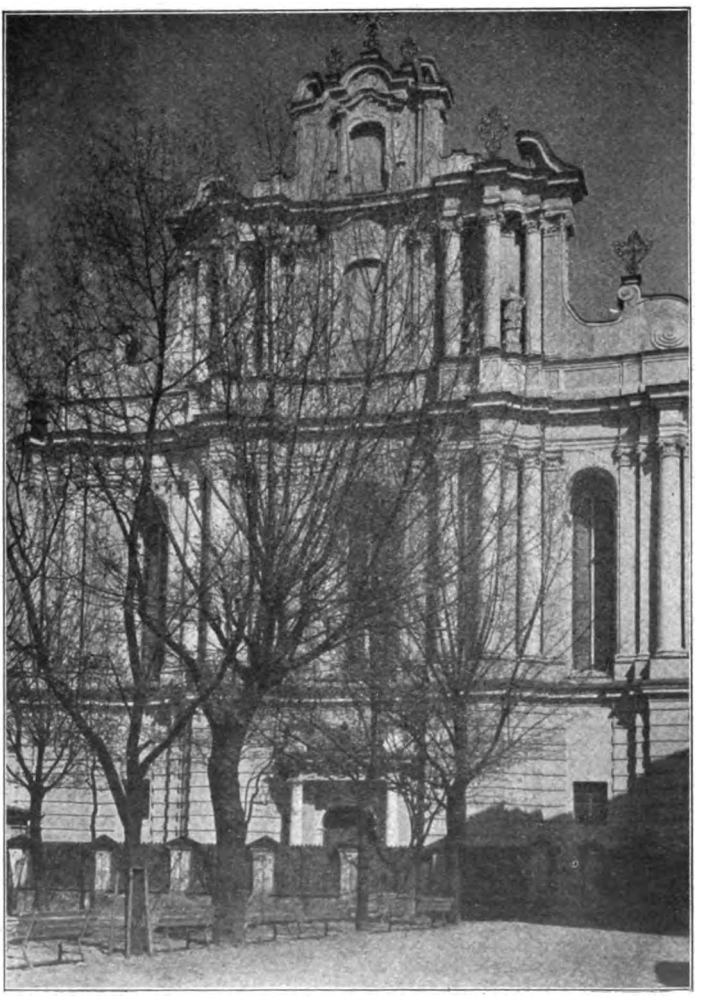
Kirche der Missionari. Phot. Bulhac

Digitized by Google

ten russischen Barock — auch der in der Mitte des 18. Jahrhunderts emporwachsende Bau von Tsarkoje Selo, für den der Italiener Rastrelli die Pläne gemacht hat, zeigt diese bizarren Brechungen und Kuppelungen.

Diese Dekoration wiederholt sich nun mit sehr eigenwilligen Variationen in den sonstigen Kirchen des 17. und 18. Jahrhunderts, in der Heiliggeistkirche und in der Georgskirche, außerhalb der Altstadt in der Rasalkirche über der Wilija und der einsam im Grün gelegenen ehemaligen Dominikanerkirche von Kalwarya, die auf dem Wege nach dem nahen Werki liegt, einst Chlodwig von Hohenlohes vielgenanntem klassizistischem Landsitz. Die Altäre mit ihrem fleckigen Stuckmarmor, die lüstern züngelnden Rokokoornamente, die die Gesimse zu umschlingen suchen, verblichene Gemälde, zum Teil nach der barbarischen Sitte des Ostens die Gewänder in gestanztem und getriebenem ausgeschnittenem Silberblech über die Leinwand gelegt, breite geschnitzte Rahmen, an denen die Vergoldung mit dem durchbrechenden Rot einen herrlichen spielenden Schimmer angenommen hat, dazu die Fülle der Beichtstühle, Gitter, der Brüstungen, Orgelprospekte, Epitaphien, Inschriften, der Kirchenfahnen, Kerzenhalter, Tabernakel, Leuchter, Weihgeschenke, Vasen, Blumen — dies alles scheinbar unberührt, nie in neuerer Zeit restauriert, mit einem Mantel von Patina, Staub, Schmutz und jener dem Osten eigenen leisen Verkommenheit überzogen, die den ganzen Innenraum in eine Stimmung von melancholischer Traurigkeit und in einen braungrau staubigen Ton taucht, aus dem dann all die versunkenen Lokaltöne aufblitzen, dazu der Prunk der priesterlichen Gewänder, die roten Röcke der Chorknaben, Kerzengeflimmer und bläulichsilberne Weihrauchwolken, und, zumal an Festtagen, die Menge der Beter, die bis in die Vorhalle sich drängt, gemischt mit den grellfarbigen und streifigen Röcken und Kappen der Landbevölkerung — das ist ein unvergleichliches, malerisches Bild, wie es in Europa nur noch die spanischen Kirchen bieten.

Über dem einzigen noch erhaltenen Tor der alten Stadtbefestigung vom Jahre 1505, dem Spitztor, Ostra Brama, im Süden der Stadt, ist 1671 eine heilige Kapelle errichtet: das große Heiligtum der Stadt mit dem wundertätigen Muttergottesbilde. Die enge Treppe, die zu der Kapelle führt, ist zumeist kaum gangbar, auch die Straße, die durch das Stadttor führt, oft kaum zu passieren: von beiden Seiten drängen sich die weither gekommenen Pilger; Römisch-Katholische wie Griechisch-Orthodoxe werfen sich unbekümmert, zumal in den Zeiten großer Not des Landes, wie eben jetzt, im Straßenschmutz auf die Knie. Das Madonnenbild, das die Russen als ein byzantinisches ansprechen,



Die Front der St. Janskirche. Phot. Bulhac

Digitized by Google

Die alte Universität mit dem Observatorium. Phot Bulhac

gehört wahrscheinlich der älteren Krakauer Schule an — es ist bis auf den Kopf und die Hände ganz verkleidet mit Silber- und Goldblech und durch kostbare Weihegeschenke und Schmucksachen. Wie Adam Mickiewicz' Epos „Herr Thaddäus", die litauisch-polnische Odyssee, mit einer Anrufung der Leuchte des Ostra Brama beginnt, so brennt das Bild den frommen Einwohnern des alten Großfürstentums noch heute in der Seele als das eigentliche Nationalheiligtum. Zur Seite der Kapelle liegen zwei alte Stadtklöster, die Klöster der Dreifaltigkeit und des Heiligen Geistes, die zuletzt durch achtzig Jahre von langbärtigen russischen Mönchen bewohnt waren. Seit die Popen, die Mönche und die Kirchendiener geflohen sind, stehen die langen Korridore und die Zellen in gähnender Öde da.

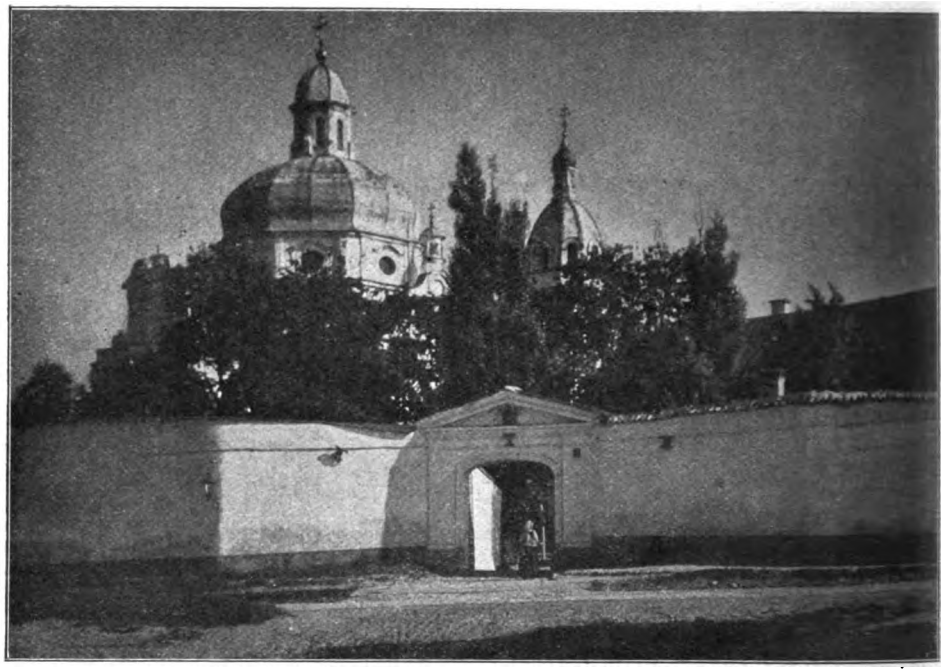
Als Hauptdenkmal der Stadt erscheint heute, am Ende des Georgsprospekts und am Fuße des Schloßberges gelegen, die Stanislauskathedrale, die den Rest einer großartigen Bautengruppe bildet, an der fünf Jahrhunderte gebaut haben, und die in sich auch in ihrem kalten klassizistischen Gewande noch allerlei frühere Reste birgt. Die erste Kirche ist von Ladislaus Jagiello 1387 errichtet angeblich an Stelle eines dem litauischen Lichtgotte Perkunas geweihten Tempels. Von dem noch lebendigen Heidenglauben der alten Einwohner des Landes hat noch Aneas Sylvius Piccolomini, der nach 1450 als Gesandter des päpstlichen Stuhles in Litauen weilte, erstaunt erzählt. Die Kathedrale hat dann ein erstes Mal 1538 und dann wieder 1632 eine vollständige Erneuerung gefunden. Die Pläne von Wilna aus dem 17. Jahrhundert zeigen, östlich anschließend an die Kathedrale, den litauischen Herzogs- und Königspalast, eine mächtige weitausgreifende Baugruppe, die um einen freien Hof gelagert war; der eigentliche Palas, eine Gründung des Königs Sigismund, war, wie die Bauten im südlichen Polen, mit runden Zinnen geschmückt. Die letzten Reste dieser Anlage sind erst im 19. Jahrhundert verschwunden, und der Barockbau der Kirche hat in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts nach den Plänen eines einheimischen Künstlers, des Ar-

Blick in den Universitätshof an St. Johann. Phot. Bulhac

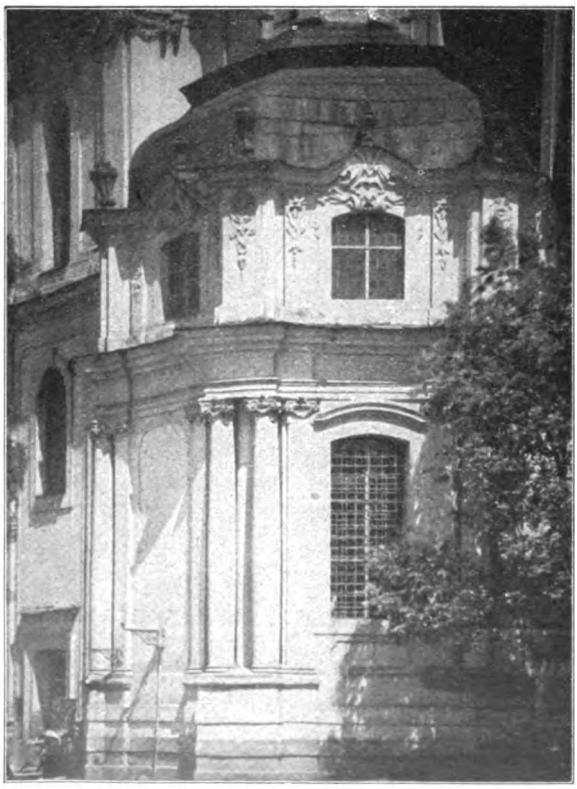
Digitized by Google

Inneres der Heiliggeistkirche

Digitized by Google



Kloſter des Wiſitterordens. Phot. Bulhac

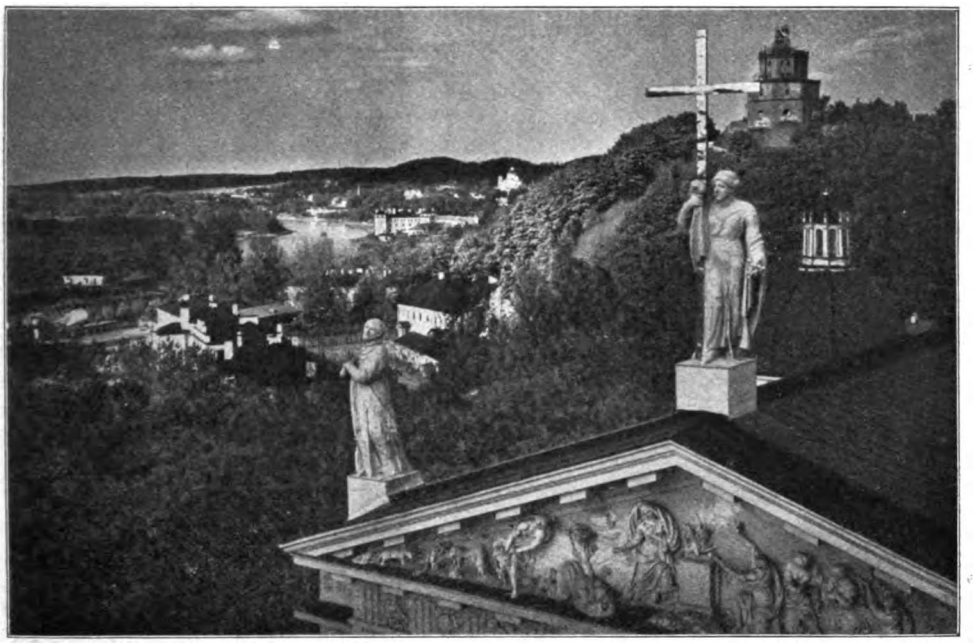


Kapelle an St. Katharina. Phot. Bulhac

chitekten Gucewicz, der Profeſſor der Architektur an der Univerſität Wilna war und 1798 ſtarb, einen völligen Umbau erhalten. Der Front iſt eine Tempelſchauſeite vorgelegt mit ſechs rieſenhaften Säulen und einem ganz ſtrengen Gebälk, zu dem ſeltſam der noch ganz barock bewegte Giebelſchmuck kontraſtiert. Der Maßſtab wird unbillig gedrückt durch drei ungeſchlachte Koloſſalfiguren, die ſich als Akroterien über dem Giebel erheben: in der Mitte die heilige Helena mit einem Kreuz in der Hand, zur Seite die heiligen Stanislaus und Kaſimir. Righi und andere Künſtler haben die zurücktretenden Wände des Tempels mit Reliefs und rieſigen aufgeregten Apoſtelfiguren geſchmückt.

Auch das Innere hat damals eine vollſtändige Umgeſtaltung gefunden: man kann ihm die großartige Raumwirkung nicht abſprechen — gegenüber der üppigen, feſtlich-heiteren Dekoration der Rokokokirchen ein einfacher Rhythmus der enggedrängten Pfeilerpaare ohne jeden Schmuck, die Dekoration in ganz kalten Tönen, der Altar aus einer Tempelfront von vier grauen Säulen mit Bronze-

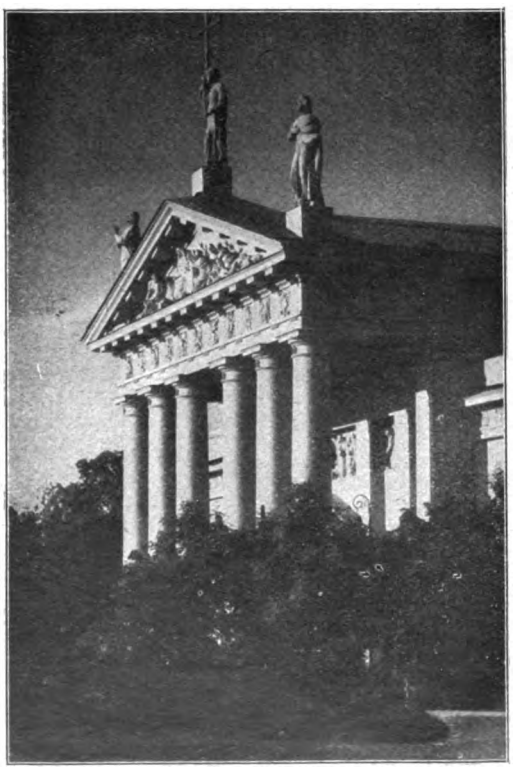
Digitized by Google



Blick über den Giebel der Stanislauskathedrale auf den Schloßberg und in das Tal der Willja. Phot. Bulhac

appliken gebildet. Sechzehn große Bilder | worden wie der Trompeterchor im Rittersaal von Villani schmücken das Hauptschiff.

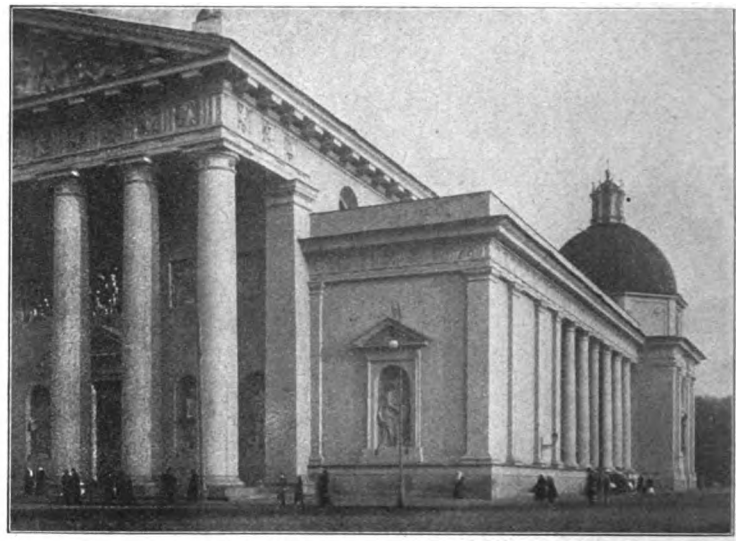
An den beiden Kreuzarmen springen zwei barocke Kuppeln vor, die einzigen Teile des Baues, die nicht in dem neuen tempelartigen Baustil untergehen konnten und die sich jetzt mit ihren Kuppeln und feingegliederten Laternen noch selbständig geltend machen und mit dem freistehenden Glockenturm die Verbindung herstellen. Die südliche, die Kasimirkapelle, ist 1636 von dem König Sigismund III. erbaut zu Ehren des heiligen Kasimir. Der Architekt war Dankertz de Ry aus Amsterdam, der bei seiner Dekoration wohl niederländischen Vorbildern, darunter auch Stichen von Vredeman de Vries folgt; im Gegensatz zu den ganz italienisierenden Dekorationen in St. Peter und Paul ist hier ein Anschluß an die nordische Spätrenaissance, ein prachtvolles ganz geschlossenes Stück einer vollendeten und einheitlichen Innendekoration gegeben. Nur die Kuppelmalereien sind von einem Italiener, Del Bene, der auch die Seitenkapellen wie die Sakristei und das Refektorium in dem Kloster Pozajscie bei Kowno ausgemalt hat. Die Aufbauten zeigen einen Wechsel von rotem, grauem und schwarzem Marmor, in den Wandnischen stehen die holzgeschnitzten und versilberten Figuren von acht Königen und Königinnen der Jagellonendynastie. Die einst massiv silbernen Figuren sind als Helfer im Streite bei dem letzten Polenaufstand eingeschmolzen



Die Front der Kathedrale. Phot. Bulhac

Digitized by Google

des Berliner Schlosses. Die Kapelle birgt aber vor allem den silbernen, 1200 Kilogramm schweren Sarg des heiligen Kasimir, der ein kostbares Stück Augsburger Arbeit darstellt. Wie die Kathedrale St. Johann in der Altstadt Warschau ist die Wilnaer Kathedrale nun zugleich ein Pantheon der polnisch-litauischen Geschichte. Grabmäler von Bischöfen und Fürsten sowie von Mitgliedern der großen Familien des Landes füllen, so viele auch hier verschwunden sein mögen bei der Umgestaltung des Inneren, auch heute noch die Wände und vor allem noch die Kapellen. Nirgends spricht die Ruhmessucht eines auf die heimische Geschichte stolzen halbausgelöschten aber innerlich selbstbewußten Volkes lebendiger zu uns als in diesen ehrwürdigen historischen Erinnerungsstätten, die sich in den Schatten der Kirche flüchten mußten, um Bestand zu haben. In der Kapelle des Gekreuzigten finden sich feine italienische Renaissancedenkmäler des 16. Jahrhunderts, die wahrscheinlich von Giovanni Cini, der auch in Krakau tätig war, ausgeführt sind, die Monumente des Bischofs Holszanski und des Reichskanzlers Goszto1d.



Die Kathedrale. Phot. Bulhac

Blick in das Innere der St. Kasimirkapelle in der Kathedrale

Auch der langgestreckte niedrige Bau des ehemaligen Residenzschlosses der Erzbischöfe von Wilna, später der Sitz des russischen Generalgouverneurs, hat in der klassizistischen Zeit eine völlige Umwandlung gefunden. Die Russen hatten eben die Wiederherstellung des sehr verwahrlosten Baus begonnen, dem einen Flügel eine neue Front vorgesetzt — da wurde ihre Herrschaft durch den Vorstoß der deutschen Truppen weggefegt. Sie haben nur Zeit gehabt, die Ausstattung mitzuführen, aus den sämtlichen Kirchen die Glocken herauszunehmen — wo der Transport durch das Innere zu schwierig war, wurden einfach, wie auch in Sainy, die Fenstergewände in der Glockenstube ausgebrochen und die Glocken zerschellten dann am Boden. Außerdem aber haben sie auch die öffentlichen Denkmäler abgeschleppt, von dem Platz vor dem ehemaligen

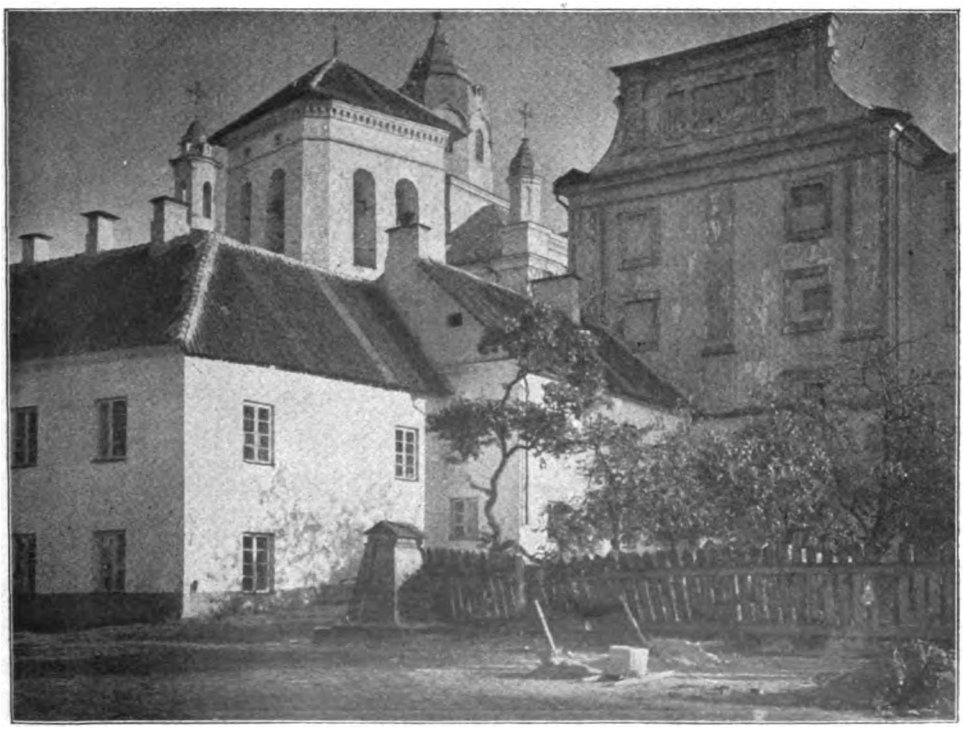
Digitized by Google

Generalgouvernement das Bronzestandbild des Grafen Murawjew von Grjasnow, des Henkers Wilnas, der einst den polnischen Aufstand hier blutig unterdrückt hatte, und von dem Kathedralplatz das kaiserliche Monument der zweiten Katharina, ein Hauptwerk von Antokólski, das erst vor zwölf Jahren hier seinen Platz gefunden hatte. Sogar die Bronzebüste Puschkins ist mit fortgeführt worden, sicherlich nicht aus Pietät, sondern um des schnöden Kupfers willen und um dies Kupfer nicht in die Hände der Deutschen fallen zu lassen. Ach, wenn wir erst zum Denkmäler-

Der Tempel in der St. Kastmirkapelle

einschmelzen übergehen wollten, wir fänden in Deutschlands Grenzen ein fruchtbareres Feld für heilsame Reinigungsarbeit.

Das ist Wilna. Ist es eine Stadt des Schweigens und der Dämmerung, war sie zum langsamen Sterben verdammt, nur eine Etappe auf dem Wege nach Halbasien, oder war der Genius der Stadt nur gefesselt unter dem russischen Joch? Was wird ihr Schicksal sein? — Wird die stetig wachsende litauische Flut weiter steigen oder wird das Großpolentum, das der Stadt ihren äußeren Stempel gegeben hat, das Herrschende bleiben? Wird sie



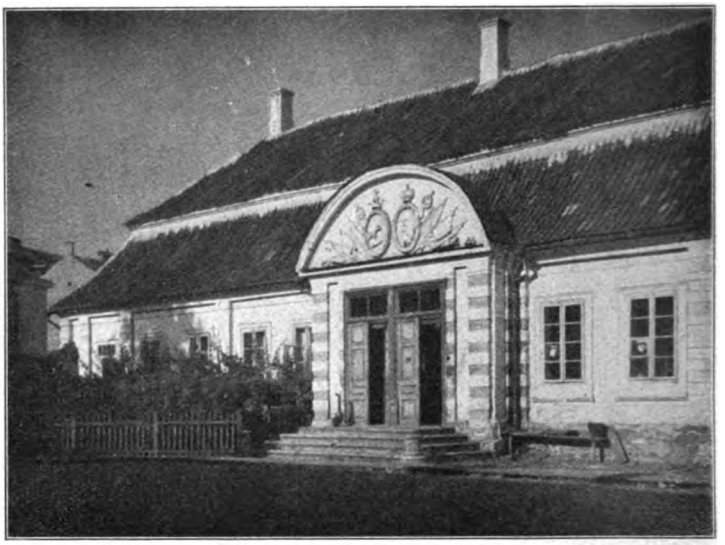
Das Kloster Buzyljanca. Phot. Bulhac

Digitized by Google

sich westlicher Kultur, die sich ihr aufbauend, gebend naht, freudig erschließen? Wohin weist der politische Kompaß? — Über der Zukunft liegen noch dünne, verschleiernde Nebel, wie sie über dem Gebiet der Seen und der unendlichen Wälder um Wilna sich ausbreiten. Nur den Odem des atmenden Landes spürt der fremde Beobachter, die brachliegenden Kräfte, die nach Betätigung ringen, die hellen Stimmen der Jugend aus der grauen verwitterten Stadt, den neuen Lebenswillen, der die alte brüchige Hülle sprengen will, der nur überall wie gehemmt und mit unsichtbaren Fesseln gebunden erscheint. Litauen, wie die Gesundheit bist du, mein Vaterland!

Wer dich noch nie verloren, der hat dich nie erkannt.

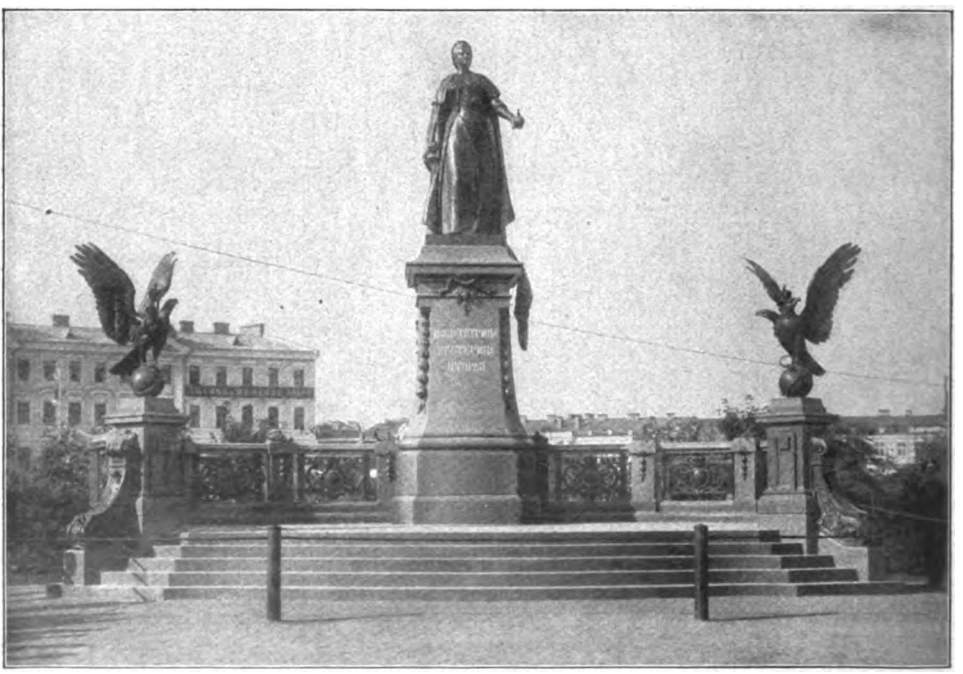
In deiner ganzen Schönheit prangst du heut vor mir,



Haus in der Brückenstraße, früher der Familie Rzewuski gehörend. Phot. Bulhac

So will ich von dir singen — denn mich verlangt nach dir.

Mit diesen tönenden Versen beginnt das letzte Werk von Polens größtem Dichter, Adam Mickiewicz. Fühlen wir diese Welle von gesunder Kraft des Landes und des Volkes mit? Wir möchten gern daran glauben — die Bestätigung muß die Zukunft bringen.



Das von den Russen fortgeschleppte Denkmal Katharinas II. von Marcus Antokolski

Digitized by Google

Zwiſchen den vier Wänden

Aus dem Tagebuch einer jungen Ehe

Von Guſtav Manz

Ein ſtiller Abend. Unſrer Lampe Schimmer
Durchleuchtet matt das dunkle Herrenzimmer.

In breiten Seſſeln ſitzen wir beguem, —
Wir tauſchten wahrlich nicht mit irgendwem.

An zartem Linnen ſtichelt deine Hand,
Ich leſe vor . . . Aus „Konrad Ferdinand . . .“

Bewundernd ſehn wir, wie er Worte meißelt,
Wie er durch Miltons Mund die Briten geißelt.

An Dichters Seite kühnlich aufgeſchwungen
Schau'n wir hinab auf Tagesniederungen.

Weit hinter uns liegt dieſer Zeiten Gärung;
Die Kunſt ſchenkt uns des Himmels Los: Verklärung.

⁂ ⁂ ⁂

In Zimmers Mitten ragt ein Ungetüm,
Gehüllt in einer Decke bunt Geblüm.

Aus guter Werkſtatt iſt's ein braver Flügel, —
Ich tummle gerne ihn ohne Zaum und Zügel.

Du gehſt indeſſen leiſe ab und zu,
Stehſt auch einmal und hörſt in guter Ruh.

Ob in den Taſten dröhnt ein übertragner,
Von Meiſter Klindworth abgelauſchter Wagner.

Ob dich Franz Schubert macht im Herzen froh,
Ablöſend Beethovens Adagio —,

Du werteſt freundlich jede kleinſte Spende,
Den Dankzoll meiner ungelenken Hände.

Denn nur als ſchwach Entgelt zeigt ſich mein Können
Für deiner Liebe freundlich-holdes Gönnen.

Wie kann mein wilder Donnrer lieblich ſingen,
Wenn unter deiner Hand die Taſten klingen,

Wenn deine und der guten Schweſter Seelen
Im Glück des Doppelſpiels ſich eng vermählen,

Wenn eurer Hände gleichgeformtes Paar
Huldigt in heißem Drang der Meiſter Schar,

Digitized by Google

Wenn Vater Haydn schmunzelnd neu belebt,
Und Schumanns Wehmut durch das Zimmer schwebt . . .

Dann sinkt die Welt uns hinter goldnen Schleiern:
Drei, die sich lieben, dürfen Andacht feiern.

⁂ ⁂ ⁂

In Ruhestunden labt die Zigarette;
Wir blasen beide Wölkchen um die Wette.

Dazu schlürft gut sich, blond und lind,
Der liebe Tee, dem wir gewogen sind.

Bald seh' ich nach den blauen Rauchgebilden,
Bald ruht der Blick auf unsrer Bücher Schilden.

Geordnet hat sie deine Hand für mich,
Von drüben grüßt sie Menzels Friederich.

Du aber steuerst ohne Rast und Zaudern
Auf deine Lieblingsfahrt, ins frohe Plaudern.

Zum Greifen nah vor meinem Sinn entsteht
Des fernen Landes stille Majestät,

Da du geschritten deine ersten Pfade
In einem Kindheitstraum voll Glück und Gnade . . .

Ich höre Finlands dunkle Wälder rauschen,
Ich darf mit dir der Wogenbrandung lauschen,

Ich steh' mit dir vor deines Vaters Haus
Und blicke fern nach weißen Segeln aus . . .

Und mählich fließt's wie Schwermut auf mich über,
Denn deiner Rede Fluß wird trüb und trüber,

Dein Auge blickt erinn'rungsbang, versonnen:
Verschüttet deiner Träume klarer Bronnen . . .

Entwurzelt schon in allzu frühen Jahren,
Hast du des Schollenflücht'gen Leid erfahren.

Begreifend reich' ich still dir meine Hand:
Du hast nicht Heimat mehr, noch Vaterland:

Was du verlorst, noch hast du's nicht verwunden,
Noch hast den neuen Grund du nicht gefunden.

Im schrillen Lärmkonzert der großen Stadt
Bist du ein windverwehtes kleines Blatt.

So fing ich einst dich auf aus Sturm und Regen,
Um dich behutsam mir ans Herz zu legen.

Digitized by Google

Andreas Vogels Herbsthaus

Von Auguste Supper

Als Andreas Vogel, der Schuhmacher und Lederhändler, nach langen Jahren in seine Heimat zurückkehrte, hätten ihn viele der Dorfgenossen gerne gefragt, wie er es in der Welt draußen gemacht habe, um zu Geld zu kommen? Denn es gab für sie alle kein schwereres und wichtigeres Lebensrätsel als das, das der heimgekehrte Schuster gelöst zu haben schien.

Aber sie fanden seltsamerweise den Mut nicht, dem Meister auf den Leib zu rücken. Zum ersten hatte er draußen in der Welt seine heimatliche Mundart verlernt. Wenigstens tat er so, sobald man ihm allzu kameradschaftlich kam. Wenn er wollte, konnte er schon noch reden wie die andern. Zum zweiten war er unwirsch, kurzangebunden, wenig umgänglich und leicht grob und jäh, als sei ihm in der Fremde mit dem Geldbeutel auch die Galle angeschwollen. Und dabei erinnerte man sich, daß er früher, ehe er in die weite Welt ging, ein lustiger, gutmütiger, ja allzu leichter Kerl gewesen war, der das kleine Erbe seiner frühverstorbenen Eltern, bis auf einen elenden Acker am Waldsaum draußen, gesund verbraucht hatte mit guten Freunden. Auf diesen ihm verbliebenen Acker, der eigentlich mehr ein Stück Ödland war, wollte der heimgekehrte Schuster ein Häuslein bauen.

Es gab ein Verwundern im Dorf, ein Spotten und Lachen. Meinte denn der Schuhmacher, man baue Häuser wie die Mäuse Löcher graben? Dort draußen war kein gebahnter Weg, kein Wasser, keine Nachbarschaft. Es mochte wohl sein, daß die Leute in der Fremde reich wurden; aber gescheit wurden sie offenbar nicht, sonst könnten sie nicht auf so dumme Gedanken kommen.

Am längsten und zähesten wehrte sich gegen den Plan des Schusters Stefan Rot, der Maurermeister. Ihm, der mit seinen Leuten sein Brot zumeist auswärts verdienen mußte, hätte des Ortsgenossen Baulust zur Freude gereichen können, wenn diese Schrulle mit dem Waldacker nicht gewesen wäre.

In seiner langsamen, eindringlichen Art redete der Maurermeister auf den Bauherrn ein. Aber der blieb bei seinem Entschluß, als sei kein Wörtchen dawider gesagt worden. Stefan Rots dickes, von manchem Frost, manchem Trunk und manchem Ärger gedunsenes Gesicht nahm eine bläuliche Färbung an; aber seine Rede ward darum nicht viel rascher. Wenn es in diesem Mann zu kochen anfing, dann gab es kein zischendes Überschäumen. Es stiegen nur zähe Blasen auf. Dafür blieb die Hitze lang erhalten, und wenn die Oberfläche längst wieder kühl erschien, war unten oft noch Glut.

„Wenn du in drei Teufels Name' in die Einöde baue' willst, so bau'. Aber bis dein Brunne' g'grabe' und dein Weg g'macht ist, geht dir 's Geld aus," trumpfte er auf und spuckte aus.

„Hast du's gezählt?" fragte der Schuhmacher kurz.

Und noch einmal gab es einen Zusammenstoß, als Meister Vogel verlangte, man solle im Herbst noch mit dem Bau beginnen.

Herbsthäuser und Herbstkatzen werden in ihrem ganzen Leben nichts, wetterte der Maurer, und wenn es schneie, ehe ein Haus unter Dach sei, dann sei kein Glück darin zu hoffen.

Der Schuhmacher, der sein Leben lang mit zähem Rindleder hantiert und gehandelt hatte, war so undurchlässig und hart geworden, daß ihm keine Rede durchs Fell ging.

Er verzog kaum den bartlosen Mund, als er den Maurermeister schelten hörte, und mit einem kurzen Lachen prophezeite er, es werde ein milder und schneeloser Winter kommen, in dem es ein leichtes sei, den Bau zu fördern. Freilich, meinte er, sei es für die Maurer ein hartes Ding, das ganze Jahr hindurch auf dem Handwerk zu arbeiten, denn sie seien aus der Sippe der Hamster und der Dachse, die über den Winter im Fett schlafen.

Digitized by Google

Stefan Rot schaute mit den kleinen geröteten Augen bös auf den Sprecher. Gab aber keine weitere Antwort mehr. —

Naßkalt und windig war der Tag, an dem man den ersten Spatenstich tat. Im lehmigen Stoppelfeld huschten scheue Mäuse vor den Füßen der Männer. Unfern seufzte der Wald, und die Wolken zogen unruhig über die Berge.

Die Maurer maßen, spannten ihre Schnüre, fingen zu graben an und stritten sich. Ohne Hast waren sie beim Werk und der Rauch ihrer Pfeifen wirbelte ihnen um die Nasen.

Nur einer, der Christian, rauchte nicht. Er war alt, buckelig, hinfällig. Man fütterte ihn durch im Dorf und ließ ihn dafür die Achsel an jeden Karren stemmen, der gerade zu schieben war. So kam es, daß er an diesem Bau arbeitete, obgleich er kein Maurer war. Er hatte kein Handwerk gelernt, darum erwartete man von ihm, daß er jedes könne. Einst hatte er überall seinen Mann gestellt. Auch die weite Welt hatte er gesehen. Aber die Generation, die ihn als einen tüchtigen Kerl gekannt hatte, die lag unter dem Rasen.

Den Heutigen war er ein Brotesser, ein Mitläufer und ein klein wenig ein Narr. Denn manchmal redete er mit sich selber und mit denen, die längst nicht mehr da waren.

Dieser Christian fand es in der Ordnung, daß er nun, da er alt und verbraucht war, auf die Seite geschoben wurde. Es war keine Bitterkeit in ihm. Das selbstverständliche Hinnehmen des Laufs der Dinge, das die vernunftlose Kreatur mit der höchsten Weisheit gemein hat, es trug auch den wackligen Alten durch die Klippen seines verebbenden Lebens.

Meister Vogel, der Bauherr, schritt auf seinem Acker, den die Maurer aufzuwühlen begannen, hin und her.

Die scharfe, lange Nase ward dabei im schneidenden Herbstwind kälteblau; aber der Mann wich nicht.

Stefan Rot und seine Leute machten Grimassen hinter ihm her. Glaubte der Schuster wohl, daß es ohne ihn nicht gehe?

Oder argwöhnte er, man trage einen Kubikmeter seiner elenden Erde fort, wenn er nicht aufpasse?

Oder meinte er gar, man werde sich etwa in hellen Schweiß schaffen, dieweil er zuschaue?

Es war ein stummes, verdrossenes Arbeiten da draußen.

Viel Händespucken, viel Ausschnaufen, viel Sichbesinnen.

Dazwischenhinein ein kurzer, gereizter Streit.

Wie eine scharfangezogene Bremse auf der Ebene den Wagen hemmt, daß er in keinen wirklich flotten und ausgiebigen Gang kommen kann, so wirkte die beständige Gegenwart des Bauherrn auf den Maurermeister und seine Leute.

Es gingen ein paar Tage, und man sah nicht recht, was eigentlich geschafft war. Bald gruben sie dort, bald gruben sie da, bald war die Mannschaft vollzählig, bald fehlten einige. Es kam kein Zug in das Ganze. Rauher und stürmischer wurden die Tage und kürzer dazu, so daß wenig Hoffnung war, das Haus unter Dach zu bringen, ehe der Schnee kam.

Der Schuhmacher schaute immer finsterer drein, und mehr als einmal entlud sich sein angehäufter Grimm in deutlichen Worten über die Säumigen. Wie ein Hagelwetter war's, wenn er losbrach. Die Maurer standen dann erstaunt, stützten sich auf Schaufel- und Hauenstiele und nahmen die Pfeifen aus den Zähnen. Ihre blauen Schürzen flatterten im Wind, und das dürre Laub, das der Waldsaum herüberschickte, wirbelte schetternd und tanzend um die Erdhaufen, als freue es sich über die Schwierigkeiten, die die Menschen sich gegenseitig machten.

Der Christian duckte sich in solchen Augenblicken irgendwo zusammen und nickte mit dem Kopf. Er fühlte, daß der Schuhmacher wohl Grund zu Zorn und Grobheit hatte. Aber er fühlte auch, daß er in der ganzen Sache nichts ändern könne. Darum schwieg er und ging abseits.

Nur ein Mittel blieb ihm, wenigstens seinen Teil an der allgemeinen Schuld etwas zu verkleinern, und dieses Mittel wandte er mit stiller Zähigkeit an: wenn am Mittag oder am Abend die andern Pause oder Feierabend machten, dann tat er allein noch ein paar Spatenstiche, ein paar Hiebe oder Schaufelwürfe, auf die keiner achtete, die aber ihm das Gewissen entlasteten.

Digitized by Google

ihm durchs weiße, dünnsträhnige Haar. Ganz verstört schaute er sich um, als wolle er sich überzeugen, daß nun nichts Schreckliches mehr in der Nähe sei.

Drei Raben stolzierten übers Feld, Seite an Seite. Wenn ihre Füße abglitten auf den rauhen Schollen, dann schlugen sie mit den Flügeln oder hackten mit den schwarzen, starken Schnäbeln kurz und zornig in die Erde.

Der Christian, der sonst nie nach den Raben schaute, konnte den Blick nicht von den Vögeln lassen. Es war doch etwas Lebendiges, war nicht das Fürchterliche, Grinsende, Zähnefletschende.

Und wie er da sein Gesicht gegen das Feld und die drei schwarzen Gesellen gerichtet hielt, mag ihm das grelle Himmelslicht zu scharf in die alten Augen gekommen sein. Wie aus dem Boden gewachsen sah er hinter den Raben her ein Wesen schreiten, eine junge Weibsperson in einem zerfransten Rock, blauen Strümpfen und zerrissenen Schuhen. Sie hatte ein weißes, rotgeblümtes Tuch um die Stirne und gegen rückwärts gebunden, so daß von ihrem Haar nichts zu sehen war. Ihr Gesicht war braun von der Sonne, die Augen flackerten dunkel und blank, und auf dem Rücken trug sie einen Pack in Wachsleinwand gehüllt, wie die fahrenden Händlerinnen, die ihre Waren von Haus zu Haus schleppen.

Vornübergeneigt, aber das Gesicht auf den Christian gerichtet, kam sie daher, nicht langsamer und nicht schneller, als die drei stolzierenden Raben. Ein hölzernes Ellenmaß trug sie in der Rechten und gebrauchte es zuweilen wie einen Wanderstab.

Der Alte verwunderte sich, daß die Person ohne Weg und Steg über die Äcker daherkam, und wollte sie um ihr Ziel und ihr Vorhaben fragen. Aber ehe er den Mund auftat, war sie verschwunden, als hätte der Boden sie eingeschluckt, und die Raben flogen auf und strichen krächzend feldein.

Da stand das Männlein auf und rieb sich die Augen und wußte nicht recht, ob ihn ein Traum, eine Einbildung genarrt habe, oder ob es Wirklichkeit gewesen sei, was er da gesehen hatte.

Ächzend schlüpfte er in seinen Kittel, der auf einem Haufen roter Backsteine lag, und als er einsam heimwärtstrottete, war ihm zumute, als sei er durch das Erlebnis, das er gehabt, noch viel weiter weggekommen von den andern im Dorf, die keine solchen Dinge sahen und keine Schädel fanden, dieweil sie noch jung waren und fest im Leben und in der Arbeit standen und ganz anderes zu sorgen und zu überdenken hatten.

⁂ ⁂ ⁂

In der Woche darauf, am Dienstag, als der bürgerliche Sonntag und der blaue Montag die Leute des Stefan Rot zu neuen Taten gestärkt hatte, trieb sich der Christian auf der Baustelle herum wie der Verbrecher am Tatort.

Nicht ruhig und gleichmütig wie sonst führte er da die Haue, wo der Meister ihn hingestellt hatte; er kam immer wieder gegen die Ecke herüber, die sein Geheimnis barg und er wartete mit ängstlicher Spannung auf den Augenblick, da zum zweitenmal eine Haue den grausigen Knochen ans Tageslicht fördern würde.

Ja, so stark war die Wirkung seines Erlebens, daß er, der sonst nie wagte, den jüngeren Genossen ein Wort in ihre Arbeit dreinzureden, daß er seinen alten Zollstab herauszog und dem Manne, der an der verfänglichen Stelle grub, eifrig beweisen wollte, daß genug Erde herausgeschafft sei.

Alle lachten. Wenn ein Kind ihnen hätte Belehrungen geben wollen, es wäre ihnen nicht drolliger und lächerlicher vorgekommen, als das Bemühen des Alten.

Aber plötzlich verstummte das Lachen. Wie Geier um ein Aas standen die Männer um den Knochen her, den ihr Kamerad im Graben mit einem kurzen, erschrockenen Ruf zutage gefördert hatte.

Eine Zeitlang behielten sie noch die Pfeifen im Mund, bis sich die Tragweite der Sache in ihre dickwandigen Herzen langsam hineingefressen hatte. Dann ging ein Gestikulieren, ein erregtes Fragen und Sprechen los.

Und auf einmal hatten sie den Christian in die Mitte genommen. Der stand da in bleichem Entsetzen und starrte den Schädel an, der grinsend und zähnebleckend aus den Erdschollen hervorlugte.

Wie ein Gelähmter war das Männlein. Denen, die ihn umstanden, weiteten sich, ohne daß sie's wußten, die Augen.

Digitized by Google

Stefan Rot, der Meister, warf als erster die Haue weg und rief heiser: „Ei Sakkerluft — Christian —"

Wie ein Donnerschlag wirkte das. Alle traten sie von dem Alten zurück, und sie sahen plötzlich Blut an seinem schmutzigen Kittel, Blut an seinen erdfarbenen Händen.

Da machte der Verfemte eine zuckende Bewegung, wie wenn der Gehenkte nach dem Strick greifen will, ehe ihm das letzte bißchen Luft genommen wird.

„Net," gurgelte er hervor, „net! D' Webershanne."

Die Webershanne aber war eine junge Hausiererin, die vor vielen Jahren mit ihrem Pack Ellenwaren durchs Dorf zu ziehen pflegte, und die dann spurlos verschwunden war, als hätte die Erde sie eingeschluckt.

Die Gerichte hatten lange nach ihr gesucht, da man ein Verbrechen vermutete. Aber es hatte sich kein Licht gezeigt in der dunklen Sache. So ward das Mädchen vergessen.

Andreas Vogel, der Bauherr, ging einher wie ein drohendes Wetter. Sein spitzes Gesicht war von einer starken Gelbsucht entstellt, die ihn jäh befallen hatte, als die Hemmnisse an seinem Bau sich auf eine so böse Art häuften.

Zu verwundern war das nicht bei dem leichtaufgebrachten, ohnedies schon giftigen Schuster und Handelsmann. Auch ein Gleichmütigerer wäre durch solches Mißgeschick wahrscheinlich aus dem Gleis geworfen worden.

Das Amt mischte sich ein, und die Verzögerungen waren nicht abzusehen.

Man wühlte aus dem Baugrund die Knochen heraus, die zu jenem Schädel gehörten. Knochen eines jungen, kräftigen Weibes und dabei Stoffetzen und ein Ellenmaß.

Durch sein Verhalten in der Stunde des Schädelfundes und durch den seltsamen Ausruf war der alte Christian in den furchtbaren Mordverdacht rasch und tief eingesunken, wie einer, der auf Moorgrund getreten ist.

Und was Stefan Rot und seine Leute aussagten, das schob dem Männlein kein Brett unter die Füße.

Jeden Mittag und jeden Abend, wenn die andern die Schaufeln und Hauen beiseitestellten, hatte der Christian noch fortgearbeitet. Gerade, als ob er etwas suche, meinte schlau der Stefan. Nie hatte er sich nah bei den Maurern gehalten bis auf den Tag, da man an jene böse Stelle kam. Da drückte er sich her und suchte sogar zu verhüten, daß man weitergrub.

Aber — so klar das alles zusammenhing — es wurde trotzdem bald schon festgestellt, daß der Christian die Webershanne nicht umgebracht haben könne, ganz einfach, weil er zu jener Zeit, da die allbekannte ledige Weibsperson spurlos verschwand, auf ein paar Jahre in Amerika war.

Christian selbst hätte das nicht mehr so genau gewußt. Wenigstens machte er gar keinen Versuch, einen Abwesenheitsbeweis zu erbringen. Und als man ihn fragte, warum er angesichts des Schädels sogleich auf die fast vergessene Webershanne verfallen sei, erzählte er stammelnd und mit unruhigem Blick von der Hausiererin, die neben den drei Raben übers Feld geschritten kam, das Ellenmaß als Wanderstecken benützend.

So redet der Altersschwachsinn, dem Erdachtes, Geträumtes und Erlebtes in buntem Fluß sich mischt.

Rasch war das Männlein frei und von allem Verdacht gereinigt.

⁂ ⁂ ⁂

Andreas Vogels Hausbau ging weiter, in den Spätherbst, in den Winter hinein.

Es ward ein Richtfest gefeiert im Löwen. Vier Zimmerleute waren da und sechs Maurer, dazu noch der Bauherr. Da meinte der Löwenwirt, der gern das Bett bei fünf Zipfeln packte, wenn noch einer dazukäme, dann gingen zwei Dutzend Bratwürste drauf und wäre nichts übrig.

Dem Schuster steckte immer noch die Gelbsucht im Leib. Mit einem giftigen Blick wandte er sich zu dem Wirt, als wolle er bös entgegnen; aber dann stand er schweigend auf und ging davon.

Nach einer kleinen Weile, die die Maurer benutzt hatten, um ihre Meinung über den Bauherrn an den Mann zu bringen, trat er wieder ein und brachte den Christian mit.

Ein scheeles Verwundern ging durch die Männer. Seit wann gehörte der da unter die Zünftigen?

Digitized by Google

Leutaſcherin

Gemälde von Walter Thor

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Kein Maurer und kein Zimmermann rückte zur Seite, um für den Alten Platz zu machen, der, die Kappe in den Händen, mitten in der Stube stand.

Da nahm der Vogel einen Stuhl und schob ihn neben seinen eigenen, und so mußte der Christian obenan sitzen neben dem Bauherrn.

Des Löwenwirts Bratwürste waren lang und dick und gepfeffert, wie es recht ist. Auch das Bier in den grünen Flaschen war frisch und gut; aber es kam kein Behagen unter den Gästen auf.

Der Gedanke, daß der Christian nicht hergehöre, daß der Vogel, dieser gelbe Giftmichel, ihn zum Tort für die Handwerker obenan gesetzt habe — dieser Gedanke vergällte den Männern den Genuß. Und die vom Amt, die konnten nun sagen was sie wollten — aber daß mit dem Christian und der Webershanne nicht alles sauber war, — das stand fest wie der Kirchturm.

Mag sein, daß ein starker und feuriger Wein allem Kriechenden in der Tiefe der Seele Flügel verleiht, daß es sich in goldene Freiheit schwingt. Das Bier des Löwenwirts aber machte nur, daß der Männer Gedanken sich schwerfällig bäumten und sich zäh ineinanderschlangen und verbissen, wie aufgestöbertes Gewürm. Und der Bauherr, der am mäßigsten von allen trank — sie sagten, der Geiz lasse ihm nicht zu, mehr zu leisten — er warf die Worte hin, wie sie ihm tauglich schienen, um das Gedankengezücht vollends untereinanderzubringen.

Einer von den Zimmerleuten, ein junger, kecker Mensch, der in der Welt gewesen war, fing ein breites, schmutziges Lachen an, das irgendeinem schmutzigen Wort den Weg bereiten sollte.

Sie sahen alle schwerfällig nach ihm hin. Ein paar Maurer fuhren sich mit den Handrücken über die fettigen Schnauzbärte und nickten, ehe sie wußten, um was es ging.

„In alte Zeite," sagte der Zimmermann, „hat mer e' Katz in d' Häuser ei'g'mauert, daß 's Mauerwerk fest werde' soll — rotet e'mol, was manche Leut' jetzt ei'maure' tätet — wenn —"

Wieder lachte er und schaute um sich, das Glas in der sehnigen Faust.

Es kam lang keine Antwort, obgleich jeder sie wußte. Der Christian saß da, in den Händen das leise Zittern, das ihn nie verließ, und in den alten Augen ein vergnügliches, etwas blödes Flimmern, das das längstentwöhnte Bier und das ungewohnt üppige Essen hineingebracht hatten. Ohne Arg, vielleicht auch ohne recht zu hören, schaute er auf den Zimmergesellen und lachte, weil alle lachten.

Da schlug der Bauherr hart auf den Tisch und sagte rauh: „Laß d' Webershanne jetzt e mol aus dein'm Maul du —"

Der Gescholtene setzte sein Glas hart auf den Tisch und fuhr auf: „Han i' d' Webershanne ins Maul g'nomme'? 's ist mir net ei'g'falle'. An d' Steuerzettel han i 'denkt und an d' Rechnungen, net an liederliche Weibsleut." Er lachte laut hinaus über seinen Witz, und die um ihn her lachten auch und hoben die Gläser.

Aber der alte Christian sah auf einmal aus, wie wenn man ihn aus einem frohen Traum aufgeweckt und in harte Wirklichkeit zurückgeführt hätte.

Stefan Rot, vor dessen Platz die leere Bierflasche am öftesten gegen eine volle ausgewechselt wurde, wandte sich an Meister Vogel, der ihm gegenübersaß. „Du," sagte er, „wenn scho' 's Dutzend hot voll werde' müsse' — hättest jetzt du kein' andere' auftreibe' könne, als den do —?" Er deutete mit der Pfeife auf den Christian und spuckte zwischen den Knien hindurch auf den Stubenboden.

In den kranken, gelben Augen des Bauherrn blitzte es auf. „Gelt," sagte er grob, „gelt, der Christian g'fällt dir net, weil er net de Schaufelstiel fahre' läßt, wenn d' Glock' de' erste' Schlag tut? Und weil er 's Maurermeisterstück net fertig bringt: zweimol ums Dorf laufe', ohne daß d'r Schurzzipfel wackelt — Net jedem hot d'r Herrgott e' Maurersgenie gebe'. I' ka' zu mein'm Richtfest hole', wen i' will —"

„Sell wär' —" schrien jetzt die Zimmerleute — „wir sitzet au' net nebe' jeden Zuchthäusler, und des mit d'r Webershanne —"

Nun war der Name wieder gefallen. Ein wüster Tumult, ein Grölen, ein Auf-den-Tisch-hauen ging los, keiner wußte wie und warum. Der Christian stand auf und warf

Digitized by Google

dabei seinen Stuhl um. Er bückte sich danach. Der ungewohnte Trunk machte ihn taumeln. Er fiel. Sie schlugen auf ihn, schlugen aufeinander ein.

Der Löwenwirt kam, um Ordnung zu schaffen. Er war ein starker, besonnener Mann und einer solchen Sache wohl gewachsen. Aber wenn er auch die schelten-den, schreienden Männer auseinander-brachte, so wollte es ihm doch nicht gelingen, den Christian auf die Beine zu bringen.

Der lag da, blutete am Kopf und wollte sich nicht rühren. Aber er lebte. Die Trunkenen umher wurden allgemach wieder nüchtern. So hatten sie's nicht gewollt. Es kam wie Scham über sie, daß sie, die kräftigen Männer, den alten, zittrigen Kerl da sollten zusammengehauen haben. Und jeder stellte sich jetzt das Zeugnis aus, daß er keinen Schlag gegen ihn geführt habe.

Erst griffen die Zimmerleute nach ihren Schlapphüten, dann nahmen die Maurer die Kappen vom Nagel. Und Andreas Vogels Richtfest löschte aus wie Funken in der Pfütze.

⁂ ⁂ ⁂

Schneelos und warm gingen die Winterwochen. In Andreas Vogels Häuslein arbeiteten die Gipser, die Schreiner wie mitten im Sommer. Und täglich war der Bauherr draußen und besah sich den Fortschritt. Seinen sandigen Acker zäunte er ein mit stacheligen Drähten. Die Handwerksleute lachten und sagten, das sei, damit keiner ihm die dürren Distelköpfe vom letzten Sommer davontrage.

Aber Vogel sah ihr Lachen nicht oder wollte es nicht sehen. Immer wieder schritt er sein Gelände ab, als wolle er es messen, und wenn tief im Südwesten die Sonne hinunterging, dann stand er und schaute, und sein gelbes Gesicht sah dann oft aus wie das einer hageren Rothaut; ganz hart, fremd und seltsam. Wenn er aber ins Dorf zurückkam, der Vogel, dann ging er fast täglich zum Christian, der seit jenem bösen Richtfest krank in seiner ärmlichen Kammer lag.

Kein Mensch hätte geglaubt, daß der Schuster so wäre. Daß er soviel tun könnte für einen Nebenmenschen. War er doch, seit er wieder im Land war, nur auf seinen Nutzen ausgewesen und verschlossen und eigensinnig, daß fast kein Auskommen mit ihm war. Aber um den Alten nahm er sich an wie um einen Bruder. Da war kein Schreien nach der Polizei und nach dem Spital. Und wo kein Kläger ist, da ist kein Richter. Weil die Sache bei seinem Richtfest geschehen sei, sagte der Vogel, müsse er sie auch in Ordnung bringen. Und es war kein Mensch im Dorf, der etwas gegen solche Lösung einzuwenden gehabt hätte. Am wenigsten der Schulze, der ein Bruder war vom mannhaften Löwenwirt.

An Lichtmeß lud man des Schusters spärlichen Hausrat auf einen Pritschenwagen und fuhr damit dem neuen Häuslein am Waldsaum zu. Es gab viel Köpfeschütteln und viel dunkles Prophezeien, weil man das mitten im Winter tue. Aber die Gänseblümchen, die scheu aus den schneefreien Wiesen guckten, die Kätzchen, die wollköpfig aus den Weidenruten brachen, der lauwarme Wind, der über die Felder daherkam, sie alle schienen einig mit des Schuhmachers trotzigem Vorhaben.

Andreas Vogel zündete den neuen, blanken, eisernen Ofen an in seiner Stube, stellte seine Habseligkeiten an Ort und Stelle, bezahlte dem Fuhrknecht den ausbedungenen Lohn und machte seine Haustüre zu in fast triumphierender Eile.

Da war er nun allein in seinem Haus, sein eigener Herr auf eigenem Grund.

Inmitten der hellgetünchten Stube stand er, drehte langsam den Kopf nach allen Ecken, als müsse er sich erst zurechtfinden und wischte dann den Schweiß vom Gesicht.

Ein hartes und hastiges Arbeiten war es gewesen, jetzt eilte es nicht mehr.

Er griff nach einem der Stühle, die in der Stube herumstanden, und setzte sich. Und als er eine kleine Zeit saß, nahm er den Stuhl, trug ihn ein wenig vom Fleck und setzte sich dort.

Von den kleinen, unverhangenen Fenstern lief das Wasser.

Kein ruhiges Rieseln war's. Ein schubweises, sprunghaftes Vorwärtshasten und wieder Stocken. Andreas Vogel sah eine Weile zu. Seine Augen, in denen immer noch das krankhafte Gelb abgelagert war, blickten hart und starr.

Dann stand er auf und wischte mit dem roten Baumwollsacktuch hastig über die schwitzenden Scheiben.

Digitized by Google

Und er setzte sich nicht mehr. Das Tuch in der Hand, stand er eine Weile müd oder lässig mit vorgeneigtem Kopf. Dann ließ er das Sacktuch fallen und fing an, unter seinen Habseligkeiten zu hantieren. Der neue Ofen krachte, und es krachte im feuchten Gebälk. Andreas Vogel lachte ein paarmal, und einmal fluchte er laut. Vom fernen Westen her leuchtete gelbe Helle durch die Fenster. Dann ward es grau draußen auf dem öden Feld und drinnen in der unordentlichen Stube. Ein Knistern, Knacken, Rieseln war allenthalben, als sei die Dämmerung ein lebendes, graues Ungetüm, das seine ungefügen Glieder hörbar recke und in der feuchten Schwüle wachse und schwelle.

Da trat der Meister ans Fenster und riß es auf und lauschte.

Aber draußen war alles still. Viel stiller als in der Dorfgasse, in der er seither gewohnt, und wo um diese Zeit die Weiber die Fensterläden zugeschlagen, die Hunde sich zugebellt hatten.

Zum zweitenmal ward er da seines Alleinseins gewahr. Aber wie er jetzt das Fenster schloß, da tat er es nicht ganz so hastig und trotzig, wie er die Haustüre hinter dem wegfahrenden Knecht geschlossen hatte.

Im Zwielicht schüttelte er sein Bett zurecht, das nicht weit vom Ofen stand, und er sprach dabei mit sich selber, erst laut und dann leiser und leiser.

⁂ ⁂ ⁂

Andreas Vogel hat im Frühjahr den Christian zu sich hinausgenommen in sein Häuslein. Der Alte war zusammengeflickt; aber für neu konnte er nicht mehr gelten. Sein Kopf war verwirrt, und an Stelle seiner früheren, schweigsamen, kraftlosen Arbeitsamkeit war seit dem Richtfest eine geschwätzige Unruhe getreten, die ihn an keiner Arbeit ließ. Weil sie aber im Dorf der Ansicht waren, daß, wer nicht arbeite auch nicht zu essen brauche, ging es dem Christian knapp und schlecht. Hatte man ihn schon lange nicht mehr hoch eingeschätzt, so galt er jetzt als eine Last, und der Vogel machte vielleicht zum erstenmal in seinem Leben etwas allen im Dorf zu Dank, als er das Männlein in die leere Kammer neben seiner Stube hinausholte.

Wenn man den Meister fragte, was er mit dem Hausgenossen anzufangen gedenke — denn es mußte doch irgendeinen Zweck haben, wenn man einen Menschen, der einen nichts anging, aufnahm — dann gab er zur Antwort: „Meine Goldstücke muß er mir blank putzen und meine Kupons abschneiden."

Mit einem Grinsen sagte es der Schuster, und die Fragenden wußten nie so recht, wieviel Wahrheit unter die Fopperei gemischt sei. Denn daß der Meister ein reicherer Mann war, als man seither angenommen hatte, das erhellte schon daraus, daß er, seit er vors Dorf hinausgezogen war, den Lederhandel ganz und das Schusterhandwerk beinahe an den Nagel gehängt hatte.

Ein nasses und kaltes Frühjahr folgte dem schlechten Winter.

Man sah den Vogel und seinen Hausgenossen Steine aus dem ärmlichen Acker lesen und zu Haufen schichten.

Wenn die Männer vom Dorf mit rauchenden Dungwagen vorüberfuhren, riefen sie irgendein kurzes, meist spottendes Wort nach den zweien.

Die Weiber aber mit den geschulterten Gabeln und Rechen blieben zuweilen stehen und suchten ein Gespräch anzuknüpfen. Denn es war ihnen eine Sache von Wichtigkeit, wie die einschichtigen Männer mit ihrem Haushalt zurechtkämen.

„Vogel," riet eine Kecke, „du mußt heirate! 's Alter hättest jo. Und e' Haus ohne Weib ist wie e' Reche' ohne Stiel."

„Und dein Geschwätz ist wie ein Stiel ohne Rechen," gab gleichgültig der Angerufene zurück, die Mundart wie eine Vertraulichkeit verschmähend.

Da kam eine zweite der Kecken zu Hilfe. „Was schwätz'st au' lang! Do am Wald ist d' Webershanne um de' Weg, die wird dene zwei scho' haushalte'."

Der Schuhmacher hatte sich eben nach einem Stein gebückt. Er hielt ihn in der Hand, als er sich jäh aufrichtete. Er holte aus und warf den Stein hart über den Köpfen der aufkreischenden Weiber hin.

Da gingen sie scheltend von dannen.

⁂ ⁂ ⁂

Andreas Vogel und sein Hausgenosse gingen ernstlich daran, die dürre Armlichkeit rings um das Häuslein in einen Garten umzuwandeln. Schlecht sah der Schuh-

Digitized by Google

macher aus, wenn auch das Gelb des Gesichtes wieder verschwunden war. Stefan Rot sagte, in einem Herbst- oder gar Winterhaus sollte man nur solche wohnen lassen, die ohnedies geköpft gehörten. Denn um den Kragen gehe es da jedem.

Der Schuster lachte, als er davon hörte, und er meinte, um den Maurermeister sei es schade, daß der sich die Gurgel abtrinke, denn der höre das Gras wachsen und die Mücken husten.

Der alte Christian tat was er konnte in Meister Vogels Zukunftsgarten. Nur eine Spitzhaue nahm er ums Leben nicht in die Hand. Dicht bei dem Schuhmacher hielt er sich immer, als fürchte er sich, allein auf diesem Grund und Boden zu arbeiten.

Meister Vogel sah sich um, als ob jemand in der weiten Einöde lauschen könne, und dann fragte er leise: „Also Christian, auf Ehr und Seligkeit, du host se g'sehe' an sellem Obed?"

Auch der Alte drehte jetzt den grauen Kopf ganz scheu und verstört.

Die Furchen der Acker sah er wieder klaffen wie dazumal, da die drei Raben unsicher und flügelschlagend darüber hergestiegen waren.

Er nickte und heftete die hilflosen Augen auf den Frager. „Jawohl und drei Krabbe (Raben) dabei und —"

„Wie hot se denn ausg'sehe' —?"

„Ausg'sehe'? Du host se doch kennt! Sauber, jung, e' fest's Mensch —"

„I' mein': hot se g'lacht oder was —?"

In die blöden Äuglein des Christian kam ein nachsinnender Ausdruck.

„G'lacht? — I' wüßt's net. Sie ist daherkomme wie sonst au'."

Der Schuhmacher packte seinen Schaufelstiel fester. Trockenem Leder glich sein ausgemergeltes Gesicht, tief eingesunken lagen die Augen.

Er atmete schwer auf, wie einer, der sich zu hartem Werk anschickt und fragte, ohne den Alten anzusehen: „Christian, b'sinn dich — hot se nix g'schwätzt? Hot se net g'sagt, wer — —?"

Er stockte und wartete, als hoffe er, das Männlein werde auf die halbe Frage eine ganze Antwort geben.

Aber der stand blöd und scheu und rührte sich nicht.

Da gab ihm der Schuhmacher einen Stoß, daß er taumelte.

„B'sinn dich," stieß er wild hervor, und sein verhärtetes Gesicht war plötzlich ganz aufgewühlt von Leidenschaften, wie verbranntes Ödland, das der Pflug aufriß, „b'sinn dich, ob se net g'sagt hot, wer se verwürgt hot —!"

Zitternd, mit entsetzten Augen stand der Alte. „Verwürgt?" stammelte er in ratloser Angst, „verwürgt —?" Es klang, als ob ihm selbst eine würgende Faust an der Kehle liege.

Da fing auf einmal der Schuhmacher laut zu lachen an, „Christian," sagte er, „hole den Zwiebelsamen, in der Küche liegt er."

Und sie säten Zwiebeln und steckten Rettichkerne.

⁂ ⁂ ⁂

Die Ähren auf den Äckern blühten. Jenes unscheinbare Blühen, das fast keiner sieht. Und manche, die es sehen, begreifen es nicht, wissen nicht, daß es ein Blühen ist. Die aber, die es wissen und begreifen, meinen, es sei ihnen ein Geheimnis gezeigt, so feierlich und still und verschwiegen ist dieses Blühen.

Und wenn die Äcker blühen, geht der Wind. Er wäre ein fauler Knecht Gottes, wenn er um diese Zeit schliefe. Tag und Nacht hat er den Wunderstaub, darin das Brot der Menschen schlummert, an seinen Ort zu tragen.

Andreas Vogel und der alte Christian achteten nicht viel auf diese Dinge. Aber sie hörten manche Nacht das Sausen um ihr einsames Häuslein, und der Alte hörte auch oft den Schuhmacher im Dunkeln sprechen, als sei da jemand; aber er verstand nie, um was die Rede ging.

Wenn der Wald ächzte und die Nachtvögel sich ihre Liebe und ihren Haß zuschrien, dann war es mit dem Schlafen nicht viel.

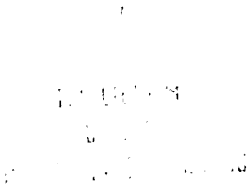
Und einmal, als der abnehmende Mond im Osten hing, als ziehe ihn seine eigene Schwere gegen den Wald hin, da fiel es dem unruhigen Männlein ein, daß er sein gewaschenes Hemd draußen am Gartenzaun hängen habe, und daß es der Wind möchte davontragen.

Da stand er auf und schlüpfte in seine

Digitized by Google

Am Badeſtrand. Gemälde von Richard Pietzſch

Digitized by Google



Digitized by Google

Hosen und tat ganz leise die Kammertüre auf, damit er den Schuster nicht wecke.

Aber in der Stube schien der Mond auf ein leeres, zerwühltes Bett und auf die ganze Unordnung, wie sie vom Abend vorher noch dalag

Der Christian wunderte sich nicht. Er war zu stumpf, um darüber nachzudenken. Kopfnickend ging er aus der Türe und aus dem Haus, sein Hemd zu holen.

Da löste sich ein Schatten von der Hauswand. Der Schuhmacher trat dem Alten in den Weg. „Du — spürst du mir nach —?"

Das Männlein zitterte stärker, als er sonst schon tat. „Mei' Hemd," sagte er, „mei' Hemd am Garte'zaun —"

Da wandte sich der Schuhmacher ab und schritt am Haus hin. Der andere ging gegen den Zaun. Aber er fand sein Hemd nicht.

Diebeshände oder der zerrende Wind mochten es vom Draht gerissen haben.

Da fing er das leise, kindische Wimmern an, das die ganz Hilflosen jedem Leid gegenüberstellen, und er schritt am Zaun auf und ab.

Auf einmal stand der Schuster neben ihm. „Komm," sagte er, „d'r Wind hot 's fort — suche' mer's."

Sie riegelten das niedere Pförtchen auf und schritten gegen den Wald hin. Des Alten Blicke hingen am Boden, als sei solch ein windvertragenes Hemd ein verlorener Heller, der in einer Ritze liegen könne. Der Schuhmacher aber schaute fast starr gegen den Wald, wie wenn ein verflogener Vogel zu haschen wäre.

Und als sie dorthin kamen, wo Haselbüsche und die Sträucher der Pfaffenhütchen als die vorgeschobensten Posten in dunklen Gruppen ins Feld traten, da sagte der Schuhmacher halblaut: „Do, Christian, do —"

Der Alte drehte den Kopf. „Wo denn?"

„Siehst nix?" fragte der andere zurück und lachte ein kurzes, hohnvolles Lachen, als sei es ihm eine Lust, das Männlein zu foppen.

„Daß Gott erbarm'!" sagte der Christian plötzlich und deckte die Augen mit dem Arm, wie Kinder tun, wenn sie jählings Gefahr oder etwas Schreckliches erblicken.

Da blieb der Schuhmacher stehen. Das Mondlicht lag auf seinem Gesicht und ließ den Ausdruck ungläubigen, starren Entsetzens sehen, der auf den hageren Zügen sich malte.

„Was denn, Christian, was denn?" stammelte er und rüttelte an dem Arm, der des Männleins Gesicht fast zudeckte.

„Host 's denn net g'sehe' —?" murmelte der zitternd und verstört.

Der Schuhmacher gab keine Antwort und fragte nicht mehr.

Der Wind raschelte im Buschwerk, und in den Wipfeln des Hochwalds war das schwere, tiefe Rauschen wie von fernen Wassern, die über ein Wehr strömen.

Stumm, reglos, scheu standen die zwei. Nicht, als seien sie gekommen, um etwas zu suchen, sondern als versteckten sie sich, um nicht gefunden zu werden.

Dann gingen sie über das Ödland und den Ackerweg zurück, einer hart hinter dem andern.

* * *

Stefan Rot trank. Aber das hinderte nicht, daß er ein Mann von viel Erfahrung war. Er vertraute dem Löwenwirt, an den ihn mehr Bande fesselten, als beiden Teilen eigentlich lieb war, daß er seine Rechnung begleichen werde, sobald der Schuhmacher Vogel die Restsumme, die er ihm noch schulde, bezahlt habe.

Und daß das bald der Fall sei, dafür werde er, der Stefan Rot schon sorgen. Einem gesunden Menschen, wie ihm etwa, könne man schon stunden. Wenn aber einer gezeichnet sei wie der Vogel, dann müsse man dazutun, daß man zu seinem Sach komme. Sonst habe man nachher nur Scherereien mit den Erben.

Der Löwenwirt ließ sich vertrösten. Auf Stefan Rots Gesundheit und seine Geschicklichkeit im Geldeintreiben war im allgemeinen Verlaß. Nur diesmal kam eine Kleinigkeit dazwischen. Indem der Maurermeister im Rausch von einer Leiter fiel und das Genick brach.

Auf diese Weise kam der Löwenwirt dem Schuhmacher näher.

Ein Zwischenglied war aus der Kette gebrochen. Und von dem nähergerückten Standort aus sah nun auch der Wirt, was der Maurermeister immer gesehen hatte: daß Andreas Vogel abnahm wie der Tag um Martini.

Digitized by Google

Mit seinem Bruder, dem Schulzen sprach er darüber. Und der mag's gelegentlich dem Pfarrer gesagt haben. Vielleicht hat der es auch selbst gesehen, oder haben die Weiber, die, ihrer Sache sicher, unbeirrt harrten, bis die Männerwirtschaft da draußen ein böses Ende nähme, vielleicht haben sie es durchs Dorf und ins Pfarrhaus getragen, daß es mit Andreas Vogel schlecht stehe. Wie das Leiden Christi sähe er aus.

Etliche gab es, die fanden an dem Schuster nichts Besonderes. Sie meinten, der sei nie anders gewesen, habe nie anders ausgesehen.

Aber auch diese fingen jetzt an, wenn sie Streu holen gingen oder nach ihrem fast schnittreifen Hafer sahen, nach dem Häuslein zu blicken, nach diesem verpönten Herbst- und Winterhaus, das seinem Besitzer grausam das Leben aussaugen sollte.

Der Schuhmacher spürte, wie sie alle nach ihm herschnüffelten.

Unleidlich war ihm das, er wand, er drehte sich darunter und kam doch nur fester und enger in das klebrige Netz.

Als ihn der Pfarrer besuchte, stieg ihm stärker als je die Galle ins Blut. Die hastige Rede überschlug sich fast in seinem Mund, als er den Mann Gottes fragte, wer ihn hergeschickt habe?

Der Pfarrer war ein alter Mann und von jener trefflichen Härte, die des Lebens klingende Hammerschläge bei Guten zuwegbringen.

Aber als er nach nicht gar langer Zeit von Andreas Vogel schied und den einsamen Weg gegen das Dorf zu wanderte, da lag es doch wie grimmige Empörung auf seinem faltigen Gesicht. „Kerl," murmelte er, „ich wünsch' dir's nicht; aber ich meine, du rufst mich bald einmal."

Und dann traf sich's, daß der junge Zimmergeselle in der braunen Samthose und mit dem Schlapphut an Vogels Haus vorüberging. Derselbe, der damals beim Richtfest von der eingemauerten Katze gesprochen hatte.

Der Schuhmacher stand in seinem Garten und ließ sich die Sonne auf den Rücken brennen, denn er hatte ein Reißen im Genick, daß ihm's schwer wurde, den Kopf zu wenden.

Hart am Zaun ging der Zimmerer vorbei, und er lachte, als er den Schuster so eingeduckt stehen sah.

Der blickte auf. Der stechende Schmerz blitzte über sein Gesicht.

Wie ein entzweigebissener Fluch kam's über seine Lippen.

Da blieb der Geselle am Zaun stehen. „Ihr hänt, scheint's, de' Teufel Buckelranze' trage', weil Euer G'nick so steif ist?" fragte er lachend.

„Jede Nacht trag' i' den," gab der Schuster zurück, „weißt du kei' Mittele dagege'? Zimmerleut' sind jo mit em Herrgott verwandt, die wisset älles und no' meh' —" Mit unbewegter Miene sprach er und schaute den am Zaun an.

Der schob den Schlapphut zurück, daß man die Haarlocke sah, die auf der verschwitzten Stirne klebte. Etwas Keckes, ja Freches lag auf dem von der Hitze roten und gedunsenen Gesicht.

„Wie sieht Euer Teufel aus?" fragte er lachend, „ist's e' Mannsbild oder e' Weibsbild? Des muß i' wisse', wenn i' helfe' soll."

Der Schuster stand steil aufrecht, als habe er sein schmerzendes Genick vergessen.

„E' Weibsbild ist's," sagte er hart, „e' fest's, jung's, sauber's —"

Der Zimmergeselle lachte sein schmutziges Lachen: „Nimm se," fauchte er, wie man einen Hund hetzt, „nimm se!"

„Sie will me net!" stieß zwischen den Zähnen der andere hervor.

„No zwing' se!" stachelte der Zimmermann.

Da ballte der Schuster beide Fäuste und schüttelte sie gegen den Zaun hin. „Lieber verwürge' läßt sich die!" zischte er mit verzerrtem Gesicht.

„No verwürg' se!" schrie lachend und frech der Geselle.

Da ließ Andreas Vogel die Hände sinken und lachte auch und wandte dem andern den Rücken. Was er dabei murmelte, war nicht zu verstehen.

⁂ ⁂ ⁂

Der Wind ging über das Stoppelfeld. Ganz nieder am Boden stach er hin, und er fuhr den grauen Mäusen ins Fell, wenn sie die letzten zerstreuten Körner, die die ärmsten Ährenleserinnen hatten liegen lassen, emsig in ihre Löcher schafften. Die Wegwarten schüttelte er, die harrend und

Digitized by Google

hoffend den ganzen Sommer hindurch geblüht hatten, und die es auch jetzt noch nicht lassen konnten, zu glauben, daß ihr stilles, blaues Dasein einen Sinn habe und eine Notwendigkeit sei. In heftiger Ungeduld zerrte der Wind an ihren Stengeln. Es reizte ihn auf, daß in dieser unendlichen Dürftigkeit, in diesem öden Geranke soviel zäher, starker, unausrottbarer Glaube wohnen sollte.

Der alte Christian fürchtete den Wind. Er machte ihn unruhig und erregt, wie er Kinder unruhig macht, die im Wind vielleicht noch eine Stimme hören aus dem Lande der Ungeborenen, aus dem sie kamen, und das sie vergessen müssen.

An die warme Südwand des Häuschens drückte sich der Alte, wo Kapuziner die frostverbrühten Ranken über die Erde breiteten.

Er sah die reifen, abgefallenen Samen in Menge umherliegen und fing an, sie mit den zitternden Händen aufzusammeln.

Auf einmal stand der Schuster neben ihm und fragte rauh: „Kerle, was suchst?“

Mit erschrockenen Augen richtete sich das Männlein auf. „Do —“ sagte er und zeigte eine Handvoll Samen her.

Der Schuhmacher sagte nichts. Wie wenn er sich auf etwas besinne, mit einem Gedanken ringe, eine Unentschlossenheit niederkämpfen wolle, so stand er da.

Dann ging er und kam mit einer Haue wieder.

„Christian,“ sagte er mit einem harten, fast brutalen Ausdruck im Gesicht, „jetzt frog' i' dich aufs G'wisse': wo host du das g'funde, domols —“

Das Männlein lehnte sich an die warme Hauswand.

„Was soll's?“ wimmerte er, „was soll's?“

„E' End' will i' mache',“ murmelte der Schuster, „es ist kei' Geleb' so; des hält mer net aus. I' will grabe'. Es muß no' e' Knoche' im Bode' stecke'. Sie gibt kei' Ruh' Tag und Nacht.“

„Laß se, laß se!“ bat verstört und weinerlich der Alte, „es tut net gut! Sie kommt wieder über d' Acker her in ihre verrissene' Schuh' —“

„I' mach' ihr e Paar neue,“ entgegnete der Schuster und schwang die Haue mitten unter den Kapuzinern, und die dürren, runden Samen kollerten in die Erde.

Eine Zeitlang schaute der Alte zu, reglos, wie an den Boden genagelt. Dann kam der Wind um die Ecke, den er so fürchtete. Da schauerte er zusammen und ging.

⁂ ⁂ ⁂

Der Löwenwirt war der erste, der es merkte, daß Andreas Vogel nicht mehr richtig im Kopf war. Er hatte ihn ein paarmal besucht, weil ihn etliche starke Fäden zu dem Schuldner des trinkbaren Maurermeisters zogen.

Da war es jedesmal ein merkwürdiger Empfang gewesen.

Einmal hatte der Schuster in seinem Garten gegraben, als wolle er das ganze Fundament seines Häuschens bloßlegen.

Und auf des Besuchers Frage, was er da mache, kam die Antwort: „I' han do e'mol en Schatz vergrabe', den such i' wieder.“

Ein zweites Mal saß er auf dem Schemel und nähte an einem Paar feiner Frauenschuhe. Als der Löwenwirt, in der Absicht, ein harmloses Gespräch zu beginnen, hinwarf, ob er da seiner künftigen Braut die Hochzeitsschuhe mache? da gab der Meister zur Antwort: „Verrote' host's! I' bin versproche' mit der Webershanne. E' saubers Weibsbild muß au' saubere Schuh han, daß sie net älleweil in Lumpe' über d' Stopple mueß —“

Man weiß, daß das Wohnen in einem Haus, in dem das Wasser von den Wänden läuft, schon manchem einen üblen Treff gegeben hat, auch wenn er von Haus aus ein festerer Kerl war als der dürre Schuster. Warum sollte das Übel da nicht auch einmal im Kopf zum Ausbruch kommen?

Der Löwenwirt lag seinem Bruder in den Ohren, daß da von Amts wegen eingeschritten gehöre. Aber der Schulze meinte, allzugroße Ängstlichkeit sei nicht am Platz; der Löwenwirt möge sich beruhigen. Auch ein Narr zahle oft noch pünktlich seine Schulden und seine Steuern.

So taten die Brüder weiter nichts in der Sache.

Während sich die im Dorf um den Schuster, um seine Zahlungs- und Zurechnungsfähigkeit ernstlich sorgten, ging draußen in dem einsamen Häuslein ein längst nicht mehr beachtetes Leben seinem unbeachteten Ende zu.

Hätte er Schulden gehabt, der Christian

Digitized by Google

— vielleicht wäre ihm mehr Teilnahme zugeflogen. Wenn einer sein Lebtag alles bezahlt, dann sind keine Häkchen an ihm, in denen die andern hängen bleiben.

Merkwürdigerweise hatte nie ein Mensch gedacht, daß auch dem Christian die Nässe des verruchten Herbsthauses schaden könne.

Und auf einmal hatte es der Alte auf der Lunge, keuchte, hustete, fieberte und legte sich in seine Kammer.

Der Schuhmacher wußte sich nicht recht zu stellen zu dieser neuen Sache. Dazu, daß er krank werde, hatte er sich den Christian nicht herausgeholt. Ratlos und ungeduldig steckte er den Kopf wieder und wieder durch die Kammertüre. Aber das Männlein sagte nichts und wollte nichts. Wenn einer auf eigene Faust gelebt hat, wird es ihm schwer, von seiner Art zu lassen. Kann er es irgend machen, so stirbt er auch auf eigene Faust.

Der Christian hätte das auch getan, wenn eine einzige Sache nicht gewesen wäre, eine Sache, die nicht einschlafen konnte.

Als am dritten Tag Vogel einmal wieder in die Kammer schaute, sagte der Kranke aus seinen Kissen heraus: „Schuhmacher, glaubst, daß er komme' tät?"

„Wer soll komme'?" fragte der Schuhmacher und trat in die Kammer und ans Bett.

Da versuchte der Alte sich aufzurichten. Sein welkes, schmutziges Gesicht bekam einen merkwürdigen Ausdruck von friedlicher Entschiedenheit, von einer reifen, erkämpften Ruhe, die es fast männlich machte. „'em Pfarrer möcht i' noch e'mol sage', wie des g'we' ist, wo i' d' Webershanne g'sehe' han. 's soll kei' Mensch glaube', i' häb g'loge' oder i' sei e' Narr —"

Der Schuhmacher senkte den Kopf. „I' glaub', daß du kei' Narr bist, Christian," sagte er halblaut, „d' Narre' sind andere Kerle als du. Au' d' Pfarrer sind oft Narre'. Schwätz' du mit mir, wenn du schwätze' mußt —"

Unverwandt schaute der Kranke auf den Sprechenden. Es mochte ihm vorschweben, daß der menschenscheue und nichtumgängliche Schuhmacher ein seltsamer Beichtvater sei. Er lächelte. Ein nachsichtiges Lächeln, wie man es für Kinder und Kindertorheit hat.

„Schwätze'," murmelte er schwach, „ums schwätze' handelt sich's do net. Des arm' Weibsbild muß ihr' Ruh' han. Do soll d'r Pfarrer dahinter."

Still und grau und schwer war es in der ärmlichen Kammer, als fülle das dunkle Schicksal des Weibes die dämmerigen Ecken und die dumpfe Luft des engen Raumes.

Ein seltsamer Laut kam aus des Schuhmachers Brust.

„Christian," murmelte er, „meinst, i' könn' ihr net helfe'? Muß 's denn e' Pfaff sei', Christian —?"

Die Augen des Kranken weiteten sich und starrten auf den Frager wie in jähem Schrecken. Aber als er sprechen wollte, ward er von einem Husten geschüttelt, der ihn in graue Bewußtlosigkeit warf.

Reglos, wie auf einen Urteilsspruch harrend, stand der Schuster.

Und der Alte kam wieder zu sich. Die Tore, die aus dem Kerker seines dumpfen, armen Daseins hinausführten, fingen leise an, sich aufzutun, und Licht quoll durch die letzte Dunkelheit.

Freundlich sah er um sich, freundlich und fast schelmisch.

„Vogel," sagte er mit völlig klarer Stimme, wie er sie nie zuvor gehabt hatte, „Vogel, guck! D' Webershanne kommt in deine neue Schuh' durch de' Garte'. Sie lacht. Sie bringt mei' Hemed. Mei' Hemed, des der Wind forthot. Und jetzt scheint d' Sonn' —"

Ein gelber, fast greller Glanz erfüllte die Kammer und den kahlen Garten, wie ihn die scheidende Sonne malt, wenn sie tief am Horizont noch einmal aus grauem Gewölk tritt.

Wie eine große, fremde Freudigkeit, die sich für eines Augenblickes Länge lächelnd entschleiert, zog die Helle über die einsame Höhe und vor den Männern in der Kammer vorüber.

Den stillen Blick ins Raumlose verloren, lag der Alte. Andreas Vogel aber starrte bleich und stier durchs Kammerfenster auf einen Knäuel, einen Fetzen, der übers Gartenland gewirbelt kam, als stießen unsichtbare Füße ihn vor sich her. Und der Mann sah, daß dieser Knäuel das Hemd des Christian war, das einst der Wind vertragen.

Digitized by Google

Bildnis

Gemälde von Prof. Karl Storch

Digitized by Google

Digitized by Google

Da streckte er die Hände aus wie zu entsetzter Abwehr und ging davon.

⁂ ⁂ ⁂

Der Christian hat es dem Pfarrer nicht mehr erzählen können, wie das war, als an jenem Samstagabend die junge Hausiererin mit dem Pack auf dem Rücken und dem Ellenmaß in der Hand über das unebene, aufgerissene Feld hergeschritten kam. Er hat es nicht mehr erzählen können, wie des Mädchens Rock zerfranst, die Schuhe zerrissen, die junge, kräftige Gestalt vornübergebeugt war. Wie das geblümte Kopftuch die Haare und die Hälfte der sonngebräunten Stirn bedeckte, und wie die drei Raben mit der Hanne dahertorkelten zwischen den Schollen.

Des Alten Mund war stumm geworden vor der Zeit. Ein frohes Lächeln lag um die eingesunkenen Lippen, ein Lächeln, das aus den grauen Bartstoppeln und dem Schmutz des faltigen Gesichtes wie ferne Schönheit und ferne Mannheit herausgrüßte. Also, daß der Pfarrer, wie er da vor dem letzten Lager des Christian stand, wohl spürte, daß aus der unscheinbaren Raupe ein Schmetterling geworden war.

Und Andreas Vogel sah das auch. Er konnte, neben dem Pfarrer stehend, den Blick nicht lassen von dem Toten.

‚Warum lächelst du, Christian? Was siehst du? Wen siehst du?‘

Dem Schuhmacher trieb das innerliche Fragen das Blut in den Kopf und die Augen aus den Höhlen. Er schluckte, er hielt an sich; er bot noch einmal all seinen zähen Willen auf. Hätte er wegsehen können, vielleicht wäre er noch immer Herr geworden über sein Inwendiges, über das, was herauswollte wie eine reifgewordene Frucht aus ihrer Hülle.

Aber er brachte seine stieren Augen nicht los von des Christian lächelndem Mund, und da brach denn alles heraus wie ein Schwall und wogte dahin, als sei nirgends ein Ufer, nirgends ein Damm.

Die Jahre sanken nieder wie Gras unter des Schnitters Streich, und da war das Einst da, die Jugend, das Versunkene, das hinter der Zeit der Fremde, hinter dem Zähwerden, dem Sichabquälen lag.

Wie ein Schluchzen kam's aus des zerbrochenen Mannes Mund: „Hanne, Hanne, hätteſt mi' doch g'nomme'! Hätteſt d' doch net g'lacht, wo i' g'ſagt han, du ſollſt mi' heirate'. — Auf de' Händ' hätt' i' di' trage'. I' hätt' di' net verwürgt, wenn du net g'lacht hätteſt. Hätt'ſt doch net g'lacht!“

Wie ein Wimmern verklang die Rede. Der Pfarrer, der bleich und ſtumm an dem Bett ſtand, erzitterte im Innerſten.

Kein Wort, keine Frage entrang ſich ihm, und ſeine eigene Seele trat ſchauernd zurück, um da eine andere Seele allein auf dem Plan zu laſſen, mit ihrem ewigen Herrn.

Der Schuhmacher ächzte. Er drehte den fahlen, ausgemergelten Kopf nach dem Pfarrer. Ein ſtarrer, fremder Ausdruck lag auf ſeinem Geſicht.

In der Sprache, die er in den langen Jahren draußen gelernt hatte, ſagte er faſt ruhig: „Ich habe ſie erwürgt. Am Waldſaum drüben, als der Mond ſchien. Auf meinem Acker habe ich ſie verſcharrt. Heiraten habe ich ſie wollen. Sie hätte nicht lachen ſollen. So, nun wiſſen Sie's. Sie können es allen ſagen. Alle möchten's ſchon lang gern wiſſen. Der da auch —“ Und er deutete auf den freundlich lächelnden Chriſtian und lachte. Und ging lachend aus der Kammer.

⁂ ⁂ ⁂

O Stefan Rot, du erfahrener Mann, aus welcher Tiefe heraus haſt du geredet, als du einſtens ſagteſt, in einem Herbſthaus, wie das des Schuhmachers, dürfe keiner wohnen, der nicht ohnedies zum Köpfen beſtimmt ſei?

In einer Kleinigkeit nur haſt du's verſehen bei deiner Rede.

Er iſt nicht geköpft worden, der hagere Schuſter. Am Waldſaum drüben hat er ſich erhängt, mitten in einem Haſelbuſch.

Sein Häuslein iſt jetzt längſt trocken und ausgewohnt.

Die Gemeinde hat es gekauft für ihre paar Ortsarmen.

Der halbblöde Sohn des trinkbaren Stefan Rot iſt auch darunter.

Digitized by Google

Sommermärchen
(1916)

Sundermann und Angerbraut,
Katzenpfötchen und Pantoffelkraut,
Hirtentasch' und Fingerhut —
Alles bunt im Schoß,
So sitzt tief in Glast und Glut
Mitten in der ampferbraunen Au'
Märchengroß
Und versonnt die Sommerfrau,
Sitzt und spinnt.
Und sie flitzt
Wie ein träumespielend' Königskind
Waldwärts hin zu Fichte, Faun und Farrn
Silberseidiges Mariengarn
Und zu den Feldern, die voll Roggengold und Reife sind!

Müde noch am Hügel schläft der Wind ...

— Wind, Wind! Tagwerker du!
Immerzu
Ohne Rast und Ruh'
Hast du das kraftkörnige Korn gewellt,
Hast deinen Mann gestellt,
Daß sich seine goldenen Wogen
Neigten und schmiegten und bogen,
Daß die nimmermüden,
Lustleis-bebenden Halmeblüten
Reiften die kosende Blütenliebe zur Frucht!

Nun wächst und wuchert die Saat,
Und den Schnittern winkt die Mahd.

Hinter stiller Ährenmeeresbucht,
Wo nur Traum und Schlummer sind,
Müd' am Hügel schläft der Wind ...

Aber gib acht!
Wenn über Nacht
Er erwacht —
Sich erhebt
Und wieder
Auf und nieder
Über die harrenden Halme schwebt,
Wo von blutrotem Mohn
Funkende Freudenfeuer loh'n:
Wird er ein Klingen
Mit sich bringen
Und ein traumerschrocken-
Lautes Glockenlocken;
Denn er hat seinen Bruder mit, den Wind aus der Welt;
Und sie singen, heldenlust geschwellt:
„Sieg draußen und Frieden! Friede und Freude!"

Unten im Gestäude
Auf der ampferbraunen Au'
Selig in die Blumen lacht und weint die Sommerfrau ...

Fritz Alfred Zimmer

Digitized by Google

Yuanschikai
Aufgenommen am Tage der Eidesleistung als Präsident der chinesischen Republik

Yuanschikai. Von Erich von Salzmann

Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser!
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind! (Goethe)

Große Staatsmänner können im Zeitalter der Elektrizität, der Eisenbahnen und Dampfschiffe nicht mehr allein in der engeren Umgebung ihres eigenen Vaterlandes betrachtet werden. In der Kritik heutiger Geschichtsforschung wird man jeden von ihnen in dem Rahmen der Ereignisse der ganzen bewohnten Welt sehen müssen. Ihr Wirken ist untrennbar von den großen geschichtlichen Vorgängen sogar bei ihren eigenen Antipoden. Sie haben kraft ihrer Existenz und ihrer eigenen mächtigen Persönlichkeit nicht nur auf das Volk eingewirkt, dessen Schicksal sie bestimmten, sondern auch auf die Entwicklung fremder Völker Einfluß gehabt, vielleicht ihnen selbst und den anderen Völkern unbewußt. So ist es auch mit Yuanschikai, dem zu früh verstorbenen größten aktiven Staatsmann der letzten fünfzig Jahre Chinas.

Wir waren bis vor kurzem gewohnt, die sprichwörtlichen 400 Millionen Bewohner des größten einheitlichen Wirtschaftskörpers der Erde, die Chinesen, als eine Art unbewegliches Ganzes, ein in passiver Ruhe ver-

Digitized by Google

harrendes vorsintflutliches Monstrum, zu betrachten. China war nie in Ruhe. Auch in China waren die Ereignisse stets im Fluß im Sinne des Heraklit, daß alles Ewige stetig wechselt. Jeder, der sich mit Weltgeschichte befaßt, muß sich jetzt überzeugen, daß im Reich der Mitte eine Evolution vor sich geht, die eine Parallele in der französischen Revolution oder auch im jetzigen Weltkrieg findet. Liest man dazu Chinas Geschichte des letzten Menschenalters, so heißt das zugleich, das Lebenswirken des soeben verstorbenen Präsidenten der Republik erfassen.

Yuanschikai als Mensch und Staatsmann ist untrennbar von der Entwicklung Chinas seit dessen Krieg mit Japan. Er selbst hat diesem Zeitraum in der Geschichte Chinas den Stempel seiner Persönlichkeit aufgedrückt. Man muß sich bei dieser Gelegenheit darüber klar werden, was die unverrückbare Grundlage alles Seins, alles Tuns und Treibens, kurz jeder Lebensäußerung des chinesischen Universalstaates, ebenso wie des einzelnen gelben Mannes, ist und immer war, der Kampf ums Dasein in seiner brutalsten Form, der Kampf ums tägliche Brot. Wir können dabei den verstorbenen großen Mann als den Typ des besten Chinesentums von heute nehmen. Er wie kein anderer hat die Grundforderungen erkannt, die erfüllt werden mußten, damit sein durch eine korrupte Verwaltung seit Jahrhunderten eingeschläfertes und auf allen Gebieten in unendlichen Rückstand geratenes Volk wieder zu neuer Blüte gelangte. Yuanschikai hat ferner mit merkwürdigem Seherblick erfaßt, daß es nötig war, Altes und Neues zu verschmelzen. Er wollte nicht wie die jungen, amerikanisierten Stürmer sein Volk von den Grundlagen seiner Kraft radikal entfernen. Alles, was gut war, sollte erhalten bleiben. Die alte Kultur des fernen Westens sollte nur fruchtbringend auf die uralte Erbschaft der eigenen Ahnen einwirken.

In diesem Tun wurde seine Person zum umbrandeten Fels in den Revolutionsfluten. Yuanschikai ist einer jener seltenen Menschen, die das im Leben gelernt haben, was wenige Staatsmänner unserer jetzigen Feinde vermögen. Er konnte warten. Er hatte einen sehr feinen Instinkt. Yuanschikai wartete stets auf seine Stunde. Er überhastete nie. Er kannte das chinesische Sprichwort: „Ein Augenblick Ungeduld kann oft die Reue eines ganzen Lebens nach sich ziehen." Die günstige Konjunktur mußte ihm einmal kommen. Und sie kam ihm immer, bis dieser furchtbare Weltkrieg auch seine Kreise endlich störte, ihn die zum Gelingen seines Lebenswerkes nötige innere Harmonie verlieren ließ und ihn langsam aber sicher an den Rand des Abgrunds brachte.

Nun ist er dahin, vielleicht unter den skrupellosen Mitteln asiatischer Politik eines unnatürlichen Todes gestorben. Wer weiß da Genaues! Wer wird das je ergründen, was wirklich vorgegangen ist! In den letzten fünfzehn Jahren erlebte ich es mit im fernen Osten, daß mancher andere asiatische Große auf ebenso unaufgeklärte Weise „den Drachen bestieg".

Was dachte und glaubte nun Yuanschikai von seinem Volke, dessen wahrer Sohn er war und das er sicherlich heiß geliebt und voll verstanden hat, das er zur Höhe führen wollte — das Ziel, das auch nur zu erschauen ihm nicht vergönnt war? Yuanschikai wußte, daß das ausschlaggebende Moment für den Beginn aller Politik unter primitiven Völkern die Lösung des ökonomischen Problems ist, das heißt auf gut deutsch: daß jeder Bürger des Landes sein tägliches Brot in Frieden essen kann. Das chinesische Volk ist, verglichen mit den Völkern weißer Hautfarbe, trotz seiner uralten bodenständigen Kultur, doch nur ein primitives. Die Kämpfe um die Lösung des ökonomischen Problems könnten eigentlich eine Beschreibung des Lebens Yuanschikais sein.

Die ewigen Revolutionen kleinerer und größerer Art der letzten hundert Jahre hatten die Massen in allen Provinzen Chinas in Unruhe gebracht. Weite Landstriche wurden verwüstet. Die Männer folgten dem Kalbfell, die Frauen verkamen, die Kinder wurden als Sklaven verkauft. Zeiten großer innerer Umwälzungen in China sind auch stets Zeiten elementarer Ereignisse gewesen. Konfuzius sagte: „Der Himmel redet nicht; durch den Hergang der Begebenheiten gibt er sich zu erkennen; sonst nichts weiter." Das Volk weiß, daß der Herrscher sein Mandat vom Himmel hat. Er ist persönlich dem Himmel und dem Volke für Fluten und Heuschrecken, für Dürre, Kriegsnot und Unheil jeder Art verantwortlich. Chinas Geschichte ist überreich an solchen schrecklichen Ereignissen. Der Himmel zürnte im letzten Jahrzehnt sichtbar mit seinem Sohne auf dem Drachenthrone, dem Kaiser. Das benutzten die Aufwiegler und Volksverführer, um die böse Saat zu säen, die den Sturz der Dynastie herbeiführte. Mencius, der große Konfuziusdeuter, der im 4. Jahrhundert vor Christus lebte, sagte: „Kih und Tschao (das sind die Tyrannen der alten Zeit) verloren das Reich, weil sie das Volk verloren; sie verloren das Volk, weil sie die Herzen verloren. Es gibt einen Weg, das Reich zu gewinnen — das Volk gewinnen, ist das Reich gewinnen ..."

Als man Konfuzius selbst einst fragte: „Was ist Regierung?" da antwortete er: „Was gerecht und gerade ist."

Es gibt aber in China noch etwas Höheres, als die äußerliche Form des Regierungsapparates. Es gibt etwas, was fester steht, das ist die Familie. Dieses System ist ungebrochen. Der Ahnenkult ist es, der das riesige Reich zusammenhält. Er ist das ungeschriebene Gesetz aller Lebenden in China. Sie alle sind Teile dieses Gesetzes. Solange diese Grundlagen nicht zerstört werden, wird

Digitized by Google

China weiter bestehen, mögen auch Telegraph und Telephon, Eisenbahn und Dampfschiff und besonders die Habgier und Eroberungslust der Feinde von außen, an den Grundlagen rütteln.

Yuanschikai war der Mann, der all das in seiner Person auf das glücklichste verkörperte. — Yuanschikai ist als der Sohn einer alten angesehenen Beamtenfamilie am 20. September 1859 geboren. Sein Heimatsort Tschangyng ist in Honan, jener Provinz des Reiches, die die Chinesen selbst als die Wiege ihres Volkes ansehen. Honan heißt: „südlich des Flusses". Gemeint mit dem Flusse ist „der Kummer Chinas", der Gelbe Fluß, der Hoangho, der im Laufe der Jahrtausende durch entsetzliche Überschwemmungen soviel Unglück über die weiten, fruchtbaren Ebenen des nördlichen China gebracht hat und der im verflossenen Jahrhundert einmal seinen Lauf wechselte, Millionen von Menschenleben und weites schönes Land vernichtend. Der Fluß mündet heute nördlich der Provinz Schantung, während er früher südlich ins Chinesische Meer floß.

Yuanschikai hatte noch vier Brüder, die alle heute in Beamtenstellungen sind, die Yuan selbst als Präsident aber, entsprechend seinem merkwürdigen Charakter und eigentlich gegen alle chinesische Überlieferung, nicht in hohe Verwaltungsstellen einsetzte. Sein Kinderdasein verlief einförmig in den weiten Yamenhöfen des väterlichen Hauses. Er zeigte frühzeitig eigenen Willen und dicken Kopf. In seinen Schädel wollten die zum leblosen Formelkram herabgewürdigten Lehren der Klassiker, die früher jedes chinesische Kind aus guter Familie stumpfsinnig Wort für Wort auswendig lernen mußte, nicht hinein. Sein beweglicher Geist sträubte sich gegen die versteinerten Methoden chinesischen Lehrwesens. So wurde er zum enfant terrible der Familie. Er bekam es fertig, durch alle Provinzialexamen durchzufallen. Schließlich nahm ihn ein Onkel unter seine Yamenleute auf. Er wurde einer der zahlreichen Schreiber, die früher zu Hunderten um jedes Regierungsgebäude herumlungerten, eine Art Winkeladvokaten und Gelegenheitsgeschäftchenmacher, die im alten China einen bekannten Straßentyp darstellten. Nur kurze Zeit konnte der junge Yuan dieses Treiben mitmachen. Dann tat er etwas, was nach damaligen chinesischen Begriffen ganz entsetzlich war — — er wurde Soldat.

Einer der bekanntesten chinesischen Sprüche sagt:

„Aus gutem Eisen macht man keine Nägel,"
„Ein guter Mensch wird nie Soldat."

Soldat werden, war früher in China das Letzte und Schlimmste, was ein junger Mann — gleichgültig ob aus hoher oder niederer Familie stammend — tun konnte. Yuanschikai fiel bald auf. Lihungtschang selbst war es, der den jungen, mittlerweile zum Offizier aufgerückten Mann nach Tientsin zog. Der große Menschenkenner Lihungtschang durchschaute den jungen Yuanschikai und sah, daß in dem Offizier Charaktereigenschaften schlummerten, die ihn zu Höherem befähigten. So starr das alte China an Herkommen, Familie, Examen klebte, so konservativ es auch war, so demokratisch war es auf der anderen Seite gegenüber jener allgemeinen Lebensklugheit, die den Träger, auch in China, schließlich hochbringen muß. In China hat tatsächlich jeder Mensch den bekannten Feldmarschallstab — oder wohl besser Generalgouverneursrangknopf — im Tornister.

Lihungtschang schickte Yuanschikai mit einer chinesischen Truppe als Residenten nach dem Lande der Morgenruhe, dem Kaiserreiche Korea, das damals noch in einer losen Suzeränität zu China stand. Seoul wurde zur Hochschule asiatischer Staatsmannsweisheit und Diplomatenkünste für Yuanschikai. Er, der knapp Sechsundzwanzigjährige, fand sich hier sehr gewiegten Gegnern gegenüber. Er platzte mit seinen neuen chinesischen Ansprüchen mitten in den erbitterten, wenn auch noch nicht offenen Kampf zweier gewaltiger Gegner, nämlich Japans und Rußlands. Yuanschikai sah, daß der Stein bereits im Rollen war. Vielleicht hat er in seiner jugendlichen Unerfahrenheit und seiner Unkenntnis fremder Länder, die ihm in gewissem Grade bis zu seinem Tode anhaftete, die Fremden unterschätzt und das eigene, bereits dem Niedergange zueilende Vaterland überschätzt. Vielleicht hing auch ihm, dem Abkömmling einer selbstbewußten Beamtenfamilie, noch etwas von jenem altchinesischen überheblichen Hochmut an, der China jetzt so unendlich viele Demütigungen eingebracht hat. Jedenfalls sprang Yuanschikai frisch in die Intrigen hinein und zettelte den Aufruhr des Vaters der Kaiserin an, der ihm ermöglichen sollte, chinesische Truppen zur Befestigung der Stellung seines Landes nach Korea zu bringen. Seine Gegner, die Japaner, waren aber schneller. Ein Ito verdiente sich dort seine ersten Sporen. Japan entsandte ebenfalls Truppen. Der Zusammenstoß war unvermeidbar. Es kam zum Krieg zwischen Japan und China, der zum ersten Male der Welt zeigte, daß das Land der aufgehenden Sonne rücksichtslos gewillt war, seine imperialistischen Pläne auf dem Kontinent in die Tat umzusetzen, der aber auch zugleich die innere Morschheit des chinesischen Reiches zum Staunen der Welt offenbarte.

China wurde auf der ganzen Linie, diplomatisch und militärisch, geschlagen. Lihungtschang, der Vater des Abenteuers, fiel in Ungnade. Yuanschikai, der erkannt hatte, daß zu Realpolitik in erster Linie ein diszipliniertes Heer notwendig war, blieb und wurde der Gründer der ersten modernen Truppen der Dynastie. Deutsche, besonders Herr von Hanneken, waren es, die ihm halfen und ein Instrument schufen, das,

Digitized by Google

wenn auch klein, so doch eine ganz respektable Macht darstellte.

Auch an anderer Stelle hatte man erkannt, daß China Reformen bitter nottaten. Der junge Kaiser Kwanghsü ging damals daran, jene grundlegenden Umänderungen aller Zweige der Staatsverwaltung zu vollziehen, die — wenn durchgeführt — China schon damals neue Blüte gebracht und in jedem Falle die große Revolution von 1911 erspart hätten. Yuanschikai, der Meister des neuen Heeres, sollte ihm dabei helfen. Die Widerstände waren nicht gering. Durch Überredung wäre die herrschende reaktionäre Clique der Kaiserin Witwe Tzuhsi und ihrer mandschurischen Ratgeber nie zu überzeugen gewesen. Der Kaiser wollte Gewalt anwenden, Yuanschikai sollte dabei seine rechte Hand sein. Was Yuanschikai, den der Kaiser im Schicksalsjahre 1898 zusammen mit dem großen Reformer Kangyuwei mehrfach zur Audienz empfing, damals gedacht haben mag, wer will das ergründen! Trotz aller Klugheit und Erkenntnis der Dinge um ihn war er doch wohl noch zu sehr in den althergebrachten Anschauungen befangen, um restlos mit dem Kaiser in die neuen, allerdings geradezu radikal mit allem Alten brechenden Bahnen einzuschwenken. Yuanschikai verriet seinen Herrn und ging mit seinen Truppen, die den Angelpunkt des ganzen Staatswesens bilden sollten, auf die andere Seite über. Im Verein mit Yunglu, dem Vizekönig von Tientsin und Vertrauten der Kaiserin Witwe, wurde er so zum Werkzeug des Staatsstreiches. Tzuhsi, die erneut die Regentschaft des Reiches antrat, ließ den unglücklichen Kaiser im Inselpalast der verbotenen Stadt gefangen setzen, wo er zu freudlosem Dasein bis zu seinem, auch heute noch nicht aufgeklärten Tode im Jahre 1908 verbleiben mußte.

Yuanschikais Lohn blieb nicht aus. Sein Stern war im Steigen. Er wurde Gouverneur von Schantung. Seine kluge Haltung während der Boxerwirren im Jahre 1900 ist bekannt. Er hielt es mit beiden Seiten, denn er erkannte, daß die Fremden in China nicht mehr auszuschalten waren. So ersparte er seiner Provinz größere Unruhen, wenn er auch den Befehlen des Thrones damit nicht nachkam.

Noch war die vor den fremden Armeen aus ihrer Hauptstadt geflüchtete Kaiserin Witwe an ihrem freiwilligen Verbannungsort in Hsianfu, als schon ihr Getreuer, Yuanschikai, als neuer Vizekönig der noch von den Fremden besetzten Provinz Tschili, in Tientsin einzog. Rastlos arbeitete er an der Schaffung des neuen Heeres. Die Fremden hatten ihm von neuem deutlich gezeigt, daß Kriegsschiffe und Kanonen, trotz aller Logik und Moral, Argumente waren, gegen die sich nicht ankämpfen ließ. So entstand das neue Heer Chinas, dessen Gründer Yuanschikai ist, das ihm mehr wie einmal aus der Hand genommen wurde, das auch oft genug revoltierte, plünderte, mordete und brannte, das aber letzten Endes doch immer wieder auf seinen Herrn und Meister schwur, auf Yuanschikai.

Der Mann wurde mächtiger und mächtiger. Die Intrige rannte Sturm gegen ihn. Das Jahr 1905 sah seinen Sturz. Die Kaiserin Witwe, vielleicht klüger als alle Staatsmänner ihrer Zeit, regierte stets nach dem bewährten Grundsatz „divide et impera". Es gab um 1905 zwei sich in jeder Beziehung unähnliche Männer in China, die der persönlichen Macht der großen Frau unheimlich wurden. Yuanschikai, der sich auf die mächtigste Heeresgruppe des Landes stützte, dessen Ansehen ständig stieg, und der Gelehrte Tschangtschitung in Wutschang, seinerzeit der größte theorethische Reformer des Reiches, der gerade seine berühmt gewordene Flugschrift „Lerne" in die Welt hinausgesandt hatte. „Drei Dinge sind jetzt nötig," sagte Tschangtschitung, „um China vor Revolutionen zu retten: erstens, Erhaltung der Dynastie, zweitens, Bewahrung der Staatsreligion, drittens, Schutz der Nationalität. Alle drei sind untrennbar; ... denn wie können wir die Nationalität schützen? Wir antworten: durch Wissen; Wissen ist Religion; Religion wird verbreitet durch Macht; Macht liegt im Heer."

Die alte Füchsin in der verbotenen Stadt berief beide großen Männer nach Peking, um das Reformprogramm auszuführen, das „dem Blumenreiche" neue Blüte bringen sollte. Auf gut Deutsch sperrte die Kaiserin Witwe die beiden Großen, vor denen sie Angst hatte, in den goldenen Käfig, um sie kaltzustellen. Das gelang ihr. Nur wirtschaftete sie nach dem Prinzip: Nach mir die Sintflut. Das war seit hundert Jahren die Art dieser kalt rechnenden Mandschuherrscher, die ihr von Tausenden von Eunuchen, der Pest Chinas, umlagertes kaiserliches Hoflager schon längst zu einer Tummelstätte aller Laster, Intrigen und Schamlosigkeiten jeder Art und Bluttaten gemacht hatten.

1908 starb Tzuhsi. Mit ihr ihr Neffe, der Kaiser Kwanghsü, am selben Tage. Wie eine schwere Wolke der Angst und Sorge lag es damals über der Hauptstadt des himmlischen Reiches, einer Stadt, wo die Wände, wie in keiner anderen, Augen und Ohren haben. Die Hunderttausende fühlten, daß die neue Zeit mit Riesenschritten herankam, und daß sie viel Elend und Unglück für „die Söhne von Han und Man" mit sich bringen würde. Es kam das kurze Intermezzo des Regenten Tschun, des Sühneprinzen, der am 4. September 1901 die Entschuldigungsgesandtschaft für die Ermordung des deutschen Gesandten an unseren Kaiser angeführt hatte. Peking tanzte wie auf einem Vulkan. Das Geld floß in Strömen. Es war eine Wirtschaft, wie sie nur vor Katastrophen elementarster Art einzutreten pflegt. Yuanschikai und sein ganzer Anhang — bei Hofe durch die Person des alten schlauen Reichsverwesers Prinz Tsching vertreten — geriet mehr und mehr ins Hintertreffen. Die Ungnade des Regenten, der

Digitized by Google

Yuanschikai die Schuld an dem Siechtum und Tod seines verstorbenen Bruders, des Kaisers Kwanghsü, zuschob, lastete schwer auf Yuanschikai, der das Beste wollte. In Peking ging damals das Gerücht von Mund zu Munde, daß der auf dem Inselpalast einsam sterbende Kaiser Kwanghsü mit zitternden, schon erkaltenden Händen in kaum leserlicher Schrift auf einem Fetzen Papier eine Botschaft an seinen Bruder Tschun niedergeschrieben hatte, die nur die wenigen Schriftzeichen enthielt: „Räche mich an Yuanschikai!"

Schon vorher war es zu einem schweren Zusammenstoß zwischen Yuanschikai und dem Prinzen Tschun gekommen. Yuanschikai forderte bei Beratung der Verwaltungsreform, daß die hohen ungebildeten mandschurischen Fürsten und Prinzen von gewissen leitenden Stellungen ausgeschlossen sein sollten. Diese Stellungen hatten sie seit Jahrhunderten als reine Sinekuren innegehabt. Die neue Zeit verlangte Männer mit Kenntnissen. Yuanschikai zog dabei den kürzeren. Die herrschende Clique blieb taub und blind. In dieser Zeit kam es im Lande zu Soldatenputschen. Der Regent blieb weiter blind. Als Yuanschikai im Spätherbst 1908 Beschleunigung der Einführung der Verfassung forderte, fiel sein Antrag glatt durch, die Kraftprobe mißlang. Von da ab war es den Wissenden klar, daß Yuanschikai ausgespielt hatte. Sein Leben war nun ständig in größter Gefahr. Am 2. Januar 1909 traf ihn der Bannstrahl der Ungnade. Er wurde „krankheitshalber!" in seinen Heimatsort gesandt. Das kaiserliche Entlassungsedikt war beleidigend kurz:

„Der Großsekretär und Chef des Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten, Yuanschikai, wurde durch Seine hochselige Majestät auserwählt, viele hohe Ämter auszufüllen. Nach Unserer Thronbesteigung erwiesen Wir ihm weitere sichtbare Beweise Unserer Gunst, in dem Glauben, daß er Fähigkeiten besitze, welche ihn in den Stand setzten, Uns gute Dienste zu leisten. Indessen ist er nun von einer Fußkrankheit befallen worden, die ihm erschwert, sich zu bewegen und ihn so ungeeignet zur Ausübung seiner Pflichten macht.

Wir bestimmen daher als ein Zeichen Unserer Teilnahme, daß er von nun an seine Ämter verlasse und sich nach seinem Heimatsort zur Behandlung seines Leidens zurückziehe."

So jagte man den großen Mann einfach fort. Die Tage seines Abganges waren für ihn solche ständiger Lebensgefahr. Niemand half ihm offen. Niemand wagte, für den in Ungnade Gefallenen einzutreten. Fast alle seine Freunde ließen ihn fallen. Ganz Peking stand in der Erwartung der Nachricht, daß Gift, Dolch oder eine Bombe es gnädig mit dem tief Gestürzten gemacht hätte.

Er fuhr in die Verbannung und lebte als einfacher Landmann — so sagte wenigstens das Volk — in seinem Geburtsorte. Tatsächlich war aber Yuanschikai nie müßig. Ich habe selbst im Hause seines ältesten Sohnes in Peking oft bemerkt, wie der Alte in der Verbannung an den Fäden weiterspann, und wie er über alles und jedes, was auf dem verzwickten und weitverzweigten Gebiete chinesischer Politik vor sich ging, genau unterrichtet war.

Fast drei Jahre gingen dahin. Die neue Zeit brach mit Gewalt herein. Die herrschende Klasse in Peking vermochte die Zeichen der Zeit, die sogar das Ausland deutlich sah, nicht zu deuten. Man wirtschaftete auf Abbruch. Es war die Zeit der großen Kommissionsjagden. Scharlatane aller Weltteile schoren — im Verein mit mandschurischen Herzögen, Granden und den üblen Eunuchen — das chinesische Schäfchen. Diese Periode erinnert an manche Zeiten Frankreichs vor der großen Revolution.

Im Herbst 1911 setzte das Unglück mit elementarer Wucht ein. Der Süden und die Mitte Chinas standen in hellem Aufruhr, der sich zuerst weniger gegen die Person des Herrschers, als gegen seine Prinzipien richtete. Wohl forderten Sunyatsen, Huangsching, Tschentschimei und ihre an Danton, Robespierre und Marat erinnernden Genossen die Verjagung der Dynastie. Aber die Masse der Revolutionäre wollte nur beschleunigte Einführung der Konstitution, des Parlaments und Beschränkung aller Vorrechte der herrschenden Mandschuklasse. Die große Zeit Chinas sah nur kleinmütige Herrscher. Ihr Wankelmut, ihre Erbärmlichkeit schufen erst die Lage, die ihren höchst ruhmlosen Abgang herbeiführte.

Als es kritisch wurde, da schrie man in Peking nach dem einzigen Manne, der helfen konnte, den man kurz vorher aufs schamloseste behandelt hatte, nach Yuanschikai. Die Verhandlungen gingen hin und her. Er richtete ein langes Antwortschreiben auf das kaiserliche Edikt, das ihn auf den Vizekönigsposten von Wutschang befahl. In diesem heißt es unter anderem höchst sarkastisch:

„Nach Empfang des Kaiserlichen Befehls war ich sofort von der tiefsten Dankbarkeit erfüllt. In dieser für das Reich so kritischen Zeit sollte ich sofort dem Kaiserlichen Befehl entsprechen und mich der Angelegenheit sofort annehmen. Aber mein altes Fußleiden ist leider noch nicht ganz in Ordnung. Vergangenen Winter ist auch mein linker Arm erkrankt und verursachte mir häufig große Schmerzen. Es ist kaum zu erwarten, daß ein derartig eingefleischtes Leiden so plötzlich geheilt wird ..."

So geht es lange weiter.

Aber der große Mann kam doch, nachdem er sich durch seine Boten und die Meldung seiner Parteigänger versichert hatte, daß die Fremden das hergeben würden, was bekanntlich erstens, zweitens und drittens zum Kriegführen gehört, — nämlich Geld. Auch sonst hatte sich Yuanschikai in jeder Weise rückversichert. Er hatte sich Vollmachten ausbe-

Digitized by Google

dungen, die ihn schon damals, im Oktober 1911, zum unumschränkten Diktator des Landes machten. Es ist zwar nicht aktenmäßig feststehend, aber man kann doch wohl als sicher annehmen, daß er zu gleicher Zeit auch mit Liyuanghung, dem militärischen Führer der Aufständischen, und auch mit den extremen Revolutionären in Schanghai unterhandelte, um nach altem chinesischen Brauch den Weg der goldenen Mitte zu gehen. Die Kommentare der Klassiker sagen deutlich: „Die drei Tugenden, von denen Konfuzius so oft spricht — Wissen — Humanität — Mut — übt man aus durch das Mittehalten in allem.“ Das ist das Leitmotiv jedes Chinesen. Ihm sind die konfuzianischen Lehren seit Jahrtausenden so in Fleisch und Blut übergegangen, daß ihm offener Streit, Blutvergießen auf dem Schlachtfelde, als eine Versündigung gegen die Überlieferungen der Ahnen dünkt. Yuanschikai blieb auch hierin der Prototyp des wahren Chinesentums. Er verhandelte hin und her und kollidierte darin mit den Ideen des Westens, die von den Ultrarevolutionären vertreten wurden.

All seine Versuche, die Dynastie zu retten, blieben erfolglos. Sein Unterhändler, der treulose Tangschauyi, den er für seinen besten Schüler hielt, verriet ihn schmählich. Gerade Tangschauyi war es, der verhinderte, daß die Verhandlungen zwischen Nord und Süd in Wutschang stattfanden, wie Liyuanghung es wollte. Die Sunyatsen und Genossen waren ihres Erfolges zu sicher. Hinter ihnen standen England, Amerika und Japan, die den Umsturz und die Anarchie in China wollten, um selbst dabei im trüben fischen zu können. Diese Gruppe der Fremden vertrat als Sprecher der englische Generalkonsul in Schanghai, Sir Frazer. Dieser Mann bearbeitete das diplomatische Korps in Peking so lange mit Depeschen, bis die Diplomaten schließlich Yuanschikai doch noch die notwendigen Anleihen versagten. Während die Japaner mit einer riesigen unterirdischen Wühlpropaganda gegen den Norden arbeiteten und ihre Hetzredner durch das ganze Land sandten, so daß Mord, Raub und Untaten jeder Art gegen die Mandschus und ihre Anhänger an der Tagesordnung waren, protestierten die Amerikaner unter dem bekannten Motto „Moral, Humanität, Kultur“ durch die sehr mächtige Gruppe ihrer Missionsgesellschaften. Diese wahren Republikaner entblödeten sich nicht, die unverschämtesten Telegramme mit der Forderung der Abdankung unmittelbar an den Thron zu richten.

Die Ereignisse gingen schnell ihren Lauf weiter. Das kaiserliche Heer, das sich unter Yintschang, — dem früheren Gesandten in Berlin und dann Kriegsminister in Peking — und Marschall Fengkuotschang, der rechten Hand Yuanschikais, überall siegreich geschlagen hatte, demoralisierte schnell. Yuanschikai verhandelte weiter. Es kam zum Waffenstillstand. Der Thron dankte ab. Sunyatsen sah den ersten Teil seines Werkes vollendet. Er trat als provisorischer Präsident zurück, und Yuanschikai trat als neuer Präsident an seine Stelle. Die Revolutionäre fürchteten diesen Mann. Er war ihnen zu stark, zu entschlossen, zu bodenständig, und er wäre niemals zur Puppe in ihren Händen geworden. Sie versuchten, ihn nach der alten südlichen Hauptstadt Nanking, unter dem Vorwande der endgültigen Präsidentenwahl zu ziehen, um seine Person in die Hände zu bekommen. Die große Soldatenrevolte Februar/März 1912 hinderte Yuanschikai, aus dem in Anarchie fallenden Norden wegzugehen. Man sagt ihm nach, er habe durch seine Vertrauten und Getreuen die schrecklichen Revolten, denen eine ganze Reihe von großen Städten zum Opfer fiel, angezettelt, um dem Süden zu beweisen, daß er im Norden unabkömmlich wäre. Auch das ist nicht nachzuweisen.

Yuanschikai blieb in Peking und leistete am 10. März 1912 den Eid auf die Verfassung. Das war ein sehr feierlicher Akt im Auswärtigen Amt, bei dem ich selbst dicht neben dem Präsidenten stand. Man war sehr zuvorkommend gegen die ständig ansässigen Fremden in Peking und bemühte sich in jeder Weise, gute Freundschaft mit den Ländern des Westens zu halten. Diese Eidesleistung befestigte wohl etwas die Stellung Yuanschikais. Jedoch er selbst hat sich über die Schwierigkeiten, die ihm noch bevorstanden, nie Illusionen gemacht. Aus einem Interview, das er dem bekannten Vertreter der Londoner „Times“, Mr. Morrison, gab, geht deutlich hervor, was er im besonderen fürchtete. Es waren die politischen Abenteurer, es waren alle die, die das Land aus einem gemäßigten Despotismus in Anarchie und in die Ausbeuterwirtschaft fremdländischer Scharlatane jagen wollten. Yuanschikai schien damals noch der Begriff der Republik gleichbedeutend mit innerer Unruhe und ewigem Hader. Er steuerte sichtbar in das Fahrwasser, China, wenn irgend möglich, eines Tages die monarchische Regierungsform wiederzugeben, was Chinas schlimmen Freunde, im besonderen Japan und England, verhindert haben. Der schamlose Egoismus all derer, die die Revolution gemacht hatten und die nun nach alter asiatischer Sitte den klingenden Lohn ihrer Taten haben wollten, stürzte das Land aus einer Krisis in die andere. Die auswärtigen Nachbarn rissen große Landesteile los. Rußland nahm die äußere Mongolei, Japan die Mandschurei und Ostmongolei, England versuchte seine Hand auf Tibet zu legen, Frankreich wollte Yünnan nehmen. Wahrlich, es schien, als ob, wie das alte chinesische Sprichwort sagt, „die Melone aufgeteilt werden sollte“. Der alte Tschangtschitung schien recht zu behalten, der einmal mit Bezug auf diesen Fall gesagt hatte:

„Das Land wird zerschnitten. Werden die Fremden die heilige Lehre des Konfuzius,

Digitized by Google

so erhaben und vortrefflich sie ist, respektieren? — Weit entfernt. — Die Klassiker der vier Philosophen werden als Makulatur weggeworfen werden. Unsere vortrefflichen Gelehrten werden Geistliche, Agenten und Buchhalter werden. Das Volk aber muß Soldat, Handwerker, Hilfsarbeiter, Diener werden. So wird es gehen ..."

Und so kam es wirklich, China schien unterzugehen.

Die Zustände wurden immer verworrener. Zu den äußeren kamen neue innere Unruhen hinzu. Der Sommer 1913 brachte Revolution der inneren Mongolei und dann den großen Aufstand all der mit der letzten Revolution unzufriedenen Elemente. Yuan, der große Menschenkenner, hatte aber seine Macht derart gefestigt, daß er die Empörer im Innern des Reiches niederhalten konnte. Er blieb siegreich. Die politischen Abenteurer Sunyatsen, Huangsching, Tschentschimei mußten zum zweitenmal landflüchtig werden. Sie fanden ein willkommenes Asyl in der Hochburg aller derer, die Umstürze in Asien planen, — nämlich in Japan, von wo aus sich noch heute wie damals — mit Wissen und Unterstützung der japanischen Regierung — ihre unheilvolle und vaterlandslose Tätigkeit fortsetzt.

Das Land war müde der ewigen Revolution. Im Herbst 1913 schien Yuanschikai der große Wurf geglückt zu sein. Er wurde endgültiger erster Präsident der Republik. In seinem Manifest, das er am 10. Oktober unter dem Donner der Geschütze im Beisein der Großen Chinas, der Mandschurei, der Mongolei und der anderen untertänigen Völkerschaften, im Beisein der fremden Diplomaten, seiner Heerführer und Freunde, verlas, gelobte er, die Pflichten des Präsidenten getreulich, den Bestimmungen der Verfassung gemäß, zu erfüllen. Nach der Verfassung war er auf fünf Jahre gewählt, seine Wiederwahl war möglich. So hatte er voraussichtlich mindestens 10 Jahre lang Zeit, in aufbauender Tätigkeit die Wunden der Revolutionskämpfe zu heilen, dem schwer geprüften Reiche die Einheit zu sichern und durch dauerhafte Reformen China einer neuen, schöneren Zeit entgegenzuführen. Sein Regierungsprogramm berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Er verhieß maßvolle Fortschritte, aber frei von Radikalismus. Das Volk sollte sich, gemäß der republikanischen Staatsformen, selbst seine Gesetze geben und der tatsächliche Souverän des Landes sein. Die innere Verwaltung sollte verbessert, Landwirtschaft, Handel und Industrie sollten gefördert, Arbeitsmöglichkeiten sollten für alle geschaffen werden. Der Hauptnachdruck sollte auf die Reform des Unterrichtswesens und die Begründung der dem Lande fehlenden Industriezweige gelegt werden. Den auswärtigen Mächten sollte sich das Volk für die ihm von ihnen erwiesene freundliche Hilfe durch Stärkung der freundschaftlichen Beziehungen dankbar erweisen. Alle Volkskreise wurden zur Sittlichkeit und zur Übung von Vaterlandsliebe, Brüderlichkeit untereinander und zu arbeitsamer Sparsamkeit gemahnt.

Als Yuanschikai das Heft in der Hand hatte, griff er sofort rücksichtslos durch. So löste er die revolutionäre Kuomin-Gesellschaft auf und schickte kurzerhand über die Hälfte der Parlamentsmitglieder nach Hause, wo er sie unter Polizeiaufsicht stellte. Das war ein neuer Staatsstreich. Das Frühjahr 1914 kam heran. Langsam aber sicher ging der Mann des Schicksals seinen Weg. Trotz aller Versprechungen, die er gegeben, fühlte man, daß er auf den verwaisten Drachenthron zusteuerte. Er wollte eine neue Dynastie gründen. Das des ewigen Durcheinanders müde gewordene Volk raffte sich nur zu lahmen Protesten auf. Es schien sogar, als ob, dank der regen Progaganda der Anhänger Yuanschikais, ein Plebiszit der Volksversammlung ihm die Kaiserwürde antragen würde.

Doch es kam wieder anders. Der Weltkrieg brach aus. Europa war gebunden. Japan, der Widersacher Chinas seit fast zwei Jahrtausenden, bekam freie Hand. Niemals konnte Japan ein einiges China in der Hand eines starken Mannes recht sein. Von neuem durchzogen japanische Hetzer das Land. Man nannte Yuanschikai einen Eidbrecher, einen Abtrünnigen, der das Land in neue despotische Abhängigkeit zwingen wollte. Man dichtete ihm, der doch sein Volk wahrhaft liebte und sicherlich nur das Beste wollte, der aber naturgemäß alle oft recht dunklen Mittel asiatischer Staatsmannsweisheit rücksichtslos anwandte, alles Schlechte an. Wieder trug die böse Lehre reiche Frucht. Der Süden empörte sich. Ein Aufstand folgte dem anderen. Wieder schien es Yuanschikai zu gelingen, hier vermittelnd, dort rücksichtslos durchgreifend, strafend und belohnend, zuredend und begütigend die Ruhe wiederherzustellen.

Im Dezember 1915 wagte er abermals den großen Wurf. Er ließ erklären, daß das Volk einen neuen Mittler zwischen Himmel und Erde wolle. Man wußte, daß er sich selbst meinte und daß er den verwaisten Drachenthron in den hohen dunklen Hallen der rotumwallten Stadt besteigen wollte.

Da deckte Japan seine Karten auf. Das geheime Wühlen hatte seinen Zweck nicht voll erfüllt. Japan protestierte offen.

Im Januar dieses Jahres war Yuanschikai gezwungen, zu erklären, daß er seine Krönung als Kaiser verschieben müsse. Er verzichtete. Japan hatte sein Lebenswerk zerbrochen. Japan, das — ohne die Möglichkeit des Einspruchs der in Europa gebundenen Großstaaten — frei und ungehindert seinen ganz Asien umfassenden imperialistischen Plänen nachgehen konnte. China soll zur Domäne Japans werden, zum schaffenden Lohnsklaven des Mikadoreiches, so wie es Indien für England geworden ist. Wie ein paar tausend mandschurische Reiter

Digitized by Google

einst China im 17. Jahrhundert überrannten und das gutmütige, fleißige, schaffensfrohe, friedliche, an den Gebräuchen seiner Ahnen hängende Volk leicht knechteten, so geschieht es jetzt in moderner Form zum zweiten Male. Tausende japanische Abenteurer durchziehen das Reich der Mitte. Hinter ihnen steht die japanische Wehrmacht, der ungeschwächte Faktor eines maßlos gewordenen Großmachtstraumes unter der strahlenden Sonne, dem stolzen Symbol des Inselreiches. Wird das geschwächte Europa das chinesische Volk vor seinem grausamen Nachbarn retten können? Aus eigener Kraft war China dazu nicht imstande. Es war so zersplittert im Innern wie einst die Stämme Germaniens, als es zur Beute Roms wurde. Die sich streitenden Provinzen wollten nicht auf den einen Mann hören, der mit weitem Seherblick das erfaßt hatte, was dringend nottat: Einigkeit und nochmals Einigkeit. Vielleicht hat ihm das Unglück des Landes das Herz gebrochen. Vielleicht hat ihn auch tückisches Gift aus Mörderhand aus dem Leben gerissen.

Wir sehen keinen Ersatz. Man sagt so oft: Große Zeiten gebären auch große Männer. Yuanschikai war der große Mann. China war aber noch nicht reif für seine Mission. Augenscheinlich hat das Land noch nicht den Becher des Leides voll ausgeschöpft, augenscheinlich muß es durch noch schwerere Prüfungen gehen, bis es wieder den Weg zur Höhe beschreiten wird. Konfuzius hat nie über den Urgrund der Dinge und des menschlichen Handelns Betrachtungen angestellt. „Der Himmel gibt nur durch außerordentliche Ereignisse zu erkennen, daß die Harmonie zwischen den drei Grundwesen, Himmel, Erde und Mensch, gestört sei.“ Alte chinesische Gassenweisheit sagt: „Auf einem Tiger reiten, ist gefährlich; von ihm absteigen, noch gefährlicher.“ An Yuanschikai hat sich dieses Wort neu erfüllt.

Eine der Grundlagen der Staatsreligion Chinas ist der Buddhismus. Gautama Buddha lehrt, daß wir uns von allem Bewußtsein des Selbst für immerdar loslösen. Yuanschikai ist in einem Leben voller Arbeit und Sorgen für sein Volk durch dieses Fegefeuer der Läuterung gegangen und hat damit die Pforte durchschritten, die zum Nirvana führt. Seine Seele ist in der Weltenseele aufgegangen, in Nirvana, das große Nichts — die ewige Vergangenheit, die ewige Zukunft.

Aus unserer Studienmappe:

Orientalischer Kopf. Zeichnung von Wilhelm Gentz

Digitized by Google

Zehn Kriegsbilder aus dem Westen

Von Hans Kaspar von Zobeltitz

Wald bei Wyschaete

Flandrischer Wald. Zerschossen, zerrissen.
Jede Krone geknickt. Jeder Ast gespalten.
Von Gräben durchfurcht, wo Kämpfer verbissen
Jeden Zoll des durchbluteten Bodens halten.
Du stirbst, wie jene Fechtenden sterben,
Dich schlägt das Eisen, das jene schlägt.
Unschuldig mußt du verkommen, verderben;
Nicht einer, der nach deinen Schmerzen frägt.

Weg nach Wyschaete

Ich ritt die Straße westwärts manche Nacht.
Der Feind liegt hier im Halbkreis um uns her.
Leuchtkugeln sind in Ypern rechts entfacht
Und flackern links von mir bei Armentières.
Die nasse Straße glänzt im Sternschein blank.
Ein ferner Schuß pitscht wie ein Peitschenhieb.
Blitz — dumpfes Rollen — eine Mine sprang.
Ich bin allein. Ich hab' die Straße lieb.

Dorf hinter der Linie

Nur zackige Trümmer, die zum Himmel ragen.
Zerschossen. Ausgebrannt. Gespenstisch leer.
Ein Stückchen Dach noch, das sie mühsam tragen.
Schindelgeklapper, fährt der Wind daher.
Dem Lebenden ist hier das Recht verwehrt.
Das Mondlicht geistert und malt eck'ge Schatten.
Ich schaure auf. Und plötzlich scheut mein Pferd.
Es huschen lautlos ein paar schwarze Ratten.

Im hinteren Graben

Ein Kreuz: ein deutscher Krieger ruht
Hier, wo er fiel, am Grabenrand,
Ein Lichtschein blinkt mit frohem Mut
Dicht neben aus dem Unterstand.
Der Feind ist nah. Der Tod ist nah.
Mit Surren eine Kugel zieht.
Von unten tönt ein frisches Lied
Zum Klang der Mundharmonika.

Im vorderen Graben

Tiefe Stille. Es regt sich nichts.
An die Böschung gepreßt, hinterm Schilde versteckt,
Der Graue, zum Feinde den Kopf gestreckt,
Wachsamen Auges, ernsten Gesichts — —
Der Leutnant patscht auf dem Rondegang
Gebückt durch den tiefen, lehmigen Brei.
Der Scheinwerferstrahl huscht die Deckung entlang.
Ein Drahtverhau blitzt. — Ein Käuzchenschrei ...

Digitized by Google

Auf dem Wege nach Messines

Das Haus zerfetzt. Nur der Pfeiler steht,
Der das heilige Bild der Madonna birgt.
„Maria, hast du schützend gewirkt,
Daß der eiserne Tod dich scheu umgeht?“
Deine Nische ist blau, wie der Himmel lacht,
Wie Unschuld weiß ist dein schlichtes Gewand.
Und irgendeiner hat Rosen gebracht
Und schmückte dein Bild mit gläubiger Hand.

Lorettohöhe

Von Lens komm' ich und seh' dich schauernd an,
Von Ehrfurcht ist mein Sinn still und beklommen:
Du trankst das Blut von vielen tausend Mann,
Die dich verloren und die dich genommen.
Gräber am Hang: Zerschlagne junge Saaten.
Da pfeift's. Da kommt der Eisenregen wieder,
Und weiße Wölkchen tupfen die Granaten,
Als sänken Rosen auf die Toten nieder.

Loos

Hier tönte einst mit schwerem Hammerschlag
Musik der Arbeit tags und in den Nächten,
Was in der Erden tief verborgen lag
Stieg Korb um Korb empor in breiten Schächten.
Das Lied verklang. Unter den Giftgeschossen
Und Nebelschwaden, die die Feinde sandten,
Ertranken Frankreichs schwarze Diamanten ...
Zertrümmert liegen hundert stolze Fossen.

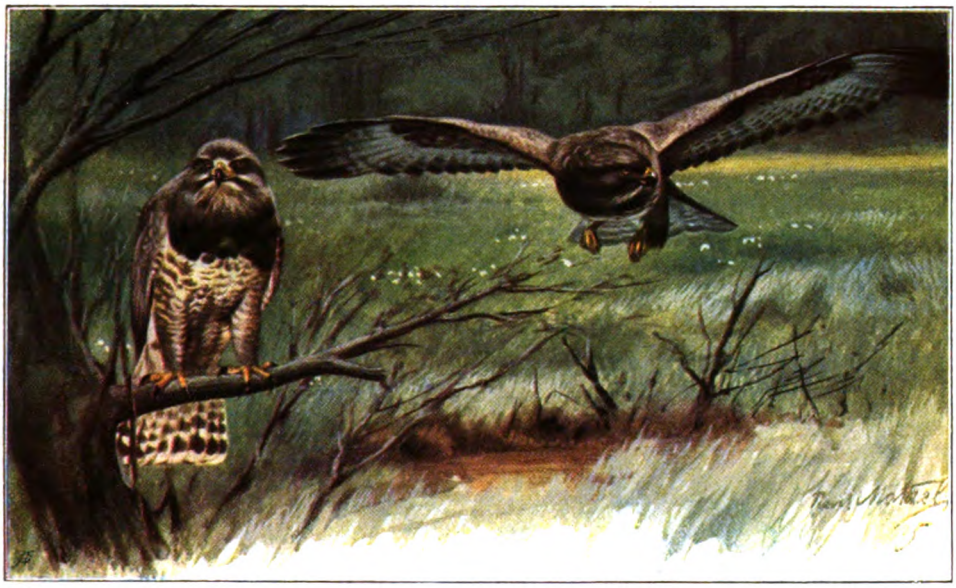
Courrières

Steinkohlenstaub liegt auf den streif'gen Pfützen,
Ist fest und dick auf jedes Ding gebreitet.
Die Bergmannsjungs ziehn nicht mal ihre Mützen
Wenn unser General vorüberschreitet.
Ein Blick voll Haß. — Sie haben längst vergessen,
Was uns einmal mit Courrières verkettet:
Zur Grube stieg ein Kamerad aus Essen,
Hat ihre Väter vielleicht mit gerettet.

Cambrai

Alt-Hennegau. Des Doppeladlers Schild
Hängt noch in Kirchen und an Straßenecken:
Du warst doch deutsch? Willst du Erinnerung wecken?
Wir kennen deinen Wert, habsburgisch Bild!
Ein Orgelton dringt aus der Kathedrale.
„Sauvez la France — Dame de la victoire!“
Singt feindlich Volk in flehendem Chorale.
Ein Sonnenstrahl flammt über blondem Haar!

Digitized by Google



Bussard (schwebend) und Rauhfußbussard (sitzend)

Räuber der Luft. Von Dr. Ludwig Staby

Kein Vogel unserer Fauna verleiht dem Landsschaftsbilde jederzeit eine solch charakteristische Note wie ein Raubvogel, welcher Art er auch sein mag. Dem Auge jedes Menschen fällt ein Raubvogel sofort bei seinem Erscheinen als etwas Besonderes auf. Mag er nun in reißendem Fluge dahinstürmen oder in sanftem Schweben in der klaren Luft schwimmen oder sich ohne Flügelschlag zu großen Höhen emporschrauben: immer erregt er die Aufmerksamkeit der Menschen, selbst solcher, die sich sonst um die Tierwelt in Wald und Feld nur herzlich wenig kümmern. Der Raubvogel nimmt also das Interesse des Menschen in besonderem Maße gefangen, und daraus sollte man eigentlich den Schluß ziehen dürfen, daß die Raubvögel auch zu den bekanntesten Vögeln gehören. Aber das Gegenteil ist der Fall, denn wenn irgendwo ein gefiederter Räuber erscheint, dann heißt es meistens, das ist ein Habicht oder ein Bussard, und selbst in den Kreisen der Naturfreunde und Weidmänner herrscht eine merkwürdige Unkenntnis gerade über die Arten der Raubvögel. Zeigt man aber irgend jemandem einen erlegten Raubvogel mit der Frage nach Namen und Art, dann ist es ganz aus; man bekommt fast nie Antwort, und wenn sich der Befragte doch dazu aufschwingt, dann ist sie in neun von zehn Fällen falsch. Und doch ist es in Wirklichkeit gar nicht schwer, sich wenigstens über die bei uns am häufigsten vorkommenden Raubvögel zu orientieren, und um zu dieser Kenntnis der interessantesten Vögel unserer Fauna beizutragen, wollen wir kurz die charakteristischsten Gestalten unserer Raubvogelwelt betrachten.

An schönen, sonnigen Frühlingstagen haben wir sehr oft Gelegenheit, die häufigsten unserer Raubvögel zu beobachten. Ein katzenartig miauender Schrei aus hoher Luft läßt uns plötzlich aufschauen, und nun erblicken wir in der Regel zwei oder noch mehr Raubvögel, die, im blauen Äther schwimmend, elegante Kreise umeinander beschreiben und sich wie spielend, ohne die Schwingen zu bewegen, in schönen Spirallinien immer höher emporschrauben. Diese Flugkünstler sind Mäusebussarde oder Mauser (Buteo vulgaris); ihr Flugbild ist charakterisiert durch die breiten, abgerundeten Flügel und den ziemlich kurzen Schwanz. Haben wir den Bussard vor uns, so sehen wir einen mehr oder weniger dunkelbraun gefärbten Vogel mit gelben Fängen und

Digitized by Google

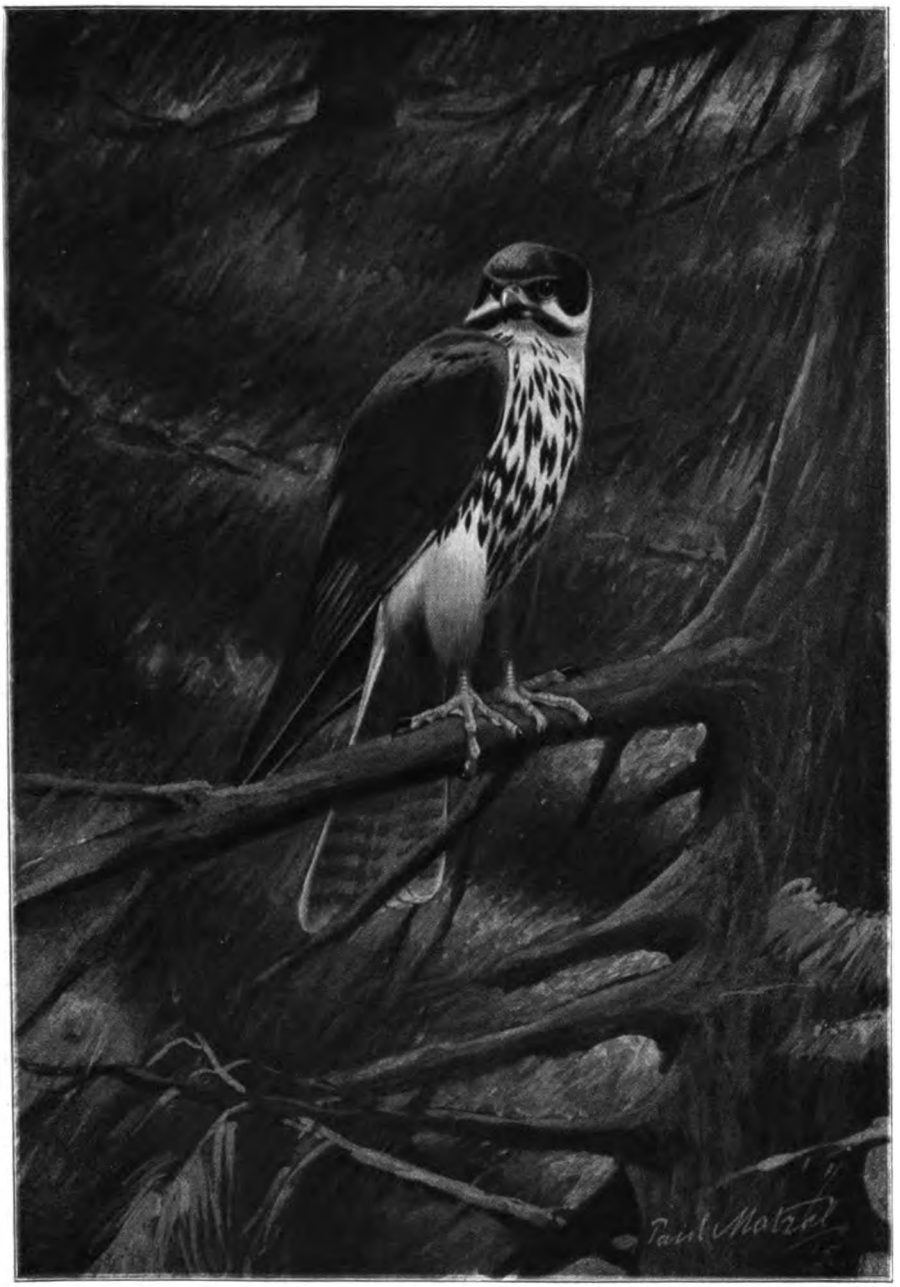
Läufen, die bis zur Hälfte des Fußes befiedert sind. Die bei fast allen Raubvögeln die Basis des krummen Schnabels bedeckende Wachshaut ist ebenfalls gelb, die Iris des Auges meist braun oder grau. Wenn auch die allgemeine Färbung des einen guten halben Meter in der Länge messenden Vogels gewöhnlich ein durch hellere Querbinden unterbrochenes Dunkelbraun ist, so variiert sie doch bei keinem anderen Raubvogel so stark wie beim Bussard: es gibt ganz dunkle, aber auch ganz helle Exemplare, bei allen jedoch zeigt der gerade abgeschnittene Schwanz gewöhnlich 10 bis 14 hellere Querbinden.

Der Mäusebussard ist einer unserer nützlichsten Raubvögel; wie schon sein Name besagt, nährt er sich hauptsächlich von Mäusen, außerdem verzehrt er Maulwürfe, Hamster, Schlangen und Frösche, ja selbst größere Insekten. Und wenn er auch gelegentlich seinen Speisezettel durch ein junges Rebhuhn oder ein Häschen bereichert, weshalb ihm viele Jäger sehr gram sind, so geschieht dies doch nur selten, und deshalb sollte er wegen seines großen Nutzens, den er der Landwirtschaft bringt, überall geschont werden, umsomehr, da sein Flugbild außerordentlich zur Belebung der Landschaft beiträgt. Von den Bussarden ist nur der Mäusebussard, der seinen Horst im Wipfel starker Bäume anlegt, bei uns heimisch, nur gelegentlich kommen andere Arten seiner Sippe auf dem Durchzuge bei uns vor, am häufigsten der Rauhfußbussard (Archibuteo lagopus). Der Rauhfuß unterscheidet sich scharf von seinem Vetter durch die Befiederung seiner Läufe bis zu den Zehen, im übrigen ist seine Gestalt dieselbe, wenn auch die Färbung in der Regel heller ist und er als besonderes Kennzeichen immer einen schwarzbraunen Fleck auf der unteren Hälfte der Brust trägt. Die Heimat des Rauhfußes sind die nördlichen Länder Europas, Asiens und Amerikas, zuweilen brüten auch einzelne Paare bei uns z. B. in Schlesien; gewöhnlich erscheint er aber nur in unseren Gefilden, wenn ihn der strenge nordische Winter südwärts treibt. Außer ihm erwähnen wir noch den Wespenbussard (Pernis apivorus), der im Gegensatz zu dem Rauhfuß bei uns nur im Sommer sich aufhält, zum Winter aber nach südlicheren Ländern zieht, die seine eigentliche Heimat sind, denn nur sie können ihn ständig ernähren, da er fast nur von Insekten lebt.

Turmfalke

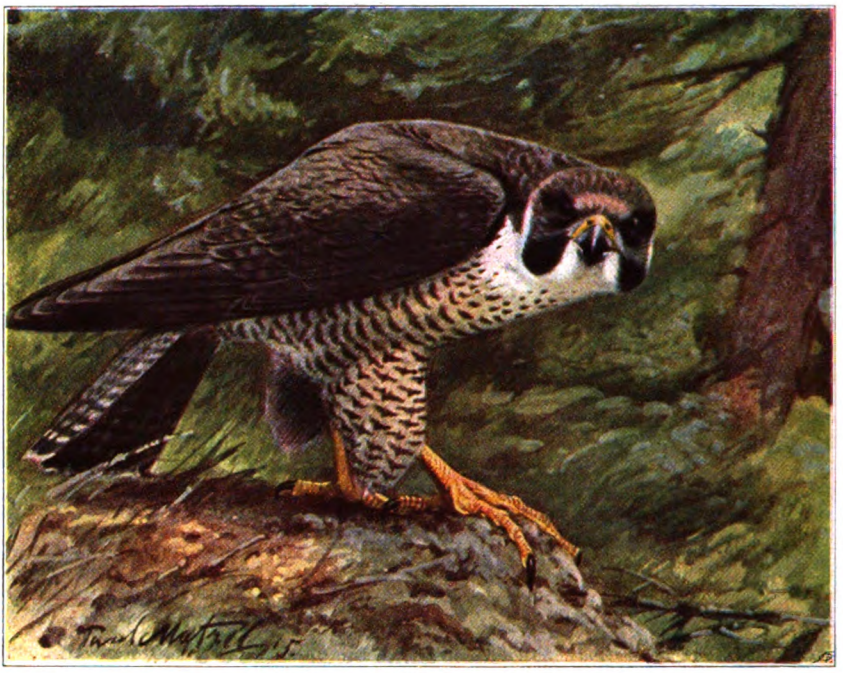
Eine besondere Vorliebe hat er für Wespen, Bienen und Hummeln, deren Nester er mit großer Geschicklichkeit

Digitized by Google



Baumfalke

Digitized by Google



Wanderfalke

auszuplündern weiß. Der Wespenbussard ist schwächer als der Mauser, er hat kürzere Zehen und einen schwächeren, schlankeren Schnabel. Die Oberseite des übrigens auch sehr wechselnden Gefieders ist meistens dunkelbraun, die Unterseite ist weißlich, schwarz gestrichelt, der Schwanz hat drei breite Binden; der Kopf des alten Männchens ist aschgrau und daran leicht zu erkennen.

Ganz anders als der träge, etwas schwerfällige Bussard präsentiert sich der ebenfalls häufig vorkommende Turmfalke (Falco tinnuculus), der auch Rüttel- oder Rotfalke genannt wird. Wenn wir einen fliegenden Raubvogel plötzlich in seinem Fluge innehalten und nun auf einem Punkte längere Zeit mit rüttelnden Flügelschlägen still stehen sehen, dann haben wir den Turmfalken vor uns. Gewöhnlich stürzt er sich nach dem Rütteln zur Erde, um ein Beutetier, meist eine Maus, auch wohl eine Heuschrecke oder einen großen Käfer zu ergreifen. Sein Flugbild kennzeichnet sich durch lange, spitze Flügel und einen langen Schwanz; er fliegt mit raschen Flügelschlägen eine kurze Strecke, dann schwebt er ein Stück, immer durch gelegentliches Rütteln unterbrochen und von Zeit zu Zeit hört man das hellklingende „kli, kli“ seiner Stimme. Der nur etwa 30 bis 35 cm lang werdende Vogel hat ein hübsches Gefieder, das auf der Rücken- und Flügeloberseite eine schöne rostrote, mit schwarzen Flecken gezierte Färbung hat, die Unterseite ist rostgelblich, die Kehle weißlich, Kopf und Nacken aschgrau. Der rostfarbene Schwanz hat mehrere schmale und zuletzt eine breite, dunkle Querbinde. Die nur zur Hälfte befiederten Fänge sind wie die Wachshaut gelb, der Schnabel ist aber bläulich und die Iris dunkelbraun. Der Schnabel trägt hinter der Spitze des Oberschnabels einen scharf markierten Zahn, der in eine Auskerbung des Unterschnabels paßt, und dieser Zahn ist das charakteristische Merkzeichen aller echten Falken. Alle Falken haben lange, spitze Flügel und einen langen Schwanz, spitze, kräftige, stark gekrümmte Krallen und kurzen, ebenfalls

Digitized by Google

sehr krummen Schnabel; sie sind gewandte Flieger und kühne Räuber, die nur lebende Beute ergreifen. Der Turmfalke, der seinen Horst mit Vorliebe auf hohen Türmen oder in Felslöchern anlegt, aber auch ein Krähennest im Walde als Kinderwiege nicht verschmäht, ist ein sehr nützlicher Vogel, der nicht von unverständigen und schießwütigen Jägern aus der Luft heruntergeknallt werden sollte, wie es leider immer noch geschieht.

Durch reißende Schnelligkeit und große Gewandtheit des Fluges zeichnet sich der Baumfalke (Falco subbuteo) aus. Er ist wohl der schnellste unserer gefiederten Räuber, und deshalb ist keiner der kleinen Vögel, selbst nicht die außerordentlich flinke Schwalbe, vor seinen scharfen Fängen sicher. Wenn sein helles „jä, jä, jä" erklingt, flüchten alle Kleinvögel schreckerfüllt in Sträucher und Gestrüpp, aber gewöhnlich ist es zu spät, und der blitzartig auftauchende Räuber erhascht einen armen Vogel, ehe er sein Versteck erreicht. Die überaus langen und spitzen Flügel unterscheiden sein Flugbild von dem der anderen Räuber; sein Kleid ist ganz abweichend gefärbt. Die ganze Oberseite ist mattschwarz, von einem blaugrauen Hauche überflogen, die Unterseite weiß mit schwarzen Längsflecken, die Befiederung der Läufe, die Hosen, sind rotbraun. Am auffallendsten ist aber der Kopf, denn er trägt auf beiden Seiten auf weißem Grunde einen tiefschwarzen Backenstreifen, der Schnabel ist schwarzblau, die Wachshaut wie die Fänge gelb, die Iris dunkelbraun. Der Baumfalk ist nicht größer als der Turmfalke; er lebt nur im Sommer in Deutschland; seinen Horst legt er am liebsten im Walde in alten Krähen- oder Elsternestern an. Obgleich der Baumfalk auch Insekten verzehrt, so tut er doch der Kleinvogelwelt starken Abbruch; er ist daher als schädlicher Vogel anzusehen, aber er ist nirgends häufig und entzieht sich durch seine Schnelligkeit den meisten Nachstellungen.

Ein gewaltiger Räuber ist sein großer Vetter, der Wanderfalke (Falco peregrinus), der in manchen Gegenden den Namen Taubenstößer oder Taubenfalk führt. Er trägt einen noch ausgeprägteren Backenstreif, der sich auf weißem Grunde von der Schnabelwurzel durch die Augengegend hinzieht und an dem er immer leicht zu erkennen ist. Die Oberseite des ungefähr einen halben Meter lang werdenden Vogels ist graublau mit schwarzen Querflecken, die Unterseite ist meist mit einem Stich ins Rötliche und mit schwarzen Binden und Flecken geziert. Ganz alte

Hühnerhabicht

Digitized by Google

Vögel sind aber auf der Unterseite beinahe reinweiß. Wachshaut und die starken Fänge sind zitronengelb, die Iris ist braun. Der Wanderfalk fliegt mit raschen, schnellen Flügelschlägen; er ist im Fluge zu erkennen an den spitzen Flügeln und dem langen, spitzen Schwanz. Er darf als der verbreitetste aller Raubvögel gelten, denn er kommt fast auf der ganzen Erde vor, im hohen Norden wie in den Tropen, und überall weiß er sich den Verhältnissen anzupassen. Bei uns nistet er meist auf hohen Bäumen im Walde, anderswo auf Klippen und Felsen, auf Kirchtürmen und in Ruinen, ja selbst auf dem Erdboden.

Der Wanderfalke ist der Schrecken aller Vögel, die er ohne Ausnahme, von der Wildgans bis zur Krähe oder Dohle, schlägt. Besonders erpicht ist er auf Enten und Tauben; der ersteren wegen siedelt er sich gern in der Nähe größerer Gewässer an und den Tauben zu Liebe oder vielmehr zum Leide bewohnt er die Türme der großen Städte, ohne sich um das Treiben der Menschen tief unter sich zu kümmern. In Berlin ist er auf den hohen Kirchtürmen immer zu finden. Von dieser hohen, unzugänglichen Warte aus beobachtet sein überaus scharfes Falkenauge die über das Häusermeer hin und herziehenden Taubenschwärme. Seine Raubgier ist bald rege gemacht; plötzlich erhebt er sich mit raschen Flügelschlägen zu großer Höhe, und ist er erst einmal oberhalb einer Taubenschar, dann ist ihm seine Beute sicher. Wie ein Stein stürzt er herab, und wenn nun auch die geängstigten Tauben pfeilschnelle Wendungen und Schwenkungen machen: es nützt ihnen nichts, er folgt ihnen blitzschnell, und seine scharfen Krallen graben sich bald in den Rücken eines Opfers, während die andern entsetzt davonstieben. Und ebenso wie unter den Tauben der Stadt, so verbreitet er auch unter den Vögeln des Waldes und Feldes bei seinem Erscheinen lähmendes Entsetzen. Er schlägt seine Beute immer im Fluge; auf der Erde oder auf dem Wasser sitzende Vögel läßt er unbehelligt. Daß der Wanderfalk nicht nur bei den Taubenzüchtern, sondern auch bei den Jägern äußerst verhaßt ist, braucht nicht hervorgehoben zu werden, denn ein horstendes Paar, das seinen Jungen in überreichem Maße Fraß zuschleppt, ist eine wahre Geißel des ganzen Reviers, und kein Stück Flugwild ist vor ihm sicher. Aber der sehr mißtrauische, scheue Vogel weiß sich mit großem Geschick den meisten Verfolgungen zu entziehen, und wenn er auch nirgends häufig

Sperber

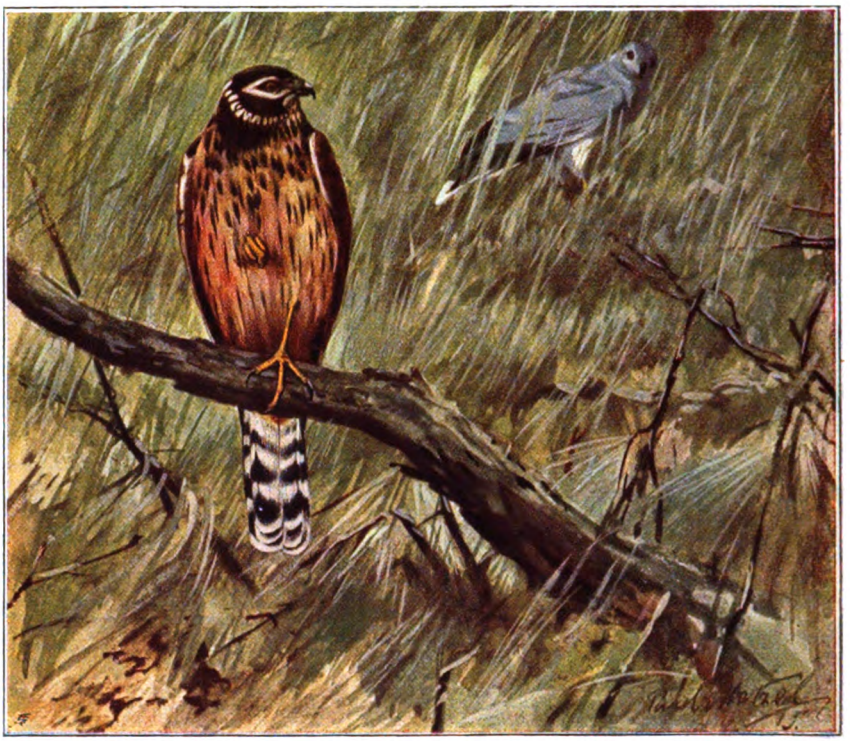
Digitized by Google

Roter Milan

ist, so kommt er doch überall gelegentlich vor.

Von den übrigen, nur dann und wann bei uns erscheinenden Falken müssen wir hier absehen, wir wenden uns vielmehr den Habichten zu, von denen zwei Arten, der Hühnerhabicht und der Sperber, in Deutschland heimisch sind. Sehen wir einen großen Raubvogel mit ziemlich kurzen breiten Flügeln, aber sehr langem Schwanze durch die Luft ziehen, dann können wir ihn sicher als Habicht ansprechen, selbst wenn wir seinen charakteristischen langgezogenen Ruf „hiäh, hiäh“ nicht vernehmen. Der Schwanz des Hühnerhabichts ist der längste von allen unseren Raubvögeln, denn in der Ruhelage der Flügel ragt er zur Hälfte über

Digitized by Google



Kornweihe

die Flügelspitzen hinaus. Der Hühnerhabicht (Astur palumbarius), auch Stoßfalke oder Taubenstößer genannt, ist auf der Oberseite dunkelbraungrau gefärbt, die weißliche Unterseite zeigt eine Reihe von dunklen Querbinden, die auf der Brust am breitesten sind, der sehr lange Schwanz hat meist fünf breite dunkle Binden, der Schnabel ist hornschwarz, während Fänge, Wachshaut und Iris gelb sind. Im Jugendkleid zeigt der Habicht die Querbänderung der Unterseite nicht, er hat dann auf hellgelbem Grunde dunkle Schaftflecken. Merkwürdig ist der Größenunterschied der beiden Geschlechter, denn das Weibchen übertrifft an Länge das ungefähr 50 bis 55 cm messende Männchen um 10 bis 12 cm.

Der Hühnerhabicht ist ohne Zweifel der schädlichste unserer gefiederten Räuber, er verbindet mit außerordentlicher Fluggewandtheit und großer Kraft eine ungewöhnliche Schlauheit und Kühnheit, die man in vielen Fällen geradezu als Frechheit bezeichnen kann und da er nicht nur fliegende, sondern auch sitzende und schwimmende Tiere schlägt, so ist er der Schrecken der gesamten Kleintierwelt vom Hasen bis zur Maus, vom Auerhahn bis zur Lerche. Er raubt das Huhn vom Hofe des Landmanns vor den Augen des Besitzers, wenn dieser ohne Gewehr ist, er holt die Enten vom Teich und die Tauben vom heimatlichen Dache. Und wenn er in seinem großen Horst, den er am liebsten auf hohen Kiefern oder Tannen anlegt, Junge zu versorgen hat, dann wird er zum Würgengel der ganzen Gegend, denn er schleppt viel mehr Atzung zum Horst, als die Jungen vertilgen können. Da er seine Jungen außerordentlich liebt, kann man dem Habicht am Horst am ehesten beikommen, sonst ist es sehr schwer, den schlauen Vogel zu berücken, sodaß er überall vorkommt, wenn auch in manchen Gegenden nur in wenigen Exemplaren.

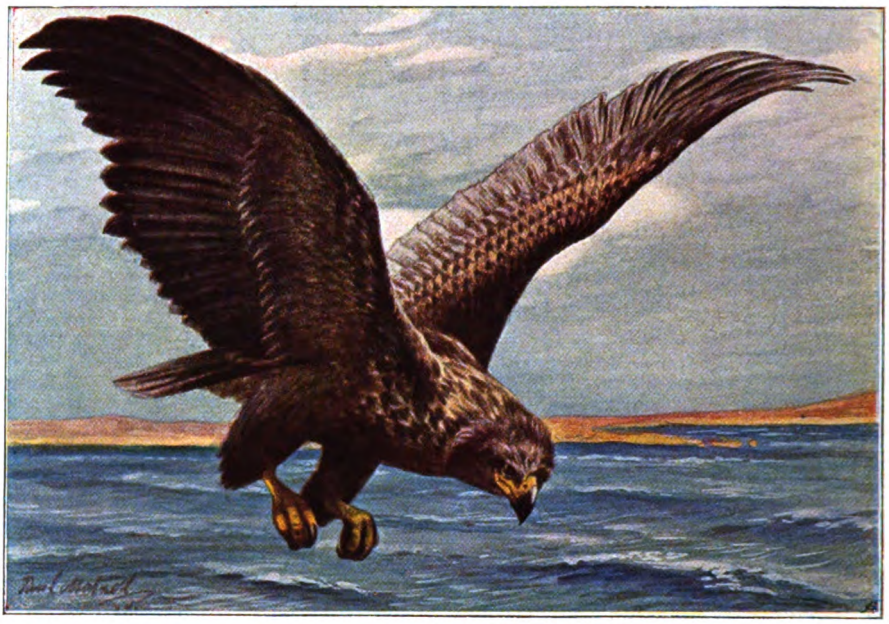
Digitized by Google

Häufiger als er ist sein kleiner Vetter, der Sperber oder Finkenhabicht (Astur nisus), der sich durch seine langen, dünnen Fänge am deutlichsten von ihm unterscheidet. Das Flugbild des Sperbers ist dasselbe wie das des Habichts, nur natürlich viel kleiner, denn das Männchen mißt nur zirka 30 cm, das Weibchen allerdings 10 cm mehr. Der Sperber ist auf der Oberseite graublau, das Weibchen mehr bräunlich, auf der Unterseite rostrot, mit dunklen Querwellen und diese Färbung ist so charakteristisch, daß sie unter dem Namen „gesperbert" auch anderweitig genannt wird. Das Weibchen zeigt das Rostrot nicht so ausgeprägt wie das Männchen, ist vielmehr weißlich gewellt, der lange Schwanz hat fünf dunkle Querbinden. Der Sperber siedelt sich gern in Gehölzen in der Nähe von Ortschaften an, von hier aus unternimmt er seine Raubzüge, die vornehmlich den kleinen Vögeln gelten, wenngleich er sich auch an Tauben und Rebhühnern vergreift. Er verfolgt die Vögel bis in das dichteste Gebüsch, ja manchmal bis in die Häuser hinein und ist in seiner Raubgier zuweilen wie taub und blind.

Von allen bisher besprochenen durchaus verschieden ist ein im Sommer ziemlich häufiger großer Raubvogel, der rote Milan, auch Gabelweihe oder Königsmilan genannt (Milvus regalis). Ihn charakterisiert vor allem der lange tief ausgegabelte Schwanz, dessen äußere Federn etwa 6 cm länger sind, als die mittelsten, die Flügel sind auch sehr lang, die kurzen Läufe tief hinab befiedert. Der rote Milan ist ein sehr stattlicher Vogel von 65 bis 70 cm Länge; er hat seinen Namen von der rostroten Färbung seines Gefieders, das mit zahlreichen schwarzen Schaftflecken verziert ist und am Kopfe und Hals in weißgrau übergeht. Er ist ein gewandter Flieger, der oft durch seine wundervollen Flugspiele

Fischadler

Digitized by Google



Seeadler

auffällt; er schwebt und kreist sehr elegant, und er ist es, der in dem bekannten Schillerschen Gedicht als König der Lüfte angesprochen wird. Der Milan raubt alles, was er bewältigen kann, Säugetiere und Vögel, da er aber nicht so rasch und kühn ist wie Habicht und Falke, so ist er kein großer Schädling, zumal er auch mit Fröschen und Eidechsen vorlieb nimmt. Im März erscheint er gewöhnlich bei uns und im Oktober zieht er wieder nach dem Süden. Seine Stimme ist ein helles, angenehm klingendes, trillerndes Pfeifen, wodurch er oft bei seinen Flugspielen die Aufmerksamkeit des Beobachters erregt. Ihm sehr ähnlich ist der nahe verwandte schwarze Milan (Milvus ater), dessen Gefieder eine düstere, dunkelbraune Färbung zeigt. Der schwarze Milan ist viel seltener als der rote, mit Vorliebe hält er sich in der Nähe der Gewässer auf, da Fische seine Lieblingsnahrung bilden.

Von den Milanen kommen wir zu den, noch mehr die baumlosen Ebenen bevorzugenden Weihen, von denen die Kornweihe oder der Blauvogel (Circus cyaneus) der häufigste ist. Die Hauptkennzeichen aller Weihen sind die sehr langen Läufe und ein charakteristischer Kranz von besonderen Federn, der an den Kopfseiten das Auge umgibt und wie bei den Eulen „Schleier" genannt wird. Die Kornweihe ist schön blaugrau auf der Ober- und weiß auf der Unterseite, der Schleier ist weißgefleckt. Über Feld und Wiese sehen wir die Kornweihe dahin schweben, ihr Flug erinnert etwas an den der Möven. Ihr sehr ähnlich ist die Wiesenweihe (Circus pygargus), die besonders auf feuchten Wiesen und Sümpfen vorkommt und auch dort ihren Horst auf den Boden baut. Auch die der Kornweihe sehr ähnliche Steppenweihe (Circus macrurus) ist in manchen Gegenden Deutschlands nicht selten und in wasserreichen Gebieten ist fast immer die Rohrweihe (Circus aeruginosus), anzutreffen, die sich durch dunkelbraunes Rückengefieder auszeichnet. Im übrigen sind die einzelnen Weihenarten ziemlich schwer voneinander zu unterscheiden, hier näher darauf einzugehen, würde zu weit führen.

Die Vertreter der stolzesten Sippe der Raubvögel, die Adler, sind bei uns am seltensten, der kleine Fluß- oder Fischadler (Pandion haliaëtus) ist in wasser-

Digitized by Google

reichen Gebieten noch am häufigsten. Im Fluge erkennt man den Fischadler sogleich an den langen schmalen Flügeln und dem kurzen Schwanz, besonders aber daran, daß die Unterseite des Fliegers weiß, die Oberseite dagegen dunkelbraun ist. Der Schnabel ist schwarz, die Wachshaut graublau wie die Fänge, während die glatt anliegende Fiederung der Läufe weiß ist. Der Fischadler ist nur von Habichtgröße, er horstet gern auf hohen Bäumen in der Nähe des Wassers, das ihm seine ausschließliche Nahrung, die Fische, liefert. Ziemlich niedrig schwebt er über den Wasserspiegel dahin, um plötzlich herunterzustoßen und tauchend den Fisch zu ergreifen, wobei er manchmal ganz im Wasser verschwindet. Selbstverständlich ist er den Fischzüchtereien sehr schädlich und darf dort nicht geduldet werden.

Sein großer Verwandter, der Meer- oder Seeadler (Haliaëtus albicilla), gehört zu den gewaltigsten Vertretern der Adlerfamilie, denn er mißt in der Länge ungefähr einen Meter mit einer Flügelspannung bis zu $2^1/_2$ Metern. Er fällt besonders auf durch seinen sehr großen, starken Schnabel, der, in der Jugend grauschwarz, mit zunehmendem Alter immer heller und schließlich gelb wird, von gleicher Farbe ist Wachshaut und Iris. Die Hauptfärbung des Seeadlers ist ein mattes Braun, das an Kopf und Hals heller wird. Der kräftige Fuß mit den langen, starken Krallen ist ziemlich tief behost. In Deutschland sind die Küsten der Nord- und Ostsee die Heimat des Seeadlers, hier legt er auf hohen Bäumen seinen Horst an, der sich durch wahrhaft riesige Dimensionen auszeichnet, da er oft zwei Meter Durchmesser hat. Wenngleich Fische, die er tauchend ergreift, seine Hauptnahrung sind, so stellt er doch manchem anderen Getier, wie Rehen und Hasen, nach, ja selbst der wehrhafte Fuchs fällt ihm zum Opfer, er erdolcht ihn mit seinen furchtbaren Krallen. In strengen Wintern streicht der Seeadler sehr weit in das Land hinein und er wird dann gelegentlich fern von seiner Heimat erbeutet.

Steinadler

Digitized by Google

Die echten Edeladler, die wir nun zum Schluß kurz betrachten, unterscheiden sich von allen anderen Raubvögeln dadurch, daß ihre Läufe bis zu den Zehen herab ringsum befiedert sind. In waldigen, wasserreichen Gegenden finden wir einen kleinen Vertreter der Sippe, den nur zirka 60 cm langen Schreiadler (Aquila pomarina), mit fahlbraunem bis dunkelbraunem Gefieder. Er nährt sich vorzugsweise von Fröschen und anderen Kriechtieren, nimmt aber auch kleine Säugetiere und Vögel, ist aber im großen und ganzen nicht als schädlich anzusehen.

Der König der Vögel ist der Steinadler, gemeiner Adler oder Aar (Aquila chrysaëtus), der auch als deutscher Vogel angesehen werden muß, da er nicht nur in den bayrischen Alpen, sondern auch in Ostpreußen, vielleicht auch in Pommern horstet. Das Gefieder des Steinadlers ist schwarzbraun, im Nacken rostgelb und am Schwanz weißlich; der kräftige hornfarbene Schnabel ist an der Spitze schwarz, das leuchtende Auge hat eine orangegelbe Iris. Wilde, unzugängliche Gebirgspartien oder weit ausgedehnte Wälder erwählt sich der Adler als Revier, in dem er seinen Horst errichtet. Hier herrscht er unumschränkt und alle Tiere, von der Gemse und dem Wildkalb bis zum Hasen und dem Waldhuhn sind ihm tributpflichtig und nur der Mensch kann ihm Abbruch tun, was aber durchaus nicht leicht ist, da er sehr scheu und mißtrauisch ist und auch seinen Horst sehr versteckt anlegt. Erwähnen wollen wir noch, daß im Winter sehr oft Steinadler aus dem hohen Norden zu uns kommen, sodaß in jedem Jahr einige von ihnen erlegt werden. Im Flugbilde ist der gewaltige, einen Meter lange Vogel nicht zu verkennen, der breite Schwanz ist schwach gerundet und an den großen, breiten Flügeln spreizen sich beim Fluge die Federn der Handschwingen fächerartig etwas auseinander.

Mit dem Steinadler schließen wir unsere Betrachtung über die deutschen Raubvögel, von denen wir zwar nicht alle, sondern nur die hauptsächlichsten und wichtigsten behandeln konnten. Wir haben ihre prägnanten Merkmale kurz hervorgehoben, sodaß es demnach leicht möglich ist, die einzelnen Arten richtig anzusprechen, sowohl den fliegenden Vogel, wie auch den gefangenen oder erlegten.

Und hab' nur eine Sehnsucht ...

So sah ich dich, wie man wohl Menschen sieht
An sonnengoldenen Spätsommertagen,
Wenn durch die Seele eine Sehnsucht zieht,
Die, kaum erstanden, schon vorüberflieht
Und wie das rote Weinlaub schnell verglüht,
Wenn man die Trauben daraus fortgetragen.

Ich sah dich auch, wie wohl ein Mensch mag stehn
Von Schmerz zerquält in harten Winternächten,
Wenn durch des Windes eisig kaltes Wehn
Die finstern Todgedanken mit ihm gehn,
Und nicht ein Stern aus fernen Himmelshöhn
Den Weg ihm weist zu gütigeren Mächten.

Und hab' nur eine Sehnsucht, dich zu sehn,
Wie Menschen sind in jungen Frühlingstagen,
Die voller Jauchzen durch die Wälder gehn
Und ungeduldig vor den Knospen stehn,
Als wollten sie das junge Leben sehn,
Bevor es noch die Augen aufgeschlagen.

Lisa Kamieth

Digitized by Google

Sommermorgen. Gemälde von Waldemar Fink

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Lord Northcliffe und seine Presse

Von W. Fred

Wer in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts in London lebte und sich um die merkwürdige Welt kümmerte, die vom Strand und von Fleet Street aus englischen Imperialismus trieb, dem mußte in diesen Zeitungsstraßen ebenso wie in den kleinen Lunchrestaurants oder den Klubs, auf den Pressetribünen bei politischen Anlässen, so gut wie auf den Rennplätzen und den Sportmatches ein großer, massiger Mann auffallen, von dem eine starke Vitalität ausstrahlte, um den herum die Atmosphäre des Erfolges, erzwungen von rastlosem, heftigem Willen, Unbedenklichkeit, Ellbogenkraft, aber auch einer ganz eigenartigen Persönlichkeit, herrschte. Dieser Mann, den man später den „typischen Engländer" nannte, hatte damals noch manche Züge, die gar nicht englisch waren. Er hielt wenig auf das traditionelle, entweder nach dem Typus „Staatsmann", also Gladstone oder Chamberlain, oder nach dem Typus „Sportsmann-Abenteurer-Entdecker" geformte Äußere, das der „große" englische Journalist damals fast stets zur Schau trug, er durchbrach schon damals das Gesetz des Seidenhutes und des Gehrockes, war an Sommertagen, ja sogar in der City in loser, eher amerikanischer Kleidung zu sehen, und in den harten Augen, dem massiven Gesicht, den oft unbeherrschten Gebärden war damals manchmal noch etwas Lautes, das im Widerspruch mit dem Habitus des großen britischen Publizisten oder gar Politikers steht, und das sich dieser Mann dann denn auch mehr oder weniger rasch in den nächsten Jahren abgewöhnt hat. Heute sieht er aus wie ein etwas in die Breite gegangener Chamberlain, ja mehr noch scheint ihm das Vorbild „seines" Königs Eduard VII. als Ideal vor Augen zu stehen, des Monarchen, dem Klugheit es geboten hatte, den Emporkömmling ein paarmal in seine persönliche Nähe zu ziehen, und der ihm dadurch den Weg in die Aristokratie, zu der er heute gehört, geebnet hatte. Das breite, gar nicht verfeinerte Gesicht mit den mächtigen Knochen, dem kalten, oft zynischen Blick ist natürlich das gleiche geblieben, auch dem Körper fehlt das Sportlich-Straffe der britischen Oberklasse; aber was Kleider, Pflege, Geld, auch Selbstzucht tun können, ist geschehen, um auch äußerlich die Wandlung darzustellen, die in kurzen Jahren geschehen ist: denn der Mann, der damals eben erst in „Who's who?", dem Nachschlagebuch der Leute, die was bedeuten, einen ordentlichen Platz als Verleger und angehender Millionär erobert hatte, steht kaum vierzigjährig im Peerage, dem Adelskalender, und hat seinen Wohnsitz, seinen Verkehr im Bereiche der ältesten, dem Throne nächsten Aristokratie. Doch wird die Silhouette erst ein wenig ähnlich, wenn man hinzufügt: Er ist zugleich einer der bestgehaßten, einer der mit bestem Recht verachteten Männer des Landes, ein Spieler mit Leben und Schicksal von Menschen und Völkern, der nur ein Gesetz kennt: die eigene Lust.

Er? Lord Northcliffe, erster Baron der Isle of Thanet, so steht's im genealogischen Handbuch der britischen Adelsgeschlechter. Heute Besitzer der „Times", „Daily Mail", der „Evening News", des „Observer", des „Daily Mirror", soundsovieler Provinzblätter, Zeitschriften und billigen Wochenzeitungen. Auch Besitzer eines herrlichen Palastes in St. James, dem vornehmsten Londoner Stadtteil, nahe am Schloß, Parlament, Pall-Mall, der Klubstadt und doch auch nicht gar zu weit entfernt von der Zeitungsgegend, die noch immer der Brennpunkt seiner Einflußsphäre ist. Allerdings damals, um das Jahr 1900 herum, war der Lord nur ein eben mächtig gewordener bürgerlicher Zeitungsmensch mit Namen Alfred Charles William Harmsworth. Schon besaß er allerdings neben einer Reihe kleiner, aber weit verbreiteter Wochenzeitungen und illustrierter Zeitschriften die „Daily Mail" und durfte gerade den traurigen Ruhm erleben, den südafrikanischen Krieg mit herbeigehetzt zu haben. Allein die Jahre des steilsten Aufstieges lagen noch vor ihm; sie sollten allerdings bald genug kommen. Schon 1904 war Herr Harmsworth Sir, ein

Digitized by Google

Jahr später Lord, Mitglied des Oberhauses von den Gnaden der konservativen Partei; Campbell Bannermann hat er den Sitz unter den Peers zu verdanken, besser gesagt, dem Gelde, das dieser von ihm nahm, für patriotische Zwecke sagen die einen, für die Kriegskasse der konservativen Partei die andern. Als Harmsworth ins Haus der Lords einzog, war der Mann knapp 40 Jahre alt, dreißig war er gewesen, als er die „Daily Mail", seine erste Tageszeitung, gründete — und in der Geschichte des Zeitungswesens, ebenso wie in der Geschichte menschlicher, ja technischer Entwicklung überhaupt, wird ein so rascher Aufstieg nur selten verzeichnet worden sein. Vielleicht noch seltener ein Fall, wo aller Fibelmoral zum Trotz ein Mann um so mehr Ehren und — Geld einheimste, je böser sein Einfluß, je unseliger die Wirkung seines Schaffens war. Denn so falsch es auch wäre, Lord Northcliffe als bewußten Bösewicht, als einen Richard III. der Journalistik zu stilisieren, er hat Jahr um Jahr immer reichlicher verdient, Verdienste aber hat er sich weder um sein Land, noch um seine Zunft, noch um die Entwicklung der Presse erworben. Denn deren äußerer Aufstieg ist nicht viel anderes als ein Erfolg der Vertrustung, der Nachahmung amerikanisch-gelber Jingo-Methoden. Unter Northcliffes Einfluß sind die Auflagen der englischen Blätter, nicht nur seiner eigenen, ins bisher Ungeahnte gewachsen, emporgeschnellt, die Technik der Presse ist auch, wie ja natürlich, entwickelt worden ins Großzügige, ins Industriös-Mechanische, aber die Achtung vor der Zeitung und dem Journalisten ist mit jedem Hunderttausend neuer Leser nur gesunken. Großbritannien *war einmal* das Land, wo der integre Zeitungsmann sozial und gesellschaftlich die angesehenste Stellung hatte — daß dies nicht mehr so ist oder nur ausnahmsweise, verdankt die Zunft ihrem Lord, der über ein Heer von „Kulis" in seinen Großbetrieben gebietet.

Immerhin, wer die Ereignisse des letzten Jahrzehnts, der unseligen letzten Jahre verstehen will, darf an dieser Gestalt nicht vorbeigehen. Es genügt auch nicht, mit einem schnellen Schimpfwort Herrn Harmsworth abzutun als den Mann, der in England die Methoden der amerikanischen gelben Presse eingeführt und durchgesetzt hat und sich Millionen und Titel erobert hat. Der Mensch, der Europa und, wie wir glauben, auch seinem eigenen Lande unabsehbares Unheil zugefügt hat und dabei selbst immer höher auf der sozialen Leiter emporgeklommen, eine immer einflußreichere und auffallendere Gestalt auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten geworden ist, hat — sehen wir nun eine Weile vom Ethischen ab — doch eine Summe von Arbeit geleistet, die ebenso ungewöhnlich ist, wie seine Wandlung vom kleinen Journalisten zum mächtigsten Zeitungs-Lord.

In der kurzen Spanne von zwei Jahrzehnten hat Harmsworth das englische Zeitungswesen, das, als er anfing, auf eine lange, ehrenvolle Tradition zurückblicken konnte und so fest gefügt schien, daß man an jähe Umwälzungen kaum glauben konnte, fast von einem Tag auf den anderen mit Neugründungen und äußerlichen wie inhaltlichen Umänderungen überrascht, die auch das geprägte Alte, auch Zeitungen, die in anderen Händen waren, zu durchgreifenden Änderungen zwingen mußten, bis er schließlich in seiner Hand neben den modernsten Halfpenny-Blättern auch die altehrwürdige „Times" vereinigte und, was noch ein paar Jahre vorher kaum glaublich erschien, aus dieser ein billiges, den Massen zugängliches und nun auch von den Massen beherrschtes, weil ihnen dienendes „modernes" publizistisches Organ machte.

Aus welchem Boden, fragt man, erwuchs der Mann, der solches zustande brachte, aus welchen Quellen, welcher Anlage und Bildung fließt die Macht, die — es ist traurige Wahrheit — stärker als Königswort oder gar irgendeines Gedankens Gewalt, Massen des englischen Volkes durch Jahre und Jahrzehnte zu leiten vermag?

Die böse Legende behauptet, der „Engländer" Harmsworth, heute Lord Northcliffe, sei gar kein waschechter Engländer; er stamme aus einer Frankfurter jüdischen Familie, die dort bis spät ins 19. Jahrhundert hinein Stern geheißen habe. Nun, das ist unerwiesene Fabel. Möglich wär's ja. Sicher aber ist, daß Lord Northcliffe in Dublin geboren wurde, also eigentlich ein Ire von Geburt ist. Er sollte Jurist werden, gründet aber schon in Cambridge, wo er zur Schule geht, eine Zeitung. Dann schreibt er als Student für die „Bar" einen Artikel über die Amateurphotographie, die damals eben aufkommt, und wird in den Kreis des Journalismus gezogen. Zwanzigjährig ist er verhältnismäßig gut bezahlter Redakteur. In Coventry ist er dann „Rad-Journalist" gewesen, also ein Mittelding zwischen Sport-Redakteur und Reporter. Man sieht, er hat von der Pike auf gedient, ist also nicht nur Parvenu, sondern auch im guten Sinn Self-made-man. Aber diese Entwicklung läßt auch begreifen, daß für Geistiges in seiner Seele und seinen Blättern weder viel Raum noch viel Achtung ist, ja daß Harmsworth in unserem doch etwas anspruchsvolleren Sinne zwar ein „großer" Journalist im technischen, aber nicht im tieferen geistigen Verstande werden konnte. Seine Kraft liegt im Aufspüren von Möglichkeiten, sein Ziel ist Geld machen; vielleicht spürt er auch dumpf den Reiz auf Millionen zu wirken, eine riesengroße Resonanz zu gewinnen. Wofür? Für eine Idee — eine Weltanschauung? Ach nein, daran denkt Herr Harmsworth im ersten Jahrzehnt seiner Laufbahn gewiß gar nicht; und später, später sind ihm die Ideen, Ziele, der Fanatismus anderer auch nur Mittel zu seinen Zwecken persönlich ehrgeiziger Natur. Nach den kurzen Anfängen,

Digitized by Google

die immerhin schon die Begabung des Mannes, das Neueste der Zeit zu wittern, zeigen, findet man ihn bald genug als Herausgeber und Verleger zweier Wochenschriften („Answers" und „Comic Cuts"), von denen besonders die eine, die „Answers", wenige Monate nach dem ersten Erscheinen eine ungeheure Auflage erreichte und bis heute sich erhielt.

Die Idee dieser Wochenzeitung, die Harmsworth, zweiundzwanzig Jahre alt, mit seinen für englische Verhältnisse nicht großen Ersparnissen gründete, war allerdings nicht sein geistiges Eigentum. Der Verleger Newnes hatte vorher die bekannten „Tit-Bits" gegründet, ein auf schlechtem Papier schlecht gedrucktes Blatt, das aber eine bisher ungeahnte Menge von Lesestoff jede Woche um einen Groschen verkaufte: Fetzen von historischen oder geographischen Kenntnissen neben Witzen, Technisches neben Sportlichem, biographisches und vor allem anekdotisches Material, zwischendurch sogar gelegentlich eine politisch wichtige Nachricht, vor allem aber Klatsch, soweit das der „Cant" zuläßt. Diese Form einer Zeitung, die offenbar keine Gesinnung haben durfte, in der der Redakteur, der Verleger sich bemüht, einem Warenhausbesitzer zu gleichen, der in vielen Rayons alles nur irgend die Kauflust Reizende ausbreitet, sagte gerade einem Publikum zu, dessen Presse bis dahin eher hochmütig als demütig dem Leser gegenüber gewesen war. Die alte englische Zeitung und die Männer, die sie machten, waren ja stolz darauf, nicht zum Niveau ihrer harmlosesten oder anspruchlosesten Leser hinabzusteigen. Die Grenze zwischen der geistigen Oberschicht und dem großen Publikum wurde da nicht weniger scharf eingehalten, als sonst die Trennungslinien der gesellschaftlichen Kasten.

Man vergegenwärtige sich einen Augenblick, welche Rolle die große englische Zeitung — früher kam neben der „Times" die höfisch-gesellschaftliche „Morning Post" und der politisch epochenweise höchst bedeutsame „Standard" in Frage, die beide Herrn Harmsworth oder vielmehr seiner Lordschaft ihr selig-unseliges Ende verdanken — in der Politik und in der „Society" spielte. Wer Thackerays Romane kennt, weiß, was für die Oberschicht ein Artikelchen in einem dieser Journale bedeutete; und auf der andern Seite sagt man nicht zu viel, wenn man das Klubleben früherer Jahrzehnte mit auf den hohen Einfluß der Zeitungen zurückführte. Jene Schicht Londons, die nicht arbeitete, aber Politik machte oder den Ton angab, saß stundenlang an den Fenstern der Paläste von „Klubstadt" und las die Journale, dazu, wenn's hoch kam, auch eine der politisch-literarischen Zeitschriften, deren Ernst und — oft ein wenig langweilige — gelehrte Bildung immerhin noch himmelhoch standen über den heute alles überflutenden illustrierten Heften, die niemand mehr liest, die man nur als Bilderbücher durchblättert. Dazu waren die Zeitungen teuer und exklusiv gewesen — heute sind sie billig und machen sich mit den Gemeinsten gemein —, die Besitzer, Redakteure und Mitarbeiter aber waren fast stets unabhängige Leute, die sich, nicht ihrem Publikum zu Gefallen schrieben. Schon wer in einem der spezifisch englischen „Briefe an den Editor" zu einer Tagesfrage Stellung nehmen konnte und durfte, galt in seinem Kreise als Kirchenlicht, wenn auch in diesen Zuschriften sich oft genug — und das ist bis heute so geblieben — die merkwürdige Indolenz und Weltfremdheit der Briten, gar allem Nicht-Englischen gegenüber, offenbarte und offenbart. Der Leitartikel („Editorial") jedoch, überhaupt die politischen und finanzpolitischen, aber auch die gesellschaftlichen Artikel der Blätter waren, ob Whig oder Tory, konservativ oder liberal, muckerisch oder reformatorisch, unbeeinflußbare Geistesarbeit, weder unmittelbar, noch durch Rücksichten auf Absatz oder Inserenten käuflich. Wo das bei dem und jenem Unternehmen dennoch anders war, wußte man's bald, und das Blatt verlor mit dem Ansehen auch die geschäftlichen Möglichkeiten. Der Engländer alten Stils schien eine Presse zu wollen, die ihm nicht untertan war — so sah es wenigstens bis ans Ende des 19. Jahrhunderts aus. Amerikanische Vorbilder machten smarte Geschäftsleute, deren Arbeitsgebiet die Zeitung war, wie es ebensogut der Kautschukhandel oder die Fahrradindustrie hätte sein können, zu dem Versuche Lust, nachzuspüren, ob nicht das entgegengesetzte System einträglicher sei, ob nicht, fing man's nur geschickt genug an, auch der Engländer lieber in seiner Zeitung las, was ihm wohlgefällig und schmeichelhaft war als die Hirngespinste hochmütiger, eingebildeter Journalisten, die „Meinungen", Überzeugungen haben wollten, wo es doch eher zum System des inzwischen modernisierten Lebens paßte, bald nach rechts, bald nach links Geld zu verdienen, sich anzupassen, leichte Lesekost für den Sonntag zu liefern oder zu bekommen und — vor allem — im eigenen Nationalstolz wie im allerpersönlichsten Hochgefühl durch einen populären, gefälligen Ton und Aussprechen dessen, was man selbst auch gerne sagte — wenn man Zeit dazu hätte! — unterstützt zu werden. Das Problem war also, ob das englische Publikum reif war für eine Art Presse, die der bisher für allein anständig und achtenswert gehaltenen gerade entgegengesetzt war. Herr Harmsworth, allerdings nicht er allein, wagte das Experiment.

Es kamen also die „Tit-Bits" und gaben fürs erste einmal allwöchentlich Massen von Lektüre, die so ziemlich jeder verstehen konnte, führten dazu einen Ton ein, der niemand zu hoch war. Und was sehr wichtig war: im Gegensatz zu den anderen Blättern, war dies einmal eines für Männer und Frauen, für junge Mädchen, ja auch für Kinder. Die großen altmodischen Zeitungen und ernsten Zeitschriften hatte doch höchstens ein Blaustrumpf strengster Observanz in die Hände

Digitized by Google

genommen — sogar das Format war nicht für „Ladies" gewesen. Das Konkurrenzblatt, das nun Herr Harmsworth gründete, die „Answers" („Antworten") führten in die Art der „Tit-Bits" noch einen neuen Trick ein. Das Publikum wurde im weitesten Ausmaße eingeladen, das Blatt zu beeinflussen, nicht nur selbst mitzutun, sondern auch — mitzuredigieren und mitzuschreiben. Der Abonnent stellte Fragen, das heißt: er wünschte über das oder jenes in einem der nächsten Hefte etwas zu erfahren; der Nachbar, der gerade das Wissen bereit hatte, wurde eingeladen, damit zu dienen und bekam seine Zufallsleistung oder seine Lesefrüchte doppelt bezahlt, nämlich mit Honorar und mit Lohn der Eitelkeit, und so entstand jede Woche ein Heft, das jedermann kaufte, weil jedermann seine eigene Weisheit darin zu finden hoffen durfte. Harmsworth hatte vielleicht in der Erinnerung an seine noch gar nicht fernen eigenen Anfänge das Publikum beim Erwerbstrieb gepackt. Große Ankündigungen versprachen Preise für die beste Anekdote, den besten Witz, die „lehrreichste" Geschichte aus der Naturkunde oder Technik. Diese Preise, in der Regel nicht höher als übliche Honorare, schafften dem Blatte nicht nur Material, sondern auch Abnehmer. Auf die literarische Form gab dabei die Redaktion ebensowenig wie auf das geistige Eigentum. Das Blatt war ein Sammelsurium zusammengesuchter Artikelfetzen. Außerdem aber wurden dem Publikum — Aufgaben gegeben. Es sollte gesagt werden, wer der beste Fußgänger des Altertums war, oder welches Tier am längsten ohne Nahrung leben kann. Oder ob ein junges Mädchen mit ihrem Verlobten darüber sprechen darf, welches Geschlecht das erste Baby haben wird; dann, welches der beste Beitrag der letzten Nummer der „Answers" war. Und so weiter. Kurz Stoffe von oft nicht zu überbietender Torheit und — leider muß man das eingestehn — daher größtem Erfolg beim Massenpublikum, das ohne die geringste Aufwendung von Hirn nicht allein dieses Blatt lesen, sondern daran mitarbeiten konnte. Der Verlag übersah aber auch nicht, daß er, einmal auf diesem Niveau angelangt, Geschäft und Journalismus verbinden könne, indem versteckte Anzeigen, besonders für andere Unternehmungen des Herrn Harmsworth, dessen Energie sich bald genug nicht allein auf Presseangelegenheiten beschränkte, eingeschmuggelt wurden. Das System der Preisausschreibungen öffnete dem Dilettantismus Tür und Tor; bald genug meinte jeder zum Journalisten berufen zu sein. Schreiben kann ja schließlich jeder und gar — jede! So litt schon durch dieses erste Harmsworthsche Unternehmen die Publizistik inhaltlich, formell und moralisch. Aber die Resonanz der „Answers" war so groß, daß gelegentliche politische Artikel Ministerkrisen hervorrufen oder doch beschleunigen konnten, vor allem jedoch den Boden für die „Daily Mail" vorbereiteten. Dabei darf man nicht vergessen, daß der kluge Herr Harmsworth trotz allem seine Leser natürlich am Gängelbande führte und seinen Ideen, besser gesagt seinen Geschäften einen um so kräftigeren Einfluß sicherte, weil „jedermann" glaubte, ein ganz unabhängiges, nur vom Publikum und im Interesse des Publikums bereitetes Blatt vor Augen zu haben. Das Niveau war allerdings damit soweit gesunken, daß schon für das erste, weit verbreitete Zeitungsunternehmen des Herrn Harmsworth gelten durfte, was später über die „Daily Mail" von Lord Salisbury gesagt wurde: „Das sind Blätter von Office-Boys für Office-Boys geschrieben!" Also von Lehrjungen für Lehrjungen. Der Stolz der englischen Presse früher aber war es gewesen, wie Kapitain Flannagan gesagt hatte, als er im Schuldgefängnis den Plan der „Pall Mall Gazette" ausarbeitete: Von Gentlemen für Gentlemen geschrieben zu sein.

Nun, damit war's ja endgültig vorbei, als Harmsworth die englische Presse mehr und mehr in die Hand bekam. Er fing, im großen Stile, mit der Gründung der „Daily Mail" an, dem ersten billigen, ganz für den Straßenverkauf, die Kolportage, den Massenabsatz gemachten Tageblatt, dem ersten Londoner „amerikanischen" Journal. Bisher waren die Zeitungen in Groß-Britannien teuer gewesen. Als der Zeitungsstempel von Gladstone — der wohl nicht ahnte, wem er damit den Weg bahnte, welcher Presse! — aufgehoben wurde, kostete, was schon eine unerhörte Ermäßigung war, die billigste Zeitung, also nicht etwa „Times" oder „Morning Post", sondern „Daily Chronicle" und „Daily News" einen Penny. Harmsworth gründete das „Hepenny"-Blatt (Halfpenny — ein halber Penny, reichlich vier Pfennige), also die Zeitung für die kleinste, gangbare Kupfermünze, eigentlich sogar für ein Geldstück, das sonst der Londoner kaum dem Bettler gab.

Der Erfolg war ungeheuer. Andere Journale mußten mit der Preisermäßigung folgen. Und dann begann der Auflagenkampf der Sensationsblätter, die sich schließlich zwar nicht mehr im Preise unterbieten konnten, aber im Erfinden von Sensationen, im Finden von Bluffs — auch in wirklich glänzenden journalistischen Leistungen, das muß man zugeben! — überbieten. Die großen Plakate mit den lakonischen Inhaltsangaben, den grell kreischenden „Köpfen", die man u. a. aufs Straßenpflaster legte, um den Käufer anzulocken, begannen den Reigen, mit der Zurückhaltung, der Vornehmheit war's vorbei. — Eine Reihe von Konkurrenzmanövern, von der Abnehmerversicherung bis zu den Preisen für verborgene, in der Erde vergrabene Schätze, daneben wirklich hervorragende Schilderungen von Reisen, Sportkämpfen, die im Auftrage der „Daily Mail" und der ihr verbündeten Presse unternommen wurden, ist ja auch in Deutschland bekannt geworden, ja mancher Verlag hat bei uns den und jenen „Trick" übernommen, der

Digitized by Google

früher einmal in altmodischen Zeiten dem Anstand oder doch dem Gefühl des Verlegers wie des Journalisten von Blut und Ehre widersprochen hätte. Aber der Erfolg gab den Ausschlag. So ist die „Daily Mail" an manchen Tagen weit über die Million Auflage gekommen, eine Ziffer, deren Bedeutung man erst ermißt, wenn man ihr gegenüberstellt, daß die „Times" in ihren besten Zeiten, als sie wirklich eine Weltmacht war, nicht über 70000 Exemplare ausgab.

Zu den kleinen Wochenschriften und der „Daily Mail" waren längst andere Unternehmungen getreten. Die „Evening News", als abendliche Ergänzung der nur früh erscheinenden großen Tageszeitungen, der „Observer", ein Glossenblatt, das sich der Theater- und Kunstwelt, besonders auch der „Society" und deren Schicksalen in etwas geschliffenerem Tone als die Massenzeitungen widmete; neben dem Witzblatt „Comic Cuts", das Harmsworths zweite Gründung gewesen war, der „Connoisseur", das Blatt der reichen Sammler, Kunsthändler und Kunstfreunde, dazu eine Schar von illustrierten „Magazines", Frauenblätter, Sportblätter, Modeblätter. London war so allmählich den Einflüssen Harmsworths ausgeliefert. Man konnte schon ruhig sagen: irgendein Erzeugnis seines Verlages las täglich jeder Londoner Mensch beider Geschlechter. Er ging nun daran, sich die Provinz untertänig zu machen. Denn wenn auch schon vorher die großen hauptstädtischen Blätter in den englischen Industriestädten gekauft wurden, es gab doch eine Reihe unabhängiger großer Provinzblätter, die der Macht Harmsworths, dieser jungen, hemmungslosen, unbedenklichen, ein wenig oder sehr gewalttätigen Art, Einfluß zu üben, ihre, auf alte Tradition gegründete, entgegensetzen konnten. Als Harmsworth später schon Lord Northcliffe war, sagte er offen, er hätte Jahre hindurch den Plan verfolgt, für England das zu werden, was Hearst für Amerika, also der Trustmagnat der Presse, der gelben Presse. Blätter der verschiedensten Art, Richtung, Gesinnung in einer Hand vereinigen, ein Unternehmen durch das andere stützen, von allen Windrichtungen den Leuten in die Ohren schreien können, bis sie der gewaltigen, stets erneuten Suggestion unterliegen, so ziemlich jedes Ziel, ob es eine Wahl im House of Commons, der Absatz einer bestimmten Ware oder — schließlich und endlich Krieg oder Frieden ist, durchgesetzt werden kann —, das war das Ziel, ist das System jedes Trusts, der Zeitungs- also Meinungstrust daher natürlich der gefährlichste, der ersonnen werden könnte. Klein war die Aufgabe, gering der Ehrgeiz des jungen Harmsworth — noch war er nicht vierzig —, wie man sieht, nicht! Aber er hat erreicht, was er wollte. Jetzt zahlt im Weltkrieg Europa den Preis! Allmählich zog Harmsworth durch Kauf der Anteile oder durch Austausch von Nachrichten, Vereinigung der Redaktionen und Auslandkorrespondenten die eine oder die andere Provinzzeitung an sich heran, bis er schließlich die Technik soweit gebracht hatte, die „Daily Mail" auch in der Provinz zur gleichen Zeit wie die Provinzblätter erscheinen zu lassen; nachdem schon vorher in Manchester, Glasgow, Leeds, also den größten Industriezentren, ihm eigene, nur dem Namen nach unabhängige Blätter gehört hatten, die alle dem gleichen Willen gehorchen mußten. Einen Schritt weiter bedeutete die Ausgabe der „Daily Mail" in Paris, um die auf dem Kontinent reisenden oder lebenden Engländer nicht aus der Einflußsphäre der Heimat zu entlassen; eng damit verbunden war die Interessengemeinschaft mit dem führenden französischen Sensationsblatt, dem „Matin", dessen politische Bedeutung bei uns leider allzu lange unterschätzt worden ist.

Als die Blätter des Harmsworth-Concerns in London und der englischen Provinz, in Paris und für die Riviera in Nizza, in Ägypten und in Indien erschienen und wirkten, war der Ehrgeiz des Besitzers längst nicht mehr darauf beschränkt, Geld zu verdienen durch den Abdruck dem Publikum gefälliger Artikelchen und Anekdötchen oder Bilder, er war auf dem Wege des persönlichen Ehrgeizes zum Politiker geworden. Dem Mann, der damit angefangen hatte, die Amateurphotographie zu propagieren, war es nun Alltagsarbeit, Völker gegeneinander zu hetzen.

Der Herausgeber der „Daily News", Gardener, hat in einem offenen Brief, in dem er Lord Northcliffe und seine Presse kennzeichnete, ihn mit Recht einen „Brandstifter" genannt; man kann es durch die letzten Jahrzehnte an der Hand seiner Zeitungen verfolgen, mit welcher bösen Lust dieser Mann Zwietracht zwischen England und Rußland, dann England und Frankreich säte, um endlich, als seine persönlichen oder auch seine pseudopolitischen Ziele erreicht waren, alles, was er und seine Leute gegen diese Völker und ihre Regierungen geschrieben hatten, zu vergessen und alle drei Völker vereint zum Kampfe gegen Deutschland aufzustacheln. Ein sehr schlechtes Gedächtnis ist vielleicht das beste Talent des edlen Lords; ihn belastet nie einen Augenblick die Überzeugung des gestrigen Tages. Als die Doggerbank-Affäre war, wurde Rußland als der böse Teufel bekämpft, als Faschoda zwischen Frankreich und Großbritannien stand, hetzte die Harmsworth-Presse gegen das dekadente, sündhafte Frankreich — fast über Nacht wechselt das Heer, das Northcliffe befehligt, die Fronten und hat den Feind sogar — vergessen. Auch der Deutschenhaß Harmsworths scheint keineswegs einer unabänderlichen Anlage oder Gesinnung zu entspringen. Denn es ist noch nicht allzulange her, daß der Mann, der seit einigen Jahren in seinen Blättern den Vernichtungskampf gegen uns Barbaren in Tönen, die sonst der britischen

Digitized by Google

Presse fremd waren, ausrufen läßt, ernsthaft mit der Absicht umging, in Berlin eine Ausgabe der „Daily Mail" erscheinen zu lassen! Erst, als man sich bei uns für dieses Kuckucksei und wohl überhaupt für engere Beziehungen zu ihm bedankte, entdeckte er, der eben noch nach einem Besuche in Deutschland in selbstgeschriebenen Artikeln unser Lob gesungen hatte, die Verwerflichkeit der deutschen Kultur und wurde zu einem der besten Helfer in der „Presse-Entente" unserer Feinde.

Inzwischen war nämlich der Machtkreis Harmsworths noch immer größer, immer weiter geworden. Er hatte sich eines schönen Tages für die Frauenbewegung interessiert und ein täglich erscheinendes Frauenblatt ins Leben gerufen. Als aber die Suffragettenbewegung in Bahnen lenkte, die seinen übrigen Wegen gefährlich sein konnten, wurde von Mitternacht zum nächsten Morgen aus dem Frauenblatt der „Daily Mirror", der Tagesspiegel, eine illustrierte Tageszeitung, die in sehr schlechten, aber sehr aktuellen Abbildungen mit ganz kurzen Texten jeden Morgen das Abbild des vergangenen Tages in grellen Strichen zeigt. Dieser „Daily Mirror", das richtige Barbierblatt, wendet sich an die breitesten Schichten, fast an die Analphabeten, gibt aber den Sensationslüsternen der Gesellschaft auch ihr wohlgemessenes Teil, und in der Tat hat er bei einer sozusagen normalen Auflage von einer halben Million Exemplaren es bei besonderen Ereignissen, wie dem Tode des Königs Eduard VII. oder der Leichenfeier des Königs bis zu ein, ja zwei Millionen gebracht. Die dümmsten und abscheulichsten photographischen Greuelfälschungen aus dem Kriegsgebiete sind in diesem „Spiegel" zu sehen gewesen.

Parallel mit diesem gelungenen Versuche aber, das Niveau der Zeitung so tief herabzudrücken, ging die Erwerbung und Umwandlung der „Times", die Eroberung des bisher höchsten Gipfels der englischen Presse. Als der junge Harmsworth seine journalistische Laufbahn begann, erschien gewiß ihm, wie jedem Journalisten, der in London gearbeitet hat, die Aussicht, einmal in der „Times" einen Aufsatz, und wäre er noch so klein, mit seinem Namen oder seinen Initialen gedruckt zu bekommen, als Ziel, der höchsten Mühen wert; denn die „Times", damals noch im Besitz der Familie Walter, war sozusagen „Klasse für sich". Das Blatt, das die Klubs so gut wie die Landsitze beherrschte, das jeder gebildete Engländer mit wirklicher oder geheuchelter Andacht las, dessen Korrespondenten gewissermaßen die Gesandten des englischen Volkes bei den fremden Nationen waren, die Zeitung, deren Stimme in allen politischen und geistigen Kämpfen der Zeit gehört wurde. Jede Periode des englischen Geisteslebens wie der englischen Politik im 19. Jahrhundert ist irgendwie, irgendwann von der „Times" beeinflußt worden, der Korrespondent, der Spezialberichterstatter der „Times" im fremden Lande hat oft genug mehr politische Bedeutung gehabt als alle Blätter des Landes selbst; und dieser Ruf, diese Wirkung war nicht unverdient. Die „Times" hat in politischen wie künstlerischen und literarischen Fragen, in der Entwicklung des Zeitungswesens selbst eine scheinbar unverrückbare Macht geübt, nicht durch finanzielles Übergewicht, sondern durch die geistige Kraft, die aus ihr wirkte, solange sie die alte „Times" war. Aber jene Erschütterungen des gesamten englischen Pressewesens, die auf Lord Northcliffe, den Harmsworth-Trust zurückgehen, gefährdeten auch die „Times", und zwar noch bevor Harmsworth selbst, offen wenigstens, seine Hand nach der Leitung des Blattes ausstreckte. In der Redaktion der „Times", in der sonst jeder Abteilungsleiter ein unabhängiger britischer Fürst war, der Chefredakteur aber mit dem Kabinettschef sich gleich dünkte, kam es zu bisher unerhörten Meinungsverschiedenheiten und Kämpfen, bis es schließlich nach dem Verkauf des Blattes klar wurde, daß Lord Northcliffe in jahrelanger Minierarbeit auch dieses letzte Bollwerk großzügiger, aber ruhiger englischer Publizistik erobert hatte. Der englische Rothschild soll ihm dabei geholfen haben.

Die „Times" wurde nun plötzlich ein billiges Blatt, kostete einen Groschen, und seine Moral war von nun an auch nicht mehr wert, wenn sie auch geistig noch eine geraume Zeit von den alten Resten zehren kann, der Name das Blatt trotz dem öffentlichen Skandale weiterträgt. Auch von ihr gilt jetzt das Wort: Es wird nicht mehr von Gentlemen für Gentlemen, sondern von Laufburschen für Laufburschen geschrieben; allerdings mit einer Einschränkung: denn so tief die Gesinnung dieser Zeitung durch ihren Besitzer und die von ihm abhängigen Redakteure gesunken ist, inhaltlich in den literarischen und journalistischen Eigenschaften steht sie noch immer weit über allen englischen Zeitungen. Ja, man muß zugeben, über manchen kontinentalen und deutschen. Die alte „Times" aber ist es nicht mehr. Wohl hat sie nun 200000 und 300000 Abnehmer, aber dafür enthält sie auch Aufsätze, ja ganze Beilagen, die Musterbeispiele der Korruption Harmsworthscher Prägung sind. Um nur ein Beispiel zu nennen, das weltpolitisch wichtig geworden ist: Lord Northcliffe, der vergeblich Fühlung mit Deutschland gesucht hatte, fand über Suwarin und die „Nowoje Wremja" intime und — einträgliche Beziehungen zu Rußland; plötzlich erschienen in der „Times" nicht nur einzelne Aufsätze über russische Literatur und Kultur, von denen manche sogar sehr gut waren, es erschien auch eine eigene Beilage, die sich nur mit dem Zarenreich beschäftigte; und diese Beilage durfte nicht nur in Rußland, das sonst gegen die ausländische Presse, wenn sie sich mit russischen Zuständen beschäftigt, recht vorsichtig ist, von der Zensur unbehindert und „un-

Digitized by Google

geschwärzt" verbreitet werden, mit einem großen „K" abgestempelt, war sie auf allen Bahnhöfen, in allen Ämtern, überall zu sehen. Dieses „K" aber bedeutet Kazione, Staatsausgabe, Staatsangelegenheit und ist die Marke, die auf der einen Seite die — Ungefährlichkeit bezeugt, auf der anderen Seite aber die Abhängigkeit des einst auf seine Machtstellung so stolzen Blattes vom russischen Gelde aller Welt, die sehen will, verrät.

Es wäre noch dieses und jenes von Lord Northcliffe und seiner Presse zu sagen. Der stolze Lord kann es noch immer von Zeit zu Zeit nicht lassen, schmutzige Geschichten zu machen, wenn sie nur einträglich genug sind, und dann schützt ihn auch der Peers-Titel nicht vor heftigen Angriffen, vor Preßfehden, die sein Leben und Werk durchleuchten. Denn er ist, nicht etwa bloß seiner Macht wegen, einer der bestgehaßten Männer innerhalb der Zunft, ja der geistigen, der intellektuellen Welt. Er hat die englische Presse erniedrigt, indem er sie zu scheinbarer Macht erhob, die reinlichen Köpfe des Landes aber vergessen weder seine hemmungslosen Hetzereien, noch daß der hochadelige Lord ein untertäniger Diener des Geldes ist, und die englischen Journalisten — zum größten Teil wenigstens — zur gleichen Rolle zwingt.

Eine hübsche Geschichte passierte z. B. während des Krieges. Lord Northcliffe wußte sich durch seine guten Beziehungen zum französischen Kabinett das Recht der Veröffentlichung des französischen Gelbbuches in englischer Sprache zu sichern. Der Verlag der „Times" kündigte also eine Ausgabe zum Preise von zwei Schillingen an und versuchte sowohl die französische, die nur den fünften Teil kostete, als auch eine amerikanische, die für ein paar Cent zu haben war, zu unterdrücken. Aber dieses Geschäft, so schlau es ersonnen war und soviel es hätte einbringen können, war doch zu wucherisch; und Harmsworth mußte sich, nachdem die amerikanischen Verleger das ihnen angetragene Geschäft, zu gleichen Teilen den Wucherlohn zu verdienen, abgelehnt hatten, entschließen, seine Ausgabe den Abnehmern der „Times" umsonst zu geben, weil Sir Edward Grey eine englische Ausgabe des französischen Gelbbuches von Staats wegen veranstalten ließ.

Die Rolle der Harmsworth-Presse im Weltkrieg und die Gegensätzlichkeit zwischen der Harmsworth-Presse, insbesondere auch der „Times", und den englischen Staatsministern, im besonderen Asquith, soll hier nicht besprochen werden. Das ist nicht nur politische Geschichte, noch in vielem ungeklärt, sondern Geschichte der noch wechselnden Stunden. Eines ist sicher: das Blut von Millionen wird vergossen, — und der Lord hat sein gerüttelt Maß von Schuld an diesem Unheil, der Weltwirrnis.

Ein Mann wie Harmsworth hat keine großzügigen und keine festsitzenden politischen Überzeugungen und Richtlinien, die Triebfedern, die ihn und seine Blätter lenken, sind immer andere, vielleicht im Tiefsten auch immer die gleichen, nämlich die unzähmbare Lust, seinen Einfluß zu zeigen, immer aufs neue Machtproben zu veranstalten. Der Beruf ist ihm ein Sport, und den Preis zahlen die Völker, denen das Glück einer solchen Presse geworden ist. Vielleicht ist es aber auch wahr, daß jedes Volk, jede Zeit die Presse hat, die sie *verdient*!

Der Mensch

Ich habe mir die dunkle Nacht
Mit einer kleinen Lampe hell gemacht;
Und ob's der Finstre gern mag oder nicht
— Ich sitze schön in meinem Kreis von Licht,

Gleichwie der Mann im Mond ...
Von stillen Sternen bin ich nachbarlich umwohnt.
Von Alpenzacken drunten schimmert klar das Eis.
Die Kreuze eines Kirchhofs leuchten marmorweiß.

Ich sehe eines Doms durchbrochnes Türmepaar
Von innen rot erglühen; sehe gar
Das kleine Mastenlicht auf Meeren glimmen,
Die Nebelschleier zwischen Wäldern schwimmen.

Wie Falter schwärmen Wolken nah heran
Und nehmen Licht von meinem Lichte an.
Der Finstre mit den häutigen Schwingen
Starrt einem Glühwurm nach und kann ihn nicht bezwingen!

Leo Sternberg

Digitized by Google

Gestern noch auf stolzen Rossen

Von Hermine Villinger

Frau Brigitt lag unter einem Fenster ihres Hofgutes, und ihr schönes, stolzes Gesicht verzog sich zu einem verächtlichen Lächeln beim Anblick der Mannen, die das Heu zur Tenne fuhren.

Es war ein ander Ding, da der Sohn und die jungen Knechte die hochbeladenen Wagen zur Stelle brachten. Das bedächtige Wesen der Alten, das unbeholfene Getue der halbwüchsigen Burschen erregte die Ungeduld der Frau. Als ein Wagen schier gar zu Fall kam, ließ sie's an Schimpfworten nicht fehlen.

Der alte Martin schlürfte über den Hof zum Fenster.

„Allzu scharf macht schartig, Bäuerin," sprach er, den Schweiß von der Stirn wischend, „lasse lieber das Runterputze bleibe, 's sind andre Zite jetzt — d' Manne sind rar bigot und finde Arbeit allerorts."

„Mußsch halt alleweil der Vermittler mache," meinte sie und warf das Fenster zu.

„Mer muß kei Stroh zum Feuer trage," murmelte der Martin in sich hinein, „könnt's anfangs wisse."

Er hinkte zum Brunnen und wusch sich Gesicht und Hände im klarfließenden Wasser.

Die Männer folgten seinem Beispiel, worauf sie das Mahl am großen Tisch unter dem mächtigen Nußbaum einnahmen.

Rechts vom Hof lag das Wohnhaus mit seiner langen Reihe dicht nebeneinander liegender, reich mit rotleuchtenden Blumen geschmückter Fenster. Besonders der nach der Landstraße blickende Giebel zeigte einen ganzen Flor buntfarbiger Blumen.

Das Anwesen stand auf einem der vortretenden Hänge zu Beginn des Renchtals. Waldungen schlossen sich an, das sich tief einschneidende Tal umsäumend.

Vom Hofe, der frei auf seiner Anhöhe lag, schaute man weit in die Rheinebene hinein, bis hinüber in die Vogesen.

Von dorther tönten die Kanonen dumpf und schwer seit Wochen.

Die Männer paften unter dem Nußbaum, durch dessen Zweige jetzt das Mondlicht lugte.

„Tag und Nacht geht's so fort jetzt mit dere Schießerei," sprach der Martin und schüttelte den Kopf, „wird schwer halte, viel Blut koschte, bis sie ihn wiederhabe, den Hartmannsweilerkopf — Gott schütz unser Büble — siebzehne, nit mehr — zum Fenschter isch er 'nus, weil ihn d' Mutter eing'sperrt hat — Ich hör's noch — du gohscht nit — ich leid's nit — Und er: Ich goh — und ich will — Horchet, wie sie im Haus rum rumort von einer Stub' in die ander — Tag und Nacht — Halt wie d' Kuh, der man 's Kälbli g'nomme hat — 's isch ein Ding."

Die Leute saßen und lauschten auf das ferne Donnern der Geschütze. Ein Kätzlein saß auf dem Brunnenrand und leckte sich die Pfoten. Dann und wann ertönte das Brüllen einer Kuh aus dem Stall, das Grunzen eines Schweines.

Friedlich beleuchtete der Mond die alten und jungen Gesichter unter dem Nußbaum. Ein Bursche hub an zu singen:

„Morgenrot! Morgenrot!
Leuchtest mir zum frühen Tod.
Gestern noch auf stolzen Rossen —"

„Hör' auf mit dei'm Geplärr," schrie die Bäuerin zum Fenster heraus, „Grünschnabel, einfältiger."

Der Martin nickte: „Jo, mer muß den Teufel nit an die Wand male."

Der Alte saß oben am Tisch auf einem Stuhl, die andern lungerten faul und schläfrig auf den Bänken herum. Der eine oder andere fing schon an zu schnarchen.

Der Martin war wach. Seine Äuglein flimmerten wie zwei Lichter; er deutete auf das zerschlissene, kaum mehr erkenntliche Kriegszeichen an seinem verwaschenen Kittel: „Mir Kriegsleut sind abergläubig — denn warum? Mir könne mehr als Brot esse. Ein kurios Ding um d' Feuertauf — Achtung! Isch's überstande, mit kei'm auf der Welt möcht man tausche — davon wisse ihr alle mitnander nix."

„Mir habe au dient, denk' wohl," brummte ein Graubärtiger.

„Aber d' Feuertauf'?" fragte Martin, „gelle, do schweigener? Die hab' ich allein

Digitized by Google

Verwundeter Krieger

Bildwerk von Emil Cauer

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1916

Digitized by Google

Digitized by Google

— Anno siebzig zu Epinal hab' ich meine drei berühmte Kugle kriegt — eine in d' Brusch, drum hust' i, eine in 's Bein, drum hink' i, und eine in Unterkiefer, drum goht's mit dem Kaue schwer."

„Aber mit dem Trinke nit," meinte einer.

„Und mit dem Rede au nit," ein anderer.

Da lachten sie drauf los.

Wieder flog das Fenster auf: „Sitze und lache bis in d' Nacht," ertönte die Stimme der Bäuerin, „ich kann's nimmer höre — mache, daß ihr ins Bett komme."

„Bäuerin," sagte Martin, „'s isch allerorts gäng und gäbe, ein wenig zu diskuriere nach der Arbeit, sonst worum hätt' unser Herrgott der Feierabend g'schaffe?"

„'s isch wohr," hieß es allenthalben.

„Alter Schwätzer —"

Das Fenster flog zu.

„Sie isch, scheint's, e weng e bös'," meinte einer der Männer, der, wie fast alle, erst kurz auf dem Hof war.

Der Martin nickte: „Wohl, wohl, mer kann sie nit lobe; 's ischt ihr nit gebe, daß au emal e anders recht hat. Sie weiß g'nau, daß die Sach' nit gut geht auf'm Hof ohne der Martin; aber da gibt's kein Einsehe, nur Grobheite."

„Und Ihr seid noch immer da?" hieß es.

„Mindest dreißigmol hab' ich schon 's Bündel g'schnürt. Aber wenn's dann an 's Abschiednehme gange isch und ich hab' g'sagt: Adjes, Bäuerin — hat sie mich ausg'lacht — Alter Esel — und der Martin isch halt wieder bliebe. I häng' am Ort wie e Katz. G'nau isch sie jo nit, selb muß mer ihr lasse."

„Nei, g'nau isch sie nit," kamen die Männer überein.

„Und e blitzsaubers Weibsbild —"

„Hat g'wiß e Meng Freier —"

„Wie Sand am Meer," sagte Martin mit einer wegwerfenden Handbewegung.

„Nur halt gar e hölisch's Fegnescht — alleweil um der Weg," brummte einer.

„Selbe Unrast hat sie erst, seit der Florian im Krieg isch," sagte der Martin, „wenn sie's auch zehnmal verschwore hat, sie will nix mehr von ihm wisse. Sie isch halt e Reiche; was die reiche Leut' sind, die könne 's halt schwer vertrage, wenn's ihne nit allemal nach 'm Kopf geht. Sie meine, der lieb' Gott müßt au nach ihrer Pfeif' tanze. Wer reich isch, hat kein' gute Engel g'habt. Selb sag' i."

Verschiedene Hms ließen sich hören.

„Sag' i," beharrte der Martin, „i hab's studiert in der nächsten Nachbarschaft. Wie die Luzifer sind sie alle g'wese uf'm Hof — der Bauer selig, d' Bäuerin selig, 's klein' Brigittle erst recht. Ein Knecht, der 's beim Händle hat nehme wolle, hat 's vor Hochmut in 's G'sicht g'schlage, der Fratz. Martin, hat's g'sagt, weisch was, ich bin die Schönst', die G'scheitst' und die Stärkst'. O Maidele, hab' ich g'sagt, unser Herrgott isch eneweg noch g'scheiter und stärker. Selb glaub' ich nit, hat's g'lacht. Wohr isch's, 's hat alles z'weg brocht. D' Eltere habe müsse nach seiner Pfeif' tanze, 's hat der Mann kriegt, den 's hat habe wolle, und die schöne schwarze Rößle derzu, nach dene ihr der Sinn g'stande isch. Aber selbe Rößle sind wilde Viecher g'wese, und die jung' Frau hat die Geduld nit g'habt, bis sie ing'fahre ware. Und so habe se umg'schmisse zur Kirbe, und der Mann hat 's G'nick broche —. Verzweifelt tun hat sie wohl, aber viel g'weint hat sie nit. Au nit, wie der Vader und später d' Mutter g'storbe isch. Träne mache wüscht — hat sie g'sagt. — Horchet daher," unterbrach er seine Reden, „i mein bigot 's schießt nimme."

„Schon e Weil nit," hieß es.

Der Martin ballte die Faust: „Franzose-Luder, sie gebe nie kei Ruh nitte. Sie habe kei Ruh gebe zu meiner Großmutter selig Zite. Sie habe kei Ruh gebe Anno siebzig, und wenn mer ihne jetzt nit der Garaus mache, sind sie in ein paar Johr wieder do. Wann i meine drei Kugle nit hätt' —"

„Do wärener doch ein alter Kracher," meinte einer.

„Ho," lachte der Martin auf, „nit älter als der Hindenburg; mir sind von ei m Jahrgang."

Sie begehrten auf: „Ha, das isch jetzt doch e bißle unverschämt, daß du dich nebe der Hindeburg stellsch."

„Sag' ich nebe?" ereiferte sich der Martin, „bewahr', hinter ihm isch mei Platz. Aber wenn er 's Genie hat, so hab' ich meine Kugle, und damit hat jeder sei Sach."

Eine Gegenrede fiel keinem ein, was immer das Ende vom Lied war, ließ man sich mit dem Martin ein. Er war ein unterhaltlicher Mann, und er wußte es.

Digitized by Google

„Lache lieber nit," meinte er plötzlich, indem sich seine Stirne zu einem Faltenbündel zusammenzog, „Jes' Marei, wie wird's 'm Florian gehe — Großvader, komm an Bach geh angle — ich hör' ihn noch, wie er ein klein's Büble war — Großvader, warum komme denn d' Fischle nit zum Florian, wenn er's doch will, sagt er und stampft auf der Bode. Seine ganze Mutter. Was sag'sch, fahrt sie auf ihn los. Großvader — das will ich nimmer höre — der Martin isch der Knecht, aber nit dei Großvader. Und wie ich halt e weng lach', schaut sie mich so von obe 'rab an: Trau di nit z'viel, Martin, ich rot' der's. Da hab' ich deutsch g'red: Bäuerin, hab' ich g'sagt, i ch bin's nit, der Unkraut in Weize sät, selb könntet ihr wisse; ich hab' 'm Florian der Großvader nit einstudiert, selb brauch' ich nit, ich bin berühmt g'nug, ich hab' meine drei Kugle — mehr brauch' ich nit.

„Emal am Sonntig komm ich in Stall, und der Florian wälzt sich im Mist, im Sonntagskleidle. He, sag' ich, was fallt dir au ein, Bübli? Großvader, sagt er, sie habe mich Aff g'schimpft nach der Kirch, und jetzt verdreck ich alles, der Mutter z'leid.

„So war's — alleweil z'leid habe sie sich g'lebt. Sie hat ihn hoffärtig habe wolle, wie sie selber war, und hat ihn g'haue, wenn er nit pariert hat; er, e jähzornig's Bürschle, hat sie wieder g'haue.

„Nur e einziges Mol hab' ich seine finstere Auge in lichter Freud aufleuchte sehe — das war am zweite August, wie der Krieg erklärt isch worde. Am dritte war der Florian fort."

Wieder flog das Fenster auf.

„Lauf glei einer nunter in 's Dorf um Nachricht," befahl die Frau.

„He, der Postbot muß ja jede Augeblick mit die Zeitunge komme," sagte der Martin.

„Schweig — wenn ich was sag', dann g'schieht's."

Da hielt er schon am Hoftor, der alte graue Postbote.

„Ihr Leut," berichtete er atemlos, „ich komm nit vom Fleck heut vor dere Fragerei unterwegs — mer habe ihn wieder, der Hartmannsweilerkopf — mer habe ihn wieder."

Der Martin nahm die Kappe vom Kopf, spuckte seine Rührung aus und krähte wie ein Rabe: „Lieb Vaterland, kannst ruhig sein."

„Still jetzt mit dere Singerei," brachte ihn die Bäuerin zum Schweigen. „Gebt dem Postbot eins zu trinke und legt euch aufs Ohr. Morge heißt's früh bei der Hand sein — mir wolle geh ein Fescht gebe auf'm Hof, an das jeder denke soll — ich bring' die Gäscht von der Kirch mit heim — mer wolle der Hartmannsweilerkopf lebe lasse."

„Bäuerin, aber der Florian — zuerscht müsse mer doch wisse, ob der Florian —"

„Zuerst komm i," fiel ihm Frau Brigitt ins Wort.

Sie meinte nicht, was sie sagte, wollte sich dem ewigen Mahner gegenüber nur behaupten, auch die tiefe Unruhe in ihrem Innern damit zum Schweigen bringen.

Am andern Morgen, es war Sonntag, saß sie in ihrem schönsten Aufputz in der Kirche, prächtiger als je, mit ihrem pechschwarzen Haar und den blitzblanken Zähnen, allenthalben Rot am Gewand, um den Hals die sechsfache Korallenkette. Vielleicht hatte sie sich noch nie so ihrer Schönheit gefreut. Sie wußte, trotz der Predigt, wer's nur konnte, gaffte zu ihr hin. Sie klammerte sich an diesen Triumph; er sollte ihr über die Unruhe weghelfen, die sie nicht in sich aufkommen lassen wollte.

‚Nei, nei,' wehrte sie sich, ‚der Martin isch ein alter Esel, steckt ei'm nur an mit seine Angschte — ich sag ja nit, daß i noch trutz — 's sei alles vergebe. Der Florian soll ein Fescht erlebe, wenn er heimkommt — o Bub, ein Fescht.'

Sie jauchzte fast auf bei dem Gedanken — ‚wann er heimkommt'. Neben ihr ein leises Schluchzen. Es saß da eine Frau, schwarz angetan, vornübergebeugt in tiefem Weh. Frau Brigitt kam zu sich. Auch die andern Frauen in der Bank schienen ergriffen. Warum — was sagte der Pfarrer auf der Kanzel? Frau Brigitt lauschte.

„Ihr Geprüften aber, denen der Mann, der Vater genommen worden ist, ihr Eltern vor allen, die den Sohn hergeben mußten, laßt mich euch zum Kreuze Christi führen. Ja, am Kreuze Christi müßt ihr euch versammeln. Ihr müßt die Worte wieder in euch aufnehmen, jene Worte, die Christus zu seiner Mutter sprach, da sie

Digitized by Google

weinte und Johannes in heißen Tränen zu ihm aufsah: Weib, sprach er, siehe hier deinen Sohn. Dieser Worte gedenket, so euch der Krieg kinderlos gemacht, damit ihr aufschauet in eurem Schmerz und gewahr werdet, was er am jungen Blut getan, wie sie daherkommen mit ihren Stelzfüßen, ihren erblindeten Augen."

Die Bäuerin riß sich los — sie hatte das Gefühl, als verlängerten sich ihre Gesichtszüge, als weiche ihr das Blut aus den Wangen, daß sie welk und alt wurden.

Mit aller Gewalt lenkte sie ihre Gedanken zum Festtisch daheim, den die Mägde jetzt schmückten, mit Gläsern voll roter Blumen, so wie sie's befohlen, und mit ihrem feinsten Linnen den Tisch deckten. Hei, wie die Gäste staunen würden!

Sie taten's redlich, 's ging hoch her zu Ehren des wiedereroberten Hartmannsweilerkopfes. Mit nicht weniger als fünf Sorten Wein ließ man ihn von Gang zu Gang leben.

Die Wangen der Bäuerin oben am Tisch glühten im Eifer des Zuspruchs: „Nehme au — Trinke au."

Bald vergaß ein jeder der Männer der eigenen Frau und hatte nur noch Sinn, nur noch Augen für die Schöne oben am Tisch, die hinwiederum ihren argen Spaß an den tolpatschigen Männern hatte, deren verliebte Blicke ihr wie lauter Spiegel ihrer Schönheit erschienen. Mancher von ihnen hatte sich einen Korb bei Frau Brigitt geholt.

‚Hätt' ich ihn genommen,' frohlockte es in ihrem Innern, ‚so wär' ich jetzt grad so wüscht und abgehärmt wie das Weib an seiner Seit'. Jetzt aber nehm' ich's noch mit der Jüngsten auf.'

Zuweilen geschah's, daß ihr mitten in die Festfreude hinein die Worte des Pfarrers ins Ohr tönten: ‚Weib, siehe hier deinen Sohn.' Unsinn, wer tut denn so was — ein fremde Kerl ins Haus nehme — Pfarrersrede — weiter nix.

Da trat der Martin in die Feststube. Er zwinkerte gar seltsam mit den Augen und hielt eine offene Depesche in der Hand.

Aber als die Frau plötzlich vor ihm stand, bleich bis in die Lippen, mit angstverzerrtem Gesicht, da knüllte er die Depesche schnell in der Hand zusammen, versuchte zu lächeln und sprach: „'s isch weiter nix — Ihr solle auf Straßburg komme — er isch verwundet."

Sie atmete auf: „Mir hole ihn glei — Anspanne, Martin — Ihr Maidle, packet ein, was wir Guts habe — vergeßt der Rot nit, der Rot gibt Kraft — und d' Giebelstub herrichte, gelle, daß nix fehlt."

In ihrem schönen roten Schmuck stieg sie ins Wägele, nahm lachend Abschied von ihren Gästen, gab noch diesen und jenen Befehl und merkte nicht, wie der Martin hinter ihrem Rücken ein Paket mit in den Wagen packte, aus dem lange, schwarze Fransen hingen.

So ging's im Trab den Berg hinunter durch die Dörfer. Wie immer eilten die Mannsleute herbei, um die schöne Frau zu begrüßen. Jeder sehnte sich nach einem freundlichen Blick, einem Lächeln ihres Mundes. Und sie lachte und nickte, schüttelte allen die Hände.

„I hol' mei Bu — wissener 's Neust — i hol' mei Bu."

Beim Weiterfahren sagte sie zum Martin: „Was machst au für en Schnitzbuckel, das gibt 'm Fuhrwerk e schlecht's Ansehe."

Er richtete sich mühsam auf und schwieg.

Darüber wunderte sich die Bäuerin. „Wo bleibt's Maulwerk?"

„He," meinte er, „i nehm halt mengmol die Sache e weng schwerer als d' Bäuerin."

„Jo jo," warf sie hin, „mir z'leid, selb wissener."

In Ortenau wurden die Pferde eingestellt. Frau Brigitt und Martin nahmen, schwer beladen mit ihren Paketen, im Zug Platz.

In Straßburg schritten sie durch das große Tor, das das Bürgerspital von der übrigen Welt abschloß. Sie wurden in eins der vielen Gebäude geführt und standen im Wartezimmer. Die Bäuerin nannte dem Pförtner ihren Namen — sie wolle ihren Florian holen, er soll's drinnen vermelden — aber schnell. Der Mann ging.

Martin stotterte: „Ich hab's nämlich schon lang sage wolle, Bäuerin, so gar leicht verwundet soll er nit sein, der Florian."

„Einerlei, ich nehm ihn mit."

Eine barmherzige Schwester trat ein. Ihre weiße Flügelhaube umgab ein älteres blasses Gesicht mit ruhigen, klaren Augen.

Beim Anblick der schönen, farbenprächtigen Bäuerin blieb sie unwillkürlich stehen, statt auf sie zuzuschreiten.

„Ich nehm ihn gleich mit," erklärte die

Digitized by Google

Bäuerin, „nit ausspanne; Martin, gib mir den rote Wein her, der gibt Kraft — auch 's Schinkle nimm mit."

Sie eilte an der Schwester vorbei in den breiten, sonnendurchschienenen Gang.

Die Schwester legte die Hand auf den Arm der Bäuerin, wie um sie zurückzuhalten.

Frau Brigitt schwatzte wie im Fieber drauf los: „Er isch mir durchbrennt — so ein Bürschle — siebzehne. „Nein, schreiben hätte sie ihm nicht können — klein Beigeben sei nicht ihre Art, aber darum habe sie ihren Einzigen doch nit notleiden lassen. Gott bewahr, nichts sei ihr zu viel gewesen, nichts zu teuer.

„Gelt, Martin," wandte sie sich an diesen, „was mir dem Florian alles g'schickt habe — sechse hätten davon lebe könne. Von der Kraft hat er mir nit komme dürfe, trotzdem ich bitterböß' auf ihn war. Meine Sie, er hätt' au nur ein einzig's Mal g'schriebe, der trutzig Kerle — aber wart'."

Sie waren während des Redeschwalls der Bäuerin bis vor die letzte Türe des Ganges gekommen. Die Schwester hatte die Hand auf die Klinke gelegt — da ließ sie diese plötzlich wieder los, und sie gingen denselben Weg zurück, den sie gekommen waren. Die Bäuerin, laut atmend, in heißer Ungeduld unaufhörlich schwatzend, die Schwester, beide Hände in ihren Rockärmeln bergend, die Stirne ein wenig gefaltet, sonst ruhig und ernst — so gingen sie nebeneinander her.

Am entgegengesetzten Ende des Ganges öffnete die Schwester eine Türe. Die Bäuerin stand in einem weiten, hohen, ganz mit Verwundeten angefüllten Saal.

Sie schwieg und schaute sich betreten um.

„Dort, der Schwarze!" schrie sie plötzlich auf.

„Nein," sagte die Schwester, „er ist nicht hier — ich führte Sie nur herein, um Zeit zu gewinnen — ich muß Ihnen sagen —"

„Rede Sie nit, rede Sie nit," unterbrach sie die Bäuerin, „wo isch er? Sage Sie mir nur, wo isch er?"

Sie lief wie in Todesangst von der Schwester weg.

„Florian — Florian —"

Sie stand schon im Nebensaal, von Bett zu Bett eilend. Sie hatten drei Säle durchschritten. Frau Brigitt streckte die Hand nach der nächsten Türe aus.

Dem Martin flüsterte ein Verwundeter zu: „Wer da hinein kommt, kommt nimmer lebendig 'raus."

Jetzt mit Gewalt ergriff die Schwester die Rechte der Bäuerin: „Warten Sie — bevor Sie hier eintreten — hören Sie mich."

Die Bäuerin erschrak; im nächsten Augenblick jedoch atmete sie tief auf, wie befreit.

Ein Soldatenlied, von einer Mundharmonika gespielt, ertönte aus dem Zimmer.

„Do geht's ja luschtig zu — isch des mei Florian?"

„Es ist sein Freund," sagte die Schwester, „er hat Ihren Sohn aus dem Kugelregen getragen und dabei selbst ein paar Streifschüsse in den Rücken bekommen. Er ist auf dem Weg der Besserung. Ihr Sohn ist — schwer verwundet."

Frau Brigitt riß die Türe auf und stand vor dem Bett ihres Sohnes. Sie stand und starrte das Geschöpf an, das da vor ihr in den Kissen lag. Der Martin sprach's aus: „Wie's Leide Christi."

Zwei Augen öffneten sich, zwei tiefeingesunkene, sterbenskranke Augen: „Schau, der Großvader." Der Blick irrte an der Mutter vorbei zu dem rotbackigen, blonden Soldaten; dem lächelte er zu. Der Soldat hatte die Mundharmonika sinken lassen und versuchte, sich am Stuhle zu erheben.

Die Hand der Schwester hielt ihn fest.

„Nur sitzen bleiben, Walter," sagte sie, und eine liebevolle Mütterlichkeit sprach aus ihrem Blick.

„Eine schönere Freundschaft gibt's nicht," wandte sie sich an die Bäuerin, „wenn der Walter nur heiter ist, ist der andere zufrieden — gelt, Walter?"

„Jo," nickte dieser, „mit mir isch er bereits meischteteils lustig g'si."

Hörte die Bäuerin, was gesprochen wurde?

Sie saß auf dem Bettrande, das Haupt vorgebeugt, den Blick auf die wieder geschlossenen Augenlider des Sohnes geheftet.

„Kennsch mi denn nitte? Kennsch mi denn nitte?" fragte sie fort und fort, obwohl die Schwester bat: „Lassen Sie ihn — rufen Sie ihn nicht mehr zurück — er hat einen Lungenschuß — besser, er kommt nicht mehr zum Bewußtsein."

Es wurde Abend. Der Martin teilte

Digitized by Google

mit dem jungen Soldaten das Abendbrot, das sie unter Tränen und zeitweiligem Aufschluchzen verzehrten.

Dazwischen konnte es der Martin nicht lassen, mit seinen drei Kugeln und dem Krieg von Anno siebzig zu prahlen.

Dementgegen schilderte der junge Soldat die Erstürmung des Hartmannsweilerkopfes, denn er wollte nicht hinter dem Alten zurückbleiben, der tat, als sei das nichts, was sie im jetzigen Krieg leisteten.

Hopsa — auf allen vieren ging's nur so hinauf — immer hinauf, und die Kameraden rechts und links, wie die Erdäpfel kollerten sie herunter. Rot sei's einem geworden vor den Augen — rot vor Blut und Feuer und Dampf und Qualm. Aber ermacht hätten sie's, und grad beim Vorstürmen, beim letzten Vorstürmen vor dem Sieg, mitten im Hurrageschrei, hat's den Florian getroffen.

Der Martin klopfte dem Soldaten die Schulter: „War schön von dir, daß du ihn aus dem Kugelrege trage hasch."

„He," meinte jener, „er war der Freund zu mir. Ich hab's nit g'rad so gut g'habt im Lebe. E Waisʼ wird halt rumg'stoße von klein auf. So isch's halt. Was es heißt, sich satt esse, hab' ich nie erfahre. Da war 's Soldatsein ein Pläsier dagege. Zu fühle, bisch nötig jetzt, kannsch dei Brot fasse, 's isch kei Almose.

„Freili, wenn dann die andre ihre Paketle g'faßt habe, hab' ich mengmol so e weng e G'fühl g'habt: du hasch doch auch kei Mensch auf dere Welt, der dir was schenke tut. Da kommt emal der Florian daher, beide Arm' voll Kistle und Paketle, daß er's fascht nit erschleppe kann, und loßt e paar Sache falle. Ich heb's em auf. Hasch du nix? frogt er. Ich krieg' nie nix, sag i. Und bisch doch immer vergnügt, sagt er, warum? He, darum, sag i. Drauf lache mer, und von der Zeit an hat er redlich seine Paketle mit mir teilt."

Sie redeten noch eine Weile und legten sich dann auf das zweite Bett im Zimmer, in der Absicht, mit der Bäuerin zu wachen.

Sie schliefen aber schon nach wenigen Minuten ein und lagen die ganze Nacht im Schlaf.

Der Morgen graute. Noch immer der röchelnde Atem des Sterbenden. Die Sonne kam, und ihre Strahlen durchleuchteten den Raum. Wie grau war das Gesicht der Frau geworden, die noch immer, das Haupt vorgebeugt, auf der Kante des Bettes saß. Wie friedlich und bleich lag der Florian da.

„Herrgott im Himmel," stammelte Frau Brigitt, „nur noch ein Mal, ein einzig Mal laß ihn seine Mutter erkennen. Florian — Florian —"

Und die Stimme, die ihn beschwor, immer heiserer, immer dringender, der Blick, der sich mit der Allgewalt der Liebe in des Sohnes Antlitz bohrte, sie riefen ihn noch einmal zurück. Er schlug die Augen auf — für ein paar Minuten nur, aber die Blicke von Mutter und Kind fanden sich, und was sie im Leben durcheinander gelitten, versank in dieser letzten heißen Offenbarung ihrer Liebe.

„Florian, Florian," schluchzte Frau Brigitt an der Wange ihres Sohnes, „bleib mir — bleib mir — ich kann nit weiter lebe."

Ein Lächeln voll Leid und doch auch wieder voll Ergebenheit flog über des Sterbenden Züge. Er hob die Hand mit seiner letzten Kraft und wies auf den Kameraden im Bett nebenan, der wie ein Kind mit hochroten Wangen dem Tag entgegenschlief.

⁂ ⁂ ⁂

Der Martin lenkte die Rößle heimwärts. Neben ihm, auf dem Vordersitz, kauerte der Kamerad. Hinter ihnen saß Frau Brigitt. Eine andere als die, die vor einigen Tagen in übermütiger Schönheit, weithin leuchtend in ihrer Lieblingsfarbe, dieses Wegs gekommen war.

Eine alte, tiefgebeugte Frau jetzt, bis an den Hals in ein schwarzes Tuch gehüllt.

In den Dörfern, keiner von all den Verehrern, die sonst dem Wagen der schönen Frau entgegengeeilt waren, kam herbei. Keiner hatte den Mut, Frau Brigitt anzusprechen. Man hätte ihr ja gern die Hand gedrückt, ein paar Worte der Teilnahme gesagt. Aber die so unfaßbare Veränderung der noch vor wenigen Tagen in Kraft und Schönheit strotzenden Frau, und nicht weniger die Abwehr, die von dieser dunklen, in sich versunkenen Gestalt ausging — ihre besten Bekannten schreckten vor ihr zurück. Sah sie nicht aus, als ob alles Leben aus ihr gewichen sei?

Digitized by Google

Nur als ein Trupp junger Einberufener des Weges daher zog und die jugendfrischen Stimmen ahnungslos in den Tag hinein schmetterten: „Gestern noch auf stolzen Rossen —", da sank das Haupt der vereinsamten Frau noch tiefer herab, und ihren Lippen entfuhr ein qualvolles Stöhnen.

Der Martin nickte vor sich hin: „Jo, jo, ‚morgen in die Brust geschossen' —, 's hat dich troffe, Brigittle — mitte nei — mitte nei."

Er wagte während der ganzen Fahrt nicht laut zu sprechen.

Der Walter auch nicht.

Die Schwester hatte dem jungen Soldaten gesagt, die Bäuerin wünsche, daß er sich in der Heimat ihres Sohnes erhole. Frau Brigitt selbst hatte noch kein Wort an ihn gerichtet. Das schüchterte ihn ein, aber er begriff auch wieder, daß sie der Schmerz um den Sohn jetzt an nichts anderes denken ließ.

Die Schwester hatte ihm bei der Abfahrt den Rücken in weiche Kissen gebettet. Er atmete tief die herrliche Luft des Berglandes ein, und in dem Achtzehnjährigen regte sich die Lebenslust trotz allen Kummers um den verlorenen Freund.

Im Martin sah's anders aus. So oft er sich umschaute, gab's ihm einen Ruck.

Dieser Blick, so leblos ins Weite gerichtet, wie zersprungenes Glas dünkte er dem Martin.

„Groß, groß isch's Leid hinter mei'm Schnitzbuckel — do isch Matthäi am letzte," kam er mit sich überein.

Der alte Mann wischte sich ein paar Tränen von den Wangen. Das Brigittle hatte doch auch seine guten Seiten gehabt. Vielleicht wäre das Brigittle ganz recht geworden ohne die heillose Verwöhnerei. Daß die gewiß auch schuld war, daß sie's so gar nicht mit ihrem Buben verstanden.

„Ja, nun liegt er auf dem Soldatengottsacker zu Straßburg, und ihr isch nix bliebe als sein Eisernes Kreuz. O Brigittle, i hab' dir's g'sagt damals, i hab' dir's g'sagt, wie du noch en kleins Maidele warsch — unser Herrgott isch stärker als du. Gelt, jetzt bisch kaputt — Leut' wie du — da heißt's biege oder breche — schlagt der Blitz in en Eichbaum, steht er nimmer auf. Jo, und dann — was isch dann, wann sie, wie der Eichbaum, nimmer aufsteht? O Jes' Marei, dann kommt der Freßsack, der dickköpfig Vetter, und setzt sich im Hof fescht, und der Martin kann's Bündel schnüre — O du mei Herrgott, d' Heimat verlasse, wo doch jed' Bäumle, jed' Steinle, jede Bank, die ich g'schnitzt hab' —"

Er brach in ein so schmerzliches Schluchzen aus, daß es ihm den ganzen Körper erschütterte.

„He du," fuhr der Bursche neben ihm auf, „schamst dich nit, mitte auf der Landstroß wie ein alt's Weib z' heule?"

„I dauer mich halt so," preßte der Martin hervor, „i dauer mich fürchtig."

Die schwarzgekleideten Mägde standen unter der Hoftüre und heulten alle zusammen, als der Wagen angefahren kam.

Der Martin stieg vom Bock, mit dem Daumen nach der Bäuerin deutend, wobei er vielsagend die Achsel zuckte.

Dann stellte er den Feldgrauen vor: „Er isch 'm Florian selig sei Kamerad. Verwundet isch er au, zwei Streifschüßle. 's hat überhaupt im ganze Lazarett nur ein noch gebe, der au drei Kugle g'habt hat. Dem Soldat kann mer eins von de Garteſtüble gebe."

Die Bäuerin hatte sich langsam erhoben. Einen Augenblick stand sie still und hörte Martins Rede mit an.

Dann sprach sie: „Der Walter kommt nit in des feucht Garteſtüble, der Walter kommt in d' Giebelstub vom Florian. Nur die rote Blume nehme weg — von alle Fenster nehme sie weg."

Sie stieg aus, niemand durfte ihr helfen.

„Sei willkommen bei uns," sagte sie zu dem jungen Soldaten und schüttelte ihm die Hand, „sollsch gute Pfleg habe, und bisch wieder g'sund, so kann ich dir nur rote, halt dich an den" — sie wies auf Martin — „der weiß, was Schaffe heißt, der kann dich's lehre, besser als ich."

Dem alten Knecht zitterten die Knien. Er heulte und lachte: „Jes' Marei, Bäuerin, wie rede Ihr au. Ihr habe wohl der alt Martin zum beschte? Gott sei Dank! Gott sei Dank! Ihr mache e Späßle — jo jo — Gott sei Dank. Und ich alter Esel, ich hab' g'meint, mit Euch isch Matthäi am letzte."

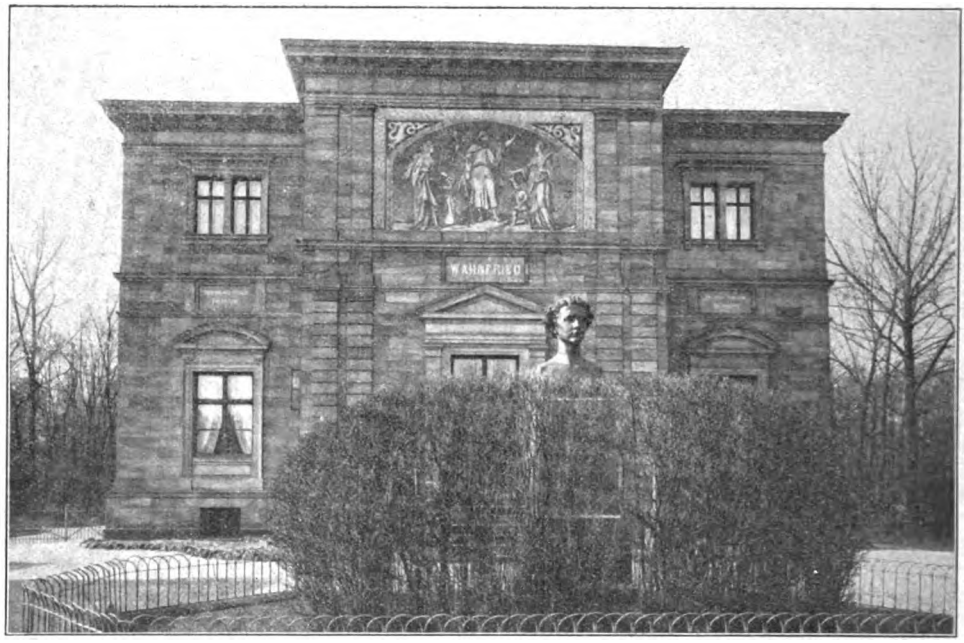
„So gut hab' ich's nit," sprach sie und schritt ins Haus.

Digitized by Google

Generaloberſt von Kluck

Aus der Reihe der Bildniſſe aus dem großen Kriege von Prof. Arnold Buſch
Einzelkunſtblätter im Verlage der Photographiſchen Geſellſchaft, Berlin-Charlottenburg

Digitized by Google



Das Haus Wahnfried in Bayreuth

Wahnfried. Von Hans Weber

Es ist mir lebhaft im Gedächtnis, wie ich Wahnfried fand. Tatsächlich „fand“. Bei rauhem Februar kam ich zum ersten Male zu kurzem Aufenthalt nach Bayreuth. Das Festspielhaus, ja, das winkte schon rotleuchtend am Himmel, längst bevor noch der Zug in die Halle eindonnerte.

Aber Wahnfried ließ sich suchen. Ich hätte mir's leicht machen und den Nächstbesten nach dem Wege fragen können, der hätte mir schon Bescheid gegeben: da und dort und rechts und links und dreimal um die Ecke, da steht's. Aber das wollte ich nicht, es ging gegen den Stolz. Nach Wahnfried fragen, wie man etwa fragt: Wo geht der Weg zum „Roten Ochsen“? Nein, finden wollte ich's, ganz allein. Aber es hielt sich gut versteckt. Es ließ mich kreuz und quer, bergauf und -ab, über Brücken und Brückchen, durch alle Winkel und Gassen laufen; zeigte mir erst das ganze barocke Städtchen, trieb mich zu allen verschlafenen und verschollenen Markgrafenherrlichkeiten hin, ließ mich von jedem freien Ausblick immer und immer wieder die „teure Halle“ auf dem Hügel grüßen und saß irgendwo im Versteck und narrte und neckte: „Such' nur, such', such', such' . . .“ — Da gab ich's endlich auf und ging planlos straßenwärts und war böse mit Wahnfried. Ich hatte es mir zuvorkommender gedacht. Ein Haus, das so von mir verehrt wurde, noch bevor ich es kannte, durfte sich schon ein wenig um mich bekümmern; aber dieses war keine Behandlung, wie sie einem Verehrer zukommt. Darum bog ich gekränkten Schrittes in die Straße ein, die zum Rollwenzel führt, um dort in Jean Pauls verschwiegenem Stübchen ein paar Worte über die Dankbarkeit der Großen nachzulesen.

Es war eine ziemlich traurige Straße. Rechts ein Krämer und links ein Trödler und im übrigen lauter kleine dumpfe stillose barackenhafte Bierbuden, — und das Ganze hieß Richard Wagner-Straße. Ich fragte einen Bürger, wie das käme. O, der warf sich gut in die Brust: „Ja, lieber Herr, das hat unser Meister so gern gehabt.“ Unser Meister, sagte der Mann. Gott, wie pietätvoll doch die Bürger von Bayreuth sind! Nur wundert mich heute noch, daß der Meister, der doch tagtäglich bei Angermann oder auf dem Herzogenkeller oder in der Eule zu Gast war, niemals eine dieser lieben, so gerngehabten Baracken hier beehrte, die im Zusammenhang Richard Wagner-Straße heißen. Das waren so meine Gedanken im Dahintrotten. Aber die Straße gab's mir wieder. Sie tat unversehens unter meinen Füßen eine klaftertiefe Fallgrube auf — und plautz, da lag ich und hielt das Erdreich in den Händen wie weiland Wilhelm der Eroberer, als er auf England fiel: „Dies Land ist mein usw. . . .“ Ich hatte durchaus keinen Kniefall im Sinn gehabt, aber er trug mir eine verblüffende Wirkung ein. Denn die Gitterstäbe, an denen ich mich wieder aufrichtete, gehörten — Wahnfried. Ich stand und sah und wußte unbedingt: Das ist's! —

Digitized by Google

Tief im kahlen Garten lag's wie ein ausgestorbenes Schloß. Alle Fenster dicht verhängt. Kein Mensch, kein Laut. Ich stand lange und lange, und lauschte und spähte, — alles blieb tot. Der Torgriff gehorchte nicht. Verschlossen. Ich bog rechts ab, kam von der Hofgartenseite wieder und stand vor dem Pförtchen, an dem schon zahllose Hände vergebens gerüttelt haben. An dem Türchen, um dessen Bewilligung sich Wagner mit allen möglichen Instanzen herumstreiten mußte, die es ihm nicht „erlauben" wollten und erst devot wurden, als der König selber sagte: „Das Türchen gilt."

Zwischen den kahlen Räumen lag die große Granitplatte starr und schwer auf dem Grabe. Es war ein eisiger Tag, und keine Knospe gab Hoffnung. Nur das Grab. Nur das Grab. Und es wuchs und wuchs und erdrückte die Welt. — So fand ich Wahnfried. Und hatte Mühsal, mich vor der Wucht des Todesschlafes ins tätige Leben zurückzuretten. —

⁂ ⁂ ⁂

Erste junge Maisonne, als ich wiederkam. Die Herrin fehlte auch jetzt noch, aber es war ein ganz anderes Bild. Das Haus war erwacht. Alle Sträucher hatten grüne Spitzen an den Zweigen, die mächtige Baumallee trug dicke Knospen, und der Rasen schimmerte wie zarte junge Saat. Sperrangelweit standen alle Fenster offen und atmeten und sogen den herben fränkischen Frühling in die Räume ein. Und freuten sich mit blitzenden Augen: Bald, bald, kaum zwei Wochen noch, dann kommt sie wieder, dann kommt sie wieder! Denn

„Im wunderschönen Monat Mai
Kroch Richard Wagner aus dem Ei*),"

und dieser Tag ist Wahnfrieds Frühlingsfest.

Die Gärtnerburschen harkten die Gartenwege und banden die Rosenstöcke hoch; die Hunde, die wilden Schotten Wolf und Squenz, sprangen den eilenden Dienern zwischen die Beine, die Mägde rannten mit flatternden Schürzenbändern hin und her, alles in Hast und Gelauf und Vorbereitungsfieber.

Und um die Granitplatte her — o Wunder! — da war ein Sprossen und Grünen und Blühen um die Wette, daß nur ja auch alles zur rechten Stunde fertig würde, hier, wo's doch am allerwichtigsten war. Fünfhundert Frühlingskobolde schwirrten hier umher und schafften und sprangen, und schmückten und kränzten, und pinselten leuchtende Farbflecke auf alle Beete und Rabatten. Aber am Grabe selbst taten sie ihr Meisterstück. In den großen dunklen Efeuteppich, der es einhüllt, hatten sie schon mit vollen Händen junggrüne Blättchen hineingestreut. Es war schön, gewiß, aber nicht schön genug. Blumen wollte der Meister haben zum Geburtstag. Und wenn gar droben, wo sich der Balkon vor dem „Kindersaal" rundet, die Betten, rot und weiß, überm Geländer hängen, und der Depeschenbote da war, und die Spatzen lustig vom Dach herunterpfeifen: „Morgen kommt sie, morgen kommt sie!" — dann gibt's, eh' die Sonne sinkt, noch eine holde verschwiegene Wichtigkeit: alle Kobolde, die am Frühling mitgeholfen haben, stehen ums prangende Grab und haben eine letzte feine Singprobe. Und drunten der Meister hebt den Stab und gibt das Zeichen. Und wenn er nickt und seine Augen hellfroh leuchten läßt, dann klingt der ganze Garten:

„Winterstürme wichen dem Wonnemond,
In mildem Lichte leuchtet der Lenz."

⁂ ⁂ ⁂

— Goldgleißender Julitag in Bayreuth. Alle Züge, die in den Bahnhof rollen, zur Überfülle voll. Alle Türen springen schon auf, bevor noch der letzte schüttelnde Ruck kam. Und dann flutet's heraus, ein gewaltiger Menschenstrom, eine festliche Flut, — und alle Hände zeigen dahin empor, wo der rote Koloß steht, das Festspielhaus. Und alle jauchzen: „Die Fahnen! Die Fahnen!" — Fahnen gibt's in aller Welt zu sehen. Aber wenn diese hier hoch in den Lüften flattern, dann verkündigen sie eine Botschaft, die immer und immer wieder rings in der Welt mit gespannten Sinnen erhorcht wird: „Kommt! — Es ist alles bereit!" — Und wie ein Meer ohne Ende geht die prunkende Wallfahrt bergauf, schwer von Besitz und Namen, rollen die Gefährte den Hügel hinan und die Pracht der Erde breitet droben auf dem gewaltigen Rondell die schimmernden Schleppen aus. Aber bald, sowie die Fanfare rief, sitzen sie im Dunkel, alle gleich, ohne Logen und Elogen, und erleben sommerabends, was ihnen alle Winterkünste der Städte nicht geben und verkaufen können: Bayreuth. Und kehren vom einsamen Hügel droben in die Welt zurück: Feiertagsgäste. Und haben blanke Augen mitgebracht und erzählen wie beglückte, bescherte Kinder von ihrer hochherrlichen Errungenschaft: Bayreuth. — Zu den tiefsten Eindrücken, die ich empfing, gehört es, als ich nach dem ersten Parsifalakt das Festspielhaus verließ und unmittelbar über die sommerprangenden Felder zum hohen Bergwald hinüberging. Da steht eine Bank, die fast immer einsam ist, auch an Festspieltagen versteckt und einsam. Aber wer sie findet, in dieser Pause findet, dem tut sich mit dem weiten Blick über Täler und Hügel der schöpferische Blick des Meisters auf: „... es blüht die Au!" Hier hat er gesessen, ganz vom letzten, bewußt letzten Lebenswerk erschüttert, und sah sein Schmerzenshaus ragen und sah fern am abendlichen Horizont die Sonne sinken wie einen leuch-

*) Wagner selbst schrieb einmal, als Selbstpersiflage zu seinem eigenen Geburtstag, an Liszt:

„Im wunderschönen Monat Mai
Kroch Richard Wagner aus dem Ei;
Es wünschen viele, die ihn lieben,
Er wäre lieber dringeblieben."

Digitized by Google

tenden Blutkelch. Und ging heim nach Wahnfried und schrieb sein Testament. Den Parsifal. „Einzig und allein für Bayreuth“. —

In Wahnfried steht zur Festspielzeit das breite Gartentor weit offen und Scharen über Scharen drängen sich durch die Wege bis dicht ans Haus, bis zum Königsmonument hin. Viele sind hier, von ernster Erinnerung an den Meister geleitet; aber die Zahl der Neugierigen, die sich am liebsten eine Karte zur Besichtigung des Hauses lösen würden, ist doch weit größer; sie bewegen sich, als wäre dies kein bewohnter Privatbesitz, sondern ein zur Benutzung freistehender öffentlicher Park. Und Wahnfried ist taktvoll, sie nach Belieben schalten zu lassen: nicht ein einziger Aufseher steht ihnen im Wege.

Am ersten Bayreuther Festspieltage vor achtunddreißig Jahren waren es fünfhundert Besucher, die hier ihre Karten abgaben und alle empfangen wurden. Und das ist noch heute so. An den bestimmten Tagen ist in Wahnfried Empfang und jeder, der irgendeine Beziehung zu haben glaubt, die ihn zu einer Aufwartung veranlaßt, wird mit ausgesuchter Höflichkeit begrüßt und angehört. Den Vormittagsempfängen schließt sich dann, der Tradition entsprechend, allwöchentlich die große Abendgesellschaft in Wahnfried an, zu welcher die Einladungen mit gastfreundlichster Freigebigkeit ergehen. Dann sind alle Türen weit aufgetan und alle Räume vom Lichterglanz geblendet, von internationaler Pracht und Vornehmheit und festlichem Gelärm durchflutet, bis in der Halle der Meisterflügel erklingt und Kundry oder Brünnhilde oder Evchen feierlich die Stimme erhebt. —

Hier draußen die weiten Rasenplätze und die üppigen Weinlaubengänge sahen das erste Gartenfest, das Wagner am 13. August 1875 zum erhebenden Abschluß der Vorproben gab. Er wollte sich von „seinen Lieben“ nicht trennen, ohne sie allesamt, Darsteller und Chor und Orchester und wer überhaupt „dazu gehörte“, noch einmal um sich zu scharen, bevor er sie „auf Wiedersehen zur großen Entscheidung“ entließ. Aber es war kein Empfang, sondern ein himmlisch lustiger Trubel. Militärmusik, Illumination, Feuerwerk, Erfrischungen in Überfülle und Lärm und Lachen und unbändig helle Ausgelassenheit. Nur eine ernste Weihepause, als der Meister sprach. Und in einer Demut, die allen Großen eignet, seinen Mithelfern am Werke dankte. Dann war es lange still ... und jedes Atmen in der Nacht zu hören. Aber nicht allzulange — und es gab den unvergeßlich urdrolligen Schluß: die improvisierte „Festwiese“ um Mitternacht. Zwar die Sonne schien nicht über die Pegnitz, und die Gilden und die Banner fehlten, aber der „Regisseur“ wußte sich zu helfen. Lampions her. Jeder muß eine Papierfackel haben. Die Kinder an die Tête — Daniela, Blandine, Isolde, Eva, Siegfried, vorwärts, ihr „Lehrbuben“. Und Musik: Tra—Tra—Tratraaa — ...! Und alleweil kommen sie mit stolz ausholender Würde, die „Meistersinger“, der Meister und seine Meisterin in der Mitte, — alles, alles im schönsten Gänsemarsch, einer hinter dem andern, immer ums Haus herum, immer mit Gepräng und Gelach und Tratra und schwirrendem Witz — bis die letzte flackernde Fackel verglimmt. Bis der letzte Schritt verhallt, droben an der nachtdunkeln Domkuppel die Sterne wieder in ihre alten Rechte treten und nur von weither aus den Gassen noch ein krummes Wächterhorn tutet: „Hört, ihr Leut', und laßt euch saaa—gen ...!“

* * *

Vor dem Portale Wahnfrieds erhebt sich hoch die tiefdunkle Kolossalbüste des königlichen Freundes. Ludwig II. hat sie selbst an diesen Platz gestellt und damit den Worten des Meisters den allerentschiedensten Nachdruck gegeben: „O König, holder Schirmherr meines Lebens ...!“ Über dem Eingang zwei Wappen in Glas gemalt. Das eine ist ein frommer Kinderklang: ein Geier und ein Siebengestirn. Das andere, ein boshaft lieber Streich, noch von Triebschen her: ein Kochlöffel. Nichts weiter als ein Kochlöffel im Wappenschild. Aber ein wenig Bitterkeit gibt er uns zu schmecken; denn wir können's nicht vergessen, daß Wagner sechzig Jahre alt werden und die Welt erst auf Jahrhunderte hinaus beschenken mußte, bis ihm der frühe inbrünstige Wunsch erfüllt wurde: „Ich muß einen häuslichen Herd gewinnen, sonst ist es aus mit mir; mein Herz ist größer als mein Verstand.“ — Die ganze obere Hausfassade wird von dem großen Sgraffitogemälde beherrscht, das der Dresdener Historienmaler Robert Krauße nach Wagners Angaben hier ausführte. Es trägt, wie alles, was der Meister vornahm, den Stempel seiner Persönlichkeit. Wotan als Wanderer, am Schlapphut, am Mantel und Stab und Einauge und an seinen beiden Raben erkenntlich, durchzieht die Welt — ein Gott, der Menschen sucht — und begegnet zwei Frauen, die immer Wagners treueste Gefährtinnen waren: der Tragödie und der Musik. Ein Knabe ist ihnen beigesellt, der hat sein eigengeschmiedet Schwert zur Hand, und seine Mutter, die Musik, leitet ihn dem suchenden Wanderer zu. Frau Cosima ist die Musik und Siegfried ihr Knabe. Wotan trägt das Antlitz Ludwig Schnorr von Carolsfelds, des frühentrissenen Busenfreundes, des ersten und unvergessenen Tristan, dessen Verlust Wagner bis zu seinen letzten Tagen nicht verwinden konnte. Und die Tragödie ist Wilhelmine Schröder-Devrient. Warum gerade diese? Das soll der Meister uns selber sagen. Er war sechzehn Jahre alt, als er zum ersten Male den „Fidelio“ erlebte und als Leonore eben die Schröder-Devrient. Darüber sagt er noch in späten Jahren: „Wenn ich auf mein ganzes Leben zurückblicke, finde ich kaum ein Ereignis, welches ich diesem einen in betreff seiner

Digitized by Google

Einwirkung auf mich an die Seite stellen könnte ... Nach der Vorstellung stürzte ich zu einem meiner Bekannten, um dort einen kurzen Brief aufzuschreiben, in welchem ich der großen Künstlerin bündig erklärte, daß von heute ab mein Leben seine Bedeutung erhalten habe, und wenn sie je dereinst in der Kunstwelt meinen Namen rühmlich genannt hören sollte, sie sich erinnern möge, daß sie an diesem Abend mich zu dem gemacht habe, was ich hiermit schwöre werden zu wollen." —

Unter dem Bilde stehen in einfacher Schrift die bekannten schlichten Worte: „Hier, wo mein Wähnen Frieden fand — Wahnfried — sei dieses Haus von mir benannt." Es war hohe Zeit, daß sein Wahn, sein einsam suchendes Wähnen, seine „Wahrtraumdeuterei" hier eine Bleibestätte fand. Sonst wäre der „Parsifal" ein schmerzvoll schöner Wunsch geblieben.

Zur Linken vom großen Hause steht Siegfried Wagners entzückender kleiner Bau, prunklos vornehm. Den Platz hat der Meister schon bestimmt, errichtet hat Siegfried es sich selbst, er war sein eigener Baumeister. Eine kleine Säulenhalle, darüber eine anmutige Loggia deuten nach dem sonnigen Italien. Das Obergeschoß umschließt seine Wohn- und Arbeitszimmer, die vollgefüllt sind mit Erinnerungen und wertvoll auserlesenen Dingen, die ihm Verehrung und Pietät aus aller Himmelsgegend ins Haus gesandt haben. Das Erdgeschoß steht mit seinen dem Garten zugewendeten Räumen für die Arbeit derjenigen bereit, denen zur berufenen Fortführung der Veröffentlichungen das umfangreiche, vor allem an Handschriften überwältigend reiche Wahnfriedarchiv zugänglich wird. Vom Kamin blickt der wundervolle Marmorkopf Franz Liszts, die Wände sind bedeckt mit langschmalen Bildwerken: den berühmten Skizzen zum ersten „Ring". Ein damals noch ganz ungenannter junger Maler entwarf sie. Hans Thoma ist sein Name. Ja, Wagner hatte doch gute Augen. Auch Joukowskys aufregende Farbenskizze zu „Klingsors Zaubergarten" hängt hier. Und vieles, vieles andere. Man muß, wie ich es tat, pietätlos auf die Stühle klettern, um all der Seltenheiten teilhaft zu werden, die bis hoch an die Decke hängen. Ich hatte das Glück, einem verstorbenen Freunde Wahnfrieds bei der zusammenfassenden Herausgabe des Wagner-Liszt-Briefwechsels helfen zu können und bewahre jene Herbsttage in Wahnfried als meine kostbarste Erinnerung. —

Rechts im Garten steht die Gärtnerwohnung und dabei der Hühnerstall. Ein historischer Hühnerstall sozusagen. Wagner war bekanntlich ein geradezu fanatischer Tierfreund; Hunde und Papageien und Pferde und Hühner, das nahm er alles unter seinen Schutz; und einmal kam er mit seinem Knaben von der Ausfahrt zurück und war glückselig über eine Entdeckung: „Siegfried hat dem Kutscher die Peitsche weggerissen, weil er auf die Tiere einschlug!" Dem Kutscher mag's gut bekommen sein. — Die Idee zum Hühnerstall stammt von Triebschen her, der direkte Anlaß war eine Geflügelausstellung in Bayreuth, — die „Kinder" wollten ihren Hühnerhof wiederhaben. Die Auswahl und der Bau verursachten allerlei schlimme Nöte und Sorgen, aber endlich konnten die Völker ins neue Reich einmarschieren. Prächtige Stämme. Zur Feier des Einzugs wurde — es ist kein Scherz — am hellen Sommertag dicht vor dem Gitter der festliche Tisch gedeckt, und Wagner hatte seine besondere Freude an den kampftüchtig geratenen Hähnen. Einer vor allem, der Kriegerischste, Streitbeste, mit herrischem Federbusch, der wurde gleich getauft: Berlioz. Und weil es auf dem Balkan drunten schon damals so hühnerstallmäßig zuging wie heute noch, dekretierte der Meister: „Ich schicke meinen Berlioz hin, der bringt alles in Ordnung." —

* * *

Wahnfried ist am schönsten im Mai und im frühen Herbst. Bei weitgeöffneten Fenstern am sonnigen Septembertag — eine unbeschreiblich weihevolle Ruhe. Das Wort „weltfern" hat sich mir nie so in die Seele geprägt in seiner Erhabenheit, wie dort. Alles noch grün und golden im Garten, auch die Vögel in den hohen Zweigen singen noch alle. Aber der erste leise Hauch des Abschieds ist schon gekommen und hat den lauten Mut des Sommers still gemacht. Und auf den Kieswegen ein leichter Schritt und eine schlanke hohe Frau, den Silberschleier über dem weißen Haar — unter dem Schatten der Bäume und in der letzten Sonne sich ergehend — und die Augen mit dem „unerhört seltsamen" Blick „über die Welt hinaus" — unbeschreiblich, unvergeßlich. —

Als Wagner im August 1871 auf vier Tage zum ersten Male nach Bayreuth kam, bestimmte er sofort die Stelle, auf der Wahnfried stehen sollte. Mit dem Platz für das Festspielhaus hingegen hatte es noch gute Weile. Eigentlich — und das ist wohl kaum bekannt — sollte es ebenfalls hier am Hofgarten stehen, der schlechte Boden ließ indessen die nötige Tiefe nicht zu. Nach langwieriger Schererei erst kam endlich der jetzige Hügel zur Bestimmung. Aber die Stelle für Wahnfried blieb vom ersten Tage beschlossen. Es war keine Kleinigkeit, seinen Bau durchzusetzen, denn der Entwurf wich in allen Dingen so gründlich von der geltenden Schablone ab, daß die Architekten diese „Neuerungen" nicht mitmachen wollten. „Ärgersheim!" rief der Bauherr, als ihm einmal die Geduld riß. Der erste Plan schon trägt ganz im Hintergrund eine kleine umrandete Stelle, auf der steht nur ein Wort: „Grab". —

Der Maler und Bildauer Ernst Kietz, der treubewährte Freund noch aus der schlimmen Pariser Zeit vor damals vierunddreißig Jahren, war der erste, der den noch ganz unfertigen Bau bezog; in einem notdürftig hergerichteten Raume saß ihm Frau Cosima zur Ausführung ihrer von Wagner innigst

Digitized by Google

gewünschten Büste. Der Meister war ein recht ungeduldiger Zuschauer und Kritiker dabei, aber „endlich hat er den Schwanenhals!“ entfuhr's ihm aus lauter Freude, als die Plastik fertig stand.

Wenn wir die Stufen des Vestibüls erstiegen haben, liegt zunächst zur linken Hand das Empfangszimmer, in dem auch die tägliche, ungeheuer umfangreiche Korrespondenz erledigt wird, und rechts das Speisezimmer. Das kostbare altberliner Porzellan, das es aufweist, ist ein Geschenk Siegfried Wagners an seine Mutter, das er ihr vom Honorar seiner ersten Oper („Der Bärenhäuter“) verehrt hat. In der Mitte aber öffnet sich die Türe zur großen Halle. Ihre Anlage ist frappant, denn sie steigt bis zur höchsten Höhe des Hauses hinauf und empfängt von dort ihr Licht. Dieser Raum ist — abgesehen von den großen Empfängen an festlichen Tagen — ausschließlich der ernsten künstlerischen Arbeit zubestimmt. Hier wurden — und werden natürlich noch heute — die Stimmen der vielen Sängerinnen und Sänger geprüft, die gerne „Meistersinger“ werden möchten. Es vergeht kein Tag, an dem sie nicht kommen und ums Vorsingendürfen bitten. Mit der Architektur hat Wagner hier eine außergewöhnlich geniale Art gefunden, die Schäflein von den Böcklein zu scheiden — und das ist die Akustik. Sie wirkt wie ein Mikroskop, alles wird ins Riesenhafte vergrößert, die Schönheiten und die ... Schatten, wollen wir sagen; manches Splitterchen verborgener Echtheit wird zum Demanten hier und manches noch so sorgsam verhüllte Pünktchen Unecht zum endgültigen Schlußpunkt. Ich erinnere mich einiger, die mit vollen stolzen Primadonnensegeln angefahren kamen und gar nicht lange danach, immerhin ziemlich abgetakelt, wieder von dannen zogen. Hier wird aber vor allen Dingen die Unsumme von Arbeit geleistet, welche die Einzelproben mit den für die Festspiele Auserkorenen erfordern, eine Arbeit, die ohne die eiserne Energie und vor allem die inbrünstigste Begeisterung und Selbstentäußerung undenkbar wäre. Hier haben der Meister — und nach ihm jahrzehntelang die Meisterin — sich erst die künstlerischen Kräfte mit unsäglicher Mühsal erziehen und sie Schritt für Schritt in die Tiefen und Wesenheiten der Bayreuther Kunst hineinführen müssen. Dieser Raum hat seine Geschichte für sich, und sie würde viele Bände füllen.

In der Höhe des ersten Stockwerkes kreist eine Galerie, die in die Familiengemächer führt. Himmelblau leuchtet die Wandtönung hier oben und Malvida von Meysenbug war es, die den Vorschlag dazu machte; in vielen griechischen Häusern hatte sie die edle Wirkung dieser Tönung empfunden. Unterhalb dagegen herrscht das Pompejanisch-Rot und gibt den Stimmungsakkord für die Bilder und Statuen. Der Fries von Aquarellen aus dem „Ring“ ist ein Geschenk des hohen Freundes, das er dem Original in seinem Münchener Residenzschlosse nachbilden ließ. Ebenfalls vom Könige verehrt sind die auf Marmorsockeln darunterstehenden Heldengestalten aus Wagners Werken; Zumbusch hat sie aus blendendem Carrara gemeißelt. Rechts und links der Mitteltür die beiden Büsten sind Kietzens Kunst: der Meister und der „Schwanenhals“.

Über die Steinfliesen der Halle hin (Akustik!) gehen wir zum Saal. Saal? Nun ja allerdings, ein Repräsentationsstück wie in Fürstenschlössern ist er nicht, sondern ein freier, behaglich-ungezwungen vornehmer Patrizierraum. Ich möchte sagen: Wagner hat ihn ganz eigens sich und seinen Freunden zugedacht. An den Wänden in hohen Borden stehen die Adelsgeister der ganzen Welt: die berühmte Bibliothek des Meisters. Inder, Griechen, Römer, Italiener, Spanier, Engländer, Franzosen, Russen. Und die Nordländer natürlich. Und auf breitestem Raume: Deutschland, vom ältesten Germanien an. Die Literatur der Erde ist hier in höchster Auslese versammelt. Aber dann natürlich: alle Tonschöpfungen in prunkenden Partituren, Palestrina, Bach, Gluck, Mozart, Beethoven, Weber ... — Hier steht der geweihte Flügel und erzählt uns aus der Fülle seiner Erinnerungen die zarteste: zwei Menschen in diesem Raume nur, der Meister und Cosima. Er war mit einer Bleistiftskizze hereingestürmt und zog sie zum Instrument und ließ hier in „weltentrückter Stille“ das soeben in heiliger Hast Empfangene ertönen: das Parsifal-Vorspiel. Draußen rollte die Welt ihren alten Lauf — und hier saßen zwei Einsame, Hochgeweihte, denen zum erstenmal das Erlöserblut im Gralskelch erglühte und die — „selig in Liebe“ — als Erste den weihevollen Gebegruß vernahmen: „Nehmet hin meinen Leib ... mein Blut ... um unsrer Liebe willen.“ —

An diese verschwiegenste Stunde reiht sich ein holdes Geburtstagsgedenken. Frau Cosima ist bekanntlich ein Christkind, am Weihnachtstag geboren. Als die Bleistiftskizze zum Werk vollendet war, bat sich der Meister vom Herzog von Meiningen seine Hofkapelle aus und brachte mit dieser in aller Weihnachtsmorgenfrühe dem Geburtstagskinde den ersten und hehrsten Gruß dar, das fertige Parsifal-Vorspiel. Es war die erste denkwürdige Aufführung desselben.

In diesen Räumen befindet sich nichts, aber auch gar nichts, was nicht persönlichste Deutung und Beziehung hätte. Dort über der Tür zur Halle prangt eine reichgestickte Seidendecke; die Herrin hat sie auf heimlichen Streifzügen in Neapel als Liebesgabe für den Meister entdeckt, und am 22. Mai leuchtete sie auf Wagners Geburtstagstisch. „Liebespanier“ taufte er sie, und später noch: „Isoldens Segel“. — Die Diwans und Lehnsessel umher erzählen von hohen Feierstunden und wissen erlauchte Namen zu nennen.

Eine besonders eindrucksvolle Sprache

Digitized by Google

Der Saal in Haus Wahnfried, das Arbeitszimmer Richard Wagners

reden die Gemälde. Der herrliche Apollokopf des königlichen Freundes. Beethoven, Goethe, Schiller. Lenbach malte den Meister, Frau Cosima und ihren großen Vater Franz Liszt; und brachte eines Tages noch eine besonders beziehungsvolle Überraschung, dort über dem Flügel den Schopenhauer, dem sich Wagner bekanntlich im tiefsten Herzen nahefühlte (das Porträt ist von Lenbach ausschließlich für Wagner gemalt und nicht kopiert worden). Die Büsten der Schröder-Devrient und Schnorr von Carolsfelds stehen hier, — und noch ein Bild weiß Anmutiges zu berichten: Cosimas lebensgroßes Porträt. Joukowsky, der liebenswürdige Freund Wagners, dem die Skizzen und Entwürfe der ersten Parsifal-Dekorationen zu danken sind, hat es gemalt und damit einen Herzenswunsch des Meisters erfüllt. Als es fertig war und farbenprächtig vor allem (denn Joukowsky war ein Verschwender in Farben), da kleidete der damit überraschte Gatte seine Freude und Verblüffung in zwei die Situation durchaus erschöpfende Worte: „Mater coloroſa!“ rief er.

Ein Werk Joukowskys ist auch das große Temperabild dort, die „Heilige Familie“, eine der letzten und sinnigsten Erinnerungen aus Wagners Leben.

Zum Weihnachtstage 1881 hat Cosima es als lebendes Bild ersonnen und vom Maler am Bescherungsabend stellen lassen. Der Meister war tief bewegt und erschüttert über die Idee und bat sie sich zum dauernden Gedächtnis als Gemälde aus. Daniela ist die Madonna; Siegfried, der damals Zwölfjährige, übt als Christusknabe das Zimmermannshandwerk und hobelt sich — ein Kreuz; Sankt Joseph ist der Maler selbst; und über dem Idyll drei lobsingende Engelsgestalten: Blandine, Isolde und Eva. Aber auch noch eine eigenste Zutat von Wagner, eine Freundschaftslibation, trägt dieses Bild. Graf Gobineau, der Rassenforscher und Dichter der „Renaissance“, war damals Weihnachtsgast in Wahnfried und ein Säulenkapitäl auf der „Heiligen Familie“ hat seine Züge.

Am selben Weihnachtsabend hatte der Meister auch seinerseits eine Überraschung im Hinterhalt, die indessen einen etwas weniger seriösen Charakter trug. Ein Taschenspieler namens Meunier produzierte sich während jener Tage in den Bayreuther Bierstuben. Den lud er ein und ließ ihn zum großen Ergötzen seiner „heiligen Familie“ in Wahnfried gastieren. Man muß das Groteske darin anblicken, dem Franzosen Gobineau einen Taschenspieler und Hexenmeister als Landsmann vorzustellen: „Herr Gobineau — Herr Meunier.“ — Aber der Jongleur stellte seinen Mann, und Wagner drückte ihm nach der Abendgesellschaft mit ausgiebiger Anerkennung die Hand: „Herr Meunier kann mehr als ich!“; und auch das hatte seine weitere und engere Bedeutung, denn Wagner war selbst, wie wir wissen, von Jugend auf leidenschaftlicher und gewandter Akrobat, der ebenso natürlich auf den Händen zu laufen verstand wie wir auf den Füßen, und hier im Saal war es auch, wo er dem Freunde seines Lebens, Franz Liszt, bei dessen Besuch die drolligste und vielsagendste Ovation darbrachte und auf Händen und Füßen über den Teppich zu ihm gekrochen kam: „Franz, zu dir kann man nur auf allen vieren kommen!“ —

Die „Rotunde“, die den Saal abschließt und ihm durch ihre Fenster Licht gibt, führt in die größere und abgeschlossene

Digitized by Google

Hälfte des Wahnfriedgartens hinab. Hier trug sich ein rosiges Geschehen zu. Amalie Materna, Wagners erste Brünnhilde, hatte, kurz vor Beginn der ersten Festspiele 1876, ihren Geburtstag; das hatte er erkundet und brachte ihr eine überaus zart erfühlte Gratulation dar. Hier im Toreingang ließ er einen Rosensitz für sie errichten, einen holden Thron, dem sich aus dem abendlichen Garten her der Zug der Hulden und Huldinnen nahte; ein Rosenzug; der ganze Garten war geplündert, Rosen über Rosen. Richard Fricke, der Tanzmeister und Choreograph, voran mit herziger weißer Kinderschar, den Kindern aus der Götterdämmerung — und ihnen folgend Wahnfrieds Kinder; der ganze stattliche Chor zog hinterdrein, das Orchester mit dem Meister an der Spitze brachte Tusch auf Tusch, die Kollegen und Kolleginnen allesamt; und dabei regnete es in Strömen, denn die Beglückte konnte sich der Tränen nicht erwehren, und Wagner müßte nicht Wagner gewesen sein, wenn er nicht in diesem Augenblick die klassische Erleichterung bei der Hand gehabt hätte: „Du weinst, Amalia?" Und dann folgte der Hagel: Rosen, Rosen, Rosen, immerzu Rosen, jeder hatte sich mit Rosen bedacht und bombardierte mit den anderen um die Wette die tränende Brünnhilde. Und der Garten lag mondscheinüberflossen — und in der Halle klang es vom Flügel her: „... weißt du, wie das wird?" — dem kommenden Sonnenmorgen entgegen.

Die Tür ist geschlossen, das fröhliche Fest — vorbei. Herbst ist's in Wahnfried, der Springbrunnen schläft, auf dessen Teich die schwarzen Schwäne ihre Bahnen zogen, die vom König sinn- und beziehungsvoll verehrten schwarzen Schwäne. Die Sonne will scheiden und vergoldet abendlich noch einmal Haus und Garten und spiegelt sich droben im schmalen Fenster, hinter dessen für immer verhangenen Scheiben der weltumspannende „Ring" geschlossen wurde und der „reine Tor" erwuchs.

Am Grabe stehen vier Rosenstöcke, zwei zu Häupten und zwei zu Füßen. Jetzt ist ihr Blühen schon Sterben geworden. Aber wenn der „liebe Mai" wiederkommt, sind sie wieder mit Knospen übersät, — und wenn vom Hügel die Fanfare ruft, flammen sie auf wie Fanale und stehen in roter Glut und verkünden das immer neue Ostern von Bayreuth. Tief unter der mächtigen Granitplatte, in feste Mauern geborgen, steht Wagners Sarg, dessen Schlüssel die Meisterin an sich trägt. Kaum zwei Schritte seitwärts liegt sein guter Wächter; ein kleiner grauer Stein sagt: „Hier ruht und wacht Wagners Ruß." Der brave Ruß, der treue Diener seines Herrn, der prächtige Bernhardiner, der noch aus der Schweiz mit herübergekommen war, aus der Triebschener Glückseligkeit. Er ist an seiner Treue gestorben. Er ließ seinen Herrn nicht einen Blick lang aus den Augen und holte sich bei einer Ausfahrt, gegen heftigen Wind neben dem Wagen galoppierend, eine Lungenentzündung, der er erlag; im Mai 1875. Und zu Häupten seiner eignen Gruft hat Wagner ihn hingelegt und ihm selbst die Inschrift gegeben. — Und weiterhin liegen alle, die seiner Treue folgten, ein wirklicher, von grünem Efeu übersponnener kleiner Hundefriedhof, Name für Name verzeichnet. Wie sagte doch der Meister? —: „Die Jünger verstanden den Herrn fast ebensowenig, als ein treuer Hund uns; doch — sie liebten ihn ...!"

Richard Wagners Grab

Abschied von Wahnfried. Die hohen Bäume lassen grüßend ihre Blätter fallen, und die Weinlaubengänge haben rote Girlanden aufgezogen. Eine frohe Drossel singt noch auf dem Zweig, und das festgebaute Haus steht wie ein eingegründeter Hafen, und der junge König blickt uns, sein holder Schirmherr, nach. — Die Gittertür fällt ins Schloß, und wir müssen wieder aufs hohe Meer hinaus.

Aber der Meister will kein sentimentales Scheiden.

Kaum hatte er damals Grund und Boden für Wahnfried bestimmt, so suchte er auch für sich und die Seinen eiligst das Bürgerrecht in Bayreuth nach. Der Oberbürgermeister Muncker, ein Hochverdienter um die Festspielsache, nahm ihm alle erforderlichen Scherereien (mit denen auch das liebe Bayernland niemals gegeizt hat) ab und schickte ihm nur die Bestätigungsurkunde und — o weh! — die Kostenaufstellung dafür. Und die muß nicht eben schlecht gewaschen gewesen sein, denn der Empfänger schrieb kurz und bündig folgenden Dank darauf: Au! — Au! — Ausgezeichnet! ... R. W." —

Digitized by Google

Futter-Fassen

Ballade von

Börries, Freiherrn von Münchhausen

Soldatentag ist lang, und man ist jung, —
Zu jung beinah fürs Aufstehn früh vor vier!
Dann Reiten, Fußdienst, Schießen, — ach, ein Leutnant
Hat wirklich harten Dienst, — und er ist jung,
Zu jung beinah, um immer zu befehlen,
Um immer dienstlich, immer Mann zu sein!

Und heute nachmittag noch Futter-Fassen
Im Heu- und Stroh-Depot der Garnison.

Ein weiter Hof, von Scheunen rings umgeben,
Und mit dem Duft des Strohs hängt in der Luft
Der Dreschmaschine schütternd dumpfer Ton.
Die Wagen laden auf, es steigt des Sommers
Erinnrungsschwerer Ackerstaub empor.

Der blonde Junge wandert auf und ab,
Die Reiterstiefel geben festen Schritt,
Er ist im Dienst und ist gewiß ein Mann, —

Und schwimmt ihm doch in beiden Augen heiß
Etwas, das gar nicht fortzudrängen ist ...

Ein weiter Gutshof, Scheunen ringsherum,
Und mit dem Duft des Strohs hängt in der Luft
Das dumpfe Brummen seiner Dreschmaschine ...
Vom Stall in grüner Joppe kommt sein Vater,
Und drüben, wo der Springbrunn steht im Park,
Der Mutter und der Schwester helle Kleider ...

Soldatendienst ist hart, und er ist jung,
Zu jung beinah, um nicht daheim zu sein!

Digitized by Google

H. U.

Zur Eröffnung des Frachtverkehrs mit Unterseebooten zwischen Bremen und den Vereinigten Staaten von Amerika

Von Wilhelm Ehlers in Bremen

Wie vor sechs Jahrzehnten der Norddeutsche Lloyd als großes nationales Schiffahrtsunternehmen mit hervorragendem kaufmännischem Geschick und zäher Willenskraft ohne jede staatliche Unterstützung in Bremen ins Leben gerufen wurde, so ist vor einem halben Jahre, mitten im schwersten Kampf des Vaterlandes gegen eine Welt von Feinden, ebenfalls in der alten Hansestadt an der Weser eine Schiffahrtsgesellschaft begründet worden, die nicht minder nationalen Zwecken dient, als der Lloyd, der zusammen mit der Deutschen Bank in Berlin und dem vormaligen Präsidenten der Bremer Handelskammer, Alfred Lohmann, Patenstelle bei ihr übernommen hat: Die Deutsche Ozeanreederei, die erste Unterseebootsreederei für den Handelsverkehr zwischen Bremen und den Vereinigten Staaten. Erst jetzt, nachdem sie ihren Betrieb eröffnet, läßt sich die Bedeutung dieses völlig neu- und einzigartigen Unternehmens übersehen. In aller Stille hat sich ein weltgeschichtliches Ereignis vollzogen, ein Ereignis, dessen politische Folgen noch nicht abzusehen sind, das uns aber jedenfalls der heißersehnten „Freiheit der Meere" in gewisser Beziehung mit einem Schlage um ein gutes Stück näher gebracht hat. „Britannia rules the waves", eine britisch-französische „Blockade" „sperrt" die Nordsee — aber dennoch gelingt es immer wieder deutschen Schiffen, das große Weltmeer zu erreichen und der Welt zu zeigen, daß trotz aller Bemühungen unserer Gegner, die deutsche Schiffahrt zu vernichten, sie doch noch am Leben und imstande ist, die deutsche Flagge stolz in fernen Welten zu entfalten. Ein seltsamer Gegensatz, der durch die epochemachende Fahrt des ersten deutschen Unterseeboot-Handelsschiffes „Deutschland" von der deutschen Nordseeküste nach der Ostküste der Vereinigten Staaten von Amerika eine besondere Unterstreichung erfahren hat.

Die vielbewährte deutsche Ingenieurwissenschaft und der in der Geschichte der Seeschiffahrt so oft zutage getretene und mit Recht gerühmte hanseatische Unternehmungsgeist und Wagemut haben in diesen Tagen des gewaltigsten Ringens auf den Schlachtfeldern, das die Weltgeschichte kennt, einen Triumph errungen, wie er glänzender kaum zu denken ist. Ein deutsches Unterseeboot, ein friedliches Handelsschiff, ohne Geschütz, ohne Torpedo, besetzt mit unerschrockenen, tüchtigen Seeleuten der deutschen Handelsflotte, hat mit einer Ladung Farbstoffe am Abend des 9. Juli wohlbehalten Baltimore erreicht. Überraschung und Staunen erfüllte die Welt, als der Draht oder die elektrischen Wellen der Funkenstationen die Nachricht von Weltteil zu Weltteil, über Land und Meer, von Land zu Land und von Ort zu Ort trugen. Mit sauren Gesichtern wurde sie aufgenommen von denen, die uns feindlich gegenüberstehen. Jubel aber, unendlichen Jubel löste sie aus bei den Millionen Deutschen jenseits des Meeres, denen in dem Unterseeschiff „Deutschland" nach langen schweren Monaten endlich wieder der erste sichtbare, unmittelbare Gruß aus der schwer, aber erfolgreich um ihr Dasein ringenden Heimat kam. Stolze und aufrichtige Freude bemächtigte sich des ganzen deutschen Vaterlandes und insbesondere Bremens, des Heimathafens der „Deutschland", in dem genau vor hundert Jahren das erste deutsche Dampfschiff „Die Weser" die bremische Flagge heißte. Aber die vielfachen Kundgebungen der Freude, die in reichem Flaggenschmuck der öffentlichen Gebäude, des Rathauses, des Schüttings, der Börse und vieler Privathäuser, in herzlichen Glückwunschtelegrammen an die weitblickenden Männer, deren Initiative die Gründung der ersten deutschen Handels-Unterseebootsreederei entsprungen ist, zum Ausdruck kamen, konnten nicht das Gefühl der Dankbarkeit, der Anerkennung und der Bewunderung unterdrücken, das, wie Bremens Einwohner, die ganze deutsche Bevölkerung erfüllt haben wird und erfüllen muß, denn „durch den Bau und die kühne Fahrt des ersten deutschen Handels-Unterseebootes nach Amerika ist dem Vaterlande und der ganzen neutralen Welt ein unermeßlicher Dienst geleistet worden. Deutsche Technik und deutscher Wagemut feiern einen bahnbrechenden Triumph."

Und wahrlich dieser Triumph, von dem in solcher Weise der Präsident des Deutschen Reichstags, Dr. Kaempf, in einem Glückwunschtelegramm an den um das Zustandekommen des großen Werkes besonders verdienten Vorsitzenden des Aufsichtsrats der Gesellschaft, Alfred Lohmann spricht, ist wohlberechtigt.

Stolz weht wieder die rot-weiß gestreifte Bremer-Schlüsselflagge auf dem Meere. Der Bremer Schlüssel auf weißem Grunde links oben in der Flagge weist unsere britischen Feinde besonders darauf hin, daß wir uns jetzt den Schlüssel für den uns zugedachten Kerker selbst geschmiedet haben, und daß wir

Digitized by Google

ihn auch zu gebrauchen verstehen. Nicht fortnehmen kann ihn England, denn er ist, wie so vieles Großes, das im Laufe des Krieges in Deutschland erstand, das Symbol der Freiheit aus eigener Kraft! Die tausend Jahre alte Bremer Flagge will das amerikanische Volk daran erinnern, daß es Deutschland war, das die Vereinigten Staaten auch zur Zeit ihres Kampfes um die Befreiung von englischer Herrschaft vor 130 Jahren unterstützte. Die entstandene amerikanische Flagge ist der Bremer ähnlich, und ähnlich ist der Drang bei den Völkern nach Gleichheit und Freiheit auf dem Meere.

Bis zum März 1915 waren Bremen und Bremerhaven die einzigen deutschen Häfen, die trotz des Krieges den Verkehr mit Amerika aufrechterhielten. Dann trat England hindernd dazwischen, verbot die Einfuhr amerikanischer Baumwolle mit amerikanischen Dampfern und verhinderte gleichzeitig Amerika Farbstoffe für seine Textilindustrie und Kali für die Düngung seiner Baumwoll- und Weizenfelder zu beziehen. Mit Hilfe der neuen Bremer Unterseebootsreederei ist nun eine neue regelmäßige Verbindung mit Amerika ins Leben getreten. Die Blockade, die unsere Feinde verhängt haben, schließt, allem Völkerrecht zum Hohn, die Küsten des neutralen Hollands und der skandinavischen Reiche ein. Widerspruchslos haben sich die neutralen Länder diese Vergewaltigung gefallen lassen. Die für die amerikanische Industrie so notwendigen Farbstoffe konnten nicht geliefert werden, denn England verweigerte die Verladung. Deutschen Schiffen blieb es vorbehalten, unter deutscher Flagge diese Stoffe durch die feindliche Blockade hindurch über den Ozean zu tragen; sie werden dafür von Amerika Rohstoffe eintauschen, die für die deutsche Volkswirtschaft notwendig sind.

Um so erfreulicher ist die durch das Handels-U-Boot „Deutschland" wiederhergestellte Verbindung mit Amerika, als durch sie nicht nur der gegenseitige Austausch wichtiger Landeserzeugnisse wieder ermöglicht, sondern gleichzeitig auch erreicht ward, daß die englische Blockade nicht effektiv ist: mithin zu Unrecht besteht und demnach von den Nationen nicht mehr anerkannt zu werden braucht. Damit ist die erste bedeutungsvolle Bresche in die englische Verteidigungsstellung zur See gelegt; möge sie sich schnell erweitern und mehr und mehr unsern immer noch so stolzen Vettern jenseits des Kanals zum Bewußtsein bringen, daß sie auch zur See in besonderem Maße mit deutscher Kraft und deutschem Geist zu rechnen haben, wie sie auch in dem neuen Seeschiffahrts-Unternehmen auf das glänzendste verkörpert sind.

In den ersten Kriegsmonaten wagte unsere junge und doch so erfolgreiche Kriegs-U-Bootsflotte sich kaum weiter als bis in die englischen und französischen Gewässer hinaus. Allmählich dehnten sich ihre Fahrten weiter und weiter aus. Bald kamen Nachrichten über sie aus dem Norden der britischen Inseln, bald solche aus dem Atlantischen Ozean. Und dann hieß es, U-Boote seien von Wilhelmshaven nach dem Mittelmeer und weiter nach den Dardanellen, ja bis nach Konstantinopel gefahren. Wochenlang seien sie unterwegs gewesen ohne irgendwelche Häfen zu berühren und ohne ernsten Schwierigkeiten unterworfen zu sein. Von Deutschland aus ist bislang kein Kriegs-U-Boot bis an die Küsten Nordamerikas gefahren; dem Handels-U-Boot war es verbehalten, diesen Erfolg zu erzielen. Das Handels-U-Boot ist der Träger dieses Ruhms, an dem nicht nur die Gründer und Leiter seiner Reederei, sondern in hervorragendem Maße auch die Ingenieure, Techniker und Arbeiter der Kieler Germaniawerft, und nicht zuletzt Kapitän und Besatzung gebührenden Anteil haben. Den Schiffbau-Ingenieuren der Germaniawerft, der ältesten deutschen U-Bootswerft, ist die Ausarbeitung der Pläne für diesen neuen Handelsschiffstyp zu danken, von dem nach den Erfahrungen mit den Marinebooten von vornherein zu hoffen war, daß er sich auch für Reisen über den Ozean bewähren würde.

Alfred Lohmann, der damals Präsident der Bremer Handelskammer war, trat im September 1915 dem Gedanken zur Gründung einer neuen Reederei für den Betrieb von Untersee-Frachtschiffen nach den Plänen der Germaniawerft näher und entwickelte ihn zunächst im Freundeskreise. Am 8. November 1915 erfolgte dann im Hause Schütting zu Bremen in den Räumen der Handelskammer die Gründung der „Deutschen Ozeanreederei G. m. b. H." durch den Norddeutschen Lloyd in Bremen, die Deutsche Bank in Berlin und Alfred Lohmann in Bremen. Am 15. November verkündeten die Blätter die Eintragung in das Handelsregister, aus dem hervorging, daß Gegenstand des Unternehmens „der Betrieb der Schiffahrt, sowie der Betrieb aller Geschäfte und Unternehmungen und die Beteiligung an solchen" sei, „welche nach dem Ermessen des Aufsichtsrats den Zwecken der Gesellschaft direkt oder indirekt dienen oder damit in Verbindung stehen". Kein Uneingeweihter dachte an die Verwendung von U-Booten für den überseeischen Handel! Das erforderliche Kapital wurde schnell gezeichnet: 2 Millionen Mark! Je 750000 Mark übernahmen der Norddeutsche Lloyd und die Deutsche Bank, 500000 Mark zeichnete Alfred Lohmann selbst. In aller Stille vollzog sich dann der Aufbau des Unternehmens, ohne daß die Öffentlichkeit ahnte, welch wichtige, epochemachende Neuerung auf dem Gebiete der Seeschiffahrt und Technik sich hier anbahnte.

Schon vor einiger Zeit wurde in der englischen Presse darauf hingewiesen, daß die englische Flotte nicht mehr in der Lage sei, dem britischen Inselreich seine frühere Sicherheit zu verbürgen, denn die Zeit sei nicht mehr fern, da das Meer von mächtigen,

Digitized by Google

deutschen Luftschiffen verdunkelt und seine Tiefen von U-Booten erprobt würden. Schon rühme sich Deutschland Schiffe bauen zu können, die Post und Passagiere unter Wasser nach Amerika zu bringen vermöchten, und es sei gewiß, daß das heutige U-Boot bald in einem Museum ausgestellt werden würde. Im Vergleich zu den ersten Mustern des 20. Jahrhunderts werde das U-Boot der Zukunft aussehen wie ein Ozeandampfer neben einem Flußdampfer. Durch die Schaffung solcher Unterwasserschiffe werde die Freiheit der Meere plötzlich in die Wirklichkeit übersetzt werden. Vierzig Fuß unter der Oberfläche beginne ein ewiger Friede, aber es werde nicht länger der Friede des Grabes sein. Deutschland, hieß es weiter, sei die schnelle Entwicklung dieser neuen Methode des Fortschritts zu danken und Deutschland werde auch die Mittel und Wege zu Schutzmaßnahmen für die neue Unterwasserschiffahrt zu finden wissen. Der so schrieb, war ein englischer Parlamentarier: Sir Joseph Compton-Rickett, und das Blatt, das seinen Auslassungen Raum gewährte, waren die „Daily News". Als Sir Joseph seine Weisheit der Presse anvertraute, war der von ihm in der Zukunft zu erwartende Ausbau der neuen Schiffahrtsmethode durch den Bau von U-Booten zu Handels- und Verkehrszwecken in Deutschland bereits zur Tatsache geworden. Die Unterseeboote „Deutschland" und „Bremen" der Deutschen Ozean-Reederei, Schiffe von 2000 Tonnen Wasserverdrängung, waren bereits ihrem Elemente übergeben und das erstere hatte unter Führung des Kapitäns König, des ehemaligen Führers des Norddeutschen Lloyddampfers „Schleswig", auf der Fahrt nach Amerika den britischen Blockadeschiffen bereits ein Schnippchen geschlagen.

„Deutschland war im Begriff, die Freiheit der Meere mit einem Schlage in die Wirklichkeit zu versetzen", und zu beweisen, daß unsere „Einfuhr und Ausfuhr frei von Kontinent zu Kontinent gelangen können". „Britannia rules the waves" — zwar nicht in Wirklichkeit, jedoch mit Feder und Wort.

Die Ankunft des ersten H. U. in Baltimore erregte überall berechtigtes Aufsehen. Unsere deutschen Landsleute und die Untertanen befreundeter Nationen jubeln, unsere Gegner aber lassen es sich angelegen sein, mit allen Mitteln zu versuchen, den glänzenden Erfolg des deutschen Unternehmens zu verkleinern. Mögen sie es tun! Es kann die Sache nicht schädigen, wie es ihren Bemühungen auch nicht gelungen ist, den Amerikanern die Auffassung zu suggerieren, daß die „Deutschland" ein Kriegsschiff sei. Wenn eine Reutermeldung aus Washington vom 11. Juli, die besagt, das amerikanische Schatzamt habe die „Deutschland" als ein unbewaffnetes Frachtschiff erklärt, das nicht ohne weitgehende Änderungen in der Konstruktion für Angriffszwecke verwendet werden könne, richtig ist, so ist damit allen deutschfeindlichen Machenschaften, das Boot als etwas anderes hinzustellen, als es in Wirklichkeit ist, der Boden entzogen. Die „Deutschland" kann in aller Ruhe und Sicherheit in Baltimore löschen und für die Heimreise laden, um dann von neuem der Welt zu zeigen, daß die englische Blockade der Nordsee nicht mehr effektiv ist, sondern nur noch auf dem Papier steht.

Und so hat ganz Deutschland, haben auch die Neutralen allen Grund, sich dieses wichtigen Ereignisses zu freuen, das, wie kaum ein anderes, tagelang die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte und unseren Feinden Anlaß bot, mit der ganzen ihnen noch gebliebenen Lungenkraft und aller ihnen zur Verfügung stehenden Druckerschwärze gegen die neueste Schöpfung, die wir der deutschen Schiffsbaukunst, und deren Nutzanwendung wir dem kühnen Griff hanseatischer Kaufleute und einer wagemutigen Seemannschaft verdanken, zu Felde zu ziehen.

Der Fluß

Die Wellen bilden langgestreckte Zeilen,
Der ganze Fluß gleicht einem grauen Buch,
Doch wenn die Sonnen lesend hier verweilen,
Empfängt es diesen himmlischen Besuch
Verklärt. Da funkeln Steine, Tiere, Pflanzen
Schlicht und verschlungen wie ein Zeichenbund,
Und Stürme nahen, um das Buch zu stanzen;
Zuweilen glänzen aus dem Zeilengrund
Gestirne voller wechselnder Gewänder
Und streuen in die grauen Wellenreih'n
So wie in Seiten der Gebetkalender
Die Schönheit ihrer Heiligenbilder ein.
Da springen Gottes Goldinitialen
In kühnem Schwung aus seinem Meisterstift,
Die Wellen schmücken Mond- und Sonnenstrahlen,
Der Zeilenfluß erglüht in Flammenschrift.

Arthur Silbergleit

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 12. Juli 1916

Von einer der klassischen Übersichten, die das Große Hauptquartier von Zeit zu Zeit über abgeschlossene Kampfhandlungen zur Freude und zum Dank unseres Volkes veröffentlichen läßt, wurde die Kriegslage zu Lande in den Monaten Mai und Juni knapp so dargestellt. Auf dem Balkan herrscht Ruhe. Obwohl der Abtransport der neu zusammengestellten serbischen Armeereste nach Saloniki beendet zu sein scheint, ist es zu ernstlichen Zusammenstößen auf der mazedonischen Front noch nicht gekommen. Die Lage ist dadurch bestimmt, daß die Bulgaren am 26. Mai den Rupelpaß besetzt haben und damit eine von Süden her unangreifbare Stellung gegenüber der Entente einnehmen. Die Entente hat sich bisher zu einer großen Angriffsbewegung nicht entschlossen, ebensowenig wie die Italiener etwas getan haben, von Valona aus ihre Stellungen auszudehnen. Auch auf dem vorderasiatischen Kriegsschauplatze hat die Tätigkeit der Feinde nachgelassen. Ihr Vorrücken in Mesopotamien hat aufgehört; von einem Ineinanderfließen der englischen und russischen Operationen war nach der ersten flüchtigen Berührung am 25. Mai keine Rede mehr. Auch in Armenien kommen die Russen nicht voran. An der West-Front geht der Angriff gegen die französischen Stellungen auf beiden Maasufern um Verdun Schritt für Schritt erfolgreich weiter. Ebenso verlief auf dem italienischen Kriegsschauplatze die österreichisch-ungarische Offensive, die genau Mitte Mai begonnen hat, weiter günstig. Es war ihr gelungen, die Italiener nicht nur aus dem größten Teile der von ihnen bei Kriegsbeginn eroberten Bezirke Südtirols wieder herauszuwerfen, sondern auch die italienische Grenze in breiter Front zu überschreiten und den Angriff bis fast zum Südrand der Gebirge vorzutragen, die die Ebene Norditaliens umgrenzen. Bis zum 25. Juni machte dieser österreichisch-ungarische Angriff zwischen Etsch und Brenta stetige Fortschritte. Mit der Schilderung der Kämpfe auf dem östlichen Kriegsschauplatz und dem Beginn der englischen Offensive griff diese zusammenfassende Darstellung unserer Heeresleitung schon in die neue Periode des Krieges über, die zum ersten Male als eine Gesamtoffensive der Gegner gegen uns zu charakterisieren ist.

Zuerst begann, wie im Julihefte schon dargestellt, der Angriff der Russen: seit 18. Mai mit der Artillerie, seit 4. Juni mit der Infanterie. Ihm folgte, weil durch ihn erst die Möglichkeit dazu erhaltend, in der letzten Juniwoche der Angriff der Italiener. Etwas früher, ungefähr Mitte Juni, hatte innerhalb unseres Bundes eine Offensive der Türken im Kaukasus und auch im Irak begonnen. Zuletzt griff England in dieses Ringen ein, das bis gegen Ende Juni den Opfern und Anstrengungen seiner Verbündeten ruhig zusah. Seit dem 20. Juni aber steigerte sich die Gefechtstätigkeit auf der ganzen englischen und auf dem nach Süden anschließenden Teile der französischen Front. Mit dem 24. Juni begann die artilleristische Vorbereitung in der bekannten Weise des Trommelfeuers, und am 1. Juli setzte der Infanterieangriff Englands, und zwar nördlich der Somme ein. Seitdem wird im Westen, Süden, Osten und im Orient gekämpft, während man nur auf dem Balkankriegsschauplatze Gewehr bei Fuß einander gegenübersteht. Zum ersten Male in diesem Kriege greifen unsere Gegner auf allen Fronten gemeinsam an. Truppenmassen, Vorräte an Munition, Geschützzahlen werden eingesetzt, wie sie die Weltkriegsgeschichte noch nicht gesehen hat, wie sie auch dieser Krieg mit seinen ungeheuren Zahlen und Maßen bisher noch nicht verwendet hat. Man kann wohl sagen, daß die Welt den Atem anhält, nicht nur die Glieder der miteinander kämpfenden Nationen, sondern auch alle Neutralen in Europa, die Vereinigten Staaten und selbst der ferne Osten, auch Südamerika blicken auf dieses ungeheure Kämpfen gegeneinander, das nun die Entscheidung in diesem Kriege von fast zwei Jahren herbeizuführen sucht.

Die russische Offensive, die von der russischen Südwestfront aus in vielleicht fünfzig Divisionen, in den Armeen (von Norden nach Süden) der Generale Kaledin, Scherbatschew, Sacharow und Leschitzki unter dem Kommando des Generals Alexei Brussilow zwischen der rumänischen Grenze und den Pripethsümpfen angesetzt wurde, richtet sich gegen Punkte in der deutsch-österreichisch-ungarischen Ostfront, die sie für besonders schwach hielt. Als derartige Stellen nahm sie die Front am Styr nördlich Luck, dann Luck selbst, ferner die Stellung am Sereth und schließlich die am Dnjestr um Czernowitz in Angriff. Das ist im ganzen eine Linie, die von den Armeen Linsingen, Erzherzog Eugen, Böhm-Ermolli, Graf Bothmer und Pflanzer-Baltin zu halten war, wobei heute natürlich nicht genau zu sagen ist, ob diese Reihenfolge der Armeen noch völlig stimmt.

Die Armee des Grafen Bothmer ver-

Digitized by Google

mochte dem Anprall standzuhalten und ihre alten Stellungen an der Strypa zu halten. Dagegen gelang es dem russischen Angriff, die österreichisch-ungarischen Truppen nördlich und südlich der Armee Bothmer nicht unerheblich zurückzudrängen. Am 7. Juni wurde, wie auch schon erwähnt, die Festung Luck von den Russen erobert, womit das ganze wolhynische Festungsdreieck wieder in ihrer Hand war; der Angriff der Russen westlich von Luck am Styr gelang einigermaßen. Die Russen rühmten sich, dabei ungeheure Kriegsbeute gemacht und Hunderttausende von Gefangenen gewonnen zu haben. Die österreichisch-ungarische Heeresleitung hat diese Übertreibungen darauf richtiggestellt. Indessen ist nicht zu leugnen, daß hier den Russen ein Erfolg zugefallen ist, sie haben auf dem rechten Flügel ihrer Offensive einen gewissen Raumgewinn davongetragen. Südlich der Armee Bothmer waren ihre Erfolge räumlich noch größer. Am 17. Juni gewannen sie Czernowitz, am 30. Kolomea, so daß heute fast das ganze Gebiet der Bukowina mit samt ihrer Hauptstadt von den Russen besetzt ist. Die österreichisch-ungarischen Linien wurden davor zurückgenommen und finden ihre Stütze jetzt in den Karpathenstellungen, wo sie auf den Höhen zwischen Kimpolung und Jakobeni in der südlichen Bukowina sich gegen die weiteren Angriffe erfolgreich zur Wehr setzen.

Die russische Offensive ist vortrefflich eingeleitet und mit ungeheuren Mitteln durchgeführt worden. Französische Generalstabsoffiziere und Flieger, belgische Panzerautomobile, japanische Artillerie und vor allem in ungeheuren Massen vorhandene amerikanische Munition waren zur Stelle, um diese Offensive zu unterstützen.

Wir sind stark genug, um, wie es unsere Heeresleitung tut, diese russischen Erfolge ganz unbefangen anzuerkennen, die, wie sich jener Bericht des Großen Hauptquartiers ausdrückt, der Sache der Mittelmächte einen Rückschlag gebracht haben. Denn sofort hat unsere Heeresleitung dafür gesorgt, daß die russische Offensive ihre Bäume nicht in den Himmel wachsen lassen konnte. Obwohl sie sich sehr rasch auf die ganze Linie bis hinauf zur kurländischen Front ausdehnte und ohne Zweifel darauf rechnete, daß die deutsche Front sehr dünn sei, weil die deutschen Hauptmassen vor Verdun gebunden seien, wurde ihr im Gegenstoß rasch Einhalt geboten. Der Heeresgruppe des Generals von Linsingen vor allem lag die Aufgabe ob, im Raum von Luck die russischen Vorstöße aufzuhalten, während die Armee des Grafen Bothmer im südlichen Galizien an der Strypa, in der Gegend von Tlumacz, dieselbe Aufgabe zu erfüllen hatte. Meldungen vom 11., 12., 14., 15. Juni und an allen folgenden Tagen bezeugten, mit welcher Erbitterung und Tapferkeit hier gerungen wurde. Der Raumgewinn der Gegner in Wolhynien, der etwa sechzig Kilometer tief war, ging ihnen dabei schon fast zur Hälfte wieder verloren, während in Südgalizien die Linie gegen die russischen Angriffe gehalten wurde. Diese suchten aber auch nördlich davon dem Feinde die Lage zu erschweren, indem sie um Baranowitschi zum Angriff gegen die neunte Armee unter dem Generalfeldmarschall Prinzen Leopold von Bayern (erste Meldung über diese Kämpfe am 13. Juni) vorgingen.

Noch ist auf dieser ganzen Linie keine Entscheidung gefallen. In der Gegend von Baranowitschi, dann im Abschnitt des Stochod, in der Südwestecke Galiziens und in den Karpathenstellungen bis zur rumänischen Grenze wird mit größter Anspannung gefochten. Die Russen erweisen sich in diesen Kämpfen ihrer Gegner wert und suchen, ohne Rücksicht auf Menschenleben, ihr Ziel zu erreichen. Dieses ist sehr einfach: ihre Offensive erstrebt den Durchstoß bis Lemberg, die Rückeroberung Galiziens, vielleicht sogar das Wiedereindringen nach Ungarn. Diese Ziele haben in keiner Weise erreicht werden können, und schon heute darf mit Bestimmtheit gesagt werden, daß die russische Armee sie ganz bestimmt nicht erreichen wird.

Sie ist ein Teil der Gesamtunternehmungen der Entente, in denen jetzt die berühmte „einheitliche Front" wenigstens einigermaßen hergestellt ist. Ihr zweiter Zweck war die politische Einwirkung auf Rumänien, von der wir nachher sprechen, ihr dritter die Unterstützung der Italiener, um die diese immer und immer wieder gegenüber der immer gefährlicher heranrückenden österreichisch-ungarischen Angriffskraft flehten. Letzterer Zweck ist von dem russischen Bundesgenossen auch erreicht worden.

Der Druck auf die Front unserer Bundesgenossen im Osten bewirkte, daß sie in der Nacht zum 25. Juni ihre vordersten Linien auf dem italienischen Kriegsschauplatze räumen mußten. Am 25. und 26. Juni wurde die Front zwischen Etsch und Brenta erheblich verkürzt, womit die Linie Arsiero—Asiago samt ihren festen Punkten aufgegeben war. Diese Rückwärtsbewegung wurde in ausgezeichnet geschickter Weise vollzogen, und die Italiener haben keinen Grund, sich auf diesen Erfolg etwas einzubilden. Sie sind daran so unschuldig wie irgend möglich. Im Gesamtrahmen unserer militärischen Lage bedeutet diese Verkürzung der österreichisch-ungarischen Front in Italien sehr wenig, jedenfalls keinen erheblichen Mißerfolg. An Ort und Stelle ist es aber natürlich zu bedauern, daß die russische Entlastungsoffensive den so gut vorangehenden Angriff unseres Bundesgenossen gegen Italien aufgehalten hat und daß so das schwächste Glied der Entente vor dem unfehlbar drohenden Zusammenbruch noch einmal bewahrt worden ist.

Digitized by Google

Nun trat am 1. Juli das englische Millionenheer, die Schöpfung Kitcheners, auf den Plan. Lange hat England diese Offensive vorbereitet, diese Truppen sorgfältig zurückgehalten und sie in jeder Weise auf den höchsten Stand zu bringen gestrebt. Es war wohl nicht möglich, einen direkten Zusammenhang zwischen der englischen Niederlage vor dem Skagerrak und diesen englischen Angriffen auf dem Festlande von der Hand zu weisen. Zur See wurde England geschlagen, so mußte es versuchen, zu Lande gegen die deutsche Westfront anzurennen. Darin liegt doch eine Tatsache von größter historischer Bedeutung. Während also die Armee Brussilows im Osten angriff und die Italiener in der letzten Juniwoche in Oberitalien und am Isonzo ihrerseits eine allerdings ganz erfolglose Angriffsbewegung eröffnet haben, haben die Engländer zusammen mit den Franzosen an einer verhältnismäßig sehr schmalen Stelle unserer Front im Westen einen Riesenangriff begonnen. Etwa in der Mitte der Front zwischen Nieuport und der Aisne haben sie eingesetzt, vor allem in dem Winkel, den die Somme und ihr Nebenfluß, die Ancre, bilden: es ist das Gelände, auf dem schon viel Blut geflossen ist, zwischen Arras und Péronne.

Eine volle Woche dauerte die Vorbereitung durch Artillerie und Gas, dann begann der Frontalangriff. Die Entente griff also im Gegensatz zu der Septemberoffensive im Jahre 1915 dieses Mal nur an einer Frontstelle an. Damals versuchte sie bei Arras und in der Champagne zugleich unsere Front zu durchbrechen, und sah, daß ihre Kräfte dafür zu schwach waren. Deshalb hat sie diesmal eine Angriffsstelle auf verhältnismäßig schmalem Raum ausgewählt und sucht diese im reinen Frontalangriff zu durchbrechen, damit zunächst dann auch die deutschen Stellungen bei Roye und Noyon unhaltbar werden. Die deutsche Front bildet dort einen großen, nach Westen ausladenden Bogen von etwa 40 Kilometer Länge, der sich wohl auch deshalb dem englischen Angriff besonders empfahl, weil er der englischen Basis an der Küste am nächsten liegt. Am ersten Tage der eigentlichen Offensive wurde der Angriff auf diesen 40 Kilometern eingesetzt. Aber er führte nur an wenigen Stellen zu Erfolgen: am 2. Juli meldete unser Hauptquartier, daß an der Somme zwei Divisionen aus ihren völlig zerschossenen ersten Gräben in die nächste Stellung hätten zurückgenommen werden müssen. Schon diese ersten Kämpfe zeigten, daß es dem Gegner nicht möglich war, ihre Angriffe auf der ganzen ursprünglichen Offensivfront fortzusetzen. So wurde diese allmählich auf zwei schmale Frontstücke verengt: eines zwischen der Somme und der Ancre, in dem die jetzt oft genannten Ortschaften Hardecourt, Maméz, Fricourt, La Boiselle und Thiepval liegen, das andere südlich der Somme, zwischen Barleux und Belloy. Damit wurde die Infanterieangriffsfront des Feindes von 40 auf 16 Kilometer heruntergesetzt, wobei der Hauptteil auf das nördliche Kampfgebiet von 12 bis 13 Kilometer Länge fällt. Während also im Osten die Angriffsbewegung der Russen sich fast auf die ganze Front ausdehnt, hat die englisch-französische Offensive sich schnell verengt und sich damit auf die bekannten Kämpfe um einzelne Punkte, wie Dörfer, Wälder, Bachübergänge festgefahren, die Schritt für Schritt dem Gegner abgerungen werden und dann ausgebaut werden müssen. Nach allen Erfahrungen des Krieges bisher, die unsere Gegner und wir gemacht haben, darf heute schon angenommen werden, daß auf diese Weise ein großer Durchbruch, im Stile unseres Durchbruches in Galizien im Mai 1915, schlechterdings nicht zu erzielen ist.

Nirgends ist unsere Front irgendwie durchbrochen worden. Kleine örtliche Verluste spielen dabei keine Rolle. Es zeigt sich, daß die Behauptung richtig war, die wir immer hören konnten, es werde die Front im Westen auch gegen eine zehnfache Übermacht erfolgreich gehalten werden können. Die innere Kraft der Deutschen ist sogar so groß, wie sich die Welt aus unseren Heeresberichten überzeugen kann, daß die Unternehmung gegen Verdun ganz und gar nicht zum Stillstand gekommen ist. Sie geht planmäßig weiter und brachte am 23. Juni wieder einen sehr erheblichen Fortschritt. An diesem Tage eroberten bayerische Regimenter das Panzerwerk Thiaumont und den größten Teil des Dorfes Fleury. Die Karte zeigt, was dieser weitere Fortschritt bedeutet: es ist der linke Flügelpunkt der zweiten französischen Hauptstellung. Und alle diese Fortschritte mußten gegen ununterbrochene französische Gegenangriffe gehalten werden. Unerbittlich hält unsere Heeresleitung die französischen Truppenmassen fest, die sich hier weiterhin verbluten und natürlich an den anderen Stellen der Front fehlen, so die Engländer zwingend, ihren Teil der Front immer stärker nach Süden auszudehnen.

Wie erwähnt, herrscht auf dem Balkankriegsschauplatze Stille. Die Hügelketten, die die Zugänge nach Süden beherrschen, sind fest in bulgarischem und deutsch em Besitz und werden auf das äußerste ausgebaut. Zu allem anderen hindert hier die ungeheure Hitze den Beginn von Operationen, auf die die Bulgaren mit brennender Ungeduld warten.

Dagegen wird auf dem Orientkriegsschauplatze lebhaft gekämpft. Nach dem Falle von Kut el Amara hatte die türkische Heeresleitung im Irak die Wahl, ob sie sich erst gegen die englischen Truppen bei Fellahie am Euphrat oder gegen die aus Persien eingedrungenen Russen wenden wollte. Sie wählte das letztere, schlug die Russen bei Chanekin, drang wieder in Kasr i Schirin ein und eroberte am 1. Juli wieder Kirmanschah, die russische Basis des Angriffs aus Südpersien, zurück. Das war ein großer

Digitized by Google

und starker Erfolg. Etwa Mitte Juni eröffnete die türkische Heeresleitung aber auch eine Offensive an der armenisch-kaukasischen Front, wo das Schwergewicht in dem Abschnitt zwischen Trapezunt und Erzerum, also auf dem linken Flügel liegt. Auch da sind lokale Erfolge davongetragen worden. Im ganzen ist so die Lage auf dem Orientkriegsschauplatze Mitte Juni durchaus günstig, weil im Norden, in der Mitte und im Süden der feindliche Vormarsch mindestens zum Stillstand gebracht, sogar auch zurückgedrängt worden ist. Von der Vereinigung der Operationen zwischen dem Schwarzen Meer und dem Persischen Golf, von der in der russischen und englischen Presse soviel die Rede war, ist es jetzt still geworden; davon sind die Gegner heute weiter entfernt als je. Ob sie statt dessen sehr bald auf dem Balkan angreifen werden, wo sie etwa über 400000 Franzosen und Engländer und einige Tausende Serben verfügen, ist noch nicht abzusehen. Sie werden hier versuchen, gegen Monastir vorzustoßen, um Mazedonien zurückzuerobern. Lange jedenfalls wird es nicht mehr dauern und auch hier donnern die Kanonen.

So haben sich im Verlaufe der letzten Juniwochen fast auf allen Fronten Schlachten entwickelt, riesenhafter und umfangreicher als jemals. Ohne Zweifel ist es der Entente nun doch nach endloser Vorbereitung gelungen, eine gewisse Einheitlichkeit in ihre Operationen zu bringen. Nicht in dem Sinn, daß ihre Genossen sich beliebig Truppen gegenseitig zur Verfügung stellen könnten. Das schließen die ungeheuren Entfernungen und die Erschwerung des Verkehrs, vor allem durch den Schluß der Dardanellen ja aus. Meldungen etwa, daß kanadische Truppen durch das Weiße Meer nach der Murmanküste befördert worden seien, sind geradezu abenteuerlich; auf diesem Wege lassen sich nur geringe Verschiebungen herbeiführen. Aber man muß zugeben, daß die verhältnismäßig wenigen Verbindungslinien zwischen den einzelnen Gliedern der Entente Großes geleistet haben, um vor allem die Russen mit allem nötigen Kriegsmaterial zu versorgen. Und insofern ist doch eine einheitliche Front herausgekommen, als der Druck auf die verschiedenen Stellen unserer Fronten nicht ohne Wirkung geblieben ist, daß er zum mindesten, von Verdun abgesehen, eine allgemeine Defensive der Zentralmächte herbeigeführt hat. Es kommt jetzt mehr als je darauf an, daß die verfügbaren Kräfte überall richtig verteilt und eingesetzt werden. Von der Fähigkeit dazu hat unsere Heeresleitung während des Krieges so zahlreiche und glänzende Proben abgelegt, daß wir auch in diesem Kampfabschnitt fest auf sie vertrauen, und ebenso auf die Tapferkeit und Standhaftigkeit unserer Soldaten. Ihnen wird es ohne Zweifel gelingen, in diesem Sturm von West und Süd und Ost ihre Stellungen festzuhalten.

Nähern wir uns jetzt in dieser ungeheuren Steigerung der Kämpfe der letzten Entscheidung? Wir wissen es nicht.

Der erste und Hauptzweck dieser Offensiven ist rein militärischer Natur: sie wollen den Gegner schlagen und nicht mehr. Nur an einer allerdings wichtigen Stelle ist auch ein politischer Nebenzweck erkennbar. Die russische Offensive sollte einen Druck auf Rumänien ausüben und der englischen Offensive parallel geht die äußerste und letzte Anspannung der Ententediplomatie, Griechenland an ihren Wagen zu spannen.

Auf den Beschluß der Entente, über Griechenland die Blockade zu verhängen, hatte dieses, wie hier schon erwähnt, mit der Demobilisierung geantwortet. Das war der Entente noch nicht genug. Sie warf Griechenland vor, daß es durch seine Erlaubnis an Bulgarien zur Besetzung des Rupelpasses die Neutralität verletze, daß es im geheimen mit den Zentralmächten und Bulgarien verbündet sei und daß es durch sein Verhalten gegen die Kammer die Verfassung verletzte. Deshalb richtete sie am 21. Juni eine Note an Griechenland mit vier Forderungen: Allgemeine Demobilisierung, Beseitigung des Kabinetts Skuludis, Auflösung der Kammer und Ersetzung von der Entente nicht genehmen Polizeibeamten. Diesem Ultimatum beugte sich die griechische Regierung schon am 22. Juni. Skuludis trat zurück, Zaimi erklärte im Namen des Königs, daß Griechenland alle Forderung annehme, und bildete ein neues Ministerium. Die Demobilisierung ist in vollem Gange und nun soll in dieser Krisis, und während wichtige Teile des Staatsgebietes von den fremden Mächten besetzt sind, eine Wahlbewegung beginnen, die das Land in die größten inneren Kämpfe stürzen kann. Das ist auch der Wunsch von Venizelos. Er stellt sich vorbehaltlos auf die Seite der Entente, er billigt sogar ihr Eingreifen in das Verfassungsleben. Denn es ist wohl kein Zweifel mehr daran, daß dieser hart an den Verrat streifende Politiker im Hintergrund des sich anbahnenden Umsturzes die Republik und sich selbst als Präsidenten sieht.

Alles steht jetzt für König Konstantin auf dem Spiele; nur vom Siege der Zentralmächte und Bulgariens kann ihm eine Zukunft kommen. Die Mächte, die 1830 Griechenlands Unabhängigkeit garantierten, Rußland, England, Frankreich, sind heute seine Todfeinde und in ihrem Dienst steht Venizelos mit seinen phantastischen Anschauungen von der griechischen Zukunft. Indem er diesen zweimal stürzte und das alte Bündnis mit Serbien preisgab, hatte König Konstantin schon seine Stellung auf der anderen Seite genommen. Wir hoffen und wünschen, daß er diese schwierige und gefährliche Politik zum glücklichen Ende führen möge, aber,

Digitized by Google

wie sich auch die griechische Angelegenheit entwickelt, wir sehen ihr gelassen und ohne Besorgnis zu. Selbst wenn die ganze Streitmacht Griechenlands durch einen Sieg von Venizelos zum Expeditionsheer der Entente hinzukommen sollte, wird die militärische Lage doch nicht gefährdet.

* * *

Die russische Offensive hat die Bukowina gewonnen und soll so Rumäniens letzten Entschluß, den man immer und immer wieder erwartet, handgreiflich bestimmen. Sofort ist denn auch nach den ersten russischen Siegesnachrichten aus der Gruppe der rumänischen Russophilen die Aufforderung erschollen, Rumänien solle sich dem linken Flügel der Russen anschließen, nach Ungarn einrücken und sich Siebenbürgen erobern. Die Entente hat hier kurz vor Beginn der russischen Offensive dasselbe Spiel versucht, das ihr im September 1915 in Sofia vollständig fehlschlug. Mit Peitsche und Zuckerbrot, mit Drohung und Angebot von Land wollte sie die rumänische Regierung gewinnen. Aber der Ministerpräsident Bratianu blieb fest. Er lehnte jede Verhandlung über Gebietsabtretungen ab und erklärte, daß Rumänien unerschütterlich neutral bleiben werde.

Wieder einmal stand Rumänien am Scheidewege und wieder hat es dieselbe Stellung genommen wie bisher. Die Wirkung der russischen Offensive ist im Grunde schon verpufft, weil sie durch unseren Gegenstoß aufgehalten wurde, und die ärgsten Schimpfreden der russischen und italienischen Presse ändern nichts daran, daß die Entente sich Hoffnungen auf Rumänien nicht mehr zu machen braucht. Das bedeutet nun nicht, daß wir die Glücklichen seien, die an Stelle der Entente treten, wie es mit Bulgarien der Fall war. Bratianu hält eine ganz kühle, kaufmännische Politik ein, die mit möglichst geringen Opfern aus dem Kriege möglichst viel herausschlagen will, und die nach dem Spottworte, das schon zu Anfang des Krieges geprägt wurde, hofft, dem endgültigen Sieger zu Hilfe zu kommen. Über diese Linie läßt sich Bratianu weder von der Entente noch von uns hinausziehen. Er behält sich immer noch die Möglichkeit des letzten Entschlusses vor, dem wir auch hier mit vollster Ruhe zusehen. Die rumänische Frage hat für uns längst nicht mehr die Bedeutung, wie vor dem September 1915. Seitdem haben wir die feste Verbindung mit Bulgarien und dieser Zusammenschluß der Zentralmächte und der Türkei über und mit Bulgarien drückt ohne direkte militärische Maßnahmen auf alle Erwägungen der rumänischen Regierung. Sie ist nicht mehr wie bis zum September 1915 das Zünglein an der Wage, und die Vorstellung, daß sie jederzeit in der Lage sei, die Entschlüsse König Karols von 1878 und 1913 zu wiederholen, trifft heute nicht mehr zu, weil sich die Voraussetzungen durch den neuen Vierbund Mitteleuropas verschoben haben. Das Weitere werden hier unsere ferneren Erfolge im Osten und der Aufmarsch Bulgariens bewirken.

* * *

Die russische Entlastungsoffensive hatte wenigstens den Erfolg, daß das italienische und französische Kabinett sich wieder gefestigt haben. Das Kabinett Salandra hat sie ja nicht retten können, aber das Kabinett Boselli hatte dadurch eine günstige Aufnahme. Briand aber, der französische Ministerpräsident, ist direkt durch sie gehalten worden: das Parlament hat ihm sein Vertrauen wieder ausgesprochen und er glaubt sicherer zu stehen als je. —

Auch das englische Kabinett hat eine Erschütterung durch die irische Frage überwunden, die aber wohl nicht besonders ernsthaft gewesen ist. Dagegen hat England gerade in diesen Wochen eine schwere diplomatische Niederlage im fernen Osten erlitten. Mit jedem Kanonenschuß, der in der Nordsee gegen England fällt, wächst das Prestige Japans im fernen Osten. Beinah von Woche zu Woche konnte man spüren, wie die englisch-japanischen Beziehungen kühler wurden, und dementsprechend werden die zwischen Rußland und Japan wärmer und wärmer. Das ist eine politische Entwicklung, die von langer Hand her dirigiert worden ist.

Die sehr klugen Staatsmänner an der Newa und Tokio sind Schritt für Schritt aufeinander zugekommen, und der englische Botschafter in Petersburg, Buchanan, hat in dieser Beziehung mehr geschadet als genützt. Am 3. Juli haben der russische Minister des Auswärtigen Ssasonow und der Botschafter Japans in Petersburg, Motono, ein Abkommen unterzeichnet, das weltgeschichtliche Bedeutung hat. Es beendet im Grunde schon heute das Bündnis zwischen England und Japan und es hat eine gleiche Bedeutung wie der Vertrag zwischen England und Rußland im Jahre 1907. Rußland und Japan einigen sich darin über den fernen Osten, wobei Rußland erhebliche Zugeständnisse machen muß, die aber schließlich nichts anderes sind, als der letzte Rest der Niederlagen des Krieges von 1904/05. Dafür stehen die beiden nun Schulter an Schulter gegenüber alldem, was sich in China vollziehen wird, und stehen zusammen gegen die Vereinigten Staaten und gegen England. In England hat man versucht, in diesem Abkommen vom 3. Juli eine Spitze gegen Deutschland zu finden: nun seien die Hoffnungen Deutschlands, irgendein Glied der Entente herauszubrechen, endgültig gescheitert. Damit macht man uns nichts vor. Die Spitze dieses Abkommens ist gegen England gerichtet. Denn wozu brauchten Rußland und Japan sonst das gegenseitige Versprechen, daß einer nichts gegen den anderen unternehmen wolle, wofür doch das berühmte Londoner Septemberabkommen von 1914 genügt? Nein, Rußland und Japan wollen ihre ostasiati-

Digitized by Google

schen Angelegenheiten selbständig untereinander ordnen, auch gegen bisherige Bundesgenossen, die sie darin stören könnten. Gegen Deutschland könnte sich das Abkommen nach dem Kriege — eher kommt das gar nicht in Frage — nur richten, wenn die deutsche Politik das selber fördern würde oder die Bedeutung dieser großen weltpolitischen Wandlung nicht richtig einsähe.

Nicht entfernt so bedeutungsvoll sind andere internationale Abmachungen innerhalb der Entente. In Paris hat eine Konferenz über Wirtschaftsmaßnahmen gegen Deutschland auch nach dem Kriege getagt; darüber zu sprechen ist später Zeit. England hat die Deklaration von 1909, die an allen Ecken und Enden durchlöchert war, jetzt endgültig aufgehoben. Auch das ist für uns nichts Neues. Das Völkerrecht war für England uns gegenüber überhaupt nicht mehr vorhanden, und wenn England jetzt selber diese Deklaration beseitigt, so trifft das die Neutralen, aber nicht uns. Wir lesen höchstens darin das Zugeständnis, daß die Blockade und Aushungerungspolitik Englands gegen uns eben doch nicht gelungen ist.

⁂ ⁂ ⁂

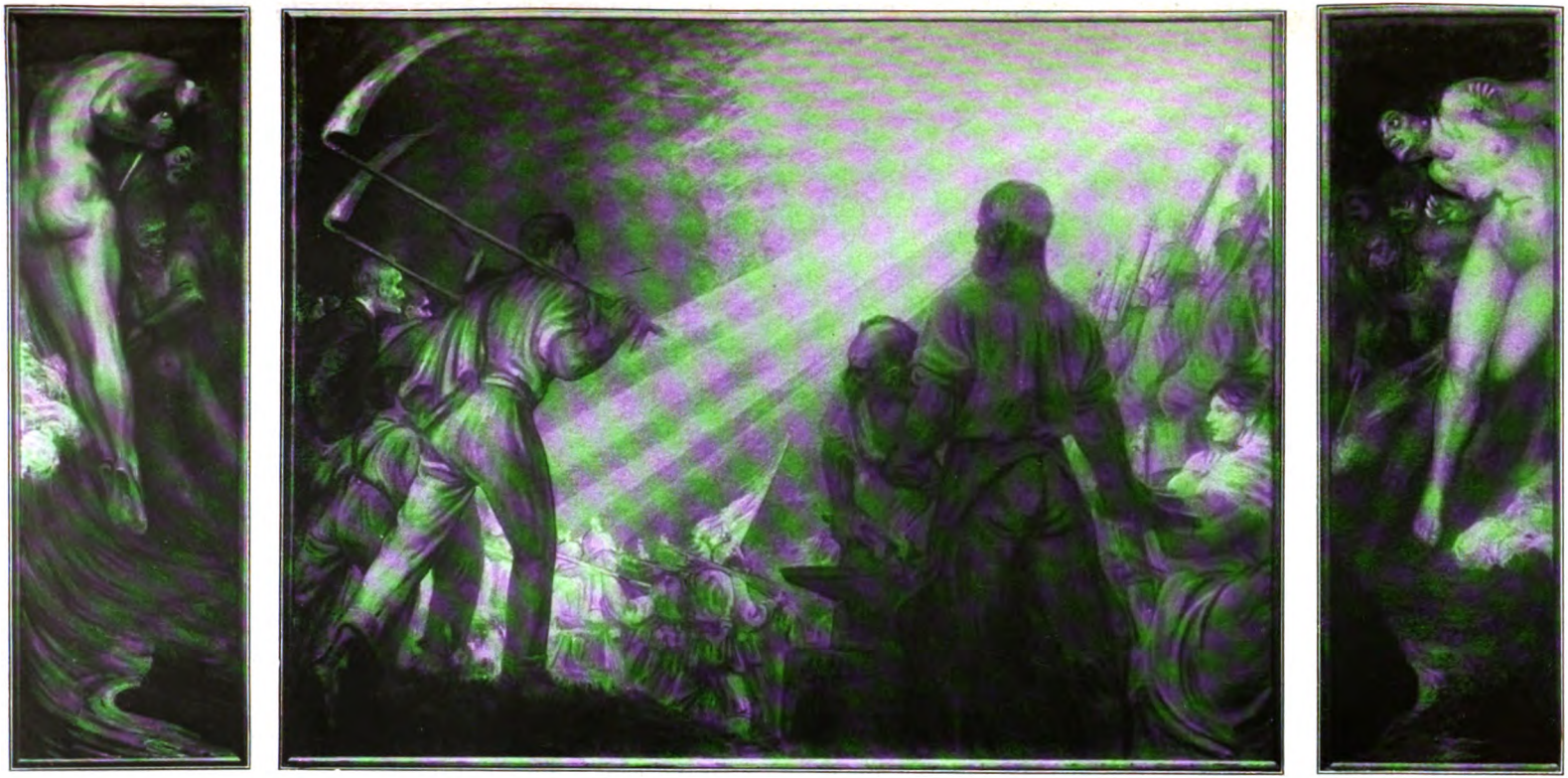
Das Gefühl, es bahne sich in den jetzigen Kämpfen eine Entscheidung an, wirkt sichtlich auch auf die Haltung der Vereinigten Staaten. In ihrem Konflikt mit Mexiko waren sie Ende Juni glücklich bis an die Schwelle des Krieges gekommen. Man hatte schon die Waffen an der Grenze von Texas gekreuzt, wobei die amerikanischen Truppen sich gerade nicht mit Ruhm bedeckten, und der Ton der Noten des Präsidenten Carranza wurde immer unverschämter. Aber die militärischen Maßnahmen waren nicht ernst gemeint. Am 8. Juli las die Welt die Meldung, Wilson und Carranza würden die Streitigkeiten zwischen beiden Ländern in direkter Unterhandlung regeln. Sie haben beide Grund genug, den Streit nicht auf die Spitze zu treiben, vor allem der erstere. Die Vereinigten Staaten sind zu einem so schwierigen Kriege nicht gerüstet. Dann drohten die lateinischen Republiken Mittel- und Südamerikas, an die Seite Mexikos zu treten, und wenn wir wollen, können wir darin das erste Eingreifen Südamerikas in diesem Weltkriege erkennen. Vor allem aber wollte sich Wilson mit Rücksicht auf den europäischen Konflikt die Hand freihalten. Die Diplomaten der Entente haben in Washington fieberhaft daran gearbeitet, daß der Konflikt mit Mexiko nicht ausbreche. Denn das hätte die Ausfuhr von Kriegsmaterial aus Nordamerika und von Petroleum aus Mexiko schwer gefährdet. So hat Wilson den Gegensatz vorläufig in dieser wenig rühmlichen Weise beendet. Er hat nun die Hände frei, aber freilich muß er sich damit abfinden, daß die Wahlbewegung seine schwächliche mexikanische Politik noch schärfer als bisher gegen ihn ausnutzt.

Es scheint, daß diese Wahlbewegung immer günstiger für seinen Gegner Hughes verläuft. Roosevelt wird nicht kandidieren; damit sind seine Anhänger dem republikanischen Kandidaten sicher. Ebenso wollen die Deutschen und auch vermutlich die Iren für diesen stimmen. Aber der Wahlkampf kann bis zum Winter noch mancherlei Überraschungen bringen. Uns kann der Ausgang im wesentlichen gleichgültig sein. Wir erwarten von den Vereinigten Staaten nach ihrer bisherigen Haltung im Weltkriege nichts für uns. Wir wissen, daß wir sie auf der Seite unserer Gegner finden werden, nicht gerade mit den Waffen, aber mit allen Mitteln der Diplomatie und der wirtschaftlichen Unterstützung, jetzt sowohl, wie während den Friedensverhandlungen und nach dem Kriege. Und darauf sollen wir uns heute schon innerlich einrichten und unsere politischen Gedanken danach einstellen.

⁂ ⁂ ⁂

Mitten in den großen Kämpfen dieser Tage ist am 18. Juni der Generaloberst Helmuth von Moltke durch einen Herzschlag aus dem Leben geschieden, unmittelbar nachdem er dem toten Kameraden, dem Feldmarschall v. d. Goltz, tief ergreifende Abschiedsworte gewidmet hatte. Damit endete ein Leben, das dem Vaterlande und dem Kaiser bis zum letzten Atemzuge gewidmet war. Jeder weiß, daß der Neffe an Genialität dem Oheim nicht gleichkam. Aber an der hervorragenden Stelle, an die ihn sein Kriegsherr gestellt hatte, hat er mit äußerster Pflichterfüllung gearbeitet. Sein Verdienst in den kritischen Tagen des Kriegsausbruches und des Ausmarsches nach Belgien wird die spätere Geschichtsschreibung würdigen. Dann brach er zusammen, als der Vormarsch nach Frankreich hinein zum Stehen kam. Sein allgemeines Verdienst dabei ist heute schon unumstritten: er hat die unvergleichliche Waffe des deutschen Generalstabes scharf gehalten, wie er sie überkommen hatte. All die jüngeren Generalstabsoffiziere, deren Namen heute im Munde des Volkes sind, sind durch seine Schule gegangen, sind unter seiner Leitung in den Generalstab eingetreten. Und wenn heute die Welt uns den Generalstab in seinen wunderbaren Leistungen neidet, wenn er unübertroffen vor allen anderen Generalstäben der kämpfenden Armeen dasteht, so ist das nicht zuletzt das Verdienst dieses Mannes, der acht Jahre im Frieden an seiner Spitze stand und ihn unermüdlich für den Krieg schulte, dessen darum in Dankbarkeit dauernd zu gedenken die Armee wie das Volk allen Grund haben.

Digitized by Google



August 1914. Triptychon von Prof. Julius Exter. Aus der Großen Berliner Kunstausstellung 1916

Digitized by Google

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Elsbeth von Nathusius, Johann Gottlob Nathusius. Ein Pionier deutscher Industrie (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) — Hermine Cloeter, Häuser und Menschen von Wien (Wien, Kunstverlag A. Schroll & Co.) — Paul Ernst, Saat auf Hoffnung (Berlin, Hyperionverlag) — Otto Flake, Horns Ring (Berlin, S. Fischer) — Walter von Rummel, Das erste Jahr. Aus den Erinnerungen eines Kriegsfreiwilligen (München, C. H. Beck) — Erträumtes und Erlebtes. Kriegserzählungen (Bielefeld, Velhagen & Klasing) — Georg Queri, Ja, die Bayern! (Berlin, Eysler & Co.)

Wir wollen heute keinen Roman an die Spitze dieser Übersicht stellen. Wir wollen den Vortritt einem Buche lassen, das von dem Leben und der Arbeit eines deutschen Bürgers erzählt: von seiner harten Jugend und seinem tapferen Emporklimmen, von seiner Ehrenfestigkeit, die doch niemals Beschränktheit wurde, und seinem nimmermüden Schöpferwillen, von seinen Riesenerfolgen und seiner Bedeutung für Volk und Zeit. Ein ganzes Leben schreiten wir ab, das aus der Enge kam und in die Weite wirkte — ein Leben, dargestellt in einem vortrefflichen Buche, das unsern Hunger nach Wirklichkeit sättigt und uns doch wie eine Dichtung spornt und erhebt. Elsbeth von Nathusius hat es geschrieben, und der Mann, von dem sie berichtet, dessen hinterlassene Aufzeichnungen ihrem Werke zugrunde liegen, ist ihr eigener Großvater: Johann Gottlob Nathusius, ein Pionier deutscher Industrie (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt).

Überlegen wir einen Augenblick, daß unsere biographische Literatur an Werken aus ähnlichen Lebenskreisen ganz ungewöhnlich arm ist. Woher kommt das? Es muß doch einen Grund haben! Nun, man wird ihn wohl am einfachsten darin suchen dürfen, daß der Kaufmann als solcher bis vor einem guten Menschenalter keine wesentliche Bedeutung für die nationale Entwicklung hatte und an den beiden weltgeschichtlichen Ausprägungen deutschen Wesens — der ästhetisch-philosophischen und der staatlich-militärischen — sozusagen unbeteiligt war. Einzelne Persönlichkeiten mochten wohl hervortreten, aber der Stand selber hatte sowohl im Deutschland Goethes wie im Deutschland Bismarcks unter einer leisen Geringschätzung zu leiden. Diejenigen Schichten, die sich als Träger der großen Entwicklung fühlten, nahmen ihn nicht für voll; sie allein stellen in der Hauptsache bis heute die Helden unserer biographischen und Memoirenliteratur: Dichter, Künstler, Gelehrte hier; Militärs und Politiker dort.

In den letzten Jahrzehnten hat sich durch den ungeahnten Aufschwung von Handel und Industrie das Bild dann gewaltig verschoben. Der deutsche Kaufmann, wenn wir bei dem Worte bleiben wollen, hat sich die Welt erobert, hat durch Erschließung neuer Quellen des nationalen Wohlstands eine Veränderung des gesamten deutschen Lebensdurchschnittes herbeigeführt und hat eine Macht gewonnen, die seiner Stellung ein ganz anderes Gewicht gibt. Es wird niemand mehr leugnen wollen, daß unsere großen Industriekapitäne, überhaupt die führenden Männer in Handel und Gewerbe, soweit sie mehr produktive als spekulative Geister sind, gewiß keine geringere nationale Bedeutung haben, als Dichter, Staatsmänner, Feldherren. Um so bedauerlicher ist es, daß wir aus ihrem Kreise wenig oder gar keine literarischen Zeugnisse besitzen. Sie werden kommen, gewiß! Aber vorläufig fehlen sie noch, und man empfindet stark die Lücke. Auch deshalb begrüße ich das Werk von und über Nathusius mit tausend Freuden. Es ist ein Anfang und ein prachtvoller Anfang; es wird Nachfolger hinter sich her ziehn, die uns neue Türen aufstoßen werden, und man wird die gleiche Kraft, die in Dichtern, Staatslenkern, Heerführern waltet, in neuen Betätigungsformen am Werke sehn.

Johann Gottlob Nathusius ist 1760 im damals sächsischen, heut märkischen Landstädtchen Baruth als Sohn eines kleinen Beamten auf die Welt gekommen. Das monatliche Gehalt des Vaters betrug 5 Taler, 20 Gutegroschen: davon lebte die achtköpfige Familie. Morgens gab es Warmbier oder Erbsensuppe; mittags ward etwa ein einziger Hering aufgetragen, dessen Mittelstück der Vater erhielt, während die übrigen Familienmitglieder streng nach dem Alter bedacht wurden. Kein Wunder, wenn der Jüngste oft wehmütig sein Teilchen gegen das Licht hielt: „Ach Gott, was ein klein Schwänzchen!“ Später, während der Lehrzeit, wurde Johann Gottlob noch dürftiger ernährt: er hat sich „emporgehungert“ wie ganz Preußen. Wir wissen, wieviel wir dieser harten Notwendigkeit verdanken, aber wir wollen sie nicht zum Ideal aufbauschen. Eine gewisse Wohlhabenheit ist die Voraussetzung aller Kultur, und der bis ins Alter bedürfnislose Nathusius, der beides, Armut und Reichtum, kennengelernt hatte, war doch der Meinung, daß die damaligen Hungerlöhne vielfach demoralisierend auf die Beamtenschaft ge-

Digitized by Google

wirkt haben, daß er selber durch die schlechte Kost seiner harten Jugend klein und schwächlich geblieben sei, daß unter dem Druck der Not mancherlei Gaben seines Geistes und Gemüts hätten verkümmern müssen. Noch der spätere Millionär, der sich als „Stern der preußischen Monarchie" gefeiert sah, hat es oft beklagt, daß er nicht hatte studieren dürfen.

Die Eltern konnten es nicht. Als Lehrling wurde der Vierzehnjährige in eine Berliner Materialwarenhandlung gesteckt, wo er Tüten kleben, Ladentische scheuern und gebrauchte Waren heranschleppen mußte. Er hat sich Hände und Füße dabei erfroren, so daß er im Leben nie wieder grade Finger bekam; er hat den abscheulichen Schlangenfraß hinuntergewürgt und heimlich auf die Frühstücksemmeln verzichtet, um sich für die ersparten Dreier vom Antiquar Lehrbücher zu kaufen. Das Makulaturpapier der Buchhändler, aus dem er Tüten drehte, vermittelte ihm allerlei Kenntnisse; aus alten Schmökern erlernte er die doppelte Buchhaltung, schließlich studierte er die Wechselrechte und las sogar Adam Smith. Hunderte von Bogen schrieb er heimlich voll, um sich im flüssigen Ausdruck zu üben, und führte jahrelang die Bücher und Korrespondenzen eines erdichteten Handelshauses. Zehn Jahre hielt er so durch. Dann fühlte er sich sattelfest und nahm einen Buchhalterposten bei einer Magdeburger Firma an. Einer seiner Lieblingsaussprüche lautete: „Als Untergebener muß man sich durch seine Leistungen unentbehrlich zu machen suchen; als Prinzipal soll man niemand unentbehrlich werden lassen." Danach handelte er; er ward so unentbehrlich, daß sein Magdeburger Chef vor seinem Tode bestimmte, kein anderer als Nathusius solle die Handlung fortführen. Er tat es, er stellte sie auf gesunde Grundlagen, er übernahm sie schließlich und ging Schritt für Schritt weiter. Als die preußische Regierung nach dem Ableben Friedrichs des Großen die Tabakregie auflöste, gründete er sofort eine noch heut bestehende Tabakfabrik, deren Erzeugnisse bald bei allen Schnupfern Deutschlands berühmt wurden. Und noch mehr machte er durch den Geniestreich von sich reden, den er 1792 ausführte. Da waren im Hamburger Hafen gewaltige Tabaksvorräte durch Hochwasser beschädigt worden. Nathusius sagte sich, daß der Tabak bei der Fabrikation ja sowieso angefeuchtet werden müsse, kaufte die gesamte Ware für ein Butterbrot, rettete sie durch äußerste Beschleunigung des Transportes und der Verarbeitung und verdiente auf einen Schlag 30000 Taler. Das Gerücht davon lief von Mund zu Mund, ward märchenhaft ausgeschmückt und fand sogar einen Niederschlag in der zeitgenössischen Dichtung: in Clemens Brentanos „Märchen von Komanditchen".

Mit den Mitteln wuchsen seine Pläne; ein Unternehmen gebar immer das andere; es war offenbar sein Ideal, alles, was er brauchte, selber herzustellen. Um die Jahrhundertwende war er schon der reichste Mann im reichen Magdeburg. Zwanzig Jahr später regierte er so viele Anlagen und Betriebe, daß die bloße Aufzählung schwindeln macht. Es befanden sich darunter eine Tabakfabrik, eine Steingut- und Porzellanfabrik, Gipsbrennereien, Gips-, Ton- und Walkmühlen, mehrere große Güter mit landwirtschaftlichen Betrieben, Plantagen, botanischen und anderen Gärten, Baumschulen, Forsten, Branntweinbrennereien, Seilereien, Schmieden, Stellmachereien, Käse- und Stärkefabriken, Mehl-, Grieß- und Graupenmühlen, Nudelfabriken, Ölmühlen, Ölraffinerien, Brauereien, Mälzereien, Böttchereien, Zuckerraffinerien, Obstweinkeltereien, Weinessig-, Likör- und Mostrichfabriken, Ziegeleien, Steinbrüche, Kupferhammer, Eisengießerei, Maschinenfabrik — — ich brauchte noch nicht aufzuhören, aber es wird genügen. Selbst eigenes Papiergeld, das natürlich in seiner eigenen Steindruckerei hergestellt wurde, gab Nathusius für seine Kassen aus, und um diese von einem einzigen Mann geschaffenen und geleiteten Unternehmungen richtig abschätzen zu können, muß man doch immer bedenken, daß sie in dem industriell noch gar nicht entwickelten Deutschland vor 100 Jahren aus der Erde gestampft wurden. Die großartige schöpferische Phantasie des kleinen Mannes gab niemals Ruhe. Er wollte oft zu viel, er scheiterte mit manchem Vorhaben, aber nur, weil die Technik seiner Zeit noch nicht vorgeschritten genug war oder weil sich manchmal kein brauchbarer Helfer fand.

Nicht minder rühmenswert als die Leistung war die Gesinnung, die sie begleitete und benutzte. Dieser Nathusius war ein echter Bürger, in fast antiker Art: Das Wohl der res publica lag ihm stets am Herzen. Mit seinem eigenen Vorteil suchte er immer den der Allgemeinheit zu verbinden; er entwickelte den Wohlstand ganzer Gegenden; er ließ Millionengeschäfte vorübergehen, die seiner sozialen Gewissenhaftigkeit und strengen Ehrbarkeit nicht entsprachen; er stellte sich jederzeit dem Staat zur Verfügung; er zeigte jedem, der lernen und es ihm nachmachen wollte, seine Betriebe und gab ruhig alle Fabrikationsgeheimnisse preis. Obwohl ihm, dem liberalen Bürger mit manchmal fast republikanischen Neigungen, die freieren Regierungsformen des Westens besser gefielen, als das damalige Zopf- und Adelsregiment in Preußen, obwohl er den Zusammenbruch von 1806 voraussah und im „Königreich Westfalen" fast seine beste Zeit erlebte, hat er in den Erschütterungen der Zeit auch als Preuße im kleinen und großen seine Schuldigkeit getan, und wehe dem französischen Offizier, der an seiner Tafel sich vermaß, ein böses Wort gegen den König von Preußen zu sagen. So konnte es natürlich nicht ausbleiben, daß alle Ehren, die Fürsten vergeben können, sich auf sein Haupt sammeln

Digitized by Google

wollten. Aber Adel, Geheimratspatente, Orden und was sonst um Menschen herumhängt — er lehnte es ab und sandte es zurück. Er sagte das herrliche Wort: „Es ist besser, sich auszuzeichnen, als sich auszeichnen zu lassen." Erst seine Söhne, die alle tüchtige Menschen wurden, haben den Adel angenommen und sich auch sonst vielfach unter den Einflüssen einer anderen Zeit in anderer Richtung entwickelt. Und noch ein anderes Rezept von dem alten Herrn. Da er fühlte, daß er eine aus Herkunft und Erziehung resultierende Scheu vor Höhergestellten in sich bekämpfen mußte, so wandte er das Mittel an, sich die Menschen, mit denen er gerade sprach, „immer nackend zu denken". Seitdem war es ihm ganz einerlei, ob er einen Minister oder Bauer vor sich hatte. Allen lieben Deutschen zur Nachahmung empfohlen!

Es muß genug sein, so unendlich viel noch aus dem Schatzkästlein dieses Buches zu heben wäre. Mit geradezu leidenschaftlicher Teilnahme habe ich es in einem Zuge gelesen, und mir ist, als hätte ich viel daraus gelernt. Sollte man dafür nicht mit Freuden Dank sagen?

Nun kämen wohl eigentlich die Romane an die Reihe, aber ich möchte schnell noch ein anderes Buch dazwischen schieben, das mir eigentlich ein reineres Vergnügen gewährt hat, als die erzählerische Beute: Hermine Cloeters „Häuser und Menschen von Wien" (Wien, Kunstverlag A. Schroll & Co.). Es ist ein Buch der Tradition; ein Buch voll Wehmut und Lächeln und Liebe. Da werden in Wien wie überall auf der Welt alte Häuser abgerissen, um neuen Platz zu machen. Der eine freut sich darüber und ist stolz auf sein 20. Jahrhundert; der andere fühlt einen leisen Schmerz und sieht die Schatten und Schicksale vergangener Tage abschiednehmend um die todgeweihten Mauern schweben. Wenn das romantisch ist, so wird Hermine Cloeter die Bezeichnung gern auf sich nehmen. Ein ganzer Reigen von Gestalten gaukelt um sie herum, wo Altvertrautes stürzen will. Das große Freihaus auf der Wieden, das am Ende seiner Tage die Landsturmmänner versammelt, erzählt ihr seine Geschichte: auf glänzenden Festen tanzt Peter der Große darin, Mozarts Zauberflöte erklingt hier zum erstenmal, Erinnerungen an das tolle Jahr steigen auf. Die eingesunkenen Gräber des stillen Währinger Ortsfriedhofes sprechen von längst Vermoderten, und es wäre kein Wiener Buch, was uns hier geboten wird, wenn es an der Stephanskirche vorbeiginge oder gar von Theater und Musik schwiege. In zärtlich ausgetuschten Bildern leuchtet vergangenes Leben; im Salon Geymüller steht Kathi Fröhlich vor Grillparzer; die schöne Therese Krones lächelt uns, immer noch Sehnsucht weckend, entgegen; einst berühmte, nun vergessene Sterne des Burgtheaters sind wieder jung; der Ausstattungs-Schikaneder tritt als erster Papageno auf und wahrt sein Recht, das man ihm nehmen will. Hier und da ein feiner, kluger Seitenblick auf die Schikanederschen Inszenierungskünste der Gegenwart und ähnliche Errungenschaften. Einmal auch ein kurzes Sichwehren gegen alle, die Wien durchaus zur Phäakenstadt machen wollen. Ein Gang auf das Schlachtfeld von Aspern, die Erzählung von dem Märtyrertod eines tapferen Bekenners sollen ein Gegengewicht gegen die phäakische Note herstellen. Über 60 Abbildungen nach seltenen alten Blättern unterstützen die ruhige, kulturvolle Plauderkunst der Wiener Spaziergängerin aufs beste. Sie wird sich auch im Norden Freunde gewinnen.

Wie gern wollte ich nun auch dem folgenden Griffelführer, dem harzgeborenen Paul Ernst, einen vollen Kranz zuwerfen! Aber ich bekomme gerade nur das Drahtgestell fertig: die bunten Blumen und das saftige Laub fehlen mir, da sie nur sparsam und kümmerlich im Garten dieses Halbdichters gedeihen.

Er hat sich schon so viele hundert Male einen „Theoretiker" nennen hören, daß man das Wort gern vermiede. Aber fast in jedem seiner Werke stößt man auf Unorganisches und Retortenhaftes. Und da die poetische Ursprünglichkeit sehr abgeschwächt ist, so soll ein grübelnder Kunstverstand sie ersetzen. Wo die naive Sicherheit fehlt, muß man ein festes Programm haben. Von Anfang an hat Paul Ernst dieses Programm gesucht, das ihm Halt geben konnte. Es war immer früher da als das Werk. Erst hat er sich an den gleichfalls stark programmwütigen Arno Holz angeschlossen; dann hat er hartnäckig auf eigene Faust nach dem erlösenden Dogma gerungen, wie die Alchimisten nach dem großen Elixier. Und wie diese der Meinung waren, sie brauchten nur das Elixier zu haben, um sofort Gold machen zu können, so glaubte er wohl, daß er nur die „richtige" Kunsttheorie zu erwischen brauchte, um auf der Stelle auch Kunst schaffen zu können. Er fand natürlich nur, was er selber in sich trug: er fand, daß die Tragiker meist verstandesmäßig arbeiteten und daß das Drama eine logische Konstruktion sei. Durch ästhetische Studien wollte er den „Weg zur Form" erobern; seine Anschauungen wurden bald als „Neuklassizismus" ausgerufen. Das Kind hatte also einen Namen; es war nur noch nötig, es lebendig zu machen. Doch damit haperte es. Bei all den Dramen und Novellen, in denen sich die Theorie in Dichtung umsetzen wollte, ward kein Mensch warm. Sie starben sofort immer an der allgemeinen Hochachtung. Nur einmal hatte Paul Ernst einen Erfolg: mit dem „schmalen Weg zum Glück". Das war ein Roman, und Romane hatte er selbst nur unter die „Halbkunst" gezählt. Eine Ironie des Schicksals, die nicht einmal zufällig ist. Denn sie erklärt sich daraus, daß der Mann vom Unterharz zwar eine Persönlichkeit ist, aber keine „Natur".

Sein neuer Roman, „Saat auf Hoff-

Digitized by Google

nung“ (Berlin, Hyperionverlag) hat ein interessantes Vorwort, in dem er versucht, zwischen diesem erzählenden Werke und dem Weltkrieg Beziehungen herzustellen. Auch darin zeigt er sich als „Unbedingter,“ als Dogmatiker. Er kennt Gottes Weltplan, er kennt Aufgaben, Ziele, Zukunft des deutschen Volkes, er kennt die einzig wahre Kunst — ach, er weiß alles, was ich nicht weiß. Ich würde trotzdem seine ganze Dogmatik widerstandslos schlucken, wenn durch sie oder trotz ihrer sein Roman zu einer lebendigen Dichtung geworden wäre.

Aber da liegt eben der Hund begraben. Man steht vor einem bläßlichen Buche, durch das man unsicher hindurchgeht, mit dem steten Gefühl, auf lauter Luft zu treten. Es hat dabei viele bewegte, sogar viele reichlich blutige Geschehnisse und Schicksale zu erzählen; es bringt Personen aller Arten und Stände herbei, es redet über Staat, Christentum, soziale Verhältnisse und andre Dinge. Doch die Geschehnisse schließen sich nicht völlig zur Handlung zusammen; die Personen fallen nicht selten auseinander; die Grundideen werden aus dem Mangel an Gestaltungskraft nicht ganz klar. Überall spürt man etwas Unorganisches; Gedachtes soll Gezeugtes ersetzen; unter der Hand bekommt selbst das, was höchste Notwendigkeit sein sollte, den Charakter des Willkürlichen und Zufälligen. Auch die Sprache hat nichts natürlich Gewachsenes. Sie bevorzugt vielfach die farblosen Beiwörter wie „angenehm“ und „freundlich“, die eine gewisse Stilperiode des alternden Goethe charakterisieren; sie macht sich künstlich primitiv und fällt auch hier und da ins Platte; sie läuft eindruckslos ab. Am weitaus schönsten sind dem Sohne Elbingerodes Bergleute und Köhler gelungen: der alte riesige Köhler vor seinem Meiler oder in seinem Hause entschädigt für sonstige Blutleere, und unwillkürlich denkt man an den „Ofterdingen“ von Novalis, der allerdings wesentlich farbiger, leuchtender, lyrischer ist. Aber auch in ihn bringen Bergleute und Köhler die einzige kräftige Note hinein, und was Brentano spöttisch von dem Werk des Romantikers vermerkt, gilt auch für den Roman des Neuklassizisten: „Alles Fleisch ist Lachs darin.“ Nein — mit dem Kranzwerfen ist es diesmal wieder nichts. Ich fürchte, die Saat auf Hoffnung wird nicht aufgehen.

Auch der Roman „Horns Ring“ von Otto Flake (Berlin, S. Fischer) wird die Welt nicht erobern. Aber es macht wenigstens Spaß, ihn zu lesen; er geht auf Spannung aus und hält doch die literarische Linie inne. Horn ist ein etwa dreißigjähriger Lehrer in einer Mittelstadt, über den die Furcht kommt, die Jugend könnte ihm ungenützt verstreichen. Er hat einen Hang für das große Leben, er liebt die Orte, an denen sich Menschen in Massen zusammendrängen, eine Großstadt kann ihn förmlich trunken machen, Tempo und Rhythmus der Zeit berauschen ihn. So gibt er kurz entschlossen seine Stellung auf und geht nach Berlin: als Journalist in einem auf die Dummheit und Lüsternheit der Menge spekulierenden Verlage muß er sich durchschlagen; er erkennt, daß er deshalb seinen Schulmeisterberuf nicht hätte aufzugeben brauchen und daß die notwendige Voraussetzung zu einer Freiheit, wie er sie meint, doch eben das Geld ist. Nun hätte zwar eine millionenschwere junge Dame nicht übel Lust, ihn zu nehmen, aber eine andere, leider unbegüterte, lockt auf der anderen Seite.

In solchen Zweifeln geschieht es, daß unser Held auf wundersame Weise in den Besitz eines unsichtbar machenden Ringes kommt. Mit einem Male kann er all seine Gier und Sehnsucht stillen. Wer den Ring besitzt, ist mächtiger als der mächtigste Kaiser. „Er kann Gold zusammenraffen, Frauen Gewalt zufügen, den Papst in seinem Zimmer schlafen sehen, seine Geliebte belauschen, Eisenbahn fahren, Kriege verhindern, alles Gute und alles Schlimme tun, ohne daß ihn jemand erblickt noch ergreift.“ Und Horn gebraucht seine märchenhafte Macht. Er dringt in die Reichsbank ein und beraubt die Schatzkammern von Monte Carlo, er überschüttet seine Geliebte mit Geschenken, gründet Klubs und Zeitschriften, fährt mit Auto, Bahn und Schiff durch die ganze Welt, mischt sich in die hohe Politik, entlarvt als Detektiv Verbrecher und führt ein Leben im großen Stil (oder wenigstens, was er dafür hält).

Wie lange? Nun, genau bis Seite 370. Dort erfahren wir offiziell, daß die ganze Ringgeschichte mit allen ihren Folgen ein bloßer Traum war — die Phantasieorgie eines armen Schluckers. Ich verstehe dergleichen sehr gut, da ich mir selber in wunderschönen Träumen oft ausmale, was ich täte, wenn ich reich wäre. Aber ich finde erstens, daß Herr Horn gar zu sehr aufs Oberflächliche und Äußerliche in Benutzung seines erträumten Reichtums geht. Und zweitens: wenn schon einmal phantasiert werden soll, dann bin ich auch für Durchhalten. Aber Otto Flake stürzt sich zuletzt, in einem arg konventionellen Schluß, so sehr in bürgerliche Selbstbeschränkung, daß man seinem Oberlehrer die unbürgerlichen Träume kaum mehr zutraut. Wie dem Grillparzerschen Rustan ist ihm „der Traum ein Leben“, aus dem er sehr vernünftige Grundsätze ableitet. So schwankt der Roman auch sonst immer zwischen Konventionellem und mehr Persönlichem. Das Beste, was er beibringt, sind wohl ein paar Züge zu dem Welt-, Macht- und Genußfieber der Jugend vor 1914. Zu einem vollen Dichter fehlt Otto Flake aber vieles, vor allem der stille, unberührte Wurzelgrund.

Darf man zum Schluß, ohne allzuviel gekrauften Stirnen zu begegnen, noch ein paar Kriegsbücher besprechen? Ich weiß, daß immer mehr Leser entsetzt das Kreuz davor schlagen. Aber es gibt doch von Monat zu Monat allerhand Hübsches in der großen Sintflut ...

Zu dem „Hübschen“ rechne ich die Er-

Digitized by Google

innerungen eines Kriegsfreiwilligen, die Walter von Rummel unter dem Titel „Das erste Jahr“ bei H. C. Beck in München erscheinen ließ. Er hat den Stellungskrieg im Westen mitgemacht, hat als Adjutant einer bayerischen Reserve-Infanterie-Brigade in einer Ferme unweit von St. Mihiel gehaust und die Kämpfe im Walde von Ailly erlebt. Aber das Wichtigste ist doch eben seine eigne liebenswürdige Persönlichkeit, bei der es uns wohl wird. Sie bleibt nicht in dem bloß Technischen des Krieges stecken, sie setzt uns nicht auf jeder Seite die übliche Schüssel voll Granaten vor, sondern sie dringt in gutem Instinkt überall zum Menschlichen, das auf die Dauer doch allein wertvoll und interessant bleibt. Wenn ich dieses Kriegsbuch in der Erinnerung noch einmal durchblättere, so spüre ich mehr und mehr, daß das eigentlich Kriegerische darin von mir abgleitet. Aber allerliebste Episoden stehen, hübsch ausgetuscht, vor mir: ich begrüße mit einem Lächeln die sorgsam geschonte einzige Gans auf der Ferme, die sakrosankt ist und als Fest- und Friedensbraten auf ihren Besitzer, den französischen Territorialsoldaten Herrn Perrin, wartet. Ich begrüße ehrengeachtete Mitkämpfer wie den tätowierten Herrn Müller, der im Zivilberuf Volkssänger in Giesing ist, oder den Monteur, Forellenfischer und Weinliebhaber Herrn Kopp. Auch der Alois, der wackre Pater Polycarp, der hagere Doktor, der bei den Mahlzeiten eine so gewaltige Klinge schlägt, — sie gewinnen sich mit anderen Kameraden ein Plätzchen in unserer Gunst. Und man hätte gern noch mehr von ihnen gehört. Der prachtvolle Realismus des gemeinen Mannes ist immer das beste Gegengewicht gegen Aufbauschung und Deklamation, die sonst in Kampfschilderungen sich allzu leicht einstellen. Selbst in der davon freien Plauderkunst Walter von Rummels wirkt es höchst erquicklich, wenn etwa der als vermeintliche Leiche mit Kalkmilch überschüttete Horchposten in gutbayerischer Natürlichkeit loslegt. Noch einmal: ein im besten Sinne liebenswürdiges Buch ...

Ein zweites, das ich nennen möchte, ist in der bekannten Sammlung „Aus den Tagen des großen Krieges“ erschienen und vereint unter dem Titel „Erträumtes und Erlebtes“ sechs Kriegserzählungen bekannter Autoren (Bielefeld, Velhagen & Klasing). Erträumt ist davon vor allem die „Totenfeier“ des polnischen Legionärs, die Kurt Küchler in einem phantastischen Bild darstellt. Der kerzenumflammte Jüngling in der prunkvollen Paradetracht der polnischen Reiter, silberne Leuchter, Blumen, fressende Flammen und aufstiebende Funkengarben — man sieht, wie sich die Phantasie Küchlers hier am Dekorativen berauscht hat. Auch ein Rüchlein alter Polenromantik wittert noch um die Szene. Die „erlebten“ Geschichten sind weniger wirkungsvoll beleuchtet, aber gehaltreicher. Joachim Mersmann erzählt aus den blutigen Kämpfen in Galizien ... von Sieg und Tod und seltsamen Ahnungen, die sich erfüllen; Friedrich Freksa berichtet über das Schicksal eines koketten Schlößchens; Karl Freiherr von Berlepsch plaudert munter über eine allerliebste Liebesgabe; Fr. W. von Oestéren gibt einer stofflich gewagten und deshalb auch französisch verkleideten Novellette zuletzt eine feine psychologische Wendung — das Beste und Zarteste hat nach meinem Gefühl Marie Eugenie delle Grazie in „Imago“ beigesteuert.

Ein drittes Kriegsbuch endlich, ein sehr lustiges, ist von Georg Queri und heißt „Ja, die Bayern!“ (Berlin, Eysler & Co.). Liest man das Vorwort, so fängt es einen an zu jucken, und liest man weiter, so muß man lachen, ob man will oder nicht. Himmisaxen, können die bayrischen Löwen schimpfen! Es ist ein Vergnügen, dem Zacherl und Vordermayer und Buchwieser und Kathreiner (oder wie sie sonst heißen) zuzuhören. Der Georg Queri hat selber eine Freude daran; das ganze Herz geht ihm bei diesem derben, saftigen Volkshumor auf. Famos, wie sie den gefangenen Schwarzen ausfragen, ob „ma bei enk aa Alimenten zahln“ muß, und wenn der Lenggrieser mit dem Blindgänger hinter dem verzweifelt davongaloppierenden Stabsarzt herprescht, dann lacht man Tränen. So mag das Büchlein willkommen sein — es ist eine kurze Entspannung in dem langen Druck, den wir alle spüren, eine Entspannung, die jedem von uns einmal nötig ist.

Nelken

„O, dieser herbe Duft! Die roten Nelken!
Wie ich sie gern in deinem Haare sah ...
Ich wußte ja, sie können nicht verwelken,
So bist du endlich, endlich wieder da.“

Ein Lächeln faltet seine Fieberwangen,
Der magre Arm sticht haltlos in die Luft.
In seinen Traum mit brennendem Verlangen
Haucht durch das offne Fenster Nelkenduft.

„Knie nieder, daß ihr Duft mein Fieber kühle,
Komm, sage so wie einst: Ich hab' dich lieb.
Daß sich mein Schmerz in ihre Blüten wühle,
Gib mir die roten Nelken, gib sie, gib! — —“

Erwachend fährt der Kranke aus den Kissen,
Die Mittagsruh gähnt schweigend um ihn her,
Nur vor dem Fenster wogt, vom Wind zerrissen,
Im Friedhof unten, rot, ein Nelkenheer.

Guido Looser

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Das Pelizaeus-Museum in Hildesheim — Vom neuen Wiener Interieur — Stickereien nach alten Vorlagen und Mustern — Zu unseren Bildern

Ein erhebendes Beispiel treuer deutscher Heimatliebe gab vor einigen Jahren der aus Hildesheim stammende Großkaufmann Wilhelm Pelizaeus, als er seiner Vaterstadt die im Laufe mehrerer Jahrzehnte zielbewußt zusammengebrachte einzigartige Sammlung ägyptischer Altertümer zum Geschenk machte. An Perlen alter deutscher Kunst ist Hildesheim reich, wie nur wenige Städte. Ein kostbarer und umfangreicher Schatz römischer Altertümer wurde 1868 am Fuße des Galgenberges ausgegraben, wanderte dann aber leider ins Alte Museum zu Berlin als „Hildesheimer Silberfund" und ist unter diesem Namen in der Kunstgeschichte hochberühmt. Nun hat die schöne Stadt einen vollwertigen Ersatz für das ihr Entgangene in dem Museum ägyptischer Altertümer erhalten, mit dem sie gegenüber allen öffentlichen und privaten Sammlungen auf diesem Gebiete, in Deutschland nicht nur, sondern in der ganzen Welt, in erfolgreichen Wettbewerb treten kann, ja diese in manchen Stücken übertrifft. Der Mann, dem diese großartige Stiftung zu danken ist, lebte seit 1868 in Kairo, wo er schnell zu Wohlstand und großem Ansehen gelangte; die von deutschem Kapital und Unternehmungsgeist ins Leben gerufenen Kulturwerke zur wirtschaftlichen Hebung des Nillandes sind wohl sämtlich unter seiner Führung entstanden. Aus der ersten Zeit der seit etwa 1885 nie erlahmenden Sammeltätigkeit des Herrn Pelizaeus — wir folgen einem Bericht Heinz Amelungs — stammt u. a. eine große Reihe ägyptischer Götterbronzen. Besonders fruchtbar und ergiebig ward seine praktische Erfahrung, als vor gut zehn Jahren die wissenschaftlichen Freilegungen an den Pyramiden von Gize in Angriff genommen wurden. Einen solchen Grabungsabschnitt ließ Herr Pelizaeus auf eigene Kosten durch deutsche Forscher ausführen. Man fand damals eine beträchtliche Anzahl von Statuen des alten Reiches (um 2500 v. Chr.). Kurz danach erhielt die Sammlung eine außerordentlich bemerkenswerte Erweiterung durch einen wichtigen Fund antiker Abformungen hellenistischer Gefäße aus Silber. Gerade diese Stücke haben die Fachgelehrten aufs lebhafteste beschäftigt. Die jetzt zu Ehren des hochherzigen Stifters „Pelizaeus-Museum" genannte Sammlung entstammt Stadtruinen, Tempeln und Gräbern aus allen Gegenden Ägyptens; die Arbeiten im griechischen Stil sind teils im Niltal selbst angefertigt, teils schon im Altertum dorthin gebracht worden. Als eines der Hauptstücke ist hier (S. 557) der aus Bronze gegossene Kopf einer Königsstatue

Holzfigur eines Anubis (Pelizaeus-Museum)

Bildnisgruppe eines Ehepaars. Ägyptisches Bildwerk im Pelizaeus-Museum zu Hildesheim

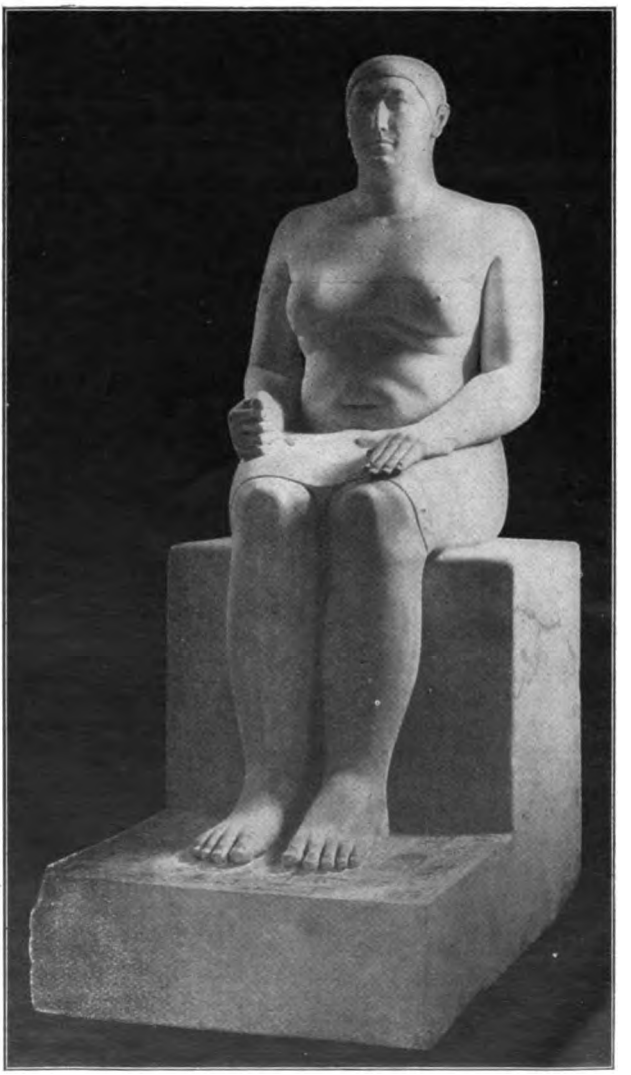
Digitized by Google

Kopf eines Schakals
(Pelizaeus-Museum zu Hildesheim)

seine unbeschädigte Erhaltung ist die auffallend reich bemalte, 40 cm hohe Holzfigur eines Anubis aus der Spätzeit (nach 1000 v. Chr.). Ein Jahrtausend älter ist das Modell eines Segelbootes; in einem solchen fährt nach der Anschauung der alten Ägypter der Verstorbene über den Fluß des Totenreiches. Aus dem gleichen Grabungsfeld, in dem der Kopf der Königsstatue gefunden wurde, hat man 66 zusammengehörige Denksteine ans Licht gefördert, unter denen der bedeutsamste die Stele für einen Offizier namens Mose ist, dem König Ramses II. das Gold der Tapferkeit verleiht. — Besondere Erwähnung verdient die schöne Aufstellung der herrlichen Sammlung, die jetzt der Leitung Dr. Günther Roeders untersteht. —

Geht man nach allen Erfahrungen an neuzeitlichen Innenausstattungen dem nach, was trotz

wiedergegeben. Das Weiße der Augen besteht aus Gold, die Iris wohl aus Silber; der Bart wurde in der merkwürdigen geraden Form beim Zeremoniell getragen; der Kriegshelm ist mit der Schlange des Sonnengottes geziert. In Horbet im Delta wurde dieser, wahrscheinlich Ramses II. darstellende Kopf gefunden. Ist er an sich schon ein Prachtwerk, so wird seine Bedeutung dadurch noch erhöht, daß es außer ihm keinen aus altägyptischer Zeit herrührenden gegossenen lebensgroßen Kopf gibt. Mehr als anderthalb Jahrtausende älter ist das aus Kalkstein gehauene überlebensgroße Bildnis des Prinzen Hem-On, vermutlich eines Sohnes des Königs Snofru aus der Dynastie 3 (um 2900 v. Chr.). Mit Erstaunen und Bewunderung sehen wir an diesem Bildwerk, in welch hoher Blüte die ägyptische Kunst in jener Zeit stand. Keine Idealgestalt hat der Bildhauer geschaffen, sondern naturalistisch ist der kräftig gebaute Körper wiedergegeben. Die schwierige Aufgabe des Sitzbildes ist vortrefflich gelöst. Ungefähr aus derselben Zeit stammt die Gruppe des sitzenden Mannes mit seiner Frau, aus griechischer Zeit dagegen die Tonfigur der beiden Bettler, ein genrehaftes Straßenbild aus Alexandria. Ein Glanzstück des Museums ist auch der aus Stuck, vielleicht von der Mumie eines Schakals modellierte Tierkopf. Wertvoll durch



Bildnisstatue in Kalkstein des Prinzen Hem-On
(Ägyptisches Bildwerk im Pelizaeus-Museum zu Hildesheim)

Digitized by Google

aller erlesener Gaben dieser Raumkunst noch unerfüllt geblieben ist, dann meint man seinen Sinn beim Alten zu finden. Nicht bei seinen Innenräumen selber, aber bei ihrer Wiedergabe durch die Malerei. Etwa bei den altholländischen Meistern des Stubenbildes. Wir sehen in eines der Delfter Zimmer des Pieter de Hooch. Was modisch daran ist, der Kamin mit den korinthischen Marmorsäulen, stört. Was die Kunst beigesteuert hat, die farbigen Einsätze im Fenster, der Wandbrokat, die kostbaren Gläser und Fayencen, ist erfreuliche Draufgabe, aber

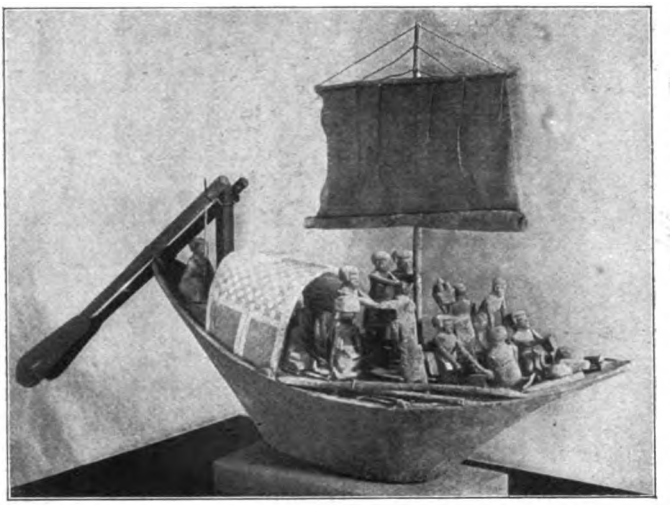
Zwei Bettler. Tonfigur
(Pelizaeus-Museum zu Hildesheim)

Stele für einen Offizier
(Ägyptisches Bildwerk im Pelizaeus-Museum zu Hildesheim)

auch unwesentliche Zutat für das Wesentliche, für den Innenraum. Der übt die gleiche Wirkung, auch wenn ihn nur die wiederkehrenden einfachen Bausteine bilden, der glatte, spiegelnde Fliesenboden, die braune Balkendecke, die getünchten Wände, das hohe Fenster, von weißen Gardinen und groben bunten Tüchern teilweise verdeckt. Was im Raum an Hausrat steht, wird gerade dann seine reinere Geltung stützen, wenn es so einfach und selbstverständlich ist wie er selber. Aber immer darauf kommt es an: daß der Raum selbst zu voller Sprache gelangt, daß er wohl gemessen und gegliedert ist und daß das Licht, das ihn sichtbar macht und seine Lebensstunden begleitet, all dies, die Einheit und ihre Teile, in fließenden Harmonien hält.

Das nun, was für den altholländischen Wohnraum als wesentlich gilt, tritt auch, wie Prof. Max Eisler schreibt, bei den Innenräumen der Wiener Künstlergemeinschaft Oskar Strnad-Oskar Wlach-Josef Frank hervor. Hier entäußert sich der Künstler ganz bewußt alles dessen, was der Natur der Sache fremd ist und zur Künstlichkeit führen muß. Eine strenge Besinnung bringt ihn zu den einfachen, selbstverständlichen Grundlagen der Aufgabe zurück: Raum zu gestalten und seine Wohnlichkeit aus ihm selber zu entwickeln. Das gilt an jedem Ort, für jeden Zweck. Alles übrige wird nur Mittel, um diesem ursprünglichen Raumgedanken die besondere, wechselnde Form zu geben. Daß diese Wohn-, Arbeits- und Schlafstuben ihre großstädtische Herkunft einmütig bekunden, daß sie auch im stadtnahen Villenviertel nicht in falsche Ländlichkeit geraten,

Digitized by Google



Modell eines Segelboots (Pelizaeus-Museum zu Hildesheim)

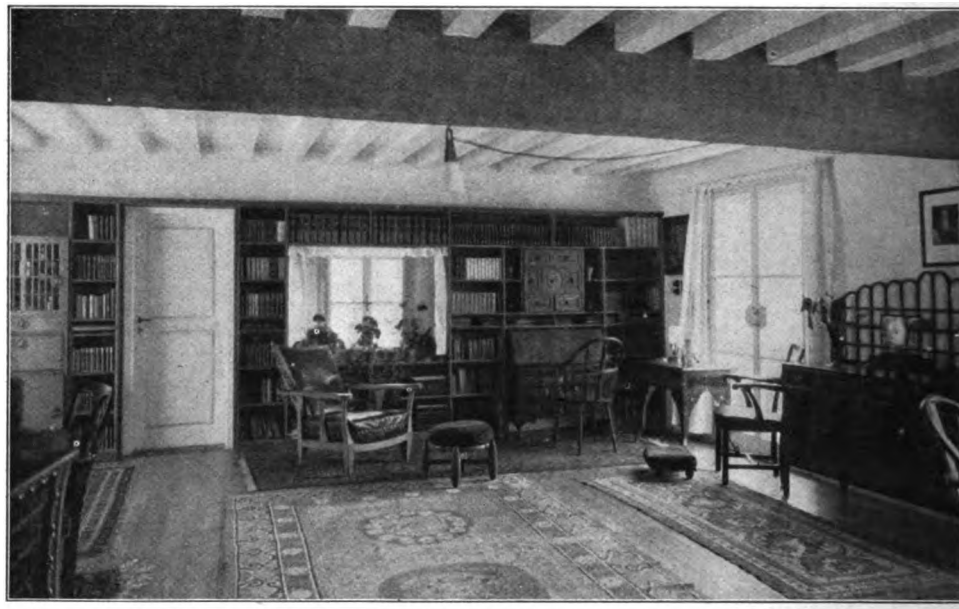
daß die Bauweise nicht verdeckt und übertüncht, sondern scharf herausgehoben wird, daß sich die Baustücke je nach ihrem Stoff und ihrer Bearbeitung offen bekennen, daß der Schrank als Behälter, der Tisch als Träger, der Stuhl als Sessel genommen und behandelt wird und all das nicht bloß in dem Sinne, daß man die Bestimmung jedes Dinges auf den ersten Blick erkennt, sondern daß er erst im Gebrauche völlig erkannt wird, all das ist bei einer so klaren Denkweise, bei einem so sachlichen Verfahren nur natürlich. Aber es ist nicht die Hauptsache. Das beruhigte Wohngefühl kommt aus einer beruhigenden Ordnung: Maß und Form jedes Dinges ist aus Maß und Form des Raumes und die wieder nur aus der Erfahrung am Wohnmenschen gewonnen. Das vollgeführte Licht bringt den Raum zu sinnfälliger Erscheinung, seine Flut die Teile zu geordneter Bewegung. Und wenn man will, ist das Kunst, — allerdings nicht die geläufige persönlicher Laune, sondern die elementare gesetzmäßiger Notwendigkeiten. —

Die Abbildungen auf den S. 559 u. 560 breiten eine Reihe schöner Handarbeiten vor uns aus, erstaunlich eigenartige Muster, seltsame Farben, wirklich neue Zusammenstellungen. Neu, aber auch wiederum nicht neu, denn wie alle Kunst, so knüpft auch diese Frauenkunst an Altes, Überliefertes an. In Wirklichkeit ist das alles seit ewigen Zeiten längst dagewesen. Und daher ist das Arbeiten nach historischen Vorbildern nichts Neues, es ist auf allen Kunstgebieten bis zur völligen Lahmlegung der freien Regsamkeit geübt worden. Aber auf dem stillen Tätigkeitsfelde der Handarbeiten ist diese Anregung eine wirkliche Befruchtung. Daß man bei Herstellung dieser Arbeiten keineswegs immer nur ein geistloses Kopieren des geschichtlich Gegebenen wollte, beweist die Ausführung einzelner Stickereien. Man scheut sich durchaus nicht, die alten Motive auch in neuzeitlichem Geschmack umzubilden. Man betont oder mildert Farben, vervollständigt oder vereinfacht Motive, man stellt die Mode von damals kühn in den Dienst der Mode von heute. — —

Unter dem Zeichen: Draußen ist Krieg, steht auch unser diesmaliges Sommerheft. Eindringlicher, schärfer, tiefer prägt sich das Bild des Heldentums, das dort draußen eine lebendige Mauer um unsere gesegneten Fluren, unser ungestörtes Leben und Wirken

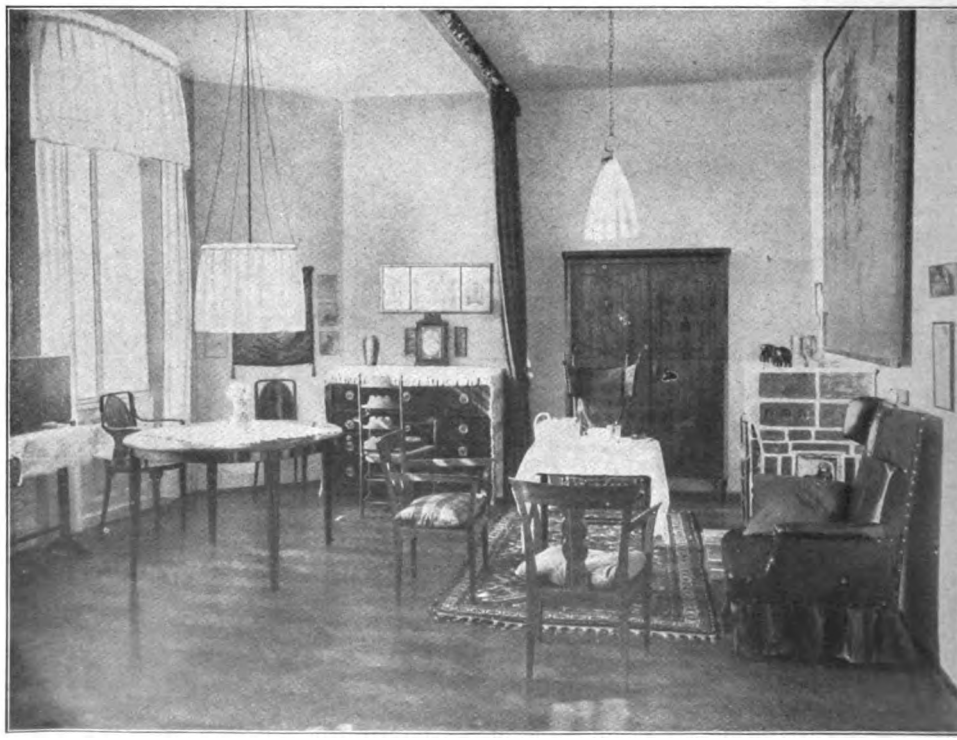
Bronzekopf einer Königsstatue, vielleicht Ramses II. (Ägyptisches Bildwerk im Pelizaeus-Museum zu Hildesheim)

Digitized by Google



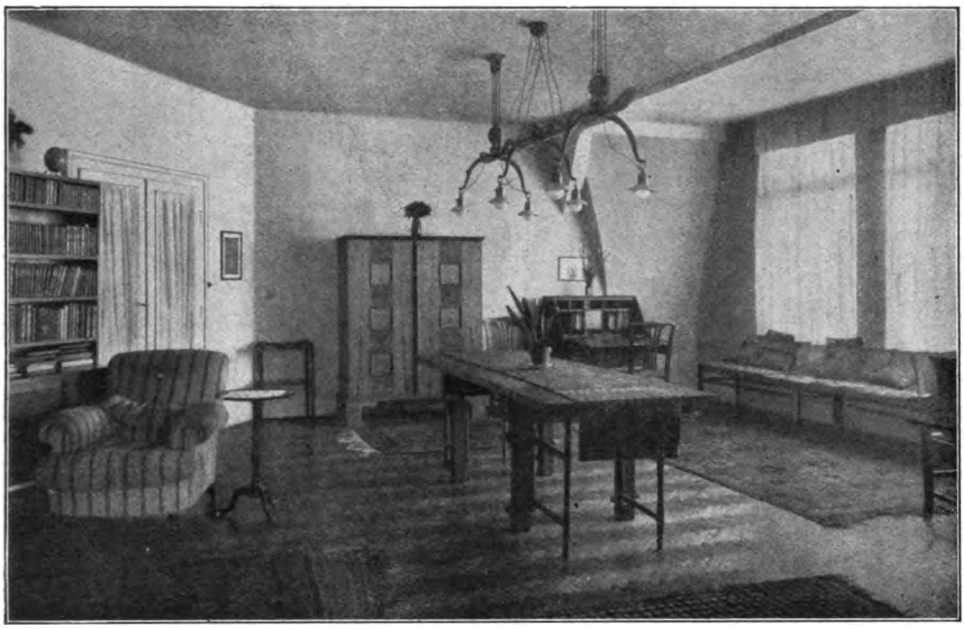
Arbeitszimmer in einer Stadtvilla. Entworfen von Dr. Oskar Wlach in Wien

zieht wohl in den schlichten Bildern vom Kriegsschauplatz aus als in der großen Allegorie von Prof. Julius Exter, die in der diesjährigen Berliner Kunstausstellung die machtvolle Größe jenes August von 1914 verbildlicht (nach S. 548). Immer klarer



Wohnzimmer in einer Stadtvilla. Entworfen von Dr. Oskar Wlach in Wien

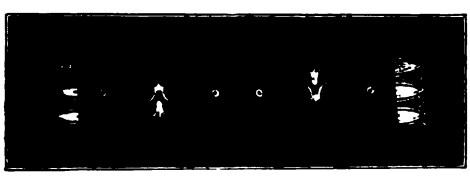
Digitized by Google



Wohnzimmer in einer Stadtvilla. Entworfen von Dr. Josef Frank in Wien

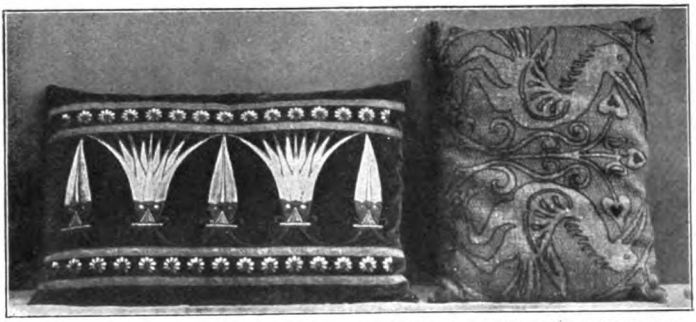
wird es bei solchen noch so groß gefühlten symbolischen Darstellungen, daß doch eigentlich nichts dergleichen den Kern und das Wesen dieses Krieges zu treffen vermag, der wie kein anderer ein Volkskrieg ist und in dem das Volk, der gemeine Mann, die große Masse vor allem, ihre schweigenden und erhabenen Triumphe feiert. Was diese Triumphe bedeuten, das vermag die Kriegerbüste des Verwundeten, der sich den Stirnverband anlegt, von Emil Cauer (zw. S. 528 u. 529), die gleichfalls in der Großen Berliner Ausstellung sich findet, mit dem leidgeprägten Ernst ihrer männlichen Züge schon eher auszusprechen. Den wahren, erschütternden Eindruck vom schweren Ernst des Krieges aber vermitteln die mit packender, künstlerischer Kraft erschauten Ausschnitte von der Front: die wartenden Reserven und die in der Nacht lebendig werdende Heerstraße von Professor Fritz Erler, welch beide Bilder zu dem Aufsatz gehören, der diesem Künstler gewidmet ist. Noch mehr als in dem Gemälde kommen in der Zeichnung die dämonischen Mächte der wunder- und schreckenvollen Zeit zum Ausdruck. Weniger ins Mystische gesteigert, bei doch vollkommenem Lebensrealismus erscheint das andere Bild, das nur ganz auf eben diesen Lebensrealismus gestellt scheint. Indessen ist hier die lyrische Grundstimmung der Zeichnung durch ein ungemein intensives wiewohl zurückgedrängtes dramatisches Leben ersetzt, und indem man die steingehauenen Gesichter der deutschen Truppen betrachtet, fühlt man die Gedanken und Empfindungen, die hinter diesen kantigen Stirnen pochen und glühen, im Innersten mit. Nur friedlicher Art scheinen die anderen Kunstbeilagen und Einschaltbilder, die unser Heft zieren, zu sein, und dennoch: wer empfände nicht den tiefen seelischen Zusammenhang zwischen dem harten Tagewerk da draußen und dem himmlischen

Velvetdecke in Altblau mit Ornamenten aus der Kirche St. Francesco in Assisi



Tischläufer mit Stickerei nach Motiven aus dem Fries des Jupitertempels auf Ägina

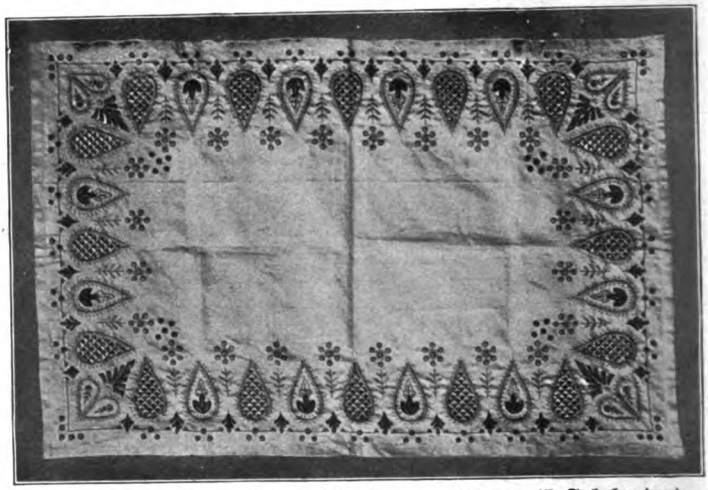
Digitized by Google



Kissen mit Plattstickerei nach einem assyrischen Motiv aus Nimrud (links), Kissen mit Stickereien nach romanischen Mustern (rechts)

zu halten. Auch die letzten Gaben des Heftes, unsere Bildnisse, sind in diesen magischen Kreis einzubeziehen. Denn wie verschieden die deutschen Frauen auch sind, die sie darstellen, ob das blonde Mädchen des Königsberger Prof. Karl Storch (n. S. 496), ob die erfahrene Frau von Welt, deren Bildnis der Düsseldorfer Wilhelm Schneider-Didam gab

Gottesfrieden einer Morgenfrühe in den Bergen, wie sie der junge Schweizer Waldemar Fink zeigt (n. S. 520), zwischen der harmlosen Lust der Vogelwiese von Josse Goossens (n. S. 456), dem sommerlichen Glück des Badestrandes von Richard Pietzsch (n. S. 492), dem frischen Wasserleben des Bremer Osterdeichs von Heinz Baden (n. S. 424). Dieser Künstler ist übrigens einer von denen, die da draußen mithelfen mit ihrem Blut diesen Erdenfrieden, diese harmlose Lust, dieses tiefe Sommerglück der Heimat zu schirmen und



Leinendecke mit Stickerei nach einer Fayence aus dem 17. Jahrhundert im kleinasiatischen Kutahia

Worpsweder Landschaft. Stickerei auf Plüsch. Seiden-Applikation

(n. S. 452), ob in dem bräunlichen sonnengemalten Gesicht der Gebirglerin des Münchener Prof. Walter Thor (n. S. 488): für sie alle, so verschieden von Lebensauffassung, Form und Wesen sie sein mögen, steht ein deutscher Mann im Felde, möge er oder möge sie, für die er dasteht, nun der Natur näher sein oder der Kultur. Und ein Stückchen dieser unserer Kultur will auch unser Titelbild, das feingestimmte Innenstück von Prof. Otto Strützel mit seinen köstlich abgewogenen Farb- und Lichtwerten vor das innere Auge zaubern.

J. H.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50 — Für die Schriftleitung verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Schriftleiter: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Empfohlene Spediteure	2
Die Bedeutung Mittelamerikas für den deutschen Handel. Von Dr. W. Stein	3—6
Deutsche Exportindustrie: Nordböhmische Glaswaren	7—10
Die Lyoner Messe — eine Enttäuschung	10—11
Die Vereinbarung einer Friedensklausel. Von Dr. W. Stein	11
Die deutschen und österreichischen Firmen in Ägypten	12
Der amerikanische Aussenhandel im Februar	12
Aus der Porzellanindustrie	13
Handelsteil	13—15
Bücherbesprechungen	15
Deutsche Werkzeugmaschinen	16
Bezugsquellenregister	16
Neueste Anfragen aus dem Auslande	2. Umschlagseite
Gesuchte Verbindungen im Auslande und Übersee	4. „

Die Bedeutung Mittelamerikas für den deutschen Handel.

Von Dr. W. Stein.

Die schweren wirtschaftlichen Störungen, die der jetzt seit über zwanzig Monaten tobende Weltkrieg im Gefolge hatte, sind natürlich auch an den fünf Republiken des amerikanischen Isthmus Guatemala, Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa Rica nicht vorübergegangen. Doch können und sollen diese zurzeit herrschenden besonderen Verhältnisse nicht in einem Aufsatze berücksichtigt werden, der eine gedrängte Übersicht über die wirtschaftliche Lage dieser Länder und den derzeitigen Stand ihrer Handelsbeziehungen zum Deutschen Reich geben will. Der vornehmste Zweck dieser Ausführungen aber ist es, die Entwicklungsmöglichkeiten und die künftigen Aussichten unseres Handels mit Mittelamerika zu beleuchten.

In der Tat, in der Zeit des gewaltigen Aufschwunges, den das Deutsche Reich in den letzten 45 Jahren genommen hat, erscheint es beinahe verwunderlich, dass die deutschen Industriellen und Exporteure und vor allem das deutsche Grosskapital den fünf mittelamerikanischen Republiken, die ihnen doch als Absatzgebiet hochwillkommen sein müssten, so wenig Beachtung geschenkt haben. Sehr mit Unrecht nämlich wird die Bedeutung dieser Länder unterschätzt. Ohne ersichtlichen Grund betrachtet man sie als so gut wie nicht vorhanden, spricht mit einem gewissen verächtlichen Beigeschmack von „kleinen Raubstaaten“ und ergeht sich in der durchaus irrigen Vorstellung, dass drüben ständig Revolutionen und Unruhen oder gar Mord und Totschlag herrsche.

Rein räumlich gemessen allerdings verschwindet der amerikanische Isthmus neben der gewaltigen Ausdehnung der Länderstrecken, über denen die Sterne und Streifen wehen und neben den südamerikanischen Riesenrepubliken. Immerhin aber umfassen die fünf Republiken 449 496 qkm Bodenfläche, also etwa soviel wie Preussen, Bayern, Sachsen und Württemberg zusammen, und beherbergen 4,886 Millionen Menschen, was 11 Einwohnern auf den Quadratkilometer entspricht, während in Südamerika nur 3,5 Menschen auf 1 Quadratkilometer entfallen. Vor allem aber stellt sich, wirtschaftlich betrachtet, das Bindeglied zwischen Nord- und Südamerika nicht nur als ein fruchtbares und mit Mineral- und Bodenschätzen reich gesegnetes Land, sondern auch als ein aufnahmefähiges Absatzgebiet aller Industrieerzeugnisse der Kulturländer, insbesondere Deutschlands dar, als ein Gebiet, dem überdies durch die Eröffnung des Panamakanals eine erhöhte Bedeutung und wachsende Entwicklungsmöglichkeiten zuzubilligen sind.

Die amtlichen Statistiken der mittelamerikanischen Staaten geben genauen Aufschluss über den schon jetzt recht beträchtlichen Handel. Sie weisen folgende Zahlen auf:

Die Ein- und Ausfuhr belief sich insgesamt in 1000 Goldpesos zu 4,05 Mark

für	1901	1910	1911	1912
Guatemala . .	11778	16508	17520	22979
Salvador . .	5438	11349	14704	20357
Honduras . .	3013	5375	6712	7397
Nikaragua . .	5626	6707	6573	9091
Costa Rica .	10204	16276	17801	20047
Sa.:	36059	56215	63310	79871

d. h. der Gesamthandel Mittelamerikas hat sich in zehn Jahren mehr als verdoppelt, er bezifferte sich im Jahre 1910 auf rund 225 Millionen Mark, stieg 1911 auf etwa 255 Mil-

Digitized by Google

lionen, um 1912 auf rund 320 Millionen anzuwachsen, ist also nicht eben unbedeutend. Dabei verdient die steigende Tendenz besondere Beachtung.

Über den Anteil, den das Deutsche Reich an dem Handel Mittelamerikas hat, enthält die amtliche **deutsche** Handelsstatistik folgende Angaben:

Deutschland importierte in Millionen Mark

aus	1910	1911	1912
Guatemala . . .	19.0	27.2	31.6
Salvador	3.5	4.5	3.7
Honduras. . . .	0.8	0.6	1.3
Nikaragua . . .	1.0	1.3	1.3
Costa Rica . . .	3.8	5.9	5.1
Sa.:	28.1	39.5	43.0

Deutschland exportierte in Millionen Mark

nach	1910	1911	1912
Guatemala	2.9	3.6	4.2
Salvador	1.4	1.8	2.1
Honduras.	0.7	1.0	1.4
Nikaragua	0.8	2.3	1.7
Costa Rica	2.6	4.0	3.2
Sa.:	8.4	12.7	12.6

Die amtlichen **mittelamerikanischen** Statistiken weisen hier teilweise beträchtlich höhere Zahlen auf. Nach ihnen belief sich z. B. Deutschlands Export im Jahre 1912 auf 5.3 Millionen Goldpesos oder 21.2 Millionen Mark gegen nur 12.7 nach deutscher Angabe. Man wird dieses Mal der ausländischen Statistik den grösseren Glauben beimessen dürfen. Die mittelamerikanischen Republiken werden nämlich auch im Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich etwas stiefmütterlich behandelt. Ist doch von ihnen im Sachregister nur Costa Rica genannt!

Somit belief sich	1910	1911	1912
Mittelamerikas Gesamthandel auf	225	255	320
Deutschlands Anteil daran auf etwa	48	51	61

Millionen Mark, d. h. Deutschland ist am Handel Zentralamerikas mit nur etwa 20% beteiligt. Was aber diese Tatsache in besonders ungünstigem Lichte erscheinen lässt, ist der sich aus der Gegenüberstellung der Ein- und Ausfuhr ergebende Umstand, dass das Deutsche Reich für mindestens den doppelten Betrag aus Mittelamerika Produkte kauft, als es Waren dorthin ausführt; die deutsch-mittelamerikanische Handelsbilanz ist also für das Deutsche Reich so unbefriedigend wie nur möglich.

Wesentlich günstiger stehen die mit Deutschland auf dem mittelamerikanischen Markte konkurrierenden Länder da, obwohl das Deutsche Reich hinsichtlich seines Umsatzes mit Mittelamerika nur von den Vereinigten Staaten von Amerika, die mit 45% des Gesamthandels an der Spitze marschieren, übertroffen wird. Nach Deutschland folgt England, dann Frankreich, in weiterem Abstande schliesst sich Italien an, und mit ganz kleinen Beträgen kommen endlich noch Österreich, Spanien, Belgien, Japan und andere. Die Vereinigten Staaten bezahlen ihre Einkäufe voll mit eigenen Industrieerzeugnissen und stehen am günstigsten da. Sie importierten im Jahre 1912 für 16 Millionen Goldpesos Landesprodukte aus Mittelamerika, also vornehmlich Kaffee, Bananen, Kakao, Gummi usw., führten aber auch für den gleichen Betrag dorthin aus. Auch Englands Handelsbilanz mit Mittelamerika, 7 Millionen Goldpesos Einfuhr — 6,3 Millionen Ausfuhr, balanciert beinahe. Frankreichs geschäftliche Beziehungen zu den fünf Republiken sind nicht bedeutend; deren bester Kunde aber ist Deutschland. Da nach den vorstehend wiedergegebenen Zahlen seine Einfuhr 43, seine Ausfuhr aber noch nicht 13, nach mittelamerikanischer Angabe 21,2 Millionen Mark beträgt, so führt das Deutsche Reich alljährlich mindestens 25 Millionen Mark an barem Gelde an die Staaten des amerikanischen Isthmus ab. Was das aber für diese bedeutet, wird ohne weiteres klar, wenn man sich vergegenwärtigt, dass Zentralamerikas Gesamtausfuhr die Einfuhr nur um etwa 7 Millionen Goldpesos, das sind 28 Millionen Mark, übertrifft, dass diese Summe also zu $^9/_{10}$ aus deutschem Gelde besteht.

Bei einiger Anstrengung und nach Überwindung des durch nichts gerechtfertigten Misstrauens und Vorurteils, das man hier gegen die Republiken hegt, würde es für Deutschland durchaus nicht übermässig schwierig sein, sich drüben an die erste Stelle zu setzen. Beispielsweise fände Deutschlands Maschinenindustrie, die, abgesehen vielleicht von gewissen nordamerikanischen Werkzeugmaschinen, unbestritten die Welt beherrscht, drüben ein grosses Feld. Maschinen, insbesondere für Landwirtschaft und Minenbetrieb, haben in Mittelamerika eine bedeutende Zukunft. Der Lebensnerv Zentralamerikas ist die Landwirtschaft. Da der Schwerpunkt in der Ausfuhr von Agrarprodukten liegt, sind die Republiken völlig auf die Bebauung des Bodens angewiesen. Erinnert sei nur an die bedeutenden Kaffee- und Bananenplantagen Guatemalas, an die jährlich zahlreicher werdenden Baumwollfarmen; der Tabakbau weist eine günstige Entwicklung auf und der Anbau von Mais und Zuckerrohr ist im Steigen begriffen. Ausserdem harren die gewaltigen Schätze im Erdinneren des zukunftsreichen Landes der Ausbeute. Hier dürfte sich in absehbarer Zeit ein gewaltiger Bedarf an Maschinen geltend machen, denn die Pflanzer sind technisch ganz

Digitized by Google

und gar zurückgeblieben und verfügen nur über primitive Maschinen. Doch reizt jetzt das Vorbild Mexikos zur Nachahmung. Hier haben die Amerikaner moderne Minenmaschinen eingeführt und dadurch die Betriebe höchst rentabel gestaltet. Das sollte die deutschen Maschinenfabriken zu besonderen Anstrengungen veranlassen, sich den Markt zu sichern und die Vereinigten Staaten, die hinsichtlich des Imports von Maschinen bei weitem an erster Stelle stehen, zu verdrängen. Es dürfte dies nach dem Kriege auch nicht so sehr schwierig sein, denn die grossen Kaffeeplantagen Guatemalas z. B. befinden sich fast durchweg in deutschen Händen. Das Solidaritätsgefühl der Deutschen steigt, und die jährliche Einfuhr an Maschinen allein nach Guatemala belief sich im Jahre 1911 auf fast eine halbe Million Mark.

Die steigende Einfuhr und mit ihr die aufstrebende Entwicklung der Landwirtschaft wird seitens der mittelamerikanischen Regierungen durch einen dem wachsenden Verkehr angepassten Ausbau der Verkehrsanstalten und durch die Schaffung neuer Verkehrsgelegenheiten zusehends gefördert. Das Eisenbahnnetz wächst von Jahr zu Jahr. Verfügten die fünf Republiken im Jahre 1911 nur über einen Schienenweg von 1632 laufenden Kilometern, so ist diese Zahl bis zum Jahre 1912 um 527, also auf 2159 km gewachsen. Das bedeutet eine Zunahme von 4 auf 5 km für je 1000 qkm. Da Wasserkraft dem Lande in überreichem Masse zur Verfügung steht, so geht man mehr und mehr zum elektrischen Betrieb über. Augenblicklich erscheinen daher die Zeiten dem Handel mit Erzeugnissen unserer elektrotechnischen Industrie besonders günstig. Mit der steigenden Erschliessung des Landes geht der Bau neuer Telegraphen- und Telephonlinien Hand in Hand. Um nur ein Beispiel anzuführen, so besass Salvador im Jahre 1910 3361 km Telegraphenlinien, die es im Jahre 1912 schon auf 3788 km erweitert hatte. Die Telephonlinien wiesen 1910 2275 km, 1912 dagegen 3153 km Länge auf. Was die Zahl der telephonischen Apparate angeht, so besass Guatemala im Jahre 1912 deren 1201, Salvador 1502, Honduras 123, Nikaragua 462 und Costa Rica 415. Ein Vergleich mit Südamerika ist vielleicht hier am Platze. Dort begann die Erzeugung elektrischer Kraft im Jahre 1893, also vor noch nicht einem Vierteljahrhundert. Die im Jahre 1898 gegründete „General Electric Company" wurde im Jahre 1902 zum grossen Teil von der „Deutschen Transatlantic Electric Company" übernommen. Um die Jahrhundertwende beförderten die Pferdebahnen in Buenos-Aires jährlich 95 Millionen Menschen, die elektrischen Bahnen dagegen nur 30 Millionen. Heute benutzen die Reisenden in überwältigender Mehrheit die elektrischen Bahnen: den 260 Millionen Benutzern der letzteren stehen nur 30 Millionen Pferdebahnbenutzer gegenüber. Damit ist natürlich ein gewaltiger Aufschwung der elektrotechnischen Industrie in Südamerika und die Gründung zahlreicher Installationsgeschäfte Hand in Hand gegangen, woraus sich erklärt, dass Brasilien heute zu den besten Kunden der deutschen Fabrikanten elektrischer Apparate zählt. Was von Brasilien gesagt ist, gilt in gleichem Masse für Argentinien, Uruguay und Paraguay. Der Einwand, dass Mittelamerika sich mit diesen Ländern nicht vergleichen könne, trifft nach dem Gesagten nicht mehr zu. Man könnte höchstens von einer etwas langsameren Entwicklung sprechen. Das eine aber ist sicher, und dieser Tatsache sollten unsere Industriellen und Kaufleute die Ohren nicht verschliessen: wenn, was heute nicht mehr nur im Bereiche der Möglichkeit liegt, sondern was sehr wahrscheinlich ist, die fünf mittelamerikanischen Republiken durchschnittlich die Bevölkerungsziffer Salvadors von 35 Menschen auf den Quadratkilometer und den Handelsumsatz Costa Ricas, der der relativ bedeutendste ist, erreicht haben werden, so wird der Gesamthandel mit Leichtigkeit auf 1000 Millionen Goldpesos steigen, den Handel Argentiniens, der jetzt 865 Millionen Dollars betrug, also überflügeln.

Dass die Aussichten für den Export von elektrischem Material in der Tat als besonders günstig bezeichnet werden müssen, zeigt eine Übersicht über die drüben eingeleiteten Massnahmen. Überall wird zum elektrischen Betriebe übergegangen. So wurde kürzlich der Firma Pearson & Son, London, der Bau der Hafenanlagen in Buenaventura, dem Haupthafen Kolumbiens auf der Pazifikseite, übertragen. Elektrische Beleuchtung, elektrische Krananlagen und schliesslich gar elektrischer Hafenbahnbetrieb ist vorgesehen. Die „Westinghouse Company" hat kürzlich einen neuen Plan ausgearbeitet, um die Bahn Talca-Santiago elektrisch umzugestalten. Alle diese Einrichtungen bedingen einen enormen Verbrauch elektrotechnischer Erzeugnisse, der überdies von Jahr zu Jahr steigt.

Auch in Costa Rica mit seinen nur 400 000 Einwohnern ist das Steigen des Verbrauchs gar nicht abzusehen. In allen Städten wird die Einführung elektrischer Strassenbeleuchtung beabsichtigt; so ist jetzt z. B. in der Stadt Coronado die Einführung von 75 Lampen von je 70 Kerzen mit allem Zubehör, auch mit elektrischem Motor, ausgeschrieben. Die „Electric Light and Traction Company" in San José de Costa Rica hat die Frage des elektrischen Kochens im letzten Jahre beson-

Digitized by Google

ders und wiederholt erwogen. Man rechnet auf ein beträchtliches Geschäft. Schon jetzt verbrauchen 60 Haushaltungen elektrische Energie zum Kochen, und ihre Zahl wächst von Monat zu Monat. Natürlich machen sich auch die Engländer und Amerikaner die rapide Entwicklung zunutze. Ihre grossen Elektrizitätsgesellschaften beginnen mit der Gründung von Zweigniederlassungen in Mittelamerika. So wurde vor wenigen Monaten in Costa Rica eine Filiale der „Edison General Electric Company" von der „General Electric Company" in Schenectady gegründet. Unter der Firma „Compañia de Luz Electrica en Siquirres" hat sich gleichfalls in San José kürzlich eine Gesellschaft zwecks Installation einer elektrischen Anlage mit einem Kapital von 100 000 Goldpesos gegründet. Erwähnt sei endlich noch, dass auch in Honduras der Bau einer elektrischen Bahn in ernste Erwägung gezogen ist.

In der Tat wäre es wünschenswert, wenn sich die deutschen Handelskreise nach dem Kriege intensiver als bisher um den mittelamerikanischen Markt bemühen würden, auf dem sie, wie gezeigt, noch hinter England zurückstehen, also erst die dritte Stelle einnehmen. Das Missverhältnis zwischen Ein- und Ausfuhr ist auch gar zu auffallend, besonders wenn man bedenkt, welch bedeutende Kapitalien deutscher Unternehmungsgeist in Mittelamerika investiert hat. Sind doch beispielsweise, wie bereits erwähnt, die Kaffeeplantagen Guatemalas zum grossen Teil in deutschen Händen. Dennoch aber muss sich das deutsche Grosskapital in höherem Masse als bisher nach dem Kriege drüben betätigen und zugunsten unserer Industrie gründlich vorarbeiten. Zurzeit überwiegt in Mittelamerika englisches Kapital. Die in Latein-Amerika angelegten Kapitalswerte der vereinigten Königreiche beliefen sich vor dem Kriege auf rund 770 Millionen Pfund Sterling, das sind fast 16 Milliarden Mark. Diese gewaltige Summe erreichten die im Jahre 1910 an der Londoner Börse quotierten Effekten, die mit durchschnittlich 4,73 % verzinst wurden. Diese an sich günstige Verzinsung erschöpft aber nicht alle Vorteile, die das englische Mutterland aus den überseeischen Kapitalsanlagen zieht. Es ist bekannt, dass der englischen Industrie überall da, wo englisches Grosskapital an überseeischen Unternehmungen beteiligt ist, alle Lieferungen an Eisenbahnbaumaterialien, Maschinen usw. erteilt werden. So flossen ihr nachweisbar allein in den genannten Artikeln nach den latein-amerikanischen Republiken im Jahre 1910 Aufträge im Werte von 345,4 Millionen Mark zu. Diese Ziffer ist dem „Annual Statement of the Trade of the United Kingdom" entnommen und daher absolut zuverlässig. Man muss zugeben, dass unser Grosskapital sich wirklich ein Beispiel an England und nicht zuletzt an den Vereinigten Staaten von Nordamerika nehmen könnte. Aber auch seitens der deutschen Reichsverwaltung könnte manches getan werden, um unsere Handelsbeziehungen mit Mittelamerika zu fördern. Das deutsche Auswärtige Amt besitzt an den wichtigsten Plätzen der Weltwirtschaft Handelssachverständige, deren Aufgabe es ist, die wirtschaftlichen Vorgänge in den betreffenden Ländern zu beobachten und regelmässige Berichte an ihre vorgesetzte Behörde einzusenden. Solche Handelssachverständige gab es vor dem Kriege in Nordamerika, Brasilien, Japan, Australien, Indien, Südafrika, kurz an allen wirtschaftlichen Zentren. Mittelamerika ist aber auch hier stiefmütterlich behandelt und doch verdient es gerade in diesem Augenblick erhöhte Aufmerksamkeit. Durch den jetzt vollendeten Panamakanal, der grössten Verkehrsstrasse der Zukunft, ist der amerikanische Isthmus mit seinen der Ausbeute harrenden grossen Mineral- und Bodenschätzen an die Weltroute gerückt und stellt für die deutsche Industrie, deren Expansionsbedürfnis nach dem Kriege ganz besonders hervortreten wird, ein bedeutendes und aufnahmewilliges Absatzgebiet dar. Die nordamerikanische Union ist, wie bekannt, bestrebt, der Devise des Panamerikanismus „Amerika den Amerikanern", deren Bedeutung, Ziele und Aufgaben im Grunde nur den Yankees selbst klar sind, auch in wirtschaftlicher Beziehung Geltung zu verschaffen. Die nordamerikanische Politik ist darauf eingestellt, und der Panamakanal, der Neuyork weit näher an die Pazifikhäfen des amerikanischen Kontinents heranrückt, soll dazu Vorspanndienste leisten. Allerdings ist dem imperialistischen Herrschaftsgedanken der nordamerikanischen Union jetzt durch die Gründung des A.B.C.-Staatenbundes, so will es fast scheinen, ein Riegel vorgeschoben. Ein Grund mehr für das deutsche Kapital und die deutsche Exportindustrie, die gegebene günstige Lage auszunutzen und erhöhte Anstrengungen zur Eroberung jener Märkte zu machen. Dass sie aber jeder Konkurrenz, auch der nordamerikanischen, gewachsen ist, beweist die Tatsache, dass gerade diese in steigendem Masse neuerdings sogar ständige Einkaufsfirmen im Deutschen Reiche unterhält.

Digitized by Google

Deutsche Exportindustrie

Nordböhmische Glaswaren.

Wir sind heute in der Lage, dem in voriger Nummer veröffentlichten allgemeinen Berichte über den glänzenden Verlauf der Leipziger Ostermesse im Kriegsjahre 1916 eine Sonderabhandlung folgen zu lassen, die allein schon durch die Wiedergabe einiger ganz hervorragenden Erzeugnisse der österreichischen Schmuckglasindustrie des Interesses und der Aufmerksamkeit unsres grossen Leserkreises sicher sein dürfte. Ist doch damit der überzeugendste Beweis gegeben, dass die Kriegsmesse 1916 auch für die bisher als konkurrenzlos hingestellten französischen Bakkaratfeinschliffe vollgültigen Ersatz geschaffen hat. Sowohl die Schönheit der Ausführung, wie die geschmackvollen Formen aller hier gezeigten Gegenstände schlagen jede Konkurrenz. Ein grosses Verdienst um die Entwicklung der österreichischen Schmuckglasindustrie gebührt den kunstgewerblichen Werkstätten von Joh. Oertel & Co. in Haida in Böhmen.

Schutzmarke der Firma Oertel & Co., Haida in Böhmen.

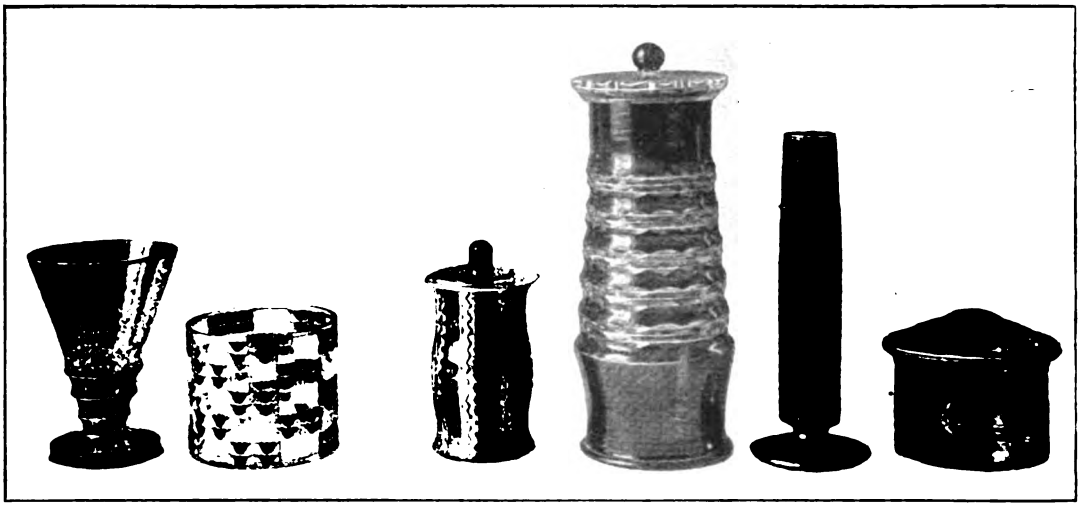
Einesteils um diesen blühenden Industriezweig in neuzeitlichem Kunstgewerbe zu beeinflussen, andererseits um den Erzeugnissen der k. k. kunstgewerblichen Fachschule in Haida Verbreitung zu verschaffen, wurde die alte Firma Joh. Oertel & Co. in Haida seitens des österreichischen Staates im Jahre 1912 subventioniert und ihr das Recht eingeräumt, sich als Vertriebsfirma der k. k. Fachschule zu bezeichnen.

Dieses Vorhaben hatte grossen Erfolg und die Gläser nach Originalen der Fachschule standen nach kurzer Zeit in den Läden und Auslagen feiner Geschäfte, vornehmlichst Deutschlands und Österreichs, dann in Russland, Frankreich, Italien, Amerika und vielen anderen Ländern.

Bei Ausbruch des Krieges war natürlich eine Stockung eingetreten, aber die Firma

Tafelservice, Kristall auf lila Stengel mit gravierter Bordüre.

Digitized by Google



Gläser in Edelschwarztechnik mit Gold.

stellte nach Entwürfen der k. k. Fachschule eine grosse Anzahl Kriegserinnerungsgläser her, die nun vertrieben werden, offizielle Kriegsartikel des k. k. Ministeriums für öffentliche Arbeiten sind und schon eine recht bedeutende Summe für Kriegsfürsorge abwarfen.

Die Kunstgläser werden hergestellt durch Kuglerei, durch Gravierung und durch Malerei; zu letzterer gehören auch die verschiedenen Metallreduktionen und das Ätzen und Mattieren.

An neuen Techniken, welche die Firma wiederum im Verein mit der Schule in den Handel gebracht hat, sind zu erwähnen: Ziersaum und Doppelziersaum (das ist eine Kuglerei in zwei- bezüglich dreifachem Überfang; die unterliegenden Überfänge ergeben von selbst den zierenden Saum). Edelschwarz in Verbindung mit Gold, Weiss- und Schwarzmattierung. Rubinierung mit Gelbgravur. Kuglerei mit dem Formrad. Wellenschnitt.

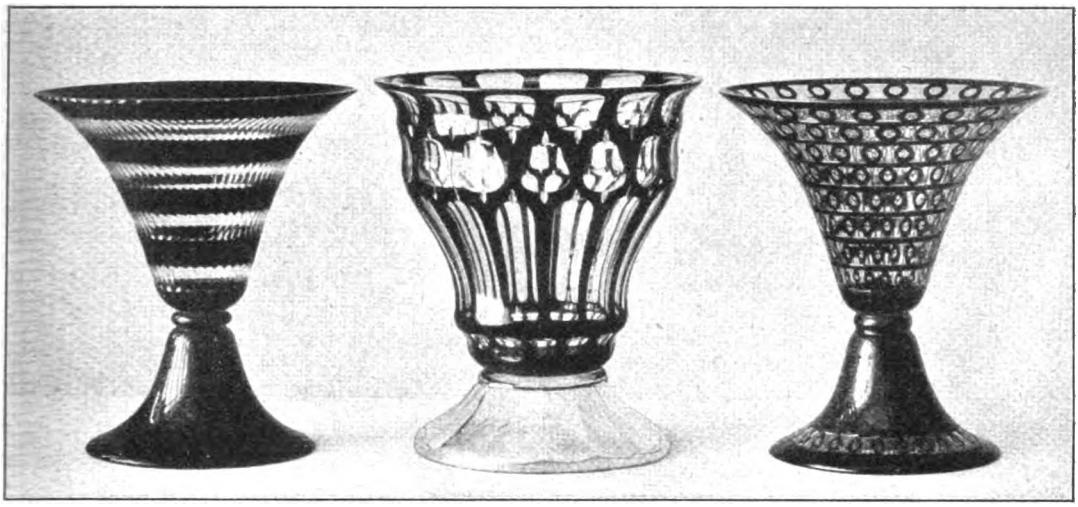
In letzter Zeit ist ausser den verschiedenen Gläsern in obigen Techniken noch die figurale Gravur gepflegt worden. Eine Schale: „Krieg, Sieg, Friede" entworfen vom k. k. Professor Rudolf Cizek, ausgeführt vom k. k. Werkmeister Josef Schröter, ist besonders erwähnenswert und im Bilde in ihrer eigenartigen Schönheit ersichtlich.

Die genannte Firma wurde im Jahre 1869 gegründet und steht jetzt unter der alleinigen Leitung des Sohnes des einstigen Gründers, Johannes Oertel.

Die kunstgewerbliche Abteilung wurde erst im Jahre 1912 angegliedert, vorher befasste sich die Firma ausschliesslich mit Export nach

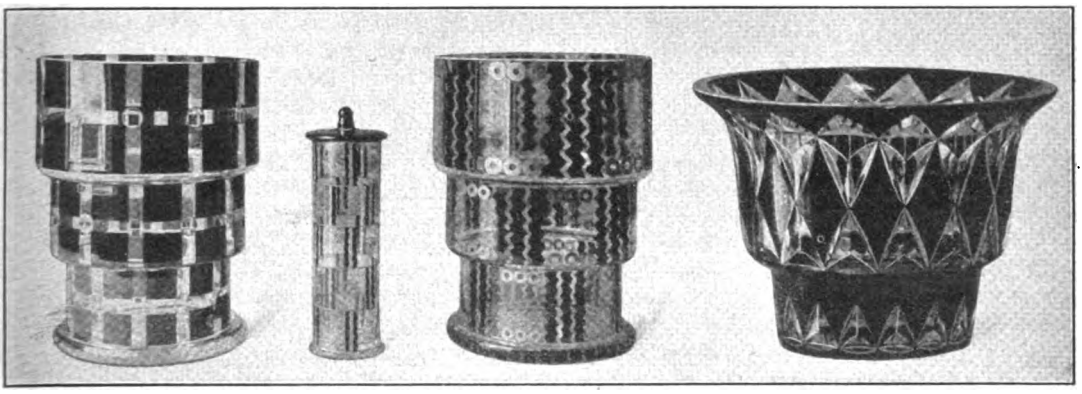
Gläser in Edelschwarztechnik mit Gold.

Digitized by Google



Gläser, rubin, blau oder lila überfangen, mit dem Formrad durchschliffen.

allen Weltteilen, namentlich den Vereinigten Staaten, und nahm auch bis zum Ausbruch des Krieges, in bezug auf Export in nordböhmischen Glaswaren, eine führende Stellung ein. Die Export-Abteilung wird auch weiterhin gepflegt werden, aber die Firma betrachtet es als eine Ehrensache, die auf kunstgewerblichem Gebiete errungenen Erfolge auch weiterhin zu behaupten und eine führende Stellung beizubehalten.



Gläser in Edelschwarztechnik mit Gold. Schale kristall, rubin überfangen, duchschliffen.

Die Schutzmarke (siehe S. 7) ist gesetzlich eingetragen, sie bietet Gewähr für einwandfreie Ware und bürgt dafür, dass alle damit versehenen Gegenstände aus den kunst-

Kristallschalen, sechs Kanten, geschliffen: „Krieg — Sieg — Friede".
Entworfen vom k. k. Professor Rudolf Cizek, ausgeführt vom k. k. Werkmeister Josef Schröter.

Digitized by Google

gewerblichen Werkstätten dieser Firma stammen. —

Unsere Leser werden uns Dank wissen, diese herrlichen in vollendeter Technik ausgeführten Erzeugnisse im Bilde vorgeführt zu sehen, wenn auch die einfarbige Wiedergabe nur zum kleinen Teile die volle Schönheit, den graziösen Schliff und die wundervollen Lichtreflexe der edlen Farbentöne anzudeuten vermag. Der rührigen und aufstrebenden Firma sei hiermit die grösste Verbreitung ihrer wirklich gediegenen Erzeugnisse gewünscht.

Die Lyoner Messe — eine Enttäuschung.

Die „Times" veröffentlichen einen sehr vorsichtig gehaltenen Bericht ihres Pariser Korrespondenten über den Verlauf der Lyoner Messe. Der Erfolg dieses Unternehmens scheint hinter den gehegten Erwartungen doch erheblich zurückgeblieben zu sein, denn der Bericht weiss sehr viel mehr von den Absichten, als von den positiven Ergebnissen dieses Unternehmens zu erzählen. Man hört allerlei von dem festen Entschluss der französischen Industriellen, die Gunst des Augenblicks auszunützen, um die deutsche Industrie völlig aus dem Felde zu schlagen, sonderbarerweise aber fast gar nichts über die tatsächlich vollbrachten Leistungen, durch die man diesem heissersehnten Ziele nähergekommen wäre. Wir geben den im „Berl. Tgbl." enthaltenen Bericht hier in verkürzter Form wieder:

„Der Erfolg der Lyoner Messe hat den Beweis erbracht, wie wenig die mit alten Vorurteilen beschwerten Leute befähigt sind, die neuen, durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse zu begreifen. Viele der erfahrensten Geschäftsleute in Lyon hatten der geplanten Messe entweder einen vollständigen Misserfolg, im günstigsten Falle einen mässigen Achtungserfolg prophezeit. M. Heriot, der Bürgermeister von Lyon, war anderer Meinung. Als ihm die neue Idee vorgelegt wurde, nahm er sie sofort auf und sorgte mit rastloser Energie für ihre Durchführung. Etwa fünfhundert Holzbuden wurden zu beiden Seiten des Rhônekais errichtet und weitere Ausstellungsräume in benachbarten Gebäuden untergebracht. Die erforderlichen Mittel wurden durch eine ad hoc gebildete Gesellschaft gezeichnet, der vom Magistrat der Stadt Lyon eine bedeutende Subvention zur Verfügung gestellt wurde. Alles in allem sind etwa 320000 Mark ausgegeben worden. Die Gesellschaft vermietete die von ihr errichteten Buden an die Aussteller, und das Unternehmen hat sich als so erfolgreich erwiesen, dass die Ausgaben der Gesellschaft voraussichtlich voll gedeckt sein dürften.

Die Aussteller oder, richtiger gesagt, die Firmen, welche Ausstellungsstände gemietet haben, werden ihren Entschluss kaum bereut haben; alle scheinen entzückt von dem Ausmass und der Qualität des erzielten Geschäftes. Das grosse Publikum hat keinen Zutritt zu den Ausstellungsräumen. Nur ernsthafte Käufer, die mit Eintrittskarten versehen sind, werden zugelassen. Müssige Neugierde findet keine Befriedigung. Infolgedessen zieht die Messe eine Kategorie von Besuchern an, die sich von den gewöhnlichen Ausstellungen stets fernzuhalten pflegen. Das Ganze ist ein geschäftliches Unternehmen auf rein geschäftlicher Grundlage.

Einen sehr bedeutenden Anteil an dem Erfolge (?) des ganzen Unternehmens hatte zweifellos der von allen gehegte Wunsch, den deutschen Handel aus der beherrschenden Stellung, die er in Lyon innegehabt hat, zu verdrängen. Ebenso mächtig aber wirkte wohl auch das Bedürfnis der Lyoner Kaufleute und Fabrikanten, ein Ventil für ihre aufgespeicherten Arbeitskräfte zu finden und soweit wie möglich während des Krieges und trotz des Krieges ihre regelmässige Geschäftstätigkeit wieder aufzunehmen. Das ist ein durchaus gesundes Zeichen. Es beweist, dass Frankreich nicht gesonnen ist, die Hände in den Schoss zu legen und müssig auf die Wiederkehr des Friedens zu warten, sondern bemüht ist, schon heute vorzuarbeiten und sich den Existenzbedingungen anzupassen, die für die Zeit nach Beendigung des Krieges zu erwarten sind.

Ungezählte französische Industrien, die fast in Vergessenheit geraten waren, heben von neuem ihr Haupt und beweisen in Lyon ihre Lebensfähigkeit. Skeptiker mögen behaupten, dass die Lyoner Messe nicht imstande wäre, sich durchzusetzen, wenn sie mit der Konkurrenz der Deutschen zu kämpfen hätte. Das aber ist ja eben das Wichtigste an der gegenwärtigen Situation, dass die Konkurrenz der Deutschen jetzt ausgeschaltet ist, und dass die Deutschen, wenn sie jemals wieder dazu gelangen sollten, den Wettbewerb aufzunehmen, die Lyoner Messe fest eingebürgert und sehr wohl befähigt finden werden, sich ihnen gegenüber durchzusetzen.

Zu den interessantesten Gegenständen, die

Digitized by Google

auf der Lyoner Messe zu sehen waren, gehören die Kollektionen deutscher und österreichischer Waren, die seinerzeit speziell für die französischen Kolonien angefertigt wurden. Sie sind gesammelt und von Tunis und Marokko nach Lyon gebracht worden, um den französischen Fabrikanten zu zeigen, mit welcher Art von Konkurrenz sie in der Vergangenheit zu kämpfen gehabt haben, und gegen welche sie sich in der Zukunft zu schützen haben werden. Die Sammlungen umfassen landwirtschaftliche Maschinen und Werkzeuge allerart, Stahlwaren, Weine, Biere, Glasperlen und Korallenimitationen.

Durch die von einem Limoger Porzellanfabrikanten zur Ausstellung gebrachten Muster ist die Frage aufgeworfen worden, ob französische und britische Fabrikanten versuchen sollten, mit den Erzeugnissen der deutschen Industrie in Wettbewerb zu treten. Die erwähnte Firma scheint von der Aussicht ausgegangen zu sein, dass sie einen verdorbenen Geschmack zu befriedigen haben würde und es daher ratsam wäre, die Billigkeit und Hässlichkeit der deutschen Erzeugnisse nachzuahmen. Der erzielte Erfolg spricht nicht für die Richtigkeit dieser Auffassung."

Die Vereinbarung einer Friedensklausel.

Von Dr. W. Stein.

In Friedenszeiten pflegten sich bei Abschluss eines Kauf-, Lieferungs- oder Beförderungs- oder Versicherungsvertrages die Parteien durch die sogenannte Friedensklausel zu sichern, die durchweg den Inhalt hatte, dass im Falle eines Krieges die Vereinbarungen ganz oder teilweise ausser Kraft treten sollen. Der Vereinbarung dieser Klausel lag der Gedankengang zugrunde, dass die wirtschaftlichen Verhältnisse bei Ausbruch eines Krieges oder auch nur bei Anordnung einer Mobilmachung eine solche grundlegende Umgestaltung und plötzliche Störung erfahren, dass die Abwicklung des vorher unter anderen Voraussetzungen abgeschlossenen Geschäfts gar nicht oder nicht zu den früheren Bedingungen möglich sein könne. Der Krieg wurde der „höheren Gewalt" gleich erachtet. — Nun wird man allerdings sagen, dass durch die Wiederherstellung des Friedens diese Störungen beseitigt werden, dass wieder geordnete Verhältnisse eintreten und geregelter Verkehr Platz greifen wird, dass sich gerade aus diesem Grunde eine Friedensklausel erübrige. Das ist aber nur bedingt richtig. Allerdings wird man kaum behaupten können, dass durch den Friedensschluss hervorgerufene Verhältnisse die Merkmale „höherer Gewalt" allgemein in sich trügen. Für den einzelnen Unternehmer kann dies aber unter den jetzigen Verhältnissen sehr wohl der Fall werden. Viele Geschäfte werden jetzt abgeschlossen, um bis zum Friedensschluss der Erfüllung zu harren. Sie sind auf die durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse zugeschnitten und haben wohl nicht selten die Hoffnung zur Grundlage, dass der Frieden ohne weiteres die gleichen Verhältnisse, wie sie früher bestanden, wiederherstellen werde. Nun ist aber, wenn nicht alle Zeichen trügen, anzunehmen, dass insonderheit der Verkehr bei dem zu erwartenden gewaltigen Güterandrang sowohl an Ausfuhr- wie an Einfuhrgütern schwere Störungen erleiden wird. Mit sehr teuren Rohstoffen, die zudem nur langsam herankommen, und mit sehr hohen Frachten — die deutschen Grossreeder hoben bereits, wie erinnerlich, die früheren Raten und Verladebedingungen auf — wird ganz sicher zu rechnen sein, und auch sonst werden vielleicht durch einen Friedensschluss ganz neue, heute noch nicht zu übersehende Verhältnisse geschaffen werden.

Dass unter diesen Umständen der Gedanke, sich durch eine „Friedensklausel" vor unliebsamen Überraschungen zu sichern, gewiss nicht abwegig ist, beweist die Tatsache, dass er bereits in der Holzbranche Gegenstand von Beratungen war; der Übergang von der Kriegs- in die Friedenswirtschaft wird sich eben nicht so einfach und glatt vollziehen, wie manche vielleicht annehmen. Natürlich liegen die Dinge bei den einzelnen Branchen verschieden und deshalb ist es unmöglich, für alle Branchen zutreffende Normen aufzustellen oder Vorschläge zu machen, welche Vereinbarungen zu treffen sind. Unter allen Umständen aber sollten sich die am Exportgeschäft beteiligten Kreise der wichtigen Frage zuwenden. Denn gerade dieses, das ohnehin durch den Krieg schwer gelitten hat und das jetzt nicht eben bedeutend ist, muss durch vorsorgende Massnahmen sich davor schützen, auch nach dem Kriege Schaden zu erleiden. Eine solche Friedensklausel muss die Vereinbarung enthalten, dass das ganze Geschäft hinfällig wird und dass keine Partei auf Erfüllung des Vertrages bestehen kann, wenn der Friedensschluss wirtschaftliche Verhältnisse im Gefolge hat, die bei Abschluss des Geschäftes nicht vorauszusehen waren und deshalb nicht berücksichtigt werden konnten.

Digitized by Google

Die deutschen und österreichischen Firmen in Ägypten.

Die ägyptische Regierung hat jüngst eine Liste der deutschen, bzw. österreichischen Firmen aufgestellt, die unter Zwangsliquidation gestellt werden sollen. Wir nennen aus dieser Liste die bekannten Firmen:

Andres, Fritz, & Co. in Alexandrien, Baumwollexport und Versicherungsagentur.

Austro-orientalische Aktiengesellschaft (Direktor Felix Modern) in Kairo und Alexandrien.

Brach, Gustav, & Co., Versicherungsagentur, Kairo (hatten auch englische Versicherungen!).

Galizenstein, Jaques, Kairo, Agentur.

Ganz, Société anonyme d'électricité (Direktor Hochstein), Kairo und Alexandrien.

Geiger, W., & Co., Alexandrien und Kairo, Agentur (Geschäftsführer O. Hofmann).

Kirchmeyer, Rudolf, & Co., Kairo und Alexandrien, Agentur, Geldschränke, Pianos, Möbel, Schreibmaschinen usw.

König & Jessnitzer, Kairo und Alexandrien, Agentur und Versicherungen.

Lindemann, R., & Co., Kairo und Alexandrien, grösstes Baumwollexporthaus Ägyptens mit Millionenumsatz. Hauptsitz Dresden, Filiale Boston.

Lichtenstern, Josef, Kairo, Agentur, besonders in Papier.

Orenstein & Koppel, Kairo und Alexandrien, Eisenbahnmaterial.

Pollack, Leopold, & Co., Kairo, Bankgeschäft.

Ricken, G. (Teilhaber Dr. Wolfgang Meyer-Waldeck), Alexandrien, Baumwollexport.

Schneider & Pothacker, Kairo und Alexandrien, grosses Agenturgeschäft.

Seeger, Albert, Kairo und Alexandrien, grosses Agenturgeschäft.

Siemens & Schuckert, Kairo und Alexandrien, Maschinen und elektrische Materialien, Beleuchtungseinrichtungen.

Stobbe, Rudolf, Kairo und Alexandrien, Bijouterien, Vertreter von Krupp in Berndorf.

Toch, Siegfried, Kairo, Agentur.

Zucker, Leo, Kairo, Agentur.

Diemer, F., Succ. (Inhaber Finck und Bayländer), Kairo, Buchhandlung.

Für einen des Landes Kundigen ist sofort zu ersehen, dass noch eine ganze grosse Anzahl Firmen fehlen. Was mit diesen geschieht, oder schon geschehen ist, entzieht sich natürlich jetzt der Kenntnis.

Die Liquidation geschieht mit der grössten Beschleunigung und unter Aufsicht eines von der ägyptischen Regierung gestellten Licensing Officers.

Merkwürdig ist besonders dabei, dass zu diesen Liquidatoren oft Firmeninhaber von Hauptkonkurrenten der betreffenden Firma gewählt wurden, so dass der Zweck um so schroffer hervortritt. Die eingehenden Gelder während der Zwangsliquidation werden auf einer bestimmten Bank erlegt, und sämtliche Ein- und Auszahlungen müssen durch dieses bei der Bank laufende Konto gehen. Etwa vorhandenes Gesellschaftskapital darf unter keinen Umständen von diesem Konto bezahlt werden. Die Geschäftsbücher stehen natürlich zur ausschliesslichen Verfügung des Liquidators. Im übrigen sind die Schreckensmärchen, wonach die Geschäftsbücher nach Beendigung der Liquidation verbrannt werden müssten, unrichtig, wenn auch natürlich zugegeben werden muss, dass manches deutsche oder österreichische blühende Unternehmen bei dieser Gelegenheit systematisch zugrunde gerichtet wird, besonders wenn es in der Person des Liquidators einen englischen oder französischen Konkurrenten gefunden hat, der sich ein besonderes Vergnügen daraus machen wird, der Konkurrenz für immer das Lebenslicht auszublasen.

H. v. S.

Der amerikanische Aussenhandel im Februar.

Der Wert des Exportes aus den Vereinigten Staaten im Monat Februar beziffert sich auf 410 Millionen Dollar, der des Importes auf 194 Millionen Dollar Diese Zahlen sind Rekordziffern. Im Vormonat betrugen die entsprechenden Ziffern für den Export 336 Millionen Dollar, für den Import 184 Millionen Dollar. Im Februar des Vorjahres erreichte der Wert des Exportes eine Höhe von 298728000 Dollar, der des Importes eine Höhe von 125123000 Dollar. — Nach den Wochenberichten der Zeitungen hält das weitverbreitete Vertrauen in die Fortdauer der gewaltigen Leistungen der Industrie und des Handels an. Im allgemeinen zeigt sich aber jetzt mehr Neigung, eine weitere übermässige Ausdehnung des Geschäftes auf irgendeinem Gebiet zurückhaltend zu beurteilen. Dieses Gefühl der Vorsicht gibt sich in den Anstrengungen zu erkennen, die darauf hinauszielen, die rapide Steigerung der Preise in der Stahl-, Textil- und anderen Industrien zu hemmen. Die Kaufleute im Lande schliessen Käufe in einem Umfange ab, wie man ihn nie zuvor erlebt hat.

Digitized by Google

Aus der Porzellanindustrie.

Der hier abgebildete Osterteller der Porzellanmanufaktur Rosenthal in Selb ist der dritte dieser Serie; sein Entwurf stammt, ebenso wie seine Vorgänger, von dem bekannten Landschaftsmaler Jul. V. Guldbrandsen, dem künstlerischen Leiter der genannten Porzellanfabrik. Die Sammlung heimatlicher Motive erfreut sich allgemeiner und grosser Beliebtheit und auch der diesjährige Teller legt Zeugnis ab von dem feinen Fühlen des Künstlers und der ausgezeichneten Ausführung als Porzellankunstwerk, der beste Beweis für die ungehemmte Aufwärtsentwicklung deutschen Kunstgewerbes.

Berlin. Nach den Ermittlungen des Vereins Deutscher Eisen- und Stahl-Industrieller betrug die Roheisen-Erzeugung im deutschen Zollgebiet im Monat Februar 1916 (29 Arbeitstage) insgesamt 1 033 683 t gegen 1 078 368 t im Januar 1915 (31 Arbeitstage). Die tägliche Erzeugung belief sich auf 35644 t gegen 34786 t im Januar 1916. Die Erzeugung verteilte sich auf die einzelnen Sorten wie folgt (wobei in Klammern die Erzeugung für Januar 1916 angegeben ist):

Giesserei-Roheisen	150533 t	(164389 t)
Bessemer- „	12207 t	(16875 t)
Thomas- „	666417 t	(683752 t)
Puddel- „	19923 t	(21998 t)
Stahl- und Spiegeleisen . .	184603 t	(191354 t)

Von den Bezirken sind im Februar 1916 (gegenüber Januar 1916) beteiligt:

Rheinland-Westfalen . .	mit 455708 t	(474734 t)
Siegerland, Kreis Wetzlar und Hessen-Nassau . .	mit 67104 t	(70721 t)
Schlesien	mit 65180 t	(69260 t)
Norddeutschland (Küstenwerke)	mit 19519 t	(21152 t)
Mitteldeutschland . . .	mit 30420 t	(31942 t)
Süddeutschld. u. Thüringen	mit 20717 t	(21774 t)
Saargebiet	mit 65740 t	(69730 t)
Lothringen	mit 154902 t	(160638 t)
Luxemburg	mit 154393 t	(158417 t)

Demnach ist die arbeitstägliche Erzeugung an Roheisen im Februar 1916 erheblich höher als in

Digitized by Google

den letzten Monaten und damit ein neuer Höhepunkt erreicht.

Täglich 50 Millionen Kilogramm Stahl! Die Flussstahl-Erzeugung im deutschen Zollgebiet betrug im Monat Februar (25 Arbeitstage) insgesamt 1250332 t gegen 1227120 t im Januar 1916 (25 Arbeitstage). Die tägliche Erzeugung belief sich auf 50013 t im Februar gegen 49085 t im Januar 1916. Die Erzeugung verteilte sich auf die einzelnen Sorten wie folgt (wobei in Klammern die Erzeugung für Januar angegeben ist):

Thomasstahl	591388 t	(582845 t)
Bessemerstahl	11155 t	(14333 t)
Basischer Siemens-Martinstahl	508348 t	(506952 t)
Saurer „ .	20835 t	(27890 t)
Basischer Stahlformguss . .	47314 t	(46051 t)
Saurer „ . .	29466 t	(26066 t)
Tiegelstahl	8514 t	(8303 t)
Elektrostahl	27312 t	(14680 t)

Von den Bezirken sind im Februar (gegenüber Januar) beteiligt:

Rheinland-Westfalen . . mit	715531 t	(696788 t)
Schlesien . . . . . mit	113413 t	(116095 t)
Siegerland u. Hessen-Nassau mit	27584 t	(27692 t)
Nord-, Ost- und Mitteldeutschland . . . . mit	51348 t	(50630 t)
Königreich Sachsen . . mit	25092 t	(25628 t)
Süddeutschland . . . . mit	12438 t	(11686 t)
Saargebiet und bayerische Rheinpfalz . . . . . mit	101037 t	(95283 t)
Elsass-Lothringen . . . mit	103878 t	(101555 t)
Luxemburg . . . . . mit	100011 t	(101763 t)

Mit einer monatlichen Erzeugung von 1250332 t und einer arbeitstäglichen Gewinnung von 50013 t ist ein neuer Höhepunkt erreicht worden. Englands Leistungsfähigkeit dürfte wohl noch nicht einmal halb so gross sein.

Berlin. Wie die „Ständige Ausstellungskommission für die deutsche Industrie" auf Grund zuverlässiger Mitteilungen bekanntgibt, hat die diesjährige „XVI. Nationale Automobil-Ausstellung" vom 22. bis 29. Januar in Chicago stattgefunden. Es hatten 91 Fabriken Personen-Kraftwagen und 183 Fabriken Zubehörteile ausgestellt. Als ausländische Marken waren nur Fiatwagen vertreten, die aber zum grössten Teil in Amerika selbst hergestellt werden und von denen Italien nur einzelne Maschinenteile importiert. Während im vorigen Jahre Achtzylinderwagen Aufsehen erregten, zeigte in diesem Jahre eine ganze Anzahl bekannter Marken zwölfzylindrige Motoren. Im allgemeinen scheint jedoch der Wagen mit sechs Zylindern in Amerika vorgezogen zu werden. Sämtliche ausgestellten Wagen waren mit elektrischem Antriebe ausgestattet.

Die tägliche Besucherzahl stieg durchschnittlich auf 40000 Personen gegen 30000 im Vorjahre. Es sollen auf der Ausstellung etwa 1200 Personen-Kraftwagen an Privatpersonen verkauft worden sein, deren Wert einschliesslich der Zubehörteile auf weit über $^1/_2$ Million Dollars geschätzt wird. Welche bedeutende Steigerung die amerikanische Automobil-Industrie erfahren hat, geht daraus hervor, dass im Jahre 1905 etwa 25000 Wagen im Werte von 40 Millionen Dollars verkauft wurden, wogegen im Jahre 1915 892618 Wagen im Werte von 691778950 Dollars umgesetzt wurden.

Nähere Einzelheiten über die Ausstellung sind an der Geschäftsstelle der Ständigen Ausstellungskommission (Berlin NW. 40, Herwarthstrasse 3a) zu erfahren. Dort können auch der Katalog sowie weitere Drucksachen, geschäftliche Mitteilungen der Aussteller usw. eingesehen werden. Später können die Drucksachen auf Erfordern den Interessenten für kurze Zeit zur Einsichtnahme überlassen werden.

— Wie die „Ständige Ausstellungskommission für die deutsche Industrie" auf Grund eines ihr vom Kaiserlich Deutschen Konsulat in Chicago zugegangenen Berichtes bekanntgibt, hat die in alljährlicher Folge dort veranstaltete neunte „Zement-Ausstellung" in diesem Jahre in der Zeit vom 12. bis 19. Februar unter Leitung der „American Cement Products Company" stattgefunden. Die Ausstellerzahl war gegen die der Vorjahre so gross, dass die Räume des Coliseums nicht ausreichten und die der angrenzenden Armory Hall hinzugenommen werden mussten. Da Chicago das „Cement Capitol" der Vereinigten Staaten bildet, war der Besuch der Ausstellung ein sehr reger. Es waren etwa 200 Firmen mit 238 verschiedenen Ständen vertreten. Gewaltige Zement-Mischmaschinen, grosse und kleine Maschinen zur Herstellung von Zement-Backsteinen sowie Kraft-Lastwagen, die besonders in der Zement-Industrie gebraucht werden, wurden in Tätigkeit vorgeführt. Als hervorragende Sehenswürdigkeit waren Zement-Hufeisen ausgestellt. Zwei Modelle der im Bau befindlichen transkontinentalen Landstrassen, des Dixie Highway und des Lincoln Highway, die beide aus Zement hergestellt werden, fanden allgemeine Beachtung, weil dem Zement als Strassenbaumaterial für die Zukunft grosse Wichtigkeit beigelegt wird.

Die Entwicklung der amerikanischen Zement-Industrie, deren Bedarf in früheren Jahren zum überwiegenden Teil aus europäischen Ländern gedeckt wurde, hat einen so gewaltigen Aufschwung genommen, dass sie heute bereits die sechste Stelle unter den amerikanischen Industrien einnimmt und von einer nennenswerten Einfuhr von europäischem Zement kaum mehr die Rede ist.

Nähere Einzelheiten über die Ausstellung sind an der Geschäftsstelle der Ständigen Ausstellungskommission (Berlin NW. 40, Herwarthstrasse 3a) zu erfahren. Dort können auch der Katalog sowie die Ton und Zement behandelnden Aussteller-Drucksachen, Geschäftsanzeigen usw. eingesehen oder auf Erfordern den Interessenten später für kurze Zeit zur Einsichtnahme überlassen werden.

Digitized by Google

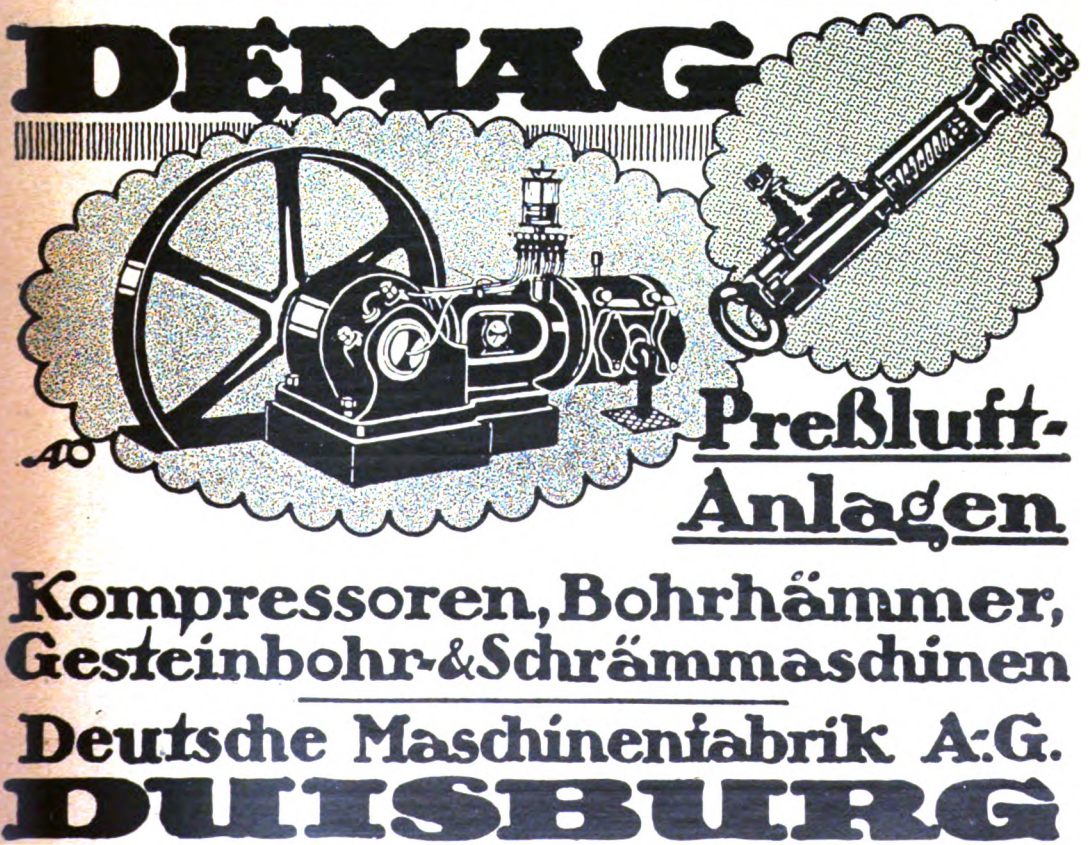
Oberschlesische Eisen-Industrie A.-G. für Bergbau und Hüttenbetrieb. In der Aufsichtsratssitzung der Oberschlesischen Eisen-Industrie Aktien-Gesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb Gleiwitz wurde über das Ergebnis des Geschäftsjahres 1915 berichtet. Der Abschluss ergibt einschliesslich 55196 M. Vortrag aus 1914 (im Vorjahre 723024 M.) einen Bruttogewinn von 7309460 M. (im Vorjahre 5092972 M.). Nach Abzug von Verwaltungskosten, Obligations- und sonstigen Zinsen verbleiben 5048613 (im Vorjahre 2962196 M.). Der Aufsichtsrat beschloss, 3000000 M. (im Vorjahre 2000000 M.) vom Anlagekonto abzuschreiben und der Generalversammlung die Verteilung von 6 Prozent Dividende (im Vorjahre 3 Proz.), welche 1680000 M. erfordert, vorzuschlagen. Der Vorstand berichtete, dass die Werke der Gesellschaft in allen Betrieben bei befriedigenden Preisen voll beschäftigt sind. Die Generalversammlung soll auf den 3. Mai nach Gleiwitz einberufen werden.

Bücherbesprechungen.

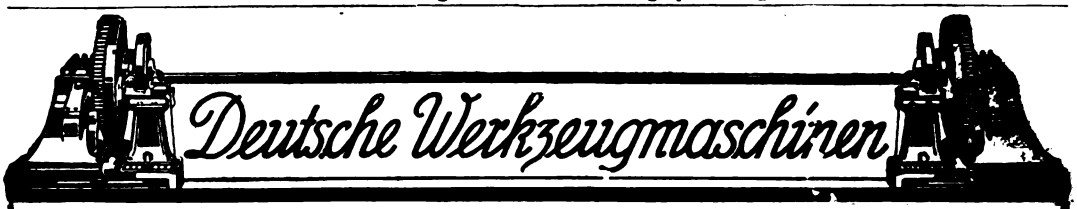
E. v. Seydlitzsche Geographie: Handbuch der Geographie. 26. Bearbeitung des „Grossen Seydlitz". Unter Mitwirkung von Studienrat Prof. Dr. O. Clauss, Univ.-Prof. Dr. E. Friedrich, Dr. R. Reinhard herausgegeben von Prof. Dr. E. Oehlmann. Mit 535 Bildern, Textkarten und Figuren, 27 Buntbildern und 3 farbigen Karten. 1914. XVI und 950 S. In Leinenband 8,75 Mk., in Halbfranzband 10 Mk. (Verlag von Ferdinand Hirt in Breslau.)

In seiner neuen, 26. Bearbeitung erscheint der „Grosse Seydlitz" zum zweitenmal als „Handbuch der Geographie", diesmal auch äusserlich im neuen Gewande, indem er ein grösseres, aber immerhin doch handliches Format angenommen hat. Die Vermehrung des Stoffes ist allen Teilen des Buches ziemlich gleichmässig zugute gekommen. Die Fülle des Gebotenen kommt auch in dem umfangreichen Namen- und Sachregister zum Ausdruck, das weit über 12000 Schlagwörter enthält. Lassen diese Tatsachen erkennen, dass Herausgeber und Mitarbeiter besorgt waren, den gesteigerten Ansprüchen an die Vollständigkeit des Werkes zu genügen, so zeigt die Darstellung selbst das Bemühen, bei aller Knappheit lebendig und anschaulich zu bleiben. Diesem Zweck dient auch die grosse Zahl von Textzeichnungen und Karten. Die statistischen Angaben der Wirtschaftsgeographie erfuhren insofern eine Verbesserung, als sie, soweit angängig, nach fünfjährigen Durchschnitten berechnet wurden.

Die mehr als 300 Bilder (dazu 27 Bunttafeln) auf Kunstdruckpapier bilden einen hervorragenden Schmuck des Werkes und eine zweckmässige Ergänzung des Textes, auf die in diesem selbst immer hingewiesen wird. Grosse farbige Karten des Weltverkehrs, des Telegraphennetzes und der Schiffahrtslinien, sowie Karten der Verbreitung der Pflanzen und Tiere vervollständigen das Anschauungsmaterial. So ist das Seydlitz-Handbuch auch in seiner neuen Auflage nicht nur ein gediegenes Bildungsmittel für jedermann, ein Hausbuch im besten Sinne des Wortes, sondern auch ein zuverlässiges Nachschlagewerk sowohl für den wissenschaftlich Interessierten als auch für den im kaufmännischen und gewerblichen Leben stehenden Gebildeten.



Digitized by Google



Fräsmaschinen, Vertikale **Stossmaschinen**
Roscher & Eichler, Altmittweida bei Chemnitz.

Fräsmaschinen, Revolverdrehbänke
Werkzeugmaschinen-Fabrik Gildemeister & Co., Akt.-Ges., Bielefeld.

Fräsmaschinen
für Metallbearbeitung, insbesondere Einfache u. Universalfräsmaschinen.
Mossdorf & Mehnert, Chemnitz i. Sa.

Pressluftwerkzeuge
und -Maschinen
Fabrik für Bergwerks-Bedarfsartikel G. m. b. H., Sprockhövel.

Das einzelne Feld kostet jährlich nur Mk. 48.— netto, worin ein Abonnement auf die reichillustrierten Hefte von Velhagen & Klasings Export-Anzeiger mit vielen technisch interessanten Artikeln und Abbildungen einbegriffen ist.

Werkzeugmaschinen,
Leitspindel-Support-Drehbänke, Räderfräs-Automaten.
Oscar Ehrlich, Chemnitz 42.

Werkzeugmaschinen,
insbesondere Schnelldrehbänke mit Räderkasten und Stufenscheiben, sowie komplette Einrichtungen moderner Geschossfabriken.
Neisser Eisengiesserei und Maschinenbau-Anstalt Hahn & Koplowitz Nachf., Neisse, O.-S.

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Fehlende Bezugsquellen weist Velhagen & Klasings Export-Anzeiger in Leipzig, Hospitalstrasse 27, unentgeltlich nach. Jede Anfrage unserer Abonnenten und Freunde wird sachgemäss und sorgfältig erledigt.

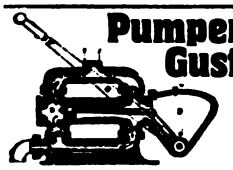
Bindfadenabschneider
Schnipp Schnapp
Idealer Verkaufsartikel.
Schneller und besser als Scheere und Messer.
Walther Kunde, Dresden I.

Papiere aller Art.
Spezialität: Chromo- u. Kunstdruck-Papiere u. Kartons, Elfenbeinkartons. Echte handgeschöpfte Bütten-Papiere.
J. W. Zanders, Papierfabrik, Bergisch-Gladbach, Rheinl.

Bureau-Artikel:
Schnellhefter, Karten-Registraturen
Bureau-Möbel aller Art
Vollständige Bureau-Einrichtungen
liefert als Spezialität und sendet illustr. Katalog
Fabrik Stolzenberg, Oos-Baden.

Kunstdruck-Papiere, Chromo-Papiere
Kunstdruck-Kartons, Chromo-Kartons
liefert in anerkannt vorzüglicher Druckfähigkeit
Dresdner Chromo- & Kunstdruck-Papierfabrik
Krause & Baumann A.-G., Dresden-A. 7.

Druck-Farben
in anerkannt feinsten Qualitäten für alle Zweige der graph. Industrie fabrizieren
Dr. Lövinsohn & Co., Friedrichsfelde-Berlin.



Pumpen, speziell **Kanal-Pumpen,** liefert die Firma
Gustav Redlien, Kiel.
20 Jahre bewährt! Kleiner Kolben! Langer Hub, ruhiger, stossfreier Gang! Anerkennungen aus den Kolonien, Mexiko, Südamerika, Russland, Sibirien usw.

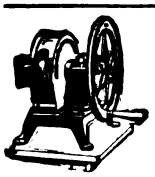
Malz-Extrakt.

Braunschweiger Marke H-C-F. Mumme-Malz-Extrakt
als Nähr- und Heilmittel beliebt und bekannt.
Näheres durch: **M. C. F. Hettelbeck, G. m. b. H., Braunschweig.**

Samen aller Art von Erfurter Gemüse und Blumen etc. Tropensichere Packung! — Überall glänzend bewährt! — Deutsche, franz. u. engl. Kataloge gratis u. franko.
F. C. Heinemann, Erfurt 113. Hoflief. Sr. Maj. d. deutsch. Kaisers.

Grösste Spezialfabrik Norddeutschlands moderner, erstklassiger
Maschinen für die **Fassfabrikation,** Hobel- und Sägewerke, Möbelfabriken, Waggon- und Schiffbau für den Export.
Böttcher & Gessner, Hamburg-Altona-Bahrenfeld.

Samen allererster Qualität
versenden in alle Welt und stehen mit Katalogen jederzeit zu Diensten
Carl Beck & Comp.,
Quedlinburg a. H.
Tel.-Adr.: „Samenexport Quedlinburg".



In Leistungsfähigkeit, Dauerhaftigkeit und billigstem Betriebe (da Reparaturen auf Jahre ausgeschlossen) unerreicht ist unsere
Messerputzmaschine „Arius"
mit Patentbürsten, daher bester Messerputzer der Gegenwart! Für Hand- u. Kraftbetrieb!
Aalwerke Heinr. Rieger & Söhne, Aalen i. Württbg. — Vertreter gesucht!

Vervielfältiger „Optimus"
für Hand- u. Maschinen-Schrift, in Schwarz- u. Buntdruck.
Seit Jahren bewährt in jedem Klima.
Westenhoff & Co.,
Hannover 45. o Fabrik. Export.

Velhagen & Klasings Export-Anzeiger. Verantwortlich für die Redaktion und den Anzeigenteil: G. Schräpler in Leipzig.
Redaktion und Inseratannahme: Leipzig, Hospitalstr. 27.

Digitized by Google

053
VE

Heft 12
XXX. Jahrgang
August 1916
(Dritter Band Heft 4)

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY
DEC 12 1

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7B.

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld,
Leipzig und Wien

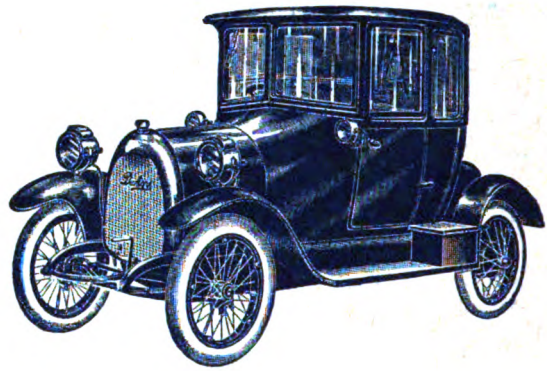
Digitized by Google

„Knipperdolling“

Der

Kleine

Dürkopp!



Vorteilhafter Wagen für den selbstfahrenden Arzt und Geschäftsmann.
Behend und zuverlässig, leicht zu bedienen.

Dürkoppwerke, Aktiengesellschaft, Bielefeld.

Berlin, Schiffbauerdamm 35—37. **Hannover,** Lützowstr. 10. **Dresden,** Nicolaistr. 13.

MANNESMANN

MOTORLASTWAGEN
OMNIBUSSE

MULAG-AACHEN

Digitized by Google

Mit unserem nächsten Heft (September 1916) treten wir in unsern neuen, den 31. Jahrgang, ein. Trotz aller Kriegsschwierigkeiten werden wir unsern Heften ihren bisherigen Charakter, den fesselnden Inhalt und die vornehme Ausstattung, voll zu wahren wissen. Zu unserem Bedauern zwingen uns aber die gewaltige Steigerung der Papierpreise und aller sonstigen Kosten zu einem gering bemessenen Kriegszuschlag, durch den sich der Preis des Heftes um 25 Pfennige erhöht. Wir sind überzeugt, daß unsere Freunde den kleinen Aufschlag nicht verweigern werden, zu dem wahrhaft zwingende Gründe nötigen.

Auszug aus dem Inhalt des Septemberheftes:

Romane und Novellen:

Ernst Zahn, Cäcilia. Eine Erzählung aus den Bergen

Hanns von Zobeltitz, Die blaue Lore

Emil Ertl, Trauderl. Aus den Papieren eines Reserveoffiziers

Jakob Wassermann, Die unsichtbare Lampe

Aufsätze:

Fritz Boehle. Von Dr. Franz Servaes. Reich illustrierter Künstleraufsatz

Koalitionskriege. Von Geheimrat Prof. Dr. Max Lenz in Hamburg

Schloß Wilhelmsthal. Von Willy Norbert. Mit vielen mehrfarbigen Bildern

Erinnerungen an Josef Kainz. Von Ferdinand Gregori

Der Krieg in Tirol. Bilder von Hans Beatus Wieland. Aufsatz von Karl Graf Scapinelli. Mehrfarbig illustriert

Imperator Caesar Augustus. Von Prof. Dr. Otto Seeck in Münster

Zähringer Land. Schwarzwaldblicke in Hörweite des Weltkriegs. Von Max Bittrich in Freiburg

Der Baralonggeist in der englischen Politik. Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch in Berlin

Neues vom Büchertisch. Von Dr. Carl Busse — Illustrierte Rundschau über Kunst und Kunstgewerbe — Zeitgeschichtlicher Rückblick. Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch in Berlin

Kunstbeilagen und Einschaltbilder

nach Werken von Carl Albrecht — Fritz Boehle — Josef Damberger — Anselm Feuerbach — Josse Goossens — Bernhard Hoetger — Jul. Paul Junghanns — Peter Paul Müller — Johann Georg Pforr — Klaus Richter — Carl Strathmann — Hugo Vogel — Julie Wolfthorn

Die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften

Digitized by Google

An unsere Abonnenten!

Mit diesem Hefte (12) ist der XXX. Jahrgang 1915/1916 vollständig.

Zum Einbinden stehen die gewohnten, geschmackvollen Einbanddecken in roter Leinwand zur Verfügung.

Wir bitten, sich des folgenden Bestellzettels bedienen zu wollen.

Einbanddecken-Bestellzettel

Unterzeichneter bestellt bei der Buchhandlung

.....

.....

zu

Velhagen & Klasings Monatsheften

XXX. Jahrgang 1915/1916

1 Einbanddecke zu Band I (Heft 1— 4) für 90 Pfg.
1 desgl. zu Band II (Heft 5— 8) für 90 Pfg.
1 desgl. zu Band III (Heft 9—12) für 90 Pfg.

(Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen!)

Name: .....

Wohnung: .....

Digitized by Google

Im Felde

wie in der Garnison braucht jeder Soldat ein zuverlässig wirkendes Mittel, dessen Anwendung ihn gegen Wundsein und Wundlaufen der Füsse schützt. — Regelmässiges Abpudern der Füsse (Einpudern der Strümpfe), der Achselhöhlen, sowie aller sonst unter der Schweisseinwirkung leidenden Körperteile mit

Vasenol-Sanitäts-Puder

belebt und erfrischt die Haut, schützt gegen Wundlaufen und Wundwerden und hält die Füsse gesund und trocken.

Bei stärkerer Schweissabsonderung empfiehlt sich die Verwendung des **Vasenoloform-Puders,** der bei Hand-, Fuss- u. Achselschweiss ärztlich u. klinisch glänzendste Anerkennung gefunden hat. Eingeführt in der Armee.

Zur Kinderpflege verwendet man das von Tausenden von Aerzten anerkannt beste Einstreumittel

Vasenol-Wund- und Kinder-Puder

das Wundliegen, Wundreiben, Entzündungen und Rötungen der Haut zuverlässig verhindert.

In Orig.-Streudosen zu 75 Pf. in Apotheken u. Drogerien.

Langenscheidts

Taschenwörterbücher

mit Aussprachebezeichnung nach der Methode Toussaint-Langenscheidt

Erschienen für alle wichtigen modernen und für die alten Sprachen.

Jede Sprache umfaßt 2 Teile:

Teil I: Fremdsprachlich-deutsch, Teil II: Deutsch-fremdsprachlich.

Einzelbände 2 Mark ◻ Doppelbände 3.50 Mark.

Diese handlichen Wörterbücher sind für die Schule und das praktische Leben ausreichend; ihr Wortschatz genügt für die Lektüre von Zeitungen und für die Unterhaltung im fremden Lande.

Metoula-Sprachführer

Eine verkürzte Methode Toussaint-Langenscheidt

Erschienen für alle wichtigen Sprachen. Westentaschenformat. Elegant gebunden.

Jeder Band 80 Pfennig.

Die Metoula-Sprachführer geben für alle auf der Reise vorkommenden Gelegenheiten erschöpfende Auskunft; sie enthalten alles, was für die Bedürfnisse des täglichen Lebens gebraucht wird, ermöglichen eine Verständigung mit der fremdsprachlichen Bevölkerung und sind daher besonders geeignet als Verständigungsmittel in den besetzten Kriegsgebieten.

Besondere Vorzüge. Jeder Band enthält neben dem sehr umfangreichen Gesprächsstoff: Dreifarbige Landkarten und Stadtpläne, Münzabbildungen, Maß- und Gewichtstabellen, kleine aber ausreichende Grammatik, Verzeichnis aller Speisen und Getränke. Gut lesbare Schrift.

Vorrätig in jeder Buchhandlung. Wenn keine am Platze, wende man sich direkt an die

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt)

Berlin-Schöneberg.

Digitized by Google

Salzbrunner Oberbrunnen

Seit Jahrhunderten ärztlich verordnet bei Katarrhen der Atmungs- u. Verdauungs-Organe, besonders bei Folgen der Influenza

rein natürl. gefüllte Heilquelle

W. Ritmüller & Sohn
G. m. b. H.
Göttingen
Gegr. 1795. Gegr. 1795.
Aelteste Pianoforte-Fabrik Deutschlands
Flügel Pianos

Das Ritmüller Instrument ist an Wohlklang und Tonfülle unübertroffen.

Ueber unsere Instrumente mit Patent-Doppel-Resonanzboden D.R.P. 108315 liegen tausende von Anerkennungen vor.
Man verlange Preislisten und Abbildungen.

In der Kriegszeit muss man sparen!

Als vollwertigen Ersatz für teuren und gesundheitsschädlichen Bohnenkaffee empfehle ich meinen sehr eingeführten

Just's Nährsalz-Früchte-Kaffee	das	9	Pfund	M. 0.55	u.	Porto
Dr. Reich's Nährsalz-Normal-Kaffee I	das	9	„	„ 0.50	„	„
Dr. Reich's „ „ „ II	das	9	„	„ 1.—	„	„
			„	„ 0.90	„	„
	das	9	„	„ 0.75	„	„
			„	„ 0.70	„	„

Wiederverkäufer gesucht, wo noch frei!

Gustav Just, Zentrale für Lebensreform, **Ilsenburg a. H.**

Haupt-Broschüre kostenlos.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Das Kriegsgebiet von Südtirol u. Venetien im großen Maßstabe 1:200000

ist in der neuen fünffarbigen Sonderkarte dargestellt, die mit der soeben erscheinenden vierten Auflage unserer Karten zum Kriege gegen Italien zur Ausgabe gelangt.

Einzelpreis der Sonderkarte 50 Pfg.
Preis der vollständigen Karte mit 1 Haupt- und 6 Sonderkarten und alphabetischem Namenverzeichnis
geheftet 1,60 Mark.

Durch alle Buchhandlungen.

Bewährt als vorzügl. linderndes Mittel bei catarrhal. Affectionen u. chron. Brustleiden

In den Apotheken:

ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
gegen
HUSTEN u. HEISERKEIT

80 Pfennige.

Invalidenräder
Krankenselbstfahrer
Krankenfahrstühle.
Solide Fabrikate.
Katalog gratis.
Rich. Maune,
Dresden-Löbtau.

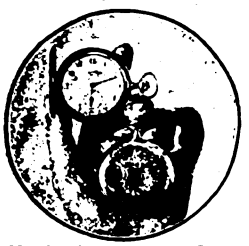
NEUE • BROSCHÜRE • ÜBER
FAMILIEN-WAPPEN
VERSENDET • KOSTENLOS
HEINRICH PFANNSTIEL
GROSSH. S. HOFLIEFERANT
WEIMAR
THEATERPLATZ

DIALON

Seit Jahrzehnten bewährtes, unübertroffenes Einstreupulver für kleine Kinder.
Von hervorragender, desinfizierender Wirkung geg. starken Schweiss. Unentbehrlich als hygienisches Toilettemittel, zum Einpudern der der Reibung am meisten ausgesetzten Körperstellen und im Gebrauch von Touristen und Sportsleuten jeder Art. Von zahlreichen Ärzten warm empfohlen.

In den Apotheken.

Digitized by Google



Gerade jetzt

dürfen Sie nicht voreilig kaufen. — Gut beraten und bedient werden Sie nach wie vor bei dem vornehmen Dresdner Versandhaus: Stöckig & Co., das nur gediegene Qualitätswaren gegen Bar- oder *erleichterte Teilzahlung* liefert.

Kataloge an ernste Interessenten kostenfrei.

Katalog U130: Uhren, Gold- u. Silberwaren, Tafelgeräte usw.
Katalog P130: Photographische Apparate, Ferngläser usw.
Katalog S130: Beleuchtungskörper für Elektrizität, Gas und Petroleum.
Katalog T130: Teppiche erster Fabriken Deutschlands und echte Perser.
Katalog M130: Lauten, Violinen, Zithern, Grammophone usw.

Stöckig & Co. Dresden-1 (für Deutschland) — Fürstl. Lipp — **Hoflieferanten** Bodenbach i. B. (für Österreich)

Durch die Photohändler **stets lieferbar:**

„Agfa-Trockenplatten"

„Agfa-Extrarapid" *** „Agfa-Special"
„Agfa-Chromo" * „Isolar" * „Isorapid"
„Chromo-Isolar" * „Chromo-Isorapid"
„Agfa-Diapositiv" * „Isolar-Diapositiv"
oooooooooooo „Agfa-Röntgen" oooooooooooo

Neu! **Neu!**

„Agfa-" Farben-Platten
für Aufnahmen in natürlichen Farben

Gelbe „Agfa"-Preisliste 1./6. 16,
sowie Dr. M. Andresen's illustrierte Schriften:

„Über farbenempfindliche und lichthoffreie **Platten**"
„Über photographische **Entwickler**" *** „Über photochemische **Hilfsmittel**"
„Winke für die **Blitzlichtphotographie**"

kostenlos durch Photohändler oder vom Verlag:

„Agfa" ACTIEN-GESELLSCHAFT FÜR ANILINFABRIKATION
oooooooooooooooooooooo BERLIN SO. 36 oooooooooooooooooooooo

Digitized by Google

Empfohlene Töchterpensionate

Dresden-A. Villa Kaltzerstr. 18a. Schweizerviertel. o

Töchterpensionat Küster-Bertram.
Eig. gr. Villa mit schatt. Gart. in gesunder Lage. Vorsteh. J. Klessling u. C. Jäckel, staatl. gepr. Lehrerinnen. Sorgf. Erziehg. Vorzügl. seitgemässe Ausb. i. Wissensch., Sprach., Musik, Mal., Handarb., auf W. i. Haush. Angen. Familienl. Prosp. u. Ref. d. d. Vorsteh.

Dresden-A. Goethestrasse 12.

Höhere Koch- und Haushaltungsschule, verbunden mit einem Töchterheim, von Sophie Voigt.
Heim im eig. Hause mit schönem Garten in vornehmster Lage. Vors. Empf. Ausf. Prosp. Unverkürzter Lehrplan auch währ. d. Krieges.

Friedrichshafen am Bodensee.

Königl. Paulinenstift,
Mädchen-Pensionat unter Kgl. Protektorat.
Höhere Mädchenschule. Haushaltschule. Bes. wiss. Fortbildungskurs. Sorgfält. Erziehung. Ausführl. Prospekt mit Lehrplänen.

Weimar Harthstrasse 30.

Prakt. Töchterbildungs-Institut
(mit Lehrprogramm einer Frauenschule), gegr. 1874, staatl. beaufsichtigt.
Ergänzung des Schulunterrichts in Verbindung mit hauswirtschaftl., gewerbl. u. künstl. Ausbildung. — Gediegene Erziehung zu tüchtiger Persönlichkeit in fröhlichem Gemeinschaftsleben. Grosser Besitz mit Park. Waldnähe. Satzungen durch den Direktor Dr. phil. Curt Weiss u. Frau.

(Jedes Feld kostet nur Mk. 17.50 monatlich.)

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Chemie-Schule für Damen
Dr. Paula Blum
Ausbildung für Laboratorien
Vornehmer Lebensberuf
Berlin N.W. 6. Luisenstr. 64. Prosp. frenko

Berlin W. Potsdamerstr. 90.

Sprach- und Handels-Lehrinstitut f. Damen von Frau **Elise Brewitz.**
A. Höhere Handelsschule. B. Handelsschule.
Handelslehrerinnen-Seminar mit staatlicher Prüfung.
Auf Wunsch Pension im Hause. Näheres Prospekte.

Berlin SW. 11 Hedemannstr. 13/14.

Dr. M. Vogtherrs Laboratorium und Unterrichts-Institut.
Chemie-Schule für Damen.
Leitung: Dr. O. Makowka, öffentl. angestellter, beeidigter Chemiker. — Ausführliche Prospekte.

Braunschweiger Vorbereit.-Anstalt
für Abitur., Prima, Fähnrich-, Einj.-Freiw.-Prüfung. Energischer, individ. Unterr. in kleinen Abteilungen. Eig. Haus mit Garten. Gute Pens. auch f. Schüler höh. Lehranstalten. Damenabteilung zur Vorbereitung f. Prima u. Abitur. Bisher stets beste Erfolge. Näheres durch den Leiter Oskar Soff, Bammelsburgerstr. 12.

Falkenberg (Mark) bei Eberswalde.

Victoria-Institut.
Der Lehrplan dieser im Jahre 1859 unter dem Protektorate Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Friedr. Wilh., weiland Kaiser Friedr. III. gegründeten, in schöner u. gesunder Umgebg. auf dem Lande geleg. Erziehungsanstalt für Söhne aus den gebild. Ständ. ist der eines Realgymnasiums. — Berechtigung zum einj. freiw. Militärdienst. Näheres d. d. Leiter der Anstalt Direktor Hermann Schulz.

Eisenach · Institut Burchardi (Eisenacher Kochschule), Bornstr. 7, 11.
Pensionat. Haushaltungsschule mit Blumenpflege und Gartenbau. Seminar für Lehrerinnen d. Hauswirtschaftskunde.
Staatl. Prüfung m. Gleichberechtigung i. Preussen. Alles Nähere ist ersichtlich aus dem ill. Prosp., der auf Verlang. kostenfrei zugesandt wird. Auch währ. d. Kriegszeit gesicherter Schutz, hrzl. Aufnahme u. gute Ausbildung i. gewohnter Weise.

Ev. Pädagogium Godesberg am Rh.
Gymnasium, Realgymnasium und Realschule (Einjähr.-Berechtigung). Kleine Klassen. Familien-Erziehung. Körperl. Fürsorge. Jugendsanatorium unter Leitung des Schularztes. Zweiganstalt in Herchen (Sieg) in ländl. Umgebung u. herrl. Waldluft. Direktor: Prof. O. Kühne in Godesberg am Rhein.

Rosswein i. Sa. **Deutsche Fachschule** für Eisenkonstruktion, Bau-, Kunst- und Maschinenschlosserei. Einzig dastehende Spezialfachschule Deutschlands für das Schlossereigewerbe. Gegründet 1894. Theorie und Praxis. 3 Sonderabteilungen. Umfangreiche Übungswerkstätten. 30 PS Dampfmaschine. Dauernde Ausstellung. Programm frei durch die Direktion.

In dieser Rubrik ist noch ein Feld (Preis Mk. 17.50 monatlich netto) zu vergeben.
Anfragen und Aufträge frdl. erbeten an
Velhagen & Klasing,
LEIPZIG, Hospitalstrasse 27.

(Jedes Feld kostet nur Mk. 17.50 monatlich.)

Empfohlene Heilanstalten

Sanatorium Am Goldberg.
Von Prof. u. Ärzten empfohlen. **Bad Blankenburg – Thüringer Wald.** Wint. u. Somm. bes. Prosp. frei.
Spezialheh. v. Magen-, Darm-, Stoffwechsel-, nervös., Herz-, inn. u. Frauenkr.
Höchstz. 60 Kurgäste. — Tel. 44. Dr. K. Schulze, Arzt u. Besitzer.

Fortsetzung siehe nächste Seite.

Digitized by Google

Empfohlene Heilanstalten

DAVOS

DER GRÖSSTE UND VORNEHMSTE HOCHGEBIRGSKURORT UND SPORTPLATZ DER SCHWEIZ.

1500—1800 m ü. M. 7000 Fremdenbetten. ◘ PROSPEKTE durch den VERKEHRSVEREIN.

Waldsanatorium Davos

Höchster Komfort — Höchste Hygiene

Deutsche Leitung — Prospekt

St. Blasien im bad. Schwarzwald, 775 m über dem Meer.

Hotel u. Kurhaus Sanatorium Luisenheim. ** mit Anstalt für physik. Heilmittel.

Namentlich geeignet für **Nerven-, Magen-, Darm- u. Stoffwechselkrankheiten.** In beiden Anstalten sind **infektiös Erkrankte ausgeschlossen.** Leitender Arzt: **Prof. Dr. Determann.**

Donaueschingen (Bad.) Schwarzwald).

705 m ü. d. M. **Solbad und Höhenluftkurort.** 705 m ü. d. M.

Eisenach Prof. Rud. Denhardts Sprachheilanstalt.

Stotterer erhalten eine vollkomm. natürliche Sprache nach dem wissenschaftl. bekannten, mehrfach staatlich ausgezeichneten **„Professor Rudolf Denhardtschen Heilverfahren".**

Prospekt frei durch die **Anstaltsleitung.**

Partenkirchen (Bayer. Hochgeb.) Dr. Wigger's Kurheim.

Sanatorium für innere, Nervenkranke u. Erholungsbedürftige. Modernste sanitäre Einrichtungen, jegl. Komfort. Durch Neubau bedeut. vergrössert. **Kurmitteihaus.** Geschützteste, aussichtsreiche, erhöhte Lage. Gross. Park. Prosp. Das ganze Jahr geöffnet. **Währ. der Kriegsdauer in voll. Betriebe. Kriegsteilnehmern Ermässigung. — Idealer Sommer-Aufenthalt.**

Bad Soden am Taunus

Grösstes Inhalatorium des In- u. Auslandes, 30 Min. von Frankfurt a. M. Radium-Emanatorium; mod. ausgebauter Kurort geg. Erkrankung der **Atmungsorgane, Herzleiden, Rheuma.** 26 Heilquellen. **Naturwarme kohlensaure Sprudelbäder.** Neues mod. Badehaus, medico-mech. Institut. Prosp. d. d. **Kurverwaltung.**

Wiesbadener Kochbrunnen Hauskuren

Nach jedem der letzten Kriege *fanden unzählige Patienten durch* **Hauskuren** *d. sehnsuchtsvoll erhoffte Gesundheit wieder. Bei* **Rekonvalesz.,** *nach* **Blutverlusten,** *zur* **Blutverbesserung. Magen-Darmkrankheiten,** *nach* **Dysenterien.** *Überraschend schnelle Heilerfolge bei* **Gicht, Rheuma, Steinleiden.** *Kochbrunnen-Bäder in Dosen à 1 Bad. Kurbroschüren bereitwilligst d.* **Brunnen-Contor, Wiesbaden.**

(Jedes Feld kostet nur Mk. 17.50 monatlich.)

Empfohlene Hotels

Berchtesgaden Pension Geiger, Bischofswiesen.

Bevorzugte, herrliche freie Lage, reizender Aufenthalt für das ganze Jahr, besonders auch für den Winter geeignet. Besitzer **F. Geiger.**

Wiesbaden Nassauerhof.

Hotel — Badhaus.

Vornehmstes Haus. — **In freier Südlage der Stadt,** gegenüber dem neuerbauten Kurhaus u. Königl. Theater. Badhaus mit direkter Thermalquelle. Man verlange Prospekte von der Direktion: **Fritz Bieger.**

Bäder-u. Reise-Anzeiger

Salzungen (Thüringen).

Solbad u. Inhalatorium. Solquellen von 5 u. 27% Salzgehalt. **Solbäder** mit u. ohne **Kohlensäure, Moorbäder.** Zu Kurzwecken einzigartig eingerichtete **Gradierhäuser,** Gesellschafts- u. Einzel-Inhalationen neuester Systeme. **Pneumatische Kammern. Trinkkur.** — Ausgezeichnete Heilerfolge bei Erkrankungen der Atmungsorgane, Gicht, Rheumatismus, Herz- u. Frauenkrankheiten, Skrofulose, Rachitis etc. — Ausgedehnte Parkanlagen und Waldungen. — Vorzugspreise für Kriegsteilnehmer. — Prospekte durch die **Badedirektion.**

Dr. Bieling, Waldsanatorium Tannenhof, Friedrichroda, Thür. Besonders geeignet für Ruhebedürftige und Kriegsrekonvaleszenten

Digitized by Google

BADEN-BADEN

IM SOMMER.

Wald- und Höhenluft ◆ Kühle Nächte.

Glänzende Heilerfolge der Thermalbäder bei Kriegsverletzungen, Nervenentzündungen, Rheumatismus u. Gicht.

Grossh. Heilanstalten mit allen Kurmitteln. — Bäder u. Kurhaus in vollem Betrieb. — Ermässigungen i. Gebrauch der Bäder u. Kurmittel an Kriegsverwundete u. -kranke. — Inhalatorium.

Konzerte, Theater, Vorträge. — Prachtvolle Spaziergänge. — Bergbahn auf den Merkur (Höhenluft- u. Terrainkuren). — Militärpersonen u. ihre Angehörigen sind kurtaxefrei.

Auskunft und Prospekte durch das Städt. Verkehrsamt.

Neuigkeiten vom Büchertisch.

Die Schriftleitung behält sich den Titelabdruck der eingesandten Bücher in diesem Verzeichnis und die Besprechung einzelner Werke vor. Eine Rückgabe von Rezensionsexemplaren kann in keinem Falle erfolgen.

Neue Bücher unserer Mitarbeiter.

Ambrosius, Ernst. Deutschlands Grenzen im Wandel der Jahrhunderte. Dargestellt in 13 Kartenbildern mit erläuterndem Text. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Burckhardt, Jakob, und Paul Heyse. Briefwechsel. Herausgegeben von Erich Petzet. J. F. Lehmanns Verlag, München.

von Dombrowski, Ernst. Zu Wehr und Ehr'. Vaterländische Dichtungen. Verlag Hippolyt Böhm, Graz.

Verlangen Sie den Prospekt

Gräfl. Stahlbad Liebenstein

Herzheilbad · Thür. Wald.

Das ganze Jahr geöffnet.

Digitized by Google

Das Badner Land

reich an Naturschönheiten, Heilquellen
und Höhenluft-Kurorten.

Führer u. Unterkunfts-Verzeichnis kostenlos durch den Fremdenverkehrs-Verband in Karlsruhe.

Baden-Baden Glänzende Heilerfolge der Thermalbäder bei Kriegs-Verletzungen, Nerven-Entzündungen, Rheumatismus u. Gicht. Grossh. Heilanstalten mit allen Kurmitteln. Bäder und Kurhaus während des ganzen Jahres geöffnet.
Auskunft und Prospekte durch das **Städt. Verkehrsamt.**

Badenweiler 450 m ü. d. Meer. Sommersitz S. K. H. des Grossherzogs von Baden. Altbekanntes Thermalbad und Luftkurort. Einzigartiger Kurpark. Grossh. Markgrafenbad mit Einrichtungen für Heilbäder allerart. Ausgedehntes Wegnetz.
Auskunft und Prospekte durch die **Kurverwaltung.**

Bad Dürrheim bad. Schwarzwald. **Höchstgelegenes Solbad Europas.** — Jährlich über 100000 Bäder. — Zwei staatliche Badehäuser.
Auskunft durch den **Kur- und Verkehrsverein.**

Freiburg i. Br. (Baden), 300 m ü. M., 88000 Einw., eignet sich wegen seiner prachtvollen Lage am Fusse des Schwarzwaldes, sowie ausgezeichneter klimatischer und sanitärer Verhältnisse ganz besonders zur Ansiedelung von Erholungsbedürftigen, Rentnern und Pensionären. Universität. Garnison. Sport.
Auskunft durch den **Verkehrsverein.**

Hornberg (Schwarzwaldb.). Idyllischer Waldkurort, 400–800 m ü. M. Herrliche Tannenwaldungen, 60 km gutgepflegte staubfreie Spazierwege. Besond. geeignet für Frühjahr- u. Sommeraufenthalt. Ausk. u. Prosp. durch den **Kur- und Verkehrsverein.**

Lenzkirch bad. Schwarzwald, 810 m, Bahnstation. Ruhiges, sauberes Städtchen. Tannenwald. Günstige Lage für Ausflüge. Auskunft und Prospekte durch **Verkehrsverein.**

Mannheim die sehenswerte Rhein-Neckarstadt. Verkehrsmittelpunkt Südwestdeutschlands. 225000 Einwohner. Standquartier für Ausflüge nach Bergstrasse, Neckartal, Odenwald, Pfalz. Kunsthalle. Hoftheater. Rosengarten. Berühmte Hafenanlagen.
Führer durch den **Verkehrs-Verein Mannheim.**

Neustadt Höllental), 830 m. Klimatischer Höhenluftkurort. Ausgedehnte Tannenwälder. Höhentouren. **Verkehrsverein.**

Solbad Bad Rappenau Luftkurort u. Sommerfrische, an der Bahnlinie Heidelberg-Meckesheim-Heilbronn-Sophie-Luisen-Bad, unter dem Protektorate I. K. H. der Grossherzogin Luise von Baden. Post, Bahn, 2 Ärzte, 1 Apotheke. Mehrere Gasthöfe und Privatpensionen.
Auskunft erteilt das **Bürgermeisteramt.**

St. Blasien im südl. Schwarzwald, 800 m ü. M. Sommerfrische, Höhenluft, Wald-Jahreskurort. Subalpines Klima. Glänzendste Heilerfolge bei Erkrankungen der Nerven, Atmungsorgane, Herz-, Magen- und Darmleiden, **Kriegserholungsbedürftigen.** Ärztlich geleitete Sanatorien mit allen neuzeitlichen Einrichtungen. Hotels, Fremdenheime und Privatwohnungen. Herrliche Spazierwege mit Alpenfernsicht. Täglich Kraftwagen-Kursfahrten von den Stationen Titisee und Waldshut.
Auskunft und Prospekt durch die **Kurverwaltung.**

Triberg Berühmter Höhenluftkurort, 700—1000 m üb. Meer, mit Deutschlands grössten Wasserfällen. Das Herz des mittleren Schwarzwaldes und Glanzpunkt der grossartigen Schwarzwaldbahn. Prachtvolle, weitausgedehnte Tannenwaldungen. Schwimm-, Luft- u. Sonnenbad. Tennis. Schwarzwälder Gewerbe-Ausstellung. Vortreffliche Heilerfolge bei mancherlei Kriegsverletzungen und Nervenüberreizungen. Preislisten unentgeltlich von der **Städt. Kurverwaltung.**

Villingen Höhenluftkurort, 706 m üb. Meer. Interessante altertümliche Stadt. Bedeutende Altertümersammlung. Prächtiger 4000 ha grosser Stadtwald. Garnison, 13000 Einwohner. Gute Hotels u. Kurhäuser. Auskünfte **Städtisches Verkehrsbureau.**

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Diätet. Kuren nach Schroth** Herrliche Lage Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. Prosp. u. Brosch. frei.
Abteilung f. Minderbemittelte: pro Tag 5 M.

Dr. Teuschers Sanatorium

Oberloschwitz-Weisser Hirsch

f. Nerven-, Herz-, Stoffwechsel-, Magen-, Darmkranke u. Erhol.-Bedürft. b. Dresden.

Wasserbehandlg., Massage, kohlens., aromat., elektr. Bäder u. Behandlg., Diathermie, d'Arsonvalisat., Bergonié, künstliche Höhensonne. **Eingeh. Diät bei Mastkuren, Entfettung, Diabetes, harnsaurer Diathese, chron. Magen- u. Darmstörungen, Arteriosklerose, Anämie usw. Streng individ. Pflege. Kleine Patientenzahl.**

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Ernst, Otto. Semper der Mann. Eine Künstler- und Kämpfergeschichte. L. Staackmann, Leipzig.

Frapan-Akunian, Ilse. Das Mondkind. Zwei Novellen. Hermann Hillger Verlag, Berlin.

Hadina, Emil. Sturm und Stille. Kriegsdichtungen. Selbstverlag des Deutschen Schulvereins, Wien.

Herre, Paul. Geschichtliche Schlaglichter auf den Weltkrieg. Gesammelte Aufsätze. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Hirschberg-Jura, Rudolf. Die Schulbank der Liebe. Roman. Verlag der Wiking-Bücher, Leipzig.

v. Kries, Georg. Aus alten und jungen Tagen. Vaterländische Gedichte. Ernst Elsner, Berlin-Pankow.

Mahling, Fr. Freiheit. Eine Pfingstgabe des Geistes. Fr. Zillessen, Berlin.

Rohrbach, Paul. Woher kam der Krieg? Wohin führt er? Gustav Kiepenheuer, Weimar.

von Zobeltitz, Hanns. Der Große Krieg. Dargestellt in zwei Bänden. Mit zahlreichen Abbildungen und Karten. 1. u. 2. Abteilung. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Neue Bücher.

Amstutz, Ulrich. Hintergaß-Leute im Kriegsjahr 1914. Anspruchslose Geschichten. Orell Füßli, Zürich.

Bächtold, Hermann. Zum Urteil über den preußisch-deutschen Staat. Verlag von Kober, C. F. Spittlers Nachflg., Basel.

Beutinger, E. Die künstlerische Gestaltung der Industriebauten. Dürer-Bund. Georg D. W. Callwey, München.

Baer, Hans. Naturbilder und andere Dichtungen. Karl J. Trübner, Straßburg.

Blüthgen, Victor und Clara. Hinter der Front. Kriegsdichtungen. Mit einer Vertonung. Verlag der Dürrschen Buchhandlung, Leipzig.

Braun, Gustav. Deutschland. Ein geographisches Handbuch. 2 Bände. Gebrüder Borntraeger, Berlin.

Brügge, Walter. Das große Rätsel. Ein internationaler Detektivroman. Verlag des Vereins der Bücherfreunde, Berlin.

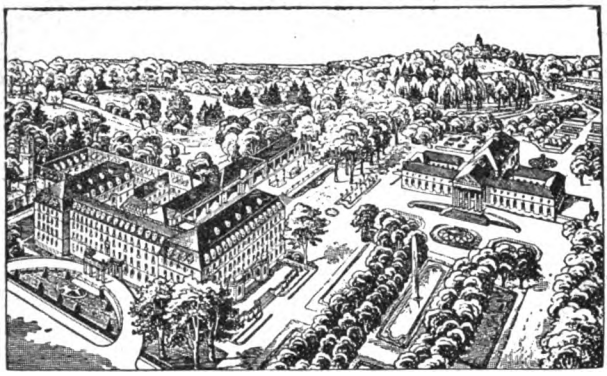
Chittenden, Russell H. Ökonomie in der Ernährung. Deutsch von Hofrat Dr. Suchier. Verlag der Ärztlichen Rundschau Otto Gmelin, München.

von Conring, Friedrich Franz. Mit der Division „Graf Bredow" unter Hindenburg. Erinnerungen eines Landwehr-Kavallerie-Offiziers. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Berlin.

Deckert, Emil. Das Britische Weltreich. Heinrich Keller, Frankfurt a. M.

Eisenring, Georg. Kurze Einführung in die Musikgeschichte für Schüler höherer Lehranstalten und zum Selbststudium. Orell Füßli, Zürich.

Digitized by Google



Rheuma-Bad Aachen

Alkalisch-schwefelhalt. Kochsalzthermen (37,2° C bis 73,4° C.) Weltberühmt seit viel. Jahrhund. als wirksamst. Heilmittel geg.:
Rheuma, Gicht, Ischias, Katarrhe.
Sommer- und Winterkuren. — **Musterhafte neue Kur- und Badeanlagen: Kurhaus, Palasthotel „Aachener Quellenhof" mit ansehl. Badehaus, Trink- u. Wandelhalle.**
Eröffnet Juni 1916 Eröffnet.
Heilmittel: Grosse Anzahl Thermalbäder mit eig. Ruheräumen, Thermal- u. Süsswasserbehandlg., Gesellschaftsbad, Thermaldampfbäder, Hydro-elektr. u. elektr. Lichtbäder, Sand-, Moor- u. Fangobäd., Einzel- u. Rauminhalatorium, schwed. Heilgymnastik, altbewährte Duche-Massage. — (Ansteck. Krankh. werden nicht behandelt.)

Palasthotel „Aachener Quellenhof" Deutschl. vollkommenste Hotelanlage.
Herrliche staubfreie Lage im neuen Kurpark.
Für Feldzugteilnehmer besondere Ermässigungen.
Anzeigen durch d. Act.-Ges. f. Kur- u. Badebetrieb d. Stadt Aachen.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Endres, Fritz. Prinzregent Luitpold und die Entwicklung des modernen Bayern. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.

Engel, H., und Joh. Berninger. Die Nierenleiden, ihre Ursachen und Bekämpfung. Verlag der Ärztlichen Rundschau Otto Gmelin, München.

Engelhardt, Emil. Japans Weltpolitik um den Stillen Ozean. „Globus", Dresden.

Feldpostbriefe eines Fahnenjunkers. Paul Cassirer, Berlin.

Fischer-Dückelmann, Dr. med. Anna. Häusliche Krankenpflege in Kriegszeiten. Süddeutsches Verlags-Institut, Stuttgart.

Frank, Bruno. Der Himmel der Enttäuschten. Novellen. Albert Langen, München.

Franz, W. Shakespeare als Kulturkraft in Deutschland und England. Buchhandlung Kloeres, Tübingen.

Fritzsche, Curt. Die Englandpolitik Friedrich Wilhelms IV. „Globus", Dresden.

Frölich, Richard. Tamulische Volksreligion. Evang.-Luther. Mission, Leipzig.

Gerstenberg, Heinrich. Deutschland, Deutschland über alles! Ein Lebensbild des Dichters Hoffmann von Fallersleben. C. H. Beck, München.

Giese, Fritz. Kulturwende. Wendt & Klauwell, Langensalza.

Graul, Richard. Alt-Flandern. Brabant, Artois, Hennegau, Lüttich, Namur. Bilderband mit rund 200 photogr. Aufnahmen von Städtebildern, Baudenkmälern jeder Art usw. Roland-Verlag (Dr. Albert Mundt), Dachau b. München.

von Grumbkow, Waldemar. Zweierlei Heimat. Gedichte. Xenien-Verlag, Leipzig.

Gruge, Margot. Kultur in den Kriegslazaretten. Dürer-Bund. Georg D. W. Callwey, München.

Haberlandt, G. Über Pflanzenkost in Krieg und Frieden. Vortrag. B. G. Teubner, Leipzig.

Habich, Georg. Die deutschen Medailleure des XVI. Jahrhunderts. Verlag der Münzhandlung A. Riechmann & Co., Halle a. S.

Hellwig, Albert. Der Laienrichter in Strafsachen. Ein Leitfaden für Schöffen und Geschworene. Volksvereins-Verlag G. m. b. H., M.Gladbach.

Helmke, F. Rassenfragen des Weltkrieges. Sis-Verlag, Zeitz.

v. Hoffmann, Geza. Krieg und Rassenhygiene. Die bevölkerungspolitischen Aufgaben nach dem Kriege. J. F. Lehmann, München.

Hopfen, Hans. Übergangen. Roman. Hermann Hillger, Berlin.

Jacot Des Combes. Allerhand Verse. Orell Füßli, Zürich.

Bad Hall in Oberösterreich.

Jodbrombad ersten Ranges. Älteste und heilkräftigste Jodquelle in Europa. Besonders geeignet gegen **Skrofulose, Frauenleiden, Gicht, Rheumatismus, Arteriosklerose** usw. Angenehmster Aufenthalt für Verwundete und Rekonvaleszente. Saison 1. Mai bis 1. Oktober. Auskünfte und Prospekte: **Direktion der Landeskuranstalten in Bad Hall. — Sanatorium Dr. v. Gerstel;** ganzjährig.

Sooden

4 radiumhaltige Solquellen.
Bewährtes Heilbad bei: Katarrhen der Atmungsorgane, Herzleiden, Blutarmut, Frauenkrankheiten, Rheumatismus, Gicht, Skrofulose, Rachitis Rückständen von Influenza, Lungen- u. Rippenfellentzünd.
Bahnlinie Göttingen-Bebra. o Geschützte herrliche Lage inmitten ausgedehnter Gebirgswaldungen. o Solbäder aller Art. Inhalationen. Gradierwerke. Pneumatische Apparate u. Kammern. Trinkkuren. **Auskunft und Prospekte durch die Badeverwaltung.**

-Werra

Jungborn im Harz

Rudolf Just's Kuranstalt unweit Bad Harzburg, = Post Stapelburg. =
Älteste und grösste Naturheilanstalt ihrer Art in Deutschland. Geschützte Lage, milde Kur. — **Ärztliche Leitung.** — Überraschende Heilerfolge bei allen Krankheitsarten. — Illustrierter Prospekt und Jungborn-Blätter unentgeltlich. — **Lehrbuch:** Adolf Just, Die naturgemässe Heilweise in kurzer Darstellung, 1.80 Mk. postfrei.

Krankenfahrstühle
für Strasse und Zimmer.
Selbstfahrer, Tragstühle, Krankenmöbel, *Katalog frei.*
Köhler Comp., Hofl., Heidelberg.

Chr. Tauber
Photo-Haus
Wiesbaden V.

Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Illustr. Preisliste Nr. 30 kostenl. Direkter Versand nach allen Weltteilen

Emser-Wasser

gegen
Katarrhe Husten Heiserkeit
Verschleimung, Magen-, Darm- und Blasenleiden Influenza Gicht

Neuer Frauenberuf.
Ausbildung als Chemikerin für Zuckerindustrie etc. in der staatl. konz. **Fachschule für Zuckerindustrie in Dessau 213.** Nächster Kursus: 3. Okt. **Prospekte frei.**

Für **Zuckerkranke** und
Nierenleidende
Dr. J. Schäfer's physiol. Nährsalze
ohne Diätzwang, ärztl. empfohlen. Preis M. 3.— u. 4.50.
Zu haben in Apotheken und bei
Dr. Julius Schäfer, Barmen 10, Wertherstr. 91.
Belehr. Broschüre gratis.

Digitized by Google

Insekten-Schutzhaube „Ideal“ D. R. G. M.

Für unsere Helden im Felde!

Aus feldgrauem Tüll mit abgerund. Stahlreifen. Schleier stets vom Gesicht abstehend. Beim Schlafen im Felde unentbehrlich.

Preis das Stück M. 3.50.

Einfache Ausführung mit 2 Reifen M. 2.25.

Versand gegen Nachn. od. Voreinsendung.

Naumann Hermann,
DRESDEN-A., Prager Strasse 54.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Jungnickel, Max. Vom Frühling und allerhand. Mit Bildern von Walo von May. Verlag Hermann A. Wiechmann, München.

Kalisch, Helene. Charlotte Klinger. Roman. Ullstein & Co., Berlin.

Knies, Richard. Karl Ernst Knodt. Eine literarische Charakterskizze. Müller & Fröhlich, München.

Knodt, Karl Ernst. Lösungen und Erlösungen. Gedichte. Müller & Fröhlich, München.

— „Lichtlein sind wir.“ Eine Auslese aus allen Liederbänden. Jubiläumsausgabe zum 6. Juni 1916 (60. Geburtstag). Ebenda.

Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier. Heft 15—17. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Kurtz, Wilhelm. Dann kam der Krieg. Novellen. Xenien-Verlag, Leipzig.

Lange, Carl. Meinen Kameraden. Kriegsgedichte. Buchhandlung John & Rosenberg, Danzig.

Lhotzky, Heinrich. Geld oder Leben? Ein Buch für Deutsche. J. Engelhorns Nachfg., Stuttgart.

Linck, Otto. Aus den Jahren. Gedichte. Buchhandlung Kloeres, Tübingen.

Linde, Paul. Hallo, Tommy, komm zur Armee! Humoristischer Roman. Richard Mühlmann, Halle (Saale).

Lott, Lo. Das Tor der Welt. Hamburger Roman. Carl Reißner, Dresden.

Mammen. Die Produktionsfaktoren Natur, Arbeit und Kapital. „Globus“, Dresden.

Mayr, Hans. Bayrische Wanderschaft. Albert Langen, München.

Mehrmann, Karl. Der diplomatische Krieg in Vorderasien. Unter besonderer Berücksichtigung der Geschichte der Bagdadbahn. Verlag: Das Größere Deutschland, Dresden.

Merzenich, Friedel. Das Tor der Wünsche. Roman. Ullstein & Co., Berlin.

von Mühlau, Helene. Katrinchen. Roman. Egon Fleischel & Co., Berlin.

Müller, Karl. An der Kampffront in Südtirol. Kriegsbriefe eines neutralen Offiziers. (Aus den Tagen des großen Krieges.) Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.

Natorp, Paul. Krieg und Friede. Dürer-Bund. Georg D. W. Callwey, München.

Nietzsche, Friedrich. Gedichte und Sprüche. Alfred Kröner, Verlag, Leipzig.

Oberfahren, Ernst. Französische Bestrebungen zur Verdrängung des deutschen Handels. Gustav Fischer, Jena.

mit

ERNEMANN FELD-KAMERAS

DIE BESTEN ERFOLGE AUF ALLEN KRIEGSSCHAUPLÄTZEN. BEZUG DURCH ALLE PHOTOHANDLUNGEN. PREISLISTE KOSTENFREI

HEINR. ERNEMANN A.G. DRESDEN 169

PHOTO-KINO-WERKE. OPTISCHE ANSTALT.

Darlehen

an Private gewährt die Spezial-Abteilung des **Bankgeschäfts Hermann Neumann,** *EISENACH, Waldhausstrasse 8.*

KARL FOERSTER

Bornim b. Potsdam-Sanssouci.

Grosskultur u. Versand moderner und altmodischer winterharter

Blütenstauden u. Rankgewächse.

Bilderreiches Auswahlheft 1916 bewährtester Neuheiten frei.

Pflanzzeit März–Mai oder Sept.–Nov.

Dr. Fr. Schoenfeld & Co Düsseldorf.

- Feinste Künstler-Ölfarben
- Skizzen-Ölfarben
- Temperafarben
- Wasserfarben
- Wasserfeste Tuschen

Maltuch.
Alle Mal- und Zeichengerätschaften.

Malen und Zeichnen

erlernt man ohne Aufgabe des Berufs, ohne Wechsel des Aufenthalts und ohne Einschränkung der sonstigen Pflichten nach unserem neuartigen, erfolgreichen und glänzend begutachteten Lehrsystem. Trotzdem persönlich ein Lehrer oder Künstler nicht in Anspruch genommen werden braucht, unterliegen die anzufertigenden Studienarbeiten, die im eigenen Heim während der freien Zeit erledigt werden können, dennoch einer ständigen Korrektur durch Künstler. Nach erfolgtem Studium bestehen gute Aussichten auf gewinnbringende Beschäftigung. Verlangen Sie kostenlos ausführlichen illustrierten Prospekt

Mal- u. Zeichen-Unterricht G. m. b. H.

Berlin W. 9, Abt. J. K., Linkstraße 12.

Salit das Einreibemittel

Rheumatische Schmerzen, Hexenschuß, Reißen.
In Apotheken:
Fl. M 1,40; Doppelfl. M 2,40.

Digitized by Google

Musik-Instrumente für Orchester, Schule u. Haus.

Spez.: Geigen. Eigene Ateliers.

Preisliste frei

Jul. Heinr. Zimmermann
Leipzig, Querstrasse 26/28.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg.
Seit 1895: **330 Einjährige, 204 Primaner.**
(7/8. Kl.) **Einzelbehandlg.** Arbeitsstunden.
Sport, Spiel. Wandern. **Familienheim.**

Einmal erprobt, immer verlangt
Für Feinschmecker:
Lobeck's.
Firma gegr. 1838
Marke: Dreiring
CHOCOLADE CACAO DESSERT
Hofl. Sr. Maj. d. Königs v. Sachsen

Zwei neue Bände der Sammlung „Aus den Tagen des grossen Krieges":

3000 Kilometer mit der Garde-Kavallerie.
Von
Hofprediger Dr. Vogel
Felddivisionspfarrer der Garde-Kavallerie-Division.
Preis 1 Mark 50 Pf.

An der Kampffront in Südtirol.
Kriegsbriefe eines neutralen Offiziers
von
Karl Müller
Oberst der Schweizer Infanterie.
Preis 1 Mark.

Versäumen Sie nicht, sich diese beiden neuen Bücher von Ihrem Buchhändler vorlegen zu lassen.

oooooooooooooo **Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.** oooooooooooooo

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Ohorn, Anton. Der Mohr von Jena und andere Erzählungen. Hermann Hillger Verlag, Berlin.

v. Oertzen, Elisabeth. Wir auf dem Lande. Hinterpommersche Bilder aus der Kriegszeit. Martin Warneck, Berlin.

Ottmann, Franz, und Franz Kobler. Völkerfrühling in Österreich. Wilhelm Braumüller, Wien.

Paafche, Hans. Fremdenlegionär Kirsch. Eine abenteuerliche Fahrt von Kamerun in den deutschen Schützengraben in den Kriegsjahren 1914/15. August Scherl, G. m. b. H., Berlin.

Paul, Missionsdirektor D. Vom Missionsfeld vertrieben. Ein Kriegserlebnis der Leipziger Mission. Verlag der Evang.-luth. Mission, Leipzig.

Perutz, Leo, und Paul Frank. Das Mangobaumwunder. Eine unglaubwürdige Geschichte. Albert Langen, München.

Petersen, Elly. Das neue Gartenbuch für Kriegs- und Friedenszeiten. Ein Buch vom ertragreichen Gartenbau für Anfänger. Der Gelbe Verlag, Dachau b. München.

— Kochbuch 1916. So kocht man gut und billig für drei Personen. Ein Kriegskochbuch auch für fleisch- und fettlose Tage. Ebenda.

Raché, Dr. Paul. Wofür kämpfen die Engländer? Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

v. Raesfeld, Ferdinand. Hirschbrunn. Eine Erzählung aus dem Wald. Paul Parey, Berlin.

Ratzka, Clara. Blaue Adria. Eine Symphonie der Jugend. Egon Fleischel & Co., Berlin.

Reimann, Hans. Die schwarze Liste. Ein heikles Bilderbuch. Kurt Wolff, Leipzig.

Reiner, Julius. Friedrich Nietzsche, der Immoralist und Antichrist. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Reith, Wigbert. Fürs deutsche Herz! Kriegsgedichte. B. Kühlen, M.Gladbach.

St. Reymont, Ladislaus. Der Vampir. Roman. Übersetzung von Leon Richter. Albert Langen, München.

Richter, Paul Friedrich. Gesundheitspflege der Nieren und Harnorgane. Max Hesses Verlag, Leipzig.

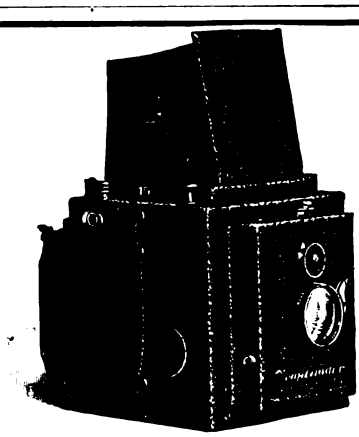
von Rüdglfch, Emmy, und Hans Braun. Unterm Roten Kreuz. Erlebnisse und Schilderungen. (Aus dem Völkerkrieg 1914/16. IV.) Moritz Schauenburg, Lahr (Baden).

Schaer, Wilhelm. Kerstorf. Roman. Verlag der Viking-Bücher, Leipzig.

Scherer, Franz Wolfram. „Lacrimosa" und andere Erzählungen. Hans Hübner Verlag, Hannover.

— Die Fraue von Ingelheim. Ein Roman vom Chiemsee aus der Zeit Karls des Großen. Ebenda.

Schmale, Fr., und H. Nebelung. Zwischen Schule und Heeresdienst. Die militärische Vorbildung der Jungmannen in Jugendwehr, Verein und Fortbildungsschule. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig.



Voigtländer

Letzte Neuheit:

Spiegel-Reflex-Kamera
4½ × 6 cm
mit Compound-Verschluss.
Preisliste umsonst und postfrei.
Voigtländer & Sohn, A.-G., Braunschweig.

Digitized by Google

1916 **München** 1916

Jahres-Ausstellung

im Königl. Glaspalast.

Vom 1. Juli ab täglich geöffnet.

Die Münchener Künstler-Genossenschaft.

Briefmarken

Auswahlen nach Fehlilsten.

Vorzugspreisliste gratis.

Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz 33V.

Seelenrätsel.

Wie der Verfasser Charakter, intime Züge **brieflich** nach Hdschr. beurteilt: **diese** Art ist (sogar in Kritiken über seine Bücher) als seelische **Einfühlung mit** anerkannt, fern von „Schriftdeutg.". **Prospekt** frei. Paul Liebe, München W. 12.

in Pillenform,
ein ganz vorzügliches, überall anerkanntes Mittel zur Förderung der Gesundheit und Genesung, insbesondere nach ***Blutverlusten*** *und* ***Schwächezuständen.***

Zu haben in allen Apotheken.
Man achte auf die Originalmarke ***Krewel.***

Vorzügliches Mittel gegen Blutarmut und Bleichsucht.

Harmoniums von 46 bis 2400 Mark. Bes. auch von jedermann ohne Notenkenntnis sofort 4stimm. spielbare. Illustr. Kat. umsonst. **Aloys Maier,** Hof., **Fulda.**

Neueste Liste 22 Katalog.
KRIEGS-BRIEFMARKEN
Berliner Briefmarken-Zeitung
Probeheft gratis
Philipp Kosack & Co., Berlin C. 2.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Schoßleitner, Karl. Wirf weg, damit du nicht verlierst! Kriegsgedichte. Max Swatschek, Salzburg.

Schrott-Pelzel, Henriette. Doktor Urthaler. Tiroler Roman. Martin Warneck, Berlin.

Schulten, Adolf. Spanien und Deutschland. B. G. Teubner, Leipzig.

Schütz, Julius Franz. Die goldene Westfahrt. Gedichte. H. Bachmann-Gruner, Männedorf (Schweiz).

Segesser von Brunegk. Kein Überwinder außer Gott! Trauerspiel. E. Pierson, Dresden.

Stein-Landesmann, Alice. Zwei Frauen. Novelle. Hermann Hillger Verlag, Berlin.

Stock, Max. Mehr Schularbeit — weniger Schularbeiten! Mit einem Vorwort von Dr. Th. Lenschau. Gerhard Stalling, Oldenburg i. Gr.

Thoma, Ludwig. Das Aquarium und anderes. Skizzen. Albert Langen, München.

Traub, Gottfried. Heimatsieg. J. Engelhorns Nachfg., Stuttgart.

v. Trentini, Albert. Unser Verhältnis zu Italien. Dürer-Bund. Georg D. W. Callwey, München.

Ude, Dr. Johann. Brotnot! Milchnot! — Warum? Verlag „Volksheil", Graz.

— Die Verwahrlosung der Jugend. Ebenda.

Vaërting, M. Der Tod des Prinzen von Vitala. Drama. Hermann Krüger, Berlin W.-Zehlendorf.

Vogel, Hofprediger Dr. 3000 Kilometer mit der Garde-Kavallerie. (Aus den Tagen des großen Krieges.) Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig

Vowinckel, Ernst. Der falsche Prophet. Tragödie. Leonhard Simion Nachfg., Berlin.

— Die göttliche Antwort. Tragödie. Ebenda.

— Die graue Wolke. Zwei Novellen. Ebenda.

— Echo der Stille. Gedichte aus der Kriegszeit. Ebenda.

Wagenfeld, Karl. Der Antichrist. Gedichte. J. Schnell'sche Verlagsbuchhandlung, Warendorf i. W.

Walter, Gustav. Mücken und Tücken. Xenien-Verlag, Leipzig.

Warstat, Willi. Das Erlebnis unserer jungen Kriegsfreiwilligen. F. A. Perthes, A.-G., Gotha.

Weber-Robine, Friedrich. Kampfgenosse Kunst. Merkblätter-Verlagsgesellschaft für Kunst und Wissenschaft, Berlin-Wilmersdorf.

Wirth, Albrecht. Deutsche Geschichte für das deutsche Volk. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Wohlgemuth, Otto. Du bist das Land . . . Kriegsdichtungen des Bergmanns. J. Schnell'sche Verlagsbuchhandlung, Warendorf i. W.

Digitized by Google

ROBERT FRICKE

LEIBNIZ-KEKS

H·BAHLSENS
KEKS-FABRIK
HANNOVER

Für die Anzeigen verantwortlich: G. Schräpler in Leipzig, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Neuenahr

gegen Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Blasenleiden — Gallensteine — Zuckerkrankheit — Gicht — Rheumatismus — Katarrh. ⊕ Erholung nach Kriegsverletzungen, Kriegskrankheiten und deren Folgezuständen.

Trink- und Thermal-Badekur.

Wohnung im

Kurhotel

und in vielen andern Hotels, Pensionen und Privathäusern. Kurhotel, einziges Hotel mit Thermalbädern aus den Heilquellen des Bades, grosser Erweiterungsbau mit allen Einrichtungen der Hotelkunst.

Für Hauskuren:
Versand des Neuenahrer Sprudels nach neuem Füllverfahren.

Werbeschriften und alle Auskünfte umsonst und portofrei durch die Kurdirektion Bad Neuenahr, Rheinland.

Ein Gesundbrunnen

für Nervöse, Genesende, durch Verwundung oder Strapazen Geschwächte sind

Pinofluol

Fichtennadel-Kräuter-Bäder in Tabletten

SCHUTZMARKE PINOFLUOL

12 Bäder M. 3.- in Apotheken, Drogerien, Parfümerien
Man verlange ausdrücklich Pinofluol in Tabletten

Gratismuster und viele Gutachten durch die Pharmakon-Gesellschaft Chemische Fabrik Frankfurt a.M.

Digitized by Google

Automobile
Flugmotoren

Hervorragende deutsche Qualitätsarbeit.

BENZ & CIE. Rheinische Automobil- u. Motorenfabrik A.-G. **MANNHEIM.**

Verkaufsstellen an allen grösseren Plätzen.

Digitized by Google

Schwächliche, Blutarme, Nervöse, Rekonvaleszente, durch Verwundung oder Strapazen Heruntergekommene

finden in

Dr. Hommel's Haematogen

ein energisches, von Tausenden von Ärzten glänzend begutachtetes **Kräftigungsmittel.**

So sieht die richtige Packung aus

Warnung! Wir warnen vor Fälschungen, die mit dem Namen Hommel oder Dr. Hommel Missbrauch treiben. Man verlange daher ausdrücklich das echte **Dr. Hommel's** Haematogen!

Verkauf in Apotheken u. Drogerien. *Preis per Flasche Mk. 3.30.*

Aktien-Ges. Hommel's Haematogen, Zürich.

Generalvertreter für Deutschland: Gerth van Wyk & Co., Hanau a. M.

Jetzt kann ich getrost in's
Feld hinaus,
Du hast ja die PFAFF-Maschine
im Haus;
Die schützt Dich vor Mangel
und schützt Dich vor Not,
Schafft Dir und den Kindern
das tägliche Brot.
Ade und lasst es Euch gut
ergehn,
So Gott will, auf fröhliches
Wiedersehn.

L. S.

DB-P

Mit der PFAFF-Näh-maschine bist Du gut versorgt

G. M. PFAFF
Nähmaschinen-Fabrik,
Kaiserslautern
Rheinpfalz.

Digitized by Google

Moment-Ultrarapid- u. farbenempfindliche Viridin-Platten für die Landschafts- u. Porträt-Photographie.

Bromsilber-, Celloidin-, Aristo-, Gaslicht-Papiere u. Postkarten.

Gebrauchsfertige Chemikalien in flüssiger, Patronen- und Tablettenform.

Schleussner-

Belichtungs-Ermittler Diskus Preis 70 Pfg.

Photo-Platten

Photo-Papiere

Photo-Chemikalien

Preisliste und Lieferung durch alle Photo-Händler oder von der

Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft, Frankfurt a. Main 60.

Schleussner-Photo-Hilfsbuch. I. Teil: Das negative Bild. Preis 1 Mark. II. Teil: Das positive Bild. Preis 1 Mark.

Salzschlirfer Bonifazius gegen Gicht

Kurzeit 1. Mai bis 1. Oktober

Auskunft durch die Kurverwaltung Bad Salzschlirf.

Digitized by Google

Schwächliche, Blutarme, Nervöse, Rekonvaleszente, durch Verwundung oder Strapazen Heruntergekommene

finden in

Dr. Hommel's Haematogen

ein energisches, von Tausenden von Ärzten glänzend begutachtetes **Kräftigungsmittel.**

So sieht die richtige Packung aus

Warnung! Wir warnen vor Fälschungen, die mit dem Namen Hommel oder **Dr.** Hommel Missbrauch treiben. Man verlange daher ausdrücklich das echte **Dr. Hommel's** Haematogen!

Verkauf in Apotheken u. Drogerien. *Preis per Flasche Mk. 3.30.*

Aktien-Ges. Hommel's Haematogen, Zürich.
Generalvertreter für Deutschland: **Gerth van Wyk & Co.,** Hanau a. M.

Wybert TABLETTEN

schützen bei Wind und Wetter vor Erkältungen und lindern Husten und Katarrh. Als durstlöschendes Mittel leisten sie unschätzbare Dienste. Senden Sie daher Ihren Angehörigen an die Front Wybert-Tabletten. Diese sind unseren Kriegern eine hochwillkommene

Liebesgabe

Feldpostbriefe
mit 2 oder 1 Schachtel Wybert-Tabletten kosten in allen Apotheken und Drogerien Mark 2.– oder Mark 1.–

Digitized by Google

Asbach „Uralt"

alter deutscher Cognac

Brennerei: Rüdesheim am Rhein

Weitere beliebte Marken: Asbach „Alt" u. Asbach „Privatbrand".

Verkaufsstelle für Österreich:
Kaiserlich Königliche Hof-Apotheke, Wien I, K. K. Hofburg.

Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google